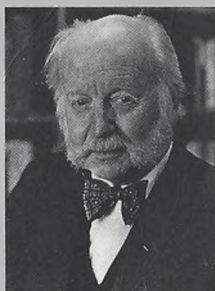




Gordon A. Craig
**DEUTSCHE
GESCHICHTE
1866 – 1945**

beck^{ische}
reihe



Gordon A. Craigs erfolgreiches Buch – »Deutsche Geschichte 1866 - 1945« – ist eine umfassende Darstellung nicht nur der Geschichte von Staat, Gesellschaft und Wirtschaft, sondern auch der Entwicklung von Erziehung und Kultur vom Kaiserreich bis zur Epoche des Nationalsozialismus.

»... ein Lesevergnügen, was man von vielen der heute modischen Geschichtsanalysen und Geschichtsdeutungen nicht immer sagen kann... Alles wird lebendig, keine Person tritt auf, ohne knapp und einprägsam charakterisiert zu werden, das vergessene politische und diplomatische Intrigenspiel von einst wird wieder spannend gemacht und die ungeheure Detailfülle ist mit Meisterhand arrangiert und komponiert, so daß der Leser nie den Überblick verliert.«
(*Sebastian Haffner, Die Zeit*)

Verlag C.H.Beck

ISBN 3-406-42106-7



9 783406 421068 85 234.--

Gordon Craigs Buch gehört zu den bedeutendsten Werken, die je zur deutschen Geschichte zwischen der Entstehung und dem Ende des deutschen Nationalstaates geschrieben wurden. Der Historiker Fritz Stern hat das in eine prägnante Formulierung gefasst, als er in der *Zeit* von Craigs «meisterhafter Historiographie» sprach.

Gordon Craig erzählt die Geschichte der geeinten deutschen Nation, deren Entstehung auf den Norddeutschen Bund von 1866 zurückgeht und die mit der Eroberung Berlins durch die Sowjets im Jahre 1945 und der Kapitulation der deutschen Wehrmacht aufhörte zu existieren. Die dargestellte Epoche umfasst nur ein Dreivierteljahrhundert, während der sich die Wirklichkeit Deutschlands – und nicht nur Deutschlands – jedoch auf dramatische Weise wie nie zuvor verändert hat. Neben der Geschichte von Staat, Gesellschaft und Wirtschaft geht der Autor auch auf die Entwicklung von Erziehung und Kultur ein. Das Buch ist trotz seines Umfangs ein ungetrübtes Lesevergnügen für alle, die sich mit der Geschichte Deutschlands vertraut machen möchten.

Gordon A. Craig, emeritierter J.E. Wallace Sterling Professor für Geisteswissenschaften an der Universität Stanford, seit 1962 Honorarprofessor an der Freien Universität Berlin, Mitglied der American Historical Association und Ehrenmitglied des Münchner Historischen Kollegs, hat für seine Werke zur deutschen Geschichte zahlreiche Auszeichnungen erhalten. Unter anderem den Historikerpreis der Stadt Münster für sein Werk «Deutsche Geschichte 1866-1945». Er ist Mitglied des Ordens «Pour le mérite».

Gordon A. Craig

Deutsche Geschichte **1866-1945**

**Vom Norddeutschen Bund
bis zum Ende des Dritten Reiches**

Verlag C.H. Beck

Aus dem Englischen übersetzt von Karl Heinz Siber
Der Übersetzung liegt folgende Ausgabe zugrunde:
Gordon Alexander] Craig, Germany 1866-1945.
© Oxford University Press 1978
Lizenzausgabe mit freundlicher Genehmigung der
Oxford University Press, Oxford

J. R. S.
AMICO OPTIMO
QUI HUNC LIBRUM
CONSILII SEMPER SUIS
AUXIT ORNAVIT
G. A. C.

Die Deutsche Bibliothek – CIP-Einheitsaufnahme

Craig, Gordon A.:

Deutsche Geschichte 1866-1945: vom Norddeutschen Bund bis zum Ende des
Dritten Reiches / Gordon A. Craig. [Aus dem Engl. übers. von Karl Heinz
Siber]. – 2. durchges. Aufl. in der Beck'schen Reihe. – München: Beck, 1999
(Beck'sche Reihe; 1306)

Einheitssacht.: Germany 1866-1945 <dt.>

ISBN 3 406 42106 7

ISBN 3 406 42106 7

Dieses Werk liegt auch als gebundene Ausgabe (zuletzt 1996) im Verlag

C. H. Beck, München, vor

Zweite, durchgesehene Auflage in der Beck'schen Reihe 1999

Umschlagentwurf: Groothuis + Malsy, Bremen

Umschlagabbildung: Das Reichstagsgebäude in Berlin

(Süddeutscher Verlag, München)

Für die deutsche Ausgabe

© C. H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung (Oscar Beck), München 1980

Gesamtherstellung: C. H. Beck'sche Buchdruckerei, Nördlingen

Gedruckt auf säurefreiem, alterungsbeständigem Papier

(hergestellt aus chlorfrei gebleichtem Zellstoff)

Printed in Germany

Inhalt

| | |
|---|-----------|
| Einleitung | 11 |
| I. Die Einigung Deutschlands 1866-1871 | 15 |
| 1. Das Ende des preussisch-österreichischen Krieges. . | 17 |
| 2. Das Indemnitätsgesetz und die Beilegung des preussischen Verfassungskonflikts | 21 |
| 3. Der Norddeutsche Bund, das Problem der süddeutschen Staaten und das Verhältnis zu Frankreich 1866-1869 | 26 |
| 4. Die Kandidatur der Hohenzollern für den spanischen Thron und der Ausbruch des Deutsch- Französischen Krieges | 37 |
| 5. Zivil-militärischer Konflikt, Kriegsziele und die Proklamation des Deutschen Reichs | 44 |
| 6. Reaktionen auf den Sieg | 52 |
| II. Das institutionelle Gefügedes Reichs | 55 |
| 1. Die nationalen Exekutivorgane und die Rechte der Bundesstaaten | 56 |
| 2. Grenzen der demokratischen und parlamentarischen Kontrolle..... | 61 |
| 3. Krone, Heer und Parlament | 67 |
| 4. Das Amt des Reichskanzlers – seine Machtbefugnisse und Schwachstellen | 72 |
| 5. Symbole der nationalen Einheit und Probleme der nationalen Identität | 73 |
| III. Die Konsolidierung des Reichs: Politik und Wirtschaft 1871-1879 | 80 |
| 1. Die Periode der nationalliberalen Vorherrschaft 1871-1873 | 81 |
| 2. Bismarck, die Nationalliberalen und der Kampf gegen die katholische Kirche | 89 |

| | |
|---|------------|
| 3. Die Gründerzeit, der Wirtschaftskrach von 1873 und das Wiederaufleben des Antisemitismus..... | 99 |
| 4. Interessengruppen, Zollpolitik und der Umschwung in der politischen Konstellation 1873-1879 | 106 |
| 5. Wirtschaftliche und politische Folgen..... | 120 |
| IV. Ideologie und Interesse: | |
| Die Grenzen der Diplomatie 1871-1890 | 123 |
| 1. Konservative Solidarität und die Kriegsgefahr von 1875 .. | 125 |
| 2. Balkankrise, Berliner Kongress und die Anfänge des Bismarckschen Bündnissystems 1875-1882. ... | 132 |
| 3. Propagierung und Gründung eines deutschen Kolonialreichs..... | 140 |
| 4. Spannungen im Bündnissystem: Bulgarien und die eigenmächtige Politik der deutschen Militärs 1885-1888 .. | 148 |
| 5. Ausenministerium und Diplomatischer Dienst unter Bismarck..... | 159 |
| V. Der Feldzug gegen die Sozialdemokratie und Bismarcks Sturz 1879-1890 | 166 |
| 1. Das Gesetz von 1878 und die Widerstandstaktiken der Sozialisten..... | 170 |
| 2. Sozialversicherungsgesetze, christlicher Sozialismus, Antisemitismus und die Wahlen von 1881 | 176 |
| 3. Die Ära Puttkamer in Preussen: Reformen in Bürokratie und Heer | 183 |
| 4. Thronfolgerfrage und das Kartell 1884-1887 | 190 |
| 5. Sozialistengesetz, Staatsstreichpolitik und die Entlassung des Kanzlers..... | 197 |
| 6. Reaktionen im deutschen Volk auf die Entlassung des Kanzlers | 205 |
| VI. Religion, Erziehung und Kunst | 207 |
| 1. Die Kirchen | 208 |
| 2. Das Schulwesen | 214 |
| 3. Die Universitäten | 220 |
| 4. Professoren, Studenten und die akademische Freiheit | 226 |

| | |
|---|-----|
| 5. Die Frauen..... | 235 |
| 6. Künstler und Gesellschaft: Innerlichkeit, Entfremdung und apokalyptische Vision | 242 |
| VII. Der neue Kurs und die Schwächung der europäischen Position Deutschlands 1890-1897 . | 252 |
| 1. Wilhelm II..... | 253 |
| 2. Der Bruch mit Russland und seine Folgen..... | 258 |
| 3. Konflikte: Kongo, Samoa, Schimonoseki, Transvaal | 268 |
| 4. Öffentliche Meinung und Aussenpolitik | 276 |
| VIII. Politische Parteien, Interessengruppen und das Versagen des Reichstags 1890-1914 | 279 |
| 1. Caprivi und der Autoritätsschwund der Regierung..... | 280 |
| 2. Hohenlohe und die Arbeiterklasse: Umsturz- und Zuchthausvorlage 1894-1900..... | 289 |
| 3. Die Sozialdemokratische Partei: Gewerkschaftliche Orientierung und Revisionismus..... | 294 |
| 4. Bülow und der Reichstag: Sammlungspolitik, Finanz- probleme und die <i>Daily-Tele graph</i> -Affäre 1900-1909 | 300 |
| 5. Bethmann Hollweg – das Parteiensystem in der Sackgasse 1909-1914 | 314 |
| IX. Welt- und Flottenpolitik und der Weg in den Krieg 1879-1914 | 330 |
| 1. Tirpitz' Flottenprogramm und das Verhältnis zu Gross- britannien..... | 331 |
| 2. Schlieffen und Moltke: Strategische Planungen und Entscheidungen..... | 342 |
| 3. Bethmann Hollweg, der Rüstungswettlauf und die Krise von 1914 | 351 |
| 4. Die Frage nach den Verantwortlichen | 365 |
| X. Der Grosse Krieg 1914-1918..... | 367 |
| 1. Feldzüge, Diplomatie, Wirtschaft 1914-1915..... | 369 |
| 2. Kriegsziele: Die expansionistischen Gruppen und Bethmann Hollweg | 387 |

| | |
|--|-----|
| 3. Die Machtübernahme von Hindenburg/Ludendorff und die Entlassung Bethmanns 1916-1917 | 396 |
| 4. Die letzte Kriegsphase | 415 |
| 5. Die Verantwortlichen für die Niederlage | 426 |
| | |
| XI. Von Kiel bis Kapp: | |
| Die missglückte Revolution 1918-1920 | 427 |
| 1. Das Ende der Monarchie | 427 |
| 2. Die Unterdrückung der extremen Linken..... | 433 |
| 3. Verfassung, Öffentlicher Dienst, Justiz und Erziehungssystem | 447 |
| 4. Der Versailler Vertrag und der Kapp-Putsch | 458 |
| 5. Die Wahlen vom Juni 1920 | 467 |
| | |
| XII. Reparationen, Inflation und die Krise von 1923 . | 469 |
| 1. Von Spa bis zur Ruhrbesetzung..... | 470 |
| 2. Inflation: Wirtschaftliche und soziale Folgen | 483 |
| 3. Stresemann als Kanzler und die Krisen in Dresden, Hamburg und München | 492 |
| 4. Innere Konsolidierung | 504 |
| | |
| XIII. Weimarer Kultur | 506 |
| 1. Der Geist der Moderne: Das experimentelle Theater, das Bauhaus und die Neue Musik | 507 |
| 2. Lebensformen und Sitten | 514 |
| 3. Die Intellektuellen und die Republik: Expressionisten und Vertreter der Neuen Sachlichkeit..... | 517 |
| 4. Die Rechtsintellektuellen | 524 |
| 5. Massenunterhaltung: Film, Rundfunk, Sport | 534 |
| | |
| XIV. Parteipolitik und Aussenpolitik 1924-1930 | 537 |
| 1. Parteien, Koalitionen und Kabinette..... | 538 |
| 2. Stresemanns aussenpolitische Erfolge und ihr Preis . | 551 |
| 3. Das Kabinett Müller und die Krise der Parlamentarischen Demokratie | 565 |
| | |
| XV. Das Ende von Weimar | 576 |
| 1. Die Regierung Brüning und die Wahl vom September 1930 | 576 |

| | | |
|--------|---|-----|
| 2. | Der Nationalsozialismus: Der Führer und die Partei | 586 |
| 3. | Das Streben nach aussenpolitischen Erfolgen und der Sturz Brüning's | 597 |
| 4. | Die Regierung Papen | 604 |
| 5. | Das Scheitern von Schleichers grossem Plan | 610 |
| XVI. | Die Nazidiktatur: Instrumente der Macht | 615 |
| 1. | Die Festigung der Macht: Reichstagsbrand und Ermächtigungsgesetz | 617 |
| 2. | Die Gleichschaltung | 625 |
| 3. | Partei und Staat: Kompetenzkonflikte, Misshelligkeiten und die SS | 638 |
| XVII. | Die nationalsozialistische Revolution: Wirtschaftliche und gesellschaftliche Entwicklungen | 652 |
| 1. | Die wirtschaftliche Erholung: Leistungen und Probleme 1933-1936 | 652 |
| 2. | Der Vierjahresplan 1936-1939 | 663 |
| 3. | Die Arbeiterklasse und der Nationalsozialismus. . . | 670 |
| 4. | Die Frauen und der Nationalsozialismus | 679 |
| 5. | Entrechtung und Enteignung der Juden | 684 |
| 6. | Der Endlösung entgegen..... | 690 |
| XVIII. | Kultureller Niedergang und politischer Widerstand | 692 |
| 1. | Die Intellektuellen und der Nationalsozialismus. . . | 693 |
| 2. | Kulturelle Säuberungen, offizielle Kunst und der Film..... | 700 |
| 3. | Presse, Universität und Schule | 713 |
| 4. | Die Widerstandsbewegung..... | 720 |
| XIX. | Hitler und Europa: Aussenpolitik 1933-1939. ... | 731 |
| 1. | Die Jahre der Verwundbarkeit 1933-1934 | 736 |
| 2. | Samstagsüberraschungen, Rheinland-Coup, Achse und Antikominternpakt 1935-1937 | 743 |
| 3. | Die Offensive: Österreich und die Tschechoslowakei 1938-1939 | 757 |
| 4. | Der Hitler-Stalin-Pakt und das Herannahen des Krieges..... | 770 |

| | | |
|-----|---|-----|
| XX. | Hitlers Krieg 1939-1945..... | 776 |
| 1. | Die siegreichen Jahre 1939-1941 | 777 |
| 2. | Die Heimatfront: Wirtschaftliche Mobilmachung, öffentliche Meinung und Propaganda..... | 795 |
| 3. | Die neue europäische Ordnung: Besatzung, Ausbeutung, Besiedlungspolitik und die Endlösung der Judenfrage..... | 805 |
| 4. | El Alamein, Stalingrad und die alliierte Landung in der Normandie | 817 |
| 5. | Der Untergang des Dritten Reiches..... | 825 |
| 6. | Hitlers Revolution und die Zukunft Deutschlands . | 829 |
| | Anmerkungen | 832 |
| | Verzeichnis der im Text zitierten Bücher und Aufsätze. . | 931 |
| | Register..... | 968 |

Einleitung

Deutschland ist Hamlet! Ernst und stumm in seinen Toren jede Nacht geht die begrabne Freiheit um, und winkt den Männern auf der Wacht.

*Ferdinand Freiligrath*¹

Freiligrath schrieb sein Gedicht 1844, zu einer Zeit, als alle Hoffnungen auf politische Reformen und Fortschritt der verfassungsmässigen Ordnung, die der Amtsantritt Friedrich Wilhelms IV. geweckt hatte, zerstoben waren. Es war Aufforderung und Warnung in einem. Der Dichter ermahnte sein Volk, einen kritischen Blick auf seine eigenen Versäumnisse zu werfen, sich einzugestehen, dass es zu oft seine Entschlusskraft durch die Blässe des Gedankens hatte lähmen lassen –

Er spann zuviel gelehrten Werg, sein bestes Tun ist eben Denken; er stak zu lang in Wittenberg, im Hörsaal oder in den Schenken.

Drum fehlt ihm die Entschlossenheit

–, und sich zu Taten für die Sache der Freiheit aufzuraffen, ehe es zu spät war. Er schien freilich nicht sehr zuversichtlich, dass sein Rat befolgt werden würde oder dass der fünfte Akt des Dramas vermieden werden könnte, und seine Skepsis war berechtigt. Während das Gros des deutschen Volkes verständnislos in der Kulisse stand, verfielen diejenigen, die die Sache der politischen Freiheit auf ihr Banner geschrieben hatten, abwechselnd in langwierige und nutzlose Erörterungen und in einen aktionistischen Tatendrang, der meist zur falschen Zeit kam, selten vernünftig durchdacht war und immer erfolglos verpuffte. Am Ende mussten sie ohnmächtig die Folgen dieser Unterlassungen geschehen lassen –

und Fortinbras
rückt klirrend ein, das Reich zu erben.

Dieses Buch erzählt von der Herrschaft Fortinbras' und seiner Nachfolger, und es erzählt eine tragische Geschichte. Denn dieser Starke Fürst,

der eine politische Bühne in Besitz nahm, die mit den leblosen Hüllen dahingegangener liberaler Hoffnungen übersät war, zeigte keine Neigung, gescheiterte Bewegungen zu neuem Leben zu erwecken. Er entpuppte sich bald als ein kompromissloser Konservativer, dem es darauf ankam, die althergebrachten Herrschaftsstrukturen gegen alle Kräfte des gesellschaftlichen Wandels zu bewahren, der mit wachsender Eifersucht über seine eigene Vormachtstellung wachte und der, wenn die Rechte anderer diese Stellung zu bedrohen schienen, immer eher bereit war, diesen Rechten die Geltung abzusprechen. Die Führungsrolle, die er im Konzert der Nationen spielte, erhöhte ohne Zweifel das Selbstgefühl seines Volkes, aber die Herrschaft, die er im Innern seines Landes übte, beraubte es vieler Möglichkeiten, sein Selbstvertrauen zu entwickeln und die Grundzüge einer politischen Bildung zu erwerben; dies hatte fatale Folgen: Als seine unmittelbaren Nachfolger, von ihrem selbtherrlichen Lehrherrn schlecht vorbereitet, sich als wenig verantwortungsbewusste Treuhänder seiner Hinterlassenschaft erwiesen, als sie es schliesslich dank ihrer Arroganz und Instinktlosigkeit so weit brachten, dass die monarchische Ordnung über ihren Köpfen zusammenstürzte, gab es, um ihre Stelle einzunehmen, zu wenige Menschen, die willens waren, die Verantwortung für den Aufbau einer neuen freiheitlichen Ordnung zu übernehmen und die darüber hinaus über die für die Lösung der Probleme, die ihrer Verwirklichung im Weg standen, erforderlichen praktischen Fähigkeiten verfügten. Die mutigen Bemühungen derjenigen, die eine lebensfähige Republik zu errichten versuchten, wurden freilich von alten, sich wieder neu geltend machenden Gewohnheiten, von Unentschlossenheit und mangelndem Zutrauen zur eigenen Kraft unterlaufen; aber dass sie schliesslich scheiterten, lag weniger an diesen ihren Schwächen als an ihrer zahlenmässigen Unterlegenheit und an dem lautstarken Ruf ihrer Mitbürger nach einem neuen starken Mann, der mit dem Durcheinander auf der politischen Bühne aufräumen und ihnen die autoritäre Führung wiederbringen würde, die sie bewunderten.

Der neue Fortinbras wartete in der Kulisse auf seinen Auftritt. Aber dieses Mal war es keiner, der das Vergangene, seine Institutionen und Wertmassstäbe respektierte, keiner, dem daran gelegen war, ein ratloses Volk wieder in altgewohnt sichere Bahnen zurückzuführen. Von einem Dämon besessen, von dem diejenigen, die seinen Machtantritt bejubelten, sich keine Vorstellung machten, und zu einer Rücksichtslosigkeit und Unberechenbarkeit fähig, die viele seiner Untertanen erschreckten, als sie ihrer gewahr wurden, sollte der neue Führer zum Totengräber des

vereinten deutschen Nationalstaats werden, der das Ziel des Strebens von Generationen deutscher Patrioten gewesen war; und den Rahmen für sein zerstörerisches Wirken sollte eine Szenerie aus unvorstellbaren Blutopfern und Bestialitäten abgeben: Millionen Menschen aus seinem eigenen Volk und Millionen Nicht-Deutsche, die keinen Anteil an seinem Aufstieg zur Macht hatten, wurden Opfer seiner grössenwahnsinnigen Pläne.

Die dunkelsten Kapitel der Geschichte sind oft die aufschlussreichsten. Die kurze Geschichte der geeinten deutschen Nation, die nur 75 Jahre alt wurde und 1945 im Trümmerschutt von Berlin ihr Leben aushauchte, zieht die Aufmerksamkeit des nachdenklichen Beobachters auf sich, nicht nur wegen der Lektion, die sie ihm darüber erteilt, welche Rolle Furchtsamkeit, Gier und Dummheit in den Angelegenheiten der Menschen spielen, welche Verlockungen die schrankenlose Macht in sich birgt, welche Folgen die politische Unverantwortlichkeit zeitigen kann und zu welchen – wie es scheint, unbegrenzten – Unmenschlichkeiten Menschen ihren Mitmenschen gegenüber fähig sind, sondern auch, weil sie uns eine Menge über Mut und Standhaftigkeit, über aufopfernden Einsatz für die Sache der Freiheit und über den Widerstand gegen die Tyrannei zu sagen hat. Es ist wichtig, nicht zu vergessen, dass es stets Menschen gab, die gegen Fortinbras ankämpften, Frauen und Männer, denen eine Überzeugung gemein war, der Freiligrath in einem anderen Gedicht Ausdruck verliehen hatte –

Trotz alledem und alledem, trotz Dummheit, List und alledem, wir wissen doch: die Menschlichkeit behält den Sieg trotz alledem²

– und die ihre berufliche Existenz und ihr Leben aufs Spiel setzten, um ein Deutschland zu schaffen, in dem dies Wirklichkeit werden konnte. Was im Folgenden geschildert wird, ist ebensosehr ihre Geschichte wie die der Mächte, denen sie unterlagen.

I. Die Einigung Deutschlands 1866-1871

Ei, das klang wie Donner.

Und war's nicht Donner, waren es Kanonen.

Missunde, Düppel. Hurra, weiter, weiter: Nusschalen schwimmen auf dem Alsensunde, Hin über Lipa stürmen die Geschwader, Ein Knäul von Freund und Feind. Da seht ihn selber, Der mit dem Helm ist's und dem Schwefelkragen.

Und Spichern, Wörth und Sedan. Weiter, weiter, Und durchs Triumphstor triumphierend führt er All Deutschland in das knirschende Paris ...

*Theodor Fontane (1885)*¹

Schwarz, weiss und rot! um *ein* Panier vereinigt stehen Süd und Norden; du bist im ruhmgekrönten Morden das erste Land der Welt geworden: Germania, mir graut vor dir!

*Georg Herwegh (1871)*²

Ist es ein Fehler, bei Bismarck anzufangen? So viel und so nachdrücklich wird heute über die vorrangige Bedeutung wirtschaftlicher und sozialer Kräfte in der Geschichte geschrieben,³ dass man Gefahr läuft, als altmodisch zu gelten, wenn man der Persönlichkeit zu grosses Gewicht beimisst. Es ist jedoch gewiss unnötig, sich für die Nennung des Namens Bismarck am Anfang dieses Buches zu entschuldigen. Die Einigung Deutschlands hätte wahrscheinlich auch stattgefunden, wenn er nie an die Spitze der preussischen Politik getreten wäre, sicher aber nicht zum selben Zeitpunkt und nicht ganz auf demselben Wege. Was immer sich auch über die Bewegung ökonomischer Kräfte sagen lässt, die Tatsache ist nicht zu leugnen, dass die Entscheidung über die Gestalt eines geeinten Deutschlands nicht auf dem Felde der Wirtschafts- und Handelspolitik fiel, sondern am 3. Juli 1866 auf dem Schlachtfeld von Königgrätz;⁴ es hiesse, sich etwas vormachen, wollte man bestreiten, dass die versprengten Reste von Benedeks Armee, als sie sich an jenem düsteren Nachmittag unter dem Feuerschutz ihrer Artillerie zum Elbeufer zurückzogen, den Triumph der Politik Bismarcks bezeugten. Er war es, der die Tollkühnheit besessen hatte, mit den Traditionen der preussischen Diplomatie zu brechen und sich für eine gegen Österreich gerichtete Politik

zu entscheiden, um dadurch die parlamentarische Opposition zu spalten, die drauf und dran war, die preussische Regierung handlungsunfähig zu machen, als er im September 1862 zur Macht kam; er hatte die Strategie entworfen, durch welche die österreichische Regierung so in die Klemme geraten war, dass sie glaubte, keine andere Wahl zu haben, als die Verantwortung für die Eröffnung des Krieges auf sich zu nehmen, obwohl die Chance, ihn zu gewinnen, angesichts der politischen und militärischen Mittel, die Österreich zur Verfügung standen, zweifelhaft war. Wäre die preussische Armee nicht so gut gewesen, wie sie nach Bismarcks Überzeugung war, wäre er noch am Abend des Tages der Schlacht ein toter Mann gewesen – jedenfalls hatte er dem britischen Botschafter angekündigt, dass dies so sein werde.⁵ Aber sein Urteil hatte ihn in dieser fundamentalen Frage nicht getäuscht; der Sieg der Armee war so auch sein eigener.

Als der Ministerpräsident jedoch nach geschlagener Schlacht durch die Reihen der Toten und Verwundeten ritt, fühlte er sich eher niedergeschlagen als in Hochstimmung, und seine Laune hob sich nicht gerade, als er bei der Ankunft in Horitz, wo der preussische Generalstab sein Lager aufgeschlagen hatte, feststellen musste, dass für ihn kein Quartier hergerichtet worden war und er für sich selber würde sorgen müssen. Nach einer Reihe missglückter Vorstösse suchte er unter den Arkaden des Marktplatzes Schutz, wo er auf einem Kutschenpolster unruhig schlummerte, bis der Herzog von Mecklenburg sich seiner erbarmte und ihn einlud, sein Quartier mit ihm zu teilen.⁶ Dies war der armselige Abschluss eines siegreichen Tages, und man kann sich gut vorstellen, dass Bismarck, im Regen fröstelnd, darüber nachgrübelte, was vor ihm lag, und missmutig zu der Einsicht kam, dass in der Politik der Erfolg beinahe ebenso viele Probleme mit sich bringt wie der Misserfolg.

Er wusste nur zu gut, dass er mehr als genug heikle Probleme zu bewältigen haben würde, sobald der neue Tag anbrach. Zunächst einmal die Aufgabe, den Krieg zu beenden, und das hiess, seine eigenen Militärs davon zu überzeugen, dass es, da das politische Ziel des Waffengangs erreicht war, keinen Sinn hatte, die Operationen fortzusetzen, und dass man mit Österreich und seinen deutschen Verbündeten Frieden schliessen musste. Angesichts der augenblicklichen Stimmung der militärischen Befehlshaber versprach dies nicht leicht zu werden, umso weniger, als manche Militärs übertriebene Vorstellungen hinsichtlich der territorialen Forderungen hegten, die Preussen nun zu stellen berechtigt war; Bismarck wusste, dass die anderen europäischen Mächte Preus-

sen nicht den Gefallen tun würden, diesem Thema kein Interesse entgegenzubringen.

Ein zweites Gebot der Stunde war es, die Gelegenheit auszunutzen, die der militärische Sieg für eine Beendigung der Kontroverse mit der liberalen Opposition in der preussischen Abgeordnetenkammer bot; die Liberalen hatten sich der Politik der Krone seit Beginn des Jahrzehnts widersetzt und die Macht des Parlaments auf Kosten der königlichen Prärogative zu erweitern versucht.⁷ Man musste sie mit sanftem Nachdruck davon überzeugen, dass eine Verständigung zum jetzigen Zeitpunkt beiden Seiten zum Vorteil gereichen würde, und man musste zugleich – ein womöglich schwierigeres Unterfangen – den König überreden, sich mit weniger zufriedenzugeben als einem demütigen Kniefall der Liberalen.

Das dritte und verwickelteste Problem war das der zukünftigen Gestalt Deutschlands. In den Wochen bis zum Ausbruch des Krieges hatte Bismarck die preussische Sache mit der der deutschen Einheit gleichgesetzt, und am 10. Juni hatte er eine ziemlich unmissverständliche Andeutung dahingehend gemacht, dass er darunter eine Vereinigung aller deutschen Staaten mit Ausnahme Österreichs verstand.⁸ Hinter diese Position konnte er jetzt nicht zurückgehen, ohne sich die Unterstützung jener Liberalen und Nationalisten zu verscherzen, die er gerade dadurch auf seine Seite gezogen hatte. Wenn daher die tatsächlichen Gegebenheiten der deutschen und internationalen Politik – was dann auch wirklich eintrat – es nötig machen würden, die Erfüllung der nationalen Hoffnungen auf einen späteren Zeitpunkt zu verschieben, so musste die Neugestaltung Deutschlands nach dem Krieg umso mehr das Versprechen einer baldigen Erfüllung dieser Hoffnungen in sich tragen. Dies bedeutete, dass Bismarck sich eine Strategie würde zurechtlegen müssen, die die Beseitigung der einer Einigung Deutschlands noch entgegenstehenden Hindernisse gestattete, deren grösste der süddeutsche Partikularismus und der nicht unverständliche Widerstand Frankreichs waren.

1. Das Ende des preussisch-österreichischen Krieges

Das dringlichste dieser Probleme und zugleich dasjenige, von dem die Lösung aller anderen abhing, war das militärische. Die Draufgänger in den Armeen von Friedrich Karl und Kronprinz Friedrich Wilhelm lechzten, angestachelt durch ihren Triumph auf den Höhen von Chlum, nach neuem Lorbeer und wollten über die Elbe bis vor die Tore Wiens nach-

drängen.⁹ Der Gedanke an einen siegreichen Einzug in die österreichische Hauptstadt war indes nicht der einzige Beweggrund derer, die für ein Nachstossen waren. Dass es Benedek gelungen war, 180'000 Mann seiner geschlagenen Truppe unversehrt zurückzuziehen, hatte die preussischen Generäle beeindruckt, die es nicht für ausgeschlossen hielten, dass die Österreicher sich noch einmal sammeln und einen Angriff versuchen könnten. Andere im königlichen Hauptquartier hatten vergleichsweise materiellere Motive für ihre Forderung nach weiterem Vorrücken; sie waren überzeugt, Österreich müsse so vollständig zu Boden gerungen werden, dass Preussen die Abtretung umfangreicher Gebiete, darunter möglicherweise Reichenbergs, Karlsbads und des Egertals, würde durchsetzen können.

Bismarck hörte dies alles mit Bestürzung; er wusste, dass eine unnötige Weiterführung des Krieges oder ein Bestehen auf übermässigen Forderungen das, was man bei Königgrätz gewonnen hatte, wieder aufs Spiel setzen würde. Am 9. Juli schrieb er seiner Frau:

Wenn wir nicht übertrieben in unseren Ansprüchen sind und nicht glauben die Welt erobert zu haben, so werden wir auch einen Frieden erlangen [,] der der Mühe wert ist. Aber wir sind ebenso schnell berauscht wie verzagt, und ich habe die undankbare Aufgabe, Wasser in den brausenden Wein zu giessen und geltend zu machen, dass wir nicht allein in Europa leben, sondern mit noch 3 Mächten, die uns hassen und neiden.¹⁰

Dies den Militärs klarzumachen war ein kräftezehrendes Geschäft, denn selbst ein normalerweise vernünftiger Mann wie Moltke, der Chef des Generalstabs, schien für seinen Plan eines Übergangs über den Fluss das Risiko eines Krieges gegen Frankreich nicht zu scheuen.¹¹ Mit der Unnachgiebigkeit und dem Sarkasmus, den der Ministerpräsident bei der Durchsetzung seines Standpunkts an den Tag legte,¹² weckte er auf Seiten der Militärs, die hierin einen zivilen Übergriff auf militärische Belange sahen, lediglich ein Ressentiment, das noch über Jahre anhalten und Bismarck im Kriege von 1870 viel zu schaffen machen sollte. Gleichwohl blieb er standhaft. In die kritische Phase trat die Debatte Mitte Juli in Czernahora, als der französische Gesandte beim königlichen Hauptquartier Bismarck davon in Kenntnis setzte, dass Napoleon III., der bereits früher in diesem Monat einen Waffenstillstand und Friedensverhandlungen vorgeschlagen hatte, die österreichische Regierung nun zur Annahme eines Vertragsentwurfs bewogen hatte, der eine Abtrennung Österreichs von Deutschland, die Bildung eines norddeutschen Bundes unter preussischer Führung und die fortbestehende Unabhängigkeit der süddeutschen Staaten vorsah. Der französische Gesandte machte deutlich, dass sein Kaiser von Preussen die Annahme dieser Bedingun-

gen und die umgehende Einstellung der Kriegshandlungen für die Dauer von fünf Tagen erwartete.

Diese Botschaft brachte Bismarck in eine peinliche Lage, weil sie kein Wort über Gebietsabtretungen enthielt, ein Mangel, für welchen er wütend – jedoch ungerechtfertigterweise – das fehlende Verhandlungsgeschick seines Botschafters in Paris, Robert von der Goltz, verantwortlich machte. Das Risiko eines militärischen Eingreifens Frankreichs, wenn er ablehnte, schien ihm jedoch grösser als das Risiko, bei einer Annahme dieser Bedingungen nichts zu gewinnen, und so drängte er den König, dem französischen Vorschlag zuzustimmen, während er gleichzeitig Goltz anwies, die Gebietsfrage so schnell wie möglich zu klären. Der König und seine Umgebung waren entrüstet, und vieles spricht dafür, dass nur das Argument des Kriegsministers von Roon, es fehle an dem nötigen Nachschub, um den geplanten Flussübergang zu gewährleisten, sie dazu bekehrte, zähneknirschend nachzugeben.¹³

Preussens Eingehen auf den Waffenstillstand und auf den Friedensvertragsentwurf bedeutete jedoch ebensowenig das Ende der Kontroverse zwischen Politik und Militär wie die Tatsache, dass Napoleon III. sich hinsichtlich preussischer Gebietsgewinne als grosszügig erwies. Am 22. Juli telegraphierte Goltz, der Kaiser werde keine Einwendungen erheben, wenn Preussen in Norddeutschland vier Millionen neue Untertanen hinzuerwerben würde, vorausgesetzt, der König von Sachsen, dessen Armee im Krieg tapfer auf Österreichs Seite gekämpft hatte, werde seine Besitzungen behalten. Bismarck erschien dies vernünftig. Er hatte kein Verlangen nach Gebietserwerbungen in Böhmen oder nach anderen Zugewinnen auf Kosten Österreichs, die in der Hofburg den Wunsch nach Vergeltung rege machen würden. Wer konnte schliesslich wissen, wann Preussen wieder einmal das Bedürfnis haben mochte, die Allianz mit Österreich zu erneuern? Bismarck hatte sich schon bereit erklärt, keine Gebietsforderungen an die süddeutschen Staaten zu stellen, und es war ihm nicht unrecht, wenn er auf diese Weise einen Rechtfertigungsgrund erhielt, auch Sachsen zu schonen. Er hatte eine private Liste von Wunsch-Annexionen, die Kurhessen, das Herzogtum Nassau, die freie Reichsstadt Frankfurt, die Herzogtümer Schleswig und Holstein sowie das Königtum Hannover umfasste; die Einverleibung dieser Gebiete barg seinem Gefühl nach für Preussen genügend Probleme, auch ohne dass man noch mehr verlangte.

Der König sah die Sache anders. Seiner Überzeugung nach mussten Mächte, die einen Krieg verloren hatten, fühlbare Verluste erleiden, und

er sah keinen Grund, warum man zugunsten von Kaiser Franz Josef und König Johann von Sachsen dieses Prinzip abmildern sollte. Bismarcks Entgegenkommen würde, so meinte er, den Militärs und Soldaten das Gefühl vermitteln, dass ihre Opfer nicht angemessen belohnt worden seien, und er setzte seinem Ministerpräsidenten so heftigen Widerstand entgegen, dass dieser sich, in seiner Nervenkraft erschöpft durch die beständige Anspannung, die es ihn kostete, die höchst unbeständige Situation zu steuern, an den Rand des psychischen Zusammenbruchs und, seinen Memoiren zufolge, bis hin zu Selbstmordgedanken gedrängt sah.¹⁴ Die Tatsache, dass der Kronprinz sich auf Bismarcks Seite stellte, stimmte den König schliesslich um, aber es war ein widerwilliges Nachgeben. Auf dem Rande eines Memorandums von dem Ministerpräsidenten schrieb er zornig: «Wenn ... nicht das zu erlangen ist, was Armee und Land zu erwarten berechtigt sind, d.h. eine starke Kriegskostenentschädigung von Österreich als dem Hauptfeind oder Landerwerb in einigem in die Augen springenden Umfange, ohne das Hauptziel ... zu gefährden, so muss der Sieger an den Toren Wiens in diesen sauren Apfel beißen und der Nachwelt das Gericht dieserhalb überlassen.»¹⁵

Widerwillig oder nicht, er gab jedenfalls den Weg zu einer Einigung frei. Am 26. Juli wurde in Nikolsburg der Präliminarfriede paraphiert, der die in den Geheimverhandlungen zwischen den Regierungen Preussens und Österreichs sowie Napoleon III. erzielten Vereinbarungen enthielt und am 23. August in Prag unterzeichnet wurde.

Wenngleich alle besiegten Mächte Entschädigungen an Preussen zahlen mussten, hatte Österreich doch keine Gebiete verloren, und die im Krieg mit ihm verbündeten Länder Baden, Württemberg, Sachsen und Bayern (ausser kleinen Abtretungen im Spessart und an der Fulda) waren ebenfalls territorial unversehrt geblieben.¹⁶ Kurhessen und Hannover wurden kurzerhand annektiert – eine Provokation für das konservative Gemüt des Zaren Alexander von Russland und Anlass für ihn, sich bei König Wilhelm über diesen «schweren Schlag für das monarchische Prinzip» zu beklagen – und ebenso Nassau, Frankfurt und ein kleiner Teil von Hessen-Darmstadt.¹⁷ Bismarck gab zwar vordergründig Napoleons Wünschen in Bezug auf die Staaten südlich des Mains nach und beliess ihnen ihre Unabhängigkeit, er dachte jedoch nicht daran zuzulassen, dass die drei süddeutschen Staaten diese Unabhängigkeit gegen Preussen wendeten oder dass sie zu Satelliten Frankreichs bzw. eines wiedererstarkenden Österreichs wurden. Bei den Friedensverhandlungen mit den Regierungen von Baden, Württemberg und Bayern bestand er daher auf einer Zusatzklausel, dass in Kriegszeiten ihre Eisenbahnen

und ihre militärischen Einrichtungen in die Kontrolle Preussens übergehen sollten. Baden und Württemberg erhoben keine Einsprüche, die Bayern zeigten sich jedoch widerspenstiger, und Bismarck musste ihnen finanzielle und territoriale Strafmassnahmen androhen, ehe sie einwilligten.¹⁸ Als Ergebnis entstanden formelle (geheime) Schutz- und Trutzbündnisse, die Preussen und die süddeutschen Staaten dadurch aneinanderbanden, dass sie die Verpflichtung zur gegenseitigen Hilfeleistung für den Fall eines Angriffes auf eines der Länder enthielten. So hatte Bismarck, noch ehe die Verfassung des Norddeutschen Bundes entworfen und verabschiedet war, Anstalten getroffen, ihn mit Brücken nach dem Süden zu versehen.¹⁹

2. Das Indemnitätsgesetz und die Beilegung des preussischen Verfassungskonflikts

Am Tag nach Königgrätz führte der Kronprinz von Preussen, dessen Beziehungen zu Bismarck oft gespannt gewesen waren, im königlichen Hauptquartier in Horitz ein langes Gespräch mit dem Ministerpräsidenten und erfuhr dabei zu seiner Erleichterung, dass Bismarck wie er der Ansicht war, die Zeit für eine Beilegung der Verfassungskrise in Preussen sei nunmehr reif.²⁰ Wie seine liberalen Freunde hatte Friedrich Wilhelm befürchtet, der eigenwillige Ministerpräsident, der über die – wie er sie nannte – Kammerhonoratioren in Berlin zu spotten pflegte, könnte sich mit dem Auftrieb des militärischen Sieges im Rücken entschliessen, ihre Niederlage vollkommen zu machen, indem er die Verfassung von 1850 zerriss und eine unverblümt absolutistische Herrschaft aufrichtete.

Für die Liberalen war es immer ein Problem, die Wege des Bismarck'schen Denkens zu verstehen; gleichwohl ist die Ausdauer schwer verständlich, mit der sie fortfuhren, ihn als einen primitiven Krautjunker zu betrachten, dessen Weltanschauung sich in nichts von der Edwin von Manteuffels unterschied. Schliesslich hatte er seine Amtszeit als Ministerpräsident im September 1862 damit begonnen, dass er sich ausdrücklich gegen Manteuffels Überzeugung wandte, das einzig probate Mittel im Umgang mit der widerspenstigen Kammer seien Soldaten und Gewehre. Er hatte stattdessen versucht, zu einem Kompromiss mit der Opposition zu kommen,²¹ und hatte sich erst, als dies scheiterte, auf eine Politik der Missachtung der Budgetbeschränkungen verlegt, mit denen die Parlamentsmehrheit der königlichen Politik Zügel anzulegen suchte.

Bismarck hatte sich mit der Missachtung des Parlaments durchgesetzt, und der Erfolg seiner Aussenpolitik hatte die Liberalen verwirrt und verschreckt. Indes war er zu sehr Realist, als dass er es für nützlich gehalten hätte, auf ihrer Demütigung herumzureiten. Er sah im Gegenteil Gründe genug, die Möglichkeiten einer pragmatischen Vereinbarung mit seinen Gegnern auszuloten.

Dies umso mehr, weil viele von ihnen nicht mehr zu seinen Gegnern gezählt werden konnten. Bereits nach den ersten militärischen Siegen der Preussen bei Düppel und Alsen im Jahr 1864 hatte es Anzeichen dafür gegeben, dass Bismarck mit seiner Vermutung Recht behalten würde, eine kraftvolle Aussenpolitik, die eine Lösung der nationalen Frage versprach, werde selbst bei vielen von denen Anklang finden, die der Reform und der Vermehrung des Heeres den wütendsten Widerstand entgegengesetzt hatten; im Frühjahr 1866 hatte sich der Grad dieser Zustimmung zu Bismarcks Aussenpolitik im allmählichen Einschwenken liberaler Zeitschriften wie der *Preussischen Jahrbücher*, des *Grenzboten* und der *Kölnischen Zeitung* auf die politische Linie der Regierung bemerkbar gemacht.²² Nach dem Sieg in Böhmen wurde die Zahl der «Bekehrten» Legion, wenngleich eine Anzahl derer, die die Fronten wechselten, ehrlicherweise eingestanden, dass sie es beinahe gegen den eigenen Willen taten. Gustav Mevissen schrieb, als er die Siegesparade der ersten nach Berlin zurückgekehrten Einheiten miterlebte:

Ich kann mich dem Eindruck der Stunde nicht entziehen. Ich bin zwar kein Anbeter des Mars; die Göttin der Schönheit und die Mutter der Grazien liegt meinem Verständnis näher als der gewaltige Kriegsgott, aber die Trophäen des Krieges üben selbst auf das Kind des Friedens einen magischen Zauber. Unwillkürlich ist der Blick gebannt, und der Geist weilt mit in den unabsehbaren Menschenreihen, die dem Gott des Augenblicks, dem Erfolg, zujauchzen.²³

Indes, keinem Politiker kann es gleichgültig sein, wohin die öffentliche Meinung geht, und den Liberalen boten die Wahlen vom 3. Juli 1866 Anlass genug, ihren Standpunkt zu korrigieren. Wenngleich die Stimmen schon vergeben waren, ehe die Nachricht vom Sieg bei Königgrätz eintraf, ergab die Auszählung einen deutlichen Rechtsruck: Die Konservativen erreichten 142 Sitze in der Kammer, ein Zugewinn von 114, die linke Mitte kam auf 65 Sitze, was einem Verlust von 45 entsprach, und die Fortschrittspartei, die seit 1860 den Kampf gegen die Krone anführte, fiel von 143 auf 83 Sitze.²⁴ Im Gefolge dieses Wahldebakels wurde im liberalen Lager die Tendenz zum Trittbrettfahren offensichtlich, und Bismarck war klug genug, dies zu bemerken und es nach Möglichkeit auszunutzen. Hinter diesem Vorhaben stand zweifellos die

Überzeugung, eine versöhnliche Haltung gegenüber liberalen Anschauungen könne dazu beitragen, negative Voreingenommenheiten auf Seiten derer abzutragen, die nach den Bestimmungen des Prager Friedens nunmehr preussische Untertanen wurden, ohne es zu wollen, oder doch, ohne gefragt worden zu sein; und gewiss spielte dabei auch Bismarcks Überlegung eine Rolle, dass die preussische Politik, wenn sie sich der Vollendung des vereinigten deutschen Nationalstaats verschrieb, eher auf die Unterstützung der Liberalen würde zählen können als auf die der Konservativen, in deren Reihen es noch viele Fürsprecher eines preussischen Partikularismus gab.

Bismarck hatte dem Kronprinzen mitgeteilt, dass er bei der Eröffnung des neuen Landtags einen Vorschlag zur Verständigung machen werde,²⁵ und er hielt Wort. Die Thronrede vor dem versammelten Parlament war ein der Opposition hingereichter Ölzweig, indem sie das faktische Zugeständnis enthielt, dass die Regierung seit 1862, in den Jahren ohne verabschiedeten Haushalt, nicht verfassungsgemäss regiert habe, wiewohl ihr Handeln an den Maximen von Pflicht und Gewissen orientiert und für die Sicherheit des Staates notwendig gewesen sei. Bismarck forderte vom Parlament Indemnität in Form einer nachträglichen Bewilligung der verausgabten Mittel.

Das Eingeständnis, dass nicht verfassungsgemäss regiert worden war, hatte, wiewohl von keinerlei Zusagen hinsichtlich der Zukunft begleitet, Entrüstung bei den Konservativen hervorgerufen, als sie vom Inhalt der Rede Kenntnis erhielten, die Bismarck zu halten beabsichtigte. Angehörige des Staatsministeriums in Berlin waren entsetzt und stritten mit aller Macht gegen den Vorschlag;²⁶ die *Kreuzzeitung* schrie Zeter und Mordio, und der ultrakonservative Hans von Kleist-Retzow versuchte verzweifelt, unter seinen Standesgenossen eine Kampagne zur Blockierung der Pläne des Ministerpräsidenten vom Zaun zu brechen; Bismarck veranlasste dies zu der abfälligen Bemerkung, es sei leichter, mit seinen Feinden fertigzuwerden als mit seinen Freunden, besonders mit solchen, die nicht genug zu tun hätten und nicht weiter blicken könnten als bis zu ihrer Nasenspitze.²⁷ Wäre der König, statt auf dem Kriegsschauplatz, in der Hauptstadt gewesen, hätte er sich möglicherweise von diesem konservativen Aufruhr beeinflussen lassen. So aber spielte er seinen Part in Bismarcks Drehbuch und fiel nur einmal aus der Rolle, als er im Anschluss an die Erwiderung der Kammer auf die Thronrede grollend bemerkte, er habe nur getan, was er tun musste, und würde, wenn sich ähnliche Umstände einstellten, wieder so handeln. Seine Minister beeilten sich zu erklären, dass dies eine inoffizielle Äusserung gewesen sei und nichts zu besagen habe.²⁸

Die Debatte über die Indemnitätsvorlage zog sich hin, weil die Liberalen der Linken, angeführt von Max von Forckenbeck, Johann Jacoby, Rudolf Virchow und Rudolf von Gneist, ein letztes, verzweifelttes Gefecht für die Ideale lieferten, für welche die Fortschrittspartei seit 1860 eingetreten war: parlamentarische Verantwortlichkeit und Gesetzmässigkeit der Regierung. Sie beharrten darauf, dass ungeachtet dessen, was sich in der ostböhmischen Ebene zugetragen hatte, diese Grundsatzfrage weiter zur Debatte stand und dass eine Zustimmung zum Indemnitätsgesetz ohne die Zusage der zukünftigen parlamentarischen Verantwortlichkeit der Minister einer offenen Kapitulation gleichkam. Dieses Argument hatte zwar die Logik für sich, aber dennoch wenig Einfluss auf den Ausgang der Debatte, die am 3. September mit der klangvollen Mehrheit von 230 zu 75 Stimmen für das Gesetz ihr Ende fand. Wilhelm Liebknecht, der sich als ein aufrechterer Widersacher des Ministerpräsidenten erweisen sollte als die Mehrzahl der Liberalen, schrieb, das Ergebnis sei ein persönlicher Sieg für Bismarck gewesen, und fügte sarkastisch hinzu: «Der Engel der Finsternis ist der Engel des Lichts geworden, vor dem das Volk im Staub liegt und ihn anbetet. Das Zeichen der Verfassungsverletzung ist auf seiner Stirn geschwunden und ein Glorienschein umgibt jetzt sein lorbeerbesetztes Haupt.»²⁹

Die Debatte über das Indemnitätsgesetz führte nicht nur zur Beilegung des Verfassungskonflikts und damit zur Beendigung der Pattsituation in der preussischen Politik zugunsten der Krone, sondern trieb auch Veränderungen im politischen Kräfteverhältnis voran, die sich als bedeutsam für die Entwicklung der preussischen Politik in der folgenden Phase erweisen sollten. Das Gesetz warf Fragen auf, die an das politische Mark sowohl des Liberalismus als auch des Konservatismus rührten. Das Gros der liberalen Fraktion gab nun den Versuch auf, den Anspruch auf Freiheit mit den Anforderungen der Machtpolitik zu versöhnen. Karl Twisten nannte die Dinge als Sprecher der Gemässigten ungerührt beim Namen: «Wir dürfen Niemanden tadeln, wenn er jetzt die Frage der Macht in den Vordergrund stellt und meint, dass die Fragen der Freiheit warten können, wenn nur nichts geschieht, was ihnen dauernd präjudizieren könnte.»³⁰ Die Linke wies zwar darauf hin, dass mit diesem schwächlichen Vorbehalt die Niederlage des Freiheitsgedankens nur kaschiert sei, aber das brachte die Gemässigten nicht von ihrem Kurs ab, der sich dann schliesslich in einer Spaltung der Fortschrittspartei manifestierte. Nach der Errichtung des Norddeutschen Bundes vereinigten sich die Abtrünnigen mit den Liberalen der nichtpreussischen Staaten

und bildeten unter der Führung der Hannoveraner Rudolf von Bennigsen und Johannes Miquel die Nationalliberale Partei, in der Bismarck hinfür eine zuverlässige und begeisterte Gefolgschaft für seine Deutschlandpolitik fand. Der verbliebene Rest der Fortschrittspartei führte den Kampf um eine demokratische Regierung weiter, freilich mit stark geschmälernten Hoffnungen auf einen spürbaren Erfolg.

Das Indemnitätsgesetz brachte auch einen latenten Gegensatz im konservativen Lager zum Vorschein. Den erzkonservativen Angehörigen der Partei waren die unorthodoxen Methoden ihres Mit-Junkers schon lange ein Dorn im Auge gewesen (bereits 1855 hatte Leopold von Gerlach es äusserst verdächtig gefunden, dass der junge Diplomat Paris besuchte und dort ein Gespräch mit Louis Napoleon führte), und seine Entscheidung für den Krieg gegen Österreich war in den Augen vieler ein flagranter Verrat an ideologischen Grundsätzen gewesen. Bismarcks Behandlung der Indemnitätsfrage streute Salz auf diese Wunden, denn damit sahen sie sich nicht bloss der Hoffnung beraubt, den Liberalen die endgültige Niederlage beibringen und die Elemente einer Verfassung nach westlichem Muster abschütteln zu können, sondern auch mit dem Eingeständnis konfrontiert, dass es Grenzen der königlichen Entscheidungsgewalt gab. In der Folge entwickelte der ostpreussische, pommerische und brandenburgische Landadel ein immer kritischeres Verhältnis zu Bismarcks Politik und eine wachsende Angst, sie könne dem preussischen Interesse schaden, das sie in der engstirnigsten Weise definierten.

Aber nicht bei allen Konservativen war der Blick vorzugsweise nach rückwärts gerichtet und der Horizont durch die Scheuklappen eines ausgeprägten Preussentums verengt. Im Rheinland und in Schlesien, ebenso auch in einigen der hinzugewonnenen Gebiete, gab es Menschen von konservativer Grundüberzeugung, die gleichwohl in Begriffen wie Fortschritt und Wachstum dachten und ein offenes Ohr für die Bedürfnisse und Chancen von Industrie und Handel hatten. Und sie – es waren zu einem grossen Teil Beamte, Militärs, Professoren und Unternehmer – unterstützten von ihrem Temperament und ihrem Interesse her mit Begeisterung Bismarcks Spielart des Konservatismus, von der sie sich eine Verbindung des autoritären Prinzips mit moderner Politik versprachen. Unter der Führung von Eduard Herzog von Bethusy-Huc konstituierte sich im Herbst 1866 die Freikonservative Partei als politischer Ausdruck dieser Denkrichtung; wenn die Partei auch nie eine grosse Wählerschaft mobilisierte, so liess sie doch Bismarck in der nachfolgenden Periode ihre uneingeschränkte Unterstützung und stellte einige seiner loyalsten Beamten und Mitarbeiter.³¹

3. Der Norddeutsche Bund, das Problem der süddeutschen Staaten und das Verhältnis zu Frankreich 1866-1869

Als Folge der Gebietserwerbungen umfasste Preussen nach 1866 vier Fünftel der Bevölkerung und einen grossen Teil der Landfläche nördlich des Mains. Aber zu Norddeutschland gehörten neben der grossen nördlichen Macht noch andere souveräne Territorien: Sachsen und Hessen-Darmstadt, Braunschweig und Oldenburg, Sachsen-Weimar und Coburg, die freien Städte Hamburg, Lübeck und Bremen, die beiden feudalen und rückständigen mecklenburgischen Grossherzogtümer sowie die winzigen Fürstentümer Thüringens und Meiningen. Nach der Beilegung des Verfassungskonflikts in Preussen wandte Bismarck sich als nächstes der Aufgabe zu, diese verstreuten Einzelstaaten an den Bund zu ketten, dessen Bildung in den Diskussionen mit den Regierungen von Österreich und Frankreich und in den Bestimmungen des Prager Friedens festgelegt worden war.

Die Weichen dazu waren eigentlich schon vor Ende des Krieges gestellt worden, denn im Juli hatte Preussen jene kleineren Staaten, die sich nicht für die österreichische Seite entschieden hatten, gezwungen, ihre militärischen Kräfte seinem Kommando zu unterstellen und de facto eine politische Union mit ihm einzugehen. Nach der Einstellung der Kampfhandlungen wurde ihnen unter dem Vorzeichen einer verschleierte Annexionsdrohung die Zusage abgerungen, zusammen mit einem öffentlich gewählten Parlament an der Ausarbeitung einer Bundesverfassung mitzuwirken. Ihre Einwilligung bedeutete praktisch die Geburtsstunde des Norddeutschen Bundes, in den Sachsen und der nördliche Teil von Hessen-Darmstadt, die wegen ihrer Allianz mit Österreich im Krieg nur knapp der Annexion entgangen waren, durch die ihnen von der preussischen Regierung im September und Oktober aufgezwungenen Friedensverträge einverleibt wurden.

Die Arbeit an der Bundesverfassung hatte inzwischen begonnen und resultierte, nach einer sechsmonatigen Tätigkeit verschiedener Köpfe und Hände, im Dezember in der Fertigstellung eines Entwurfs, der zunächst den verschiedenen Regierungen zur Zustimmung unterbreitet und dann, in verbesserter Form, einem im Februar 1867 gewählten verfassungsgebenden Reichstag vorgelegt wurde. Die Debatte über ihre einzelnen Bestimmungen ging über fünf Wochen, und am 16. April 1867 wurde die Verfassung mit 230 zu 53 Stimmen angenommen, wobei die Gegenstimmen auf das Konto der Fortschrittspartei, der polnischen und

der katholischen Gruppe sowie des Sozialisten August Bebel gingen, der hier am Beginn einer parlamentarischen Laufbahn stand, die sich beinahe bis zum Vorabend des Ersten Weltkrieges erstrecken sollte. Am 31. Mai stimmte auch der preussische Landtag – gegen die Stimmen derselben Minderheit – dem Dokument zu, und es wurde als Gesetz verkündet.

Viele Personen durften den Anspruch erheben, an der Vollendung dieser langwierigen und komplizierten Aufgabe massgeblich mitgewirkt zu haben, insbesondere Max Duncker, ehemals Professor in Halle und Berater des preussischen Kronprinzen, seit Juni 1866 jedoch Beamter in Bismarcks Diensten, Hermann Wagener, der konservative Kopf des Preussischen Volksvereins, Karl Friedrich von Savigny, der Diplomat, der Preussens letzter Vertreter bei der Frankfurter Bundesversammlung gewesen war, und Rudolf von Delbrück, langjähriger Delegierter beim Preussischen Zollverein, der die Entwürfe für alle Teile, die Fragen der Zölle, des Handels und der Eisenbahnen betrafen, ausarbeitete.³² Aber die treibende Kraft war Bismarck; er formulierte die Grundgedanken des Dezemberentwurfs, er überredete die verschiedenen beteiligten Regierungen, seine eigene eingeschlossen, dazu, ihn ohne Abänderungen zu übernehmen, die geeignet wären, seine empfindlichen Gleichgewichtsverhältnisse zu stören, und er entwarf die strategischen Manöver, mittels derer der Verfassungsentwurf sicher durch die Debatten des Konstituierenden Reichstags gesteuert wurde.

Als Kostprobe seiner diplomatischen Meisterschaft war Bismarcks Rolle bei der Verabschiedung der Verfassung ebenso beeindruckend wie sein gewandtes Taktieren auf der europäischen Bühne bei den schwierigen Verhandlungen über die Herzogtümer Schleswig und Holstein. Hier wie dort erwies sich seine nie um einen Ausweg verlegene Verhandlungskunst und seine virtuose Fähigkeit, rivalisierende Kräfte gegeneinander auszuspielen. Die Versuche der Regierungen der kleineren Staaten, sich auf eine gemeinsame Forderung nach mehr Macht für die Fürsten zu einigen – woraus sich möglicherweise ein Mittel zur Beschneidung des preussischen Einflusses hätte gewinnen lassen –, konterte er auf der einen Seite mit einer Spaltungstaktik in Form von Versprechungen und Bestechungen und auf der anderen Seite, indem er deutlich machte, dass Preussen gegenüber widerspenstigen Bundesgenossen durchaus auch Mittel aus dem Rezeptbuch des radikal-liberalen Nationalismus zur Anwendung bringen könne. So wies er die sächsische Regierung in einer kritischen Verhandlungsphase darauf hin, dass Preussen stets über «Alternativen» verfüge:

«Für uns bleibt immer die Alternative: Entweder in vollem Umfange und für immer auf die mit uns jetzt temporär verbündeten Regierungen zu zählen, oder wir sind genötigt, unseren Schwerpunkt im Parlament zu suchen.»³³ Als seine eigene Regierung sich querlegte und bestimmte, seiner Ansicht nach unvernünftige Garantien für ihre Souveränität zu erlangen versuchte, bekamen seine Argumente eine andere Stossrichtung: Er betonte die politischen Nachteile, die aus einem Stagnieren der Einheitsbewegung oder aus einem Vertrauensschwund bei den anderen Regierungen erwachsen würden. Als sich schliesslich im April die Möglichkeit abzeichnete, dass der Konstituierende Reichstag versuchen könnte, grundlegende Bestimmungen des Bismarckschen Verfassungsentwurfs zu ändern, überredete er die Regierungen von Sachsen, Hessen-Darmstadt, Sachsen-Weimar und der beiden Mecklenburg zu einer vertraglichen Abmachung mit Preussen, die die Auflösung des Reichstags und die Verkündung der Verfassung als Dekret vorsah, wenn alle Stricke reissen sollten.³⁴ Der Vertrag entschärfte die Gefahr einer Vesselbständigung des Reichstags, aber bei den Verhandlungen darüber benutzte Bismarck ebendiese Gefahr dazu, die Mitunterzeichner zur Annahme einiger Liberalisierungsvorschläge zu bewegen, deren Aufnahme in die Verfassung ihm wünschenswert erschien.³⁵

Da die Verfassung des Norddeutschen Bundes in ihren Hauptzügen auch in die Reichsverfassung von 1871 einging, können wir die Diskussion über dieses Schriftstück und die darin enthaltenen merkwürdigen Kompromisse auf ein späteres Kapitel verschieben. Es ist gleichwohl wichtig, hier darauf hinzuweisen, dass die Bildung des neuen Bundes für Bismarck niemals ein Selbstzweck war. Ein diplomatischer Vertreter des Herzogs von Sachsen-Coburg-Gotha berichtete im Januar, der preussische Kronprinz habe ihm von einem Gespräch mit dem Ministerpräsidenten erzählt, in welchem Bismarck deutlich gemacht habe, «der norddeutsche Bund sei für ihn nur ein Provisorium, sein aufrichtiges Streben sei auf die Einigung des gesamten Deutschlands gerichtet und habe er die Überzeugung, dass dieses Ziel auch in nicht zu ferner Zeit werde erreicht werden. Um es aber zu erreichen, müsse vor allem der Norden sich zu einem festeren Ganzen zusammengeschlossen haben....»³⁶

Mit ihrer kunstgerechten Verflechtung von Nationalismus und eigenstaatlichen Rechten war die neue Verfassung meisterhaft geeignet, diesem Endzweck zu dienen: Sie sagte den nationalen Patrioten der süddeutschen Staaten zu und führte gleichzeitig ihren Regierungen und Herrscherfamilien vor, dass die Bedingungen für einen Beitritt zum

Bund annehmbar waren. Es sollte jedoch auch kein Zweifel daran bestehen, dass Bismarck sowohl mit der Bildung des Norddeutschen Bundes als auch mit seinen nachfolgenden Bemühungen, ihn zum Ausgangspunkt für einen umfassenden Staatenbund zu machen, nicht im Geringsten von den Grundsätzen abwich, die seine Politik in der Zeit des Verfassungskonflikts bestimmt hatten. Entgegen den Befürchtungen seiner alten Freunde aus der Mark war er entschlossen, die feudal-absolutistische Grundlage des preussischen Staates weiter bestehen zu lassen und seine Vorherrschaft auch im neuen Deutschland zu sichern.

Es ist nun an der Zeit zu untersuchen, welche Ansichten Bismarck hinsichtlich der Integration der süddeutschen Staaten in das Gebäude des Bundes hegte, und der beste Ausgangspunkt dafür ist vielleicht die in seinen Memoiren zu findende Aussage, «dass ein deutschfranzösischer Krieg werde geführt werden müssen, bevor die Gesamt-Einrichtung Deutschlands sich verwirklichte».³⁷

Wie viele andere Dinge in diesem glänzenden, aber eigenwilligen Buch braucht auch dieser Satz nicht wortwörtlich genommen zu werden, zumal es nicht Bismarcks Art war, an die Unvermeidlichkeit historischer Abläufe zu glauben. Dass die Gefahr eines Krieges mit Frankreich seit Juli 1866 in der Luft lag, war ihm natürlich klar, denn er las die Zeitungen und war sich bewusst, dass in der belebten Öffentlichkeit Frankreichs und in seinem Corps législatif die Schlacht von Königgrätz nicht nur als eine österreichische, sondern auch als eine französische Niederlage betrachtet wurde.³⁸ Er hegte keine Zweifel daran, dass eine massive Verletzung der Bestimmungen des Prager Friedens von Seiten Preussens die öffentliche Meinung in Frankreich so weit aufstacheln würde, dass ein Waffengang schwer zu vermeiden war, und er war daher entschlossen, keine solche Verletzung zuzulassen und sich gegenüber Avancen aus dem Süden, die ihm verfrüht erschienen, unzugänglich zu zeigen (wie etwa gegenüber dem vom Grossherzog von Baden im März 1867 geäußerten Interesse an einem Beitritt zum Bund).³⁹ Auf der anderen Seite glaubte er nicht, dass Napoleon III., den er seit 1855 kannte, einen Krieg wünschte, und er scheint es für möglich gehalten zu haben, dass der französische Kaiser, kam er erst einmal zu der Überzeugung, dass der Wunsch nach nationaler Einheit bei den Menschen in Süddeutschland ausgeprägt und verbreitet war, sich mit dieser Tatsache abfinden und sein eigenes Volk davon überzeugen würde, dass die restriktiven Bestimmungen des Prager Friedens nicht mehr realistisch waren.

Eine solche Demonstration des Volkswillens würde sich allerdings nicht von heute auf morgen auf die Beine stellen lassen. Es war unübersehbar, dass Preussen nach dem Krieg gegen Österreich im Süden noch weniger Sympathien genoss als früher und dass die einheitsdeutsch gesinnten Kräfte besonders in Bayern und kaum weniger in Württemberg schwach und unorganisiert waren. Aber der preussische Ministerpräsident setzte auf drei Faktoren, die hier eine Veränderung bewirken sollten: auf die durch die Schutz- und Trutzbündnisse möglich gewordene sicherheitspolitische Zusammenarbeit, die, so hoffte er, den Wunsch nach weiteren gemeinsamen Projekten entfachen würde; auf die Anziehungskraft der Verfassung des Norddeutschen Bundes, die dessen Mitgliedern die Vorzüge einer grösseren Gemeinschaft gewährte, ohne sie ihrer spezifischen Eigenart zu berauben; und schliesslich auf die Dynamik wirtschaftspolitischer Interessen.

Gerade von diesem letzten Faktor war besonders viel zu erwarten. Eine der Auswirkungen, die der Krieg gezeitigt hatte, war die Beseitigung der Vorherrschaft des österreichischen Gulden und der Übergang der effektiven Kontrolle des deutschen Wirtschaftslebens an das Frankfurter Bankhaus Rothschild. Der preussische Taler war jetzt unumschränkter Herrscher und Berlin der Nabel der deutschen Finanzwelt; hier mussten sowohl die besiegten als auch die verbündeten Staaten ihre Anleihen aushandeln und plazieren, ehe sie ihre Kriegsschadigungen und Kontributionen an Preussen bezahlen konnten. Mit diesem Einflusszentrum im Rücken, in dem Fäden aus ganz Deutschland zusammenliefen, wagte es Bismarck im Juni 1867, eine grundlegende Neuorganisation des Zollvereins durchzusetzen und ihn auch mit einem legislativen Zweikammersystem auszustatten (einem Zollparlament und einem Zollbundesrat), welches das Recht zur Zollgesetzgebung, zum Abschluss von Handels- und Schifffahrtsverträgen sowie zur Festsetzung bestimmter indirekter Steuern und Verbrauchsabgaben erhielt.⁴⁰ Bismarck rechnete darauf, dass das Zollparlament, dem Vertreter sowohl der norddeutschen als auch der süddeutschen Staaten angehörten, die von der (männlichen) Bevölkerung in allgemeiner und gleicher Wahl bestimmt waren, alte Vorurteile zerstreuen würde, wenn vor jedermanns Augen eine Interessengemeinschaft entstand, die sich so überzeugend bewährte, dass niemand ernsthafte Einwände gegen ihre Überführung in angemessene politische Formen erheben konnte, wenn der geeignete Zeitpunkt dafür kam.

Diese Strategie erforderte Geduld und Zurückhaltung. Bis positive Ergebnisse sich abzuzeichnen begannen war es wichtig, dass Preussen

in der Führung seiner auswärtigen Angelegenheiten nichts unternahm, was die Chancen auf einen Erfolg mindern würde, und dass es sich aller Aktivitäten enthielt, die den Eindruck erwecken würden, Preussen wolle die durch den Krieg geschaffene Lage ändern. Eine zur Schau getragene Zufriedenheit mit den erzielten Gewinnen hätte den zweifachen Vorzug, einerseits Mächte wie Grossbritannien und Russland, die über Preussens neuerlangte Stärke beunruhigt waren und skeptisch seine Absichten beobachteten, in Sicherheit zu wiegen, und andererseits die Franzosen, die an territorialen Veränderungen interessiert waren, zu zwingen, die Verantwortung für die Infragestellung des Status quo zu übernehmen und den politischen Preis dafür zu zahlen.

Der springende Punkt in diesem Zusammenhang war, dass Frankreich noch immer überzeugt war, mit seiner neutralen Haltung im preussisch-österreichischen Krieg einen Anspruch auf Kompensation erworben zu haben. Es war allerdings ziemlich spät für ein solches Ansinnen. Hätten die Franzosen vor dem Friedensschluss zwischen den deutschen Mächten energische Schritte in dieser Richtung unternommen, so wäre ihnen vielleicht ein gewisser Erfolg beschieden gewesen; aber der Kaiser und sein Aussenminister Drouyn de Lhuys waren sich nicht einig gewesen, und am Ende war die französische Demarche nicht nur zu spät gekommen, sondern auch so ungeschickt abgefasst, dass sie in den anderen Hauptstädten Befremden erregte und heruntergespielt werden musste.⁴¹ Die Franzosen wären wohl am besten beraten gewesen, zu diesem Zeitpunkt die ganze Sache fallen zu lassen, aber die öffentliche Meinung in Paris befand sich in höchster Erregung, war, wie der Kaiser von einem Angehörigen seines Geheimen Rats erfuhr, «zutiefst verwundet» durch die Tatsache, dass «Frankreich durch sein Eingreifen nichts gewonnen habe ausser zwei Nachbarn zu seinen Flanken, die aufgrund ihrer unermesslich gewachsenen Macht eine Gefahr darstellten».⁴² Napoleon III. hielt es für klug zu versuchen, die wütenden Patrioten zu besänftigen, und er wies seinen Botschafter in Berlin an, die Frage einer Kompensation für Frankreich erneut aufzuwerfen, wenn auch in etwas veränderter Form.

Bismarck legte dem nichts in den Weg – es konnte vielleicht einmal seine Vorteile haben, wenn man die Franzosen als habgierig dastehen liess –, machte jedoch deutlich, dass Preussen der Überlassung irgendwelcher deutscher Gebiete an Frankreich nicht zustimmen konnte und dass es über andere Formen einer Kompensation allenfalls in der Möglichkeitsform zu diskutieren gewillt war und nur, soweit dabei auch

preussische Interessen mit berücksichtigt wurden.⁴³ Unbeeindruckt hiervon, liessen die Franzosen sich mit seltener Unvorsichtigkeit auf eine Reihe zwiespältiger Diskussionen über die Möglichkeit eines französisch-preussischen Bündnisses ein, unter dessen Schutz Frankreich sich Belgien und das Grossherzogtum Luxemburg aneignen und zugleich seine Haltung gegenüber einer preussischen Expansion im Süden wohlwollend überdenken würde. Der französische Botschafter, der impulsive und glücklose Benedetti, kritzelte bei einer Gelegenheit all dies auf einen Zettel und war so unklug, diesen bei Bismarck liegenzulassen, der ihn sorgsam bis 1870 aufhob und ihn dann wie ein Kaninchen aus dem Hut hervorzauberte, um die Position der Freunde Frankreichs zu schwächen.⁴⁴ Der französische Bündnisgedanke führte zu nichts (wahrscheinlich stimmte Bismarck von Anfang an mit der Meinung überein, die der König im September in einer trockenen Bemerkung äusserte: «Wenn Deutschland je erführe, dass ich eine französische Allianz zur Vernichtung Belgiens geschlossen habe, um dadurch Herr in Deutschland zu werden, so würden die deutschen Sympathien für Preussen sehr schwinden!»⁴⁵); und die Entscheidung des Kaisers, seine Entschädigungshoffnungen auf Luxemburg zu konzentrieren, führte ein Fiasko herbei.

Dies war angesichts der komplizierten Rechtsstellung des Grossherzogtums nahezu unvermeidlich. Luxemburg war persönliches Besitztum des Königs von Holland, der vermutlich nach Gutdünken darüber verfügen konnte; es war jedoch auch Mitglied des Zollvereins, und was noch wichtiger war, es besass eine der stärksten Festungen Europas, erbaut von dem grossen Vauban; sie war von 1815 bis 1866 Bestandteil des Verteidigungssystems des Deutschen Bundes gewesen und diente noch als preussische Garnison.⁴⁶ Es waren diese deutschen Bindungen, die Napoleons Hoffnungen im April 1867 scheitern liessen, als der holländische König die französische Regierung zunächst wissen liess, dass er bereit sei, das Grossherzogtum zu verkaufen, sich dann aber, als Napoleon sich auf die Transaktion festgelegt hatte, entschloss, Rückendeckung zu suchen, indem er den preussischen König fragte, ob der irgendwelche Einwände gegen den Verkauf habe. Die eingeleitete Transaktion wurde zum Gegenstand einer hitzigen öffentlichen Diskussion; die Nationalliberalen brachten (nicht ohne Bismarcks heimliches Einverständnis) im Konstituierenden Reichstag des werdenden Bundes Anfragen an die Regierung ein: ob diese bereit sei, für die deutschen Rechte in Luxemburg einzutreten; die Antwort des Ministerpräsidenten war nicht eindeutig («Die königliche Regierung würde, in Übereinstimmung mit

ihren Verbündeten, über die Interessen der Nation wachen»), enthielt aber doch einen klaren Hinweis darauf, dass Preussen dem Verkauf ablehnend gegenüberstand;⁴⁷ jedenfalls bekam der König von Holland es mit der Angst zu tun und zog sein Verkaufsangebot zurück. Die französische Regierung antwortete hierauf mit Drohungen und mit Massnahmen, die eine Mobilisierung anzukündigen schienen, und plötzlich sah Europa sich der realen Gefahr eines Krieges gegenüber.

Es kam nicht dazu. Die anderen Mächte intervenierten, und die Geschichte wurde auf einer internationalen Konferenz im Mai 1867 in London geregelt; das Grossherzogtum Luxemburg wurde zu einem neutralen und entmilitarisierten Gebiet erklärt und unter den Schutz einer gemeinsamen Garantie der Mächte gestellt.⁴⁸ Für Bismarck waren die Ergebnisse der Affäre unter dem Strich positiv. In Paris hegte man den starken Verdacht, dass er den Kaiser und seine Politiker bewusst getäuscht habe, aber dies war angesichts des reichlichen Ungeschicks, das man auf französischer Seite an den Tag gelegt hatte, schwer zu beweisen, und selbst wenn bei den Franzosen ein Gefühl der Erbitterung herrschte, so konnte sich daraus, wie Bismarck glaubte, leicht so etwas wie Resignation entwickeln. Auf der anderen Seite hatte das durch die Enthüllung der französischen Luxemburg-Pläne erregte öffentliche Aufsehen die Arbeit des Konstituierenden Reichstags spürbar beschleunigt und zu einem glücklichen Abschluss derselben beigetragen, indem es den Liberalen Anlass gegeben hatte, ihre Forderungen nach einer effektiven parlamentarischen Kontrolle über das Heer und den Militärhaushalt zurückzuschrauben.⁴⁹

Ja, es gab sogar Anhaltspunkte dafür, dass die luxemburgische Affäre die Sache der nationalen Einheit in Süddeutschland beflügelte hatte. Auf der Höhe der Krise hatte der Ministerpräsident Unterstützungszusagen aus Baden und Hessen-Darmstadt erhalten, desgleichen – wenn auch ausdrücklich verbunden mit der Hoffnung, dass der Frieden erhalten bleiben möge – von den Regierungen von Bayern und Württemberg; Bismarck gewann den Eindruck, dass die öffentliche Empörung gegen Frankreich im Süden ebenso lebhaft war wie in den Staaten des Norddeutschen Bundes.

Aber dieser Anschein trog; nicht lange, und es ergaben sich unmissverständliche Anzeichen dafür, dass die Einheitsbewegung in den Ländern südlich des Mains arg festgefahren war und dass die antipreuussische Stimmung eher zu- als abnahm.

Zum einen zeigte sich, dass die in den Schutz- und Trutzbündnissen festgelegte militärische Zusammenarbeit nicht so eifrig betrieben wurde, wie Bismarck dies gehofft hatte. Die Erfüllung der eingegangenen Ver-

pflichtungen war auf Seiten der süddeutschen Regierungen von Gezänk und Verschleppungsmanövern begleitet. Seit dem 18. Jahrhundert gab es in Süddeutschland die Klischeevorstellung von Preussen als einer einzigen riesigen Kaserne, und ein Partikularist wie der Bayer Edmund Jörg fand offene Ohren, wenn er den Sieger von 1866 als eine Macht bezeichnete, «die sich nicht scheut, im 19. Jahrhundert und auf deutschem Boden fünf Millionen Deutsche mit russischer Brutalität, ... Zentralismus jeder Art, Säbelherrschaft und Cäsarismus unter ihrem Zepter zu halten».⁵⁰

Die Bemühungen Preussens, im Einklang mit den Verträgen eine Vereinheitlichung der militärischen Praktiken herbeizuführen, wurden als ein Versuch betrachtet, dem Süden den preussischen Militarismus aufzuzwingen, und es wurden, obwohl der Fortschritt eher gemächlich vor sich ging, Klagen über die höheren Kosten, die strengeren disziplinarischen Vorschriften und die längere Dienstzeit laut, die eine notwendige Folge der Vereinheitlichung zu sein schienen. In der Tat trugen die durch die militärische Zusammenarbeit erforderten Opfer dazu bei, Preussen in den Augen vieler Süddeutscher noch unbeliebter zu machen und in übertragener Weise auch die Anziehungskraft des Norddeutschen Bundes zu schmälern. Ein preussischer Gesandter in Württemberg berichtete nach Berlin, die Leute sagten über die Verfassung des Bundes, sie enthalte «nur drei Artikel: 1. Steuerzahlen, 2. Soldatsein, 3. Maul halten».⁵¹ Den schlagendsten Beweis für diese süddeutsche Haltung lieferten die Wahlen für das neue Zollparlament in den ersten Monaten des Jahres 1868. Anzeichen dafür, dass diese eine Enttäuschung für die Bismarckschen Hoffnungen bringen würden, zeigten sich schon vorher, auf einer Konferenz der Demokratischen Volkspartei in Württemberg, auf der die Forderung nach einem Boykott der Wahlen erhoben wurde, sowie in der von der Zweiten Kammer des württembergischen Parlaments verabschiedeten Resolution, in der verlangt wurde, dass Anklagen gegen Zeitungen wegen Beleidigung ausländischer Herrscher oder Regierungen vor einem Schwurgericht verhandelt werden sollten. In den Abstimmungsergebnissen bestätigten sich dann diese Anzeichen einer antipreussischen Stimmung. Die Wahl in Bayern am 10. Februar stellte unbestreitbar einen Sieg für die klerikalpartikularistischen Gegner des Bundes dar, die von den 48 Delegierten 26 ihrer Wahl ins Zollparlament schickten, während die Fortschrittspartei, die einen Zusammenschluss mit dem Norden befürwortete, nur 12 Sitze gewann und die Mittelpartei, die, wie bereits aus ihrem Namen zu schliessen ist, in keiner Frage eine feste politische Position bezog, auf 9 Sitze kam. In Baden endete die

Wahl, zwei Wochen später abgehalten, wie vorhergesagt mit einem Erfolg der für einen Anschluss eintretenden Kräfte – allerdings mit einem nur knappen Erfolg, weil die Klerikalen ein überraschend gutes Ergebnis in dieser Hochburg der pro-preussischen Gesinnung erzielten. In Württemberg erhielten die Befürworter eines Anschlusses nur 45'787 Stimmen gegenüber 129'725 der Gegner, die alle 17 Abgeordneten für ihr Land stellten. Das einzige Gebiet, in welchem die Nationalpartei eine klare Mehrheit errang, war der südlich des Mains gelegene Teil von Hessen-Darmstadt.

Alles in allem schickten die süddeutschen Staaten 57 oppositionelle Delegierte ins Zollparlament, die fest entschlossen waren, sich jeder Erweiterung der Kompetenzen dieser Körperschaft sowie jeder Ausdehnung des preussischen Einflusses im Süden zu widersetzen. Zusammen mit den Altkonservativen von Preussen, den verstimmt hannoverschen Welfen, den norddeutschen Katholiken und den Polen waren sie stark genug, jeglichen bedeutungsvollen Beschluss des Zollparlaments hinsichtlich der nationalen Frage zu verhindern; am 7. Mai 1868 stimmten sie mit glatter Mehrheit den von den badischen und hessischen Delegierten eingebrachten Entwurf einer Botschaft an den König von Preussen nieder, der die Unterstützung des Zollparlaments für eine Politik der wirtschaftlichen Freiheit sowie für eine vollständige Verwirklichung der Einheit Deutschlands mit friedlichen Mitteln zum Ausdruck brachte.⁵²

Bismarck nahm diesen Rückschlag so gleichmütig wie möglich hin. Es war deutlich geworden, dass er den politischen Gewinn überschätzt hatte, der sich allein aus den wirtschaftlichen Anreizen ziehen liess, die die nationale Einheit bot. Zwar war es eine Tatsache, dass Fabrikanten und Kaufleute, Gewerbevereinigungen und Handelskammern sowie das liberale Bürgertum im Allgemeinen nach 1866 zu den leidenschaftlichsten Befürwortern der nationalen Einheit gehörten – nicht verwunderlich angesichts der Vorteile, die der Norddeutsche Bund ihren Zielen und Zwecken bot, indem er Beschränkungen für die Warenproduktion und die Verbreitung des Kapitalgesellschaftsprinzips beseitigte und Dinge wie die Aufstellung gemeinsamer Bestimmungen für das Handelsrecht und einheitlicher Richtlinien für den Wechselverkehr unterstützte.⁵³ Aber diese Leute besaßen offenbar im Süden weniger Einfluss als im Norden. Bismarck beklagte sich über die «heterogenen Elemente» in Süddeutschland und sagte, es sei schwierig zu bestimmen, «ob die Partikularisten oder die Demokraten die ärgeren Feinde Preussens sind».⁵⁴

Dennoch war er nicht geneigt, die im Süden vorherrschende Einstellung durch künstliche Mittel oder Anwendung von Druck zu beeinflussen. Im Februar 1869, zu einer Zeit, als manche seiner süddeutschen Anhänger Unwillen ob seiner Untätigkeit zeigten und die Überzeugung äusserten, die Sache der Einheit sei für immer verloren, wenn nicht etwas unternommen werde, um die gegenwärtigen Tendenzen umzukehren, schickte er seinem Gesandten in München, Georg Freiherr von Werthern, eine Note, die sehr oft zitiert worden ist, und dies mit Recht, da sie viel über die Grundsätze verrät, die seine Staatskunst leiteten.

Dass die deutsche Einheit durch gewaltsame Ereignisse gefördert werden würde, halte auch ich für wahrscheinlich. Aber eine ganz andere Frage ist der Beruf, eine gewaltsame Katastrophe herbeizuführen, und die Verantwortlichkeit für die Wahl des Zeitpunkts. Ein willkürliches, nur nach subjektiven Gründen bestimmtes Eingreifen in die Entwicklung der Geschichte hat immer nur das Abschlagen unreifer Früchte zur Folge gehabt; und dass die deutsche Einheit in diesem Augenblick keine reife Frucht ist, fällt meines Erachtens in die Augen. Wenn in der Richtung auf dieselbe die kommende Zeit ebenso fortschreitet wie die seit dem Regierungsantritt Friedrichs des Grossen verflossene und namentlich die seit 1840, dem Jahre, wo zuerst seit den Befreiungskriegen wieder eine nationale Bewegung fühlbar wurde, so können wir der Zukunft mit Ruhe entgegensehen und unseren Nachkommen das Weitere zu tun überlassen. Hinter der wortreichen Unruhe, mit der die Leute ausserhalb der Geschäfte nach dem Stein der Weisen suchen, der sofort die deutsche Einheit herstellen könne, verbirgt sich in der Regel eine flache und jedenfalls impotente Unbekanntschaft mit den Realitäten und ihren Wirkungen.

Die wahre Weisheit bestehe in der Einsicht, man könne zwar «die Uhren vorstellen, die Zeit geht aber deshalb nicht rascher, und die Fähigkeit zu warten, während die Verhältnisse sich entwickeln, ist eine Vorbedingung praktischer Politik».⁵⁵

Trotz weiterer politischer Enttäuschungen im Süden hielt Bismarck sich an seinen eigenen Rat. Den bedeutendsten Rückschlag in den Monaten nach seinem Brief an Werthern musste er mit dem Sturz seines loyalen Anhängers Prinz Chlodwig zu Hohenlohe-Schillingsfürst erleben. Hohenlohe war seit Dezember 1866 bayerischer Ministerpräsident gewesen und hatte im Frühjahr 1867 einen – dann gescheiterten – Plan entworfen, demzufolge Österreich seine Zustimmung zu einem Anschluss der süddeutschen Staaten an den Norddeutschen Bund geben und mit der so entstehenden Union in eine permanente Allianz treten sollte. Er stürzte im Januar 1870 infolge eines Komplotts von Konservativen und Klerikalen unter der Führung von Edmund Jörg; dieser Um-

schwung löste bei den einheitsdeutsch gesinnten Kräften Verwirrung und Mutlosigkeit aus. Als indes einen Monat später der Grossherzog und der Landtag von Baden um die Aufnahme ihres Landes in den Norddeutschen Bund ansuchten und als Eduard Lasker von der Nationalliberalen Partei diese Teillösung des süddeutschen Problems befürwortete, lehnte Bismarck rundweg ab und erklärte in einer Rede im Reichstag, Baden, die am stärksten für die Sache der Einheit eingenommene Kraft, aus dem süddeutschen Verband herauszulösen sei so, wie «den Milchtopf abzusahnen und das übrige sauer werden zu lassen».⁵⁶ Weiter zuzuwarten war hundertmal klüger als eine halbgare Lösung des süddeutschen Problems.

Im Nachhinein gesehen ist die Geduld, die Bismarck in jener Zeit der Enttäuschungen aufbrachte, bemerkenswert. Aber nicht diese Eigenschaft hatte ihn zu einem Virtuosen auf der diplomatischen Bühne gemacht. So hoch seine engsten Mitarbeiter im Aussenministerium – der ältere Bülow, Lothar Bucher sowie später Radowitz, Brauer, Holstein und Hatzfeldt – seine Fähigkeit schätzten, Entwicklungen abzuwarten, ihre grösste Bewunderung galt doch seiner Entschlossenheit, seiner zupackenden Sicherheit und seinem unerschöpflichen politischen Einfallsreichtum. Bismarck war überzeugt, dass es in der Aussenpolitik Augenblicke gibt, die, wie er 1866 sagte, «nie wiederkommen», und dass die Pflicht des Staatsmannes darin bestand, sie beim Schopfe zu fassen und aus den in ihnen steckenden Möglichkeiten das Beste zu machen. Wenn seine innere Uhr ihm sagte, dass die Zeit reif war, dann war er imstande, in seinem Handeln eine Schnelligkeit, eine Überzeugungskraft und, falls nötig, eine Brutalität an den Tag zu legen, die ihren Eindruck auf seine Untergebenen niemals verfehlten.⁵⁷ Ein solcher Augenblick kam im Februar 1870, als Eusebio Salazar, ein Angehöriger der spanischen Cortes, im Auftrage der provisorischen Regierung in Madrid an die Regierung Preussens herantrat mit dem Ersuchen, in Gespräche über die zur Disposition stehende spanische Thronfolge einzutreten.

4. Die Kandidatur der Hohenzollern für den spanischen Thron und der Ausbruch des Deutsch-Französischen Krieges

«Was kümmert's mich», soll Metternich einmal gesagt haben, «was am Hof von Cetinje oder Belgrad vorgeht?» Dieselbe Frage hatte Bismarck wohl in Bezug auf den spanischen Hof gestellt, seit dort im September 1868 Königin Isabella II. abgesetzt worden war, wenn gleich er sich

kaum in so geringschätziger und wegwerfender Weise geäußert haben dürfte wie Metternich. Unter den von Marschall Prim, dem Chef der provisorischen Regierung in Madrid, als mögliche Thronfolger ins Auge gefassten Personen befand sich Leopold von Hohenzollern-Sigmaringen, der Sohn von Fürst Karl Anton, dem Oberhaupt der katholischen Linie des preussischen Herrscherhauses, früheren preussischen Ministerpräsidenten und persönlichen Freund des Königs. Bismarck zweifelte keinen Augenblick daran, dass eine Thronfolge Leopolds ihn mit Risiken und Chancen konfrontieren würde. Die Frage lautete wie immer, ob letztere vielversprechend genug waren, um eine Inkaufnahme der ersteren zu rechtfertigen.

Bis Anfang 1870 neigte er eher dazu, dies zu bezweifeln; wenn er nach seinen Ansichten zu diesem Thema gefragt wurde, tat er es als eine Familienangelegenheit ab, mit der die preussische Regierung nichts zu schaffen habe; und als Prim im September dem Erbprinzen Leopold den Thron regelrecht anbot und der junge Mann abwinkte, schien er mit diesem Ausgang zufrieden. Als die Spanier jedoch im Februar ihr Angebot erneuerten und dieses Mal die preussische Regierung förmlich ersuchten, Leopold zum Umdenken zu bewegen, liess Bismarck die bis dahin zur Schau getragene Gleichgültigkeit fahren und schickte seinem König (am 9. März) ein Memorandum, in welchem er eindringlich auf die Vorteile verwies, die sich gewinnen liessen, wenn Leopold annahm.

Worauf sollen wir diesen Sinneswandel zurückführen? Das Memorandum Bismarcks an seinen König bietet keine hinreichende Antwort auf diese Frage, da die in ihm enthaltenen Argumente ganz offenbar sorgfältig im Hinblick auf die militärische und dynastische Denkweise Wilhelms ausgewählt waren. So führte Bismarck etwa aus, dass ein Hohenzoller auf dem spanischen Thron genügen würde, um im Falle eines preussisch-französischen Krieges, der stets im Rahmen des Möglichen lag, Frankreich zur vorsorglichen Aufstellung eines oder zweier Armeekorps an seiner Südgrenze zu zwingen. Ausserdem müsse man, so fuhr er fort, im Auge behalten, dass die spanische Krone, falls Leopold verzichtete, möglicherweise an die Dynastie der Wittelsbacher fallen würde, wodurch sich für die Zukunft die Gefahr einer antipreussischen katholischen Liga, und selbst wenn nicht dies, so doch andere ungünstige politische Folgen ergeben würden. Alle Register ziehend, schrieb Bismarck weiter:

Das Ansehen der Dynastie der Hohenzollern, der gerechte Stolz, mit dem nicht nur Preussen auf sein Königshaus blickt, sondern auch Deutschland sich mehr und mehr gewöhnt, diesen Namen als ein nationales Eigentum zu nennen, dieses Element natio-

nenal Selbstgefühls, das im bewussten Ansehen der Dynastie liegt, dient wesentlich zur Hebung des monarchistischen Sinnes, wenn das Herrscherhaus sich in einer europäischen Position befindet, die nur in den habsburgischen Antezedenzen eine Analogie hat.⁵⁸

Das Interessanteste an diesem denkwürdigen Dokument – dessen Inhalt der König energisch und wirkungsvoll zurückwies – ist das, worüber es sich ausschweigt. Bismarck äusserte sich praktisch nicht zu den Auswirkungen, die eine Thronbesteigung Leopolds auf die französische Regierung haben würde. Und doch haben wir allen Grund zu glauben, dass Bismarcks wahre Motive in seiner Einschätzung des politischen Zustandes Frankreichs und insbesondere der Auseinandersetzung zwischen den Falken und den Tauben in Paris begründet lagen. Er wusste, dass es sowohl am kaiserlichen Hof als auch im auswärtigen Dienst eine einflussreiche antipreuussische Partei gab, zu der die Kaiserin selbst, Eugène Rouher, der «Vizekaiser», und Botschafter wie La Guéronnière in Brüssel und Gramont in Wien gehörten, die die Hoffnung hegten, es würden sich Umstände ergeben, die einen Vergeltungskrieg für Königgrätz möglich machten. Ihre Versuche, eine solche Gelegenheit durch diplomatische Schachzüge herbeizuführen, flossten Bismarck wenig Sorge ein. Der Möglichkeit einer französisch-österreichischen Allianz (wie sie seinem alten Feinde Beust in Wien als ehrgeiziges Ziel vorschwebte) war durch die Opposition sowohl der österreichischen Liberalen als auch der Partei Deäks gegen einen erneuten «innerdeutschen» Krieg ein Riegel vorgeschoben;⁵⁹ die anhaltende Besetzung Roms durch französische Truppen andererseits stellte ein unüberwindliches Hindernis für eine Allianz mit Italien dar;⁶⁰ Frankreichs linkischer und erfolgloser Versuch im Jahre 1869, strategische Eisenbahnstrecken in Luxemburg und Belgien zu erwerben, hatte aufs Lebhafteste das Misstrauen der Engländer erregt;⁶¹ und den französischen Hoffnungen in Petersburg stand die Tatsache im Wege, dass Bismarck selbst 1868 eine funktionierende Entente mit der russischen Regierung zustande gebracht hatte und dass Frankreich wohl nichts zu bieten hatte, das Russland dazu hätte bewegen können, diese Entente aufzukündigen; schliesslich hatte Bismarck seine Unterstützung für den Fall signalisiert, dass Petersburg die Pontusklauseln des Pariser Vertrags von 1856 nicht mehr anerkennen würde.⁶² Wenn ihn also die kriegerische Partei in Paris beunruhigte, dann nicht, weil ihre auswärtigen Pläne eine Gefahr dargestellt hätten, sondern weil ihr Einfluss noch immer gross genug war, Napoleon III. daran zu hindern, eine versöhnliche Politik gegenüber der deutschen Nationalbewegung einzuschlagen.

Freilich gehörten nicht alle französischen Politiker zu den Falken. Im Januar 1870 krönte Napoleon III. sein unlängst begonnenes Experiment einer liberalisierten Regierung, indem er Émile Ollivier die Leitung eines neuen Kabinetts übertrug. Bismarck glaubte, und dies mit gutem Grund, dass Ollivier zu der Einsicht neigte, die Entwicklung eines deutschen Nationalstaats könne nicht länger verhindert werden und Frankreich solle, solange Preussen diesen nicht mit Gewalt herbeizuführen versuchte, grossmütige Toleranz zeigen und nach Kräften alle Vorteile wahrnehmen, die dabei für es abfielen.⁶³ Er wollte Ollivier soweit wie möglich den Rücken stärken, und seine Rede am 24. Februar, in welcher er das badische Ersuchen um Aufnahme in den Bund zurückwies, war zu einem gewissen Teil von diesem Wunsch bestimmt. Das gleiche gilt von dem Rat, den er dem König in der Angelegenheit der spanischen Kandidatur gab. Er rechnete durchaus mit einer wütenden französischen Reaktion für den Fall, dass Leopold annahm, aber solange die preussische Miturheberschaft ein Geheimnis und Spaniens Haltung fest blieb, würde Paris wenig unternehmen können. Je lauter das Geschrei, desto mehr Misskredit würde letzten Endes auf die fallen, die es erhoben, nämlich auf die Falken. Napoleon würde, schon seiner eigenen Stellung wegen, gezwungen sein, sich ganz auf die liberale Seite zu schlagen, und dies würde die Aussichten auf eine friedliche Lösung der deutschen Nationalfrage verbessern.⁶⁴ Solange die Erregung in Frankreich anhielt, würde sie ein Aufleben des Nationalismus in Süddeutschland bewirken. Für den Fall, dass die Falken mehr erreichten, als Bismarck ihnen zutraute, und Frankreich in einen Krieg gegen Preussen führen würden, verliess sich Bismarck darauf, dass das preussische Heer sich als Herr der Lage erweisen würde.

Es ist immer gefährlich, im Brustton der Überzeugung über Bismarcks Absichten zu reden, aber die hier vorgeschlagene Erklärung ist ganz gewiss einleuchtender als das oft angeführte Argument, er habe vom ersten Auftauchen der spanischen Frage an den Krieg mit Frankreich gesucht. Bismarck war sein Leben lang ein Gegner des Präventivkrieges; er hielt ihn für einen nicht zu rechtfertigenden Verstoß gegen die Grundsätze einer vorsichtigen Politik und für ebenso unvernünftig wie etwa einen Selbstmord aus Angst vor dem Sterben.⁶⁵ Wenn die Kriegsfanfaren im Frühling 1870 ertönen sollten, dann müsste die Initiative dazu, wie Bismarck es sah, von Frankreich ausgehen, und er war zuversichtlich, dass Napoleon unter den gegebenen Umständen den hierzu notwendigen Befehl nicht erteilen würde.

Keines dieser Gedankenspiele liess sich unmittelbar an der Wirklichkeit erproben. König Wilhelm überliess dem Erbprinzen Leopold die Entscheidung für oder gegen den spanischen Thron, legte aber selbst eine so kritische Haltung an den Tag, dass dem Kandidaten jede eventuell vorhandene Begeisterung dahinschwinden musste; angesichts dieser äusserst negativen Einstellung hatte Bismarck, als es Mai wurde und er auf seinem Gut Varzin mit einer Gelbsucht das Bett hütete, die spanische Karte bereits so gut wie abgeschrieben. Er kam jedoch nicht dazu, sich damit abzufinden, denn in Frankreich ereignete sich etwas, das nach einer bedeutsamen Veränderung der politischen Lage aussah. Am 8. Mai fand eine Volksabstimmung statt, bei der die Wähler die Frage beantworten sollten, ob sie «die vom Kaiser seit 1860 eingeführten liberalen Reformen» guthiessen. Die Franzosen wussten freilich, dass die eigentliche Frage lautete, ob sie Napoleon weiterhin auf dem Thron sehen wollten, und sie stimmten mit einer überwältigenden Mehrheit von 7'336'000 zu 1'572'000 Stimmen dafür. Nach der Auszählung der Stimmen stellte einer von Napoleons Gegnern trübsinnig fest, dies bedeute, dass sein Vertrag um weitere zwanzig Jahre verlängert sei.⁶⁶ Bismarck selbst war der Ansicht, dass das Ergebnis des Plebiszits, ungeachtet seines Wortlauts, nur das Ende der liberalen Ausrichtung der auswärtigen Politik bedeuten konnte, und diese Einschätzung schien sich fast augenblicklich zu bestätigen, als der französische Aussenminister Daru zurücktrat und durch den Herzog von Gramont ersetzt wurde, der als Vertreter der harten Linie und Befürworter einer militärischen Allianz mit Österreich bekannt war. Der preussische Ministerpräsident hielt es nunmehr für dringend geboten, eine Krise heraufzubeschwören, die geeignet war, die neue Richtung der französischen Politik herauszufordern und in Misskredit zu bringen, ehe sie sich etablieren und ihre Wirkungen entfalten konnte.

Ohne die Rücksicht auf den Standpunkt des Königs zu nehmen, die bei absoluter Loyalität geboten gewesen wäre, gingen Bismarck und seine Berater Lothar Bucher und Major von Versen also daran, Prinz Leopold umzustimmen, indem sie ihm die Annahme des spanischen Angebotes als patriotische Pflicht darstellten. Leopold willigte schliesslich ein, ebenso auch der irritierte König, und am 21. Juni ging das schicksalhafte Telegramm nach Madrid ab. Es ist eine bemerkenswerte Tatsache, dass die explosive Neuigkeit zehn Tage lang geheim blieb. Aber am 2. Juli erreichte sie dann doch Paris, und am Tag darauf sah der neue Aussenminister sich mit der Notwendigkeit konfrontiert zu entscheiden, wie man darauf reagieren sollte.

Gramont ist im Urteil der Historiker schlecht weggekommen, aber dies gewiss nicht unverdienterweise. Wo es der Überlegung bedurfte, war er impulsiv; wo abgewogene Worte ratsam waren, war er heftig; und wo ihm ein gewisses Augenmass vielleicht zu einem glänzenden Erfolg als Krönung seiner Laufbahn verholfen hätte, reagierte er überzogen und stürzte sein Land in die Katastrophe. Als er die Nachricht aus Madrid erhielt, hätte ihm dies eine ausgezeichnete Gelegenheit geboten, durch eine öffentlich an Bismarck gerichtete Bitte um Hilfe bei der Beilegung einer für den europäischen Frieden bedrohlichen Angelegenheit den preussischen Ministerpräsidenten in eine peinliche Situation zu bringen; gerade in Anbetracht des von Bismarck sorgsam gehüteten Anscheins, die preussische Regierung habe keinen Einfluss auf die Verhandlungen zwischen Leopold und der provisorischen Regierung in Madrid genommen, wäre dieser Schachzug besonders wirkungsvoll gewesen. Stattdessen war Gramonts erste Reaktion, dass er bei der preussischen Regierung in barschem Ton anfragte, ob sie die Finger im Spiel habe, und anschliessend, ohne eine Erwiderung abzuwarten, am 6. Juli im Corps législatif eine agitatorische Rede hielt, in welcher er Preussen rundheraus anklagte, das Gleichgewicht der Mächte sowie die lebenswichtigen Interessen und die Ehre Frankreichs zu bedrohen, und in offenen Worten zu verstehen gab, seine Regierung sei bereit, Gewalt anzuwenden, falls die Regierungen von Preussen und Spanien nicht umgehend von ihrem Projekt Abstand nähmen. Diese Rede allein brachte die französische Regierung schon in eine schwierige Situation, indem sie die öffentliche Meinung, die auf die Nachricht aus Madrid gelassen reagiert hatte, in Aufregung versetzte und eine Welle des Chauvinismus auslöste, der standzuhalten die Regierung am Ende nicht die Kraft hatte.

Schlimmer als dies wirkte sich aus, dass Gramont es versäumte, sich an Talleyrands Merksatz für Diplomaten zu halten: *«Pas trop de zèle!»* Wenngleich die rasch zunehmende öffentliche Erregung in Paris Bismarcks Entschlossenheit, sich der Herausforderung aus dieser Richtung entgegenzustellen, nicht zu erschüttern vermochte, so hatte doch sein König, der sich zur Kur in Bad Ems aufhielt, weit weg vom Einfluss seines kranken Ministerpräsidenten, ein schlechtes Gewissen und zeigte sich weniger unnachgiebig. Bedrängt vom französischen Botschafter, brachte Wilhelm nicht die Unverfahrenheit auf abzustreiten, dass er Leopolds Kandidatur zugestimmt und mit Bismarck darüber debattiert hatte; während er einerseits nachdrücklich betonte, dass er über keinerlei Autorität verfüge, um Prinz Leopold zu einem Verzicht auf den spanischen

Thron zu zwingen, gestand er andererseits zu, dass er mit seinen Verwandten Gespräche über die Angelegenheit führe.⁶⁷ Diese Eröffnungen zogen drei Tage später, am 12. Juli, den entschiedenen und endgültigen Verzicht des Fürsten Karl Anton auf eine Kandidatur seines Sohnes nach sich. Damit lag für Gramont ein Erfolg zum Greifen nahe, der grösser war, als ihn irgendein französischer Staatsmann seit den Tagen des ersten Napoleon errungen hatte. In Berlin sah sich Bismarck für dieses eine Mal in einer ausweglosen Lage; angeschlagen und gedemütigt fragte er sich, ob es nicht besser wäre zurückzutreten.

Aber Gramont schlug sich selbst die Trümpfe aus der Hand. Entweder weil er seinem guten Geschick nicht traute, oder weil er dessen wahre Grösse jedermann vor Augen zu führen wünschte, sandte er den glücklosen Benedetti am 13. Juli erneut zum preussischen König, diesmal mit der Forderung nach einer Zusicherung, dass Preussen eine Wiederaufnahme der Kandidatur auch in Zukunft nicht zulassen werde. Der König weigerte sich höflich, aber entschieden, eine derartige Zusage zu geben.⁶⁸ Dann liess er durch seinen Rat Abeken Bismarck telegrafisch eine Schilderung des Gesprächs übermitteln; dieser gab sie an die Presse, nachdem er gewisse Kürzungen vorgenommen hatte, welche die Sprache des Königs barscher klingen und die Benedetti erteilte Abfuhr weit schneidender erscheinen liessen, als sie in Wirklichkeit gewesen war. Die Veröffentlichung der Emser Depesche und die folgende Auseinandersetzung mit ihr in der politischen Kampfpresse links und rechts des Rheins schufen eine Atmosphäre, die Vernunft und Kompromisse nicht mehr zuliess. Bismarck war immer der Überzeugung gewesen, dass Napoleon III. und Ollivier sich gegen den Krieg aussprechen würden, und er lag mit dieser Beurteilung richtig. Aber selbst für Ollivier stand es fest, dass ein Zurückweichen zu diesem Zeitpunkt einem unerträglichen Ehrverlust gleichkommen würde, und der Kaiser glaubte, wie der britische Botschafter notierte, er könne es sich im Interesse der kaiserlichen Erbfolge nicht leisten, einen Kniefall vor Preussen zu machen.⁶⁹ Es lässt sich nicht behaupten, dass Bismarck 1870 den Krieg wollte, aber dank der Krise, die er mit ins Werk gesetzt hatte, dank Gramonts Ungeschicklichkeit in ihrer Bewältigung und dank der Leidenschaften, die sie in der französischen Öffentlichkeit entfachte, bekam er ihn.⁷⁰

5. Zivil-militärischer Konflikt, Kriegsziele und die Proklamation des Deutschen Reichs

Aber er bekam auch Wohltuendes zu hören: demonstrative Bekenntnisse zur nationalen Sache aus Süddeutschland. Partikularismus und Misstrauen gegen Preussen wurden, jedenfalls vorübergehend, von der Springflut vaterländischer Begeisterung überspült, die im Juli 1870 in allen Teilen der Nation losbrach. Im Angesicht dieser, wie jedermann glaubte, vorsätzlichen, von Arroganz und Neid eingegebenen Ehrverletzung durch die Franzosen, wer konnte da untätig bleiben? «Jeder Deutsche», schrieb Arnold Ruge, «wer er auch sei, ist ein Verräter, der jetzt nicht zu seinem Volke steht!»⁷¹

Ohne Zögern wurden die Bestimmungen der mit Preussen 1866 abgeschlossenen Bündnisverträge vollzogen; voller Begeisterung meldeten sich die Reservisten bei ihren Einheiten. In Bayern und Baden begann die Mobilmachung am 16. Juli, in Württemberg einen Tag später, und die Kontingente dieser Länder bildeten zusammen die Dritte Armee, die unter das Kommando des preussischen Kronprinzen gestellt wurde. Der Held von Chlum hegte anfänglich gewisse Zweifel in Bezug auf Geist und Kampfkraft der süddeutschen Truppen;⁷² sie bestätigten sich nicht, als der Feldzug begann.

Dank der raschen süddeutschen Reaktion und dem allgemein guten Funktionieren der Mobilmachung wurden innerhalb von achtzehn Tagen 1'830'000 Berufssoldaten und Reservisten durch die deutschen Kasernen geschleust und 462'000 zur Westgrenze transportiert. Das waren fast doppelt so viele wie im gleichen Zeitraum in Frankreich, wo 23 Tage nach Beginn der Mobilmachung noch immer einzelne Reservisten in ihren Regimentsstandorten eintrafen, oft ohne das Notwendigste an Uniform und Ausrüstung. Das französische Heer hatte sich zu lange auf das sogenannte «système D: on se débrouillera toujours» verlassen («irgendwie kommen wir schon klar»).⁷³ Gegen einen gut bewaffneten und zahlenmässig überlegenen Feind, der auch über einen gut funktionierenden Nachschub verfügte, gegen ein Oberkommando und einen Generalstab, die sich in den Kriegen von 1864 und 1866 bewährt hatten, und gegen einen schon lange fertig vorliegenden Feldzugsplan war dies einfach zu wenig.

In den letzten Tagen vor Ausbruch der Kampfhandlungen hatte Napoleon einen improvisierten Plan entworfen, der zur Entlastung des Heeres eine amphibische Operation an der Ostseeküste sowie einen massierten Vorstoss ins Innere von Süddeutschland vorsah, durch den Öster-

reich und Italien als Verbündete gewonnen werden konnten, wenn erst einmal einige Anfangserfolge erzielt waren. Dieser Plan hatte einiges für sich, denn es war eine Tatsache, dass sowohl Kaiser Franz Josef als auch König Viktor Emmanuel II. eher zu einem Zusammengehen mit Napoleon neigten.⁷⁴ Aber ehe noch die weit verstreuten französischen Heeresreserven zur Ausführung dieser Operation zusammengezogen werden konnten, hatten die Preussen sich den Weg durch das lothringische Tor freigekämpft und sich nach erbittert geführten Schlachten bei Vionville-Mars-la-Tour, Saint-Privat und Gravelotte, in denen sie grössere Verluste erlitten als der Feind, zwischen Paris und den beiden französischen Armeen der Marschälle Bazaine und MacMahon festgesetzt. Bazaine wurde nach Osten zurückgedrängt und in der Festung Metz eingeschlossen. Als MacMahons Armee, zu welcher inzwischen der Kaiser gestossen war, ihm zu Hilfe eilen wollte, wurde ihre südliche Flanke bei Beaumont von Einheiten des Preussischen IV. Korps, des Königlich Sächsischen VII. Armeekorps sowie des I. Bayerischen Korps aufgerieben und ihre verbleibenden Kräfte bei Sedan zur belgischen Grenze hin eingeschnürt; festgenagelt durch ununterbrochenes Artilleriefeuer aus den furchtbaren Kruppschen Gussstahlgeschützen mit Hinterladung, über die bayerische, schlesische, hessische und sächsische Einheiten verfügten, mussten sie schliesslich kapitulieren.

Dieser atemberaubende deutsche Sieg brachte zwar nicht das Ende des Krieges, setzte aber den Schlusspunkt unter das napoleonische Regime. Die Nachricht, dass der Kaiser und 100'000 französische Soldaten in preussischer Hand waren, erreichte Paris am 3. September, und am Morgen danach wurde, nicht zum ersten Mal in der französischen Geschichte, vor dem Hotel de Ville die Republik ausgerufen. Trotz seiner Sympathie für den Kaiser nahm Bismarck die Neuigkeit mit Genugtuung auf, da sie der Möglichkeit einer Intervention von neutraler Seite zugunsten des Kaisers vorbeute. Auch verschaffte sie ihm einen plausiblen Vorwand für die Kriegsziele, die er jetzt enthüllte. Die sich abzeichnende Gefahr einer von Frankreich ausgehenden revolutionären Ansteckung mache es notwendig, so teilte er Wien und St. Petersburg mit, dass die drei östlichen Monarchien solidarisch zusammenstünden und dass Deutschland, als die der Gefahr am stärksten ausgesetzte Macht, sich schütze, indem es Elsass und Lothringen annektiere.⁷⁵

Die unglückseligen Auswirkungen, welche die Erwerbung dieser Provinzen in den auswärtigen und inneren Angelegenheiten Deutschlands nach 1871 zeitigen sollte, sind bei den Historikern auf ein ungewöhnli-

ches Interesse gestossen, und die Ansichten darüber, aus welchem Grund die deutsche Politik 1870 hierin ihr Hauptziel sah, gehen noch immer weit auseinander.⁷⁶ Manche Historiker haben die Erklärung in der Theorie gesucht, dass Bismarck gegen seinen Willen von der öffentlichen Meinung gezwungen worden sei, Elsass und Lothringen zu fordern; andere behaupteten, der Ministerpräsident selbst habe die öffentliche Agitation in Szene gesetzt und mit Hilfe einer raffinierten Pressekampagne die expansionistischen Leidenschaften dort geweckt, wo sie vorher nicht vorhanden waren. Mir scheint, man muss bei objektiver Betrachtung feststellen, dass weder die öffentliche Meinung noch Bismarck der Verführung bedurften.

Innerhalb weniger Tage nach Kriegsausbruch wurde die Annexionsfrage im ganzen Land auf breiter Front diskutiert, insbesondere in Süddeutschland, wo man sich angesichts der Möglichkeit einer bevorstehenden französischen Invasion an die Geschichte der französischen Eroberungspolitik seit den Tagen von Ludwig XIV. erinnerte. So lag die Forderung nahe, den Franzosen dies ein für allemal zu verleiden, indem man sich ein Schutzpolster verschaffte. Eine offiziell inszenierte Pressekampagne war gar nicht nötig, wo doch überall lokale Zeitungen von sich aus nach Annexion riefen und Männer von Format und bekanntermassen unabhängigem Geist wie der Historiker des mittelalterlichen Roms, Ferdinand Gregorovius, nachdrücklich betonten, ein eroberungslüsternes Frankreich könne nur dadurch entscheidend in seine Schranken verwiesen werden, wenn Deutschland sich in den Besitz seiner natürlichen Westgrenze, der Vogesen, bringe. Es erhoben sich zwar einige wenige Stimmen – vernehmlich vor allem die des Publizisten und späteren Diplomaten Julius von Eckhardt –, die voraussagten, dass die Aneignung von Elsass und Lothringen Schatten des Zweifels auf die Ehrbarkeit der deutschen Motive werfen, das Nationalitätsprinzip verletzen und Deutschland die fortwährende Feindschaft der Franzosen und eine unbecueme Minderheit einbringen würde; aber sie fanden kaum hörbaren Widerhall. Den Vorschlag, mittels einer Volksabstimmung festzustellen, wohin die Mehrheit der Bevölkerung tendierte, wies die *Augsburger Allgemeine Zeitung* empört zurück; nach ihrer Ansicht war es unwichtig, was die Elsässer dachten. «Mit der Rute müssen wir leider anfangen. Die entarteten Kinder müssen unsere Faust fühlen! Der Züchtigung wird die Liebe folgen, und diese wird sie wieder zu Deutschen machen.» Der Führer der Liberalen Partei in Württemberg mahnte die Deutschen, sich nicht als sentimentale Politiker oder doktrinäre Toren zu gebärden. Die Zeit werde das Nationalitätsprinzip zum Sieg führen; bis es soweit sei,

würde die militärische Kontrolle genügen.⁷⁷ Heinrich von Treitschke schrieb, berauscht vom Triumph der preussischen Waffen, einen Aufsatz mit dem Titel «Was wir von Frankreich fordern», in welchem sich die Verachtung für den geschlagenen Feind mit einem ungeniert vertretenen Imperialismus paarte.⁷⁸

Bismarck konnte diesen patriotischen Lärm nicht einfach ignorieren, aber er liess sich von ihm auch nicht seine Politik diktieren, die von Beginn an auf eine Annexion gerichtet war. Er war 1866 bereit gewesen, auf territoriale Forderungen Österreich gegenüber zu verzichten, weil er spürte, dass Österreich und Deutschland auf lange Sicht natürliche Verbündete waren und diese Beziehung nicht durch alldeutsche Bestrebungen verdorben werden durfte. Aber im Falle von Elsass-Lothringen sah er keinen Grund zu solcher Bescheidenheit. Ganz abgesehen davon, dass dies zu Zwistigkeiten mit dem König und den Militärs geführt hätte, die aus Gründen der strategischen Sicherung und der ideologischen Überzeugung für die Annexion eintraten, war er überzeugt, dass Enthaltensamkeit hier politisch nichts einbringen würde. Keine Grossmacht, am wenigsten eine so stolze wie Frankreich, würde den Verlust ihrer Vormachtstellung in Europa hinnehmen, ohne mit allen Kräften auf Vergeltung hinzuarbeiten. «Man hat uns schon Sadowa nicht verzeihen», sagte Bismarck am 6. September zu Keudell, «und wird unseren jetzigen Sieg noch weniger verzeihen, mögen wir beim Frieden noch so grossmütig sein.»⁷⁹ Es war daher ein einfaches Gebot der Vorsicht, sich der Trümpfe zu versichern, mit denen man eine Erfüllung der französischen Rachegeleüste verhindern konnte.

Die Verkündung der deutschen Kriegsziele erschwerte die Aufgabe, den Krieg rasch zu Ende zu bringen. In jedem Fall machte sie ernsthafte Verhandlungen mit der provisorischen Regierung des Generals Trochu unmöglich, die das bonapartistische Regime am 4. September abgelöst hatte, denn der neue Aussenminister, Jules Favre, hatte bei seinem Amtsantritt mutig erklärt, Frankreich werde «weder einen Zoll seines Bodens noch einen Stein seiner Festungen» herausgeben.⁸⁰ Aber Bismarck schätzte die Überlebenschancen der provisorischen Regierung, deren Macht offensichtlich nicht über Paris hinausreichte, gering ein. Sein Problem war es, eine Regierung zu finden, welche die Legitimation und Autorität besass, für das ganze Land zu sprechen, und mit ihr einen Frieden zu günstigen Bedingungen abzuschliessen, ehe die neutralen Mächte sich wieder Gedanken über eine Intervention zu machen begannen. Die Wahrscheinlichkeit für eine solche Intervention war allerdings nicht sehr

gross und verringerte sich weiter angesichts der Probleme, die sich ergaben, als Russland im November die Pontusklauseln des Pariser Vertrags von 1856 aufkündigte.⁸¹ Indes, Bismarck glaubte immer an die Macht der *Imponderabilien*, der unvorhersehbaren Faktoren, die auch den besten Plan zunichte machen können, und es lag ihm daran, den Krieg so schnell wie möglich zu beenden.⁸² Seine dahin zielenden Bemühungen stiessen jedoch auf Hindernisse, und zwar nicht nur aufgrund der Komplikationen, die sich in der französischen Politik ergaben, sondern auch aufgrund des Verhaltens des preussischen Militärs.

Die Generäle hatten Bismarck nicht verziehen, dass er nach Königgrätz ihre Pläne durchkreuzt hatte, und hatten vom ersten Tag des Krieges gegen Frankreich an versucht, ihn soweit wie möglich im Unklaren zu lassen, indem sie ihn aus den täglichen militärischen Konferenzen ausschlossen, in welchen der König und die Kommandierenden Generäle die strategische Situation mit Moltke und seinem Stab durchsprachen. Daran störte sich der Kanzler in der ersten Phase des Krieges wenig. Erst nach Sedan, als er mit ernsthaften Friedensbemühungen begann, wurde ihm klar, dass die Unkenntnis der genauen militärischen Planung ein Handicap bedeutete, und bald bot sich ihm weiterer Anlass, Beschwerde über die Haltung Moltkes und seiner Halbgötter zu führen.

Im Oktober, als Bismarck mit dem Gedanken spielte, Napoleon III. oder seinem Sohn wieder auf den Kaiserthron zu verhelfen, und die Möglichkeiten eines Arrangements auslotete, das die Kapitulation der Truppen Bazaines in Metz mit einem Friedensvertrag verband, der den preussischen Interessen genügen und Bazaines Armee in den Stand setzen würde, sich dem Kaiser zur Verfügung zu stellen, wandte sich Friedrich Karl, Kommandeur der preussischen Belagerungstruppen vor Metz, gegen diese Politik und vereitelte Bismarcks Bemühungen, den französischen General Bourbaki als Vermittler in den Verhandlungen mit Bazaine und der Kaiserin einzusetzen. Dann, als die Kapitulation von Metz Ende Oktober die letzte Hoffnung auf eine Restauration der Bonapartes zerstört hatte und als Bismarck es als notwendig erkannte, Paris zu bombardieren und zur Kapitulation zu zwingen, um damit den französischen Widerstand zu brechen, erhoben Moltke und seine Ratgeber einen ganzen Schwall technischer Bedenken und Einwände und weigerten sich, die Geschütze aufzufahren, bis es ihnen Ende Dezember der König befahl, nachdem der Kanzler eine Pressekampagne zur Propagierung dieses Vorgehens entfacht hatte. Endlich, einen Monat später, als die Ka-

pitulation der Hauptstadt unmittelbar bevorstand, forderte Moltke in einer Denkschrift an seinen König, dass die Einzelheiten des Vorgehens unter seiner Kontrolle bleiben sollten, dass die Stadt von deutschen Truppen besetzt, unter Kriegsrecht gestellt und von einem Militärgouverneur verwaltet werden sollte, dass Linientruppen und Mobilgarde entwaffnet und als Gefangene nach Deutschland geschickt und dass alle Wappenadler und Flaggen den Siegern abgeliefert werden sollten.

Wären diese Vorschläge verwirklicht worden, so wäre der erhoffte Friede womöglich in unendliche Ferne gerückt. Aber es war eben der springende Punkt bei der Sache, dass Moltke gar kein grosses Interesse am Frieden hatte, wenigstens nicht, ehe die französische Macht in Grund und Boden gestampft war. Den Stabschef bewegten ideologische Leidenschaften, die dem Bismarckschen Denken vollkommen fremd waren; ja, er wollte im Grunde, wie der Kronprinz in seinem Tagebuch vermerkte, einen Vernichtungskrieg führen.⁸³ Aufgrund seines tief wurzelnden Hasses auf die Franzosen stellte er sich gegen jede aus politischen, seinem Verständnis nicht zugänglichen Gründen veranlasste Unterbrechung der Kampfhandlungen.

Als dem Kanzler voll und ganz deutlich wurde, wie unmittelbar seine Politik von diesem Mann in Gefahr gebracht wurde, den er sarkastisch als einen «verknöcherten Generalstabsmenschen» charakterisierte, kam er zu der Einsicht, dass er vom König eine unzweideutige Erklärung verlangen musste, die bestätigte, dass die oberste Verantwortung für die Richtlinien der Politik bei ihm lag. Angespornt wurde er durch die Tatsache, dass der französische Widerstand im Süden zu Beginn des neuen Jahres anfang abzubröckeln und sich Anzeichen einer wachsenden Kriegsmüdigkeit zeigten – im Februar sollte dies zur Wahl einer konservativen Nationalversammlung führen, die Adolphe Thiers zum Chef der exekutiven Gewalt machte und ihn mit dem Auftrag zu Friedensverhandlungen versah –, und er wünschte sicher zu sein, dass Moltke nicht die Gelegenheit bekam, diese Tendenzen willentlich oder durch politisches Ungeschick wieder ins Gegenteil zu kehren. Bismarck zeigte sich so hartnäckig, dass der König schliesslich auf der ganzen Linie nachgab und dem unerquicklichen politisch-militärischen Machtkampf ein Ende setzte – der sich im Ersten Weltkrieg mit einem verhängnisvoll anderen Ausgang von Neuem abspielen sollte. Bismarcks Wunsch entsprechend, erliess er am 25. Januar zwei Befehle, die festsetzten, dass Moltke keine Verbindung zu französischen Stellen aufnehmen durfte, ohne vorher beim König anzufragen, ob Bismarck zu konsultieren sei, und dass der Kanzler über die vorgesehenen militärischen Operationen auf dem Lau-

fenden gehalten werden und Gelegenheit erhalten müsse, seine Ansichten dazu zu äussern.⁸⁴

Zum Unwillen der Militärs besass Bismarck so die vollkommene Kontrolle über die Waffenstillstandsverhandlungen, die am 26. Januar begannen; er übernahm sogar die Verantwortung für die Entscheidung darüber, welche der Pariser Festungen übergeben werden mussten und welcher Armee die Ehre des letzten Schusses zuteil wurde. Und als er sich einen Monat später mit Thiers und Favre zusammensetzte, um über die Friedensbedingungen zu sprechen, spielte die militärische Führung bei diesen Verhandlungen keine erwähnenswerte Rolle. Was herauskam, war ein Friede zu den Bedingungen des Kanzlers, ein Friede allerdings, der den Militärs keinen Anlass zur Unzufriedenheit bot, denn er brachte Deutschland Elsass und Lothringen ein und dazu das Recht, eine Besatzungsarmee in Frankreich zu belassen, bis die französische Regierung eine Kriegsentschädigung von fünf Milliarden Francs gezahlt hatte.

Noch bevor Thiers die Bedingungen angenommen hatte, die im Vertrag von Frankfurt vom Mai 1871 niedergelegt werden sollten, war der Sieg der nationalen Sache in Deutschland mit einer prunkvollen Zeremonie im Spiegelsaal des Versailler Schlosses gefeiert worden; ein ziemlich mürrischer König Wilhelm, der all seine preussischen Vorurteile mit sich trug, war dabei zum Herrscher eines vereinigten deutschen Reiches ausgerufen worden. Die Proklamation vom 18. Januar 1871 war eigentlich nicht viel mehr als die Beurkundung eines faktisch bereits vollzogenen Zustandes; zwar hatte die nationale Euphorie in den sechs Monaten seit Juli nachgelassen, doch gab es in Süddeutschland keinen verantwortlichen Politiker mehr, der eine andere Möglichkeit sah als das Zusammengehen mit dem Norden. Dynastischer Partikularismus, Klerikalismus und Demokratie boten in dem durch den Sieg über Frankreich geschaffenen neuen Europa ganz offensichtlich nicht die Grundlagen für ein lebensfähiges «drittes Deutschland» neben Preussen und Österreich. Alle, ausgenommen die eingefleischten Preussenhasser, waren sich einig, dass politische Isolation, wirtschaftlicher Rückgang und wachsende Verteidigungskosten der Preis für ein Festhalten an der Unabhängigkeit sein würden.⁸⁵

Bismarck war klug genug, auf diese Einsicht zu setzen, nicht zuviel politischen Druck auszuüben und Zugeständnisse an regionale Empfindlichkeiten zu machen, wo dies notwendig schien. Nicht schwer hatte er es mit Hessen-Darmstadt und Baden, wo es eine praktisch einhellige parlamentarische Unterstützung für die Einheit gab und wo Regierung und Herrscherhaus die Entwicklung ruhig hinnahmen.

Aber in Württemberg und Bayern wachten die Herrscher eifersüchtig über ihre Privilegien und waren nicht bereit, dem Druck der Parlamente und der Öffentlichkeit nachzugeben, ehe sie nicht den Fortbestand möglichst vieler ihrer Vorrechte sichergestellt hatten. Es ist interessant zu sehen, wie die Behutsamkeit Bismarcks in der Behandlung ihrer Forderungen den preussischen Kronprinzen ärgerte und ihn Äusserungen tun liess, die den Mangel an politischer Beherrschung aufzeigten, der dem neuen Nationalismus bereits innewohnte. Ungeduldig ob der Verzögerungen bei der Vervollständigung der Einheit, fragte Friedrich Wilhelm den Kanzler, warum Preussen die süddeutschen Staaten nicht einfach zum Zusammenschluss zwingen. Bismarck erwiderte: «Wir haben ihre Rechte bei Kriegsausbruch garantiert. Sie sind unsere Bundesgenossen. Sie haben gemeinsam mit uns den Sieg errungen. Wir können keinen Zwang gegen sie anwenden.» Das überzeugte den Mann nicht, den die Historiker später den liberalen Kaiser nannten. «Wenn das Heer König Wilhelm zum Kaiser ausruft», sagte er ungehalten, «was sollen die Süddeutschen dann noch machen? Wir haben ihre Truppen ja hier in der Gewalt.» Der Kanzler entgegnete kühl, der Kronprinz möge belieben, mit der Entwaffnung der unter seinem Kommando stehenden bayerischen Truppen den Anfang zu machen. «So etwas kann vielleicht ein Prinz tun. Ein Edelmann wie ich kann es nicht.»⁸⁶

Der Preis, den der Kanzler für die Einheit bezahlen musste, war letzten Endes nicht übermässig hoch. Die beiden süddeutschen Monarchen behielten die Befehlsgewalt über ihre militärischen Institutionen und das Recht, Offiziere zu ernennen und zu befördern, während zugleich vereinbart wurde, dass ihre Truppen im Kriegsfall unter preussisches Kommando gestellt werden würden. Zusammen mit dem König von Sachsen erhielten sie auch repräsentative und zeremonielle Rechte im Bereich der auswärtigen Politik und bei der Abhaltung der Sitzungen des Bundesrats. Und schliesslich wurden ihnen bestimmte Rechte im Verkehrs- und Steuerwesen sowie in anderen lokalen Angelegenheiten zugestanden. Bismarck fand diese Zugeständnisse vollkommen in Ordnung. Ob der Partikularismus in der Zukunft ein Problem darstellen würde, hing in seinen Augen nicht von diesen geringfügigen Vorbehaltsrechten ab, sondern von den Vorteilen bzw. Nachteilen, die den einzelnen Bundesstaaten aus ihrer Zugehörigkeit zu dem im Januar 1871 in Versailles proklamierten Deutschen Reich erwachsen würden.

6. Reaktionen auf den Sieg

Anfang 1871, als der Sieg über Frankreich sichergestellt war, schrieb der Romancier Gustav Freytag:

Es gab nie einen Kampf mit grösserem idealem Inhalt als diesen letzten; vielleicht niemals schlug die Nemesis so erschütternd die Schuldigen zu Boden; vielleicht niemals hatte ein Heer so viel Wärme, Begeisterung und tief poetische Empfindung dafür, dass die grause Arbeit der Schlachtfelder einem hohen sittlichen Zweck diene; vielleicht nie erschien das Walten göttlicher Vorsehung in Zuteilung von Lohn und Strafen so menschlich gerecht und verständlich als diesmal. Solche Poesie des geschichtlichen Verlaufs wurde von Hunderttausenden genossen. ...⁸⁷

Dieser hymnische Erguss war nicht untypisch. Dutzende ähnlicher Äusserungen finden sich in den Briefen von Politikern und Gelehrten aus dem Jahre 1871 sowie in den Spalten der deutschen Zeitungen. Liest man sie, so bleibt der Eindruck zurück, dass ein ansehnlicher Teil der Deutschen sich nicht damit begnügte, den eben errungenen Sieg zu feiern oder in ihm lediglich ein militärisches Bravourstück zu sehen; vielmehr hatten sie den Ehrgeiz, sich selbst und anderen zu beweisen, dass dieser Triumph ihrem Land vorherbestimmt, dass er eine natürliche Belohnung für die überragende moralische und kulturelle Kraft der Deutschen und ein Vorzeichen für weitere bevorstehende Siege war. Gustav Rümelin hatte dies bei der Feier zu Hegels hundertstem Geburtstag zum Ausdruck gebracht, die in Tübingen abgehalten wurde, während die Kämpfe noch im Gang waren:

Dies Jahr ist vor unserem staunenden Blick zu einem jener grossen Marksteine, zu einer der Leuchtfackeln der Menschheit geworden, welche die dunklen und verschlungenen Pfade der Vergangenheit mit einem Male erhellen und uns für die Zukunft eine breite, weithin sichtbare Hochstrasse zeigen. Wenn die Geschichtsauffassung Hegels in ihrem Rechte ist, dass der Reihe nach führende Volksgeister auf- und wieder abtreten, welche als die Träger der herrschenden Weltanschauung den Zeitaltern das eigentümliche Gepräge ihres Wesens aufdrücken, so kann es in der Geschichte nicht wohl ein wichtigeres Ereignis geben, als einen solchen Szenenwechsel auf dem Welttheater, wenn das bisher führende Volk hinter die Bühne tritt und ein anderes, das bis dahin zur Seite gestellt war, den Vordergrund in Besitz nimmt. Doppelt grossartig aber wird der Eindruck sein, wenn dieser Wechsel mit so glänzendem dramatischen Effekt erfolgt, in so gewaltigen Schlägen, als die Strafe unerhörter Anmassung und Verblendung, als ein Sieg der stillen und verkannten Kraft, als ein Gottesgericht, wie kaum je ein zweites mit deutlicherer Flammenschrift in die Tafeln der Geschichte eingezeichnet worden.⁸⁸

Die Hybris wird selbst durch die diversen Metaphern hindurch spürbar, und es gab mindestens einen nüchternen Beobachter, der sie sowohl in dieser als auch in anderen Äusserungen der Zeitstimmung als das erkannte, was sie war. In der ersten seiner *Unzeitgemässen Betrachtungen*, verfasst 1873, erinnerte Friedrich Nietzsche seine Landsleute daran, dass ein Sieg manchmal gefährlicher sein kann als eine Niederlage und dass kein Sieg verderblicher ist als der, den jene, die ihn errungen, falsch deuten.

Von allen schlimmen Folgen ... die der letzte mit Frankreich geführte Krieg hinter sich drein zieht, ist vielleicht die schlimmste ein weitverbreiteter, ja allgemeiner Irrtum: der Irrtum der öffentlichen Meinung und aller öffentlich Meinenden, dass auch die deutsche Kultur in jenem Kampfe gesiegt habe und deshalb jetzt mit den Kränzen geschmückt werden müsse, die so ausserordentlichen Begebnissen und Erfolgen gemäss seien. Dieser Wahn ist höchst verderblich: nicht etwa weil er ein Wahn ist – denn es gibt die heilsamsten und segensreichsten Irrtümer – sondern weil er imstande ist, unseren Sieg in eine völlige Niederlage zu verwandeln: in die Niederlage, ja Exstirpation des deutschen Geistes zugunsten des ‚Deutschen Reiches‘.⁸⁹

Was waren denn schliesslich, so fragte Nietzsche, die wirklichen Gründe für den Sieg über Frankreich? Ein grosser Teil ging auf das Konto einer gewissen technischen Überlegenheit der preussischen Armee, einer mit grösserer wissenschaftlicher Rationalität geplanten Kriegführung, von besseren Kenntnissen und Führungseigenschaften auf allen Befehlsebenen und einer höheren Disziplin der Truppe. Keiner dieser Gesichtspunkte verdiente mehr als eine sachlich anerkennende Bewertung, mit geistiger Bildung hatten sie sehr wenig zu tun, mit Kultur (und erst recht mit moralischer Überlegenheit) überhaupt nichts. «Kultur ist vor allem Einheit des künstlerischen Stiles in allen Lebensäusserungen eines Volkes. Vieles Wissen und Gelernthaben ist aber weder ein notwendiges Mittel der Kultur, noch ein Zeichen derselben und verträgt sich nötigenfalls auf das Beste mit dem Gegensätze der Kultur, der Barbarei, das heisst: der Stillosigkeit oder dem chaotischen Durcheinander aller Stile.»⁹⁰

Dieses Argument überzeugte 1873 nur wenige, und in Freytags *Grenzboten* wurde es verächtlich (und unter grosszügigem Verzicht auf Logik) mit den Worten abgetan. «Wann ist Deutschland je grösser, gesünder und würdiger gewesen, den Namen eines Kulturvolkes zu tragen, als heute?»⁹¹ Uns fällt es heute wesentlich leichter, die Weisheit und die prophetische Kraft von Nietzsches Kritik zu erkennen. Niemand hätte zu irgendeiner Zeit Grund gehabt, am Können der Deutschen zu zweifeln. Sie demonstrierten es in den 75 Jahren, die auf den Krieg mit

Frankreich folgten, häufig genug und in vielen Bereichen. Doch die Neigung, ihm eine ideelle Bedeutung beizulegen, es mit Tugend und Sittlichkeit gleichzusetzen und einen Anspruch auf Überlegenheit aus ihm abzuleiten, blieb auch weiterhin ein Teil des deutschen Nationalbewusstseins.

Natürlich beschränkte sich diese Verwechslung der Werte nicht allein auf die Deutschen, und es wäre ein Fehler, ihr zuviel Bedeutung beizulegen oder etwa zu behaupten, dass hierin die einzige oder hauptsächliche Ursache für die düsteren Passagen in der kurzen Geschichte des geeinten deutschen Nationalstaates läge. Es genügt, wenn wir vermerken, dass ganz am Beginn dieser tragischen Geschichte ein grosser deutscher Schriftsteller warnend auf die möglichen Folgen hinwies, die es haben konnte, wenn die Deutschen es versäumten, alle lebenswichtigen Bestandteile des nationalen Lebens einem gemeinsamen Stilprinzip unterzuordnen, und dass er nicht anstand, die Barbarei als eine dieser möglichen Folgen hervorzuheben.

II. Das institutionelle Gefüge des Reichs

Konstitution, des is Teilung
der Gewalt. Der König dut, wat
er will, un dajen das Volk, des
dut, wat der König will. – Die
Minister sind dafür verantwortlich,
dass nischt jeschieht.

*Adolf Glassbrenner (1848)*¹

Unter den vielen Botschaften befreundeter Regierungen, die nach der förmlichen Proklamation des neuen Reiches in Berlin eintrafen, befand sich auch eine, die von der Regierung der Vereinigten Staaten von Amerika stammte. Darin gratulierte Präsident Ulysses S. Grant der deutschen Regierung im Namen des amerikanischen Volks zur Vollendung der lang ersehnten territorialen Einheit und zu ihrem Entschluss, die neue Etappe von Deutschlands politischem Weg als Bundesstaat nach amerikanischem Muster zu betreten; dieser Entschluss, so gab der Präsident ohne allzuviel Fingerspitzengefühl zu verstehen, bezeuge einen Wunsch nach raschem Fortschritt hin zu den Segnungen der Demokratie.²

Über diese nette Übung in Selbstgefälligkeit musste sich ihr Adressat, Fürst Bismarck, amüsiert haben, und hinfort betonte er gegenüber amerikanischen Besuchern stets allen Ernstes, dass die Verfassung der Vereinigten Staaten ihn stark beeinflusst habe, als er seine eigenen Pläne für Deutschland schmiedete. Es ist ganz gut denkbar, dass er sich dazu herbeiliess, jenes Dokument zu lesen, aber es liesse sich schwer zeigen, dass er irgendetwas daraus übernommen hat. Die Ähnlichkeiten, die Präsident Grant zwischen den beiden Verfassungen entdeckte, waren so oberflächlich, wie seine Prognose hinsichtlich des zukünftigen politischen Kurses des Reichs falsch war.

Man sollte freilich nicht zu hart über den Präsidenten urteilen. Er war nicht der einzige, dem das Verständnis für die Verfassung des Deutschen Reiches fehlte. Tatsächlich hatten 1867, als sich die Diskussion um die Originalvorlage zu dieser Verfassung, nämlich um jene des Norddeutschen Bundes drehte, eine ganze Anzahl deutscher Politiker, betraut mit der Aufgabe, die Interessen ihrer Kleinstaaten wahrzunehmen, sie ebensowenig verstanden und erst, als es zu spät war und sie sie bereits ange-

nommen hatten, begriffen, dass sie bestimmte Paragraphen falsch interpretiert hatten, die ihnen noch sehr zu schaffen machen sollten. In ihrer ursprünglichen und in der etwas ergänzten Form, die sie 1871 annahm, als sie den Anforderungen des grösseren Reichsverbands angepasst wurde, war die Verfassung ein kompliziertes Instrument. Sie war dies notwendigerweise, weil ihr Schöpfer bewusst darauf ausging, sie so zu gestalten, dass sie zwar einerseits die gesetzliche Grundlage für jene Spielart des nationalen Bundesstaates abgeben würde, wie ihn die öffentliche Meinung und die wirtschaftlichen Interessen Deutschlands forderten, dass aber andererseits der so entstehende Staat daran gehindert würde, den Weg einzuschlagen, der ihm nach Ansicht von Präsident Grant vorgezeichnet war. Auf eine Kurzformel gebracht, war es die grundlegende Aufgabe der Verfassung, diejenigen nationalstaatlichen Einrichtungen zu schaffen, die Deutschland instand setzen würden, sich erfolgreich mit den mächtigsten seiner Nachbarn zu messen, gleichzeitig jedoch dafür zu sorgen, dass die aristokratisch-monarchische Ordnung der pränationalen Epoche unversehrt erhalten blieb. Diese Aufgabenstellung öffnete zukünftigen Komplikationen Tür und Tor, und die Verfassung erfüllte den ihr auferlegten Zweck nur um den Preis von Zweideutigkeiten und Widersprüchen, die immer wieder zu unglücklichen Situationen führten und das parlamentarische – sowie ganz allgemein das politische – Leben in Deutschland im Lauf der Jahre immer stärkeren Reibungen und Hemmnissen aussetzten.

1. Die nationalen Exekutivorgane und die Rechte der Bundesstaaten

Das Reich war ein Bund von 25 deutschen Staaten verschiedener Grösse und Regierungsform³ und einem unter Reichsverwaltung stehenden Gebiet, dem sogenannten Reichsland, das die eroberten Provinzen Elsass und Lothringen umfasste und von einem Reichsstatthalter regiert wurde.⁴ Die Bundesregierung bestand aus einer Exekutive in der Person des Kaisers und der seines Kanzlers und ihrer jeweiligen Beraterstäbe, aus einem Bundesrat, in dem die Delegierten der einzelnen Staaten sasssen, und einem nationalen Parlament, dem Reichstag, dessen Zusammensetzung durch allgemeine (männliche), geheime Wahl ermittelt wurde.

Der Bundesexekutive kamen wichtige Befugnisse zu, insbesondere in Bereichen, in denen es für den Bürger um Leben und Tod gehen konnte.

Der Kaiser hatte die Entscheidungsgewalt über den gesamten Bereich der Aussenpolitik, darunter das Recht, Verträge und Bündnisse abzuschliessen, sowie das Recht, den Krieg zu erklären oder Frieden zu schliessen. Dank der königlichen Kommandogewalt – eine verfassungsrechtliche Konstruktion, deren Erklärung oder Definition den Juristen schwerfiel⁵ – stand ihm die Befehlsgewalt über die Truppen aller deutschen Staaten im Kriegsfall und der meisten auch in Friedenszeiten zu (dies allerdings weniger in seiner Funktion als Kaiser als vielmehr in seiner Eigenschaft als König von Preussen; auf diesen Punkt werden wir noch zurückkommen); dazu verfügte er über bemerkenswert weitgehende und wichtige Befugnisse im Erlassen von Ernennungen und Verwaltungsmassnahmen, etwa über das Recht, bei Störungen der öffentlichen Ordnung das Kriegsrecht zu verhängen sowie im Notstandsfall die Bundesexekution gegen unfügsame Teilstaaten anzuordnen und ihr Gebiet und ihre Souveränitätsrechte zu sequestrieren. Ferner war er befugt, den Kanzler und alle anderen Beamten der Bundesregierung zu ernennen und zu entlassen, den Reichstag einzuberufen, zu vertagen und in Ferien zu schicken sowie alle Bundesgesetze zu publizieren und ihre Ausführung zu überwachen. Schliesslich stand ihm auch das Recht zu, die Verfassung zu interpretieren, ein Privileg, dessen Bedeutung nicht hoch genug einzuschätzen ist. Bismarck verwies in seinen letzten Jahren, als die seiner Autorität auferlegten Beschränkungen ihm immer lästiger wurden, mehrmals darauf, dass er der einzig legitime Interpret der Verfassung sei, deren Autor er schliesslich war. Aber der Kanzler war, wie sich am Ende an Bismarcks Beispiel selbst erwies, nur der politische Vollstrecker des Kaisers, und Laband, eine Autorität in Sachen dieser zweideutigen Staatsurkunde, vertrat den Standpunkt, der Monarch sei «der Hüter der Verfassung».⁶

Durch die Institutionen des Reichstags und des Bundesrats besass die Bundesregierung Gesetzgebungsgewalt in den Bereichen der Handels- und Zollpolitik, der Flottenpolitik, des Verkehrs- und Informationswesens, der Bankenkontrolle, des Münzwesens und des internationalen Zahlungsverkehrs, der Festsetzung von Massen und Gewichten, des Patentrechts, des konsularischen Rechts und auf weiteren für Deutschlands wirtschaftliches Wohlergehen wichtigen Gebieten.

Sie hatte das Recht, Zölle und Verkaufssteuern auf bestimmte Artikel wie Zucker, Salz, Tabak, Bier und Spirituosen zu erheben, und erhielt die Einnahmen aus Post- und Telegrafendienst.

Aus dem Gesagten dürfte deutlich geworden sein, dass die einzelnen Mitgliedsstaaten ganz beträchtliche Befugnisse behielten. In allen Ange-

legenheiten, die das tägliche Leben des Bürgers und die Sicherheit und das Wohlbefinden seiner Familie betrafen, besaßen sie die Jurisdiktion. Wichtige Bereiche des öffentlichen Lebens wie Bildung, Gesundheits- und Polizeiwesen unterstanden somit primär der Aufsicht der Einzelstaaten; das gleiche galt für die bürgerlichen Freiheiten, denn, wie wir nebenbei als eine weitere Kuriosität des deutschen Nationalstaates vermerken müssen, Bismarcks Verfassung schloss im Unterschied zu der anderer Nationen und auch zur deutschen Verfassung von 1849 keine Garantie oder Erklärung von Grundrechten ein. Dazu kam, dass die Ausführung der meisten von der Bundesregierung beschlossenen Gesetze den Regierungen der Einzelstaaten überlassen blieb und die Bundesregierung sich lediglich das Recht vorbehielt, die zu diesem Zweck ergriffenen Verwaltungsmassnahmen zu überwachen. Die für die Bundesregierung bestimmten Zoll- und Posteinnahmen wurden von lokalen Behörden erhoben und dann weitergeleitet, eine Methode, die auf behutsame Weise den Anspruch der Einzelstaaten unterstrich, keine Eingriffe des Bundes in lokale Vorgänge zuzulassen. Noch in anderer Beziehung hatten die Teilstaaten finanzielle Vorrechte, die der Zentralregierung bestritten wurden: Sie allein besaßen das Recht, direkte Steuern zu erheben, ein Privileg, das die Bundesregierung vergeblich zu beschneiden suchte, als in der Wilhelminischen Periode ihre finanziellen Probleme zunahmen.

Die Mitgliedsstaaten waren in den Rechten, die sie genossen, einander nicht gleichgestellt; die grösseren hatten von Bismarck gewisse Privilegien als Gegenleistung für ihren Beitritt zum Bund erzwungen. Alle süddeutschen Staaten, die nicht Mitglied des Norddeutschen Bundes gewesen waren, waren von der Bier- und Spirituosensteuer befreit, was ihnen eine Vorzugsstellung im Rahmen des nationalen Besteuerungssystems verschaffte. Die Königreiche Bayern und Württemberg durften weiterhin ihre eigenen Eisenbahnen, Post- und Telegrafendienste unterhalten und genossen militärische Privilegien, die für andere Staaten nicht galten. Württemberg besaß eine selbständige Heeresverwaltung, und der württembergische König ernannte die meisten Offiziere selbst; Bayern behielt in Friedenszeiten das uneingeschränkte Kommando über seine Streitkräfte und verfügte weiterhin über ein eigenes Kriegsministerium und einen Generalstab, wenngleich das preussische Militär deren Aktivitäten aufmerksam überwachte. Aus Prestige Gründen bestand die bayerische Regierung auch auf dem Recht, gewisse diplomatische Vertretungen weiterhin zu unterhalten, und um ihrem Wunsch nach Mit-

sprache bei der Formulierung der Reichspolitik zu willfahren, wurde beim Bundesrat ein Ausschuss für auswärtige Angelegenheiten gebildet, der unter bayerischer Präsidentschaft stand und dem zwei weitere permanente (Sachsen und Württemberg) sowie zwei gewählte Mitglieder angehörten. Dieses Zugeständnis erwies sich indes als bedeutungslos, da Bismarck in der Aussenpolitik kein Betätigungsfeld für Ausschüsse sah und nur ein einziges Mal im Lauf seiner zwanzigjährigen Kanzlerschaft den Rat des Ausschusses einholte.⁷

Alle Einzelstaaten delegierten Mitglieder in den Bundesrat, und sie hatten theoretisch jederzeit die Möglichkeit, im Rahmen dieser Körperschaft Verfassungsänderungen durchzusetzen, die in ihrem Interesse lagen; dem stand jedoch eine höchst kennzeichnende Eigenheit des Bundesrats gegenüber: die starke Stellung, die Preussen einnahm; seiner Grösse und seines Einflusses im Reich wegen verfügte es über 17 der 58 Bundesratsstimmen. Das waren mehr als genug, um Verfassungsänderungen verhindern zu können, die nicht in seinem Interesse lagen, und Bismarck war von Beginn an stets zuversichtlich, dass Preussen in Grundfragen auf der Seite der Bundesregierung stehen und jede Änderung der Verfassung verhindern würde, die geeignet war, das von ihm selbst begründete Reich zu gefährden.

Dennoch behielten die Einzelstaaten sehr weitgehende Befugnisse, eine Tatsache, die den Befürwortern einer forcierten Zentralisierung grosses Unbehagen bereitete. Der Historiker Heinrich von Treitschke, glühender Verfechter der Vorstellung eines preussisch beherrschten Einheitsstaates, war sehr unglücklich über die Vorbehaltsklauseln in den Verträgen zwischen dem Norddeutschen Bund und den süddeutschen Regierungen und fürchtete, damit würden jene Kräfte des Partikularismus, die so lange der Verwirklichung der Einheit im Weg gestanden hatten, dem Reich von vornherein die Flügel stutzen. Bismarck wusste als praktischer Politiker, dass die Zugeständnisse, die er gemacht hatte, wenngleich manchen ein Dorn im Auge, das wirksamste Mittel darstellten, um den Widerstand der süddeutschen Regierungen abzubauen («die Braut ist hässlich», so lautete ein damaliger Ausspruch, «aber sie muss geheiratet werden»), und er konnte sich mit der Tatsache trösten, dass die einzelstaatlichen Privilegien, abgesehen von den finanziellen Ausnahmeregelungen, kaum ins Gewicht fallen würden. Ein bedeutender bayerischer Politiker teilte seine Ansicht. Fürst zu Hohenlohe-Schillingsfürst sagte, seine Regierung hätte klüger daran getan, sich nicht so sehr um die Beibehaltung spezifisch bayerischer Einrichtungen aus sentimentalischen Gründen zu kümmern, und dafür mehr um die Vergrösserung

des bayerischen Einflusses auf all jene Bundesangelegenheiten, die Rückwirkungen auf das Königreich zeitigen würden.⁸

Ausser der Sorge um die Bewältigung der praktischen Probleme, die in den letzten Monaten des Jahres 1870 einer raschen Lösung harhten, gab es noch andere Gründe für die Haltung, die Bismarck gegenüber den Rechten der Einzelstaaten einnahm. Die süddeutschen Staaten waren nicht die einzigen, die den Auf- und Ausbau der Institutionen des Bundes mit Misstrauen verfolgten und eifersüchtig über ihre Privilegien und Traditionen wachten. In gewisser Hinsicht waren die Preussen ebenso partikularistisch wie die Bayern und hatten ebensowenig Neigung, im Reich aufzugehen, wie sie sie 1849 gezeigt hatten. Bismarck ging mit dieser Einstellung konform, wenn auch aus eigenen Gründen. Das Fortbestehen eines vergrösserten preussischen Staates im Reich, dem praktisch das Monopol der militärischen Gewalt gehörte, der im Bundesrat über eine den anderen Staaten überlegene Position verfügte und ein eigenes parlamentarisches System besass, das auf einem nicht demokratischen, sondern die besitzenden Klassen bevorzugenden Wahlrecht beruhte,⁹ war die denkbar beste Versicherung gegen eine mögliche Anfälligkeit der Bundesregierung für liberale und demokratische Ideen. Bismarcks Verfassungssystem gab der Bundesregierung genügend Einfluss (besonders mit preussischer Unterstützung), um den süddeutschen Partikularismus sicher in Schach zu halten, beliess Preussen aber zugleich Macht genug, das aristokratisch-monarchische System zu erhalten, indem es der Bundesregierung die Lust an gefährlichen Experimenten verdarb. Die Bestimmungen (und die Auslassungen) der Verfassung, die die einzelstaatlichen Rechte begünstigten, leiteten sich aus Bismarcks Einstellung zu der Theorie der Kontrollen und Gleichgewichte ab, wenngleich die Ausgefeiltheit, mit der er diese Theorie anwandte, ihren Autor Montesquieu möglicherweise in Erstaunen gesetzt hätte. In Bismarcks System wurde, wie Otto Pflanze geschrieben hat,¹⁰ jedes Gewicht durch ein Gegengewicht neutralisiert – das Prinzip der Zentralisation durch dasjenige der einzelstaatlichen Rechte, die Einzelstaaten durch die Bundesregierung, die Bundesregierung durch Preussen, die Nation durch die Dynastie und der Reichstag durch verschiedene in das Reichssystem eingebaute rechtliche und psychologische Faktoren.

2. Grenzen der demokratischen und parlamentarischen Kontrolle

Es würde wohl keine unüberwindlichen Schwierigkeiten bereiten, eine einigermaßen plausible Begründung für die These zu geben, dass das Deutsche Reich von 1871 das Werk des deutschen Volkes war oder dass es zumindest niemals zustande gekommen wäre ohne das hartnäckige und wachsende öffentliche Verlangen nach nationaler Einheit.¹¹ Gewiss hatte das deutsche Volk mehr Grund, Urheberrechte geltend zu machen, als die deutschen Fürsten, die jahrhundertlang durch ihren Egoismus und ihre Kurzsichtigkeit hervorgetreten waren und die ihren Mangel an nationaler Gesinnung durch ihre unausgesetzten, mörderischen Zwistigkeiten und ihre nicht eben seltenen Bündnisse mit ausländischen Mächten bewiesen hatten. Doch Bismarck scherte sich, als er die Proklamation des Reiches im Schloss zu Versailles in Szene setzte, wenig um die historische Rolle, die sie bei der Entwicklung hin zur Einheit tatsächlich gespielt hatten. Er bedachte die Fürsten nicht nur mit dem Privileg, Wilhelm I. von Preussen die Kaiserkrone anzubieten (die dieser auch, wie wohl ungnädig, annahm, wie sein Bruder sie 1849 vielleicht angenommen hätte, wäre sie ihm von seinesgleichen und nicht von Parlamentariern angeboten worden), sondern baute auf diese einstudierte Geste auch eine konstitutionelle Theorie auf, die davon ausging, dass das Reich eine Schöpfung der deutschen Fürstenhäuser war.¹²

Es sollte, kurz gesagt, im neuen Reich keine unsinnigen Vorstellungen über Volkssouveränität geben. Es sollte den Deutschen nicht gestattet sein, die gefährlichen Rechte geltend zu machen, auf denen beispielsweise jeder Amerikaner aufgrund der Unabhängigkeitserklärung und der Präambel seiner Verfassung bestehen konnte. Es sollte im Gegenteil von Anbeginn klar sein, dass das Reich ihnen zum Geschenk gemacht worden war und ihnen, wenn sie es nicht geziemend zu würdigen wussten, unter Umständen auch wieder weggenommen werden konnte. Die unausgesprochene Botschaft von Bismarcks verfassungsrechtlicher Theorie – und ein Leitmotiv seines Denkens in den letzten Jahren seiner Amtszeit – war der Gedanke, dass, wenn die Situation es erforderte, wenn das deutsche Volk nicht die Gefolgstreue und Dankbarkeit zeigte, die seine Führer mit Recht von ihm erwarten konnten, dass dann die Fürsten ihre eigene Schöpfung rückgängig machen und etwas Neues, ihnen Genehmes an ihre Stelle setzen konnten.

In den Jahren der Arbeit an der Verfassung baute Bismarck noch ziemlich zuversichtlich auf die Loyalität der breiten Masse des deutschen Volkes; während er sich einerseits gegen jede Theorie der Volkssouveränität wandte, zögerte er andererseits nicht, dem Volk die Waffe in die Hand zu geben, die von jeher das Hauptinstrument solcher Souveränität gewesen ist, nämlich den Stimmzettel. Zum ersten Mal hatte er sich öffentlich zu dem Gedanken der allgemeinen Wahl bekannt, als der politische Konflikt mit Österreich in sein letztes Stadium getreten war und Bismarck es für richtig gehalten hatte, in nationalen Fragen eine Haltung einzunehmen, die den Gegner in Verlegenheit setzen und die öffentliche Meinung für die preussische Sache einnehmen würde. Später, als es nicht mehr darum ging, Österreich auszumanövrieren, änderte er gleichwohl seine Meinung nicht, vermutlich weil er sich darauf verlassen zu können glaubte, dass das einfache Volk instinktiv auf Appelle an seine Loyalität hören werde. Er schrieb 1866:

Im Moment der Entscheidung stehn die Massen zum Königtum, ohne Unterschied, ob letzteres sich gerade einer liberalen oder einer konservativen Strömung hingibt. ... So darf ich es wohl als eine auf lange Erfahrung begründete Überzeugung aussprechen, dass das künstliche System indirekter und Klassenwahlen ein viel gefährlicheres ist, indem es die Berührung der höchsten Gewalt mit den gesunden Elementen, welche den Kern und die Masse des Volkes bilden, verhindert. In einem Lande mit monarchischen Traditionen und loyaler Gesinnung wird das allgemeine Stimmrecht, indem es die Einflüsse der liberalen Bourgeoisie-Klassen beseitigt, auch zu monarchischen Wahlen führen, ebenso wie in Ländern, wo die Massen revolutionär fühlen, zu anarchischen.¹³

Weil er dieser Überzeugung war, trug er dafür Sorge, dass sowohl nach der Verfassung des Norddeutschen Bundes als auch nach der des Reichs, die ihre Nachfolgerin war, das Parlament durch die Stimmen aller männlichen Bürger über 25 gewählt werden und dass diese Wahl geheim sein sollte.

Dies war nicht so revolutionär, wie Wilhelm I. zunächst, als Bismarck es ihm vortrug, geglaubt hatte. Bismarck hatte nicht die Absicht zuzulassen, dass sich im Parlament des Reichs tatsächlich Angehörige der unteren Klassen breitmachten, die vielleicht zuviel über die Lebensbedingungen ihrer Mitmenschen wussten und zuviel Ehrgeiz besaßen, diese zu verbessern. Er baute dieser Möglichkeit mittels eines simplen Kunstgriffes vor: Es wurde festgesetzt, dass Reichstagsabgeordnete keine Diäten erhalten würden. Er gab dem Parlament auch nur sehr begrenzte Vollmachten. Die Zustimmung des Reichstags war für alle Gesetze erforderlich, aber er hatte nur sehr wenige Möglichkeiten, selbst

initiativ zu werden, und konnte daher meist nur über Vorlagen befinden, die vom Kanzler oder vom Bundesrat eingebracht wurden. Gesetzentwürfe, an denen er etwas auszusetzen hatte, konnte er ändern oder verzögern oder selbst zu Fall bringen; letzteres allerdings, falls es sich um ein von der Regierung als wichtig betrachtetes Vorhaben handelte, nur auf Kosten einer Auflösung des Reichstags mit nachfolgenden Neuwahlen, einer Alternative, die die Parlamentarier normalerweise nicht lockte. Der Reichstag übte keine gesetzliche Kontrolle über den Kanzler aus, denn obwohl die Verfassung diesen als den «verantwortlichen» Minister bezeichnete, hiess dies doch nicht, dass er dem Reichstag verantwortlich gewesen wäre oder dass eine Abstimmungs-niederlage für seine Politik notwendigerweise zu seinem Rücktritt führen musste, wie das im englischen Regierungssystem üblich war. Der Reichstag besass auch nicht jenes Interpellationsrecht, mit dem der Kanzler hätte gezwungen werden können, den Abgeordneten zu einem von ihnen bestimmten Zeitpunkt Rede und Antwort zu politischen Entscheidungen zu stehen, die ihre Interessen berührten. In der Tat waren ihnen einige wichtige Bereiche der Politik praktisch verschlossen. Während der Dauer seiner Kanzlerschaft ermunterte Bismarck den Reichstag, sich in allen Fragen der nationalen Wirtschaftspolitik zu engagieren, während er sich entschieden gegen Debatten über die Ausweitung der Befugnisse des Parlaments oder gegen Ausflüge des Reichstags in die Bereiche der auswärtigen oder der Militärpolitik zur Wehr setzte, die er als Domänen des Kanzleramts und der Krone ansah. Was das Militär angeht, so hatte, nahezu über die gesamte Dauer der Bismarckschen Epoche hinweg, selbst das Budgetrecht des Reichstags keine Bedeutung.

Trotz der dem Reichstag auferlegten Einschränkungen betrachtete Bismarck diese Körperschaft ganz zweifellos als einen wichtigen Bestandteil seines Verfassungssystems. Zu einer Zeit, in der die Kräfte des Partikularismus noch nicht ganz besiegt waren, stellte er ein lebendiges Symbol der schwer erkämpften nationalen Einheit und damit eine Klammer dar, die die auseinanderstrebenden Kräfte zusammenhielt. Für die Wahrnehmung der auswärtigen Interessen Deutschlands gab der Reichstag einen geeigneten und wirkungsvollen Resonanzboden ab, durch den die Haltung und die Ziele Deutschlands nachhaltig zum Ausdruck gebracht werden konnten. Bismarck hatte auf dem Höhepunkt der Auseinandersetzung über das Grossherzogtum Luxemburg im Jahre 1867 bereits demonstriert, wie man eine parlamentarische Debatte nutzen konnte, um das Ausland zu beeindrucken, und er sollte im Laufe seiner

Kanzlerschaft bei vielen Anlässen auf diese Technik zurückgreifen. Und schliesslich bildete der Reichstag für Bismarck, solange der Kanzler besser als jeder andere mit ihm umzugehen und sich seine Rückendeckung für die Regierungspolitik zu verschaffen wusste, ein Mittel, dem Kaiser, von dessen fortlaufendem Wohlwollen sein Verbleiben im Amt abhing, seine Unersetzlichkeit zu demonstrieren. Für Bismarck war ein disziplinierter und kooperativer Reichstag eine Art Versicherungspolice, und dies galt in nicht geringerem Mass auch für seine Amtsnachfolger.

Unter diesen Umständen muss man fragen, warum die Abgeordneten nicht erkannten, dass die Abhängigkeit des Kanzlers von ihnen grösser war, als der Text der Verfassung es erscheinen liess, und warum sie sich nicht der Taktik einer hartnäckigen, ja kompromisslosen Opposition bedienten, um den Einfluss des Reichstags auf die Politik zu stärken. Das Recht zur Debatte und Abstimmung stellte schliesslich ein nicht ganz unwesentliches Machtmittel dar, umso mehr, als es durch die Verfassungsbestimmung geschützt wurde, dass der Reichstag nicht unbefristet vertagt werden konnte und dass nach seiner Auflösung unmittelbar Neuwahlen abzuhalten waren.

Dass es nicht in stärkerem Mass zu parlamentarischer Obstruktion kam und dass die diesbezüglichen Versuche, wenn sie unternommen wurden, nichts fruchteten, findet seine Erklärung grösstenteils in der personellen Zusammensetzung des Reichstags und in der verbreiteten Einstellung der Abgeordneten gegenüber der Rolle des Parlaments im Staate. Deutsche Parlamentarier haben als Gruppe nie das Selbstbewusstsein und die kollegiale Solidarität entwickelt, wie sie unter den englischen Parlamentsabgeordneten oder den amerikanischen Kongressmitgliedern oder auch in Deutschland innerhalb der Beamenschaft und des Offizierskorps herrschten. Auf den Bänken des Reichstags sassen zwar eine ganze Reihe Männer von Format, aber sie bildeten die Ausnahmen in einer Versammlung mittelmässiger Köpfe. Der Reichstag zog nicht die *Elite* der Nation an sich, und die sich ihm verschrieben, scheinen mit ihrer Aufgabe nicht gewachsen zu sein. In den Anfangsjahren war der Anteil von Standespersonen und wohlhabenden Amateuren in seinen Reihen hoch; später wurden sie zunehmend von Vollzeit- und Berufspolitikern ersetzt, die häufig bestimmte wirtschaftliche Interessengruppen vertraten.¹⁴ Dieser Wandel hatte keine bedeutsamen Folgen, abgesehen von einer zunehmenden Verengung des Blicks. Ein gemeinsames Merkmal der Reichstage sowohl in der Zeit Bismarcks als auch in der Periode vor dem Ersten Weltkrieg war der sichtliche Mangel an Bereitschaft zur Herausforderung des herrschenden Machtsystems – also der Krone und ihres Behördenapparats – in wichtigen politischen

Angelegenheiten. Dieser fehlende Wille, mehr Einfluss zu gewinnen und dafür auch zu kämpfen, mag für die 70er Jahre verständlich sein, da die Abgeordneten damals den preussischen Verfassungskonflikt der 60er Jahre noch in frischer Erinnerung hatten und in ihrer grossen Mehrzahl keine Lust verspürten, eine solche Lage erneut eintreten zu lassen. Dies mag einer der Gründe dafür gewesen sein, dass die Nationalliberalen 1874 in der Frage des Militärbudgets (an sich schon eine Erinnerung an die 60er Jahre) klein beigaben. Aber es ist doch erstaunlich, dass sich in der Zeit danach im Reichstag keineswegs ein grösseres Bestreben zeigte, das Parlament stärker an der Formulierung der nationalen Interessen zu beteiligen, und es ist deutlich zu erkennen, dass viele Parlamentarier sich der Legitimität eines solchen Bestrebens nicht sicher waren. Aus diesem Grund blieb der Reichstag eine eher reagierende als agierende Körperschaft, ein gesetzgebendes Organ, das, weil seine Mitglieder kein Vertrauen in ihre eigene Fähigkeit zur Übernahme politischer Verantwortung besaßen, zu der allgemeinen Orientierungslosigkeit beitrug, durch welche die deutsche Politik sich auszeichnete, nachdem sie nicht mehr von Bismarcks starker Hand dirigiert wurde.

Die Versuchung liegt nahe – da wir Hegel in diesem Zusammenhang bereits erwähnt haben –, die ausserordentliche Bescheidenheit, mit der die Reichstagsabgeordneten ihre Rolle definierten, der Nachhaltigkeit zuzuschreiben, mit der dieser Philosoph die Deutschen davon überzeugt hatte, dass die Einrichtungen und Formen des bürgerlichen Lebens nicht aus sich selbst heraus, sondern nur in Bezug auf den Staat von wesentlicher Bedeutung waren. Diesen definierte Hegel in einem äusserst schwierig angelegten Argument in seinen *Grundlinien der Philosophie des Rechts* (1821) als die höchste Form der Freiheit, zu welcher der Einzelne nur gelangen könne, wenn er die Beschränkungen der Familie auf der einen Seite und der bürgerlichen Gesellschaft auf der anderen Seite überwunden hatte. In den Hegelschen Formulierungen wird dem Staat eine manchmal nahezu komisch wirkende abstrakte Qualität zuerkannt, so etwa, wenn er ihn in Begriffen, die das Denken des jungen Lassalle anregten,¹⁵ als «die Wirklichkeit des substantiellen Willens» beschrieb, «die er in dem zu seiner Allgemeinheit erhobenen besonderen Selbstbewusstsein hat, das an und für sich Vernünftige». Aber auf diese Erläuterung folgt eine Passage, die in politischer Hinsicht ebenso vielsagend wie ominös ist; Hegel unterscheidet darin den Staat von der bürgerlichen Gesellschaft als solcher.

Wenn der Staat mit der bürgerlichen Gesellschaft verwechselt und seine Bestimmung in die Sicherheit und den Schutz des Eigentums und der persönlichen Freiheit gesetzt wird, so ist das Interesse des Einzelnen als solches der letzte Zweck, zu welchem sie vereinigt sind, und es folgt hieraus ebenso, dass es etwas Beliebiges ist, Mitglied des Staates zu sein. – Er hat aber ein ganz anderes Verhältnis zum Individuum; indem er objektiver Geist ist, so hat das Individuum selbst nur Objektivität, Wahrheit und Sittlichkeit, als es ein Glied desselben ist. Die Vereinigung als solche ist selbst der wahrhaftige Inhalt und Zweck, und die Bestimmung der Individuen ist, ein allgemeines Leben zu führen; ihre weitere besondere Befriedigung, Tätigkeit, Weise des Verhaltens hat dies Substantielle und Allgemeingültige zu seinem Ausgangspunkte und Resultate.¹⁶

Ralf Dahrendorf hat als den entscheidenden Gehalt dieser Zeilen herausgearbeitet, dass die bürgerliche Gesellschaft – weil sie sich aus vielen Individuen mit gegensätzlichen Interessen und Leidenschaften und aus zahlreichen Parteien und Gruppierungen zusammensetzt, die um ihre Vorteile wetteifern – unfähig ist, eine zufriedenstellende Verfassung der menschlichen Gesellschaft herbeizuführen. Hierfür wird ein anderes benötigt – etwas, das sich vollkommen über das Gefüge der bürgerlichen Gesellschaft erhebt –, und dieses Etwas ist der Staat.¹⁷

Es kann keinen Zweifel daran geben, dass die endliche Herstellung der deutschen Einheit dazu beitrug, diese Theorie neu zu beleben, und wir haben bereits gesehen, dass Gustav Rümelin 1870 die These vertreten konnte, Hegels Geschichtstheorie habe nunmehr ihre Bestätigung erfahren. Unter solchen Vorzeichen war es leicht, den Staat mit der preussischen Krone und ihrem Machtapparat, namentlich ihrer Bürokratie und ihrem Heer, zu identifizieren und alle Kräfte, die ihre Autorität zu bestreiten versuchten, als bloße Manifestationen jener Vielfalt von Partikularinteressen zu deuten, die Hegels bürgerliche Gesellschaft auszeichnete und die auch Deutschland in seiner pränationalen Epoche gekennzeichnet hatte. Niemand brachte die politischen Implikationen dieser Identifizierung von Staat und preussischer Krone wirkungsvoller zum Ausdruck als Heinrich von Treitschke, dessen *Deutsche Geschichte*, eine sorgfältig durchgearbeitete und beredete Reverenz an die preussische Krone, vielleicht das für den neuen nationalen Geist repräsentativste Werk darstellte,¹⁸ und dessen ungemein beliebte Vorlesungen über Politik an der Universität Berlin einen tiefgreifenden und anhaltenden Einfluss auf die Generation ausübten, die nach 1890 in die politische Verantwortung rückte. Obwohl Treitschke sich von den philosophischen Prämissen des Hegelschen Arguments distanzierte, blieb dessen Essenz in seiner ausdrücklichen Wendung gegen die pluralistische Gesellschaft doch erhalten. So zögerte er nicht, in seinen Vorlesungen zu erklären:

Recht und Form und Ordnung kann der Vielfalt sozialer Interessen in ihrem ewigen Kampf nicht von innen herauskommen, sondern von derjenigen Macht, die über der Gesellschaft steht, ausgerüstet mit einer Gewalt, welche die wilde soziale Leidenschaft zu bändigen vermag. Hier bekommt man erst einen deutlichen Begriff von dem, was man die sittliche Heiligkeit des Staates nennen kann. Er ist es, der die Gerechtigkeit und gegenseitige Schonung in diese Welt der sozialen Kämpfe hineinbringt.¹⁹

Hegels Abstraktion ist hier auf die faktisch vorgefundene Realität übertragen worden; wie Dahrendorf richtig sagt, waren die logischen verfassungsrechtlichen Konsequenzen unausweichlich. Für die Neuhegelianer und für Treitschkes Zuhörer symbolisierte der Reichstag die Interessenkonflikte und den wechselseitigen Antagonismus der Parteien; beides erschien ihnen als Bedrohung jeder wirklichen Einheit und nur versöhnbar durch die eine Autorität, die in ihrem Wesen unparteiisch war, die Krone. Wie sehr Juristen wie Paul Laband auch die Rechte des Reichstags betonen mochten,²⁰ seine Autorität war in den Augen derer, die aus Gefühlsgründen oder aufgrund rationaler Einsicht dem von Treitschke gepredigten neuen nationalen Konservatismus anhängen, von Anfang an auf fatale Weise beeinträchtigt. Und unglücklicherweise hat, wenn wir die Sozialdemokraten einmal beiseite lassen, die grosse Mehrzahl der deutschen Parlamentarier bis nach der Jahrhundertwende, als das Ansehen der Krone unter dem Verhalten von Wilhelm II. litt, sich diese Philosophie zu eigen gemacht.

3. Krone, Heer und Parlament

Bei der Veranstaltung im Spiegelsaal zu Versailles am 18. Januar 1871 spielten die Abgeordneten des Bundestages des Norddeutschen Bundes, wie bereits angedeutet wurde, eine nur unwesentliche Rolle. Sie wurden allerdings, wenn auch etwas widerstrebend, als Beobachter des Geschehens zugelassen, und einige von ihnen waren bestürzt über das, was sie sahen. Sie hatten allen Grund dazu, denn die Zeremonie glich buchstäblich einem militärischen Schauspiel, einer Art *Grossem Zapfenstreich*; ein Soldatenchor intonierte die Psalmen 66 und 21, es wurde auf Kommando gebetet («Helm ab zum Gebet!»), die Liturgie entsprach dem *Militär-Kirchenbuch*, und nach der Proklamation Wilhelms zum Kaiser donnerte ein Blasorchester «Heil Dir im Siegerkranz» und den «Hohenfriedberger Marsch» Friedrichs des Grossen. Von den Parlamentariern

abgesehen, war nahezu jedermann uniformiert, mit Seitengewehr bewaffnet und mit Ehrenzeichen behängt erschienen. Bismarck machte keine Ausnahme. Obwohl zu jener Zeit in eine erbitterte Auseinandersetzung mit Helmuth von Moltke, dem Chef des Generalstabs, verwickelt, in welcher es um das Prinzip des politischen Primates ging,²¹ liess er sich dadurch nicht in seinen Kostümgewohnheiten beirren. Er trug den blauen Mantel der Magdeburger Kürassiere mit den Insignien eines Generalleutnants, das orangefarbene Band des Ordens vom Schwarzen Adler, hohe Reitstiefel und in der Hand die Pickelhaube.

Alles in allem war es eine prächtige Vorstellung, aber man braucht nur einen Blick auf Anton von Werners Gemälde zu werfen, um die Bemerkung des katholischen Politikers Ludwig Windthorst zu verstehen, der schrieb: «Versailles ist die Geburtsstätte eines militärischen Absolutismus ähnlich dem von Ludwig XIV zur Blüte gebrachten.» Wie sollten diese arroganten Militärs, die Werners Bild um ihren obersten Kriegsherrn geschart zeigt, unter Kuratel gehalten werden?

Wer die Verfassung mit dieser Frage im Hinterkopf studierte, konnte kaum tröstliche Auskunft finden. Abgesehen von den Artikeln, die die oberste Befehlsgewalt über alle Streitkräfte des Bundes in die Hände des Kaisers legten, waren die meisten wichtigen Bestimmungen in den Artikeln 60 und 63 enthalten. Letzterer setzte fest, «der Kaiser bestimmt den Präsenzstand, die Gliederung und Einteilung der Kontingente des Reichsheeres», und damit hatte sein Urheber zweifellos bezweckt, parlamentarische Auseinandersetzungen über die Heeresorganisation zu vermeiden, wie sie in den 60er Jahren zur Verfassungskrise geführt hatten. Wie der Artikel formuliert war, schien er dem Kaiser eine Art Blankoscheck auszustellen für alles, was er mit seinem Heer zu tun beliebte. Andererseits war er durch die Bestimmungen des Artikels 60 der Verfassung gebunden, der vorsah, dass die Grösse der in Friedenszeiten unterhaltenen Streitkräfte durch Gesetz geregelt werden sollte;²² zweifellos gab diese Bestimmung dem Reichstag die Chance, eine gewichtige Kontrollfunktion gegenüber der militärischen Macht auszuüben, besonders wenn die Abgeordneten darauf bestanden, dass das die Stärke der Streitkräfte festlegende Gesetz und die zugehörigen Haushaltstitel in regelmässigen Abständen überprüft wurden.

Die Regierung war entschlossen, derartige Folgerungen aus dem Artikel 60 zu unterbinden. In den Debatten des Konstituierenden Reichstags des Norddeutschen Bundes im Frühling 1867 hatte Bismarck alles darangesetzt, den Grundsatz der automatischen Berechnung der Heeres-

stärke und der entsprechenden Finanzmittel in Abhängigkeit von der Bevölkerungszahl durchzusetzen, ein System, das, wenn verwirklicht, die militärischen Angelegenheiten ein für allemal der Zuständigkeit des Reichstags entzogen hätte. Die liberalen Abgeordneten hatten sich so entschlossen zur Wehr gesetzt, dass Bismarck, der nicht das gesamte Verfassungswerk gefährden wollte, einem Kompromiss zustimmte, dem sogenannten «eisernen Budget», das bis zum 31. Dezember 1871 die Stärke der Streitkräfte auf 1 Prozent der Bevölkerung sowie für jeden Mann unter Waffen jährlich 225 Taler als der Regierung zu bewilligende Summe festsetzte. 1871 wurde dieses Gesetz um weitere drei Jahre verlängert, aber das genügte den Armeechefs nicht, denen der Sinn nach finanzieller Sicherheit und gänzlicher Befreiung von parlamentarischen Einmischungen stand, und so versuchten sie 1874, mit voller Unterstützung des Kaisers, ein für allemal klare Verhältnisse zu schaffen. Auf ihr Drängen hin legte die Regierung dem Reichstag einen Gesetzentwurf vor, der die Stärke des Heeres auf 401'659 Mann festsetzte, eine Zahl, die in Friedenszeiten unverändert bleiben sollte, solange die Regierung keine Veränderung beschloss. Dieses Gesetz wurde von Moltke eingebracht, zweifellos in der Hoffnung, den Abgeordneten würde der Sieg von Königgrätz und Sedan zuviel Achtung einjagen, als dass sie sich seinen Wünschen widersetzen.

Diese Taktik ging nicht auf; in allen Parteien ausser bei den Konservativen wurde starker Widerstand gegen ein unbefristetes Gesetz laut, und es entstand eine Situation, die in manchen Eigentümlichkeiten dem Konflikt zwischen Krone und Parlament glich, der seinen Höhepunkt 1862 erreicht hatte. Diesmal erwies sich die Lösung allerdings als einfacher. Bismarck, zu dieser Zeit nicht bei Gesundheit und von auswärtigen Angelegenheiten beansprucht, hatte, wenn wir glauben können, was er dem britischen Botschafter gegenüber äusserte, keinen Anteil an der Formulierung des Gesetzes gehabt, das zum grossen Teil das Werk des Kriegsministers von Roon und des Kaisers selbst war. Er war auch nicht sehr begeistert davon. Während des Verfassungskonflikts war er der entschiedenste Verteidiger des Heers gegen die Zumutungen der Parlamentarier gewesen, aber die Aussicht auf ein grösseres Gewicht des Militärs im Staat erfreute ihn nicht. Sowohl 1866 als auch 1870 hatte er ernste Auseinandersetzungen mit Moltke gehabt, dem er Übergriffe auf sein – des Kanzlers – Aufgabengebiet vorwarf, und er hatte Edwin von Manteuffel, den früheren Chef des Militärkabinetts, jetzt einer der lautstärksten Fürsprecher des Gesetzentwurfs, im Verdacht, er intrigiere ge-

gen ihn in der Hoffnung, ihn als Kanzler ablösen zu können. Aber auch abgesehen von diesen persönlichen Faktoren, konnte Bismarck an einem Gesetz keinen Gefallen finden, das das Militär nicht nur von parlamentarischer Kontrolle befreien, sondern es auch von der zivilen Autorität unabhängig machen würde, die in seiner eigenen Person repräsentiert war. So genoss er etwas die Niederlage der Generäle, als ihre Pläne ins Wasser fielen, und beschloss, sich ihre missliche Lage zunutze zu machen, indem er ihnen demonstrierte, wie sehr sie ihn nötig hatten.

Er brachte dies dadurch zuwege, dass er auf die grundlegende Schwäche der Reichstagsabgeordneten setzte, zu der bereits oben Stellung genommen wurde: ihre Abneigung, sich in Opposition zur Staatsautorität zu bringen. In einer Reihe von Gesprächen mit einflussreichen Parlamentariern erklärte er, es werde immer deutlicher, dass der Reichstag in einem Augenblick der nationalen Unsicherheit entschlossen sei, das Land wehrlos zu machen. Dafür seien noch dazu Männer verantwortlich, die in patriotisch gesinnten Stimmbezirken gewählt worden seien, nachdem sie sich als Anhänger seiner Politik präsentiert hätten. Wenn sie nun glaubten, dass sie straflos ihre Pflicht zur Unterstützung der wohlverstandenen Interessen des Reichs vernachlässigen könnten, dann würden eine Auflösung des Reichstags und Neuwahlen ihnen das Gegenteil beweisen. Dieser Hinweis genügte, um die Gegner des Gesetzesentwurfs in tiefe Verwirrung zu stürzen; bald beschuldigten sie sich wechselseitig, durch ihre doktrinäre Politik das heraufbeschworen zu haben, was der angesehene Heidelberger Jurist Bluntschli einen «kindischen Streit zwischen dem Reichstag und dem Kaiser» nannte; es dauerte nicht lange, und von allen Seiten wurde der Wunsch nach einem Kompromiss laut. Bismarck lieferte ihn. Die Friedensstärke der Streitkräfte wurde auf die im ursprünglichen Gesetzesentwurf geforderte Zahl festgesetzt, jedoch sollte das Gesetz nur für sieben Jahre gelten, nach deren Ablauf es erneuert werden musste.²³

Das Septennatgesetz gefiel den Heerführern nicht, und der Kaiser selbst scheint Bismarck anfänglich übelgenommen zu haben, dass er bereit war, mit Leuten einen Kompromiss zu schliessen, die der Monarch in einer nach dem ersten Scheitern seines Gesetzesentwurfs gehaltenen Rede als «innere Feinde» bezeichnet hatte, die versuchten, die Führerschaft ihres kaiserlichen Kriegsherrn in Frage zu stellen. Nach einiger Überlegung gelangte Wilhelm jedoch zu einer gelasseneren Sicht der Dinge. Schliesslich schrieb er dem Kriegsminister: «Aber freilich in unseren Tagen sind 7 Jahre fast ½ Jahrhundert, wenn man die 7 Jahre von 1863 bis 1870 denkt! So haben wir für 7 Jahre die Armee-Organisation

intakt, und nach 7 Jahren stehen wir vielleicht *vor* oder schon *nach* einem neuen Krieg, wenn nicht, so wächst die Population doch, und dann muss 1 Prozent Wehrpflichtiger doch erhöht werden ...²⁴

Die militärischen Führer hatten in der Tat allen Grund, zufrieden zu sein. Sie hatten sich gegen eine strenge Budgetkontrolle abgesichert, und vor anderen Formen einer parlamentarischen Beeinträchtigung schützten sie Artikel 63 der Verfassung und gewisse Umstände, die ihren Ursprung in der eigentümlichen Beziehung zwischen dem Heer und dem Reich hatten. Der springende Punkt war der, dass es im strengen rechtlichen Sinn gar kein Reichsheer gab; die nationalen Streitkräfte waren eine aus Kontingenten aus den verschiedenen Teilstaaten bestehende Truppe unter preussischem Oberbefehl. Unter diesen Umständen gab es auch keinen Reichskriegsminister, es sei denn, man hätte Bismarck als einen solchen betrachtet. Der Kanzler war in militärischen Angelegenheiten gegenüber dem Reichstag letztlich verantwortlich, aber das hatte nicht viel zu bedeuten, da er über die inneren Angelegenheiten des Heers keine Kontrolle besass. Die lagen in der Zuständigkeit des preussischen Kriegsministers, dessen Autorität sich auf alle bewaffneten Truppen des Reichs erstreckte und unter dessen Aufsicht der Generalstab, die Kriegsakademie und andere Militärschulen sowie die Dienststellen für Logistik, Nachschub und Personal standen. Im Reichstag war es in der Regel der preussische Kriegsminister und nicht der Kanzler, der antwortete, wenn ein Abgeordneter einmal neugierig genug war, nach militärischen Dingen zu fragen; aber ihm Informationen entlocken zu wollen war immer ein frustrierendes Erlebnis, da er zwar befugt war, wenn er wollte, Fragen zu beantworten, die sich auf Streitkräfte des Reichs bezogen, hingegen nicht solche über das preussische Heer; und während es ihm gestattet war, Verwaltungsangelegenheiten des Heers zu diskutieren, durfte er nichts sagen, was mit dem militärischen Kommando zu tun hatte (denn der Kaiser fand, dass dies einzig und allein seine Angelegenheit sei).²⁵ Die Militärs gaben sich jedoch mit den Vorteilen, die ihnen die Situation bot, nicht zufrieden. In ihren Augen war das Heer eine Kirche, die zwar ein Volk von Gläubigen brauchte und von diesem erwartete, dass es sein Scherflein ablieferte, die aber keineswegs daran dachte, ihm deswegen irgendwelche Mitsprache in Glaubenssachen einzuräumen. Für die Hohenpriester im Militärkabinett und im Generalstab stellte die parlamentarische Funktion des Kriegsministers eine potentielle Bedrohung der Unverletzlichkeit ihrer Stellung dar, und sie suchten

daher jene, wenn nicht abzuschaffen, so doch zu neutralisieren. Das sollte ihnen 1883, aus Gründen, die wir weiter unten erörtern werden,²⁶ mit Bismarcks Hilfe auch gelingen; und diesen politischen Erfolg können wir als Ausgangspunkt für das zunehmend unverantwortlichere Verhalten der militärischen Führung markieren, das 1914 so fatale Früchte tragen sollte.

4. Das Amt des Reichskanzlers – seine Machtbefugnisse und Schwachstellen

Es dürfte aus dem bisher Gesagten deutlich geworden sein, dass das Verfassungsgefüge des neuen Deutschen Reiches so schwerfällig und so widerspruchsvoll und zwiespältig war, dass es keine leichte Aufgabe sein würde, es ohne grössere Reibungsverluste zu führen. Bismarcks System von Kontrollen und Gegengewichten war so ausgeklügelt, dass selbst sein Urheber sich zu Beginn nicht sicher war, wie es sich handhaben lassen würde. Eifersüchtig auf seinen eigenen Einfluss bedacht, beabsichtigte er, die Macht so weit wie möglich in den eigenen Händen zu behalten, aber wie sollte das bewerkstelligt werden, kraft welchen Amtes? In der Zeit, in der er am Entwurf der Verfassung für den Norddeutschen Bund arbeitete, schwebte ihm allem Anschein nach eine verhältnismässig bescheidene Konzeption für das Amt des Kanzlers vor; der Kanzler sollte nicht viel mehr sein als ein beamteter Präsident des Bundesrates und als solcher, wie die anderen preussischen Abgeordneten in dieser Körperschaft, seine Instruktionen vom preussischen Aussenminister, das heisst von Bismarck selbst, erhalten. Als das Reich 1871 gegründet wurde, war Bismarck schon lange von dieser Konzeption und ebenso auch von der übermässigen Betonung der preussischen Vorherrschaft abgerückt, die mit ihr einherging. Ganz offenbar wollte er nunmehr die Gewichte genau umgekehrt verteilen, denn er übernahm selbst das Amt des Bundeskanzlers und machte sich daran, eine schlagkräftige Kanzlerbehörde, die Reichskanzlei unter Rudolf von Delbrück aufzubauen, während er die Position des preussischen Ministerpräsidenten abgab (die des Aussenministers allerdings nicht). Das ging nicht gut; es ergaben sich so viele Reibungen zwischen der preussischen und der Bundesregierung, dass Bismarck fünf Monate später auf den Sessel des preussischen Ministerpräsidenten zurückkehrte. Ohne seine Wurzeln im preussischen Boden zu behalten, so sagte er, sei es ihm nicht möglich, die Angelegenheiten des Reichs zu leiten. «Wenn Sie mich nur zu einem Minister des Reichs machen», sagte er später, «dann bin ich sicher, dass

ich ebenso wenig Einfluss besitzen werde wie jeder andere Minister.»²⁷

Doch selbst nachdem die drei Schlüsselpositionen in seinen starken Händen vereint waren, erwies es sich für ihn als schwierig, die Geschicke des Reichs zu lenken, ohne sich dabei unentwegt mit Kompetenzstreitigkeiten zwischen den einzelnen Teilstaaten herumschlagen und mit Problemen ringen zu müssen, die sich aus den in der Verfassung verankerten Kompromissen ergaben. Ein ständiges Ärgernis war die nachlässige Durchführung von Bundesgesetzen durch lokale Behörden und ebenso allgegenwärtig die Furcht, die der Krone und dem Heer gewährten Privilegien könnten von unverantwortlichen Ratgebern oder ehrgeizigen Generalen missbraucht werden. Gleichzeitig bot das Verfassungssystem des Reichs so viel Gelegenheit zur Obstruktion und selbst zur Missachtung der Bundesautorität, dass der gangbarste Weg zur Beilegung einer Krise oft darin zu bestehen schien, dass man mit einer Revision der Verfassung drohte, das hiess in unverblümterer Redeweise, mit einer gewaltsamen Korrektur der Situation, wo mit Gesetzen nichts auszurichten war. Zwischen 1867 und 1871 waren mehrere Regierungen deutscher Staaten mit diesem Mittel zur Kooperation gezwungen worden, und bei vielen späteren Gelegenheiten war es die Angst vor einem Staatsstreich, die bei bestimmten Gruppen die Bereitschaft zur Zusammenarbeit weckte. In der Frühzeit seines politischen Lebens hatte Bismarck seinem Freund Roon die Technik so erklärt: «Wenn vorher etwas mit Redensarten über Oktroyieren und Staatsstreichen gerasselt wird, so hilft mir meine alte Reputation von leichtfertiger Gewalttätigkeit und man denkt, nanu geht's los! Dann sind alle Zentralen und Halben zum Unterhandeln geneigt.» Er hörte nie auf, an die Wirksamkeit dieser Methode zu glauben und war – nicht als einziger – überzeugt, dass es legitim war, sie anzuwenden. Wie Michael Stürmer geschrieben hat, war die Drohung mit der Abschaffung der Verfassung im kaiserlichen Deutschland in einem gewissen Sinn ein bedeutender konstitutioneller Faktor.²⁸

5. Symbole der nationalen Einheit und Probleme der nationalen Identität

Diese verfassungsmässigen Probleme waren nicht die einzigen, mit denen das junge Reich sich konfrontiert sah. Es hatte auch, um es modernistisch auszudrücken, mit einem Bewusstseinsproblem, einem Identi-

tätsproblem zu ringen. Es war weder eine Neuschöpfung noch ein Produkt der Vergangenheit. Sein Name weckte die Erinnerung an das mittelalterliche Reich, während seine Zusammensetzung gleichzeitig einige der herausragenden Provinzen jenes Reiches ausschloss. Seiner Form und Struktur nach stellte es die Überwindung des alten Deutschen Bundes dar, aber es gestand einigen seiner Mitglieder Privilegien zu, ähnlich jenen, die sie dort genossen hatten. Es wirkte, jedenfalls an der Oberfläche, wie die Verwirklichung des von den Männern des Frankfurter Parlaments von 1848-49 ausgearbeiteten Vereinigungsplans, aber seine Führer wiesen jeden Zusammenhang dieser Art ausdrücklich von sich, so etwa Bismarck bei der Diskussion über die Wahl einer Nationalflagge, als er sagte: «Ein preussischer Soldat will nichts von Schwarz-Rot-Gold hören.»

Das gespannte Verhältnis zur Vergangenheit beunruhigte manchen Deutschen. Der politische Publizist Constantin Frantz ging sogar so weit zu schreiben, durch die bei der Erarbeitung der Verfassung an den Tag gelegte Gleichgültigkeit gegenüber der Geschichte würde Deutschland um die psychologischen Bedingungen einer gesunden Entwicklung gebracht.

Es ist klar, dass ein so verschiedene Elemente enthaltendes Land, wie Deutschland, welches nach allen Seiten mit seiner Nachbarschaft verwachsen ist, wobei es an sechs verschiedenen Nationalitäten grenzt, ein Land ferner, welches eine Geschichte durchlebt hat, mit welcher nach der Mannigfaltigkeit der darin entstandenen politischen Bildungen, wie nach dem inneren Gewicht der Ereignisse sich keine andere vergleichen kann, – dass ein solches Land dadurch auch zu einer eigentümlichen Verfassung gelangt sein musste. Sollte diese verändert und verbessert werden, wie konnten die passenden Formen dazu gefunden werden, ausser wenn man sie aus den gegebenen Verhältnissen selbst entwickelte? Stattdessen glaubt man diese Formen aus verschiedenen fremden Staatsverfassungen entlehnen, und durch solche zusammengesetzte Kopie eine deutsche Nationalverfassung herstellen zu können, während man doch gleichzeitig das Nationalitätsprinzip proklamierte, welches vielmehr alles Fremdländische hätte ausschliessen müssen. Seltsamer Widerspruch.

Was man bei der Konstruktion des Reichs vergessen hatte, so Frantz weiter, war die Einzigartigkeit der historischen Entwicklung Deutschlands. Es war der Erbe des Kaiserreichs, einer Gemeinschaft, die mehr war als ein gewöhnlicher Staat, die das Nebeneinander nationaler Eigenheiten innerhalb eines internationalen Systems erlaubt hatte. Es war, so schrieb er, «die besondere Ehre und der besondere Beruf Deutschlands, diese Aufgabe (zwischen Staatsrecht und Völkerrecht einen lebendigen Zusammenhang herzustellen) für die europäische Entwick-

lung zu erfüllen». Aber jene Tradition war, aus Ungeduld und Ignoranz, auf dem Altar der Modernität geopfert worden.²⁹

Das Unbehagen, das aus diesen Sätzen herausklingt, wurde 1871 nicht von allen, nicht einmal von der Mehrzahl der Deutschen geteilt. Es gab viele, die das erhebende Gefühl verspürten, die Vergangenheit abgeschüttelt zu haben, die sich an der Vorstellung begeisterten, dass nun auf einmal Türen aufgestossen seien, die herrliche Ausblicke auf die Zukunft eröffneten. Der Herausgeber der Zeitschrift *Historisch-Politische Blätter* gab diesem Gefühl 1871 mit folgenden Worten Ausdruck: «Wir alle atmen jetzt eine ganz andere Luft als vor den grossen Geschehnissen»; und die Erinnerung an das Erregende dieses Erlebnisses setzte sich im Gedächtnis des Naturalisten und Theaterdirektors Heinrich Hart so klar und ungetrübt fest, dass er noch Jahre später schreiben konnte, das Jahr 1870 sei ihm in der Stadt Münster in Westfalen wie ein Frühlingswind erschienen, der den bedrückenden und atembeklemmenden Winter der Biedermeierperiode weggefegt habe; es sei «das Ende des Mittelalters, der Beginn der Neuzeit»³⁰ gewesen. Diese Stimmen blieben keineswegs allein. Es gab viele, die überzeugt waren, dass die Vereinigung Deutschlands neue Möglichkeiten auf allen Gebieten der menschlichen Tätigkeit eröffnen, dass sie neue Erfolge in Wissenschaft und Technik, in Kunst und Literatur, in der Erziehung und in der Politik möglich machen würde.

Höchst berauscht von dieser letzten Aussicht zeigten sich jene Deutschen, die sich immer heimlich der unwesentlichen Rolle geschämt hatten, die ihr Land auf der Weltbühne spielte, und denen es einen Stich gab, wenn Ausländer nachsichtig, aber mit leichter Verachtung vom «Land der Dichter und Denker» sprachen. Der Held von Friedrich Spielhagens Roman *Sturmflut* (1877) ist ein junger Mann von mittlerer bis geringer Herkunft, der bei der Handelsmarine sein Kapitänspatent erworben und daher viel von der Welt gesehen hat. Er erklärt einer dem neuen Deutschland kritisch gegenüberstehenden Zuhörerschaft, warum er 1870 sein Schiff verlassen hat, um für sein Land zu kämpfen, und was der Sieg für ihn und für alle jene bedeutet hat,

... die, wie ich, erfahren haben, was es heisst, einem Volke anzugehören, das keine Nation ist, und, weil es keine ist, von den anderen Nationen, mit denen wir verkehren, nicht für voll angesehen, ja geradezu verachtet wird ... da dankte ich Gott aus vollem Herzen, dass wir einen Kaiser – einen deutschen Kaiser haben; denn nicht weniger als ein deutscher Kaiser musste es sein, wenn dem Engländer, dem Amerikaner, dem Chi-

nesen und Japanesen *ad oculos* demonstriert werden sollte, dass sie fürder nicht mehr mit Hamburgern und Bremern, mit Oldenburgern und Mecklenburgern, oder selbst mit Preussen Handel treiben und Verträge schliessen, sondern mit Deutschen, die unter einer und derselben Flagge segeln, einer Flagge, die den Willen und die Macht hat, den Letzten und Ärmsten zu schützen und zu schirmen, der der Ehre und des Glückes teilhaftig ist, ein Deutscher zu sein.³¹

Da Spielhagen sonst nicht zu solchen patriotischen Ergüssen neigt, müssen wir dieser Passage ein gewisses Gewicht zuerkennen und sie wohl als Indiz dafür nehmen, wie verbreitet solche Gefühle bei den Deutschen in den 70er Jahren seiner Erfahrung nach waren. Als Fortschrittler hatte Spielhagen sich vielleicht auch an das erinnert – und es sich zu eigen gemacht –, was der Historiker F. C. Dahlmann im Januar 1849 in der Paulskirche ausgerufen hatte: «Die Bahn der Macht ist die einzige, die den gärenden Freiheitstrieb befriedigen und sättigen wird, – denn es ist nicht bloss die Freiheit, die der Deutsche meint, es ist zur grösseren Hälfte die Macht, die ihm bisher versagte, nach der es ihn gelüftet.»³² Gewiss gab es noch mehr, die sich an diese Rede erinnerten und nun ihre Wünsche erfüllt und ihre Erwartungen angestachelt sahen; Dahlmanns Schüler und lebenslanger Bewunderer, Heinrich von Treitschke, wandte sich an diese Erwartungen, als er schrieb: «Wenn das zwanzigste Jahrhundert heraufsteigt, dann wird auch die transatlantische Welt schon erfahren haben, dass die Deutschen heute nicht mehr wie in Schillers Tagen aus des Lebens Drang in des Herzens heilig stille Räume fliehen.»³³

Aber reichte dieser neu entdeckte Nationalstolz, und reichte das Versprechen auf zukünftige Belohnungen in der transatlantischen Welt hin, um das Problem der Selbstfindung zu lösen? In den Augen vieler Deutscher nicht, und Theodor Schieder hat die Schwierigkeiten geschildert, die es wichtigen Gruppen bereitete, zu einer positiven Identifikation mit dem neuen Nationalstaat zu kommen.³⁴ Zu ihnen gehörte eine nicht unbeträchtliche Zahl von Liberalen, die immer noch schwankten zwischen der Hoffnung, das Reich werde sich als die Verwirklichung ihrer Hoffnungen erweisen, und der wachsenden Einsicht, dass alle Anzeichen auf das Gegenteil hindeuteten. Dazu gehörten auch konservative Gruppen, die sich 1870 der Reichszugehörigkeit widersetzt und sich auch jetzt noch nicht mit ihr abgefunden hatten; ebenso das Gros der politisch organisierten Arbeiter, die merkten, dass die nationale Einheit ihre Lage in keiner Hinsicht verbesserte und dass das bundesstaatliche System bewusst so angelegt war, dass ihre Ansprüche niedergehalten werden konnten. Und schliesslich gehörten dazu und würden weiterhin dazuge-

hören die meisten deutschen Schriftsteller, Maler und Musiker, die, als die heroische Reichsgründungszeit vorbei war, dem neuen Deutschland mit wenigen Ausnahmen skeptisch gegenüberstanden (wenn sie sich überhaupt dazu herbeiliessen, ihre Ansicht darüber zu äussern; denn in ihren Kreisen war die *Innerlichkeit*, die Tendenz, sich von der Politik zurückzuziehen oder ihr keine Bedeutung beizumessen, bei Weitem nicht so abgestorben, wie Treitschke es wahrhaben wollte).³⁵

Ein symptomatisches Zeichen der fortdauernden Unfertigkeit Deutschlands war die Schwierigkeit, sich auf nationale Symbole zu einigen. Bismarck scheint diese Frage vollkommen gleichgültig gewesen zu sein; zu der Frage einer Nationalflagge sagte er einmal: «Von mir aus grün und gelb mit Parteiabzeichen, oder auch die Fahne von Mecklenburg-Strelitz.» Aber selbst diejenigen, die solche Dinge für wichtig hielten, taten sich schwer, rundum zufriedenstellende Lösungen vorzuschlagen. Deutschland hatte bis 1892 keine Nationalflagge und bis nach dem Ersten Weltkrieg keine Nationalhymne; und als der Tag des Sieges von Sedan zum Nationalfeiertag erklärt wurde, erhob sich weithin Widerspruch. Selbst bei der Aufstellung von Nationaldenkmälern hatten die Deutschen ihre liebe Not. Das Hermannsdenkmal im Teutoburger Wald (1875) zum Beispiel gemahnte an Ereignisse, die so weit zurücklagen, dass sich an sie kaum bedeutende Gefühlswerte für das neue Reich knüpfen liessen. Künstler, die den Auftrag erhielten, ein Nationaldenkmal zu entwerfen, neigten mangels Alternative dazu, auf ein Standbild von Bismarck zu verfallen, wie Begas, dessen am Königsplatz in Berlin 1901 aufgestellte Statue den Kanzler in Kürassieruniform zeigt, so wie er im Reichstag aufzutreten pflegte, und mit Atlas, Siegfried sowie personifizierten Symbolen der Macht und der Staatsräson zu seinen Füßen; oder wie Lederer und Schaudt, deren 1906 enthüllte Statue am Ende der Reeperbahn in Hamburg steht und den Kanzler als Roland porträtiert, die Symbolfigur der Unbesiegbarkeit und unerschütterlichen Einheit seines Volkes.³⁶

Bismarck wurde in der Tat nicht nur zum politischen Symbol des Reichs, sondern auch zu seinem kulturellen Heros. Seine Gestalt ist es, die wir hinter Treitschkes immer wiederkehrender Personifizierung des Staates in seiner *Deutschen Geschichte* erahnen können ebenso auch hinter den in seinen Vorlesungen über Politik gegebenen Empfehlungen zur Kunst des Regierens. Die von Bismarck ausgeübte Faszination war die tiefste Ursache für den Kult der Persönlichkeit, der in den 70er Jahren die deutsche Malerei beherrschte und sich in den heroischen Gestalten eines Böcklin, eines Lenbach und eines Feuerbach kundgab; gleiches

lässt sich von der Vorliebe für Kraft und Kompromisslosigkeit sagen, wie wir sie in den Erzählungen von Paul Heyse und Conrad Ferdinand Meyer finden, Welch letzterer der Hauptfigur seines Romans *Jürg Jenatsch* (der im Jahr von Königgrätz begonnen und 1876 vollendet wurde) einige entschieden bismarckianische Züge verlieh.³⁷

Die Allgegenwart des Kanzlers war so notorisch, dass Friedrich Nietzsche (in dessen eigenem Werk sich Bismarck ebenfalls niedergeschlagen hat) in seiner *Götzendämmerung* (1888) säuerlich schrieb: «Gibt es deutsche Philosophen? gibt es deutsche Dichter? gibt es gute deutsche Bücher? – fragt man mich im Ausland. Ich erröte; aber mit der Tapferkeit, die mir auch in verzweifelten Fällen zu eigen ist, antworte ich: ja, Bismarck!»³⁸

Nietzsche war nicht der Einzige, der fühlte, dass im Schatten von Bismarck neue Dinge nur schwer würden wachsen können. Der Romancier Gustav Freytag hatte lange Jahre im Bann der Persönlichkeit des Kanzlers gestanden und 1868, in einem Brief an Albrecht von Stosch, eine höchst originelle Analyse geliefert. «Sie fragen», schrieb er,

in welche Kategorie von Staatsmännern Bismarck zu rechnen sei und ob er eine Schule hinterlassen werde? Zwischen den Romantikern und Schönggeistern von persönlichem Adel, den Humboldt, Bunsen, Usedom und der konstitutionellen Gegenwart liegt eine schmale Bildungsschicht der touristischen Dilettanten. Das junge Deutschland, das Junkertum in seinen eleganten Typen: Freiligrath, Lenau, Fürst Pückler, Lichnowsky, frech, mit Freude an Gewagtem, ohne feste Grundsätze, ohne Schule, abhängig vorzugsweise von französischer Bildung. Der grösste Spätling dieser Vegetationsperiode, die in der Literatur von 1830 bis 1848 reicht, scheint mir Bismarck zu sein. Das Charakteristische ist Mangel an Ehrfurcht, alles launisch und persönlich fassend, dabei die ersten Anfänge frischer und kecker Lebenskraft. Deshalb wird auch dieser Mann keine Schule haben ...³⁹

Diese wenig zitierte Passage ist vielsagend, einmal weil Freytag hier die Erkenntnis ausspricht, dass Bismarck eben kein typischer *Junker* war, sondern genau jene Originalität besass, die das stärkste Misstrauen seiner Standesgenossen erregen musste, und andererseits wegen der scharfsinnigen Mutmassung des Autors, dass der Stil des Kanzlers seine Prägung durch das Junge Deutschland erfahren hatte, eine literarische Bewegung, die sich durch brillante Prosa (aber wenig Poesie), schneidende politische Polemik und eine vollständige Respektlosigkeit gegenüber den klassischen Vorbildern auszeichnete (wie Börnes Kampagne gegen Goethe ausgezeichnet demonstriert). In unserem Zusammenhang ist

Freytags Beurteilung jedoch vor allem deswegen interessant, weil sie sich über Bismarcks Eigenwilligkeit und Ichbezogenheit auslässt. Diese Eigenschaften sollten sich im Lauf der Jahre nicht abschwächen. 1881 schrieb Freytag an Albrecht von Stosch: «Spät und langsam erkennen die Deutschen, dass der Mann, dem sie nach deutscher Art alles Grosse und Gute angedichtet haben, nicht alle Eigenschaften eines Biedermanns besitzt; diese Erkenntnis ist leidig, aber sie war sehr nötig. Denn Seele und Leben einer Nation dürfen nicht lange von dem Gemüt und Gewissen eines Einzelnen abhängen und in ihrem wichtigsten Inhalt durch die Selbstherrlichkeit *eines* Mannes geleitet werden. Das Volk bezahlt solche Herrschaft zu teuer, wie gross auch der Fortschritt sei, den der Eine ihm bereitet hat.»⁴⁰

III. Die Konsolidierung des Reichs: Politik und Wirtschaft 1871-1879

Ich bin ein Gründer froh und frisch,
schon heute setz ich mich zu Tisch,
als dürft ich weiter mich nicht quälen,
als meine Zinsen nur zu zählen.

Gottlob, ich weiss mir selber Rat,
nichts soll mich kümmern Stadt noch Staat:
Dem Gründerleben treu ergeben,
verschaff' ich mir ein würdig Leben.

Heinrich Hoffmann von Fallersleben (1872)¹

Im schwarzen Frack und weisser Weste
hat Krautz den Hödel amputiert –
auch du, o Reichstag, kommst in Gala
zum Werk, das man im Schilde führt.

Das Beil, vom Bundesrat geschliffen,
wird dir gar sauber vorgelegt,
und das Schafott ist aufgeschlagen
der Block steht fest und unbewegt.

Die Freiheit aber, die du tötetest,
wird nicht beenden ihren Lauf.
Schon morgen, spottend ihrer Henker,
steht sie aus Gräbern siegend auf.

Max Kegel (1878)²

Bei der Diskussion der Verfassung haben wir Ereignisse und Konsequenzen vorweggenommen, die 1871 kein Deutscher voraussehen konnte, und sind zu Schlüssen gelangt, die nur den wenigsten Deutschen zwingend erschienen wären. Ja, ein deutscher Bewunderer von William Ewart Gladstone hätte sich vielleicht sogar in dem Glauben wiegen können, die politischen Prinzipien dieses Staatsmannes – oder etwas ihnen Entsprechendes – schickten sich nun an, auch in seinem Land zu triumphieren. Er hätte dabei auf die Tatsache verweisen können, dass zu einer Zeit, in der überall in Westeuropa der Liberalismus der bürgerlichen Mittelschicht die politische Macht erobert hatte, Deutschlands politisch aktive Kräfte viel Ähnlichkeit mit den in England, Belgien und Frank-

reich herrschenden Parteien aufwiesen, dass sie deren Weltanschauung und Zukunftsperspektiven teilten und dabei waren, Deutschland dementsprechend umzugestalten.

Dies war natürlich nur der oberflächliche Schein, aber es verging nahezu ein Jahrzehnt, ehe die realen politischen und gesellschaftlichen Verhältnisse erkennbar wurden, die unter der Hülle des deutschen Parlamentarismus steckten. Seine erste schwere Erschütterung erfuhr das liberale Selbstbewusstsein durch den Finanzkrach von 1873; endgültig zerrannen die politischen Träume dann 1879, als sich grundlegende politische und wirtschaftliche Veränderungen vollzogen, die die feudal-konservative Ordnung und das autoritäre Prinzip der politischen Führung bestätigten und befestigten.

1. Die Periode der nationalliberalen Vorherrschaft 1871-1873

Die formelle Eröffnung des ersten Reichstags fand am 21. März 1871 im Weissen Saal des Kaiserlichen Palastes zu Berlin statt. In Gegenwart der Königin-Kaiserin, des Kronprinzen und seiner Gattin sowie anderer Reichsfürsten eröffnete Kaiser Wilhelm den versammelten Abgeordneten,

der ehrenvolle Beruf des ersten deutschen Reichstags [werde] es zunächst sein, die Wunden nach Möglichkeit zu heilen, welche der Krieg geschlagen hat, und den Dank des Vaterlandes denen zu bestätigen, welche den Sieg mit ihrem Blut und Leben bezahlt haben; gleichzeitig werden Sie, geehrte Herren, die Arbeiten beginnen, durch welche die Organe des deutschen Reiches zur Erfüllung der Aufgabe Zusammenwirken, welche die Verfassung Ihnen stellt: ‚zum Schutze des in Deutschland gültigen Rechtes und zur Pflege der Wohlfahrt des deutschen Volkes‘³.

Die Parlamentarier, an die dieser Aufruf gerichtet war, verteilten sich auf sechs grosse Parteigruppierungen sowie auf eine Anzahl Splittergruppen, welche die polnische Bevölkerung Posens, die Dänen von Nordschleswig und das eroberte Elsass-Lothringen repräsentierten. Auf der äussersten Rechten befand sich die Deutsche Konservative Partei, Partei des Preussentums, der Aristokratie und des Grossgrundbesitzes mit starkem Rückhalt vor allem in den ostelbischen Gebieten. Zu jener Zeit desorganisiert und ohne wirkliche Führungspersönlichkeiten, stellte sie im Reichstag von 1871 keine starke Kraft dar, wenngleich ihre Schwäche nur eine scheinbare war, weil sie ihre eigentliche Hochburg immer im preussischen Abgeordnetenhaus hatte. Ein Ableger dieser Partei war die sogenannte Reichspartei (in Preussen die «Freikonservati-

ven» genannt), die, mit einer aus landwirtschaftlichem Grundeigentum und industriellem Unternehmertum zusammengesetzten Mitgliedschaft, nicht so ausschliesslich auf den agrarischen Standpunkt festgelegt war und in den ersten Friedensjahren Bismarck weniger kritisch gegenüberstand als die Konservativen. Die Freikonservativen wurden in der Tat sogar die Bismarckpartei *sans phrase* genannt, da sie seine nationale Politik vorbehaltlos unterstützten und aus ihren Reihen viele Beamte für seine Ministerien kamen.

Stärker als diese beiden Parteien und in seinem politischen Einzugsbereich breiter war das katholische Zentrum, eine erklärermassen konfessionelle Partei, die 1870 mit dem Ziel gegründet worden war, die Rechte der Katholiken in einem überwiegend protestantischen Land zu wahren. Dessen ungeachtet schloss das Zentrum immer auch Personen und Gruppen unterschiedlicher politischer und sozialer Färbung ein – mit der Folge, dass es, wenn nicht gerade die Selbständigkeit der katholischen Kirche, die Freiheit der religiösen Erziehung oder das bundesstaatliche Prinzip auf dem Spiel standen, in der Regel eine grössere Handlungsfreiheit als andere Parteien an den Tag legen konnte und sich entsprechend oft dem Vorwurf des Opportunismus ausgesetzt sah. Aber die Politik des Zentrums wies eine innere Folgerichtigkeit auf. Einerseits war sie überwiegend konservativ in Bezug auf die Bewahrung der Tradition, auf die Vorrechte der Krone und auf die hierarchische Struktur der Gesellschaft; ebenso auch in Bezug auf alle Fragen der gesellschaftlichen Moral. Andererseits stand sie politischen Reformen wohlwollend gegenüber – solange diese nicht zu stärkerer Zentralisierung beitrugen – und neigte in der Frage sozialer Reformen der fortschrittlichen katholischen Soziallehre zu, die in den 40er Jahren von Adolf Kolping begründet und von Bischof Wilhelm Emmanuel von Ketteler weitergeführt worden war. Bischof Ketteler predigte von 1850 bis zu seinem Tod 1877 die Notwendigkeit, durch die Gründung von Arbeitergenossenschaften und christlichen Gewerkschaften sowie durch andere Massnahmen die Auswüchse des Kapitalismus zu bekämpfen und den Lebensstandard der Armen zu heben.⁴ Das grösste Wählerpotential besass die Partei in Süddeutschland, im Rheinland, in Schlesien und in den polnischen Gebieten Preussens.

Es gab zwei liberale Parteien. Die Nationalliberalen stellten einen Zusammenschluss dar zwischen dem Gros der preussischen Fortschrittspartei, die im Verfassungskonflikt gegen Bismarck gefochten, sich 1866 dann allerdings der Unterstützung seiner Aussenpolitik verschrieben

hatte, und einer in eben diesem Jahr von Rudolf von Bennigsen in Hannover gegründeten nationalliberalen Partei. Als politische Vertreter des mittleren Bildungs- und Besitzbürgertums und der gehobenen Beamten-schaft wiesen die Nationalliberalen, wie bereits angedeutet, viele Ähnlichkeiten mit den liberalen Parteien anderer Länder auf: Sie traten für Zentralisierung, für eine Wirtschaftspolitik des *laisser-faire*, für die Säkularisierung des öffentlichen Lebens, für die konstitutionelle Regierungsform und für realen Fortschritt ein. Ihre stärksten Bastionen hatten sie in Sachsen, Hannover, Baden und dem rheinischen Industrie- und Revier. Die unverbesserlichen Linksliberalen von 1866 bildeten den Kern der Fortschrittspartei, die die meisten wirtschaftspolitischen Prinzipien der Nationalliberalen teilte, jedoch sehr viel entschiedener für die Ausweitung der Rechte des Parlaments eintrat, der Politik der Regierung ganz allgemein kritischer gegenüberstand und – getreu der Tradition der Konfliktzeit – die Militärausgaben und die Heerespersonalpolitik mit Misstrauen verfolgte.

Und schliesslich gab es noch – gerade erst am Beginn jener bemerkenswerten Entwicklung stehend, die sie bis 1914 zur grössten einzelnen politischen Kraft Deutschlands werden lassen sollte – die Sozialdemokratische Partei, mit der wir uns weiter unten näher befassen werden.

Im Reichstag von 1871 nahmen die Nationalliberalen mit 155 von insgesamt 399 Sitzen eine beherrschende Stellung ein. Da sie bei den meisten ihrer Vorhaben auf die Unterstützung der Fortschrittspartei und der Freikonservativen zählen konnten, brauchten sie sich um Mehrheiten kaum zu sorgen. Allen drei Parteien gehörten vor allem Männer an, die die Einheit Deutschlands seit Langem, nicht bloss als politisch wünschenswert, sondern als wirtschaftlich notwendig betrachtet hatten, und ihr Ziel war es nunmehr, die der Entwicklung von Handel und Industrie noch im Wege stehenden Hindernisse zu beseitigen und alles in ihren Kräften Stehende für die Errichtung einer Infrastruktur zu tun, die Deutschland auf dem Weltmarkt konkurrenzfähig machen würde. Es ist kaum anzunehmen, dass Bismarck allzuviel von diesen wirtschaftlichen Zielsetzungen verstand⁵ – er akzeptierte die Nationalliberalen als eine Art Regierungspartei, weil er von ihnen die Unterstützung bekam, die er brauchte, um die Reichsregierung gegenüber den noch vorhandenen auseinanderstrebenden Kräften im Reich zu stärken –, aber der Chef des Kanzleramtes, Rudolf von Delbrück, verstand sehr viel davon und bejahte sie durch und durch.

Bei oberflächlicher Betrachtung war Delbrück ein typischer preussischer Beamter der alten Schule: kompetent, zuverlässig und vollkom-

men farblos; aber dieser Eindruck täuschte. Delbrück war auf seine Weise ebenso leidenschaftlich engagiert wie Bismarck, und er sagte in seinen späteren Lebensjahren, er habe sich schon immer von lutheranischer Tradition und hegelianischer Staatsethik her gedrängt gefühlt, seine Pflicht «in der bewussten Hingabe meiner Person an die im Staat verkörperte Allgemeinheit» zu erfüllen. Er hatte die Gelegenheit dazu im Lauf seiner langjährigen Tätigkeit für den Preussischen Zollverein gefunden, jene bemerkenswerte Institution, die so vielen jungen Männern, die anders vielleicht nie ihre ostelbischen Scheuklappen abgelegt hätten, einen umfassenderen geistigen Horizont eröffnet hatte. Im Zollverein hatte Delbrück – nach Ansicht des grossen sozialdemokratischen Publizisten Franz Mehring – mehr für die Einigung Deutschlands bewirkt als ein Dutzend Generäle und Diplomaten.⁶ In den 50er Jahren hatte er wertvolle Arbeit zur Behebung der Preussen durch die Olmützer Punktation entstandenen Schäden geleistet und hatte nicht nur österreichische Angriffe auf den Zollverein abgewehrt, sondern diesen durch eine geschickte Taktik des Interessenausgleichs zwischen den Mitgliederstaaten noch gestärkt. Anfang der 60er Jahre war er wiederum – und mit soviel Hartnäckigkeit, dass Bismarck klagte, er fühle sich in seiner diplomatischen Handlungsfreiheit eingeschränkt – gegen jegliche Zugeständnisse an Österreich aufgetreten, die den Zollverein hätten schwächen können.⁷ Als der Norddeutsche Bund ins Leben gerufen war, machte Bismarck Delbrück zum Präsidenten des Bundeskanzleramtes, und dies bedeutete de facto, dass er ihm die wirtschaftspolitische Leitung des Bundes übertrug; in dieser Stellung leitete Delbrück eine fruchtbare Zusammenarbeit mit den Nationalliberalen und den Freikonservativen ein, die in der Folge zur Verabschiedung von 48 Gesetzen und 40 neuen Handelsverträgen führte; diese bemerkenswerte gesetzgeberische Leistung schloss u.a. ein: die Vereinheitlichung von Massen und Gewichten, die Errichtung eines Obersten Handelsgerichts in Leipzig, ein neues Arbeitsrecht, das den Arbeitern die Vereinigungs- und Vertragsfreiheit einräumte, und ein Gesetz, das Aktiengesellschaften die Ausweitung ihrer Geschäftstätigkeit über das gesamte Bundesgebiet gestattete, ohne dass sie an besondere Auflagen örtlicher Behörden gebunden waren.⁸

Mit der Reichsgründung wurde aus dem Bundeskanzleramt das Reichskanzleramt, das Zentrum der Verwaltung des Reichs, das in sich die Funktion eines Handels- und eines Finanzministeriums vereinigte. In den folgenden fünf Jahren blieb Delbrück die treibende Kraft hinter einem Grossteil dessen, was an Wirtschaftsrecht geschaffen wurde und

mit den Stimmen der Nationalliberalen Gesetzeskraft erlangte – die Einführung einer reichseinheitlichen Währung etwa, ein neues Handelsrecht und die Gründung der Reichsbank (1875); dank seines grossen Einflusses blieb die starke Betonung des Freihandels, durch welche sich die preussische Handelspolitik seit Langem, auszeichnete, nicht nur erhalten, seine parlamentarischen Verbündeten fühlten sich vielmehr sogar ermutigt, noch weiter vorzustossen und eine Herabsetzung der bestehenden Einfuhrzölle auf Eisenerzeugnisse zu fordern.⁹

Natürlich ging nicht der gesamte Elan dieser frühen Jahre von Delbrück aus. Die Führung der Nationalliberalen hatte selbst ihre gesetzgeberischen Ideen, von denen der Kanzler manch eine förderte, und viele der über hundert vom Reichstag in seiner ersten Sitzungsperiode verabschiedeten Gesetze spiegelten den gemeinsamen Wunsch wider, in Deutschland auf Kosten der Vorrechte der einzelnen Staaten den Zentralismus zu stärken. So wurde auf die Initiative des nationalliberalen Abgeordneten Eduard Lasker hin die gesetzgeberische Zuständigkeit der Bundesregierung im Bereich des Zivil- und Strafrechts ausgeweitet, und es wurde eine durchgreifende Reform der verschiedenen Prozessordnungen in Gang gesetzt, die sich 1877 in einem Gesetz niederschlug, das eine einheitliche Prozessführung an allen Gerichten auf lokaler, Kreis-, Einzelstaaten- und Provinzebene festlegte. 1879 wurde die Justizreform durch die Einrichtung eines Obersten Appellationsgerichtshofs in Leipzig gekrönt und die Kodifizierung des bürgerlichen Rechts in Angriff genommen, eine Arbeit, die jedoch erst zur Jahrhundertwende abgeschlossen werden konnte.

Die Liberalen stellten, als sie die rein administrative Sphäre verliessen und die der Politik betraten, fest, dass die Regierung nicht immer so viel Entgegenkommen und Bismarck nicht immer so viel Wohlwollen für ihren leidenschaftlichen Hang zu Gleichförmigkeit und Zentralisation zeigten. Angesichts ihrer Versuche, ihren Reformeifer in die einzelnen Länder zu tragen, zeigte er sich reserviert; er blockierte beispielsweise jeden Anlauf des Reichstags, Korrekturen in Mecklenburg vorzunehmen, wo immer noch ein ungezügelter Absolutismus herrschte und wo es keinerlei repräsentative parlamentarische Vertretung gab, eine Situation ohne Parallele in Deutschland. Nach den Worten Heinrich von Treitschkes waren die Bedingungen in Mecklenburg derart, dass sie «eine gesittete Nation nicht ohne Erröten betrachten [kann]»,¹⁰ und die überwiegende Mehrheit der Liberalen teilte dieses Gefühl. Doch obwohl der Reichstag wiederholt einen Zusatz zur Verfassung vorlegte, der die

Bestimmung enthielt, dass es in jedem Bundesstaat eine gewählte repräsentative Versammlung geben musste, liess Bismarck es jedesmal zu, dass der Bundesrat den Antrag zu Fall brachte.

Nicht viel kooperativer war er, als die Liberalen ihre Aufmerksamkeit den Problemen der örtlichen Selbstverwaltung in Preussen zuwandten, und wenn er schliesslich die Aktivitäten duldete, die zu einer Reform der Verwaltung in den Landkreisen führte – zur sogenannten Kreisordnung von 1872 –, dann lag das vermutlich an seinen politischen Differenzen mit der Feudalaristokratie in jenen Jahren. Der Adel war es jedenfalls, der die neue gesetzliche Regelung zu spüren bekam, denn durch sie wurde die Erblichkeit der Kreistagssitze für die feudalen Familien ebenso abgeschafft wie ihr Monopolanspruch auf das Amt des Landrats. Dieser Beamte, der dem Kreistag und dem von diesem gewählten Ausschuss zur Führung der Angelegenheiten des Kreises vorsass, war von nun an ein staatlicher Beamter mit juristischer Ausbildung, der sein Berufsziel in der Regel jenseits der Grenzen des von ihm verwalteten Kreises sah. In den Kreistagen hielten die Gutsbesitzer die Hälfte der Sitze, die andere Hälfte jedoch war von gewählten Vertretern der Städte und der Bauernschaft besetzt; in diesem Wandel konnte man nur einen bescheidenen Sieg für den Liberalismus erblicken. Und auch mit der Tatsache, dass den Grundbesitzern die Polizeigewalt über ihre Güter genommen wurde, liess sich nicht viel Staat machen; diese Veränderung hatte eher formale als reale Bedeutung, da die Oberpräsidenten die mit der Betreuung der neugeschaffenen Polizeibezirke betrauten Beamten gewöhnlich aus den örtlichen Junkern auswählten. Den Feudalismus abzuschaffen – was das erklärte Ziel der Liberalen war – erwies sich in der Tat als ein schwieriges Geschäft, da jedes noch so leise Rütteln an der hergebrachten Ordnung auf den einmütigen Widerstand der wehrhaften Gutsbesitzer traf. Und selbst wenn sie gezwungen wurden, sich unterzuordnen – wie in dem Fall, als der König 25 neue Pairs ernannte, um das Gesetz in der preussischen Kammer durchzubringen –, so blieben sie doch wehrhaft. Die neue Kreisordnung änderte im Wesentlichen nichts an der dominierenden Stellung der Junker in den Kreistagen und beeinträchtigte ihre wirtschaftliche Macht in keiner Weise.¹¹

Liberaler Versuche, auf der Stadt- und Bezirksebene etwas zu erreichen, führten nicht weit. Ein vom preussischen Innenminister, Graf Friedrich Eulenburg, vorgelegtes Gesetz zur Ausdehnung der Selbstverwaltung in den Städten scheiterte im preussischen Herrenhaus, weil liberale Abgeordnete der Zweiten Kammer es mit unüberlegten Zusätzen

versehen hatten; weitere Versuche zur Veränderung des Verwaltungsstatus der Städte wurden vor dem Ersten Weltkrieg nicht unternommen. Erfolg war den liberalen Bemühungen zur Erweiterung der Funktionen der Provinzialregierungen beschieden, insbesondere im Bereich der sozialen Wohlfahrt und der landwirtschaftlichen Administration, aber alle Versuche, die Provinziallandtage zu wirklich repräsentativen Organen mit beratender Funktion und beschränktem Vorschlagsrecht zu machen, schlugen fehl. Die neue Provinzialordnung von 1875 änderte nichts am autoritären Wesen der Provinzialregierungen, und die Landesdirektoren waren zu keiner Zeit mehr als Agenten der Zentralregierung.¹²

In Bereichen, die dem Nervenzentrum der Staatsmacht näher lagen, war Bismarck noch weniger zu Konzessionen an liberale Grundsätze bereit. Wie wir gesehen haben, war die Debatte über das Militärbudget 1874 die erste wirkliche Konfrontation zwischen der liberalen Philosophie und jener des Absolutismus nach dem Ende des Verfassungskonflikts in Preussen, aber sie brachte im Wesentlichen nichts anderes als eine Bestätigung der liberalen Niederlage von damals. Einen ähnlichen Misserfolg erlebten die Liberalen bei der Debatte über das einheitliche Pressegesetz im Frühling desselben Jahres. Bismarcks Respekt vor den Leuten, die für die Zeitungen schrieben, war nie gross, aber er unterschätzte auch nicht die potentielle Wirkung ihrer Artikel. Während des Verfassungskonflikts war er sozusagen selbst ins Zeitungsgeschäft eingestiegen, indem er bestimmten ausgesuchten Blättern spezielle Vergünstigungen gewährte, sie etwa bevorzugt mit Informationen versorgte oder ihnen zu Portoermässigungen verhalf, die andere Zeitungen nicht erhielten; und nach 1868-69 wurden Mittel des sogenannten Weifenfonds, des beschlagnahmten Vermögens der königlich hannoverschen Familie, zur Einflussnahme auf die Politik dieser Zeitungen verwendet. Um die 700'000 M jährlich wurden für das Auswärtige Amt, eine kleinere Summe für das Innenministerium bereitgestellt, und beide Ministerien scheinen einen Teil dieses Geldes an Blätter wie die *Norddeutsche Allgemeine Zeitung* und die *Post* in Berlin sowie an die *Kölnische Zeitung* weitergegeben zu haben. Diese Zeitungen unterstützten im Allgemeinen die Politik der Regierung und wurden vom Kanzler häufig für das Starten von Versuchsballonen oder zur Bekanntmachung von Regierungsabsichten benutzt; der Einfluss der Regierung auf die beiden erstgenannten Zeitungen erstreckte sich – wenigstens bis 1876, als Bismarck in seiner Pressepolitik zurücksteckte – immerhin bis auf die Auswahl der Chefredakteure. Über die grosse Mehrheit der deutschen Zeitungen be-

sass die Regierung jedoch keine Kontrolle, abgesehen von den gesetzlichen Bestimmungen über Verleumdung, üble Nachrede, Geheimnisverrat und ähnliche Tatbestände.¹³

Es war der Ehrgeiz Eduard Laskers, des, wie manche meinten, herausragenden deutschen Parlamentariers der 70er Jahre, das Fundament für eine wirklich unabhängige Presse zu schaffen durch ein Gesetz, das für das ganze Reich verbindlich sein und die Zeitungen von jenen Beschränkungen befreien sollte, unter denen sie beispielsweise in Preussen seit den Bismarckschen Ordonnanzen von 1863 litten. Das A und O dabei war das Recht der Redakteure, ihre Informationsquellen geheimzuhalten, und gerade darum stritt Lasker 1874 mit allem Einsatz. Aber selbst wenn Bismarck der nationalliberale Abgeordnete persönlich sympathisch gewesen wäre, statt ein permanenter Stachel in seinem Fleisch zu sein,¹⁴ hätte er mit Lasker in dieser Frage zu keiner Übereinstimmung kommen können. Dessen Vorhaben bedeutete in Bismarcks Augen einen Freibrief für gänzlich verantwortungslose Leute, über die Absichten der Regierung Spekulationen anzustellen, verzerrte Informationen über wichtige staatspolitische Dinge zu verbreiten und – hier verrät sich Bismarcks Empfindlichkeit gegenüber persönlicher Kritik, die ihn zu Dutzenden von Verleumdungsklagen veranlasste – das Vertrauen in die Diener der Krone zu erschüttern. Die Sicherheit des Staates schloss die Möglichkeit dessen aus, was man in den westlichen Ländern die vertrauliche Information nannte, und ein Chefredakteur, der es zuliess, dass sein Blatt etwas enthüllte, das nach Ansicht der Regierung geheim bleiben sollte, musste darauf gefasst sein, dies mit einem Aufenthalt im Gefängnis abzubüssen. In diesem Punkt war Bismarck unnachgiebig, und als das Pressegesetz von 1874 verabschiedet war, fehlten darin jene Garantien, die für westliche Journalisten schon so gut wie selbstverständlich geworden waren.¹⁵

Gemessen an erfolgreich durchgebrachten Gesetzesvorhaben, war die liberale Gewinn- und Verlustrechnung in den ersten Jahren des Reichs also in etwa ausgeglichen, sehr beeindruckend im wirtschaftspolitischen und im rein administrativen Bereich, ungleich weniger eindrucksvoll in Bezug auf die Vorrechte der Regierung, die Macht der Krone und erst recht die althergebrachten gesellschaftlichen Privilegien. In einem weiteren Bereich, dem der Religion, war der Einfluss der Liberalen auf die Politik der Regierung beachtlich, wenn auch im Resultat unglücklich.

2. Bismarck, die Nationalliberalen und der Kampf gegen die katholische Kirche

Das aufsehenerregendste Theaterereignis des Jahres 1871 war die Aufführung eines neuen Stückes mit dem Titel *Der Pfarrer von Kirchfeld* von einem unbekanntem Autor namens Ludwig Anzengruber. Nach der Premiere im Theater an der Wien in Wien schrieb der führende Kritiker seiner Zeit, Heinrich Laube, das Stück sei «ästhetisch bemerkenswert und politisch bemerkenswert», ein Urteil, dem der heutige Leser sich nicht unbedingt anschliessen möchte, mindestens was die literarische Qualität betrifft. Der politische Impetus des Stücks ist allerdings noch immer zu spüren. Anzengrubers Drama, eine scharfe Attacke auf die Unmenschlichkeit der Hierarchie in der katholischen Kirche, erzählt die Geschichte eines einfachen Dorfpfarrers, der sein Verantwortungsgefühl gegenüber Gott und seinen Mitmenschen höher stellt als die Verpflichtung zum Gehorsam gegenüber den kirchlichen Bestimmungen, und der, weil er eine Mischheirat zulässt und einer Mutter, die sich aus Verzweiflung über den Atheismus ihres Sohnes umgebracht hat, ein christliches Begräbnis gibt, auf Anweisung Roms aus seinem Amt entfernt wird.

Es ist nicht schwer zu verstehen, warum dieses Stück, das den Beginn von Anzengrubers langer und erfolgreicher Karriere markierte, jahrelang in österreichischen und deutschen Theatern vor begeisterten Zuschauern aus allen Schichten gespielt wurde. Es sprach sowohl die antiklerikale Einstellung an, die in katholischen Ländern traditionell stark ausgeprägt ist, als auch die Angst vor Rom, die im 19. Jahrhundert in vielen protestantischen Ländern anzutreffen war; noch verstärkt wurde diese antikatholische Stimmung durch die Beschlüsse des Vatikanischen Konzils von 1869-70 und besonders durch die neue Doktrin der Unfehlbarkeit des Papstes in Fragen des Glaubens und der Moral. Anzengruber war nicht der einzige Künstler, der dem hierdurch hervorgerufenen Unbehagen Ausdruck verlieh. In so verschiedenen Arbeiten wie in Conrad Ferdinand Meyers *Huttens letzte Tage* mit seiner kraftvollen Gestaltung des grossen Humanisten, in Eduard Grisebachs *Tannhäuser in Rom*, in Paul Heyses Erzählung *Der letzte Zentaur*, in Arnold Böcklins Gemälde *Gehet des Hl. Franziskus zum Fisch* und in Wilhelm Buschs meisterhaften Bildergeschichten *Heiliger Antonius*, *Fromme Helene* und *Pater Filuzius* – alle in den Jahren 1870-72 entstanden – spiegelte sich eine an-

tipäpstliche Stimmung wider, die einen starken Rückhalt sowohl in den Mittelschichten als auch in der Arbeiterklasse besass.

Es war unausweichlich, dass die liberalen Parteien in Deutschland sich diese Stimmung zu eigen machen und sie in akzentuierter Form vertreten würden. Als Vertreter einer Philosophie, die sich gegen alle Institutionen wandte, die der individuellen Freiheit Beschränkungen auferlegten, betrachteten die Liberalen Rom als ihren natürlichen Feind, umso mehr, als der Vatikan kraft des von Pius IX. 1864 verkündeten *Syllabus Errorum* dem liberalen Denken und allen Formen des Fortschritts offenen Kampf angesagt hatte. Die Doktrin der päpstlichen Unfehlbarkeit war in den Augen der Liberalen eine Provokation, und sie führten die These ins Feld, dass der Sieg über Frankreich die Antwort darauf gewesen sei. Treitschke vertrat diese Ansicht; er hatte in der römisch-katholischen Kirche stets einen Vampir gesehen, der dem Deutschtum die Lebensenergie aussaugte; andere Wortführer der deutschen Nationalliberalen dachten ähnlich, wie Johannes Miquel, der über die Mitglieder der Zentrumspartei abfällig bemerkte: «Deutschland ist gegen den Willen dieser Herren Wirklichkeit geworden. Sie sind jetzt die Blamierten!» Tatsächlich war die blosse Existenz der neuen katholischen Partei, und war ihr Bemühen, bei den Diskussionen über die Verfassung eine schwarz auf weiss festgehaltene Garantie für die Selbständigkeit der katholischen Kirche in der Verwaltung ihrer eigenen Angelegenheiten zu erlangen, eine flagrante Herausforderung an die Liberalen und weckte bei ihnen den Wunsch, der Zentrumspartei – und Rom – einen Dämpfer zu verpassen, indem sie auf einem Feld in die Offensive gingen, auf dem sich die Liberalen immer als besonders zuständig gefühlt hatten: im Erziehungsbereich.¹⁶

Sie wären nicht in die Lage gekommen, sich diesen Wunsch zu erfüllen, wenn Bismarck ihr Vorhaben nicht gefördert hätte, und es fällt selbst uns Heutigen nicht leicht zu erklären, warum er sich hier als so entgegenkommend erwies. Gewiss nicht aus dogmatischer Prinzipientreue. Bismarck war auf seine eigene Art und Weise ein religiöser Mensch, der in der Führung der Staatsangelegenheiten stets das göttliche Geleit suchte (und, wie Ludwig Bamberger spöttelte, Gott schloss sich gewöhnlich seiner Meinung an), aber konfessionelle Unterschiede waren ihm ausserordentlich gleichgültig, und er hatte auch für den geradezu abergläubisch zu nennenden Abscheu gegenüber Rom, wie Treitschke ihn etwa empfand, nicht das geringste Verständnis. Während des zurückliegenden Krieges hatte er freundschaftliche diplomatische Beziehungen mit dem Vatikan aufrechterhalten und hatte sogar ernsthaft in

Erwägung gezogen, ob es ratsam sein würde, dem Pontifex ein Asyl in Preussen anzubieten, falls dieser sich infolge der Besetzung Roms durch italienische Truppen gezwungen sähe, ins Ausland zu fliehen.¹⁷ Die unerschöpfliche Kombinationsgabe des Kanzlers malte sich eine Fülle politischer Vorteile aus, die sich mit diesem Plan erzielen liessen, aber er sah auch ein, dass, selbst wenn der König sich für das Projekt gewinnen liess, die öffentliche Meinung es doch niemals tolerieren würde, und so liess er es fallen.

Er hätte also keinerlei Grund gehabt, einer anti-päpstlichen Kampagne seinen Segen zu geben, hätte er dabei nicht die Zentrumspartei im Auge gehabt. Er hatte etwas gegen die Existenz einer konfessionell ausgerichteten Partei, weil diese in seinen Augen an eine andere Verantwortung gebunden war als an die gegenüber dem Staat; und sein schlimmster Argwohn wurde bestätigt, als im Frühjahr 1871 ein Brief des Mainzer Bischofs Wilhelm von Ketteler an den Vatikan zu einer öffentlichen Erklärung des päpstlichen Sekretärs Antonelli führte, in welcher die Kurie ihre Solidarität mit der Zentrumspartei bekundete. Von diesem Augenblick an war Bismarck anscheinend entschlossen, eine antikirchliche Kampagne auf breitestmöglicher Front zu entfachen, die er mit dem Hinweis auf die Sicherheit des Staates zu rechtfertigen gedachte. Die vielleicht ausführlichste Darlegung dieses letzteren Gesichtspunktes finden wir in einer Rede, die er im März 1873 vor dem preussischen Herrenhaus hielt, als die Kampagne bereits in vollem Gang war.

Die Frage, in der wir uns befinden, wird meines Erachtens gefälscht, und das Licht, in dem wir sie betrachten, ist ein falsches, wenn man sie als eine konfessionelle, kirchliche betrachtet. Es ist wesentlich eine politische; es handelt sich nicht um den Kampf, wie unseren katholischen Mitbürgern eingeredet wird, einer evangelischen Dynastie gegen die katholische Kirche, es handelt sich nicht um den Kampf zwischen Glauben und Unglauben, es handelt sich um den uralten Machtstreit, der so alt ist wie das Menschengeschlecht, um den Machtstreit zwischen Königtum und Priestertum, den Machtstreit, der viel älter ist als die Erscheinung unseres Erlösers in dieser Welt, den Machtstreit, in dem Agamemnon in Aulis mit seinen Sehern lag, der ihm dort die Tochter kostete und die Griechen am Auslaufen hinderte, den Machtstreit, der die deutsche Geschichte des Mittelalters bis zur Zersetzung des Deutschen Reiches erfüllt hat ... der im Mittelalter seinen Abschluss damit fand, dass der letzte Vertreter des erlauchten schwäbischen Kaiserstammes unter dem Beile eines französischen Eroberers auf dem Schafott starb, und dass dieser französische Eroberer im Bündnis mit dem damaligen Papste stand. Wir sind der analogen Lösung der Situation nahe gewesen, übersetzt immer in die Sitten unserer Zeit. Wenn der französische Eroberungskrieg, dessen Ausbruch mit der Publikation der vatikanischen Beschlüsse koinzidierte,

erfolgreich war, so weiss ich nicht, was man auch auf unseren kirchlichen Gebieten in Deutschland von den *gestis Dei per Francos* zu erzählen haben würde.¹⁸

Dieser merkwürdig unsystematische Exkurs in die Geschichte ist nicht nur deshalb von Interesse, weil hier praktisch Treitschkes These übernommen ist, der im Krieg von 1870 einen Sieg des Protestantismus sah, sondern auch wegen des wohlüberlegten Hinweises auf Frankreich. Mit jener souveränen Missachtung historischer Tatsachen, zu der er in der Hitze des Gefechts fähig war, übersah Bismarck hier, mit welchen drückenden Problemen der Vatikan 1870 vor seiner eigenen Haustür zu kämpfen hatte, und hielt ihn, ohne dies auch nur einigermaßen beweisen zu können, für überführt, im Sinne der französischen Interessen gearbeitet zu haben. Bei späteren Gelegenheiten sollte er Rom beschuldigen, in den polnischen Provinzen Preussens mit Hilfe seiner dortigen Priester die Bevölkerung aufgehetzt zu haben, und oft wies er in dunklen Andeutungen auf eine gigantische internationale Verschwörung zwischen den katholischen Mächten hin, die das Reich zu zerstören versuchen würden, wenn Deutschland nicht die geeigneten Schutzmassnahmen ergriff.

Die erste dieser Massnahmen war auf Bismarcks eigene Initiative hin im Juli 1871 ergriffen worden; nachdem er in einem geharnischten Artikel in der *Kreuzzeitung* der Zentrumspartei und der römischen Kurie offen den Krieg erklärt hatte, löste Bismarck die katholische Abteilung im preussischen Kultusministerium auf, weil, wie er später erklärte, deren Leiter, ein Dr. Kratzig, der vorher für die katholische Familie Radziwill tätig gewesen war, systematisch die Verwendung der polnischen Sprache in Posen auf Kosten der deutschen gefördert habe, so dass in vielen Dörfern die jungen Leute kein Wort Deutsch verstünden. Nicht lange danach deutete er in einem Gespräch mit Beust, dem österreichischen Minister, an, dass es seine Absicht sei, noch viel weiter zu gehen, nämlich alle katholischen Priester aus dem Staatsdienst zu entfernen, Kirche und Staat zu trennen, gegen katholische Bildungseinrichtungen vorzugehen und in Preussen die zivile Eheschliessung einzuführen. Er versprach nicht zuviel.¹⁹

Im Januar 1871 musste das Amt des preussischen Kultusministers neu besetzt werden, und Bismarck überredete den König, einem Vorschlag Delbrücks folgend, den Posten einem Rat im Justizministerium namens Adalbert Falk zu übertragen.²⁰ Der neue Minister war ein begabter und tatkräftiger Mann, der ein besseres historisches Urteil verdient hätte, als es ihm zuteil geworden ist, denn sein Name wird fast nur noch im Zusammenhang mit der Rolle genannt, die er in dem Feldzug gegen die katholische Kirche gespielt hat, während seine bedeutenden Beiträge

zum preussischen Schulsystem, die nach dem Urteil von Fachleuten einzig noch von jenen Altensteins übertroffen werden, weitgehend vergessen sind. Diesen Mann erwählte Bismarck sich als Werkzeug für die Verschärfung des Kampfs gegen die Kirche in Preussen (was den Kanzler bezeichnenderweise nicht hinderte, sich ausgiebig von den Massnahmen Falks zu distanzieren, wenn er sich davon einen Vorteil versprach). Falks Werk war z.B. das neue Gesetz über die staatliche Schulaufsicht, das dem preussischen Parlament im Februar vorgelegt wurde und in beiden Häusern heftige Debatten auslöste; Bismarck griff an mehreren Stellen in die Debatte ein – so führte er einen scharfen Angriff gegen den Zentrumsführer Windthorst, einen vermeintlichen Parteigänger der Weifendynastie, und beschuldigte die Konservativen ziemlich unverhüllt der mangelnden Vaterlandsliebe –, und er zeigte sich dabei so unbeherrscht, dass viele sich in ihrer Annahme bestätigt sahen, er leide noch immer unter den Nachwirkungen der auszehrenden Vereinigungsjahre und sei einem Nervenzusammenbruch nahe. Das Gesetz, um das diese rhetorischen Gefechte ausgetragen wurden, sah die Abschaffung jeglicher kirchlichen Schulaufsicht und damit die Ausschaltung jeglichen Einflusses sowohl von protestantischer als auch von katholischer Seite auf die Gestaltung der schulischen Lehrpläne vor, und dies erklärt die fehlende Begeisterung der Junker, über die Bismarck sich beklagte.²¹

Die Liberalen feierten die offizielle Anerkennung des Grundsatzes einer von kirchlichen Einflüssen freien staatlichen Schule als Sieg ihrer Prinzipien, und ihre Genugtuung nahm noch zu, als Bismarck im Sommer 1872 den Bundesrat autorisierte, ein Gesetz gegen ihre beinahe schon traditionellen Feinde, die Jesuiten, einzubringen. Wie Ludwig Windthorst im Reichstag sagte, war es schwer einzusehen, was eine Regierung, der alle militärischen, polizeilichen und bürokratischen Mittel zu Gebote und der die Universitäten und Gymnasien und die grosse Mehrheit der Zeitungen des Landes zur Seite standen, von der *Societas Jesu* zu befürchten hatte, aber solche rationalen Argumente besaßen keine Macht gegen ein Gefühl, das über Jahrzehnte hinweg, etwa von Erzählungen wie Eugene Sues *Der Wandernde Jude*, genährt worden war und das erst kürzlich Wilhelm Busch mit seinem Menetekel neu belebt hatte:

*Pater Luzi, finster blickend,
Heimlich schleichend um das Haus.*

Das Gesetz wurde verabschiedet. Es untersagte die Neugründung jesuitischer Einrichtungen jeder Art auf deutschem Boden, löste die beste-

henden auf und verlieh der Regierung das Recht, einzelnen Angehörigen des Ordens Aufenthaltsverbote für bestimmte Örtlichkeiten zu erteilen oder sie jederzeit aus dem Land auszuweisen. Man könnte denken, dieses Beispiel einer eklatanten gesetzlichen Diskriminierung hätte selbst die grimmigsten Anti-Jesuiten zum Nachdenken bringen müssen, denn sie schuf einen schwerwiegenden Präzedenzfall. Aber nichts dergleichen geschah; das Gesetz wurde landesweit mit überschäumender Begeisterung begrüsst. Im Sog der durch das Jesuitengesetz ausgelösten Euphorie prägte der berühmte Arzt und linksliberale Abgeordnete Rudolf Virchow in einer Rede den Ausdruck *Kulturkampf*; er sagte, der Kampf gegen die römische Kirche nehme mit jedem neuen Tag immer mehr «den Charakter eines grossen Kulturkampfes der Menschheit» an, und diese Formulierung wurde allgemein übernommen und von einem Ende Deutschlands zum anderen wiederholt.

Diese Begeisterung sollte nicht von Dauer sein und hatte im Grunde schon abzuebben begonnen, ehe der Kreuzzug seinen Höhepunkt erreichte. Das Jahr 1873 brachte wirtschaftliche Schwierigkeiten, und dies verfehlte nicht seine Wirkung auf das Vertrauen der Öffentlichkeit sowohl in die Regierung als auch in die Parteien, die ihren Antiklerikalismus am lautesten verkündeten. Ausserdem musste der Charakter der Gesetze, die im Mai 1873 in Preussen verabschiedet wurden, und mussten die in der Folge von der Regierung zu ihrer Durchsetzung ergriffenen Massnahmen Skepsis hinsichtlich des Kurses hervorrufen, den die Regierung eingeschlagen hatte. Diese Gesetze machten den Besuch eines Gymnasiums und einer Universität sowie die erfolgreiche Ablegung eines Examens in Philosophie, Geschichte und deutscher Literatur zur Voraussetzung für die Übernahme eines Priester- oder Pastorenamts und übertrugen jegliche Disziplinargewalt in kirchlichen Dingen den staatlichen Behörden. Als die Vertreter der Kirche sich verständlicherweise weigerten, diese Gesetze als gültig anzuerkennen, antwortete die Regierung mit strengen Strafmassnahmen gegen die Unbotmässigen und mit einer weiteren Verschärfung der gesetzlichen Beschränkungen der kirchlichen Freiheiten. Ein im Mai 1874 verabschiedetes Gesetz ermächtigte die preussische Regierung, alle Geistlichen abzusetzen, die ihr religiöses Amt weiterhin ausübten, ohne den staatlich auferlegten Anforderungen zu genügen, und weitere Gesetze berechtigten den Staat, Massnahmen zur Besetzung von Bischofssitzen und Priesterstellen zu ergreifen, die durch die Entlassung von Geistlichen freigeworden und von den Kapiteln nicht neu besetzt worden waren. 1875, als eine päpst-

liche Enzyklika alle von der Regierung getroffenen Massnahmen für ungültig erklärte und ihre Befolgung bei Strafe der Exkommunikation verbot, bestand die Antwort der Regierung einmal darin, dass sie alle finanziellen Zuwendungen so lange stoppte, bis die örtlichen Bischöfe die neuen Gesetze anerkennen würden, und zum anderen in der Verbannung aller Mönchsorden ausser den medizinische Dienste leistenden aus Preussen. Unterdessen war man mit äusserst harten Massnahmen gegen Einzelne vorgegangen, denen ihr Gewissen nicht erlaubte, den neuen Gesetzen zu gehorchen. Bischöfe und Priester wurden in solcher Zahl eingesperrt und abgesetzt, dass ausländische Beobachter sich darüber wunderten; bis 1876 waren insgesamt 1'400 Gemeinden – davon nahezu ein Drittel in Preussen – ohne Geistlichen.

Diese Umstände, die es u.a. mit sich brachten, dass mancherorts die kirchlichen Sakramente nicht mehr erteilt werden konnten, erschütterten nicht nur den Alltag vieler deutscher Katholiken, sondern, mit der zunehmenden Verschärfung der Falkschen Gesetze, auch das Gewissen vieler Nicht-Katholiken. Einige Jahre später schilderte der evangelische Theologe Christian Ernst Luthardt, welche psychologischen Auswirkungen der Kulturkampf zeitigte:

Es ist doch übel, wenn der Staat Handlungen bestraft, welche als rein religiöse und als Gewissensnötigungen gelten, und wenn dadurch die Strafe in den Augen des Volkes den Charakter der Strafe verliert und zum Gegenteil wird. Es ist wenig förderlich für die Autorität des Staates und seiner Strafen, wenn das Gefängnis auch in den Augen vieler Besseren nur einen Anspruch auf umso grössere Hochachtung zu verleihen beginnt. Kurz, der Staat kann nicht gegen einen grossen Teil seines eigenen Volkes Krieg führen ohne tiefe Schädigungen des sittlichen Bewusstseins nach allen Seiten.²²

Bereits Mitte der 70er Jahre machten viele Deutsche sich Gedanken über die Wirkungen, die der antikirchliche Kreuzzug auf lange Sicht auf das moralische Gefüge der Nation ausüben würde, das ohnehin durch den zersetzenden Materialismus der Zeit angegriffen war, und andere begannen sich zu fragen, wie es mit den Überlebenschancen des neuen Reiches aussah, wenn es sich seine katholische Bevölkerung durch die Repressalien gegen ihre religiösen Führer auf Dauer entfremdete. Mochte Bismarck auch durch neuerliche rhetorische Verunglimpfungen Öl in das antikatholische Feuer schütten – wie er es nach einem versuchten Mordanschlag tat, den im Juli 1874 in Kissingen ein junger, hitzköpfiger katholischer Küfergeselle auf ihn verübte –, das Unbehagen über die Folgen seiner Politik breitete sich unter all jenen Deutschen aus, die nicht zu den allerfanatischsten Priesterfressern oder zu den doktrinärsten Liberalen gehörten.

Aber selbst Bismarck waren inzwischen Bedenken gekommen. Er konnte sich und anderen nicht weismachen, dass seine Kampagne gegen die Zentrumsparthei den erwünschten Erfolg gezeitigt habe oder jemals zu zeitigen versprach. Je drastischer die von Falk eingeführten gesetzlichen Massnahmen wurden, desto eindringlicher wuchs auch die Solidarität zwischen den katholischen Gläubigen, und das schlug sich in den Wahlergebnissen nieder. Bei den Reichstagswahlen von 1874 verdoppelte die Zentrumsparthei ihren Stimmanteil und gewann so viele Sitze hinzu, dass sie, mit den dänischen, den polnischen und den elsässischen Abgeordneten als zuverlässigen Verbündeten, nunmehr im Parlament über 95 Stimmen gebieten konnte. Beinahe ebenso gross war ihr Zugewinn in der preussischen Abgeordnetenversammlung. Der Kanzler war kein Mann, der sich allzu lange an Selbsttäuschungen festklammerte, und er entschloss sich, bei den unsicheren Karten den Einsatz nicht mehr zu erhöhen.

Der erste Hinweis auf den neuen taktischen Kurs fand sich in einer am 16. April 1875 vor dem Reichstag gehaltenen Rede, in welcher er seine Zuhörer mit der Feststellung überraschte, dass es im Lauf der Geschichte kriegerisch gesinnte, aber auch friedfertige Päpste gegeben habe, und dass er hoffe, es werde eines Tages wieder einen von der letzteren Art geben, mit dem es möglich sei, zu einer Verständigung zu kommen. Dieser deutliche Wink, dass er bereit war, Kompromissangebote in Betracht zu ziehen, hatte keine unmittelbare Folgen, denn Papst Pius IX., der ein wesentlich hartnäckigerer Prinzipienreiter war als der Kanzler, sollte noch drei Jahre leben. Aber als er starb und Leo XIII. ihm nachfolgte, war es eine der ersten Amtshandlungen des neuen Papstes, dem deutschen Kaiser eine Botschaft zu übersenden, in welcher er der Hoffnung Ausdruck verlieh, dass es möglich sein werde, wieder freundschaftliche Beziehungen herzustellen. Leo machte jedoch deutlich, dass er dafür einen hohen Preis fordern würde, nämlich die Aufhebung der Maigesetze und die Entlassung ihres Urhebers, Adalbert Falk.

Bismarck konnte kaum erwarten, dass er bei Erfüllung dieser Bedingungen weiterhin mit der Unterstützung seiner langjährigen Verbündeten im Parlament würde rechnen können. Aber andererseits begann ihm die Partnerschaft mit der Nationalliberalen Partei lästig zu erscheinen, einer Partei, die ihm in ihren Forderungen nach einem grösseren Anteil an der politischen Macht in Form von Ministerposten für ihre Führer zu übermütig wurde; und so war er bereit, für die Gewinnung neuer verlässlicher Partner im Reichstag und im preussischen Abgeordnetenhaus einen gewissen Preis zu zahlen. Die religiöse Problematik wurde mithin,

ebenso wie die Frage der Handelspolitik, auf die wir weiter unten zu sprechen kommen werden, zu einem Spielstein auf dem Brett der Bismarckschen Innenpolitik. Zwei bis dahin undenkbar gewesene Ereignisse, ein Besuch Ludwig Windthorst bei Bismarck am 31. März 1879 und die Anwesenheit desselben Politikers auf einem der vom Kanzler für Parlamentarier veranstalteten Empfänge im Mai, deuteten darauf hin, dass sich ein politischer Partnerwechsel vollzogen hatte. Falk wurde im Juni entlassen – nicht ohne Bedenken von Seiten des Kanzlers, der den Minister als einen Mann mit grossen Fähigkeiten und mit politischem Wagemut bewunderte –, und von diesem Zeitpunkt an wurde der Kulturkampf systematisch zurückgeschraubt, bis von ihm wenig mehr übrig war als die Gesetze über die Schulaufsicht, die Zivilehe und die Jesuiten.

Erich Eyck hat in seiner Bismarck-Biographie geschildert, wie der Kanzler in jener Phase in jeder seiner Reden das blanke Gegenteil alles dessen sagte, was er früher zur Rechtfertigung der Gesetze vorgebracht hatte, die nun ausser Kraft gesetzt wurden.²³ Es ist zweifelhaft, ob es in Europa einen zweiten Politiker seiner Generation gab, der dies hätte durchziehen können, ohne dabei sein eigenes Ansehen so zu schädigen, dass er hätte zurücktreten müssen. Aber Bismarck fehlte es niemals an Selbstbewusstsein, und der Erfolg seines politischen Manövers schmeichelte ihm zu sehr, als dass er sich darum gesorgt hätte, welchen Eindruck seine Religionspolitik auf andere machte. Man fühlt sich zu einem Vergleich mit dem Earl of Cardigan animiert, der bei Balaclava die Leichte Brigade in das russische Geschützfeuer geführt und sich dann selbst in guter Haltung zurückgezogen und Verderben und Zerstörung hinter sich gelassen hatte. So sehr der Kanzler auch versuchen mochte zu beschönigen, der durch den Kulturkampf angerichtete Schaden war beträchtlich. Vieles von dem, was die nationale Sache durch den Krieg gegen Frankreich gewonnen hatte, war in den Jahren, in denen aus Religionsgründen Deutsche gegen Deutsche angetreten waren, wieder verspielt worden. Man hatte erreicht, dass die Hierarchie der katholischen Kirche in Deutschland nunmehr ultramontaner gesinnt war, als sie es in den Tagen des Vatikanischen Konzils gewesen, und man hatte der grossen Masse der katholischen Gläubigen ein gehöriges Misstrauen gegenüber ihrer Regierung eingejagt, das über Jahre anhalten sollte. Die staatliche Bürokratie und die Gerichte hatten in einer Weise gehandelt – oder hatten sich gezwungen gesehen, in einer Weise zu handeln –, die deutschen Bürgern aller Konfessionen ein denkbar schlechtes Beispiel für den Grundsatz der strikten Neutralität gab, und dies war in der Tat ein

schwerwiegender Vertrauensverlust. Einen ähnlichen Verlust erlitt die evangelische Kirche, denn obwohl ihre Führer in ihrem eigenen Interesse heftig gegen die Einführung der Zivilehe protestierten, schwiegen sie im Angesicht der gegen ihre christlichen Brüder ausgeübten Repressalien und bestätigten damit das verbreitete Vorurteil, dass die evangelische Kirchenführung lediglich ein Instrument in den Händen des autoritären Staates sei. Und schliesslich erlitt die Sache des deutschen Liberalismus einen erneuten und in diesem Falle beinahe nicht wiedergutzumachenden Rückschlag.

Für dieses letztere Ergebnis kann man natürlich kaum Bismarck verantwortlich machen, denn die Liberalen, in einer Art doktrinärem Rausch befangen, waren mit Feuereifer und ohne viel Rücksicht auf ihre eigenen Prinzipien zu Werke gegangen. Eduard Lasker war einer der wenigen, die dies erkannten, und er suchte bei der Debatte über das Jesuitengesetz – das der Zentrumsabgeordnete August Reichensperger zu Recht als «eine Bankrotterklärung des modernen Liberalismus auf dem geistigen Gebiet» bezeichnete – seine Kollegen von ihrem unbedachten Kurs abzubringen. Seine Mühe war vergeblich. Seine Parteifreunde bejubelten lauthals Bismarcks Reden, selbst wenn diese gegen die parlamentarischen Grundsätze und gegen die Logik der Tatsachen verstiessen, so als er der Zentrumspartei die Verantwortung für Kullmanns Attentat auf sein Leben anlastete; bedenkenlos hiessen sie genau jene Art der Verfolgung von Einzelnen gut, gegen die sie in der Zeit des preussischen Verfassungskonflikts so achtbar, wenn auch erfolglos, angekämpft hatten. Im Namen der Freiheit unterschrieben sie Gesetze, die ihr ins Gesicht schlugen, und stellten ihre Partei, die doch vorgab, das Recht des Einzelnen gegen jegliche willkürliche Autorität zu vertreten, uneingeschränkt hinter einen Staat, der keine Grenzen für seine Macht anerkannte. Selbst wenn Bismarck sie nicht 1879 fallengelassen und zugrunde gerichtet hätte, ist es zweifelhaft, ob sie diesen Verrat an ihrer eigenen Weltanschauung hätten überleben können.

Dieser Zweifel ist umso angebrachter, als die Menschen, nachdem die erste Welle der allgemeinen Begeisterung über das Vorgehen gegen die Kirche abzuebben begonnen hatte, anfangen, den Motiven jener zu misstrauen, die sich dafür besonders stark engagiert hatten, und der doktrinäre Antiklerikalismus, dem viele von ihnen verhaftet waren, wurde mit besonderem Misstrauen verfolgt. Ludwig Windthorst sagte einmal, der wirkliche Grund für den Kulturkampf sei der wachsende Mangel an religiöser Überzeugung, den er mit «dem Materialismus» gleichsetzte, «der die Welt beherrscht und gegen alles was kirchlich ist, anstürmt».²⁴

Man brauchte nicht weit zu blicken, um andere Anzeichen dieses alles durchdringenden Materialismus zu bemerken, denn einige seiner hässlichsten Äusserungsformen traten in jener Phase des wirtschaftlichen Aufschwungs und des Spekulationsfiebers zutage, die man die Gründerzeit nannte; es war nicht zu übersehen, dass prominente Liberale sich in dieser Zeit wirtschaftlich ebenso aktiv betätigten wie in ihrem Kampf gegen Rom. Als es 1873 zum Wirtschaftskrach kam, geriet dieser Umstand nicht in Vergessenheit, und die Menschen taten sich nicht schwer, ähnliche Schlüsse zu ziehen wie später Franz Mehring, der schrieb: «Immerhin war für die gerissene Gründersippe dieser Kulturkampf nur eine Kulisse, um die Massen desto bequemer zu plündern; man konnte mit tödlicher Sicherheit darauf rechnen, dass, wer in Parlament und Presse am heftigsten ‚gegen Rom‘ donnerte und am feierlichsten den Schatten des armen Ulrich Hutten beschwor, auch am tiefsten im Gründersumpf steckte ...»²⁵

3. Die Gründerzeit, der Wirtschaftskrach von 1873 und das Wiederaufleben des Antisemitismus

Einer der interessantesten, wenngleich gewiss nicht meistgelesenen Romane Wilhelm Raabes ist *Pfisters Mühle*, 1884 geschrieben. Das Buch, eine wehmütige Betrachtung zum Ende des vorindustriellen Zeitalters, erzählt eine Geschichte aus dem ersten Jahrzehnt des Reichs, die Geschichte einer alten Mühle, in der ein Gasthaus untergebracht ist, das über Generationen hinweg als geselliger Treff und als Weinstube, als Veranstaltungsplatz für Picknicks und Konzerte und als Begegnungsstätte für Studenten und Ortsansässige gedient hat; durch den Bau einer Zuckerfabrik flussaufwärts, die das Wasser verschmutzt, die Fische und die Vegetation tötet und die Luft verpestet, wird die Existenzgrundlage der Mühle zerstört. Pfister nimmt sich schliesslich einen Rechtsanwalt, um gegen den Fabrikbesitzer Krickeroode gerichtlich vorzugehen, und gewinnt seinen Prozess, ohne jedoch seine Mühle retten zu können. Als der Anwalt sich den Fall vortragen lässt, blickt er Pfister mit verwunderten Augen an und fragt: «Um Gotteswillen! Weshalb haben Sie eigentlich Krickeroode nicht mitgegründet?»

Die Verkehrung der Werte, die diese Worte zum Ausdruck bringen, war in Deutschland in den ersten drei Jahren des neuen Reichs nicht untypisch; in diesen Jahren war eine grosse Zahl von Menschen aus allen Schichten so sehr von dem Drange besessen, Reichtum anzuhäufen und

seine Früchte zu geniessen, dass sie darüber die Verschmutzung der sozialen Umwelt aus den Augen verloren, die damit einherging. Dies war die Gründerzeit, benannt nach den grossen Finanzjongleuren, die auf der Basis von Papier und wenig sonst riesige Unternehmen «gründeten» und Millionen Deutsche zu einem verzückten Tanz um das Goldene Kalb verleiteten, an dessen Ende Erschöpfung und – für viele – finanzieller Ruin standen.

Die wesentlichen Ursachen für diese Entwicklung sind im Sieg über Frankreich und der daraus resultierenden Vereinigung Deutschlands zu suchen, die bei vielen Fabrikanten und Spekulanten überschwengliche Erwartungen weckte, und namentlich in gewissen Bedingungen des mit dem besiegten Feinde geschlossenen Friedens. Die französische Regierung wurde gezwungen, Deutschland die Provinzen Elsass und Lothringen abzutreten – die mit ihren reichen Vorkommen an Minette-Erzen und Kalisalzen und ihrer hochentwickelten Textilindustrie beträchtlich zum Wirtschaftswachstum Deutschlands in den folgenden Jahren beitrugen, wenn dies auch nicht sofort deutlich wurde – und eine Kriegsentschädigung von fünf Milliarden Francs plus Zinsen zu zahlen. Bismarck hatte darin eine unerträgliche Belastung gesehen, die Frankreich ein rasches militärisches Wiedererstarken unmöglich machen würde, und er hatte in der Frage der Höhe der zu fordernden Reparationen den Rat seines Bankiers Gerson Bleichröder und des Grafen von Henckell-Donnersmarck eingeholt. Er mag später bedauert haben, ihrer Empfehlung gefolgt zu sein, denn die Franzosen erfüllten die Forderungen mit beunruhigender Schnelligkeit.²⁶ Mit Hilfe einer internationalen Anleihe, die weit über die vorgesehene Summe hinaus gezeichnet wurde, konnten sie fast auf der Stelle mit den Zahlungen beginnen und hatten bis zum Mai 1873 den gesamten Betrag überwiesen; mit der Abwicklung waren auf französischer Seite das Bankhaus Rothschild, auf deutscher Seite die Firma Bleichröder und Hansemann beauftragt. Die Reichsregierung behielt von dem gezahlten Betrag weniger als die Hälfte, und davon wurde ein guter Teil in Bauvorhaben und militärische Anschaffungen investiert, die ihrerseits die Wirtschaft stimulierten. Der Rest floss in die einzelnen Bundesstaaten und von da aus durch örtliche Bauprogramme, durch den Eisenbahnbau, die Rückzahlung von Kriegsanleihen und die Gewährung von Renten an Witwen, Waisen und Invaliden weiter in private Hände. Der Effekt dieser bedeutenden Vermehrung des frei dem Markt zuströmenden Kapitals wurde noch verstärkt durch die Währungsreform von 1871, durch die weitere 762 Millionen Mark hinzuka-

men. Diese beträchtliche Kaufkraftzunahme musste zwangsläufig zu einer Überhitzung der Konjunktur führen.

Die Spekulationswelle, die folgte, war unter dieser Bedingung einer überquellenden Liquidität vermutlich unvermeidbar, aber sie wurde durch einige besondere Umstände noch gefördert. Der jüngste Krieg hatte das deutsche Eisenbahnnetz stark belastet und zu einem überdurchschnittlich raschen Verschleiss der Anlagen und Gerätschaften geführt. So vieles musste instandgesetzt oder neu angeschafft werden, und so viele neue Bahnlinien wurden sowohl in Nord- und Süddeutschland als auch in den von Frankreich annektierten Gebieten neu projektiert, dass Maschinen- und Werkzeugfabriken und andere mit dem Eisenbahnbau befasste Unternehmen mit Aufträgen überhäuft wurden.

Die zur Befriedigung dieser Nachfrage erforderliche Expansion kam der Schwerindustrie allgemein zugute, während sie gleichzeitig das Augenmerk der Öffentlichkeit auf das in den Eisenbahnen liegende Wachstumspotential lenkte. Dies erklärt, warum es dem rührigsten Unternehmer jener Boomjahre, dem Baron Bethel Strousberg, so leichtfiel, Geldgeber zur Unterstützung seiner grandiosen Pläne für neue Bahnlinien in Polen, Rumänien und Osteuropa zu gewinnen. Überdies schien die Tatsache, dass die wirtschaftliche Expansion in einem Bereich Gewinne abwarf, zu beweisen, dass Expansion in jedem Bereich Gewinn bringen würde, dass die Grösse an sich der Schlüssel zum Erfolg war. Hier kamen die Gründer zum Zug. Begünstigt durch die Liberalisierung der Gesetze, welche die Errichtung von Kapitalgesellschaften regelten, verfahren sie nach dem Prinzip, ein bescheidenes Unternehmen, etwa eine Schuhfabrik oder eine Brauerei, zu kaufen und in eine Aktiengesellschaft umzuwandeln. Dazu gehörte gewöhnlich die Ausstattung mit einem Aufsichtsrat aus erlauchten Köpfen, dessen Vorsitzender nach Möglichkeit Träger eines adligen Namens sein sollte. («Wir brauchen absolut einen hochadligen Namen nach oben und nach unten», sagt der Gründer in Spielhagens *Sturmflut*, dem besten diese Periode behandelnden Roman. «Sie kennen den insularen Patriotismus nicht; ein Leithammel muss erst vorangesprungen sein, freilich! aber dann folgt auch die ganze Herde. Also ein Königreich für den Leithammel!»²⁷) Dieses Gremium gab dann einen Prospekt heraus, der in den höchsten Tönen die unbegrenzten Gewinnmöglichkeiten pries, die eine Geldanlage in diesem angeblich rasch expandierenden Unternehmen bot; dann wurden zahllose Aktien verkauft, deren Kurs bei dem die Zeit beherrschenden psychologischen Klima gewöhnlich anstieg. Zwischen 1871 und 1873

wurden 726 neue Gesellschaften dieser Art gegründet; im Zeitraum von 1790 bis 1870 waren es nur 276 gewesen; ihr vermeintlicher Erfolg regte neue Investitionen und immer fragwürdigere Expansionsprojekte an. In letzterem tat sich beispielsweise die Bauindustrie hervor, die sich u.a. mit Plänen trug, in Berlin ganze Vorstädte aus dem Boden zu zaubern, und die hierfür nicht nur Strassen projektierte und Parzellen absteckte, sondern auch ganze Partien des Grunewalds abholzen liess, um Platz für die geplante Bebauung zu schaffen, ein Vorgang, der heute noch in dem Karnevalsschlager

Im Grunewald, im Grunewald ist Holzauktion!

weiterlebt. Diese grenzenlose Wachstumszuversicht war an der Tagesordnung; sie ergriff alle Zweige der Produktion, und die Kapitaleigner trösteten sich, wenn ihnen Zweifel an der finanziellen Solidität ihrer Unternehmen kamen, mit dem Gedanken, dass sie sich im Notfall immer auf die Hilfe der Banken würden verlassen können, die ebenfalls eine erstaunliche Blütezeit erlebten (41 Neugründungen seit 1871) und zu den Hauptakteuren auf dem Kapitalmarkt und an den Wertpapierbörsen gehörten.²⁸

Eine ähnlich umfassende und «demokratische» Spekulationswut hat es wohl nirgendwo mehr gegeben bis zu den Tagen des New Yorker Börsenfiebers von 1928. Felix Philippi schreibt in seinen Jugenderinnerungen:

Und alle, alle flogen sie ans Licht, und alle tanzten mit in dieser Hetzgaloppade um das angebetete goldene Kalb: der gewitzte Kapitalist und der unerfahrene Kleinbürger, der General und der Kellner, die Dame von Welt, die arme Klavierlehrerin und die Marktfrau, man spekulierte in den Portierlogen und in den Theatergarderoben, in dem Atelier des Künstlers und im stillen Heim des Gelehrten, der Droschkenkutscher auf dem Bock und «Aujuste» in der Küche verfolgten mit Sachkenntnis und fieberndem Interesse das Emporschnellen der Kurse. Die Börse feierte Hausseorgien, Millionen, aus dem Boden gestampft, wurden gewonnen, der Nationalwohlstand hob sich zu scheinbar ungeahnter Höhe. Ein Goldregen rieselte über die trunkene Stadt.²⁹

Das Land antwortete damit, dass es sich einem Rausch des Luxus und des Genusses hingab und das so leicht verdiente Geld so schwelgerisch wie möglich wieder hinauswarf, um zu beweisen, dass man es hatte. Der Ausdruck Gründerprunk passte sowohl auf den kleinen Geschäftsmann, der bei Poppenberg und Langlet, dem Luxusrestaurant Unter den Linden, die Sektkorken knallen liess, als auch auf den bayerischen Bauern, der sich einen Stall voller Rennpferde anschaffte, als auch für den Börsenmakler, der sich einen protzigen Palast baute und ihn mit präventiö-

sen Gemälden von Hans Makart vollhängte. Er trug auch noch andere, beunruhigendere Züge, denn er war von einer allgemeinen Lockerung der Sitten begleitet, die sich bekundete in der wachsenden Zahl von Zechlokalen in den grossen Städten und in der Zunahme der öffentlich registrierten Trunkenheitsfälle, in der Tatsache, dass die Theaterproduzenten ihre Programme massiv auf Sex ausrichteten und ihre Bühnen mit Schlafzimmerschwänken der derbsten Sorte füllten, in der Zunahme der Prostitution in allen grossen Stadtzentren und im Hochschnellen der Kriminalitätsziffern, insbesondere der Sexualdelikte (beispielsweise verdoppelte sich in Berlin die Zahl der Vergewaltigungen zwischen 1872 und 1878). Kirchenväter, Erzieher und Gesetzeshüter hatten allen Grund, sich Gedanken zu machen, und der führende Philosoph der Zeit, Eduard von Hartmann, sprach in düsteren Tönen von der triebhaften Vergnügungssucht als der Krankheit, die sein Land zu verzehren drohte.

Aber dem fiebernden Patienten wurde eine Rosskur verabreicht. Am 7. Februar 1873 erhob sich Eduard Lasker im Reichstag und enthüllte in einer dreistündigen Rede die Hintergründe des von ihm so genannten «Strousberg-Systems», indem er aufzeigte, dass es auf einen Betrug an den kleinen Geldgebern im Interesse skrupelloser Drahtzieher angelegt war. Lasker legte auch bloss, dass hochrangige Politiker und Beamte, darunter Hermann Wagener, langjähriger Berater Bismarcks, bei der Vergabe von Eisenbahnkonzessionen, von denen sie profitierten, ungesetzliche Praktiken zugelassen hatten.³⁰ Diese Vorwürfe erschütterten nachhaltig das Vertrauen des Publikums und lösten eine Aktienschwemme an der Börse aus. Der Boom verpuffte in einem gigantischen Zusammenbruch. Wie die Bereicherung demokratisch gewesen war, so war es nun auch der Bankrott; er machte keinen Unterschied zwischen Würdenträgern wie dem Feldmarschall Ludwig von der Gablenz, dem einzigen österreichischen Kommandeur, der 1866 ein Gefecht gegen die Preussen gewonnen hatte, und so bescheidenen Existenzen wie dem Musiklehrer Kreisel in Spielhagens Roman über das Debakel. In der Endabrechnung litten vermutlich die Besitzer kleinerer Vermögen, die den Spekulanten ihre Ersparnisse anvertraut hatten, am meisten, aber Gablenz war nur einer von vielen Leuten mit Rang und Namen, die Selbstmord verübten, weil sie durch ihre Beteiligung dem Ruin und der gesellschaftlichen Achtung anheim gefallen waren.

Es ist oft darauf hingewiesen worden, dass die sturmmumwitterte Figur des Hauke Haien in Theodor Storms berühmter Novelle *Der Schimmel-*

reiter (1888) als Symbolgestalt für die Gründerzeit verstanden werden kann, denn Hauke kämpfte gegen die Macht des Meeres, um neues Land zu gewinnen, und wurde am Ende von seinem unversöhnlichen Gegner verschlungen. Man sollte jedoch nicht vergessen, dass sein Werk Bestand hatte, denn die Deiche wurden nach seinen Plänen wieder aufgebaut und erfüllten den von ihm vorgesehenen Zweck. Das gleiche lässt sich in weitem Mass auch für das Werk der Gründer sagen. Nicht alles wurde von der Bankrottwelle von 1873 fortgespült. Die Aktiengesellschaft blieb auch nach 1873 die vorherrschende Unternehmensform, und die Banken spielten eine zunehmend wichtigere Rolle in der Wirtschaft und bereiteten den Weg für das Zeitalter des Finanzkapitalismus. Das Phänomen der Grösse blieb nicht Episode. Unter den Hunderten von Unternehmen, die in der Gründerzeit entstanden, waren es die Grossen, die überlebten und diejenigen schluckten, denen dies nicht beschieden war. Ganz besonders augenfällig war dieser Prozess in der Bankwelt, wo vor allem die Deutsche Bank und die Dresdener Bank als Folge des Krachs ihre relative Wettbewerbsposition stark verbessern konnten und wo sich die Anfänge jener Konzentrationsbewegung nachweisen lassen, die bis 1914 zu einer Vorherrschaft von vier Grossbanken, darunter den beiden eben erwähnten, im deutschen Finanzwesen führen sollte. Weitgehend dieselbe Tendenz zeigte sich in der Metall- und der Bauindustrie und in weiteren Wirtschaftszweigen. Gleichzeitig nahm der Prozess der Verstädterung, gefördert durch den Ausbau des Eisenbahnnetzes und durch die Niederlassung von Industrien in Ballungszentren, seinen Fortgang; Deutschland war vom Zeitalter der Grossstädte eingeholt und unterlag damit auch all den mit dem Stadtleben verbundenen Problemen.

Abträglicher und auf lange Sicht ernster waren andere Folgen des Krachs von 1873. Es war bei der grossen Zahl der Personen, die schwerwiegende Verluste erlitten hatten, nur natürlich, dass die Forderung erhoben wurde, die Schuldigen zu benennen, und wie bereits angedeutet wurde, richtete sich der Blick prompt auf die Nationalliberalen. Waren sie es denn nicht gewesen, die grössere Freiheiten für die Aktiengesellschaften eingeführt hatten, Freiheiten, die in der Folge so schändlich missbraucht wurden? Es wurde der Partei nicht als Verdienst angerechnet, dass einer ihrer Führer, Eduard Lasker, es gewesen war, der den Boom als faulen Spekulationszauber angeprangert hatte. Diejenigen, die Geld verloren hatten, waren Lasker für seine Enthüllungen nicht dankbar und zögerten angesichts der geschäftlichen Verbindungen vieler seiner Kollegen nicht zu glauben, die Liberalen hätten zu den Mitver-

schworenen eines grossangelegten Plans gehört, sie um ihr Vermögen zu prellen. Es ist kaum daran zu zweifeln, dass dieser Vorwurf, den Otto Glagau in einer vielgelesenen Artikelserie konkretisierte, die zwischen 1874 und 1876 in der *Gartenlaube* erschien, der Partei schadete und ihre Position schwächte, als es zur Kollision mit Bismarck kam.

Eine verhängnisvolle Folge des Finanzkrachs war es, dass gewisse antisemitische Gefühle, die es in Deutschland seit Langem, gegeben hatte, die sich aber seit 50 Jahren nicht mehr laut geäussert hatten, nun an die Oberfläche drangen. George Mosse hat darauf hingewiesen, dass das Klischee des raffgierigen und prinzipienlosen Juden in der populären Literatur einen festen Platz hatte;³¹ und man braucht nur Gustav Freytags *Soll und Haben* (1855), Wilhelm Raabes *Der Hungerpastor* (1864) und Felix Dahns ungemein erfolgreichen *Kampf um Rom* (1867) aufzuschlagen, um sich von der Richtigkeit dieser Feststellung zu überzeugen.³² Der Krach von 1873 fügte dem Klischee noch einen Aspekt hinzu, indem man die Juden mit der Börse und mit der Verfügung über ein nicht durch Arbeit verdientes Kapital identifizierte. Was lag einer leichtgläubigen Öffentlichkeit, die fest an eine Jesuiten-Verschwörung geglaubt hatte, näher, als jetzt ebenso eifrig an eine Verschwörung der Juden zu glauben? Und wie gewöhnlich gab es mehr als genug Stimmen, die sie in diesem Glauben unterstützten. Im Juni 1875 brachte die *Kreuzzeitung*, deren Leser die Juden und die Liberalen gleichermassen hassten, die Dinge auf eine eingängige Formel, indem sie beide gleichsetzte. In einem berühmt gewordenen Artikel stellte ein Verfasser namens Perrot fest:

Wenn die Finanz- und Wirtschaftspolitik des neuen deutschen Reiches ... auf unbefangene Beurteiler beständig den Eindruck reiner *Bankierpolitik*, das heisst einer Politik von und für Bankiers machte, so konnte dies nach den Verhältnissen der in diesen Dingen leitenden Persönlichkeiten durchaus nicht Wunder nehmen; denn Herr v. Bleichröder ist selbst Bankier, Herr Delbrück ist Verwandter eines Bankhauses (Delbrück, Leo & Co) und Herr Camphausen ist der Bruder eines Bankhauses (Camphausen & Co).

Wenn zugleich die Geld- und Wirtschaftspolitik des deutschen Reiches immer den Eindruck von *Judenpolitik* (d.h. von und für Juden betriebener Politik und Gesetzgebung) machte, so ist das ebenfalls sehr erklärlich, da der intellektuelle Urheber dieser Politik, Herr v. Bleichröder, selbst Jude ist... Die Herren Lasker, Bamberger und der beiden eng befreundete, freilich erst neuerdings in den Reichstag gelangte Herr H. B. Oppenheim sind ja Juden und sind die eigentlichen Führer der sogenannten ‚national-liberalen‘ Majorität des Reichstages und der preussischen Zweiten Kammer ... Wir werden ja zur Zeit von den Juden eigentlich regiert.³³

Die Wiederbelebung des Antisemitismus war vielleicht das wichtigste Ergebnis der Gründerzeit, und der Mythos der jüdischen Verschwörung sollte von dieser Zeit an in der deutschen Politik regelmässig wiederkehren.³⁴

4. Interessengruppen, Zollpolitik und der Umschwung in der politischen Konstellation 1873-1879

Die sechs Jahre nach 1873 brachten einen grundlegenden Wandel in der deutschen Handelspolitik, der herbeigeführt – und in einem gewissen Sinn erst möglich gemacht – wurde durch eine Verschiebung der politischen Kräfteverhältnisse im Reich; sowohl in der wirtschaftlichen als auch in der weltanschaulichen Sphäre wandte die Regierung sich von der Philosophie des Liberalismus ab, deren erstem Glaubensartikel, dem Freihandel, sie genau zu der Zeit abschwor, als auch die Zusammenarbeit zwischen den Nationalliberalen und dem Kanzler ihr Ende fand.

Der wirtschaftspolitische Umschwung wurde forciert durch die allgemeine Depression, die auf den Krach folgte, und durch die Verwundbarkeit der deutschen Industrie und Landwirtschaft unter den neuen Bedingungen, die nun auf dem Weltmarkt herrschten. Am schwersten betroffen war die Eisenindustrie, denn die Krise setzte dem Eisenbahnbau, der seit Kriegsende für den Absatz ihrer Produkte gesorgt hatte, ein Ende. Einige der jüngeren Fabriken und Giessereien ohne ausreichendes Grundkapital mussten ihre Tore unverzüglich schliessen; die sich über Wasser halten konnten, erlitten schwere Gewinneinbussen, und ihre Lage verschärfte sich noch durch die Konkurrenz ausländischer Fabrikate sowohl auf dem Binnen- als auch auf dem internationalen Markt. Die entwickeltere englische Eisenindustrie produzierte, dank grösserer Stückzahlen und geringer Frachtkosten, noch immer preisgünstiger und konnte sich daher erlauben, zu Preisen anzubieten, die unter dem deutschen Marktniveau lagen, während die französischen Exporteure fertiger Eisenwaren von ihrer Regierung Exportprämien (*titres d'acquit à caution*) kassierten und auf diese Weise ebenfalls in den Genuss eines Wettbewerbsvorteils auf dem deutschen Markt kamen. Auf der internationalen Ebene krankte der deutsche Export von Roheisen und Eisenfabrikaten an hohen Frachtkosten und, da die Depression weltweit anhielt, an den steigenden Zöllen, denen er im Ausland begegnete. Und schliesslich waren die deutschen Produzenten wettbewerbsmässig nicht

in der Lage, mit dem technischen Wandel Schritt zu halten, der sich zu jener Zeit vollzog und vom Gusseisen zum Stahl führte. Erst nachdem gegen Ende des Jahrzehnts die Thomas-Gilchrist'sche Methode des Phosphorentzugs eingeführt wurde, konnte man hier mit Hilfe der reichen elsässischen Minette-Erzvorkommen andere Verhältnisse schaffen und die deutschen Hochöfen in die Lage versetzen, ihre Stahlproduktion innerhalb eines Jahrzehnts zu verdoppeln und bis zur Jahrhundertwende die englische Produktion zu übertreffen. All dies lag in der Zukunft; in der Gegenwart waren viele Firmen noch gezwungen, praktisch zum Kostenpreis zu arbeiten, und die Industrie steckte ganz allgemein in einer tiefen Rezession.

Die Eisenhändler suchten die Schuld für die meisten ihrer Probleme beim Freihandel, der seit den 60er Jahren des Jahrhunderts Grundlage der Regierungspolitik gewesen war und dessen drohende Ausweitung die Misslichkeit ihrer Lage noch zu vergrössern versprach. Im Juni 1873 hatte eine Koalition von doktrinären Freihändlern und Vertretern kommerzieller und landwirtschaftlicher Interessengruppen im Reichstag ein Gesetz durchgedrückt, das die Abschaffung der noch bestehenden Zölle auf Roheisen und Eisenfabrikate bis 1877 vorsah.³⁵ Die Eisenindustrie war entschlossen, die Durchführung dieses Gesetzes zu verhindern, und da man die Stärke der Freihandelspartei kannte, kam man zu der Überzeugung, dies könne nur durch Organisation und Propaganda bewerkstelligt werden.

Die in der Folge inszenierte Kampagne hatte in Methode und Ergebnis grosse Ähnlichkeit mit der von der englischen Anti-Korngesetz-Liga unter Führung von Richard Cobden und John Bright veranstalteten, mit der es 1846 gelungen war, das britische Parlament zur Einführung des Freihandels zu bewegen; allerdings waren die Organisationen, welche die deutsche Industrie zur Durchsetzung ihrer Absichten gründete, langlebiger und von beständigerer politischer Bedeutung als ihr englisches Gegenstück. Der erste dieser – wie sie später genannt wurden – Interessenverbände war der «Verein zur Wahrung der gemeinsamen wirtschaftlichen Interessen für Rheinland und Westfalen» – allgemein als «Langnamverein» bezeichnet –, ein Zusammenschluss westdeutscher Textil- und Eisenindustrieller, der 1871 nach der Annexion von Elsass und Lothringen zustande gekommen war, die zu einem verschärften Wettbewerb innerhalb der Textilindustrie sowie zu einer grösseren Anfälligkeit der süddeutschen Spinner für Zollermässigungen geführt hatte. Anfänglich wirkte sich die Agitation des Vereins für die Beibehaltung bestehender Zölle nicht auf die Regierungspolitik aus, aber bald sollte er Rü-

ckenstärkung von anderen und einflussreicheren Interessengruppen erhalten. Im November 1873 wurde auf nationaler Ebene der «Verein deutscher Eisen- und Stahlindustrieller» gegründet, der in wenig mehr als zwei Jahren ein sorgfältig gegliedertes Netz regionaler Gruppierungen geknüpft hatte, das 214 verschiedene Eisen- und Stahlbetriebe repräsentierte. Eine wesentlich breitere Mitgliederschaft und auf lange Sicht grösseren Einfluss besass der «Centralverband deutscher Industrieller», der im Januar 1876 ins Leben gerufen wurde. Die Schwerindustrie verfügte auch in dieser Organisation über einen bestimmenden Einfluss, doch waren darin immerhin auch führende Baumwoll-, Woll- und Leinenfabrikanten sowie wichtige Papier-, Leder- und Sodainteressen vertreten. Ihr erster Generalsekretär war H.A. Bueck, der auch in den beiden erstgenannten Vereinen eine führende Rolle spielte.

Gegen die herrschende Freihandelslehre wandten sich diese Organisationen mit Argumenten, die, obzwar vom Eigeninteresse diktiert, ihre Wirkung auf jene aus Nationalstolz und nationaler Unsicherheit gemischte Gemütsverfassung nicht verfehlten, die sich in einer Zeit der aussenpolitischen Gefahren und des wirtschaftlichen Niedergangs breit machte. Zu ihren prominentesten Wortführern gehörten Wilhelm von Kardorff, einer der Gründer der Königs- und Laura-Hütte in Schlesien, und Friedrich Stöpel, einer der führenden Baumwollspinner Süddeutschlands. In ihren Werken – Kardorff in seinem vielgelesenen Buch *Gegen den Strom* und Stöpel in seinem *Handelskrisen in Deutschland* – legten sie nicht nur die gegenwärtige Verfassung der deutschen Industrie dem Freihandel zur Last – eine Ursachenzuschreibung, die von überzeugten Freihändlern wie dem preussischen Finanzminister Otto Camphausen mit Hohn und Spott zurückgewiesen wurde –, sondern stellten eine Schutzzollpolitik auch als einen Beitrag zur nationalen Sicherheit dar, weil ohne sie ein Land in Abhängigkeit von anderen geraten und gegenüber Erpressungsversuchen anfällig würde. «Zeigen wir», schrieb Stöpel, «dass Deutschland nicht mehr das Stiefkind ausländischer Interessen ist, dass es wirtschaftlich auf eigenen Füßen stehen kann, so wie es auch in politischer Hinsicht selbständig geworden ist.»³⁶

Diese Übertragung der Theorien des amerikanischen Nationalökonom Henry C. Carey auf Deutschland fand die Aufmerksamkeit und schliesslich auch die Unterstützung einer Gruppe deutscher Volkswirtschaftler der in der Folge als Nationale Schule bezeichneten Richtung; die Vertreter dieser Richtung – Wilhelm Roscher, Karl Knies, Gustav Schmöller und Adolf Wagner – machten sich das strategische Argument

zu eigen, dass ein Land nach Möglichkeit über alle Elemente seines volkswirtschaftlichen Bedarfs verfügen sollte; allerdings fügten sie der Propaganda der Interessenverbände eine neue Dimension hinzu, die, wie sich auf lange Sicht zeigen sollte, nicht den Beifall der Eisenmagnaten fand. Wagner, der 1870 als begeisterter Anhänger der Freihandelslehre nach Berlin gekommen war und sich dann fast unvermittelt zum Kritiker des Manchestertums gewandelt hatte, wurde Mitglied des Vereins für Sozialpolitik, einer aus Akademikern, Regierungsbeamten, Journalisten, Unternehmern und Parlamentariern bestehenden Gruppe, die 1872 mit dem Ziel gegründet worden war, Mittel und Wege zu suchen, mit denen die Regierung der Lösung der sozialen Frage zu Leibe rücken könnte. Seine Gegnerschaft zur Freihandelslehre beruhte – wie auch bei Gustav Schmöller – nicht zuletzt auf der Tatsache, dass die Verkünder und die Nutzniesser dieser Lehre genau jene Leute waren, die sich aufgrund ihrer liberalen Philosophie der Selbsthilfe gegen jeden Eingriff der Regierung in das Privatleben der Bürger und in wirtschaftliche Vorgänge wandten. Wagner war überzeugt, dass die durch eine Rückkehr zum Protektionismus erwirtschafteten Einkünfte eine verbesserte Sozialpolitik möglich machen würden, ein Gedanke, der interessanterweise schon 1873, bei der Zolldebatte des Reichstags, von Ludwig Windthorst vertreten worden war, damals unter dem Einfluss der sozialen Ideen von Bischof von Ketteler.³⁷

Selbst mit der Unterstützung dieser Theoretiker des Wandels konnten die Interessenverbände nicht hoffen, dass es ihnen gelingen würde, einen handelspolitischen Kurswechsel herbeizuführen, geschweige denn die Abschaffung der letzten Eisenzölle im Jahre 1877 zu verhindern, es sei denn, sie brächten es fertig, die landwirtschaftlichen Interessenvertreter der Partei des Freihandels abspenstig zu machen. Noch im September 1875 schienen die Chancen hierfür, gemessen an den Äusserungen von Sprechern der Landwirtschaft auf einer Freihandelskundgebung in Danzig, sehr gering zu sein. Aber dieser Schein trog; die deutsche Landwirtschaft fing an, unter den Auswirkungen der Revolution zu leiden, die sich durch die verbesserten Möglichkeiten des Langstreckentransports und durch die Entwicklung neuer landwirtschaftlicher Maschinen vollzogen hatte; durch diese Entwicklung konnten riesige Getreideanbaugebiete in der neuen Welt erschlossen und gleichzeitig ihre Produkte preiswert den mitteleuropäischen Märkten zugeführt werden. Amerikanisches Getreide hatte bereits während des dänischen Krieges von 1864, als die deutschen Häfen blockiert waren, den englischen

Markt erobert, der früher eine deutsche Domäne gewesen war. Jetzt begann es, mit Erfolg in den deutschen Markt einzudringen, wo es seinen Absatz zwischen 1870 und 1879 verdoppelte. Schon 1872 waren Wollimporte aus Australien für die deutschen Schafzüchter zu einem Stein des Anstosses geworden; und nun erwuchs auch der Fleischindustrie – als Ergebnis verbesserter Gefriertechniken – ausländische Konkurrenz.

All dies war Munition für die Propagandisten der industriellen Vereinigungen, und sie machten besten Gebrauch davon. Es war das erste Anzeichen für einen Durchbruch, als der westfälische Landwirtschaftsführer Schorlemer Alst einen Gesetzentwurf für die Beibehaltung der Eisenzölle unterstützte, der im Dezember 1876 von der Zentrumsparlei im Reichstag eingebracht wurde, und die ostelbischen Agrarier aufrief, sich nicht länger den Interessen des Handels zu verschreiben, sondern über ihre eigenen nachzudenken. Der Appell fruchtete nichts, und der Gesetzentwurf wurde niedergestimmt, eine fühlbare Niederlage für die Sache der Industrie. Aber der Kampf ging weiter. In den ersten Wochen des darauffolgenden Jahres führte der Langnamverein ein Treffen mit Agrariern herbei, das nicht zu handfesten Ergebnissen führte, aber doch ein wachsendes Interesse der Landwirte am Protektionismus signalisierte. Schliesslich fand auf Initiative des «Centralverbandes deutscher Industrieller» im Oktober 1877 ein Treffen mit Vertretern der neugegründeten «Vereinigung der Steuer- und Wirtschaftsreformer» statt, einer landwirtschaftlichen Vereinigung, die zur Handelspolitik noch keine feste Stellung bezogen hatte, aber sichtlich zur Schutzzollpolitik hintenderte. Das Treffen war ein Erfolg und bildete die Grundlage für eine Verbindung zwischen dem industriellen und dem landwirtschaftlichen Interesse, die sich als sehr beständig erweisen sollte. Einen Hinweis darauf, welche weiterreichende Bedeutung dieses Zusammengehen einmal erlangen mochte, finden wir in der Tatsache, dass die Vereinigung, ihrem Gründungsstatut gemäss, der Förderung einer «gemeinnützigen, auf christlichen Grundlagen beruhenden Volkswirtschaft» verpflichtet war und dass der Textilindustrielle Lehmann sich nach der Versöhnung der beiden Organisationen veranlasst fühlte zu erklären, dass nun «die göttliche und menschliche Autorität wieder zur Geltung kommen» müsse. Diese hochtönenden Verkündigungen vermittelten, umrahmt von Adolf Wagners Lobgesängen auf den christlichen Staat, eine Vorahnung davon, dass der Angriff auf die liberale Philosophie nicht allein an wirtschaftspolitischen Gegebenheiten rütteln würde.³⁸

Aber das würde natürlich von Bismarck abhängen; zwar waren Ende 1877 eine Menge von Gerüchten im Umlauf, die wissen wollten, der

Kanzler stehe den Ansichten der Freihandelsgegner wohlwollend gegenüber und sei auf der Suche nach einer Gelegenheit, mit den Nationalliberalen zu brechen, aber es gab kaum handfeste Anhaltspunkte dafür, dass dem so war. Bismarck hatte in gewissem Sinn sogar sein Bündnis mit den Nationalliberalen im Februar 1876 bekräftigt, als er, in einer etwas verspäteten Entgegnung auf die Angriffe, die Perrot in der *Kreuzzeitung* gegen sie geführt hatte, das konservative Blatt in einer scharfen Attacke der Verbreitung verleumderischer Behauptungen über verantwortungsvolle und patriotische Männer bezichtigte. Später im gleichen Jahr, als Rudolf von Delbrück unversehens von seinem Amt als Chef des Reichskanzleramts zurücktrat, witterten die Protektionisten wieder Morgenluft. Aber Delbrücks Abgang scheint im Persönlichen, in der Unverträglichkeit zweier willensstarker Männer, gewurzelt zu haben. Wie immer Bismarck die Sache anderen gegenüber dargestellt haben mag – und er soll gewissen Mitgliedern der Interessenverbände erklärt haben, er «opfere» Delbrück in ihrem Interesse –, in den darauffolgenden Monaten unternahm er jedenfalls nichts, das die Theorie erhärtet hätte, Delbrücks Rücktritt sei das Signal für einen Kurswechsel in der Wirtschaftspolitik.³⁹ Bei der wichtigen Debatte vom Dezember 1876, bei der es um Windthorsts Antrag auf Suspendierung des Gesetzes über die Abschaffung der Eisenzölle ging, nahm die Regierung eine neutrale Haltung ein; und nach der Ablehnung des Zentrumsantrags hatte Bismarck nichts weiter anzubieten als den Vorschlag, Vergeltungszölle gegen Länder wie Frankreich zu verhängen, die ihren Exporteuren besondere Vergünstigungen gewährten; auch dieser Vorschlag wurde niedergestimmt.

In Wahrheit scheint es sich so verhalten zu haben, dass der Kanzler sich keine feste Meinung zu den schwierigen Zollproblemen gebildet hatte und dass er, wenn er auch zwischendurch immer wieder versuchte, sich mit ihnen zu befassen (er las Kardorffs *Gegen den Strom* aufmerksam genug, um Ende 1878 im Reichstag seine Argumentation wiedergeben zu können), beständig durch andere Dinge abgelenkt wurde. Dazu gehörten die aus dem Kulturkampf erwachsenden Schwierigkeiten, die hässliche Krise in den Beziehungen zu Frankreich, die durch den religiösen Konflikt 1875 noch verschärft wurde, die gefährlichen Komplikationen in der Balkanfrage, die sich daran anschlossen und über das Jahr 1876 hin andauerten, und schliesslich die ernste internationale Krise, die der russisch-türkische Krieg 1877 auslöste. Andererseits trugen gerade diese ablenkenden Momente dazu bei, dass Bismarck in der Zollpolitik zu einem Standpunkt gelangte, der am Ende auch Industrie und Landwirtschaft zufriedenstellte.

Seine Sorge angesichts der sich verschlechternden internationalen Lage im Allgemeinen wirkte sich ganz sicher auf seinen Wunsch aus, die Finanzen des Reichs durch die Erschliessung neuer Einnahmequellen zu stärken; gleichzeitig veranlassten die nahöstlichen Konflikte, die Deutschlands Verbündete Russland und Österreich entzweiten und Bismarck, obwohl er alles daran setzte, eine Entscheidungssituation zu vermeiden, langsam aber sicher auf die Seite Wiens zu zwingen, den Kanzler dazu, sich einerseits gegen diejenigen zu stellen, die, wie der preussische Finanzminister Camphausen, bei den im Gange befindlichen Verhandlungen über einen neuen Handelsvertrag mit Österreich energisch gegen alle Zölle auftreten wollten, und sich andererseits gegenüber den Forderungen der Agrarier nach Schutz vor dem russischen Getreide zugänglicher zu zeigen.

Bismarcks Interesse an einer Finanzreform datierte ins Jahr 1875 zurück. Bei einem jener Treffen mit ihm freundschaftlich verbundenen Parlamentariern, bei denen er über die Eintönigkeit des Lebens und die Vergeudung seiner eigenen Energien zu klagen pflegte, sagte er in jenem Jahr: «Dem Deutschen Reich eine mächtige, unerschütterliche finanzielle Grundlage zu geben, welche demselben eine dominierende Stellung verleiht und es in organische Verbindung bringt mit allen öffentlichen Interessen in Staat, Provinz, Kreis und Gemeinde, das wäre eine grosse und würdige Aufgabe, die mich reizen könnte, den letzten Hauch meiner sinkenden Kraft daranzusetzen. Allein die Aufgabe ist schwierig. Ich bin nicht eigentlich Techniker auf diesen Gebieten, und meine jetzigen Ratgeber» – er meinte wohl Delbrück und Camphausen – «so tüchtig sie auch sein mögen für die laufenden Geschäfte, haben keine schöpferischen Ideen. Sie bewegen sich in ausgefahrenen Geleisen. Ich bin darauf angewiesen, selbst die Reformgedanken zu denken und mir die Werkzeuge zu ihrer Ausführung zu nehmen, wo ich sie finde.»⁴⁰

Der Kanzler verfolgte das Ziel, die Bundesregierung aus ihrer Abhängigkeit von den finanziellen Beiträgen der Bundesstaaten (den Matrikularbeiträgen) zu befreien, gleichzeitig aber auch die Belastung für die einzelnen Länder selbst zu verringern, die in Zeiten der wirtschaftlichen Krise besonders drückend war. Als Freihändler aus Tradition, wenn auch nicht aus Überzeugung, dachte er ursprünglich nicht daran, dieses Ziel mit Hilfe von Zolleinnahmen zu erreichen; vielmehr kreisten seine Gedanken um die Möglichkeit der Erhöhung der indirekten Steuern auf gewisse nicht lebenswichtige Güter wie Petroleum, Tabak, Zucker, Bier und Weinbrand. Eine solche Erhöhung stiess, abgesehen von ihrer allgemeinen Unpopularität, auch auf den grundsätzlichen Widerstand der

liberalen Parteien. Da indirekte Steuern, einmal festgesetzt, automatisch weiterliefen, wäre jede Erhöhung einer Einbusse des Parlaments an fiskalischer Kontrolle gleichgekommen. Die Aussicht, eine Mehrheit für die Reform erlangen zu können, schien sehr gering, und Bismarck liess die Sache in der Schwebe.⁴¹ Um die Mitte des Jahres 1877, als die Befürworter von Zöllen ihre Agitation verstärkten und der Bildung einer Einheitsfront näherkamen, ergaben sich jedoch Anzeichen dafür, dass die Nationalliberalen sich die Bismarckschen Steuerpläne noch einmal durch den Kopf gehen liessen, und dies veranlasste den Kanzler zu einem überraschenden Schritt.

Im Juli 1877 führte Bismarck eine lange Diskussion mit Rudolf von Bennigsen, dem Mitbegründer der Partei, und bot ihm den Posten eines preussischen Innenministers an, der durch den Rücktritt des Grafen Friedrich Eulenburg nach dem Scheitern seines Vorhabens einer Liberalisierung der kommunalen Verwaltung freigeworden war. Der Kanzler schlug weiterhin vor, dass Bennigsen als sein Stellvertreter sowohl in Preussen als auch im Reich fungieren solle. Wie ehrlich dieses Angebot gemeint war, wissen wir nicht. Wie General Loe einmal sagte: «Wie die Wege Gottes, so sind auch die des Kanzlers unerforschlich.» Betrachtet man das Angebot von der Warte des grossen politischen Umschwungs aus, der kurz darauf folgte, so kann man in ihm auch ein ausgeklügeltes Manöver sehen, das dazu dienen sollte, die Befürchtungen der Konservativen zu verstärken und in ihnen den dringlichen Wunsch nach einer Verständigung mit dem Kanzler zu wecken. Aber die einfachste Erklärung ist vielleicht, dass Bismarck unter den in Frage kommenden Partnern noch immer die Nationalliberale Partei als den zuverlässigsten und für die Unterstützung seiner Politik und die Stärkung seiner persönlichen Position in Preussen und im Reich am besten geeigneten Partner betrachtete.

Gleichzeitig hatte er jetzt aber andere Bündnismöglichkeiten erkannt und war daher nicht willens, mehr als einen mässigen Preis für die Fortsetzung des Bündnisses mit den Nationalliberalen zu zahlen. Und dies war, wie sich zeigte, für Bennigsen zu wenig. Ganz korrekt beriet dieser sich mit den führenden Männern seiner Partei darüber, welchen Standpunkt er in den Verhandlungen mit Bismarck einnehmen sollte, und alle stimmten darin überein, dass er wenig Einfluss auf die Politik würde gewinnen können, wenn er allein ins Kabinett eintrat. Bei einer zweiten Unterredung mit dem Kanzler im Dezember auf Varzin forderte Bennigsen daher Ministerämter für zwei weitere Nationalliberale, für Max von Forckenbeck, den Präsidenten des Reichstags und Bürgermeister

Kölns, und für den Freiherrn von Stauffenberg, den Präsidenten der bayerischen Abgeordnetenversammlung. Mit Ausnahme einer Andeutung, dass es schwierig sein werde, hierfür die Zustimmung des Kaisers zu bekommen – was alles andere als untertrieben war, denn der alte Herr war über das, was er von den Verhandlungen erfuhr, so empört, dass er seinem Kanzler einen ungewöhnlich barschen Brief schrieb –, gab Bismarck dem nationalliberalen Parteiführer mit keinem Worte zu verstehen, dass seine Forderung für ihn persönlich unannehmbar sei. Wir können jedoch nicht daran zweifeln, dass sie es in der Tat war. Bismarck wachte stets eifersüchtig über seine Autorität und war nicht gewillt, Macht aus der Hand zu geben, und eben dies forderten die Nationalliberalen. Bennigsen's Gegenvorschlag machte daher definitiv alle Aussichten auf eine Fortführung der Zusammenarbeit mit dem Kanzler zunichte.⁴²

Dies wurde am 22. Februar 1878 im Reichstag deutlich. Während einer Debatte über neue Steuergesetze erklärte Bismarck in glattem Widerspruch zu einer unmittelbar davor von Otto Camphausen getroffenen Feststellung, die Regierung beabsichtige, die Verleihung eines Monopols an die Tabakindustrie zu beantragen. Die Rede war zugleich ein heimtückischer – und erfolgreicher – Versuch, Camphausen zu erledigen – mit dem es zu einer ganzen Reihe von Differenzen gekommen war, zuletzt hinsichtlich des Handelsvertrags mit Österreich –, und eine Kriegserklärung an die Liberalen, die als Gegner eines Tabakmonopols bekannt waren. Bennigsen begab sich sofort zu Bismarck und teilte ihm mit, seine Partei denke nicht daran, ihren Standpunkt in dieser Frage zu ändern, und damit waren die Unterhandlungen erklärtermaßen beendet.⁴³

Es war keineswegs barer Zufall, wenn Bismarcks Herausforderung gerade zwei Tage nach Ankunft des Briefes in Szene ging, den Papst Leo XIII. an den Kaiser geschrieben und in welchem er seinem Wunsch nach einer Beilegung der religiösen Zwistigkeiten Ausdruck verliehen hatte. Die Möglichkeit einer Bekehrung des bisher oppositionellen Zentrums zu einer Regierungspartei nahm damit Gestalt an, vorausgesetzt, man machte die richtigen Zugeständnisse. Dazu würden nicht nur Konzessionen auf religiösem Gebiet gehören, sondern auch eine wohlwollende Haltung gegenüber den wirtschaftspolitischen Ansichten der Partei, und hier vertrat das Zentrum einen strikten Protektionismus. Angesichts der Tatsache, dass die Konservativen, seit ihrer Reorganisation in der Deutsch-Konservativen Partei 1876 weit weniger der Ideologie und weit mehr der Ökonomie verpflichtet, ebenfalls rapide einem Umschwung in diese Richtung zusteuerten, zeichneten sich vor den Augen

des Kanzlers die Umriss einer neuen, durch eine kohärente wirtschaftspolitische Philosophie zusammengehaltenen Koalition ab. Es ist bezeichnend, dass er nunmehr nicht nur den Protektionismus zu seinem politischen Programm machte, sondern auch von der Notwendigkeit zu sprechen begann, dem Zustand ein Ende zu bereiten, dass der Reichstag mit Honoratioren angefüllt sei – mit Männern also, die, wie er in einer Rede 1879 erläuterte, «keinen Besitz, kein Gewerbe, keine Industrie haben, welche sie beschäftigt, auf welche sie angewiesen werden ... die vom Gehalt, vom Honorar, von der Presse, von der Advokatur, leben, kurz und gut der Gelehrtenstand, ohne eine Stellung im Nährstande»⁴⁴ –, und aus dem Parlament eine Körperschaft zu machen, die berufsständische und wirtschaftliche Interessen vertrat.

Er hätte ebensogut sagen können, dass er beabsichtigte, die starke parlamentarische Stellung der liberalen Parteien zu zerschlagen. Das Jahr 1878 über widmete Bismarck sich nicht nur den Verhandlungen mit Politikern des Zentrums und der Konservativen, um aus den ersten Ansätzen der neuen Regierungskoalition eine konkrete Realität zu machen, sondern auch der Suche nach einem politischen Thema, das den Untergang der Liberalen befördern konnte. Er musste nicht lange suchen. Der Anlass, den er brauchte, bot sich ihm, nachdem zwei Attentate auf den Kaiser verübt worden waren; nun sah er sich in der Lage, seinen alten Plan eines Gesetzes gegen den Sozialismus wiederaufleben zu lassen.

Es wäre falsch, das Moment des Opportunismus überzubetonen, das Bismarcks Angriff auf den Sozialismus zu dieser Zeit beinhaltete. Wenn er die rote Gefahr 1878 in pathetisch überzogener Weise an die Wand malte, so lässt sich daraus keinesfalls schliessen, er habe nicht an die Realität dieser Gefahr geglaubt. Er betrachtete die sozialistische Bewegung stets als eine wesentliche Bedrohung nicht nur für die gesellschaftliche und politische Ordnung, die er in Deutschland aufzurichten im Begriffe war, sondern auch für die herrschende Ordnung in ganz Europa. Das erklärt, warum er, wie Otto Vossler einmal aufzeigte,⁴⁵ die deutschen Sozialisten gewöhnlich mit einer Bösartigkeit angriff, die er gegen die äusseren Feinde seines Landes selbst in Kriegszeiten niemals an den Tag legte. Es war nicht etwa ein vorgeschobenes Argument, wenn der Kanzler erklärte, seine antisozialistischen Gesetze würden dem russischen Zaren im Umgang mit seinen inneren Gegnern den Rücken stärken; er meinte es vollkommen ernst.

Es stimmt, dass die Sozialdemokratische Partei (SPD) 1878 nicht übermässig stark war. Die Entwicklung einer in sich einigen Arbeiter-

bewegung war lange Zeit durch theoretische und regionale Differenzen und durch den spaltenden Einfluss zweier Kriege aufgehalten worden. Die zunächst denkbar gewesene Möglichkeit, dass der 1863 von Ferdinand Lassalle gegründete Allgemeine Deutsche Arbeiterverein zum Kern einer landesweiten Partei würde, verschüttete Lassalles fähigster Nachfolger, der aristokratische Jurist J.B. Schweitzer, durch sein verletzendes Temperament und insbesondere durch seine Bewunderung für Bismarck und den Beifall, den er dessen Politik 1866 und 1870 zollte. Dadurch wurde jede Annäherung zwischen den Lassalleanern und dem liberal-demokratischen Verband deutscher Arbeitervereine unmöglich, in welchem Wilhelm Liebknecht, ein alter Vertrauter von Karl Marx in London, und ein junger Dreher namens August Bebel die führenden Köpfe waren. Ihre Bewegung stützte sich auf eine Anhängerschaft in Sachsen, Südwestdeutschland und in Teilen Bayerns, wo die grossdeutsche Tradition von 1848 noch weiterlebte. Ihr Anti-Preussentum war stärker als ihr Sozialismus, zu dem ihre Organisationen sich eigentlich erst 1868-69 bekannten. Es war daher zunächst keine Grundlage für einen Zusammenschluss zwischen den norddeutschen und den süddeutschen Gruppen gegeben; dazu gab erst das letzte Stadium des preussisch-französischen Krieges Anlass, als sie vereint gegen die gewaltsame Annexion von Elsass und Lothringen und für die Pariser Kommune eintraten.⁴⁶ Die Flut von Schmähungen, die ihnen dies von patriotischer Seite einbrachte, und die Verfolgungen, denen sie sich darauf in einigen Staaten ausgesetzt sahen,⁴⁷ überzeugten die beiden Arbeiterverbände, dass es ihren Zwecken am dienlichsten war, zusammenzuarbeiten. Erleichtert wurde dies durch Schweitzers Rückzug aus der Politik 1872; beide Verbände schlossen vor den Reichstagswahlen vom Januar 1874 ein Abkommen über gegenseitige Unterstützung ab, und ein Jahr später bereinigten sie auf einem Parteitag in Gotha ihre Differenzen und vereinigten sich zur Sozialistischen Arbeiterpartei Deutschlands (die Umbenennung in Sozialdemokratische Partei Deutschlands erfolgte erst 1891).⁴⁸

Hätte Bismarck nur die gegenwärtigen Stimmzahlen und die parlamentarische Stärke in Betracht gezogen, so hätte er sich 1878 wohl wenig Sorgen gemacht. Bei den Reichstagswahlen vom vorhergehenden Jahr hatte die neue Partei nur 500'000 Wählerstimmen verbucht (was allerdings gegenüber der Stimmenzahl beider Parteien in der Wahl von 1871 einer Verfünffachung entsprach) und lediglich zwölf Sitze gewonnen. Aber Bismarcks Blick war immer in die Zukunft gerichtet. Das gute Abschneiden der Sozialisten in den Städten und Industriegebieten beun-

ruhigte ihn; er sah die finanzielle Gesundheit und die wachsenden Auflagen von Zeitschriften wie dem *Vorwärts* und den kürzlich gegründeten *Die neue Welt* und *Die Zukunft*. Schon seit einiger Zeit war er eifrig auf der Suche nach Mitteln und Wegen, um ein weiteres Anwachsen der Bewegung zu verhindern. Er war enttäuscht gewesen, als der Reichstag 1875 seinen ersten Versuch in dieser Richtung blockiert hatte, ein Gesetz, das die Erhöhung der Strafen für Angriffe auf Ehe, Familie und Privateigentum sowie für Verhaltensweisen vorsah, die darauf abzielten, den «Klassenhass» zu schüren. Aber dieser Fehlschlag hatte ihn nicht von der Überzeugung abgebracht, dass man gegen den Sozialismus vorgehen musste.

Die Attentate auf den Kaiser boten hierzu den Anlass und verschafften Bismarck nebenbei auch noch Gelegenheit, die Nationalliberalen ihres Einflusses zu berauben. Nur acht Tage nachdem Hödel, ein stark geistesgestörter Klempnerlehrling, zwei Schüsse auf Wilhelms Karosse abgegeben hatte, legte der Kanzler dem Reichstag einen Gesetzentwurf vor, der das Verbot der Sozialistischen Partei beinhaltete. Es war ein übereilt zusammengeschustertes Machwerk, das mit seiner unbestimmten Sprache eine potentielle Bedrohung für jede Partei darstellte, die ihre Unabhängigkeit von der Regierung zu bewahren trachtete. Rudolf von Bennigsen stellte dies in einer eindrücklich formulierten Rede fest, an die sich Franz Mehring, der nicht zu seinen Bewunderern zählte, noch zwanzig Jahre später mit Hochachtung erinnerte;⁴⁹ Bennigsen's Worte überzeugten das Haus ungeachtet des Versuchs der Regierung, das Gesetz dadurch zu retten, dass sie Feldmarschall Moltke als Fürsprecher aufbot. In diesem Fall bekannten die Nationalliberalen sich, anders als bei der Debatte über das Jesuitengesetz, einmütig zu ihren Grundsätzen, wenngleich es Bennigsen einige Mühe kostete, Heinrich von Treitschke auf Vordermann zu bringen; denn für den Professor war der Sozialismus, wie auch einige andere Dinge, ein rotes Tuch; er betrachtete ihn als «eine Einladung an die Barbarei». Dieser moralische Sieg des Liberalismus wurde jedoch bald in ein politisches Debakel verkehrt, denn am 2. Juni, etwa eine Woche nach der Abstimmung im Reichstag, schoss ein Dr. Karl Nobiling Unter den Linden auf den in seiner Kutsche sitzenden Kaiser und verwundete ihn schwer. Eine Verbindung zwischen Nobiling und der Sozialistischen Partei herzustellen erwies sich später als ebenso schwierig, wie es im Falle Hödel gewesen war, aber mit solchen Feinheiten hielt Bismarck sich nicht auf. Er löste sofort den Reichstag auf und setzte im darauffolgenden Wahlkampf alle ihm zur Verfügung stehenden Mittel ein, um die öffentliche Meinung gegen die Sozialisten und

die unlängst zu ihrer Verteidigung aufgetretenen Liberalen aufzuhetzen. Die Sozialisten hatten nicht viel zu verlieren und konnten neun ihrer zwölf Sitze verteidigen. Aber die Nationalliberalen fielen von 128 auf 99 und die mit ihnen paktierenden Fortschrittler von 35 auf 26 Sitze, während die Mandatszahl der Konservativen von 40 auf 59 und die der Freikonservativen von 38 auf 57 anstieg. Das Zentrum gewann zu seinen bisher 93 Reichstagssitzen einen hinzu.

Das erste Ergebnis dieses parlamentarischen Rechtsrucks war die Verabschiedung des Gesetzes, das den sozialistischen Organisationen das Versammlungs- und Publikationsrecht nahm und der Regierung die Befugnis verlieh, Aufenthaltsverbote gegen Personen auszusprechen, deren öffentliche Betätigung sich als Agitation für die sozialistische Sache beschreiben liess. Die Art und Weise, wie das Gesetz gehandhabt wurde, und das Schicksal des Sozialismus im Laufe der zwölf Jahre seiner Gültigkeit werden uns an späterer Stelle beschäftigen.⁵⁰ Es ist jedoch hier zu vermerken, dass die anfängliche Opposition der Nationalliberalen gegen diese Art der Gesetzgebung den Wahlkampf nicht überstand und dass das Gros der Partei, nachdem Bennigsen und Lasker einige kleinere Abänderungen durchgesetzt hatten, für das Gesetz stimmte, ein Anzeichen für einen Rückgratschwund, der im Lauf der Jahre noch fortschreiten sollte. Vielen Männern, die sich etwas auf ihre Mitgliedschaft in der nationalen Partei zugute gehalten hatten, war der Gedanke, von den Staatsgeschäften ausgeschlossen und in die Reihe derjenigen eingereiht zu sein, die als «Reichsfeinde» betrachtet wurden, unerträglich. Diese Befürchtung bestimmte ihre Haltung zum Sozialistengesetz und zu der neuen Wirtschafts- und Finanzpolitik, die am Ende des Jahres verkündet wurde und die viele von ihnen nun hinzunehmen bereit waren, obwohl sie gegen Grundsätze versties, für die sie seit den 60er Jahren gekämpft hatten.

Es gab Männer liberaler Überzeugung, die sich über diese politische Selbstpreisgabe bestürzt zeigten. Der bekannte Ökonom Lujo Brentano beklagte die Verbindung von erweiterten fiskalischen Befugnissen des Staates und Antisozialismus als einen grossen Schritt in die Richtung der «organisierten Brutalität», worauf sein ehemaliger Parteifreund Gustav Schmöller sarkastisch erwiderte: «Ohne Hekatomben von Opfern geht es im Kampfe ums Dasein nicht ab. ... Das Prinzip der Gegenwart ist Anwachsen der staatlichen Gewalt.»⁵¹ Solche Äusserungen von Akademikern, die sich diese distanzierte Sichtweise leisten konnten, beruhigten das Gewissen der Nationalliberalen, und sie schluckten das Bis-

marcksche Programm. Schmöllers Studien zur preussischen Verwaltung unter Friedrich Wilhelm I. und Friedrich II. verliehen dem Neomerkantilismus ein Ansehen, das er bei den Liberalen bis dahin noch nicht genossen hatte, während Treitschkes *Deutsche Geschichte*, deren erster Band 1879 erschien, ihnen eine Reihe von Beweisen dafür lieferte, dass die einzige der deutschen Art angemessene Politik in der uneingeschränkten Unterstützung der Staatsgewalt bestand.

Es sollte ihnen nicht zum Vorteil gereichen. Das Programm, welches im Frühjahr 1879 dem Reichstag vorgelegt wurde, stellte für die Abgeordneten keine Überraschung dar. Am 15. Dezember liess Bismarck, nachdem 204 Abgeordnete, Vertreter der Landwirtschaft und der Industrie, eine Politik des Protektionismus gefordert hatten, öffentlich seine persönliche Übereinstimmung mit diesem Gedanken sowie seine Absicht verkünden, die Schutzzollpolitik mit einer Erhöhung der indirekten Steuern zu verbinden. Im Einzelnen sah das Programm dann gemässigte Zölle auf Eisen, Eisenfabrikate und Getreide sowie eine Erhöhung der indirekten Steuern auf Tabak, Salz, Kaffee und andere Genussmittel vor. Die Nationalliberalen waren bereit, das Paket zu akzeptieren, wenngleich es ihnen Sorge bereitete, dass der Reichstag die Regierung infolge der vorgesehenen Erhöhung der Staatseinnahmen nicht mehr wie bisher am finanziellen Gängelband würde führen können. Bennigsen bot dem Kanzler daher die Unterstützung seiner Partei für das Programm an, unter der Voraussetzung, dass der Reichstag das Recht erhalte, die Salzsteuer und den Kaffeezoll jährlich zu überprüfen. Bismarck war nicht interessiert. Um die Verabschiedung seines Programmes sicherzustellen, zog er es vor, auf den Vorschlag der Zentrumsparthei zurückzugreifen, der es mehr um die Bewahrung der Rechte der einzelnen Bundesstaaten als um die Haushaltsbefugnisse des Reichstages zu tun war. Die sogenannte Clausula Franckenstein setzte fest, dass lediglich ein Teil der zusätzlichen Steuer- und Zolleinnahmen an die Bundesregierung gehen sollte – man einigte sich schliesslich auf einen Betrag von 130 Millionen M –, während der Rest auf die Bundesstaaten zu verteilen war. Da der für das Reich vorbehaltene Betrag aller Voraussicht nach nicht zur Deckung seiner Ausgaben reichen würde, liess man das System der Matrikularbeiträge, auf das Bennigsen nun zu verzichten bereit gewesen war, weiter bestehen; dadurch blieb in den Augen des Zentrums das bundesstaatliche Prinzip gewahrt. Bismarcks Einverständnis mit dem Zentrumsvorschlag räumte die letzten Hindernisse für die Verabschiedung

seines Programmes hinweg; sie verkörperte auch eine letzte dramatische Demonstration seines Bruches mit der Nationalliberalen Partei.⁵²

5. Wirtschaftliche und politische Folgen

Die wirtschaftlichen Auswirkungen der 1879 vollzogenen Wendung zum Protektionismus sind schwer abzuschätzen. Dass die Importzahlen schlagartig zurückgingen und die bis dahin negative Handelsbilanz positiv wurde, ist unbestreitbar, trifft aber vielleicht nur die Oberfläche der Dinge. Die Umsatzsteigerungen in der deutschen Industrie, insbesondere der Schwerindustrie, mochten von den neuen Zöllen mit beeinflusst sein, aber ganz bestimmt spielte die Einführung der Thomas-Gilchrist-Methode der Verhüttung, die für die Stahlproduzenten günstige Wettbewerbsbedingungen gegenüber ihren englischen Konkurrenten schuf, eine ebenso wichtige, möglicherweise sogar entscheidendere Rolle. Dass die Getreideproduzenten, besonders jene östlich der Elbe, profitierten, ist ebenso unleugbar, denn sie erhielten praktisch Subventionen, die sie vor den Unbilden der fortdauernden landwirtschaftlichen Absatzkrise schützten. Ihre Privatprofite wurden so jedoch vom deutschen Normalbürger bezahlt, und das ging auf Kosten des technischen Fortschritts. Hier bedingten die wirtschaftspolitischen Eingriffe im Grunde, dass Landflächen weiterhin dem Getreideanbau vorbehalten blieben (noch 1902 wurden 60% der bestellten Landfläche auf diese Weise genutzt), die man gewinnbringender für Viehzucht, Milchwirtschaft und andere spezialisierte Betriebsarten hätte verwerten können. Solche Nutzungsänderungen hätten Deutschland wahrscheinlich verwundbarer für die während des Ersten Weltkrieges verhängte Blockade gemacht, aber das ist wohl kaum ein stichhaltiges Argument zugunsten des Getreidezolls, besonders wenn man sich seiner politischen und gesellschaftlichen Bedeutung erinnert.⁵³

Der Getreidezoll und Bismarcks Bruch mit den Nationalliberalen sicherten den grossen Grundbesitzern – etwa 25'000 Menschen (nicht gerechnet die Angehörigen), von denen die Hälfte ihren Besitz auf preussischem Boden hatten – nach 1879 eine geradezu beherrschende Stellung im Reich. Hans Rosenberg hat geschrieben, dass es von da an die Ansichten der vielfältig und eng mit dem preussischen Offizierskorps verbundenen Grundbesitzer der Junkerklasse waren, die die soziale und politische Haltung der höheren Beamtschaft und eines bedeutenden Teils der Industriellen und der gebildeten Mittelklasse bestimmten, ganz

zu schweigen von den kleineren Bauern und Geschäftsleuten, namentlich Ostdeutschlands.⁵⁴ Der junkerliche Einfluss auf den gesamten Verwaltungsapparat lässt sich aus der Tatsache erklären, dass Bismarck die Handels- und Finanzreform von 1879 mit einer bedeutsamen Umstrukturierung in der institutionellen Gliederung der Reichsverwaltung verband. Behörden des Reichs wie das Kanzleramt und das Reichseisenbahnamt wurden in ihren Kompetenzen beschnitten und mussten einige ihrer wichtigsten Funktionen an preussische Ministerien abgeben. In Preussen selbst liess Bismarck durch Robert von Puttkamer, der 1881 preussischer Innenminister wurde, eine Reform des öffentlichen Dienstes verwirklichen, bei der dieser gründlich von seinen liberalen Elementen gesäubert wurde.⁵⁵ So geriet der preussische Regierungsapparat unter die Kontrolle von Beamten mit einer konservativen sozialen und politischen Einstellung, und während der 80er Jahre sorgte der Kanzler dafür, dass eine wachsende Zahl dieser zuverlässigen preussischen Beamten auch auf wichtige Positionen in den Behörden des Bundes versetzt wurde. Kurz gesagt, verkehrte Bismarck in der Regierungsarbeit den Kurs, dem er in den frühen 70er Jahren gefolgt war, nun ins Gegenteil, mit dem Ergebnis, dass die beherrschende Stellung, die Preussen mit seinem konservativen Wahlrecht, seinem in den Händen eines aristokratisch-monarchistischen Offizierskorps konzentrierten De-facto-Monopol auf die militärische Gewalt und mit seiner feudalen Sozial- und Wirtschaftsstruktur über das Reich ausübte, sich noch verstärkte.

Im Jahre 1901 schrieb Georg von Siemens, der Sohn des Begründers der deutschen Elektroindustrie und ein Mann mit fortschrittlichen Ansichten:

Dass die Regierung den Agrariern so weit entgegenkommen würde, hatte man auf unserer Seite nicht erwartet. Aber diese Leute haben seit 25 Jahren alle Beamtenstellungen besetzt und sich vermittels der Bürokratie die Herrschaft in den Parlamenten gesichert. Wenn eine Regierung die Wahl hat, so geht sie immer mit den Mächtigen. Und der Mächtige ist zur Zeit die vorzüglich organisierte konservative Landwirtschaft, während die Liberalen sich untereinander befehden, wie die Juden zur Zeit der Belagerung Jerusalems durch Titus.⁵⁶

Diese Sätze beleuchten zugleich die politischen Folgen der Veränderungen von 1879 und die fortdauernde und verhängnisvolle Demoralisierung des deutschen Liberalismus in der Zeit danach. Die Zersplitterung der liberalen politischen Parteien war, wie wir sehen werden, schon Hindernis genug für eine gründliche Konsolidierung der Kräfte des Fortschritts in Deutschland. Schlimmer wirkte sich die wachsende soziale Unsicherheit einer einst stolzen und selbstbewussten liberalen Mittel-

schicht aus. Es waren nicht nur die Regierungen, die es mit den Mächtigen hielten; die wohlhabenderen Teile der Mittelschicht taten es ihnen nach. Die nachsichtige bürgerliche Verachtung für die Aristokratie, der man in Karl Immermanns Erzählungen *Die Epigonen* und *Münchhausen* und in Gustav Freytags *Soll und Haben* begegnet, machte nunmehr der sklavischen Nachhaffung feudaler Lebensformen Platz, wie sie so vortrefflich in Omptedas Roman *Deutscher Adel* und später in den Werken Heinrich Manns, besonders in *Der Untertan* und *Im Schlaraffenland*, geschildert ist. Der gesellschaftliche Ehrgeiz nahm drollige Formen an, und wohlhabende Emporkömmlinge fanden sich bereit, ihre scheinbare Aufnahme in die aristokratische Gesellschaft mit finanzieller Kollaboration und politischer Liebedienerei zu erkaufen.⁵⁷

Auf diese Weise kam es zur Feudalisierung eines wichtigen Teils der bürgerlichen Mittelklasse; dies brachte bedeutsame Vorteile für die herrschenden Kräfte mit sich, und diese Vorteile waren, zusammen mit den anderen politischen und gesellschaftlichen Folgen der Neugliederung des Reichs von 1879, von grösserer Tragweite als die wirtschaftlichen Auswirkungen. Deutschlands Aufstieg zur drittstärksten Industriemacht der Welt bis 1914 hätte mit grosser Wahrscheinlichkeit auch stattgefunden, wenn die Protektionisten 1879 ihre Ziele nicht erreicht hätten. Es ist jedoch kaum anzunehmen, dass Deutschlands innere Geschichte, und damit auch die Entwicklung seiner Aussenpolitik, in der Folgezeit ebenso verlaufen wäre, wenn Bismarck sich entschlossen hätte, ihren Wünschen eine Absage zu erteilen.

IV. Ideologie und Interesse: Die Grenzen der Diplomatie 1871-1890

Ein antiker Philosoph hat einmal gesagt, die Freundschaft zwischen zwei Männern sei nichts als ein Geschäft, in dem ein jeder seinen eigenen Vorteil sucht. Dies gilt ebenso oder vielleicht noch mehr für die Bindungen und Verträge, die zwischen zwei Fürsten bestehen, denn kein Vertrag ist dauerhaft, der nicht auf den wechselseitigen Vorteil gegründet ist, und in der Tat ist ein Vertrag, der diese Bedingung nicht erfüllt, so viel wie gar kein Vertrag und trägt den Keim seiner eigenen Nichtigkeit in sich.

*François de Callières (1716)*¹

Die Aussenpolitik nach 1871 spiegelte die im vorigen Kapitel geschilderten Geschehnisse wider. Bis die Aufgaben der inneren Konsolidierung und Befriedung gelöst waren, musste der Innenpolitik notgedrungen eine Priorität zukommen, die sie in den Jahren davor nicht genossen hatte, und die Regierung besass weder das Verlangen noch die Energie, nach aussen jene aggressive Politik zu verfolgen, die mancher ausländische Staatsmann zu erwarten schien.² Die wirtschaftlichen Probleme und sozialen Unruhen, die dem Wirtschaftskrach von 1873 folgten, gruben dem zwischen 1864 und 1871 so erfolgreichen Abenteuererum das Wasser ab, und das erklärt mit, warum der Mann, der in jenen Jahren der ärgste Feind der internationalen Ordnung gewesen war, nunmehr zu ihrem treuesten und wirkungsvollsten Verteidiger wurde. Krieg oder Kriegsgefahr konnten die Rezession nur noch schlimmer machen, schrieb Bismarck 1879. «Diese Unsicherheit des europäischen Friedens wird auch in der Fortdauer des Mangels an Vertrauen und Verkehr in Europa ihren Ausdruck finden», während eine Konsolidierung des internationalen Systems «durch Wiederherstellung des Vertrauens zu einer friedlichen Zukunft Europas, für Handel und Verkehr wieder eine Unterlage schaffen» würde.³ Gleichzeitig würde sie der Möglichkeit einer europaweiten Revolution im Gefolge der wirtschaftlichen Depression vorbeugen, einer Revolution, für die es ein Ansporn sein konnte, wenn die Regierung durch einen internationalen Konflikt abgelenkt wäre. Ein Krieg müsse um jeden Preis verhindert werden, schrieb der Kanzler dem Kaiser im November 1883, um die «Konsolidierung der in Europa noch

bestehenden monarchischen Einrichtungen» zu sichern und «den Fortschritten der Demokratie und den Drohungen der Anarchie einen Damm entgegenzustellen».⁴

An der Heimatfront fand Bismarck jene Stabilität, die er sich in einer konservativen Allianz gegen Liberalismus und Sozialismus wünschte. Parallel dazu suchte er internationale Stabilität in einem Zusammenschluss der konservativen Monarchien gegen die Kräfte des Umsturzes. Das gleiche Jahr, das die Verabschiedung des Zollgesetzes erlebte, Symbol für die Festigung im Innern auf der Basis einer Allianz zwischen der feudalen und der industriellen Klasse, sah auch die Grundsteinlegung für Bismarcks neues internationales System. Der Zweibund von 1879 sollte nach dem Willen seines Schöpfers eine wirksame Zusammenarbeit zwischen den Signatarstaaten und Russland ermöglichen. Dadurch würden nicht nur die Verhältnisse in Südosteuropa stabilisiert, wo der Krieg stets auf der Tagesordnung stand, sondern zusätzlich noch erreicht, dass sich der Schwerpunkt der politischen Bedeutung im russischen Reich wieder ins Lager der konservativen und besitzenden Klassen verlagern würde; damit konnte dem revolutionären Panslawismus und seinen etwaigen Bestrebungen, sich mit dem französischen Republikanismus zu einem Angriff auf das europäische System zu verbünden, ein Riegel vorgeschoben werden.⁵

Das Geschick, mit dem Bismarck diese Allianz zustande brachte, und die Virtuosität, mit der er sie in einer Vielzahl von Situationen zusammenhielt, in denen sie sich aufzulösen und in Krieg zu münden drohte, haben ihm die Bewunderung von Generationen von Historikern eingetragen. Dieses Gefühl sollte sich durch die Überlegung dämpfen lassen, dass sich Bismarcks Staatskunst in der letzten Phase seiner Karriere eher durch kühle Zweckmässigkeit als durch Kreativität auszeichnete und dass sie keine der Ursachen für die ständig erneuerte Krise beseitigte. Schon bevor seine Nachfolger sein Allianzsystem aufgaben, stand es im Begriff zusammenzustürzen; zu unversöhnlich war der Interessengegensatz zwischen Österreich und Russland auf dem Balkan. Die monarchische Solidarität bröckelte ab, und dieser Prozess wurde noch beschleunigt durch die wachsenden Ambitionen der konservativen Kräfte, die Bismarck in Deutschland zu seinen Bundesgenossen gemacht hatte. Die Industriellen, die grossen Kaufleute, die Agrarier und die Militärs, sie alle entwickelten Gelüste und Ängste, die den Zusammenhalt des Bündnissystems gefährdeten, und die Zugeständnisse, die der Kanzler ihnen machte, trugen zum Prozess der Auflösung und zum Heraufkommen einer neuen Phase der Spannungen und der Kriegsgefahr bei.

1. Konservative Solidarität und die Kriegsgefahr von 1875

Bismarck war lange genug in der Politik gewesen, um zu wissen, dass augenfällige Erfolge Misstrauen und Feindseligkeit wecken, und er war sich der Tatsache bewusst, dass Deutschlands Sieg über Frankreich vernichtend genug ausgefallen war, um sämtliche Nachbarstaaten argwöhnisch zu machen. Selbst innerhalb der Konservativen Partei in England, für die Bismarck eine gewisse *tendresse* empfand (im Gegensatz zu der Verachtung, die er für die Gladstone-Liberalen hegte), dachte man skeptisch über die deutschen Absichten, und in einer Rede vor dem Unterhaus im Februar 1871 sprach Disraeli sogar die Vermutung aus, die radikale Umkehrung des Kräftegleichgewichts beschwöre möglicherweise Gefahren für Englands Sicherheit herauf. Geht man davon aus, dass die Franzosen sich noch nicht mit der neuen Lage abgefunden hatten, dass die Italiener unzuverlässig waren, dass einflussreiche Kreise in Wien noch immer auf Vergeltung für Königgrätz sann und dass die aufstrebende Panslawistische Partei in Russland gegen die pro-deutschen Neigungen der zaristischen Politik opponierte, dann waren die Aussichten nicht gerade ermutigend.⁶ Es wäre allerdings übertrieben, wollte man von einer Isolation Deutschlands sprechen, wenngleich es Augenblicke gab, in denen Bismarck von dieser Gefahr als einer nicht allzu fernliegenden Möglichkeit sprach. Ganz gewiss jedoch erforderte die Lage umsichtiges Handeln und eine Politik des friedlichen Ausgleichs, vor allem in Wien und St. Petersburg.

Bismarck zeigte, als er diese Aufgabe in Angriff nahm, einen Hang zu ideologischen Wahlverwandtschaften, der seiner Politik vor 1870 entschieden gefehlt hatte. Bereits im September 1870, als der Krieg noch in vollem Gang war, hatte er ein Telegramm nach St. Petersburg geschickt, in dem er feststellte, dass «gegenüber den nicht nur republikanischen, sondern, wie die Namen zeigen, stark sozialistischen Elementen, die jetzt in Frankreich zur Herrschaft gekommen, ... ein festes Zusammenschliessen der monarchisch-konservativen Elemente Europas umso wünschenswerter» sei; ähnliche Vorstöße hatte er in Richtung Wien unternommen und dabei argumentiert, die konservativen Regierungen müssten eine miteinander abgestimmte Politik betreiben, um sich der revolutionären Flutwelle erwehren zu können.⁷ Als der Krieg vorüber und der Vertrag von Frankfurt unterzeichnet war, verfolgte er sein Vorhaben mit neuem Eifer, zu dem er sich auch durch das Anwachsen der panslawistischen Bewegung in Russland sowie durch die Tatsache

genötigt sah, dass deren Sprecher – etwa Danilewski in seinem Buch *Russland und Europa* – einer russischen Allianz mit Frankreich anstelle einer Fortsetzung der Bindung an Deutschland das Wort redeten. Aber auch die Ablösung seines alten Feindes Beust im österreichisch-ungarischen Aussenministerium durch den Grafen Julius Andrassy gab seinen Bemühungen Auftrieb. Als sowohl Zar Alexander als auch Kaiser Franz Joseph sich zu den Heeresmanövern 1872 einluden, nützte Bismarck die Gelegenheit, um ein allgemeines Gespräch über die Möglichkeit eines dreiseitigen Abkommens herbeizuführen. Dabei kam nichts heraus; den Beteiligten fiel es schwer herauszufinden, worin man nun eigentlich Übereinkommen wollte, und sie hatten keineswegs das Bedürfnis, irgendetwas zu unterzeichnen, das möglicherweise bissige Kommentare über eine Rückkehr zu den Zeiten der Karlsbader Beschlüsse herausfordern würde. Gleichzeitig blieben sich Österreicher und Russen freilich der diplomatischen Binsenweisheit bewusst, dass jedes Abkommen immer ein gewisses Mass an Kontrolle bietet, und an einem Mindestmass von Rückversicherung dieser Art war ihnen in Anbetracht von Bismarcks Unberechenbarkeit zweifellos gelegen. Sie hielten in den folgenden Monaten ihre Bemühungen in Gang und brüteten schliesslich eine politische Formel aus, die auch die Zustimmung des deutschen Kaisers fand und am 22. Oktober 1873 unterzeichnet wurde.⁸

Das Dreikaiserabkommen war, abgesehen von einigen vorsichtig formulierten Bemerkungen über die Ausbreitung des revolutionären Sozialismus in Europa, im Wesentlichen nichts weiter als ein Ausdruck der Überzeugung der Signatarmächte, dass es wichtig sei, eine enge Verbindung aufrechtzuerhalten, um den «europäischen Frieden gegen alle Erschütterungen, von welcher Seite sie auch kommen mögen, zu sichern, und wenn nötig zu erzwingen». Obwohl das Abkommen vage formuliert war und keine Vereinbarung über konkrete Sanktionen gegen einen möglichen Angreifer enthielt, betrachtete Bismarck es mit Befriedigung. Er war noch nie ein Freund von Abkommen mit bindenden Klauseln gewesen, da er durch sie seine Handlungsfreiheit eingeengt sah; nur widerstrebend liess er sich sechs Jahre später zu Verhandlungen über einen verbindlicheren Vertrag herbei. Das Dreikaiserabkommen schien ihm den Vorzug zu besitzen, dass es zu einem geringen Preis Schutz vor einer möglichen Isolierung Deutschlands bot.

Diesen Vorteil vertändelte er jedoch dadurch, dass er eine deutsch-französische Krise anfachte.

Bismarck hatte sich vor Schwierigkeiten aus dieser Ecke sicher geglaubt, nicht nur aufgrund der Frankreich durch den Vertrag von Frankfurt auferlegten Lasten,⁹ sondern auch aufgrund der politischen Verhältnisse in Frankreich nach 1871, die wunderbar geeignet schienen, sowohl ein militärisches als auch ein diplomatisches Wiedererstarken des Landes zu verhindern. Bismarcks Befriedigung angesichts des augenfälligen Mangels an politischer Stabilität in Frankreich und sein Wunsch, dass von deutscher Seite nichts unternommen werde, diesem Mangel abzu helfen, führte zu scharfen Auseinandersetzungen zwischen ihm und seinem Botschafter in Paris, Graf Harry Arnim.¹⁰ Arnim, ein eitler und ehrgeiziger Mann, der davon träumte, Bismarck als Kanzler abzulösen, trat sowohl in seinen Berichten an das Auswärtige Amt als auch in seinen persönlichen Briefen an den Kaiser dafür ein, dass Deutschland auf eine Restauration der Monarchie in Frankreich hinarbeiten sollte. Wilhelm blieb nicht unbeeindruckt und liess Bismarck dies auch wissen. War es nicht eine Torheit, so fragte er, dass Deutschland zusah, wie sich in Frankreich der Republikanismus immer weiter festigte? Wie, wenn er in die Anarchie münden oder Nachahmer in anderen Ländern finden würde, etwa auch in Deutschland? Bismarck fand dieses Argument nicht stichhaltig. Es war doch gewiss klar, dass die Schwäche Frankreichs gleichbedeutend war mit dem Frieden Europas und der Republikanismus die geeignetste Regierungsform, beides zu erhalten. «Unser Bedürfnis», hatte er in einer seiner Depeschen nach Paris ausgeführt,

ist, von Frankreich in Ruhe gelassen zu werden und zu verhüten, dass Frankreich, wenn es uns den Frieden nicht halten will, Bundesgenossen finde. Solange es solche nicht hat, ist uns Frankreich nicht gefährlich, und so lange die grossen Monarchien Europas zusammenhalten, ist ihnen keine Republik gefährlich. Dagegen wird eine französische Republik aber schwer einen monarchischen Bundesgenossen gegen uns finden.

In der Tat würde selbst eine Verschlechterung der Lage in Paris bis hin zu einem Punkt, wo es «noch einen Akt des unterbrochenen Dramas der Kommune» gäbe, «was ich aus menschlichem Interesse nicht wünschen will», nur ein überzeugendes Argument für die monarchische Regierungsform liefern und in Deutschland günstige Wirkungen hervorrufen. Bismarck warnte Armin auch davor, eine Politik zu betreiben, die der des Auswärtigen Amts zuwiderliefe; als der eigenwillige Diplomat diese Mahnung in den Wind schlug und seine Intrigen weiterspann, überredete Bismarck den Kaiser, seiner Ablösung zuzustimmen; dann verjagte er ihn – mit einer Brutalität, die er oft genug im Umgang mit Leuten zeigte,

die ihm in die Quere kamen – aus dem diplomatischen Dienst und betrieb seine strafrechtliche Verfolgung unter der Anklage des Missbrauchs und der Zurückhaltung von Staatspapieren.¹¹

Es ist offensichtlich, dass Bismarck den Fall Arnim – dessen Ausgang kaum dazu angetan war, das deutsche diplomatische Korps mit dem Geist der Unabhängigkeit zu beseelen – bewusst auf die Spitze trieb. Wenn er allerdings wirklich annahm, die Demütigung Arnims werde merkliche Auswirkungen auf den Kurs der französischen Politik zeitigen, so täuschte er sich. Die Franzosen weigerten sich, die Rolle zu spielen, die er in seinem Drehbuch für sie vorgesehen hatte. Eigentlich hätten sie ratlos und schwach sein sollen, aber es gab keine zwingenden Anhaltspunkte dafür, dass sie ratloser waren, als es irgendjemand sonst in den frühen 70er Jahren gewesen ist (es liesse sich schwerlich behaupten, dass der Kulturkampf von klarem Denken auf Seiten der Deutschen zeugte); es wurde mit jedem Tag, der verging, schwieriger, an ihre Schwäche zu glauben. Sie bezahlten die ihnen auferlegte Kriegsentschädigung mit unerwarteter Pünktlichkeit und trugen dadurch zu einer beträchtlichen Geldentwertung im Gläubigerland sowie zum Heraufkommen des Finanzkrachs von 1873 bei. Im August jenes Jahres musste die deutsche Besatzungsarmee gemäss den Bestimmungen des Vertrags von Frankfurt – und zu Bismarcks Missfallen – in die Heimat zurückbeordert werden.¹² Noch mehr Unbehagen bereitete dem Kanzler die Tatsache, dass die Regierung von Marschall MacMahon, welche die von Adolphe Thiers im März 1873 abgelöst hatte, sich sehr rasch auf genau jene Art von Regime zubewegte, wie er es in Frankreich nicht haben wollte: royalistisch, klerikal und auf ein militärisches Wiedererstarken ausgerichtet. Die Möglichkeit einer Restauration der französischen Monarchie durch diese Regierung verflüchtigte sich freilich dank der ihresgleichen suchenden Unfähigkeit des bourbonischen Prätendenten, des Grafen von Chambord, bereits vor Ende des Jahres 1873, aber dadurch wurden Bismarcks Besorgnisse hinsichtlich anderer Aspekte ihrer Politik nicht geringer.

Die Tatsache beispielsweise, dass die Regierung MacMahon keinen Versuch unternahm, französische Bischöfe daran zu hindern, in öffentlichen Hirtenbriefen die antikirchliche Gesetzgebung in Deutschland anzugreifen, empörte ihn so, dass er im Frühjahr 1874 das deutsche Ausenministerium beauftragte, Paris wissen zu lassen, dass man den anderen Mächten erklärt habe, der europäische Friede sei bedroht, wenn die französische Regierung die Interessen des Vatikan und der ultramontanen Partei zu ihren eigenen mache; sein publizistisches Sprachrohr, *die*

Norddeutsche Allgemeine Zeitung, wiederholte die Warnung in noch klareren Worten. Die französische Regierung wurde, was nicht verwunderlich ist, durch diese unheilverkündenden Töne aus Berlin aufgeschreckt, und ihr Aussenminister, der Herzog von Decazes, unternahm energische und weitgehend erfolgreiche Schritte, um die französische Kirche zu einer Mässigung ihrer Sprache zu veranlassen. Es stellte sich bald heraus, dass dies nicht genügte. Das deutsche Militär brachte sich ins Spiel.

Der Sieg von 1870 über die Franzosen hatte die Stellung der Generalität innerhalb des Staates so gestärkt, dass die Zunahme ihres Einflusses auf die Politik eine vielleicht unausweichliche Folge war. Besonders galt dies im Hinblick auf Fragen der nationalen Sicherheit, die im Zeitalter der Technik immer stärker von hochqualifizierten Kenntnissen über Bewaffnung, Logistik, jeweilige nationale Mobilisierungskapazitäten und andere geheimnisvolle Materien abzuhängen schien, die dem vollen Verständnis des zivilen Politikers entzogen waren. Der Rat der Militärs wurde daher immer dann eingeholt, wenn die Sicherheit des Landes auf dem Spiel zu stehen schien, und auch wenn er nicht eingeholt wurde, so wurde er doch erteilt.

Welche dieser beiden Möglichkeiten für 1875 anzusetzen ist, wissen wir nicht. Kein Zweifel kann aber daran sein, dass die Militärs ihre ernste Besorgnis über das militärische Wiedererstarben Frankreichs zum Ausdruck brachten und die Gründe dafür mit Bismarck diskutierten. Wir sind inzwischen in diesen Fragen gewitzt genug, um zu wissen, dass militärische Alarmrufe manchmal ein ausgesprochener Bluff sind, mit dem die Öffentlichkeit in Angst und Schrecken versetzt werden soll, damit man eine Aufstockung der militärischen Mittel durchsetzen kann, und dass sie andererseits, wenn sie ehrlicher Überzeugung entsprechen, oft missverstanden werden (dies ist einer der Gründe dafür, warum Georges Clemenceau gesagt hat, der Krieg sei ein zu ernstes Geschäft, um ihn den Generalen zu überlassen). Da der deutschen Generalität soeben ein neues Heeresgesetz zum Geschenk gemacht worden war, das weitgehend ihren Wünschen entsprach, dürfen wir sie für diesen Fall von dem Verdacht freisprechen, sie seien von wirtschaftlichen Motiven geleitet gewesen. Es scheint, dass ihr Nachrichtendienst sich geirrt hatte und dass sie die Lage vollkommen verkehrt deuteten. Gerüchte, die auf den ersten Blick als unhaltbar zu durchschauen waren, wurden für bare Münze genommen, und als die französische Nationalversammlung im März 1873 ein Gesetz zur Heeresorganisation verabschiedete, das die Anzahl der Bataillone eines Infanterieregiments von drei auf vier erhöh-

te, da schien der deutsche Generalstab überzeugt, diese routinemässige organisatorische Verbesserung habe das Kräfteverhältnis zwischen den Heeren der beiden Länder ernsthaft zuungunsten Deutschlands verschoben. Moltke selbst liess sich einreden, dass 144 neue Bataillone einer Vermehrung der französischen Kampftruppen um 144'000 Mann gleichkamen, und diese – falsche – Schlussfolgerung beeindruckte ihn so, dass er sich unverzüglich Gedanken über einen Präventivkrieg zu machen begann. Im April fragte er Johannes Miquel, den nationalliberalen Abgeordneten, wie das Land reagieren würde, wenn das Heer vor Jahresende einen Angriffskrieg begänne, wobei er in düsterem Unterton hinzufügte, es werde dieses Jahr 100'000 Mann weniger kosten als zwei Jahre später.¹³

Obgleich Bismarcks Verhalten während der darauffolgenden Krise viele Fragen aufwirft, auf die es keine völlig zufriedenstellenden Antworten gibt, geht man wohl einigermaßen sicher, wenn man annimmt, dass er niemals ernsthaft erwogen hat, der Empfehlung des Generalstabs hinsichtlich einer vorbeugenden militärischen Aktion zu folgen. Wie wir gesehen haben,¹⁴ war der Kanzler nie ein Anhänger des Präventivkrieges gewesen, wenngleich er, wie er dem Kaiser 1875 sagte, auch nicht der Ansicht war, man solle «dem Gegner die Sicherheit geben, dass man seinen Angriff *jedenfalls* abwarten werde».¹⁵ Seiner Meinung nach war die Verstärkung der französischen Armee eine Gefahr und musste gestoppt werden, und er schickte sich an, hierfür zu sorgen, indem er Paris mit direkten und indirekten Mitteln unter Druck setzte. Unglücklicherweise schien er, einmal in Aktion getreten, die Gewalt seiner Worte und Gesten nicht mehr zügeln zu können; sein gewohntes diplomatisches Feingefühl schien ihm ganz abhanden zu kommen, und was mit geschicktem Taktieren vielleicht hätte erreicht werden können, wurde durch allzu plumpe Säbelrasseln verdorben. Es ist möglich, dass er sich eingeredet hatte, eine antideutsche Verschwörung der Ultramontanen braue sich zusammen, der man nur mit rabiaten Drohungen den Garaus machen könne. Wahrscheinlicher ist aber, dass Fürst Gortschakow, der russische Kanzler, das Richtige traf, als er, nachdem die Affäre vorüber war, meinte: «Bismarck ist krank, weil er zuviel isst, zuviel trinkt und zuviel arbeitet.»¹⁶ Seine Beurteilung des internationalen Klimas war jedenfalls ebenso falsch wie Moltkes Befürchtungen hinsichtlich des französischen Heeres, und er bezahlte dafür mit einer schweren diplomatischen Niederlage.

Sein Hauptfehler bestand darin, dass er glaubte, aufgrund des Dreikaiserabkommens auf die wohlwollende Unterstützung der Regierungen

Österreichs und Russlands zählen zu können, und dass er damit rechnete, seine Drohungen würden bei den Engländern so viel Unruhe auslösen, dass diese den Franzosen nahelegen würden, ihre militärische Aufrüstung zu verlangsamen. Er irrte sich in beidem. Als die *Kölnische Zeitung* am 5. April einen von Bismarck angeregten Artikel veröffentlichte, der die vermeintliche katholische Verschwörung in furchterregenden Farben an die Wand malte (und sich nicht scheute zu behaupten, dass wichtige Leute in Wien daran beteiligt seien); als ein anderer seiner *Tintenkuhlis*, Konstantin Rössler, für die *Berliner Post* vom 9. April einen Leitartikel mit der Überschrift «Ist Krieg in Sicht?» schrieb und durchblicken liess, dass Männer in hohen Stellungen solches glaubten; als Mitte April ein panikmacherischer Bericht Moltkes über die französische Armee der Botschaft in London zur Weitergabe an die britische Regierung übersandt wurde; und als schliesslich einer von Bismarcks diplomatischen Stars, J. M. von Radowitz, der Geschäftsträger in St. Petersburg gewesen war, den französischen Botschafter in Berlin, Gontaut-Biron, freundlich darauf hinwies, dass viele deutsche Parlamentarier anfangen, sich Gedanken über einen Präventivkrieg zu machen – der, wie er hinzufügte, aus politischen, philosophischen und christlichen Gründen zu rechtfertigen sei –, da reagierte man in allen Hauptstädten schockiert, und in London und St. Petersburg verbreitete sich Widerstandsstimmung. Auf dies letztere setzte Decazes in Paris, indem er den Bericht Gontaut-Birons über sein Gespräch mit Radowitz zirkulieren liess, indem er einen Sonderbotschafter nach St. Petersburg schickte, um russische Unterstützung zu erbitten, und indem er, eine Anleihe bei Bismarck aufnehmend, den Pariser Korrespondenten der *Times*, Henri de Biowitz, überredete, einen Artikel über Bismarcks offenkundig bejahende Einstellung zur Theorie des Präventivkrieges zu schreiben, der am 6. Mai in London erschien. All dies hatte eine Menge Aufregung zur Folge sowie eine in aller Eile abgestimmte *Démarche* von Russen und Briten. Mit einer persönlichen Ermutigung von Königin Victoria und dem Versprechen absoluter Unterstützung von der britischen Botschaft in Berlin stattete Zar Alexander der Hauptstadt in Begleitung Gortschakows einen Besuch ab. Er führte private Gespräche mit dem deutschen Kaiser und fuhr dann weiter zu den Heilquellen von Bad Ems, nachdem er Gortschakow autorisiert hatte, der Presse mitzuteilen, er verlasse Berlin «vollkommen überzeugt von der versöhnlichen Haltung, die man dort einnimmt und die die Erhaltung des Friedens sicherstellt». Dies machte der Krieg-in-Sicht-Krise von 1875 definitiv ein Ende, einer

merkwürdigen Episode in der diplomatischen Geschichte des 19. Jahrhunderts, die jedoch einige lehrreiche Aspekte aufweist, indem sie etwa die wachsende Bedeutung militärischer Faktoren für politische Entscheidungen, die Gefahren, die eine manipulierte Presse heraufbeschwören kann, und die nach wie vor grosse Bedeutung aufzeigt, die den persönlichen Beziehungen zwischen den europäischen Herrschern selbst in einem Zeitalter noch zukam, in dem die Entwicklung hin zu einer Politik des Appells an die Massen schon in vollem Gang war.¹⁷

Was Bismarck anging, so versetzte ihm die Affäre einen schmerzhaften Dämpfer. Er tobte über Gortschakow, dem er nicht ohne Berechtigung vorwarf, einen billigen Triumph inszeniert zu haben, und er war nicht weniger wütend auf die Engländer, die er – nicht zum letzten Mal – unterschätzt hatte. Aber er liess davon ab, öffentlich von antideutschen katholischen Verschwörungen zu sprechen, vielleicht ein Hinweis darauf, dass er es für an der Zeit hielt, sich mit wirklichen Gefahren anstelle von fiktiven zu beschäftigen. Tatsache war, dass er durch seine Rückkehr zur Provokationstaktik der 60er Jahre das allgemeine Misstrauen gegenüber Deutschland wieder verstärkt und gleichzeitig demonstriert hatte, dass das Dreikaiserabkommen weder Verbindlichkeit noch Gewicht besass. Dies bedeutete eine schwerwiegende Einbusse, denn trotz ihrer Zerbrechlichkeit hatte diese Kombination dem Kanzler doch eine gewisse Kontrolle über die internationale Lage zu geben versprochen, eine Lage, die ohne solche Kontrollen Deutschland den ernstesten Gefahren aussetzen musste.

2. Balkankrise, Berliner Kongress und die Anfänge des Bismarckschen Bündnissystems 1875-1882

Wie richtig diese Einsicht war, stellte sich im Lauf der folgenden drei Jahre heraus, als Aufstände gegen die türkische Herrschaft in Bosnien und Bulgarien sowie das bewaffnete Eingreifen der Serben und Montenegriner in diese Unruhen alle grossen Mächte auf den Kampfplatz zu rufen drohten. Russland wurde zuerst in dieses Labyrinth hineingezogen, denn die Notlage seiner Glaubensgenossen unter türkischer Herrschaft machte es ihm nahezu unmöglich, sich herauszuhalten; aber Österreicher und Engländer folgten nicht lange danach. Die ersteren bewegte das Misstrauen gegenüber den Russen und das Interesse, Bosnien zu erwerben, die letzteren die Sorge über die Zukunft der Meerengen, wenn der russische Einfluss auf dem Balkan sich verstärkte. Eine Zeit-

lang schien sich die Möglichkeit eines gemeinsamen Vorgehens abzuzeichnen; im Juli 1876 gelang es Österreichern und Russen in Reichstadt, ihr gegenseitiges Misstrauen hintanzustellen und für den Fall eines Zusammenbruchs der Türkei einen Plan zur Verteilung der europäischen Besitzungen dieses Reichs auszuhandeln. Aber die Türken brachen nicht zusammen, und im April 1877 eröffneten die Russen, den stark unter Druck stehenden Serben und Bulgaren zu Hilfe kommend, die Kampfhandlungen. Danach brach rasch eine Kluft zwischen Russland und den Regierungen in Wien und London auf.

Man kann vermuten, dass Bismarck nicht unglücklich darüber war, die Aufmerksamkeit der Mächte nach Osten gelenkt zu haben, noch darüber, ernsthafte Differenzen zwischen ihnen entstehen zu sehen. Diese Umstände nahmen ihm die Furcht vor neuen Kombinationen gegen sein eigenes Land. Während der Jahre 1875 und 1876 spielte der Kanzler eine bemerkenswert passive Rolle in den Geschehnissen auf dem Balkan. In Gesprächen mit Vertretern anderer Regierungen zeigte er sich leutselig, vordergründig kooperativ, aber im Wesentlichen unverbindlich; er gab sich mässig interessiert an Teilungsplänen (die zu Deutschlands Vorteil die Differenzen zwischen den Mächten womöglich vertiefen würden), blieb jedoch im Allgemeinen der durch seinen berühmten Satz gekennzeichneten Position treu: «Der ganze Balkan ist nicht soviel wert wie die heilen Knochen eines einzigen pommerschen Musketiers.» Als die anderen Regierungen ihm zu hartnäckig mit der Frage auf den Leib rückten, wie Deutschlands Rolle im Falle dieser oder jener unangenehmen Eventualität wohl aussehen würde, verhielt er sich ausweichend und zog sich hinter die düsteren Bäume seines Guts Varzin zurück. Diese Taktik verwirrte die anderen Mächte und veranlasste Disraeli, in Worten, deren Bitterkeit nur von ihrer Gewährtheit übertroffen wurde, zu sagen: «Wenn ich höre, dass der deutsche Kanzler nicht zu sprechen, und dass der Botschafter Ihrer Majestät hier ist, weil er an seiner eigentlichen Arbeitsstätte keine sinnvolle Aufgabe erfüllen kann, dann sind dies Absonderlichkeiten, denen man nicht gestatten sollte, auf das Geschick grosser Nationen Einfluss zu nehmen.»¹⁸

Nachdem Russland einmal in den Krieg eingegriffen hatte und die panslawistische Agitation in Moskau mit chauvinistischen Tönen aus London und pro-türkischen Reden in Budapest beantwortet wurde – wo patriotische Magyaren sich an 1849 erinnerten –, war es mit Ausweichen nicht mehr getan. Es war Bismarck vollkommen klar, dass er in eine heikle, ja sogar gefährliche Lage geraten würde, wenn andere Mächte zu militärischen Gewaltmitteln griffen, und besonders, wenn die öster-

reichisch-ungarische Regierung sich genötigt sah, Truppen nach Süden zu entsenden, um der russischen Expansion auf dem Balkan Paroli zu bieten. Sowohl Wien als auch St. Petersburg würden deutsche Hilfe erwarten – die Russen hatten klargestellt, dass sie darin eine faire Gegenleistung für die Neutralität sahen, die sie 1870 gewahrt hatten –, und keines von beiden würde ein neutrales Verhalten oder gar eine Teilnahme für den Kontrahenten verzeihen. Abgesehen davon wäre der Ausgang eines grösseren Krieges bei der derzeitigen europäischen Lage unkalkulierbar. Bismarck war also gezwungen zu intervenieren, ob er wollte oder nicht, und er tat es, indem er sich als Vermittler ins Spiel brachte und Berlin als Veranstaltungsort für einen Kongress vorschlug, auf welchem eine umfassende Lösung für die Probleme des Ostens ausgearbeitet werden konnte.

Die Rede, in der er dieses Angebot unterbreitete – wobei er sich mit einem ehrlichen Makler verglich, der zwischen uneinigen Klienten schlichtet –, wurde im Februar 1878 im Reichstag gehalten;¹⁹ lange Zeit, bis Anfang Juni, herrschten Zweifel, ob das Angebot akzeptiert werden würde. Die englische Regierung, schockiert vom Ausmass der Friedensbedingungen, welche die Russen nach dem Zusammenbruch des türkischen Widerstandes zu Jahresanfang zu diktieren suchten, wollte zunächst gar keine Konferenz und weigerte sich dann, eine Teilnahme zu erwägen, ehe sie nicht in Vorgesprächen annehmbare Bestimmungen sichergestellt hatte, während sie gleichzeitig ihre eigenen militärischen Vorbereitungen vorantrieb und die Österreicher ermunterte, ihrerseits ebenso zu verfahren. Die Regierung des Zaren, entzweit und abgelenkt durch revolutionäre Unruhen, die im Frühjahr 1878 einen neuen Gipfel der Gewalt erreichten, schwankte zwischen Mutlosigkeit und trotzigem Mut. Im März schrieb Gortschakow an Schuwalow, den russischen Botschafter in London: «Es geht hier nicht mehr um eine Frage von Interessen, sondern mehr um Eitelkeit und Prestige. Das kann die Sache in die Länge ziehen ... In diesem Augenblick, nach einem blutigen und siegreichen Krieg, können wir nicht daran denken, die Würde Russlands dem Prestige Englands zu unterwerfen, und wäre es nur der äusseren Form nach.»²⁰ Am 12. Mai, als Schuwalow nach St. Petersburg zurückkehrte, um sich panslawistischer Intrigen gegen seine Politik des Ausgleichs zu erwehren, fand er in den Zeitungen Aufrufe zur Zeichnung von Anleihen; das Geld sollte an den Zarewitsch gehen, der damit Kreuzer ausrüsten wollte, um mit ihnen den englischen Seehandel zu unterbinden. Hätten die Russen nicht eine österreichische Verbindung mit England befürchtet, so hätten sie wohl gut und gerne einen Krieg ris-

kiert; gerade deswegen bestand Bismarcks grosses Verdienst in dieser gefährlichen Phase – einmal abgesehen von der Einladung zur Konferenz, die er ausgesprochen hatte – darin, dass er sich standhaft weigerte, dem russischen Drängen nachzugeben und Druck auf Österreich auszuüben, und dass er Russland wiederholt daran gemahnte, dass es am besten beraten war, wenn es den Grundsätzen des Dreikaiserabkommens treu blieb, die es vor seiner gegenwärtigen Kalamität bewahrt und schon früher eine Einigung auf einer in etwa den Reichstädter Vereinbarungen entsprechenden Grundlage ermöglicht hätten.

Nachdem die Russen klein beigegeben hatten, wuchs Bismarck aus einer verhältnismässig bescheidenen in eine beherrschende Rolle hinein. Es gab unter den Teilnehmern des Berliner Kongresses, der grössten Versammlung diplomatischer Köpfe seit der grossen Zusammenkunft in Wien 1814, keinen Zweifel, dass er sowohl physisch als auch intellektuell die dominierende Figur war. Er beeindruckte die anderen Teilnehmer gleichermassen durch seine seltsamen kulinarischen Vorlieben (es war ihnen neu, dass man Kirschen im Wechsel mit Krabben essen konnte) wie durch seine geistreichen Seitenhiebe gegen den nominellen Chef der russischen Delegation, Fürst Gortschakow (er hatte Schwalow, ihrem wirklichen Kopf, vor dem versammelten Kongress erklärt, er werde Gortschakow nicht erlauben, «ein zweites Mal auf meine Schultern zu klettern, um fremde Lorbeeren zu ernten»),²¹ und durch seinen beherrschenden Einfluss auf den Gang der Verhandlungen. Er wusste von den Gefahren, die direkt unter der Oberfläche des Kongresses lauerten, und ihm war bewusst, wie leicht sie offen zutage treten konnten, falls die Verhandlungen ins Stocken gerieten. Er erinnerte die Vertreter der Grossmächte unausgesetzt daran, dass ihre Hauptaufgabe darin bestand, eine Einigung untereinander herbeizuführen und sich nicht über Gebühr um das Glück der minder entwickelten, gesetzlosen Rassen zu sorgen. Wie ein Delegierter es ausdrückte: «... Fürst Bismarck lässt keine Gelegenheit aus, anzudeuten, dass seiner Ansicht nach die orientalische Frage, insofern als sie sich auf Völker und Regierungsformen bezieht, die mehr oder weniger ausserhalb des Bereichs der europäischen Zivilisation angesiedelt seien und keine Zukunft hätten, Europa nur im Hinblick auf ihre möglichen Auswirkungen auf die Beziehungen der grossen europäischen Mächte untereinander interessieren sollte.»²² Wenn die anderen Delegationen dies vergassen oder sich auf Fragen einliessen, die er für zweitrangig hielt, drohte er, sich zurückzuziehen, wenn sie nicht rascher auf eine Einigung zusteuerten; dabei er-

innerte er sie daran, dass er sich noch um andere wichtige Dinge zu kümmern habe, was in der Tat zutraf, denn er hatte Gespräche mit dem päpstlichen Gesandten Kardinal Marsella in Bad Kissingen vereinbart, er stand mitten in einem wichtigen Wahlkampf, und er bereitete die anti-sozialistischen Gesetze vor, die im Oktober dem Reichstag unterbreitet werden sollten.

Bismarcks Bevormundungstaktik trug dazu bei, dass eine – wenigstens vorläufige – gütliche Regelung der Balkanprobleme zustande kam, aber sie vermochte es nicht, die Interessen der osteuropäischen Höfe miteinander zu versöhnen oder das Dreikaiserabkommen neu zu beleben. Selbst wenn die russische Delegation nicht durch Gortschakows senile Eitelkeit und seine unermüdlichen Intrigen gegen Schuwalow behindert gewesen wäre, hätte sie den Verlust der beherrschenden Stellung nicht vermeiden können, die ihr Land nach Meinung der Panslawisten durch den Sieg über die Türken auf dem Balkan errungen hatte; ein Beharren auf dieser Position hätte einen Krieg mit England und Österreich heraufbeschworen, was Disraeli und Salisbury bei der Diskussion der territorialen Fragen deutlich genug durchblicken liessen. Die Russen schnitten allerdings in Berlin nicht schlecht ab. Sie erhielten die bessarabischen Gebiete, die ihnen 1856 weggenommen worden waren, wieder zurück; die wichtigen Stützpunkte Kars und Batum in Kleinasien gingen in ihren Besitz über; sie konnten für sich verbuchen, den Serben, den Montenegrinern und den Rumänen die volle Unabhängigkeit verschafft und den Bulgaren das Fundament für eine nationale Existenz gelegt zu haben; und sie hatten die Türkei gezwungen, weitreichende Zugeständnisse an die ihr verbleibenden christlichen Untertanen zu machen und eine hohe Kriegsentschädigung zu zahlen. Aber das genügte dem Zaren nicht, dessen Armeen schon vor Plewna monatelang gekämpft und ihr Blut gegeben hatten, und sein Unmut erhöhte sich noch durch die Gewinne, die anderen Staaten, deren Heere überhaupt nicht gekämpft hatten, zufielen – Österreich, das die Verwaltungshoheit über Bosnien, und Grossbritannien, das die Insel Zypern erhielt. Bestärkt durch die Einflüsterungen Gortschakows kam er zu der Überzeugung, dass der Berliner Kongress eine «europäische Koalition gegen Russland unter der Führung von Fürst Bismarck» gewesen sei, und er entzog Schuwalow seine Gunst, der sich, so glaubte er, vom deutschen Kanzler hatte übertölpeln lassen; das bedeutete den Ruin der diplomatischen Karriere Schuwalows.²³

In den ersten Monaten des Jahres 1879 erhielten die Russen zusätzlich Gründe, den Deutschen zu grollen – wegen der neuen Einfuhrzölle auf

ihr Getreide, ihr Holz und ihr Vieh sowie wegen Quarantänemassnahmen gegen die Einschleppung der Pest aus Russland – und sie liessen ihren Gefühlen in der nationalistischen Presse Moskaus und der halbamtlichen Presse in St. Petersburg freien Lauf; letztere wurde von Gortschakow stets gut mit Munition gegen seinen Widersacher in Berlin versorgt. Die Presseoffensive nahm so hässliche Züge an, dass Bismarck sich zu der Überzeugung durchgerungen zu haben scheint, die deutsch-russischen Beziehungen würden sich eher rapid verschlechtern als verbessern; er war nicht glücklich über die russischen Truppenbewegungen in Polen im Frühjahr 1879 und noch weniger über die offenbar zunehmende Stärke der panslawistischen Partei. Im Angesicht all dessen schien es ratsam, sich eine Versicherungspolice zu besorgen. Dem französischen Botschafter Saint-Vallier erklärte er im Juni: «L'alliance des Trois Empereurs a malheureusement cessé d'exister; je le regrette et je voudrais le faire revivre, mais j'en reconnais l'impossibilité.»²⁴ Er beschloss, den Russen vorzuführen, dass er ohne sie auskam, und setzte die Verhandlungen in Gang, die dann zum Abschluss des Zweibundes führten.

Bismarck hätte es wegen der starken Voreingenommenheit seines Kaisers für Russland vorgezogen, die Bestimmungen des Vertrages relativ allgemein zu halten. Dagegen sträubte sich der österreichisch-ungarische Aussenminister Andrassy, der darauf hinwies, der Vertrag könne dann als gegen Frankreich gerichtet interpretiert werden, ein Eindruck, den er im Hinblick auf seine eigenen guten Beziehungen zu Paris zu vermeiden wünschte; er bestand darauf, dass Russland ausdrücklich genannt würde. Es ist ein Gradmesser für Bismarcks Unbehagen über die internationale Lage, dass er nachgab und in einen Vertrag einwilligte, der gegenseitige Hilfe vorsah, falls einer der Unterzeichnerstaaten von Russland angegriffen würde, sowie wohlwollende Neutralität im Falle eines Angriffes von einer anderen Macht. Der Vertrag, zu dessen Ratifizierung Bismarck seinen Kaiser nur dadurch bewegen konnte, dass er für den anderen Fall mit seinem Rücktritt drohte, war ein Markstein in der europäischen Geschichte. Während bis dahin Verträge gewöhnlich am Vorabend oder im Laufe eines Krieges oder für bestimmte Zielsetzungen und mit begrenzter Geltungsdauer abgeschlossen worden waren, wurde dieses im Frieden eingegangene Bündnis zu einer Dauerallianz, die erst zu bestehen aufhörte, als beide daran beteiligten Reiche 1918 zusammenbrachen. Der Zweibund war überdies der erste jener Geheimverträge, deren Inhalt niemals zur Gänze bekannt und doch stets beargwöhnt wurde; dadurch sahen andere Mächte sich veranlasst, zum

eigenen Schutz ähnliche Verträge abzuschliessen, bis ganz Europa in Bündnisse und Gegenbündnisse gespalten war.

Aber das war eine zukünftige Entwicklung, die Bismarck beim Abschluss des Zweibundes noch nicht voraussah. Was er suchte, war ein grösseres Mass an Sicherheit in einem ungewissen internationalen Klima, und das neue Bündnis verhalf ihm dazu. Es setzte den Hoffnungen der Panslawisten – mindestens vorübergehend – ein Ende und stärkte die konservativen Tendenzen in St. Petersburg so weit, dass eine Erneuerung des Dreikaiserabkommens möglich wurde, und das war es, worauf Bismarck die ganze Zeit hingesteuert hatte, trotz seiner Äusserungen gegenüber dem französischen Botschafter. Als Bismarck nach geduldigen Unterhandlungen mit dem russischen Botschafter in Berlin, Saburow, im Juni 1881 eine neue Dreierallianz zustande brachte, welche die drei Partner im Fall eines Krieges zwischen einem von ihnen und einer vierten europäischen Macht zur Neutralität sowie in Balkanfragen zu gegenseitigen Konsultationen verpflichtete, hatte er Grund zu der Hoffnung, eine erneute österreichisch-russische Konfrontation vermeiden zu können. Von einem allgemeineren Gesichtspunkt her stellte die Erneuerung des Dreikaiserabkommens ihn deshalb zufrieden, weil sie ihm eine gewisse Kontrolle über die gesamte europäische Politik verschaffte. Er erklärte Saburow im Januar 1880, man dürfe nicht aus den Augen verlieren, wie wichtig es sei, «dass man auf dem europäischen Schachbrett selbdritt ist. Für alle Kabinette und vor allem für das meine ist es das unveränderliche Ziel. Alle Politik lässt sich in die Formel fassen, versuche zu dreien zu sein, solange die Welt durch das unsichere Gleichgewicht von fünf Grossmächten regiert wird.»²⁵ Bismarcks Dreierblock schien, wie auch das kurz zuvor zum Abschluss gebrachte in-nerdeutsche konservative Bündnis, die Kräfte des Umsturzes, den russischen Panslawismus einerseits und den französischen Revanchismus andererseits, auf internationaler Ebene zu isolieren.

Was Frankreich betraf, so schwand die Möglichkeit, dass es dieser Isolation durch den Versuch eines Bündnisses mit Italien oder England würde enttrinnen können, aufgrund aussereuropäischer Entwicklungen weitgehend dahin. Die Besetzung Tunesiens durch Frankreich 1881 – eine verspätete Folge gewisser Gespräche zwischen Bismarck und französischen Vertretern auf dem Berliner Kongress – erregte den Unmut und das Misstrauen der Italiener, die selbst nordafrikanische Ambitionen hatten. Um sich für den Fall zukünftiger französischer Versuche, sie von einem Gebiet fernzuhalten, an dem sie ein wachsendes wirtschaftliches Interesse hatten, einen gewissen Anspruch auf Unterstützung zu

sichern, fühlten die Italiener bei Bismarck wegen der Möglichkeit eines Bündnisses vor und erhielten die Antwort, dass sie zunächst einmal zu einem Einvernehmen mit Österreich kommen müssten. Die Italiener erkannten, dass dies das Ende aller Hoffnungen auf eine baldige Aneignung des Trentino oder Triests bedeutete, aber die von Frankreich ausgehende Gefahr erschien ihnen zu gross, um ein Zögern zu erlauben. Im Mai 1882 schlossen sie sich mit Deutschland und Österreich im sogenannten Dreibund zusammen, der ihnen für den Fall eines französischen Angriffs auf ihr Land Hilfe zusicherte, sie aber verpflichtete, zu den Waffen zu greifen, wenn Deutschland von Frankreich oder wenn entweder Deutschland oder Österreich von zwei oder mehr Mächten angegriffen werden sollten.

Der Gewinn, den Italien hiervon hatte, war illusionär, und einige Jahre später führte die französische Verärgerung über das unbeirrte Festhalten Roms an der eingegangenen Bindung zu einem Zollkrieg mit ruinösen Auswirkungen auf die italienische Wirtschaft. Für Bismarck andererseits stellte der Dreibund eine Absicherung gegen einen möglichen italienischen Angriff auf die österreichische Südflanke im Fall eines österreichisch-russischen Konflikts dar, während er gleichzeitig Frankreich um einen potentiellen Bündnispartner brachte. Ein französisches Bündnis mit England brauchte er nicht zu befürchten, weil die Regierung Gladstone im Juli 1882 ein heftiges Engagement in Ägypten einging und schliesslich sogar Truppen an den Nil entsandte, um das Land zu besetzen; dieser Vorstoss in ein Land, in dem Frankreich seit nahezu einem Jahrhundert aktiv war, erregte soviel Feindseligkeit gegen die Briten, dass die beiden westlichen Nationen bis zum Beginn des neuen Jahrhunderts entzweit blieben.

Im Verlauf aller dieser Verwicklungen hatte sich bei Bismarck nichts von jenen fehlerhaften Einschätzungen oder von jener Masslosigkeit gezeigt, durch die sein Verhalten 1875 gekennzeichnet gewesen war. Seit er sich 1879 Österreich zugewandt hatte, war er mit sicherer Hand und mit Geschick vorgegangen, hatte er sich die Besorgnisse anderer Regierungen zunutze gemacht, aus unvorhergesehenen Gelegenheiten das Optimale herausgeholt und stets die Initiative behalten; 1882 war Deutschlands Stellung soweit ausgebaut, dass Berlin als die diplomatische Hauptstadt Europas galt. Aber bereits zu diesem Zeitpunkt war das System, das er ausgeklügelt hatte, um Deutschland Sicherheit zu verschaffen, ein sehr verwickeltes, und in seinen Verwicklungen lagen die Keime zukünftigen Ärgers.²⁶

3. Propagierung und Gründung eines deutschen Kolonialreichs

Bevor es jedoch irgendwelche Anzeichen dafür gab, kam ein neuer Faktor zur deutschen Aussenpolitik hinzu: Die Regierung verlegte sich auf eine Politik der kolonialen Erwerbungen.

Welche Faszination Bismarck auf die Historiker ausgeübt hat, lässt sich daran ablesen, dass seine Motive für diesen Schritt zum Gegenstand nicht enden wollender Forschung und Spekulation gemacht wurden, mitunter mit so grossem Denkaufwand, dass man sich unwillkürlich fragt, warum dies ein so schwieriges Problem sein soll. Der Kanzler war Zeit seines Lebens ein Pragmatiker, der die Politik einschlug, die Vorteile versprach. Er hatte selbst kein grosses Interesse an überseeischen Unternehmungen, denn der Brennpunkt seiner Politik war immer der europäische Kontinent gewesen, und er war jetzt zu alt für einen grundsätzlichen Wandel. Er sprach daher aus vollem Herzen, als er einem Kolonial-Enthusiasten unwirsch erklärte: «Ihre Karte von Afrika ist ja sehr schön, aber meine Karte von Afrika liegt in Europa. Hier liegt Russland und hier liegt Frankreich, und wir sind in der Mitte, das ist meine Karte von Afrika.»²⁷ Instinktiv betrachtete er den Kolonialismus als eine Sache der anderen Länder, und er hoffte, sie würden davon so stark beansprucht, dass sie von einer Störung des europäischen Friedens abgehalten würden.

Auf der anderen Seite war er nicht so festgelegt, dass er kein offenes Ohr mehr für diejenigen gehabt hätte, die anders dachten, besonders wenn es Menschen waren, deren politische Unterstützung er benötigte. Zu Beginn der 80er Jahre waren einige einflussreiche Mitglieder seiner konservativen Koalition überzeugt, dass die Erwerbung von Kolonien für Deutschland eine wirtschaftliche Notwendigkeit sei; zur gleichen Zeit erregte die Vision eines deutschen Kolonialreichs die Begeisterung einer grossen Zahl von Leuten, deren Triebfeder eher der Patriotismus war als die Hoffnung auf Gewinn. Angesichts dieser Umstände scheint der Kanzler 1884 zu dem Schluss gelangt zu sein, dass das politische Kapital, das man aus einer erfolgreichen Kolonialpolitik schlagen konnte, die darin enthaltenen Risiken überwog, ja, dass eine solche Politik, wenn sie richtig angepackt wurde, sogar dazu dienen konnte, das Bündnissystem zu stärken, das er seit 1879 in seinem Bemühen um nationale Sicherheit so kunstreich aufgebaut hatte, und dass sie nebenbei auch manchen innenpolitischen Nutzen bringen mochte. Daher 1884 der Sprung hinaus in die Welt.²⁸

Der Gedanke, ein deutsches Kolonialreich aufzubauen, war nicht neu. Er ging sogar der Gründung des Deutschen Reichs voraus; die Petition, die im November 1870 von 35 Bremer und 3 Berliner Handelsfirmen an den Norddeutschen Bund gerichtet, und in der gefordert wurde, den Verzicht der Franzosen auf Kotschinchina zum Bestandteil der Friedensbedingungen zu machen, war nur der letzte in einer langen Reihe von Anträgen dieser Art, die Händler und Missionare seit den 50er Jahren unterbreitet hatten.²⁹ Was den Plan von 1870 zur Erwerbung des südlichen Teils von Vietnam betrifft, so weigerte Bismarck sich, ihn zu verfolgen – es ist verlockend, darüber zu spekulieren, wie die weitere Geschichte von Südostasien verlaufen wäre, hätte seine Entscheidung anders gelaute –, und in dem Jahrzehnt, das folgte, zeigte die Reichsregierung keine Neigung, an der europäischen Orientierung ihrer Politik etwas zu ändern. Das soll nicht besagen, dass ihr die überseeischen Unternehmungen ihrer Untertanen gleichgültig gewesen wären. Deutsche Missionsgesellschaften erhielten diplomatische Unterstützung, wann immer sie sie brauchten; die Regierung betrachtete die Ausweitung der deutschen Handelsinteressen in Sansibar und an der afrikanischen Westküste mit Wohlwollen; und im Jahre 1880 versuchte Bismarck – wenn auch ohne Erfolg – den Reichstag zur Bewilligung einer Subvention an die Hamburger Firma Godeffroy zu überreden, die in Samoa, wo sie sich seit 1860 betätigte, in finanzielle Schwierigkeiten geraten war.³⁰

Nach der Verabschiedung der Zollgesetze von 1879 wurde die Forderung nach einer positiven Kolonialpolitik nachdrücklicher und der Widerstand der Regierung dagegen schwächer. Die Rückkehr zum Protektionismus hatte zu einer gewissen Verbesserung der wirtschaftlichen Bedingungen geführt, allerdings nicht in einem Ausmass, das den grossen Erwartungen ihrer Befürworter entsprochen hätte. 1882 hatten die Dinge sich wieder zum Schlechteren gewendet, und Bismarcks finanzpolitischer Berater, der Bankier Gerson Bleichröder, sagte eine anhaltende Depression für die deutsche Industrie voraus, falls nicht eine Änderung in der Handelspolitik eintrete. Andere stimmten zu, selbst der Deutsche Handelstag, früher eine Hochburg der Freihändler; man rief nach grösserer Regierungsunterstützung für den Exporthandel und nach einem umfassenden Programm zur Erschliessung neuer Märkte. Die Handelsblätter brachten das Argument vor, da der nationale Markt mit der Steigerung der Produktion nicht Schritt halten könne, müsse die Lage sich notgedrungen weiter verschlechtern, wenn man nicht neue Absatzmöglichkeiten fände, und angesehene Zeitschriften wie die *Preussischen Jahr-*

bücher sprachen mit grosser Besorgnis von der Überproduktionskrise und prophezeiten für den Fall, dass es nicht gelinge, sie zu meistern, einen nationalen Notstand und mögliche soziale Unruhen. Das rapide Anwachsen der Sozialdemokratie trotz des in Kraft getretenen Sozialistengesetzes wurde zur Untermauerung dieser Ansicht angeführt.

Es dauerte nicht lange, da hatte der Gedanke der Erschliessung neuer Märkte sich in den Ruf nach richtiggehenden kolonialen Erwerbungen gewandelt. Das internationale Wettfeiern um überseeische Besitzungen war zu Beginn der 80er Jahre in vollem Gang, und das Schauspiel, das Franzosen, Italiener und Briten in ihrem Wettlauf um Landstriche in Afrika und Inseln im Pazifik boten, machte natürlich Befürchtungen rege, dass Deutschland von den neuen Märkten, die es benötigte, ausgeschlossen werden könnte, wenn es nicht selbst zur Kolonialmacht würde. Als Advokaten dieser Haltung spielten Autoren wie Ernst von Weber (der 1870 dringend zur Erwerbung von Saigon geraten hatte), Wilhelm Hubbe-Schleiden und Friedrich Fabri dieselbe Rolle, die in England Sir John Seeley und in Frankreich Leroy-Beaulieu gespielt hatten, indem sie die These verbreiteten, Kolonien seien nicht nur eine wirtschaftliche Notwendigkeit, sondern in einem von machtpolitischen Erwägungen beherrschten Zeitalter auch eine Art Versicherung gegen eine mögliche Schwächung der eigenen Stellung unter den Ländern der Welt. Dieses Argument nahm auch der Kolonialverein in sein Standardrepertoire auf, der 1882 gegründet wurde und zwei Jahre später 9'000 in 43 örtlichen Gruppen organisierte Mitglieder zählte. Grosszügig versorgt mit Geldmitteln von Banken und verschiedenen Interessengruppen der Schwerindustrie sowie mit Artikeln und Reden führender Angehöriger des akademischen Standes wie Adolf Wagner, Gustav Schmöller, Heinrich von Sybel und Heinrich von Treitschke, die 1884 zu der Überzeugung gelangt waren, die Errichtung von Kolonien sei eine «Daseinsfrage», übte der Verein einen Einfluss aus, der in umgekehrtem Verhältnis zu seiner Grösse stand. Wichtig für die Propagierung des Kolonialgedankens war auch die Gesellschaft für Deutsche Kolonisation, gegründet 1884 von einem Mann namens Carl Peters, einer eigentümlichen Mischung aus Marktschreier, Patriot und Judenfresser, der von dem Wunsche beseelt war, es den englischen Erfolgen in der überseeischen Welt gleichzutun.³¹

Bismarck, der längst überzeugt war, für den deutschen Handel alles in seiner Macht Stehende tun zu müssen, war von der allgemeinen Begeisterung für den Kolonialismus so beeindruckt, dass er beschloss, sie sich zunutze zu machen. Er entschied sich ferner dafür, Deutschlands

Debüt als Kolonialmacht so zu gestalten, dass er es in den grösstmöglichen politischen Vorteil ummünzen konnte, nämlich in der Form dramatisch und provokativ und in der Stossrichtung antienglisch. Dies böte, aussenpolitisch betrachtet, den Vorteil einer Verbesserung der deutschen Beziehungen zur Regierung Jules Ferry in Frankreich, Beziehungen, die Bismarck grösstenteils deshalb gepflegt hatte, weil diese Regierung mehr Interesse an Afrika und Asien zeigte als an Elsass-Lothringen. Innenpolitisch betrachtet, würde es ein nationalistisches Moment in die Wahlen von 1884 tragen, in denen Bismarck seinen Rückhalt im Reichstag auszubauen wünschte, und vielleicht trug es auch dazu bei, den Kronprinzen und seine Frau zu isolieren, deren pro-englische Sympathien wohlbekannt waren und deren kurz bevorstehende Thronbesteigung er aus persönlichen und politischen Gründen zu fürchten schien. Holstein zufolge erklärte Bismarck Zar Alexander III., dies sei das einzige Ziel seiner Kolonialpolitik; dies soll den Zaren, der einige Besorgnis hinsichtlich des Kurses hegte, den die deutsche Politik nach dem Tod Wilhelms I. nehmen mochte, zu dem Kommentar veranlasst haben: «Voilà qui est intelligent!»³² Bismarcks Sohn Herbert stellte ebenfalls dieses Motiv in den Vordergrund; 1890 erklärte er Lothar von Schweinitz: «...wir mussten auf eine lange Regierung [des Kronprinzen] gefasst sein, während welcher der englische Einfluss dominieren ... würde; um diesem vorzubeugen, musste die Kolonialpolitik eingeleitet werden, welche volkstümlich ist und jeden Augenblick Konflikte mit England herbeiführen kann.»³³

Das Signal, das die neue Politik einläutete und zugleich ihre charakteristische Färbung bestimmte, war die Affäre um Angra-Pequena, wiewohl diese ziemlich zufällig zustande kam. Der Bremer Kaufmann Lüderitz hatte in dem jetzt vergessenen Hafen an der afrikanischen Westküste, etwa 250 km nördlich der Mündung des Oranje, eine Handelsstation erbaut und im Jahr 1883 damit begonnen, Land von Eingeborenenhäuptlingen zu kaufen. Lüderitz war ein Mann, der dank seiner Beziehungen, u.a. zur Diskonto-Gesellschaft, einer der mächtigsten deutschen Banken, über einigen Einfluss verfügte, und er benutzte diese Beziehungen dazu, Bismarck für sein Unternehmen zu interessieren. Im Februar 1883 – also mehr als ein Jahr, bevor er sich entschloss, eine Kolonie zu gründen – hatte Bismarck das Aussenministerium in London gefragt, wie es sich zu einer Ausweitung des Lüderitzschen Unternehmens stellen würde und ob es bereit sei, seinen Schutz auch auf deutsche Händler auszudehnen. Die Briten verhielten sich in der Behandlung dieser Anfrage sowie einer zweiten, später im gleichen Jahr ergangenen, die

um eine Definition der englischen Besitzansprüche entlang der Küste Südwestafrikas ersuchte, aussergewöhnlich hinhaltend, einesteils, weil dies Fragen waren, zu denen das Kolonialministerium und die Regierung der Kapkolonie Anspruch hatten, gehört zu werden, aber vielleicht noch mehr, weil das Aussenministerium im Vertrauen auf die nachdrücklichen Versicherungen, die Bismarck in der Vergangenheit gegenüber dem britischen Botschafter abgegeben hatte, den Kanzler für einen Gegner kolonialer Erwerbungen hielt und daher keinen Grund zur Eile sah. Das reizte Bismarck und verleitete ihn zu einer abrupten und heftigen Reaktion. Am 24. April 1884 telegraphierte er seinem Konsul in Südafrika und instruierte ihn, die Regierung der Kapkolonie davon zu informieren, dass Deutschland die Lüderitzschen Besitzungen unter seinen Schutz gestellt habe.

In dieser Mitteilung wurde weder die Grösse der Besitzungen mitgeteilt noch angegeben, was man sich unter einem deutschen Schutz genau vorzustellen hatte, noch war der deutsche Botschafter in London, Graf Münster, imstande, dem britischen Aussenministerium in diesen Fragen Aufklärung zu verschaffen; Bismarck hatte nämlich die Botschaft gänzlich uninformiert gehalten, eine unglückselige Gewohnheit des Kanzlers, wenn er seine Gegenspieler verwirren wollte oder – wie es sich in diesem Fall wahrscheinlich verhielt – wenn er sich noch nicht hundertprozentig entschieden hatte, welchen Weg er einschlagen würde.³⁴ Ohne eine Klärung abzuwarten, traf die britische Regierung, auf Anraten des Kolonialministeriums und der Behörden am Kap, Vorbereitungen zur Besetzung der ganzen Küste Südwestafrikas vom Oranje-Fluss an nördlich bis zur Walfischbai, darunter auch des Gebietes, in welchem Lüderitz sich niedergelassen hatte. Bismarck stürzte sich sogleich in einen erbitterten Disput mit London; er weigerte sich, englische Ansprüche in jenem Gebiet anzuerkennen, beschuldigte die Briten, sie versuchten, in Afrika eine neue Monroe-Doktrin durchzusetzen, und behauptete, das deutsche Nationalgefühl sei empört. Da Münster seiner Meinung nach zu sehr Gentleman war, um die Engländer wirksam einschüchtern zu können, schickte er seinen Sohn Herbert am 14. Juni als Sondergesandten nach London. Herbert, ein fähiger Diplomat, bei dem sich unglücklicherweise einige der nachteiligsten Wesenszüge seines Vaters wiederfanden, rang den Engländern mit Hilfe einer guten Portion unnötigen Säbelrasselns sowie einiger für seine Gesprächspartner recht peinlichen Hinweise auf ihre schwache Position in Ägypten, wo sie aller diplomatischen Unterstützung bedurften, die sie nur finden konnten, die Aner-

kennung des deutschen Protektorates über Angra-Pequena und ebenso die Anerkennung gewisser deutscher Ansprüche auf die Fidschi-Inseln ab, die in der Vergangenheit eine Quelle gegenseitiger Verstimmungen gewesen waren.³⁵

Diese englischen Zugeständnisse, die Bismarck gut für die anstehenden Wahlen zu Hause zu verwerten wusste, brachten freilich keine Verbesserung des deutsch-englischen Verhältnisses, das der Kanzler lieber weiterhin in einem hochgespannten Zustand beließ. Es gab neuen Zwist und scharfe diplomatische Kontroversen, als die Kapregierung ihr Interesse an der südwestafrikanischen Küste wieder verstärkte, sich aber mit der Ankunft eines deutschen Kriegsschiffes und der Ankündigung konfrontiert sah, dass die Reichsregierung ihr Protektorat über das gesamte Gebiet zwischen der Kapkolonie und Angola ausgedehnt habe. Weiter nördlich hisste der deutsche Forschungsreisende und zeitweilige Konsul in Tunesien, Gustav Nachtigal, im Mai die deutsche Flagge über Togo und Kamerun, ein Vorgang, der die britischen Interessen im Nigerdelta bedrohte und – später im selben Jahr – Eingeborenenaufstände auslöste, die, wie die Deutschen behaupteten, von englischen Agenten angestachelt worden waren. In Ostafrika handelte der 28jährige Carl Peters, der in eigener Mission tätig war, Verträge mit Eingeborenenhäuptlingen aus, durch welche riesige Gebiete unter die Protektion seiner «Gesellschaft für deutsche Kolonisation» kamen, die quer zu der Route Kap-Kairo lagen, die in den Köpfen englischer Imperialisten bereits Gestalt angenommen hatte.³⁶ Auf der anderen Seite der Weltkugel schreckten die Deutschen die englische Regierung im Dezember 1884 mit der Verkündung eines Protektorats über Neubritannien und den nordöstlichen Teil Neuguineas, was den Engländern heftige Vorwürfe der Australier einbrachte, die ihrerseits Pläne für diese Gebiete hatten. Der Regierung Gladstone blieb angesichts ihrer zunehmend problematischeren Verstrickung in Ägypten und im Sudan nichts übrig, als möglichst gute Miene zu all dem zu machen, und Lord Granville, ihr Aussenminister, übte sich fortlaufend darin, Deutschland mit gezwungener Leutseligkeit als kolonialen Nachbarn willkommen zu heißen. Aber die Konkurrenz war ein wenig zu offensichtlich, um keinen Grund zur Unruhe zu bieten.

Noch beunruhigender war Bismarcks Politik des bewussten Ausspiels der französischen gegen die britischen Interessen, eine Politik, die sich am offensivsten in den deutschen Einsprüchen gegen den englisch-portugiesischen Kongovertrag von 1884 manifestierte, sowie den in Paris im August gemachten Vorschlägen zu einem gegenseitigen Unter-

stützungsabkommen für Westafrika, den Kongo und Ägypten. Unter diesem Druck fanden die Engländer es angebracht, einer Kongo-Konferenz zuzustimmen, die im Dezember 1885 in Berlin zusammentrat. Die dort geführten Verhandlungen, die das unerhört expansive und reiche Kongobecken zu einem souveränen Staat unter der Hoheit des Königs Leopold II. von Belgien machten und es für Händler aller Nationen öffneten und die ferner Regelungen für die Schifffahrt auf dem Niger und den Sklaven- und Waffenhandel in Afrika festsetzten, schmeichelten zweifellos dem deutschen Selbstgefühl, taten aber den Engländern auch keinen materiellen Abbruch, denn sie hatten nie die Absicht gehabt, den Kongo in Besitz zu nehmen und profitierten von den neuen Regelungen ebenso wie alle anderen.³⁷

Für Bismarck mag die Errichtung der Freihandelszone am Kongo im Rückblick möglicherweise der lohnendste Erfolg der deutschen Kolonialpolitik gewesen sein, denn alle anderen Unternehmungen verliefen auf die eine oder andere Weise enttäuschend oder erwiesen sich als zu teuer. Der Kanzler hatte im Grunde gehofft, den wirtschaftlichen Interessen der mächtigsten seiner Freunde einen Dienst zu erweisen, ohne dabei eine Regierungsverantwortung für die Einflussgebiete übernehmen zu müssen. Seine Wunschvorstellung war ein «informelles Reich», in welchem die interessierten wirtschaftlichen Parteien, die unter der Protektion des Deutschen Reichs tätig waren, selbst die Verwaltungskosten tragen und friedliche Beziehungen zu den örtlichen Stämmen aufrechterhalten würden. Aber das Bankenconsortium, das einsprang, um das wankende Lüderitzsche Unternehmen in Südwestafrika zu stützen – die Diskonto-Gesellschaft, die Deutsche Bank, die Dresdener Bank sowie andere Unternehmen, in denen die Bankiers Bleichröder, Oppenheimer, Warschau, Hammacher und Schwabach aktiv waren –, hatte nicht das Bedürfnis, nach Art der staatlich konzessionierten Handelsgesellschaften zu agieren und die darin liegenden Risiken zu tragen; ebensowenig wollte dies das Syndikat für Westafrika, das unter einem gewissen Druck seitens der Regierung zustande kam (unter der Präsidentschaft des Hamburger Kaufmanns Adolf Woermann), und ebensowenig wollten es die Agrarier, die den Export von Spirituosen betrieben, welche drei Fünftel der deutschen Exporte nach Westafrika ausmachten.³⁸ In beiden Fällen wurden aus den Protektoraten Kolonien, deren Unterhaltskosten der Staat trug; im Falle Südwestafrikas überstiegen diese Kosten die erzielten Gewinne bis zum Jahr 1906, als die Entdeckung reicher Diamanten- und Kupfervorkommen die bis dahin traurige Bilanz aufzu-

bessern begann. In Ostafrika zeigte sich, dass Bismarcks von Anfang an gegenüber Peters gehegtes Misstrauen mehr als begründet war. Die finanziellen Hintermänner dieses unsteten Freibeuters bildeten eine Deutsche Ostafrikanische Kompanie, die aber mehr durch Schulden als durch finanzielle Gesundheit von sich reden machte; 1888, als ihnen infolge des von der Regierung auf den Sultan von Sansibar ausgeübten Drucks Küstengebiete zufielen, um die sie sich drei Jahre lang bemüht hatten, fügte ein Eingeborenenaufstand ihren Besitzungen soviel Schaden zu, dass sie die Waffen streckten und erklärten, sie müssten sich aus dem Gebiet zurückziehen, wenn die Regierung es nicht besetzen lasse. Bismarck hatte Ostafrika zu jenem Zeitpunkt schon von ganzem Herzen satt – er sagte einmal, dass sein Konsul in Sansibar mehr Berichte schicke und mehr Probleme zur Sprache bringe als der ganze übrige Auswärtige Dienst zusammen –, aber er hatte keine Wahl. Der sich anschliessende Feldzug zur Befriedung Ostafrikas dauerte nahezu zwei Jahre und kostete neun Millionen Mark.

Bismarck hatte also angesichts der wirtschaftlichen Ergebnisse seines Kolonialabenteuers Grund zur Ernüchterung, und es war mehr als ein blosser Witz, als er bei einem Besuch des italienischen Premierministers in Friedrichsruh im Mai 1889 seinem Gast alle deutschen Besitzungen in Afrika zum Kauf anbot.³⁹ Was den politischen Nutzen betraf, so war dieser bescheidener, als der Kanzler gehofft hatte. Der kolonialistische Rausch hatte gewiss zur Niederlage der Fortschrittspartei bei den Wahlen von 1884 und zur Stärkung der Bismarckschen Position im Reichstag beigetragen. Andererseits hatten die anti-englischen Töne, zu denen er in seinem Bemühen, sich mit den Franzosen gut zu stellen, gegriffen hatte, letztere eher befremdet als befriedigt und sie jedenfalls bestimmt nicht dazu gebracht, wie Bismarck es im Dezember 1884 Courcel gegenüber ausdrückte, «sich von ihren schmerzlichen Erinnerungen abzuwenden ... [und] sich mit Sedan abzufinden, wie sie sich nach 1815 mit Waterloo haben abfinden müssen»;⁴⁰ und in der Tat, als das Desaster von Tonkin 1885 die imperialistische Regierung Ferry stürzte, schienen die Franzosen daraus zu schliessen, dass sie sich in der letzten Zeit zu wenig um die Dinge gekümmert hatten, auf die es wirklich ankam. General Boulanger kam nun ans Ruder, und das fatale Wort *revanche* war wieder einmal zu hören. Zu diesem Zeitpunkt, als gleichzeitig eine neue Welle des Panslawismus die russische Politik in Osteuropa zu beseelen begann, entwickelte Bismarck sehr rasch ein Interesse, eine Zusammenarbeit zwischen der englischen Regierung und dem Dreibund zustande zu brin-

gen. Dies wäre leichter zu erreichen gewesen, hätte er 1884 eine weniger aggressive Politik gemacht.

4. Spannungen im Bündnissystem: Bulgarien und die eigenmächtige Politik der deutschen Militärs 1885-1888

Mitte der 80er Jahre wurde Bismarcks Sicherheitssystem durch neue Balkanprobleme, die dieses Mal in Bulgarien aufflammten, einer äussersten Zerreißprobe unterworfen. Ausgangspunkt war der Umstand, dass Russland, das für die Unabhängigkeit Bulgariens gekämpft und dem jungen Staat in den Jahren nach dem Berliner Kongress beim Aufbau seiner politischen und militärischen Institutionen geholfen hatte, von Bulgarien erwartete, für diese Dienste entschädigt zu werden, nicht nur durch Dankbarkeit, sondern auch durch Willfährigkeit gegenüber den russischen Ratschlägen. Die Mehrheit der gebildeten Bulgaren war jedoch mit nicht geringem Nationalstolz erfüllt und verspürte nicht den Wunsch, sich irgendjemandem willfährig zu erweisen. Besondere Brisanz erhielten diese Meinungsverschiedenheiten durch die Politik des Fürsten Alexander von Battenberg, eines Neffen des Zaren, der 1879 mit russischer Zustimmung auf den bulgarischen Thron gewählt worden war. Als Herrscher energisch und ehrgeizig, jedoch ohne Augenmass, erzürnte Alexander die Russen zuerst dadurch, dass er mit russischen Beamten, die hohe Stellungen in seiner Verwaltung bekleideten, in Streit geriet; dann brachte er sie dadurch auf, dass er österreichische Interessengruppen begünstigte, die ein bulgarisches Verbindungsstück zur Vervollständigung der geplanten Orientbahn bauen wollten, die von Österreich durch Serbien und Bulgarien nach Adrianopel und Konstantinopel führen sollte. Den Russen, die bereits durch die politischen und wirtschaftlichen Abkommen aufgeschreckt waren, die Österreich mit Serbien (1881) und Rumänien (1883) abgeschlossen hatte, kam es darauf an, den Bau des bulgarischen Teilstücks dieses Eisenbahnprojekts zu verhindern; Alexanders Weigerung, mit ihren Plänen konform zu gehen, konnten sie nicht hinnehmen.

Die offenen Reibungen zwischen dem Fürsten und den Russen hatten immerhin dafür gesorgt, dass ersterer bei der bulgarischen Nationalversammlung und bei jenen Teilen der Bevölkerung, die den Hochmut der russischen Beamten hassen gelernt hatten, sehr an Popularität gewonnen hatte; und das machte es ihm unmöglich, seinen Kurs zu ändern. Über-

dies ereigneten sich 1885 zwei Dinge, die seine Selbstsicherheit stärkten: Bulgarien annektierte die türkische Provinz Ostrumelien nach einer Revolution in ihrer Hauptstadt Philippopolis und führte einen glänzenden Feldzug gegen die Serben; diese waren so unklug gewesen, die bulgarische Annexion Rumeliens ihrerseits durch eine militärische Eroberung ausgleichen zu wollen, und wurden binnen vier Wochen gründlich besiegt.

Nach diesen Ereignissen bekamen die Russen Angst, sie würden jegliche Kontrolle über den bulgarischen Staat verlieren, und ihre anmassenden Versuche in den folgenden Monaten, ihn auf den Status eines Satelliten herabzudrücken, führten zur Einmischung sämtlicher Grossmächte, wodurch Bismarcks Bündnissystem beinahe zerstört wurde.

Zweifellos geriet der Dreikaiservertrag von 1881 an den Rand des Zerfalls, denn die Russen schienen bereits 1886 in steigendem Masse einer gewaltsamen Unterwerfung Bulgariens zuzuneigen, und die Österreicher ergriffen Vorkehrungen, um möglichen russischen Schritten zu begegnen. Der Gedanke an einen österreichisch-russischen Krieg erfüllte den Kanzler mit schlimmen Vorahnungen, denn er setzte wenig Vertrauen in die militärische Stärke der Österreicher und war sich bewusst, dass Deutschland ihnen würde zu Hilfe kommen müssen. In aller Deutlichkeit setzte er diesen Punkt einmal seinem Sohn Herbert gegenüber auseinander, der nach einer raschen und nicht glanzlosen diplomatischen Karriere seit 1885 die Stellung eines Staatssekretärs im Auswärtigen Amt bekleidete. Herbert hatte weder Vertrauen noch besondere Zuneigung zu den Österreichern, die in seinen Augen ein ausgelagtes Volk waren, dem der Katholizismus das moralische Mark ausgesogen hatte und dessen Politik insgeheim von den Jesuiten geleitet wurde; er spielte oft mit dem Gedanken, ob es nicht ratsam sei, Wien im Stich zu lassen und ein neues diplomatisches System auf der Grundlage von Bündnissen mit Grossbritannien und Russland zu bilden, was, wie er gerne betonte, der Traum von Lord Odo Russell gewesen war. Sein Vater hatte für solche Gedankenspiele kein Verständnis. Falls es zu einem Krieg zwischen Österreich und Russland kommen sollte, so schrieb er im Oktober 1886 an Herbert: «(können) ... wir ... wohl zugeben ..., dass Österreich eine Schlacht verlöre, aber nicht, dass es vernichtet oder tödlich verwundet oder von Russland abhängig würde. Die Russen sind dazu doch nicht masshaltend genug, dass wir mit ihnen und den Franzosen allein auf dem Kontinent leben könnten. Wenn sie Österreich beseitigt oder in ihrem Gefolge hätten, würden sie erfahrungsmässig so herrisch gegen uns auftreten, dass der Frieden mit ihnen unhaltbar würde.» Österreich musste daher gesichert werden. Andererseits durfte Deutsch-

lands Standpunkt in dieser Frage nicht zu entschieden formuliert werden, denn «wir würden dann ... keine Garantie gegen österreichische Provokationen Russland gegenüber besitzen». Die beste Versicherung hiergegen sei in der Tat sogar eine deutliche Erklärung Deutschlands, dass es die «russischen Rechte» in Bulgarien unterstütze.⁴¹

Dieser Brief bietet nicht nur den Schlüssel zum Verständnis der Bismarckschen Politik während der bulgarischen Krise, sondern auch die beste Erklärung für den verschlungenen Kurs, den er zu ihrer Bewältigung einschlug. Dieser hat ihm den unkritischen Beifall derjenigen Historiker eingebracht, die an Bismarck das bewundern, was sie als seinen «Machiavellismus» betrachten, sowie die Missbilligung derer, die im Einschlagen komplizierter Umwege ein Zeichen von Schwäche erblicken, ein Zeichen – wie ein bedeutender englischer Gelehrter schrieb –, «dass der alte Herr ein wenig den Kopf verloren hatte».⁴² Es ist denkbar, dass beide Urteile falsch sind. Wenn es für den Kanzler einen einfacheren Weg gegeben hätte, seine Ziele zu erreichen, dann hätte er ihn sicherlich eingeschlagen, denn er war kein Bewunderer einer als Selbstzweck verstandenen Kompliziertheit. Aber alle geraden Wege waren gefährlich und hatten ihre Fallstricke, so dass Bismarck sich genötigt sah, die verschlungenen Pfade zu gehen, selbst wenn er damit riskierte, nicht nur die Nachwelt, sondern auch einige seiner engsten Mitarbeiter in Verwirrung zu stürzen – seinen Sohn, seinen politischen Berater Holstein und führende Mitglieder seines diplomatischen Dienstes wie Reuss in Wien und Radowitz in Konstantinopel.

Es war Bismarcks Haltung gegenüber den russischen Ansprüchen in Bulgarien, aus der die meisten seiner Mitarbeiter falsche Schlüsse zogen, und es ist in dieser Hinsicht aufschlussreich zu sehen, welchen Standpunkt Friedrich von Holstein einnahm. Dieser fähige und gewissenhafte Beamte war seit den 60er Jahren, als er unter Bismarck in der St. Petersburger Botschaft gearbeitet hatte, unmittelbar mit der Politik des Fürsten verbunden gewesen und sass seit 1875 im Machtzentrum des Aussenministeriums. Man sollte annehmen, er hätte nach all den Jahren gewusst, worauf sein Chef hinaus wollte. Aber eben jene Eigenschaften Holsteins, die ihn zu einem so wertvollen Untergebenen machten, hinderten ihn an diesem Verständnis. Sein streng analytischer und logischer Verstand entrüstete sich über das, was ihm als eine innere Widersprüchlichkeit des Bismarckschen diplomatischen Systems erschien, und des Kanzlers Vorliebe für Unbestimmtheit dünkte ihn sowohl fahrlässig als auch unverantwortlich. Tatsache war, dass Holstein an etwas

krankte, das Bismarck einmal als den charakteristischen Mangel seiner Landsleute bezeichnet hat – an der Unfähigkeit, Ereignisse abzuwarten, und an grossem und vorschnellem Übereifer in der Beurteilung von Situationen. Als erbitterter Gegner der Russen – aus Gründen, die ungeklärt, wahrscheinlich aber persönlicher Natur waren – trat Holstein nach Kräften für eine Loslösung von St. Petersburg ein, ohne die Vorteile in Betracht zu ziehen, welche die Verbindung mit Russland nicht nur als Regulativ gegenüber Österreich und Frankreich bot, sondern auch – wenigstens potentiell – als Druckmittel gegenüber Grossbritannien.

Holstein neigte immer mehr der Ansicht zu, dass eine Aufrechterhaltung der russischen Bindungen gefährlich war, weil Russland sich darauf verlegt hatte, diese zur Isolierung und Zerschlagung Österreichs zu benutzen. Bismarcks Haltung gegenüber den russischen Ansprüchen in Bulgarien, besonders aber die Andeutungen, die Herbert von Bismarck den Russen gegenüber machte – dass sie mit der Unterstützung Deutschlands rechnen könnten –, bestätigten Holsteins schlimmste Befürchtungen. Im November 1885, als die russische Kampagne gegen Alexander von Battenberg Gestalt anzunehmen begann, kam Holstein, ein überzeugter Anhänger dieses eigenwilligen Herrschers, zu der Überzeugung, dass der jüngere Bismarck ein Werkzeug in den Händen der Russen war. «Herbert ist ganz von den Russen eingelappt», schrieb er in sein Tagebuch. «Er speist bei Schuwalow zwei- bis dreimal die Woche, kriegt dort, wie er selbst sagt, 7 Sorten Weine und wird gröblich umschmeichelt. Diplomatisch aber behandelt Schuwalow ihn als grünen Jungen, das sieht man an den Zumutungen.»⁴³ Zwei Monate später verlieh er seinen Befürchtungen noch deutlicheren Ausdruck.

Herbert benimmt sich so, dass nicht nur ich, sondern auch Brauer, der Orientdezernent, und Berchem das Gefühl haben, dass auch er seinen kleinen Krieg haben will, um dadurch ein berühmter Mann zu werden. Das würde also der Bismarcksche Erbfolgekrieg sein.

Herbert hasst den Fürsten von Bulgarien und hasst die Österreicher. Er möchte alles lieber, als dass der Battenberger in Bulgarien bliebe, schon deshalb, weil er, Herbert, dem Prinzen Wilhelm gesagt hat, der Battenberger werde fliegen.

Um dieses Ziel zu erreichen, soll Österreich zunächst gedrängt werden, eine Demarkationslinie zwischen sich und Russland auf der Balkanhalbinsel ziehen zu lassen, d.h. es soll anerkennen, dass Bulgarien zur russischen Interessensphäre gehört, und dass Russland dort tun kann, was es will.

Als ich heute zu Herbert sagte, es scheine mir nicht, dass die Österreicher geneigt seien, diese Auffassung zu akzeptieren, erwiderte er in seiner üblichen Manier: «Dann ist es aus mit Österreich.»

Ich würde auf solche Kindereien keinen Wert legen, wenn ich nicht täglich mehr sähe, wie schwach der Alte gegen den Jungen ist. Die Schwäche ist auch teilweise eine physische. Die Schweninge-Kur hat das Herz geschwächt.

Zum ersten Mal seit 25 Jahren habe ich Misstrauen gegen die Bismarcksche auswärtige Politik. Der Sohn führt den Alten, und den Sohn führt die Eitelkeit und die russische Botschaft.⁴⁴

All dies waren Übertreibungen bis zur Grenze der Phantasterei. Wenn es stimmt, dass Herbert von Bismarck die Russen sympathischer fand als die Österreicher, so machte er ihnen doch keine Zugeständnisse und übermittelte ihre Bitten um Unterstützung getreulich seinem Vater, der ihnen, wann immer sie konkrete Formen annahmen, wie etwa im Februar 1886, als der russische Botschafter um deutsche Hilfe bei der Absetzung von Alexander von Battenberg bat, auswich. Gleich, was Holstein denken mochte, es war der alte Mann, der die Zügel in der Hand hielt, und er spielte ein unendlich ausgeklügelteres Spiel, als sein Beamter es ahnte. In den ersten Monaten des Jahres 1886 erlebte Frankreich einen starken Anstieg der antideutschen Stimmung, der durch Enttäuschungen auf kolonialpolitischem Gebiet ausgelöst und durch die Ernennung von General Georges Boulanger zum Kriegsminister symbolisiert wurde. Im Zeichen einer wieder einmal für die Befreiung der verlorenen Provinzen Elsass und Lothringen trommelnden Boulevardpresse war kein Verlass darauf, dass die französische Regierung sich nicht dem Druck der Öffentlichkeit beugen und zur Politik der Waffen greifen würde; und für den Fall, dass sie dies tat, konnte Bismarck die Möglichkeit nicht ausser Acht lassen, dass die Russen der Beteuerungen des guten Willens aus Berlin überdrüssig wurden und eine Allianz mit Paris suchten. Um jeder Entwicklung in diese Richtung den Boden zu entziehen, fühlte er sich, während er fortfuhr, der russischen Regierung sein wohlwollendes Verständnis für ihre Interessen auf dem Balkan zu versichern, gezwungen, neue diplomatische Hilfsquellen zu mobilisieren, um ihren Ehrgeiz in Schach zu halten. Und gleichzeitig musste er die französische Abenteuerlust bremsen, indem er demonstrierte, wie gefährlich es für Frankreich werden konnte, wenn es ihr nachgab.

Er suchte dieses zweite Ziel dadurch zu erreichen, dass er auf die in Frankreich vor Kurzem durchgeführten militärischen Reformen mit beeindruckenden Verstärkungen der deutschen Militärmacht antwortete. Im November 1886, zu einem Zeitpunkt, an dem die Sensationspresse Frankreichs zu immer chauvinistischeren Tönen griff und Boulanger mit seiner Anordnung zum Bau neuer Kasernen und zur Konzentration von Heeresseinheiten in den östlichen Bezirken sogar seine eigenen Kabi-

nettskollegen in Aufregung versetzte, legte Bismarck dem Reichstag ein neues Heeresgesetz vor, obwohl die nächste Bewilligungsfrist eigentlich erst im Frühjahr 1888 angelaufen wäre. Der geforderte Zuwachs der Truppenstärke – von 427'000 auf 468'000 Mann – war an und für sich nicht bedrohlich für Frankreich, das, mindestens im Verhältnis zur Bevölkerungszahl, weiterhin die stärkere militärische Streitmacht besass. Ernüchternder für die Franzosen war da die Rede, mit der Bismarck die Heeresvorlage bei der Schlussdebatte des Reichstags im Januar 1887 verteidigte.⁴⁵ In dieser von den Historikern im Allgemeinen als eines seiner rhetorischen Meisterstücke betrachteten Rede, die ebenso wegen ihrer treffsicheren psychologischen Wirkung Lob verdient, betonte der Kanzler, dass seine Forderung nach Heeresverstärkungen sich ausschliesslich auf die Möglichkeit eines Krieges gegen Frankreich bezog, eines Krieges, den seiner Überzeugung nach die gegenwärtige französische Regierung nicht wünschte, der ihr aber dennoch durch eine von gewissen ehrgeizigen Männern aufgehetzte und irreführende öffentliche Meinung aufgezwungen werden mochte. Dem französischen Volk versicherte er, dass Deutschland niemals von sich aus zum Präventivkrieg greifen werde; aber wie könne Deutschland sicher sein, dass die Franzosen es nicht angreifen würden, sei es aufgrund eines irrigen Glaubens an ihre militärische Überlegenheit, sei es, um dadurch inneren Schwierigkeiten aus dem Wege zu gehen, oder sei es, weil man die politische Macht in die Hände von Militärs gegeben hatte, die glaubten, mit den Bajonetten liessen sich alle Probleme lösen. Bismarcks implizite Warnung an die Adresse der französischen Regierung, der Boulangismus könne, wenn ihm keine Zügel angelegt wurden, zu einer Wiederholung des Geschehens von 1870 mit noch grösserem Blutvergiessen führen, kehrte in den darauffolgenden Monaten in etwas verschärfter Tonlage wieder, denn der Reichstag hatte, vor allem deshalb, weil Bismarck der Beschränkung des Bewilligungszeitraums auf drei Jahre nicht zustimmen wollte, die Vorlage zu Fall gebracht, und der Kanzler machte sie daraufhin zum Gegenstand einer nationalen Abstimmung, indem er das Parlament auflöste und sich an die Wähler wandte. In diesem Zusammenhang gestattete er sich eine offenere Sprache, während diejenigen Zeitungen, die seiner politischen Linie verpflichtet waren, ohnehin kein Blatt vor den Mund nahmen. Am 31. Januar 1887 erschien die *Berliner Post*, die 1875 gefragt hatte, ob Krieg in Sicht sei, mit einem Leitartikel, der unter der Überschrift «Auf Messers Schneide» dieselbe Frage wiederholte; der Autor des Artikels vertrat darin den Standpunkt, dass Bou-

langer nicht mehr aufgehalten werden könnte und dass ein Krieg nahezu unausweichlich war. Äusserungen dieser Art und Bismarcks Entscheidung, im Februar 72'000 Reservisten zu Manövern in Elsass und Lothringen einberufen zu lassen, übten die erwartete Wirkung auf die Wähler aus, die den regierungstreuen Kräften zu einer grossen Mehrheit verhalfen und damit die Verabschiedung des Heeresbewilligungsgesetzes sicherstellten.⁴⁶

Bismarcks Taktik blieb auch in Frankreich nicht ohne Wirkung, wo die Begeisterung für den Boulangismus rasch zu schwinden begann und wo Vorsicht das Gebot der Stunde für die Regierung wurde. In den letzten Monaten des Jahres 1886 war in Paris viel über die Möglichkeit einer russisch-französischen Allianz gesprochen worden, und es hatte einige tastende Fühlungen mit St. Petersburg gegeben; der französische Botschafter in Berlin warnte davor, den Eindruck entstehen zu lassen, Frankreich versuche Deutschland von Russland zu entfremden oder bemühe sich um ein Bündnis mit dem Zaren. «Un mot imprudent, une manifestation quelconque révélant chez nous une pareille arrière-pensée pourraient décider M. de Bismarck à essayer nous écraser par mesure de précaution.» Die Erneuerung des Dreibunds im Februar 1887 lieferte den Franzosen ebenfalls Stoff zum Nachdenken, denn es schien Anzeichen dafür zu geben, dass der Kanzler die Italiener stärker als bisher auf ein Eingreifen zugunsten Deutschlands im Falle eines Kriegs gegen Frankreich verpflichtet hatte, indem er der italienischen Regierung mit neuen politischen Zugeständnissen entgegengekommen war.⁴⁷

War es Bismarck mit diesen Manövern gelungen, die Spannungen im Westen abzubauen, so waren seine Bemühungen in Osteuropa weniger erfolgreich, wo die Lage durch die im September 1886 unter russischem Druck erfolgte Abdankung des Fürsten Alexander erschwert und dann, als die Regierung Bulgariens sich ebenso halsstarrig zeigte wie der abgetretene Fürst, durch den von Russland ausgehenden Abbruch der diplomatischen Beziehungen zu Bulgarien im November noch verschärft wurde. Die Befürchtung erschien begründet genug, dass Russland einen militärischen Vorstoss unternehmen und damit einen österreichischen Gegenschlag provozieren würde – wobei beide Mächte Deutschland um Hilfe angehen würden –, es sei denn, man fand Mittel und Wege, den Zaren davon zu überzeugen, dass ein solches Vorgehen unklug war. Bismarck verspürte nach den Zusicherungen, die er dem russischen Herrscher in den vergangenen Monaten gemacht hatte, kein Verlangen, die Verantwortung für die Enttäuschung der russischen Hoffnungen in Bul-

garien zu übernehmen. Er zog es vor, dies anderen – insbesondere den Engländern – zu überlassen.

Es scheint festzustehen, dass die häufigen und sorgfältig formulierten Versicherungen des Kanzlers, Deutschland verfolge auf dem Balkan und am Mittelmeer keinerlei machtpolitische Interessen, nicht nur dem Zweck diene, die Österreicher zurückzuhalten, sondern auch dazu, die Engländer aus ihrer Isolationspolitik herauszulocken, indem er ihnen dadurch zu verstehen gab, dass sie, wenn die Tendenzen der russischen Politik ihnen Sorgen machten, gefälligst ruhen sollten, sich selbst an deren Eindämmung zu beteiligen. Die Chancen dafür, dass dieser Wink nicht auf taube Ohren treffen würde, vergrösserten sich, als im November 1886 die Konservativen die Zügel der Regierung übernahmen; denn von Salisbury konnte man eine härtere Interessenpolitik auf dem Balkan erwarten, als Gladstone sie betrieben hatte. Bismarck nutzte den Regierungswechsel auf zweierlei Weise. Er ermutigte die italienische Regierung, die bei den Verhandlungen um die Erneuerung des Dreibunds angedeutet hatte, dass sie eine russische Vorherrschaft auf dem Balkan nicht begrüssen würde, sich mit den Engländern hinsichtlich diesbezüglicher Vorbeugemassnahmen zu verständigen.⁴⁸ Und er überredete die Kronprinzessin, einen Brief an Königin Victoria zu schreiben – wir müssen jedenfalls vermuten, dass er es war, der ihr dabei die Hand führte –, in dem sie Bismarcks Befürchtungen schilderte, die Situation im Osten werde sich rundum verschlechtern, wenn Grossbritannien nicht seinen Einfluss in der Türkei wiederherstellte; ein solcher Schritt Englands werde die Unterstützung Österreichs und Italiens finden und sei gewiss geeignet, die Russen zur Vernunft zu bringen. Falls Russland als Reaktion hierauf versuchen würde, ein Offensivbündnis mit Frankreich zu schliessen, besässe Deutschland so eine bessere Ausgangsposition, um sich der Bedrohung zu erwehren. In jedem Falle werde das Balkanproblem eine Lösung finden.⁴⁹

Auf diese Fühlungnahme reagierten die Engländer positiv; im Januar 1887 deutete Salisbury gegenüber dem italienischen Botschafter in London an, er halte Gespräche im Hinblick auf die gemeinsamen Interessen der beiden Länder für wünschenswert, und einen Monat später wurde in einem Notenwechsel zwischen Rom und London die Zusammenarbeit beider Länder in Mittelmeerfragen vereinbart. Die Zielrichtung dieses formlosen Übereinkommens war anti-französisch, aber Salisbury machte beizeiten sein Interesse deutlich, es auf den östlichen Balkan auszudehnen, indem er Österreich zur Beteiligung einlud; als er damit an

Wien herantrat, drängte Bismarck die Österreicher, sich aufgeschlossen zu zeigen, und im März befolgten sie seine Empfehlung und traten dem englisch-italienischen Abkommen bei. Das Ergebnis – das sogenannte Erste Mittelmeer-Abkommen – verfolgte ganz offensichtlich den Zweck, den *status quo* sowohl in der östlichen als auch in der westlichen Mittelmeerzone – und das hiess mittelbar, auch auf dem Balkan – zu erhalten. Indem das Abkommen eine Bindung zwischen England und dem Dreibund herstellte, konnte man sich von ihm eine abschreckende Wirkung sowohl auf französische als auch auf russische Abenteuerluste versprechen.⁵⁰

Bismarck hatte allen Grund, mit diesem Ergebnis zufrieden zu sein, umso mehr, da er als Nicht-Mitunterzeichner jede Verantwortung dafür von sich weisen konnte. Darüber hinaus versetzte es ihn in die Lage, den Schaden wieder auszubügeln, den die deutsch-russischen Beziehungen durch das Scheitern des Dreikaiservertrags unter dem Druck der Ereignisse in Bulgarien erlitten hatten. Im Juni 1887 unterzeichneten die russische und die deutsche Regierung nach zweimonatigen Verhandlungen den später so genannten Rückversicherungsvertrag, der jede der beiden Signatarmächte zur Neutralität im Falle eines vom Vertragspartner geführten Krieges verpflichtete, allerdings mit zwei Ausnahmen: Die Verpflichtung trat nicht ein bei einem deutschen Angriff auf Frankreich oder einem russischen Angriff auf Österreich. Für Bismarck besass dieser Vertragsabschluss den Vorteil, dass er die Gefahr einer russisch-französischen Zusammenarbeit in einem Angriffskrieg gegen Deutschland zu bannen schien; das Gefährliche an ihm war indes, dass seine Bestimmungen und die erneuerten Versicherungen, die Bismarck in geheimen Zusatzartikeln abgab und die sich auf die deutsche Unterstützung der russischen Ansprüche auf die Vorherrschaft in Bulgarien und an den Meerengen bezogen, den Russen wie eine Aufforderung erscheinen konnten, in Bulgarien eine Politik zu betreiben, die eine gewaltsame Reaktion Österreichs hervorrief, bei deren Abwehr sie dann deutsche Unterstützung erwarten würden. In der Tat schienen die Russen im Sommer und Herbst 1887, nachdem die bulgarische Nationalversammlung Ferdinand von Coburg zum neuen Landesfürsten gewählt hatte – eine Wahl, welche die Russen missbilligten –, eindeutig diesen Kurs zu steuern; und die Schritte, die sie unternahmen, um Ferdinand abzusetzen, weckten allgemein die Befürchtung, dass der Krieg vor der Tür stehe. Bismarck beantwortete diese Gefahr damit, dass er die Unterzeichnerstaaten des Mittelmeer-Abkommens aufforderte, ihre früheren Absprachen zu bekräftigen und zu erweitern; sie folgten dieser Empfehlung im Dezember,

indem sie ihr Interesse an der Aufrechterhaltung des *status quo* unterstrichen und dabei speziell auf Bulgarien und die Meerengen hinwiesen. Im Angesicht dieser deutlichen Warnung sah die russische Regierung sich gezwungen, ihre Absicht, Bulgarien fester in den Griff zu bekommen, fallenzulassen, wobei dies sicher nicht ohne manchen bitteren Gedanken daran abging, welche Vorteile ein Bündnis mit einem Partner hatte, der mit der linken Hand wegnahm, was er mit der rechten gegeben hatte.⁵¹

Die russische Enttäuschung über den Rückversicherungsvertrag wurde sicher durch das sogenannte Lombardverbot vom 10. November 1887 noch gesteigert, mit dem die deutsche Regierung der Reichsbank untersagte, russische Wertpapiere als Sicherheit für Anleihen zu akzeptieren. Die Anleger sahen in diesem Schritt ein Zeichen mangelnden Vertrauens in den russischen Kredit, und die daraufhin einsetzenden Verkäufe russischer Besitztitel führten zu einem rasanten Kursverfall und zu schweren Behinderungen für die finanziellen Operationen Russlands. Vordergründig war die Massnahme eine Vergeltung für diskriminierende Praktiken gegen deutsche Landbesitzer in Polen, aber es bestehen kaum Zweifel, dass Bismarcks ursprüngliche Absicht es war, den Russen ein weiteres Hindernis für wirkungsvolle militärische Aktionen auf dem Balkan in den Weg zu legen. Sein Streich wirkte sich zweifellos zu Gunsten einer Lösung der Krise aus. Er hatte aber auch noch einen weiterreichenden Effekt. Er verleitete die russische Regierung nämlich dazu, sich in den folgenden Jahren dem französischen Finanzmarkt zuzuwenden, und half so eben jener politischen Annäherung zwischen Frankreich und Russland den Weg zu ebnen, die Bismarck so fürchtete.⁵²

Wenn das Taktieren des Reichskanzlers die Gefühle der Russen kränkte, so gab es im eigenen Hause Leute, denen es ähnlich erging. Holsteins antirussische Einstellung hatte mit der Vertiefung der bulgarischen Krise an Schärfe zugenommen, und er missdeutete die wirklichen Ziele der Bismarckschen Politik auf das Beharrlichste. Während der Kanzler die Bildung des Mittelmeer-Abkommens unterstützte, weil er eine auf Krieg zustrebende Entwicklung aufhalten wollte, begrüßte Holstein es als ein Mittel, das die Abrechnung mit der Regierung des Zaren erleichtern würde. Im Mai 1887 schrieb er in sein Tagebuch: «Jetzt, nachdem die Gruppe Österreich – Italien – England zusammengeschweisst ist, wäre ein Zusammenstoß dieser Gruppe mit Russland je eher, je besser.»⁵³ Über das Netz seiner Beziehungen tat Holstein sein Möglichstes, die österreichische Regierung zu einer militaristischen Po-

litik in allen Bulgarien betreffenden Fragen zu ermuntern,⁵⁴ und er wurde in diesen Bemühungen mit besorgniserregender Beharrlichkeit von den deutschen Militärs unterstützt. *Spiritus rector* war hier General Alfred von Waldersee, der 1882 zum Generalquartiermeister im Generalstab ernannt worden war. Waldersee, ein ehrgeiziger Soldat, der mit dem Amt des Kanzlers liebäugelte, war 1883 einer der Hauptinitiatoren jener Verwaltungsreform gewesen, die den Generalstab von der Kontrolle durch das Kriegsministerium befreit und in der Folge ihm selbst die Möglichkeit verschafft hatte, als Stellvertreter Moltkes nicht nur seine Ansichten bei Hofe vorzutragen, sondern auch in eigener Verantwortung mit anderen Ministerien zu verhandeln und sich in ihre Angelegenheiten zu mischen. Er benutzte diese Macht dazu, in der Aussenpolitik herumzudilettieren, für die er sich einbildete, eine besondere Gabe zu besitzen; sein Wirken in diesem Bereich erreichte seinen Höhepunkt in der letzten Phase der langwierigen bulgarischen Krise. Seine Ansicht über die Zukunft der deutsch-russischen Beziehungen war ebenso apokalyptisch wie die Holsteins, mit dem er in Kontakt stand; und da er einen Krieg für unausweichlich hielt, glaubte er, Deutschland und Österreich müssten ihrem Widersacher zuvorkommen, indem sie zu einem selbstgewählten Zeitpunkt einen Präventivkrieg vom Zaune brachen. «Es werden viel Menschen hingeschlachtet werden», schrieb er im November 1887; «so lange man mir aber nicht nachweist, dass man mehr als einmal sterben kann, bin ich nicht in der Lage, den Tod für den Einzelnen als ein Unglück anzusehen.» Mit dieser frohsinnigen Philosophie gewappnet, mühte sich Waldersee ebenso wie Holstein nach Kräften, die Österreicher in eine Kollision mit Russland zu treiben.⁵⁵

Als die bulgarische Krise in ihre gefährlichste Phase trat, entdeckte Bismarck, in welchem Ausmass seine Politik von den Militärs hintertrieben worden war. In Berlin versuchte Waldersee, indem er Moltkes Einfluss beim Kaiser ausnutzte, Wilhelm von der Notwendigkeit eines sofortigen Krieges gegen Russland zu überzeugen; in Wien schlug der deutsche Militärattaché, Major von Deines, in einer Reihe vertraulicher Gespräche mit dem österreichischen Stabschef und dem Kaiser in die gleiche Kerbe und versuchte, den Eindruck zu erwecken, dass in Berlin ein österreichisches Losschlagen erwünscht wäre und unterstützt werden würde. Der Kanzler reagierte auf dieses neuerliche Aufleben der Präventivkriegsstimmung von 1875 prompt. In einer meisterhaften Anweisung an seinen Botschafter in Wien wies er darauf hin, dass Deutschland gemäss den Bestimmungen des Zweibundes von 1879 nur dann zur

Unterstützung Österreichs verpflichtet sei, wenn dieses von Russland angegriffen würde, und mahnte ihn, den Kaiser hieran zu erinnern. «Ich kann mich ... des Eindrucks nicht erwehren, dass in gewissen militärischen Kreisen Wiens die Absicht besteht, unser *Defensivbündnis* zu verschieben. ... Wir müssen nur beiderseits darauf achten, dass die Berechtigung, unsere Monarchen politisch zu beraten, nicht faktisch unsern Händen entgleite und auf die Generalstäbe übergehe.»⁵⁶

Zur gleichen Zeit richtete Bismarck in Berlin ähnlich klare Worte an die führenden Militärs; er erklärte, dass ein Krieg im Angesicht der inneren Lage Deutschlands ein törichtes Wagnis wäre (das Parlament wurde immer unbotmässiger, und dem Reich stand ein Herrscherwechsel ins Haus), und drohte, die politische Verantwortung niederzulegen, wenn die Einmischungen sich fortsetzten. Ende Dezember besass Bismarck die Zusicherung Moltkes und Albedylls, des Chefs des Militärkabinetts, dass sie nicht die Absicht hätten, sich in sein Tätigkeitsfeld einzumengen; der Anlauf der Militärs, die Leitung der Politik zu übernehmen, war abgeschlagen, und die bulgarische Krise hatte in der Zwischenzeit ihre kritische Phase überschritten.

Holstein und Waldersee sowie anderen ähnlich Denkenden gefiel dies nicht, aber ungleich grösser war die Zahl der Menschen in allen Ländern, die mit Erleichterung das spürbare Nachlassen der internationalen Spannung registrierten. Was Bismarck betraf, so konnte er mit Genugtuung feststellen, dass sein Bündnissystem noch gut zusammenhielt und durch die Verbindung Englands mit den beiden Juniorpartnern des Dreibundes sogar noch gefestigt worden war. Eine unmittelbare Aussicht auf neue Konflikte in Europa bestand nicht. Die Kriegstreiber in Frankreich und die Panslawisten in Russland waren untergegangen, und alle europäischen Mächte widmeten ihre Aufmerksamkeit in erhöhtem Mass den Problemen der Erwerbung und Ausbeutung von Kolonien in weit von Europa entfernten Weltteilen.

5. Aussenministerium und Diplomatischer Dienst unter Bismarck

Gemessen am Talent und am allgemeinen Können ihrer Angehörigen, hielten das deutsche Aussenministerium und der angeschlossene Diplomatische Dienst während der Bismarckperiode wohl dem Vergleich mit jedem anderen Auswärtigen Dienst in Europa stand.⁵⁷ Von 1879 bis 1885 fungierte als Bismarcks Staatssekretär im Auswärtigen Amt Paul Hatzfeldt, ein Mann, der bei seinen Untergebenen allgemein Achtung

und Sympathie genoss und dessen einzige Schwächen in einer schlechten Gesundheit und einem durch Schulden und eine unglückliche Heirat verdunkelten Privatleben lagen. (Holstein, einer der stärksten Förderer Hatzfeldts, stand nicht an, dessen Frau als eine Person mit den «Nerven und [dem] schamlosen Mut einer prostituierten Tochter eines Portiers» zu schildern.⁵⁸)

1885 folgte auf Hatzfeldt Herbert von Bismarck, der mit seiner freimütig-derben Art und seinem übermässigen Ehrgeiz, jedes Kind stets beim Namen zu nennen, manche von denen, die mit ihm arbeiten mussten, vor den Kopf stiess, dessen Kompetenz aber nie in Zweifel gezogen wurde, nicht einmal von Holstein, der seiner politischen Orientierung misstraute. Da der Staatssekretär seine Zeit im Allgemeinen politischen Dingen zu widmen hatte, wurde der Posten des Unterstaatssekretärs nach dem Gesichtspunkt der organisatorischen Begabung des Kandidaten oder seiner Kompetenz in ausserpolitischen Bereichen besetzt. Hatzfeldts Unterstaatssekretär war Clemens Busch, der sich vorwiegend mit Personalfragen beschäftigte; unter Herbert von Bismarck war es Graf von Berchem, ein Fachmann für Wirtschaftsfragen.

Das Herz des Aussenministeriums schlug in der Politischen Abteilung, allgemein einfach als «A» bekannt. Ludwig von Raschdau, der ihr in den späten 80er Jahren angehörte, schrieb später: «Der Abstand zwischen den Offizieren eines Garde-Kavallerie-Regiments und denen eines Trainbataillons konnte kaum grösser gewesen sein, als zwischen den Räten der sogenannten Abteilung A und den übrigen Teilen des Amtes»,⁵⁹ wie der Zweiten Abteilung, die sich mit Wirtschafts- und Rechtsfragen befasste, dem Zentralen Büro, das die eingehende Korrespondenz verteilte und die Archive führte, dem Chiffrierbüro, das Texte ver- und entschlüsselte, und den anderen Referaten. Die Angehörigen der Politischen Abteilung hatten sich im Unterschied zu denen anderer Abteilungen im Allgemeinen einen Namen im Diplomatischen Dienst gemacht, in den sie häufig zurückkehrten, nachdem sie eine Anzahl von Jahren in Berlin gearbeitet hatten. In den 80er Jahren waren die wichtigsten Mitglieder der Abteilung Lothar Bucher, Fritz von Holstein, Arthur von Brauer und Kuno von Rantzau. Bucher war ein alter Achtundvierziger, der aufgrund seiner revolutionären Betätigung gezwungen gewesen war, aus dem Lande zu fliehen, und der im Ausland geblieben war und seinen Unterhalt mit der Feder verdient hatte, bis er 1861 amnestiert wurde. Bismarck, der ihn 1864 ins Aussenministerium brachte, schätzte ihn wegen seiner literarischen Gaben (er sollte sich ihrer beim Verfassen seiner

Memoiren ausgiebigst bedienen) und wegen seiner guten Kenntnisse über England, das, zusammen mit Amerika und Südeuropa, im Ministerium als Buchers persönliche Domäne galt. Holstein, der 1876 nach einer wechsellvollen diplomatischen Karriere in die Politische Abteilung eintrat, trug die allgemeine Verantwortung für die französischen, belgischen, holländischen, spanischen und Schweizer Angelegenheiten. Balkan und Naher Osten waren Brauers Bereich, während Rantzau, der seine Stellung der Tatsache verdankte, dass er Bismarcks einzige Tochter geheiratet hatte, aber auch sonst ein kluger und energischer Mann war, über die Beziehungen des Reichs zu den Bundesstaaten wachte und sich um Bismarcks persönliche Korrespondenz kümmerte. Gegen Ende des Jahrzehnts gab es einen Schuss neuen Blutes durch den Eintritt von Paul Kayser, der zunächst als Rechtsexperte, später dann als Chef der neuen Kolonialabteilung tätig war, durch Rudolf Lindau, der die Beziehungen zur Presse betreute, durch Ludwig Raschdau, der aus der Zweiten Abteilung aufgestiegen war und die verschiedensten Pflichten zu versehen hatte, darunter die Aufgabe, den jungen Kaiser Wilhelm II. auf Reisen zu begleiten, und schliesslich durch Alfred von Kiderlen-Wächter, der später Staatssekretär wurde und dessen Spezialgebiet Osteuropa war. Die hohe Anerkennung, die Bismarck dem Talent zollte, und seine Gleichgültigkeit gegenüber anderen persönlichen Kennzeichen zeigt sich in der Tatsache, dass sowohl Kayser als auch Lindau, die er ernannte und förderte, Juden waren.⁶⁰

Der Diplomatische Dienst stand dem Ministerium an Qualität nicht nach.⁶¹ Binnen zehn Jahren nach der Übernahme der Regierungsgewalt hatte Bismarck die Unordnung und Systemlosigkeit beseitigt, die Kennzeichen des alten preussischen Diplomatenkorps gewesen waren, und hatte seine Botschafterriege zu einem wirkungsvollen politischen Instrument gemacht, das in Europa keinen Vergleich zu scheuen brauchte. Gewiss wäre jede grössere Macht froh gewesen, hätte sie die Bismarckschen Diplomaten der 70er und 80er Jahre in ihren Dienst nehmen können: Hohenlohe, ein talentierter, taktvoller und gewinnender Mann, der das Beste aus einer schwierigen Position im republikanischen Frankreich zu machen verstand; Fürst Heinrich VII. von Reuss, Spross einer alten thüringischen Familie, der seine Ausbildung an den untergeordneten deutschen Fürstenhöfen erhielt und in St. Petersburg und Wien sein ganzes Format entfaltete; Lothar von Schweinitz, «der mächtige Magus des Nordens», der Reuss in St. Petersburg ablöste und mit seiner unverblühten soldatischen Art rasch das Vertrauen des russischen Hofes ge-

wann; Radowitz, ein energischer Repräsentant und befähigter Verhandlungsführer, der sein Können beim Berliner Kongress bewies, später in Konstantinopel amtierte und seine Karriere auf der Konferenz von Algeciras 1906 beendete; Münster, ein hannoveranischer Edelmann, ruhig, leger und äusserst humorvoll, ein glänzender Gesprächspartner, der lange Jahre in London und Paris Dienst tat; und Hatzfeldt, der nach seinem Rücktritt als Staatssekretär 1885 als Botschafter nach London ging, wo er grosses Geschick im Umgang mit politischen Problemen und eine beinahe intuitive Fähigkeit bewies, ein Vertrauensverhältnis zu denjenigen herzustellen, mit denen er zu verhandeln hatte. Und zu diesen «grossen Propheten», wie Werthern, der geistreiche und scharfsichtige Gesandte in München sie nannte, kamen noch eine ganze Menge weniger bedeutender, aber kompetenter und verantwortungsbewusster Vertreter in anderen Botschaften und Gesandtschaften.

Dennoch wiesen der deutsche Diplomatische Dienst und auch das Aussenministerium gravierende Schwächen auf, für die die Verantwortung beim Kanzler selbst lag. Bismarck wählte seine Mitarbeiter mit Sorgfalt und mit Augenmerk auf ihre Intelligenz, ihr technisches Können und ihre Urteilsfähigkeit aus; er nahm ihre Rechte gegenüber Angriffen von Aussenseitern in Schutz und suchte stets die materiellen Bedingungen zu verbessern, unter denen sie arbeiten mussten; und er betrachtete sie jederzeit als die Hauptinstrumente seiner Aussenpolitik. Aber es war immer *seine* Politik, und sie waren immer *nur* Instrumente; und er legte darauf so nachdrücklichen Wert, dass er mit der Zeit Initiative und Urteilsfähigkeit innerhalb seines Auswärtigen Dienstes erstickte.

Der Fehler lag vielleicht in der Betonung, die er auf Disziplin legte. Dies ist verständlich, weil Bismarck sich in seinen ersten Jahren gezwungen gesehen hatte, Praktiken im Auswärtigen Dienst, die mit einer an Anarchie grenzenden Lässigkeit gehandhabt wurden, zu korrigieren; er hatte sich auch mit Gesandten auseinandersetzen müssen, die unter Hinweis auf die Tatsache, dass Botschafter die persönlichen Vertreter ihres Monarchen waren, gelegentlich versucht hatten, ihre eigene Aussenpolitik an die Stelle der in Berlin formulierten zu setzen. Die Härte, mit der Bismarck solche Pflichtverstösse ahndete, und besonders die rücksichtslose Brutalität, die er 1873 gegenüber seinem Botschafter in Paris, Harry Arnim, an den Tag gelegt hatte, setzten den Unbotmässigkeiten ein Ende. Jeder Versuch, den Kanzler zu übergehen, wurde undenkbar, und es trat eine spürbare Straffung der politischen Exekutive ein.

Dies kostete jedoch einen hohen Preis. Nach dem Fall Arnim gab es im Auswärtigen Dienst viele, denen der Gedanke, Bismarcks Missfallen zu erregen, Angst und Schrecken einjagte. Radowitz, ein für gewöhnlich mutiger und selbständiger Mann, schrieb in seinen Memoiren: «Gegen den Bismarck der 70er und 80er Jahre in irgendeiner Richtung anzukämpfen, wäre undenkbar gewesen!» Und Arthur von Brauer schilderte teilnahmsvoll, welche nahezu lähmende Furcht sich selbst erfahrener Beamter bemächtigte, wenn sie Vortrag beim Kanzler hatten. Es ist nicht übertrieben, wenn man sagt, dass die Atmosphäre im Aussenministerium sich allmählich derjenigen am Hofe eines grausamen und launischen orientalischen Tyrannen annäherte, und wie an solchen Höfen üblich, gesellte sich zur Furcht die Intrige. Es kann in Europa bestimmt kein Aussenministerium gegeben haben, in welchem der Neid, die Ohrenbläserei und die Cliquenwirtschaft so Überhandnahmen wie im deutschen Aussenministerium der 80er Jahre.⁶² In der ersten Hälfte des Jahrzehnts spann Holstein unaufhörlich Intrigen gegen Bucher und sägte zusammen mit Hohenlohe auch am Stuhl von Busch, weil dieser angeblich den Einfluss Phillipsborns, des Leiters der Zweiten Abteilung, beschnitten hatte und darüber hinaus versuchte, Hatzfeldts Stellung zu untergraben. In der zweiten Jahrzehnthälfte wurden die Intrigen so kompliziert, dass sie der Beschreibung trotzen. Eine Fehde zwischen Holstein und Rantzau, die beinahe zu einem Duell der beiden Männer führte, spaltete die Politische Abteilung, und Holstein begann, indem er sich seiner Korrespondenz mit den Gesandtschaften im Ausland und seines Einflusses auf die neu eingetretenen Mitglieder der Abteilung bediente, eine Fronde gegen Bismarck aufzubauen, wobei er die Unterstützung Kiderlen-Wächters und Paul Kaysers genoss, eines Mannes, der seinen eigenen Vorteil nie aus den Augen verlor. Was all dies für die allgemeine Leistungsfähigkeit des Dienstes bedeutete, kann man sich vorstellen.

Schwerwiegender wirkte sich vielleicht der allgemeine Rückgang der Eigeninitiative aus, der sich im Diplomatischen Dienst aufgrund der Angst vor Bismarck einstellte. Der Schatten des Kanzlers legte sich selbst über seine fähigsten Botschafter; durch die Unterordnung unter seinen Willen verkümmerte ihre Selbständigkeit; und es war für sie nie wieder wie vorher, als sie, nach 1890, Bismarck nicht mehr hinter sich spürten. Kurd von Schlözer, der seine Laufbahn in den 60er Jahren unter Bismarck in der St. Petersburger Botschaft begonnen und später ausgezeichnete Arbeit in Rom geleistet hatte (wo auch die bezaubernden Briefe entstanden, mit denen sein Name im Allgemeinen verbunden wird), schrieb nach Bismarcks Entlassung: «Wir deutschen Diplomaten,

die wir nur bescheidene Vollstrecker von Bismarcks an den ausländischen Höfen waren, wuchsen mit ihm und fühlten uns stark in dem Dienste, den wir dem mächtigsten Staatsmann und unserer Vaterlande leisteten. Das ist anders geworden, seitdem er gegangen. Wir durften und konnten nicht mehr im Namen einer überwältigenden Individualität sprechen ...»⁶³

Nicht unwichtig ist es hinzuzufügen, dass Bismarck es für seine Botschafter oft zu einem gefährlichen Wagnis machte, selbst initiativ zu werden, indem er sie über seine Absichten im Dunkeln liess, um sie dann, wenn sie irgendetwas taten, das er später missbilligte, mit seinem Zorn zu überschütten. Manchmal erhielten die Missionschefs Rüffel, weil sie Instruktionen nicht oder nicht richtig ausgeführt hatten, die so verschwommen formuliert waren, dass sie zu Missverständnissen führen mussten, wie Münster es 1884 erlebte, oder die gar bewusst irreführend abgefasst waren, wie Robert von der Goltz in Paris 1867 am eigenen Leib erfuhr. Als Hatzfeldt 1886 Botschafter in London war, schrieb er nach Berlin, um zu erfahren, welche Haltung er einnehmen sollte, falls Lord Salisbury ihm direkte Vorschläge zu einer diplomatischen Zusammenarbeit zwischen England und Deutschland mache. Er beklagte sich später bei Holstein darüber, dass Bismarcks Antwort alles andere als erleuchtend gewesen sei. «Die Bemerkungen kann ich nur so verstehen: kompromittiere mich nicht, aber halte mir die Tür offen.»⁶⁴

Unter solchen Bedingungen konnte es leicht vorkommen, dass die Gesandten Fehler machten; selbst eine so erfahrene Kraft wie Reuss, der Botschafter in Wien, brachte es 1887 fertig, einem der Grundprinzipien der Bismarckschen Diplomatie zuwider zu handeln: dem streng festgehaltenen Grundsatz, dass das Bündnis mit Österreich ausschliesslich defensiver Natur war. Reuss, schlecht informiert und verwirrt durch Bismarcks Taktieren, liess den Österreichern gegenüber durchblicken, sie könnten mit deutscher Unterstützung rechnen, selbst dann, wenn sie selbst einen Krieg herbeiführten, eine Interpretation, die er bald darauf korrigieren musste.

Es gibt keinen schlagenderen Beweis für die schädlichen Auswirkungen der Weigerung Bismarcks, den Botschaftern seine Gedankengänge mitzuteilen, als den Ausgang der Diskussion über die Verlängerung des Rückversicherungsvertrags 1890, nach seiner Amtsentlassung. Man hätte erwarten dürfen, dass die führenden Köpfe seines diplomatischen Korps versuchen würden, die Verbindung mit Russland zu erhalten, auf die der Kanzler immer so viel Wert gelegt hatte. Sie taten es nicht, schie-

nen nicht einmal zu erkennen, was auf dem Spiel stand. Vertraut nur mit den Problemen ihres eigenen Wirkungsbereichs, besaßen sie nicht die Fähigkeit, über grössere politische Zusammenhänge zu urteilen. Im kritischen Augenblick trug die Bismarcksche Methode im Umgang mit seinem Auswärtigen Dienst dazu bei, die Grundlagen seines diplomatischen Systems zu zerstören.

V. Der Feldzug gegen die Sozialdemokratie und Bismarcks Sturz 1879-1890

Wenn ich nicht staatsstreichere,
setze ich nichts durch.

Otto von Bismarck (1878)¹

Wenn wir dereinst sein Leben buchen,
nachdem er sank in letzten Schlaf,
nicht segnen werden wir, nicht fluchen,
wir schreiben ihm das Epitaph:
Dem grossen Ganzen stellt vermessen
entgegen er sein trotzig Ich.
Nicht Idealen, nur Int'ressen
dient' er, ein andrer Metternich.

Die Freiheit leichter zu besiegen,
hat er im Dienst der Reaktion
der Freiheit eigen Ross bestiegen,
wie vordem Klein-Napoleon.
Doch dies Ross ist keine Rosinante,
es ist ein feur'ger Buzephal;
es warf ihn ab, er lag im Sande:
das allgemeine Recht der Wahl!

Jakob Stern (1890)²

Zwischen 1879 und 1890 schuf Bismarck ein aussenpolitisches Beziehungssystem, das seinem Land sowohl Sicherheit als auch einen beherrschenden Einfluss auf die europäischen Angelegenheiten verschaffte, und er verstand es, dieses System in Krisenzeiten aufrechtzuerhalten, freilich nicht, ohne dabei zu diplomatischen Mitteln zu greifen, die verwickelt genug waren, um den Vorwurf der Doppelzüngigkeit herauszufordern. Zuweilen erinnerte sein Taktieren an die Anekdote über Feldmarschall Blücher, der sich beklagte, dass niemand mit ihm Karten spielen wolle. «Ja, lieber Blücher», erwiderte der König, «die Herren sagen, Sie mogelten immer.» «Ja, Majestät», sagte Blücher verschämt, «ein bisschen mogeln ist das Beste.»³ Während der bulgarischen Krise von 1887 scheint Bismarck nach diesem Prinzip vorgegangen zu sein; am Ende strich er zwar allen Gewinn ein, liess aber dafür mindestens einen seiner Partner mit einem bleibenden Misstrauen zurück.

Gleichwohl gelang es ihm, das ausgeklügelte Bündnissystem, das er mit so viel Mühe errichtet hatte, zu erhalten. Das war eine Leistung, die einen markanten Gegensatz zu seinem Auftreten in innenpolitischen Angelegenheiten während der gleichen Zeit darstellte. Denn hier reichte seine politische Virtuosität nicht hin, um die Kräfte im Gleichgewicht zu halten, und er sah sich, als die Probleme Überhandnahmen, gezwungen, zu immer verzweifelteren Massnahmen Zuflucht zu nehmen, bis er am Ende jene Grundsätze über Bord geworfen hatte, von denen er sich in seinen ersten Amtsjahren hatte leiten lassen, und eigentlich die Zerstörung des Bauwerks betrieb, das er zwischen 1866 und 1881 errichtet hatte. Gegen 1890 schien es, dass er eine umgekehrte Metamorphose durchgemacht hatte und nahe daran war, wieder den «nach Blut riechenden roten Reaktionär» der 50er Jahre herauszukehren. Als dies auf zu schmerzliche Weise offenbar wurde, beeilte sich sein Monarch, ihn loszuwerden.

Es kann kein Zweifel daran bestehen, dass zu den Umständen, die 1890 zu Bismarcks Sturz führten, auch ganz wesentlich seine persönlichen Fehler gehörten: eine Launenhaftigkeit, die im umgekehrten Verhältnis zu seinen schwindenden physischen Kräften anzuwachsen schien, und eine Unmenschlichkeit in seinen persönlichen und amtlichen Beziehungen, die sich zunehmend fühlbar machte. Je älter der Kanzler wurde, desto stärker wurde auch seine Ichbezogenheit – «Immer ich, ich, und wenn die Geschichte nicht mehr weitergeht, Klage über Undank und norddeutsche Sentimentalitätsträne»⁴ – und desto überzeugter war er, dass jedermann ausserhalb seines eigenen Familienkreises etwas gegen ihn im Schilde führe. Seine Reaktionen waren zügellos, und die Wilhelmstrasse war übersät mit den politischen Leichen seiner wirklichen oder vermeintlichen Rivalen. Seine Stellung wurde dadurch nicht gerade gestärkt. Im Gegenteil, wie der scharfsinnige Beobachter Fontane schon 1881 bemerkte:

Gegen Bismarck braut sich allmählich im Volk ein Wetter zusammen. In der Oberschicht der Gesellschaft ist es bekanntlich lange da. Nicht seine Massregeln sind es, die ihn geradezu ruinieren, sondern seine Verdächtigungen. ... Vor seinem Genie hat jeder nach wie vor einen ungeheuren Respekt, auch seine Feinde, ja diese mitunter am meisten. Aber die Hochachtung vor seinem Charakter ist in einem starken Niedergehn. Was ihn einst so populär machte, war das in jedem lebende Gefühl: ‚Ah, ein grosser Mann/ Aber von diesem Gefühl ist nicht mehr viel übrig, und die Menschen sagen: ‚Er ist ein grosses Genie, aber ein kleiner Mann‘.⁵

In Bismarcks letzten Jahren lassen sich zweifellos alle Elemente der klassischen Tragödie auffinden, in welcher der Held durch seine eigenen

Schwächen zugrunde gerichtet wird. Es wäre jedoch ein Fehler, liesse man sich durch das Nachdenken über die Gefahren der Selbstüberhebung den Blick für die Tatsache verstellen, dass Bismarcks Niederlage eher das Ergebnis von Fehlschlägen seiner Politik war als eine Folge seines Charakters. Es war einfach so, dass die Methoden der politischen Führung, wie sie in den 60er und 70er Jahren funktioniert hatten, sich als ungeeignet zur Bewältigung der Probleme der 80er Jahre erwiesen.

Als Bismarck 1862 preussischer Ministerpräsident wurde, hatte der Kampf um die von Wilhelm I. vorgelegte Militärreform die Regierungsarbeit zum Stillstand gebracht, und die meisten politischen Beobachter glaubten, dass der König, sofern er nicht abdanken wollte, nur die Wahl zwischen zwei Alternativen besass: entweder den Sieg des parlamentarischen Prinzips anzuerkennen oder die Verfassung von 1850 durch einen Staatsstreich zu beseitigen und zu versuchen, das Land gewaltsam zu regieren. Bismarcks grosse Leistung war es, dass er mit dem parlamentarischen Angriff auf die Vorrechte der Krone fertig wurde, ohne auf das Rezept des reaktionären militärischen Flügels zurückzugreifen, dessen Führer Edwin von Manteuffel an den Satz glaubte: «Gegen Demokraten helfen nur Soldaten.» Bismarck hatte Manteuffel seit den Tagen von 1848 misstraut, und er war sich sicher, dass ein Spiel mit der Macht, wie der «fanatische Korporal» es befürwortete, selbst wenn es kurzfristig Erfolg hatte, der Popularität der Krone auf lange Sicht unerträglichen Schaden zufügen und dabei gleichzeitig die militärischen Kräfte für nicht absehbare Zeit an innere Kontroll- und Repressionsaufgaben binden würde. Dies würde es unmöglich machen, gewisse aussenpolitische Ziele zu erreichen, die Bismarck als unerlässlich betrachtete, und würde zudem den neuen Ministerpräsidenten zu einem Gefangenen der reaktionären Partei machen, die an seinen aussenpolitischen Plänen keinerlei Interesse nahm.⁶

Bismarck entschied sich also gegen die extremistische Position; persönlich definierte er sein Ziel – und diese Definition trifft, *mutatis mutandis*, für seine Politik nach 1866 ebenso zu wie für die Zeit davor – als eine «Verständigung mit der Mehrheit der Abgeordneten ... ohne dass gleichzeitig das Ansehen und die Regierungsmittel der Krone für die Zukunft beeinträchtigt oder die Tüchtigkeit des Heeres gefährdet wurden».⁷ Als er entdeckte, dass die liberale Mehrheit in der Abgeordnetenversammlung die hierin liegende Begrenzung ihrer parlamentarischen Ambitionen nicht freiwillig hinzunehmen gewillt war, schickte er sich an, ihre Einwilligung zu erzwingen, indem er sie als Staatsfeinde behan-

delte, indem er jedes gesetzliche Mittel einsetzte, um sie zu bedrängen, und indem er durch den angedrohten, wenn nicht gar praktizierten Staatsstreich die Furcht in ihnen weckte, dass ein weiterer Widerstand gegen seine Wünsche sie vielleicht auch noch die letzten von der Verfassung von 1850 garantierten Rechte und Freiheiten kosten würde.⁸ Diese Taktik ging auf, freilich zum grossen Teil dank der erfolgreichen anti-österreichischen Aussenpolitik Bismarcks, in deren Angesicht jede Opposition gegen die Krone als unpatriotisches, wenn nicht verräterisches Verhalten erschien; und mit der Zustimmung zum Indemnitätsgesetz im September 1866 erkannten die Liberalen indirekt an, dass die Vorrechte der Krone jenseits ihrer Befugnisse lagen, und akzeptierten die beschränkte Rolle in der Führung des Staates, die Bismarck ihnen zgedacht hatte.

Bismarcks Erfolg im Verfassungskonflikt der 60er Jahre zeitigte bleibende Auswirkungen auf seinen Umgang mit der Volksvertretung. In späteren Jahren neigte er, wann immer das monarchisch-konservative Prinzip durch neu aufflammende parlamentarische Ansprüche bedroht wurde, dazu, wieder auf die Methoden zurückzugreifen, die sich in der Anfangszeit bewährt hatten: das gewalttätige Gebaren, die Identifizierung politischer Opposition mit unpatriotischer Gesinnung und Staatsgefährdung, den rücksichtslosen Griff zu den Mitteln der Verleumdung und Einschüchterung gegen Personen und Parteien, die als «Reichsfeinde» gebrandmarkt waren,⁹ den drohenden Verweis auf das, was kommen konnte, den Versuch, den Reichstag dadurch zu überspielen, dass man in Wahlkämpfen, in denen die Fragen auf simplifizierende oder verzerrte Weise dargestellt wurden, an das deutsche Volk appellierte,¹⁰ und die Einsetzung der Aussenpolitik zur Ablenkung und Spaltung der innenpolitischen Gegner.

Diese politische Strategie bewährte sich während der 70er Jahre ganz gut; besonders 1878 bewies der Kanzler bei ihrer Anwendung eine taktische Meisterschaft, die ebenso verblüffend war wie seine Leistungen in den 60er Jahren. Aber ungeachtet dessen trat die grundlegende Schwäche des Systems bereits hervor. Wie Wolfgang Sauer geschrieben hat, war das hervorstechende Kennzeichen dieses Systems seine soziale Unbeweglichkeit. Bismarck schien davon auszugehen, dass die Beziehung zwischen den demokratisch-verfassungsmässigen und den konservativen Kräften im Wesentlichen unverändert bleiben würde und dass er weiterhin eine Mittelstellung zwischen den beiden Lagern würde einnehmen können, von der aus er die für das Weiterfunktionieren des Systems notwendigen Eingriffe vornahm. Dies war unter den Bedingungen jener dynamischen gesellschaftlichen Entwicklung, die im Zuge der In-

dustrialisierung in Deutschland nach 1871 einsetzte, ein Ding der Unmöglichkeit; eine Folge dieser Entwicklung war Deutschlands erste Massenpartei, die Sozialdemokratie.

Das rasche Wachstum der Sozialdemokratie verschärfte ganz wesentlich den in Bismarcks Verfassung angelegten Grundkonflikt zwischen monarchischer Macht und parlamentarischen Ansprüchen; und hierdurch wurde der Reichstag, in dem dieser Konflikt zentral ausgetragen wurde, immer widerspenstiger. Dass Bismarck sich hierüber klar war, zeigt seine in den Jahren nach 1878 immer stärker in den Vordergrund tretende Beschäftigung mit dem Gedanken eines Staatsstreichs gegen das Parlament, und zeigen auch eine Anzahl oft bemerkenswert deutlich formulierter Hinweise auf einen Staatsstreich in seinen privaten und öffentlichen Äusserungen.¹¹ Es ist nicht daran zu zweifeln, dass in den 60er Jahren viele seiner verhüllten Drohungen nur geblufft waren. Aber nachdem alle seine Massnahmen gegen den Sozialismus fehlschlagen, schien er allmählich in einem *coup d'état* tatsächlich die einzige Möglichkeit zu sehen, das parlamentarische Prinzip zur Kapitulation zu zwingen. Als die sozialdemokratische Flut erbarmungslos den Boden jener Mitte unterspülte, auf die er seine Stellung gegründet hatte, tat er genau das, was er 1862 zu tun abgelehnt hatte: er griff auf die Politik Edwin von Manteuffels zurück.

1. Das Gesetz von 1878 und die Widerstandstaktiken der Sozialisten

Welche Motive Bismarck zu seinem Feldzug gegen die Sozialdemokratische Partei bewegten, ist oben ausgeführt worden.¹² In dem übergeordneten Gefüge der Bismarckschen Absichten sollte dieser Angriff zu einer Neugruppierung der parlamentarischen Kräfte führen, die er im Interesse des Konservatismus und der leichteren Durchsetzbarkeit bestimmter grundlegender Änderungen in der parlamentarischen Praxis anstrebte.¹³ Aber der Kanzler verfolgte auch noch ein spezifischeres Ziel. Er war entschlossen, die Kraft auszuschalten, die in seinen Augen die ernsteste ideologische Gefahr für die Einheit des neuen Reichs darstellte, und eine Zeitlang schien es, als gelinge ihm dies ohne allzu grosse Schwierigkeit.

Zunächst einmal schien die öffentliche Stimmung auf seiner Seite zu sein. In den Wochen nach Nobilings Attentat auf den Kaiser verfiel das Land in einen hysterischen Zustand, in dem das Mitleid mit dem ver-

wundeten Monarchen schlimme Formen annahm. Eine Vielzahl von Menschen wurde wegen harmloser Bemerkungen, die als Majestätsbeleidigung gedeutet wurden, bei der Polizei angezeigt, und die Gerichte nahmen sich dieser Beschuldigungen mit vollem Ernst an und sprachen unmässige Urteile aus, achtzehn Monate Gefängnis beispielsweise für eine Frau in Brandenburg, die angeblich gesagt hatte: «Der Kaiser ist wenigstens kein armer Mann; er kann sich pflegen lassen.» An einem einzigen Tag im Juni 1878 verurteilte ein Berliner Gericht sieben Personen aufgrund ähnlich schwerwiegender Tatbestände zu insgesamt 22 Jahren und 6 Monaten wegen Majestätsbeleidigung, ein Vorgang, der einen Journalisten zu der Bemerkung veranlasste: «Der Kaiser hat die Wunden, die Nation das Fieber.»¹⁴

Ein Symptom dieses Fiebers war die verbreitete Annahme, die geistigen Urheber von Nobilings Tat seien die Sozialisten. Man hielt es nicht für nötig, dies zu beweisen; man nahm es einfach für die Wahrheit: Heinrich von Treitschke beispielsweise, der nichts Eiligeres zu tun hatte, als die Arbeitgeber zur Entlassung aller Arbeiter mit sozialistischen Neigungen aufzurufen,¹⁵ die Zeitungen, die von Überfällen auf sozialistische Parteibüros mit kaum verhüllter Genugtuung berichteten, die Reichstagsabgeordneten, die Bismarck nun wissen liessen, dass sie einem Sondergesetz zuzustimmen bereit wären, und auch der einfache Mann auf der Strasse, der schlicht nachplapperte, was all die wichtigen Leute um ihn herum sagten. In der Zeit zwischen der Auflösung des Reichstags am 11. Juni und der Neuwahl vom 30. Juli konnte die Reichsregierung die Erfahrung machen, dass sie offene Türen einrannte, wenn sie ihre Presseverbindungen zur Anheizung antisozialistischer Stimmungen benutzte, indem sie dunkle Andeutungen auf schwelende Verschwörungen und haarsträubende Enthüllungen darüber in die Welt setzte, was die gottlosen Revolutionäre aus Deutschland zu machen gedachten, wenn man ihnen nicht rechtzeitig das Handwerk legte. All dies trug bei zu Bismarcks Wahlerfolg¹⁶ und, drei Monate später, zur Stimmenmehrheit für das Sozialistengesetz.

Das Gesetz gab örtlichen Polizeibehörden das Recht, Vereine und Organisationen jeder Art zu verbieten – auch Konsumgenossenschaften und Publikationen –, die «sozialdemokratische, sozialistische oder kommunistische auf den Umsturz der bestehenden Staats- oder Gesellschaftsordnung gerichtete Bestrebungen in einer den öffentlichen Frieden, insbesondere die Eintracht der Bevölkerungsklassen gefährdenden Weise ...» unterstützten. Versammlungen, die denselben Absichten dienten, waren gleichfalls verboten, ebenso wie das Sammeln für sozial-

demokratische Zwecke. Verstösse gegen diese Verbote, die Mitgliedschaft in illegalen Organisationen und die Herausgabe und Verbreitung verbotener Zeitschriften waren mit hohen Geld- und Gefängnisstrafen bedroht. Die örtlichen Gerichte hatten das Recht, berufsmässige Agitatoren oder Personen, die nach den Bestimmungen des Gesetzes verurteilt worden waren, aus gewissen Bezirken und Örtlichkeiten auszuweisen, und sie konnten Buchbindern, Buchhändlern, Leihbüchereien und Gaststätten bei Verstössen gegen das Gesetz das Gewerbeamt entziehen. Schliesslich konnten die Regierungen der Bundesstaaten in Bezirken und Orten, in denen die öffentliche Ordnung durch sozialdemokratische Aktivitäten gefährdet war, einen «kleinen Belagerungszustand» verhängen, der nicht länger als jeweils ein Jahr bestehen durfte; während seiner Dauer unterlagen Veröffentlichungen, Versammlungen und das Tragen von Waffen der polizeilichen Genehmigungspflicht, und Personen, die eine Gefahr für Ruhe und Ordnung darstellten, konnten durch Polizeibefehl summarisch ausgewiesen werden.¹⁷

Das Gesetz erhielt die Zustimmung des Reichstags am 19. Oktober 1878 und wurde sofort und mit verheerenden Folgen wirksam. Von den 47 führenden Zeitungen der Partei wurden 45 unverzüglich ausgeschaltet, darunter der *Vorwärts*, *Die neue Rundschau*, *Die Zukunft*, die *Berliner Freie Presse* und das *Hamburg-Altonaer Volksblatt*, ebenso auch eine grosse Zahl periodischer Schriften ohne politische Bedeutung, die man gleichzeitig miterledigte. Die Polizei suchte Arbeitervereine jeder Art heim und bezog, damit nicht zufrieden, auch die Gewerkschaften in ihre Übergriffe mit ein. Die Gewerkschaftsbewegung war in Deutschland noch ein zartes Pflänzchen, weil die grosse Industrie und die Massenfertigung noch verhältnismässig neu waren. Mitte der 70er Jahre waren erst etwa 50'000 Arbeiter Mitglied einer Gewerkschaft. Nun aber wurden alle Gewerkschaften, die in der Vergangenheit irgendwelche Verbindungen zur Sozialdemokratie unterhalten hatten – und darüber hinaus auch einige, bei denen dies nicht der Fall war – zerschlagen, und dies bedeutete praktisch das Ende der Gewerkschaftsbewegung in Deutschland für wenigstens fünf Jahre. Nach den Organisationen wandten die Behörden sich unerbittlich den Einzelpersonen zu. Ende November verhängte die preussische Regierung den kleinen Belagerungszustand über Berlin, und die Polizei verhaftete in einer Sofortaktion 67 führende Sozialisten der Stadt, darunter Ignaz Auer, Friedrich Wilhelm Fritzsche und Heinrich Rackow, und wies sie an, die Stadt zu verlassen. In den darauffolgenden Monaten liess man dieselbe Behandlung auch

anderen grossen preussischen Städten wie Hamburg und Breslau angeheihen, und andere Landesregierungen folgten dem preussischen Beispiel.¹⁸

Während der Debatte im Reichstag hatte ein sozialistischer Abgeordneter verächtlich gerufen: «Wir pfeifen auf das Gesetz!»¹⁹ Als es aber einmal in Kraft war, liess die zuversichtliche Stimmung in der Partei nach, denn man hatte nicht erwartet, dass die Regierung so rücksichtslos vorgehen würde, und reagierte mit Ratlosigkeit und in manchen Fällen mit Panik. Von den Parteimitgliedern kapitulierten viele einfach, wenn die Polizei erschien; sie gaben ihre Mitgliedschaft in der Partei auf, in der Hoffnung, dadurch ihren Arbeitsplatz retten und Konflikte mit dem Gesetz vermeiden zu können. In der Parteiführung herrschte eine Atmosphäre der Ungläubigkeit; und es gab keine Übereinstimmung hinsichtlich der Taktik, die man angesichts der Verfolgungsmassnahmen einschlagen sollte. Es gab manche, und das war vielleicht ganz natürlich, die von der Entschlossenheit der Regierung so beeindruckt waren, dass sie zu einer Beschwichtigungspolitik rieten; wenn die Partei darauf verzichtete, in politischen Fragen Opposition gegen die Regierung zu treiben, dann, so meinten sie, wäre es ihr vielleicht möglich, sich wenigstens weiterhin für wirtschaftliche Verbesserungen einzusetzen. Am entgegengesetzten Ende des Spektrums standen Leute wie Johannes Most, der aus seinem sicheren Londoner Asyl, wo er eine Zeitung namens *Freiheit* herausgab, ein Programm des Widerstands und der revolutionären Tat forderte. Zwischen den Extremen versuchten Liebknecht und Bebel und jüngere, begabte Männer wie Paul Singer und Eduard Bernstein einen politischen Weg zu finden, der die aus den Fugen geratene Partei wieder einigen und ihr den Mut geben würde, diszipliniert Widerstand zu leisten.

Dabei kam ihnen der Umstand zu Hilfe, dass die Art und Weise, in der Bismarck vom Mittel des Belagerungszustands Gebrauch machte, vielen von denen die Augen öffnete, die gehofft hatten, durch Zugeständnisse zu einem Ausgleich mit der Regierung zu kommen; sie erkannten, dass es dem Kanzler nicht um eine Politik der kleinen Nadelstiche ging, sondern dass er auf die völlige Zerschlagung der Parteiorganisation und auf den persönlichen Ruin ihrer Mitglieder aus war. Viele Sozialisten gaben später zu, dass erst das Erlebnis, mit ansehen zu müssen, wie die Polizei Menschen aus ihren Häusern vertrieb, in denen sie 30 Jahre gelebt hatten, ihnen den Lebensunterhalt nahm und sie zu einem Bettlerdasein verurteilte, sie davon überzeugte, dass sie kämpfen mussten. In dem Masse, wie die Entschlossenheit dazu wuchs, fand die Partei auch die Waffen, die geeignet waren, ihre Mitglieder wieder zu organisieren und zu führen.

Die wirksamste dieser Waffen war eine neue Parteizeitung, der *Sozialdemokrat*, der im September 1879 in Zürich gegründet wurde. Herausgegeben von dem bayerischen Sozialisten Georg von Vollmar, später von Eduard Bernstein, und politisch den von Bebel, Liebknecht und Fritzsche vorgezeichneten Leitlinien folgend, stellte diese Zeitung die Verbindung zwischen der Parteiführung und den örtlichen Organisationen wieder her, die in den ersten Tagen nach Inkrafttreten des Gesetzes von der Polizei durchtrennt worden war, und ermöglichte es, die Leser über die internationalen Reaktionen auf Bismarcks Verfolgungspolitik und über den wachsenden Widerstand in allen Teilen Deutschlands zu informieren, sie gleichzeitig aber auch vor jenem planlosen Anarchismus zu warnen, wie Most und seine Gefährten ihn predigten, und sie über die Haltung aufzuklären, die die Partei zu aktuellen Fragen und zu den schwebenden Gesetzesvorhaben einnahm. Um alle diese Aufgaben zu erfüllen, musste die Zeitung natürlich die in Deutschland gebliebenen Sozialisten erreichen, und dies bewerkstelligte die geächtete Partei, indem sie umgehend einen eigenen Postdienst entwickelte, der so gut funktionierte, dass der preussische Innenminister, Robert von Puttkamer, dessen Agenten ihn vergeblich zu unterwandern und zu zerschlagen versuchten, zähneknirschend seine Bewunderung eingestehen musste.²⁰ Noch vor Ende 1879 wurden 3'600 Exemplare des *Sozialdemokrat* gedruckt und verteilt, und in den darauffolgenden Jahren nahm ihre Zahl rapide zu.²¹

Das gedruckte Wort reichte natürlich nicht aus, um das Denken und Handeln der Parteigliederungen zu koordinieren. Es war unerlässlich, dass die Parteileitung – und das hiess, die Reichstagsfraktion, der notgedrungen die Pflichten einer Exekutive zufielen, da ihre Mitglieder die einzigen Sozialdemokraten waren, deren öffentliche Tätigkeit legal war – auf irgendeine Weise den Kontakt zu den örtlichen Funktionären und – wo es solche gab – Organisationen herstellte. Dies war nicht leicht, denn die Abgeordneten standen unter ständiger Überwachung und mussten sich in der Kunst üben, sich derselben zu entziehen. Bebel, ein hagerer und athletischer Typ, griff auf direkte Methoden zurück («Manch ruhiger Bürger sah mir etwas erstaunt nach, wenn mein rascher Schritt allmählich in einen gelinden Trab sich verwandelte und eine Strecke hinter mir keuchend und schweisstriefend ein Individuum sich zeigte, über dessen Charakter er nicht im Klaren war.»²²); aber oft waren raffiniertere Täuschungen nötig, besonders wenn mehrere Leute Zusammentreffen wollten; gelungene Täuschungsmanöver wurden mit höchstem Genuss gefeiert und trugen ihren Teil zu der sich bildenden Le-

gende einer heroischen Zeit bei. Häufig ging es allerdings auch schief, denn die Polizei war im Einsetzen von Spitzeln und Schmiergeldern geübt, und es gab viele Menschen, deren Geldbedürfnis grösser war als ihre Sympathie für die Partei. Gründliche Diskussionen über Meinungsverschiedenheiten oder über planvolles Vorgehen konnten zu keinem Erfolg führen, wenn die Zusammenkünfte als Konzertabende getarnt oder auf dem Deck eines Rheindampfers abgehalten werden mussten.

Die Führer der Partei sahen sich daher genötigt, in regelmässigen Abständen geheime Konferenzen auf ausländischem Boden zu organisieren. Drei davon fanden in den Jahren der Verfolgung statt, die erste im August 1880 auf Schloss Wyden in der Schweiz, die zweite 1883 in Kopenhagen und die dritte 1887 in der Nähe von St. Gallen in der Schweiz. Die Konferenz von Wyden war vermutlich die wichtigste, denn zu einer Zeit, als man einer düsteren Zukunft entgegenzugehen schien, war das Zusammentreffen der führenden Köpfe der Partei für sich allein schon eine erhebende Erfahrung; gleichzeitig schuf sie die Gelegenheit, untereinander zu einer Einigung über die Methoden zu gelangen, die im Widerstand gegen die staatliche Verfolgung anzuwenden waren. Von grosser Bedeutung für die Zukunft der Partei war die entschiedene Ablehnung der anarchistischen und terroristischen Kampfmethoden durch die Konferenz, eine Entscheidung, die durch den Parteiausschluss von Johannes Most und Wilhelm Hasselmann vervollständigt wurde; letzterer, ein ehemaliger Lassalleaner, hatte 1880 im Reichstag zur Verstimmung seiner sozialistischen Fraktionskollegen seine Sympathie für die russischen Anarchisten erklärt, die soeben mit der Verwirklichung ihres Programms der direkten Aktion begonnen hatten, das schliesslich auf die Ermordung Alexanders II. im März 1881 hinauslaufen sollte. Einem zur Hälfte peinlich berührten, zur Hälfte belustigten Reichstag hatte Hasselmann damals erklärt, die Zeit für parlamentarisches Geschwätz sei vorbei, die Zeit für Taten habe begonnen.²³ Die Teilnehmer der Wydener Konferenz gelangten zu der einmütigen Einsicht, dass sie sich weitere Peinlichkeiten dieser Art nicht leisten konnten, und schickten ihren unbequemen Genossen in die Wüste. Im Übrigen bekräftigten sie jene Mischung aus lassalleanischen und marxistischen Grundsätzen, die sie auf dem Gothaer Parteitag von 1875 zu ihrem Programm gemacht hatten, wobei allerdings das programmatische Ziel – «die sozialistische Arbeiterpartei Deutschlands (erstrebt) mit allen gesetzlichen Mitteln den freien Staat und die sozialistische Gesellschaft» – leicht umformuliert wurde, indem man das Adjektiv «gesetzlichen» strich, ein durchaus lo-

gischer Schritt, da alle Aktivitäten der Partei durch die deutschen Gesetze für illegal erklärt waren.²⁴

Wenn die drei Tage auf Schloss Wyden die sozialistischen Parteiführer moralisch wieder aufrichteten, so verdüsterte sich ihre Stimmung rasch, als sie nach Hause zurückkamen. Das neue Jahr sollte sie zum ersten Mal mit dem problematischen Versuch konfrontieren, bei einer Wahl Reichstagsmandate zu gewinnen, ohne einen richtiggehenden Wahlkampf führen zu können. Darüber hinaus mussten sie sich bei der Vorbereitung auf die Wahl zwei neuen Herausforderungen stellen: einmal dem von Bismarck vorgelegten Sozialversicherungsprogramm, zum andern der von Adolf Stoecker propagierten Kombination von Staatssozialismus und Antisemitismus.

2. Sozialversicherungsgesetze, christlicher Sozialismus, Antisemitismus und die Wahlen von 1881

Erich Eyck schrieb, die Tatsache, dass Bismarck seine Sozialversicherungsgesetze in seinen Memoiren niemals erwähnt hat, beweise, dass er an dieser Frage nicht ernsthaft interessiert gewesen sei und sich ihrer nur wegen der politischen Vorteile angenommen habe, die sich dabei gewinnen liessen.²⁵ Dieses Argument ist nicht zwingend. Die *Gedanken und Erinnerungen* sind kein – und waren auch nicht gedacht als – vollständiges Protokoll der politischen Handlungen ihres Autors, und sie sind alles andere als ein zuverlässiges Zeugnis für die persönlichen Gedanken, die er über die ihm durch sein Amt auferlegten Pflichten hegte. Es wäre falsch, aus dem, was in diesen Memoiren gesagt oder nicht gesagt wird, zu schliessen, Bismarck hätte seine wiederholten Versicherungen, dass der Staat eine Verantwortung für das Wohlergehen seiner notleidenderen und benachteiligten Untertanen trage, nicht ehrlich gemeint.²⁶ In seinen ersten Jahren als preussischer Ministerpräsident, 1862 und 1863, hatte er sich bereits erste Gedanken über die Möglichkeit staatlich unterstützter Versicherungsmassnahmen zugunsten der Arbeiterklasse gemacht,²⁷ und seine in den 80er Jahren vorgelegten Pläne für eine Unfall-, Kranken- und Altersversicherung wurzelten in demselben Engagement, dem auch die unrealisiert gebliebenen Pläne der Frühzeit entsprossen waren.²⁸

Natürlich fehlte in Bismarcks Denken nie das Politische als ein zentrales Element, und wir können kaum zweifeln, dass er sich der Vorteile bewusst war, die sich für seinen Feldzug gegen den Sozialismus aus einem Sozialversicherungsprogramm gewinnen liessen. Es ist viel über

sein raffiniertes Prinzip geschrieben worden, denjenigen den Köder des Zuckerbrots anzubieten, die man vorher mit der Peitsche mürbe gemacht zu haben glaubte. Man würde Bismarck gerechter werden, wenn man sagte, dass es sein Wunsch war zu demonstrieren, dass der Staat der Arbeiterklasse mehr zu bieten hatte als die Sozialdemokraten – davon war er zutiefst überzeugt – und dass er die Erwartung hegte, die Nutzniesser seiner Sozialpolitik würden zur richtigen Einsicht kommen und sich von ihren falschen Freunden abwenden.

Die öffentliche Verkündigung der Bismarckschen Pläne im Frühjahr 1881 versetzte die Sozialisten in eine Zwickmühle. Wenn sie das vorgeblich grosszügige Angebot der bürgerlichen Gesellschaft zurückwiesen, mussten sie sich womöglich vorwerfen lassen, sie opferten die Bedürfnisse ihrer Anhänger taktischen Erwägungen; wenn sie es annahmen, setzten sie sich dem Verdacht aus, sozialistische Grundsätze zugunsten materieller Vorteile aufzugeben. Bei der ersten Lesung des Unfallversicherungsgesetzes im April entschieden sich die Parteiführer für den zweiten Kurs. Mit einer gewissen Genugtuung – gespeist von der konsternierten Reaktion der Liberalen auf das Gesetzesvorhaben – und unter Hinweis auf Bismarcks unbefriedigende Antwort auf Ludwig Bambergers Bemerkung, das Gesetz hätte passenderweise eigentlich Bebel einbringen sollen, bot der sächsische Sozialistenführer dem Kanzler ironisch die Unterstützung an, die er von seinen gewohnten parlamentarischen Verbündeten diesmal nicht erwarten könne; Voraussetzung dafür sei allerdings, dass das Gesetz eine Änderung erfahre, durch welche die Versicherungsbeiträge ausschliesslich von den kapitalistischen Arbeitgebern zu tragen wären, wie es sich gehöre. Es sei mit einer gewissen Befriedigung festzuhalten, so fügte er hinzu, dass, da das Gesetz nie vor den Reichstag gekommen wäre, diene es nicht als verkleidete Waffe gegen die Arbeiterbewegung, seine Partei sich mit guten Gründen als seine eigentliche Schöpferin betrachten dürfe.²⁹

Die Partei richtete sich in den folgenden Monaten und Jahren nach Bebel, während Bismarck sein Programm mit der Verabschiedung des Krankenversicherungsgesetzes 1883, eines verbesserten Unfallversicherungsgesetzes im Jahr darauf und schliesslich eines Alters- und Invaliditätsgesetzes 1889 vervollständigte.³⁰ Die Sozialisten stimmten diesen Vorhaben jeweils grundsätzlich zu, nicht aber den konkreten Vorlagen, die sie stets entweder durch eigene Gesetzentwürfe zu ersetzen oder durch Zusätze im Interesse der Arbeiterklasse zu verbessern suchten. Wie Liebknecht es bei einer Gelegenheit ausdrückte:

«Der Fürst Bismarck mag so weitergehen, nach *unserem* Ziele – auf diesem Weg marschieren wir zusammen, und nicht wir an seinen Rockschössen.»³¹

Es gab indes bei den Führern des linken Parteiflügels einige Skepsis. Wenngleich Marx und Engels aus London Beifall für Bebels Rede im April gesendet und damit indirekt ihre Zustimmung zu dem eingeschlagenen Kurs bekundet hatten, war die Gefahr doch nicht von der Hand zu weisen, dass dieses tête-à-tête mit der Regierung unterschwellig den Einfluss des lassalleanischen Denkens in der Partei stärken und die Leichtgläubigen zu der Überzeugung verleiten würde, dass ein staatlich verordneter Sozialismus mehr zu bieten hatte als der revolutionäre Marxismus. In einem Brief an Friedrich Engels sprach Eduard Bernstein im September 1882 über «den kolossalen Staatskult, der durch unsere Reihen geistert»; und er war nicht der einzige, der befürchtete, Bismarcks Versicherungspläne könnten, wenn weitere Sozialgesetze ihnen folgten, die Kampfbereitschaft der Partei entscheidend schwächen.

Zusätzlich zu diesem besorgniserregenden, aber noch in der Zukunft liegenden Problem musste die Partei sich 1881 mit einer Gefahr auseinandersetzen, die ihre Stellung in Berlin bedrohte, denn hier war das Zentrum der Aktivitäten Adolf Stoeckers.³²

Dieser bemerkenswerte Mann, gewiss eine der interessantesten politischen Persönlichkeiten der 80er Jahre, war evangelischer Pfarrer; im Oktober 1874 war er zum Vierten Hof- und Kanzelprediger ernannt und drei Jahre später mit der Verantwortung für die Leitung der Stadtmission betraut worden. Stoecker widmete sich den mit dieser Stellung verbundenen wohltätigen Aufgaben mit Enthusiasmus und sichtbarem Erfolg, wobei er vielleicht teilweise von dem Wunsch geleitet war, die Leistungen von Bischof Wilhelm Emmanuel von Ketteler in Mainz zu übertreffen. Es kann kein Zweifel daran bestehen, dass er ein tiefes Verständnis für die Bedürfnisse der Massen besaß; allerdings war er von Anfang an ebenso tief beeindruckt von ihrer Anfälligkeit für die Agitation der Sozialdemokratie. Wie viele Deutsche, hatte er unter dem Eindruck der blutigen Tage der Pariser Kommune 1871 eine beinahe neurotische Furcht vor dem ihm verhassten Sozialismus entwickelt, und seine Gefühle wurden 1877 durch die Lektüre von Rudolf Todts Buch *Der radikale deutsche Sozialismus und die christliche Gesellschaft* bestärkt, das in unheilvollen Bildern eine republikanische und kommunistische Zukunft ausmalte.³³ Stoeckers rastloses und ehrgeiziges Temperament entzündete sich an dieser Herausforderung; er beschloss, die Massen für

das Christentum zu retten, nicht durch Wohltätigkeit, sondern durch die politische Tat.

Stoecker war ein glänzender Redner – Theodor Heuss sollte ihn «den grössten Volksmissionär Deutschlands» nennen –,³⁴ der sich aber wenig um Organisation bemühte, und die Wirkung seiner demagogischen Fähigkeiten wurde zudem durch seine Stellung als Hofprediger geschmälert, die in den Augen seiner proletarischen Zuhörer nicht gerade eine Empfehlung darstellte. Sein Versuch, eine christlichpatriotische Arbeiterpartei aufzubauen, begegnete von Anfang an Schwierigkeiten. Seine heftige Attacke gegen die Sozialdemokraten auf der sogenannten Eiskellerversammlung vom 3. Januar 1878 – «Sie hassen Ihr Vaterland. Aus Ihrer Presse glüht dieser Hass schrecklich heraus. Und das ist schlecht; das Vaterland hassen, das ist, wie wenn einer seine Mutter hasst» – verfehlte ihren Eindruck auf seine grösstenteils der Arbeiterklasse entstammenden Zuhörer; und sein im Folgenden unternommener Versuch, sie angesichts der Juliwahlen für ein Programm zu begeistern, in dem verkündet wurde, nur der Staat könne das Los des Arbeiters verbessern und Autorität und Pietät seien die Heilmittel für die Gebrechen der Zeit, scheiterte kläglich; seine christlich-soziale Arbeiterpartei erhielt in ganz Berlin nur 1421 Stimmen. Aber Stoecker gab seine Niederlage nicht zu. Er predigte nicht nur weiterhin seine besondere Spielart des Staatssozialismus (er spendete der Bismarckschen Sozialversicherungspolitik begeisterten Beifall und hegte selbst radikalere sozialreformerische Pläne, als Bismarck sie je gutgeheissen hätte), sondern verschaffte sich grösseres Gehör bei seinem Publikum, indem er den Antisemitismus aufgriff.

Bereits weiter oben habe ich etwas über die Wurzeln der antijüdischen Stimmung in Deutschland gesagt.³⁵ Sie war besonders stark ausgeprägt in Berlin, wo 1880 45'000 Juden lebten, während es zur gleichen Zeit etwa in ganz England nur 46'000 und in ganz Frankreich nur 51'000 Juden gab.³⁶ Constantin Frantz, der Berlin hasste, schrieb 1879, es eigne sich besser zur Hauptstadt eines jüdischen als zu der eines Deutschen Reichs,

denn auf allen Gebieten des öffentlichen Lebens wird (der Besucher) dem sich aufspreizenden Judentum begegnen, ... Als da sind: der Trödel-, Handels- und Börsenjude, der Press- und Literaturjude, der Parlamentsjude, der Theater- und Musikjude, der Kultur- und Humanitätsjude, und – was für Berlin noch ganz besonders hervorzuheben – der Kommunaljude.³⁷

In etwas zurückhaltenderen Worten versuchte Franz Mehring die Abneigung gegen die Juden zu erklären:

Die Judenfrage an sich musste namentlich in Berlin von selbst entstehen, die einzelnen Menschen mochten wollen oder nicht. In dieser Stadt ist von 1780 bis 1880 das jüdische Element ein massgebender und unlösbarer Bestandteil des Volkscharakters geworden, wie es etwa von 1680 bis 1780 die französische Kolonie war: schon vor hundert Jahren standen sich in Lessings Freunden Herz und Mendelssohn einer –, den Münzjuden Ephraim und Itzig andererseits die guten und die schlechten Elemente des Judentums ebenso bezeichnend gegenüber ... Die Berliner Geschichte des letzten Jahrhunderts ist in Glimpf und Schimpf gar nicht denkbar ohne die Spuren des Judentums auf jeder ihrer Seiten; während dieses ganzen langen Zeitraums haben sich aber die fremdartigen, unliebenswürdigen oder mindestens ungewohnten Seiten des jüdischen Wesens der grossen Mehrheit der Berliner Bevölkerung niemals so peinlich fühlbar gemacht, wie im letzten Jahrzehnt. ...

So aber war die Lage namentlich im Anfange der siebenziger Jahre. Der lang ersehnte und endlich erfochtene Sieg berauschte die Juden, und im Rausche ist man alles andere, nur nicht bescheiden und besonnen, überlegt und vorsichtig. Damals, als die schlechteren Elemente der Berliner Juden sich in unnatürlich hohen Prozentsätzen an dem Börsen- und Gründungsschwindel beteiligten; als gerade jüdische Federn und Stimmen mit besonderer Vorliebe über die inneren Zustände unserer christlichen Kirchen herzogen und zwar häufig mit einer Dreistigkeit, die sich in umgekehrtem Verhältnisse zu dem in der Kritik bekundeten Verständnis befand; als jeder Tag neue Proben von jenem eigentümlichen Mangel an verecundia brachte, den Schopenhauer, sei es nun mit Recht oder mit Unrecht, dem jüdischen Stamme nachsagen zu müssen glaubt – damals entstand und wuchs in den gebildeten Kreisen der Berliner Gesellschaft eine tiefe Missstimmung gegen das jüdische Wesen. Und zwar ohne allen Unterschied der politischen, religiösen, sozialen Anschauungen. Wer das bestreitet, hat das letzte Jahrzehnt entweder nicht in Berlin verlebt oder aber er redet wider die Wahrheit.³⁸

Auf diese Stimmung bezog sich Stoecker, als er sich im September 1879 in einem Vortrag mit dem Titel «Unsere Forderungen an das moderne Judentum» des jüdischen Problems annahm, und das gleiche gilt für Heinrich von Treitschke, der im November 1879 jenen berüchtigten Beitrag für die *Preussischen Jahrbücher* schrieb, in welchem er erklärte: «Die Juden sind unser Unglück.»³⁹ Es sollte allerdings festgehalten werden, dass weder Stoecker noch Treitschke irgendwelche rassistischen Vorurteile gegenüber den Juden hatten. Ihre Argumente waren im Kern religiöser und nationalistischer Natur; die Juden waren für sie ein Fremdkörper in der Gesellschaft, eine Sekte, deren einziger Tempel die Börse war und deren durch eine jüdisch beherrschte Presse ausgeübter Einfluss die Fundamente des Reichs untergrub. Nahm ein Jude den christlichen Glauben an, ergriff er einen anständigen Beruf und wurde er ein guter deutscher Patriot, so waren Stoecker und Treitschke bereit, ihn vorur-

teilslos zu akzeptieren. Aber diese Nuancen der Argumentation waren den meisten ihrer Zuhörer vermutlich zu fein. Durch ihre herausragende Stellung verhalfen Stoecker und Treitschke dem Antisemitismus zur Salonfähigkeit, und das öffnete die Schleusen für jede Spielart dieser Seuche.⁴⁰

Was die Arbeiterklasse anging, so war sie gegenüber dem Antisemitismus ebensowenig immun wie jede andere Gesellschaftsschicht, und als Stoecker antijüdische Ausfälle zum festen Bestandteil seiner politischen Trickkiste machte, wurde er zu einem weit beachtlicheren Faktor in der Berliner Politik, als er es 1878 gewesen war. Das mag einer der Gründe dafür gewesen sein, dass Bismarck die Aktivitäten des Hofpredigers duldete. Beim Entwurf des Sozialistengesetzes hatte der Kanzler mit dem Gedanken gespielt, Stoeckers christlich-soziale Bewegung in den Kreis der Geächteten einzuschliessen, und nachdem Stoecker 1880 Bismarcks Bankier und wirtschaftspolitischen Berater Gerson Bleichröder angegriffen hatte, äusserte er sein Bedauern, es nicht getan zu haben.⁴¹ Allein, es bestand doch jederzeit die Möglichkeit, dass Stoeckers Appell an antijüdische Stimmungen eine gewisse Anziehungskraft nicht nur auf Wähler der unteren Mittelschicht ausüben – und sie damit den liberalen Parteien entziehen – würde, sondern auch auf Teile der Arbeiterschaft. So hielt der Kanzler also still.⁴²

Alles in allem sahen die Sozialdemokraten sich also mit einem Berg von Schwierigkeiten konfrontiert, als es auf die Reichstagswahlen zugeing, und die Regierung tat ihr Bestes, um diesen Berg noch höher zu machen. Am 28. Oktober 1880 war über Hamburg-Altona der kleine Belagerungszustand verhängt worden, und in den Monaten danach wurde er auch auf Harburg ausgedehnt. Mehr als hundert aktive Sozialisten wurden aus diesen Städten ausgewiesen, und die meisten von ihnen hatten genug von Deutschland und wanderten nach Amerika aus. Diese schikanösen Angriffe auf Einzelpersonen wiederholten sich, als der Belagerungszustand im Juni 1881 über Leipzig verhängt wurde. Ausserdem verdoppelte die Polizei in allen Teilen Deutschlands ihre Anstrengungen, Menschen zu ergreifen, die sozialistische Literatur und Wahlaufrufe verteilten, und die Gerichte teilten schwere Bestrafungen aus, selbst dann, wenn kein zwingender Beweis für einen Gesetzesverstoss vorlag. In den letzten Wochen vor der Wahl sassen etwa sechshundert Sozialisten hinter Gittern – zu einer Zeit, als ihre Arbeit dringend benötigt wurde.⁴³ Darüber hinaus litt die Partei Mangel an Kandidaten, die auf nationaler oder wenigstens örtlicher Ebene verfügbar gewesen wären. Einige der bekanntesten Kämpfer für die sozialistische Sache waren

tot, viele hatten das Land verlassen, andere konnten sich nicht als Kandidaten aufstellen lassen, weil sie für die organisatorische Parteiarbeit in der Schweizer Zentrale unentbehrlich waren. Um in allen Wahlkreisen antreten zu können, mussten viele sozialistische Kandidaten sich an mehreren Orten zugleich aufstellen lassen. So kandidierte Bebel tatsächlich in 35 Wahlkreisen, Liebknecht und Hasenclever brachten es auf je 16.⁴⁴

Trotz dieser Nachteile erlitt die sozialdemokratische Partei nicht das von ihren Feinden vorausgesagte und von einigen ihrer Freunde befürchtete Debakel. Gewiss verringerte sich ihre Gesamtstimmenzahl um ein Drittel, von den 1878 errungenen 437'158 auf 311'961 Stimmen, und in Berlin fiel sie von 56'147 auf nunmehr 20'168 Stimmen ab, ein steiler Rückgang, der vor allem auf den geballten Wahlkampf zurückzuführen war, den Stoecker geführt hatte. Aber Wahlergebnisse lassen sich immer auf zweierlei Weise interpretieren, und wenn die Verluste auch beträchtlich waren, so blieb doch die eindrucksvolle Tatsache bestehen, dass zwei Drittel der Wählerschaft ihrer Partei trotz der Anstrengungen der Polizei und der Regierungspresse die Treue gehalten hatten. Damit nicht genug, kam die Partei, nachdem sie im ersten Wahlgang nur einen Reichstagsitz gewonnen hatte, nach der Stichwahl auf insgesamt zwölf Mandate und damit auf drei mehr als bisher, und sie hätte vielleicht noch besser abgeschnitten, wäre sie bereit gewesen, sich für die Stichwahl in Berlin auf Wahlbündnisse mit Stoecker und den Konservativen einzulassen.⁴⁵ Bebel schrieb in seinen Memoiren, das Sozialistengesetz sei am 27. Oktober 1881 besiegt worden.⁴⁶ Es sind Zweifel angebracht, ob es zu jener Zeit in der Partei viele gab, die so dachten, aber gewiss hatten die Sozialdemokraten allen Grund zur Genugtuung.

Dies umso mehr, als ihr grosser Gegenspieler einen deutlichen Dämpfer hatte einstecken müssen. Wie der Kanzler die Wahlergebnisse auch drehen und wenden mochte, er fand wenig Erfreuliches darin. Weder war es ihm gelungen, den Sozialismus zu zerschlagen, noch eine arbeitsfähige regierungsfreundliche Koalition der nichtsozialistischen Kräfte zu bilden. Die Nationalliberale Partei, die er unter seinen Willen gezwungen zu haben glaubte, hatte sich im Sommer 1880 gespalten, und ihre selbständigsten Köpfe – Forckenbeck, Bamberger, Stauffenberg, Bunsen und Rickert – hatten eine eigene Partei gegründet. Bei den Wahlen von 1881 schlugen sich diese Abtrünnigen ebensogut wie die Partei, der sie den Rücken gekehrt hatten; sie gewannen 47 Reichstagsmandate und wandten sich, hierdurch ermutigt, unverzüglich mit Angeboten an die Fortschrittspartei Eugen Richters, eines Mannes, den Bismarck aus guten Gründen verabscheute, denn er opponierte in fast allen Fragen ge-

gen den Kanzler. Die Zentrumspartei hatte 90 Sitze erobert, kein Grund zur Befriedigung für Bismarck, da seine Beziehungen zu den Katholiken immer sehr wetterwendischer Natur waren; während sie ihn bei der Sozialversicherungsgesetzgebung unterstützten, stimmten sie grundsätzlich gegen jedes Vorhaben, das die Rechte der einzelnen Bundesstaaten zu bedrohen oder die Funktionen des Reichstags einzuschränken schien. Unter dem Strich betrachtete er das Zentrum als Oppositionspartei.⁴⁷ Die Konservativen und die Freikonservativen, auf deren Stimmen er sich im Allgemeinen verlassen konnte, hatten bei den Wahlen insgesamt 30 Sitze verloren und waren mit einer gemeinsamen Fraktionsstärke von nur 85 Mandaten weit davon entfernt, Bismarck die Unterstützung zu geben, die er benötigte, um über den Reichstag verfügen zu können. In der Tat bestand das herausragende Merkmal des Reichstags in den folgenden drei Jahren in seiner Nicht-Regierbarkeit, und der Kanzler machte häufig die Erfahrung, dass die Mehrheit des Reichstags in Fragen, denen er eine lebenswichtige Bedeutung beimass, geschlossen in Opposition stand – so bei der Bildung des Volkswirtschaftsrats, von dem Bismarck hoffte, er könne in nicht zu ferner Zeit an die Stelle des Reichstags treten, so auch bei der geplanten Übertragung aller Tabaksteuern an die Reichsregierung, einer Massnahme, durch welche die finanzielle Abhängigkeit der Zentralregierung von den Bundesstaaten verringert werden sollte.⁴⁸ Man kann verstehen, dass Bismarck fluchte und grollte und Rücktrittsabsichten äusserte und dass er einem Reichstag ein böses Ende voraussagte, der es offenbar darauf abgesehen hatte, Opposition nach dem Muster der preussischen Kammer von 1862 zu machen. In einem Gespräch mit dem württembergischen Minister Mittnacht sagte Bismarck einen Monat nach der Wahl: «Möglicherweise könne einmal ein Moment kommen, wo die deutschen Fürsten erwägen müssen, ob der jetzige Parlamentarismus mit dem Wohle des Reichs noch vereinbar sei.»⁴⁹

3. Die Ära Puttkamer in Preussen: Reformen in Bürokratie und Heer

Aber das Rückgrat des Reichs war Preussen; und wenn es gelang, die Quellen der preussischen Stärke – die Bürokratie und das Heer – vor Ansteckung zu schützen, dann würden auch die Interessen des Reichs gewahrt bleiben, selbst wenn es zu einem wirklichen Zusammenstoss mit dem Reichstag kam. In der Zeit nach dem Rückschlag bei den Wah-

len von 1881 widmete der Kanzler seine besondere Aufmerksamkeit der Aufgabe, jene beiden Institutionen gegen Einflüsse von aussen abzuschirmen bzw. zu immunisieren.

Bismarcks ausführender Arm bei der Verwirklichung seiner Pläne für den öffentlichen Dienst war Robert von Puttkamer, ein ziemlich farblos und wenig phantasievoller Bürokrat, dessen grösste Vorzüge in seiner vollständigen Ergebenheit und in einer tief verwurzelten Überzeugung bestanden, dass die Grösse Preussens im göttlichen Schöpfungsplan enthalten war. Er war 1879 zum Kultusminister und zwei Jahre später als Nachfolger Adalbert Falks, der im Kulturkampf eine so wichtige Rolle gespielt hatte, zum Innenminister ernannt worden. Puttkamers Einfluss machte sich sehr bald im preussischen Bildungssystem bemerkbar; er äusserte sich darin, dass die religiöse Unterweisung in den Volksschulen grösseren Raum einnahm und die bereits ausgeprägt vorhandenen konservativen Tendenzen an den Universitäten weiter gefördert wurden.⁵⁰ Einen bleibenden Namen machte er sich jedoch durch eine andere Leistung: die Säuberung der preussischen Verwaltung. Sein schärfster Kritiker hat das Ziel, das Puttkamer verfolgte, als einen gesellschaftlichen Konformismus (*Alexandrinismus*) beschrieben, als eine Tendenz, alle Zweige des Staatsdienstes und alle Gesellschaftsschichten, aus denen sich die dort Beschäftigten rekrutierten, auf eine feindselige Haltung gegenüber dem Proletariat einzuschwören und alle Elemente im Lande, die mit der Arbeiterklasse sympathisierten, von jeglichem Einfluss auf die Staatsmaschinerie auszuschliessen und ihnen einen Platz in der guten Gesellschaft zu verwehren.⁵¹ Um dieses Ziel zu erreichen, sorgte Puttkamer dafür, dass niemand im öffentlichen Dienst vorwärtskam, der im Ruche liberaler Ansichten stand, und unterzog gleichzeitig die ganze Justizverwaltung einer Ausmusterungsprozedur, indem er die Anzahl der Gerichtshöfe verminderte und Richter und Staatsanwälte höheren Dienalters in den Ruhestand schickte; damit wurde jene Generation ausgeschaltet, deren Denken durch die fortschrittlichen Tendenzen der 60er Jahre beeinflusst war. Die hierdurch freigewordenen Planstellen waren ein Jahrzehnt später von Beamten mit einer lupenrein konservativen Einstellung besetzt.

Der Geist, den diese Reformen atmeten, spricht am offensten aus einem königlichen Erlass vom 4. Januar 1882, der verkündete, dass der König-Kaiser persönlich für die Leitung der Regierungspolitik verantwortlich sei – Bismarck sagte in einer Rede am 24. Januar 1882: «Der wirkliche, faktische Ministerpräsident in Preussen ist und bleibt Seine Majestät der König»⁵² – und dass die im öffentlichen Dienst Beschäftig-

ten durch ihren Amtseid zur Unterstützung dieser Politik verpflichtet seien. Mit dieser unerwarteten Neubetonung des monarchischen Prinzips schuf der Kanzler ein Argument, das sich durchaus als Waffe gegen ihn selbst kehren konnte, und in der Tat sollte er eben jenem persönlichen Regiment des Königs zum Opfer fallen, das er 1882 verkündete. Der Beamtenerslass diente indes dem Zweck, die preussische Bürokratie zu disziplinieren, wenn nicht gar einzuschüchtern, und den aus den Wahlen von 1881 hervorgegangenen widerspenstigen Reichstag daran zu gemahnen, dass die Parlamente kamen und gingen, die Macht des Monarchen jedoch eine überdauernde politische Realität war.⁵³

Schon vor der Herausgabe des Erlasses machten sich nachdenkliche Männer ernste Sorgen um die Wirkungen der Bismarck-Puttkamerschen Politik. Der Kronprinz erklärte im November 1880 dem General von Schweinitz, Bismarck zerstöre die Selbständigkeit und Initiative der höheren Staatsbeamten, und dies werde zur Folge haben, dass er sich, wenn er selbst eines Tages den Thron bestieg, schwertun werde, zuverlässige Helfer zu finden.⁵⁴ In diesen Worten lag eine traurige Wahrheit. Der Kanzler und sein Werkzeug Puttkamer hatten mit ihrer Prokrustestaktik nur allzu durchschlagenden Erfolg; unter dem Joch einer unbarmherzigen Disziplin verlor die preussische Bürokratie vollkommen jenen fortschrittlichen Geist, für den sie in einer früheren Epoche berühmt gewesen war.

Es war ein Zeichen für die wachsende Besorgnis, mit der die herrschende Klasse die politischen Tendenzen der Zeit verfolgte, dass man es für nötig hielt, das Offizierskorps des Heeres einer ähnlichen Behandlung zu unterziehen, wie die Bürokratie sie erfuhr. In früheren Tagen hätte man darin eine überflüssige Übung gesehen, denn vor 1870 war das preussische Offizierskorps, was die Politik anging, eine nahezu homogene Gruppe, in der fortschrittliche Ideen praktisch nicht existierten. Aber das rasche Anwachsen des Heeres nach der Vereinigung verbreiterte die gesellschaftliche Basis, aus der Offiziere rekrutiert wurden; das althergebrachte Monopol des Adels ging verloren, und die Offizierslaufbahn musste für eine wachsende Zahl von Bewerbern aus den Mittelschichten geöffnet werden. Da man nicht ohne Weiteres von ihrer politischen Rechtgläubigkeit ausgehen konnte, suchte man diese durch eine Mischung aus Indoktrination und disziplinarischem Druck zu gewährleisten. Die 80er Jahre sahen eine mit amtlichen Dienstanweisungen und in halbamtlichen Militärzeitschriften geführte Kampagne gegen die Kräfte des Umsturzes in der Gesellschaft; besondere Betonung lag dabei

auf der Rolle der Armee als «des einzigen festen Halts im Strudel, des Felsens in dem von allen Seiten heranbrandenden Meer der Revolution, des Talismans der Treue und Horts des Fürsten».⁵⁵ Es wurde den Offizieren in einer Art Analogie zum Beamtenerslass eingeschärft, dass der persönliche Treueeid, den sie ihrem Monarchen geleistet hatten, sie dazu verpflichtete, ihre politische Überzeugung nach der ihres Kriegsherrn auszurichten und seine Politik vorbehaltlos zu unterstützen.

Dies galt nicht nur für aktives Personal, sondern auch für die Reserveoffiziere, die zum grössten Teil aus den Mittelschichten stammten und denen es, anders als den Aktiven, gestattet war, sich politisch zu betätigen und sich für öffentliche Ämter zu bewerben. In einer Dienstvorschrift für Reserveoffiziere wurde deutlich gemacht,

... der Offizier des Beurlaubtenstandes darf sich als Offizier niemals einer Partei anschliessen, welche sich zur Regierung unseres Kaisers oder des Landesherrn in Gegensatz stellt. Fühlt er sich dazu in seinem Gewissen gedrungen, so hat er vorher seinen Abschied zu erbitten. Als Offizier ist er seines kaiserlichen Herrn «Manne» im altdeutschen Sinne des Wortes. Unter keinen Umständen darf er gegen jenen auftreten. Andererseits ist er aber vollauf dazu berechtigt, von seinen politischen Rechten Gebrauch zu machen und in den politischen Kampf einzutreten für die Ziele, die des Landesherrn und des Kaisers Regierung verfolgen.⁵⁶

Es gab einige Unerschrockene, die über diese Beschneidung ihrer politischen Rechte empört waren. Wenn sie ihren Widerstand zu offen kundgaben – wie in dem Fall eines Reservemajors, der der Fortschrittspartei beitrug, und in dem eines Kavalleriehauptmanns, der in einer die Prärogative der Krone berührenden Frage mit der Linken stimmte – verloren sie ihr Patent.⁵⁷ Aber solche Fälle waren selten. Bereits weiter oben wurden der wachsende gesellschaftliche Ehrgeiz der wohlhabenden Mittelschicht nach 1870 und ihr Verlangen nach Aufnahme in die aristokratische Gesellschaft erwähnt.⁵⁸ Es galt in weiten Kreisen als ausgemacht, dass der Rang eines Leutnants der Reserve bei einem guten Regiment eine wesentliche Stufe im Hinblick auf dieses Ziel darstellte,⁵⁹ und wer sich einen solchen Rang verdient hatte, war im Allgemeinen nicht gewillt, ihn dadurch aufs Spiel zu setzen, dass er sich extremen politischen Neigungen hingab. Man neigte im Gegenteil allzu bereitwillig dazu, sich in die Aristokratie zu integrieren, jenem «Adel der Gesinnung» anzugehören, den Kaiser Wilhelm II. im März 1890 als Ergänzung zum «Adel der Geburt» forderte, der das Heer traditionell mit Offizieren beliefert hatte.⁶⁰

Und weil dies so war, konnte das Heer bei allem zahlenmässigen Wachstum doch ein zuverlässiges Bollwerk der bestehenden Ordnung

bleiben. Aber dieser Vorteil kostete auch einen Preis. Der Eifer, mit dem sich die bürgerliche Jugend um ein Offizierspatent bemühte, und die Besessenheit, mit der sie, war ihr das erst einmal gelungen, dem Denken, den Manieren und den Lastern ihrer aristokratischen Kameraden nach-eiferte oder sie darin noch überbot, trug stark zu dem latenten Antimilitarismus bei, der im Lande herrschte, und sei es nur, weil dadurch, mit den Worten Eckart Kehrs, «der bis dahin im Durchschnitt recht bescheidene preussische Leutnant zu dem unerträglichen Schnösel der wilhelminischen Aera wurde».⁶¹

1883 unternahm Bismarck einen weiteren wichtigen Schritt zur Abschirmung der Armee vor der Möglichkeit einer Beeinflussung von aussen; er liess weitreichende administrative Veränderungen im Aufbau der Militärhierarchie zu. Insbesondere genehmigte er eine Beschneidung der Befugnisse des Kriegsministers, dem seit Scharnhorsts Zeiten alle Zweige der Militärverwaltung unterstellt gewesen waren, und eine Aufwertung des Militärkabinetts und des Generalstabs zu unabhängigen, allein dem König-Kaiser verantwortlichen Gremien.

Diese Veränderungen wurzelten zum Teil in internem Konkurrenzneid. Seit den Tagen des Verfassungskonflikts, als Edwin von Manteuffel Chef des Militärkabinetts gewesen war, herrschte in dieser Institution, die nicht nur die militärische Fragen berührende Korrespondenz des Königs und seine Beziehungen zu den kommandierenden Generalen betreute, sondern auch die Aufgabe hatte, alle Personalangelegenheiten des Heeres, auch Ernennungen und Beförderungen, zu regeln, die Ansicht vor, die Bindung an das Kriegsministerium sei nicht das richtige; Manteuffels Nachfolger, E.L. Albedyll, arbeitete nach 1871 beharrlich daran, sich eine unabhängige Position zu sichern. Der Generalstab peilte dasselbe Ziel an. Die Siege von 1866 und 1870 hatten den Namen Helmuth von Moltkes für jeden Deutschen zu einem Begriff gemacht, und seine jüngeren Kollegen im Generalstab, die sogenannten «Halbgötter», fanden es demütigend, dass ihr verehrter Herr und Meister nun, unter Friedensbedingungen, nur über die Person und mit der Erlaubnis des Kriegsministers Zugang zu seinem Monarchen hatte. Moltke selbst war ein zu bescheidener Mensch, um deswegen eine Verstimmung anzuzetteln, aber als 1882 Alfred von Waldersee Generalquartiermeister wurde, entschied dieser ehrgeizige Offizier, dass sich hier etwas ändern müsse, und nicht lange danach hatte er sich mit Albedyll zur Durchsetzung ihrer gemeinsamen Interessen zusammengetan.

Die parlamentarischen Verhältnisse kamen ihnen zu Hilfe, indem sie neue Argumente lieferten und ihnen in der Person des Kanzlers einen mächtigen Verbündeten an die Seite gaben. Im Januar 1883 begann Eugen Richter, ein eingefleischter Kritiker des Militärs, dessen Angriffe auf das Heer gerade deshalb so wirkungsvoll waren, weil sie fachmännische und detaillierte Kenntnisse verrieten,⁶² mit einer systematischen Kritik der militärischen Ausgabenwirtschaft; er prangerte die übermäßigen Kosten für die Garden und die Kavallerieregimenter an, die er als Paradetruppen bezeichnete, sowie für die Militärkapellen, in denen er einen unnötigen Luxus sah; er vertiefte seinen Angriff durch die Forderung nach einer Überprüfung der Beförderungspolitik und einer Verkürzung der Dienstzeit. Richters Kampagne fand die Unterstützung des Zentrums, der liberalen «Sezessionisten» und der Sozialisten,⁶³ und diese Allianz war furchterregend genug, um die Kräfte der Regierung in zeitweilige Verwirrung zu stürzen. Der Kriegsminister, General A.K.G. von Kameke, erhob gegen die seiner Ansicht nach unzulässige Debatte Einspruch, da die Opposition sich hier um Kommandosachen kümmere, die nach der Verfassung allein der Entscheidung des Königs unterstanden; aber es gelang ihm nicht, die Woge des Antimilitarismus zu brechen, die auf die Regierungsbänke zurollte.

Die Debatte im Reichstag erzürnte den Kaiser, einen alten Soldaten, der eifersüchtig über seine Prärogative wachte und den die Oppositionsreden auf das Unangenehmste an die parlamentarischen Konflikte der sechziger Jahre erinnerten. Wilhelms Unmut spielte Albedyll und Walderee in die Hände, die nun durchblicken liessen, Kamekes unzulängliches Auftreten im Reichstag demonstrierte die Gefahr, die darin lag, dem Kriegsminister irgendwelche Befugnisse über empfindliche Bereiche wie Kommando- und Stabsangelegenheiten einzuräumen, da die blossе Tatsache seiner Anwesenheit im Parlament die Opposition zu Kritik und Fragen herausfordere. Die beiden Militärs fanden volle Unterstützung bei Bismarck, für den die Debatte im Reichstag ein Beweis mehr dafür gewesen war, dass die angemassen Ansprüche, die das Parlament stellte, zurückgeschraubt werden mussten, ehe es zu spät war. Wie gewöhnlich spielten beim Kanzler auch diesmal persönliche Faktoren eine Rolle. Er mochte Kameke nicht, der, selbst Soldat, fest davon überzeugt war, dass es im Interesse des Heeres lag, seine parlamentarischen Kritiker durch Zugeständnisse zu besänftigen. Für Bismarck roch eine solche Einstellung nach Schwäche und nach jener Art Liberalität, wie er sie mit dem Namen des Kronprinzen verband, zu dessen Kreis

Kameke in der Tat gerechnet wurde. «Ein parlamentarischer General in aktivem Dienst ist stets eine unpreussische Erscheinung», schrieb der Kanzler an seinen König, «als Kriegsminister aber eine gefährliche.»⁶⁴ Er neigte demzufolge dazu, nicht nur den Kriegsminister abzuhalftern, sondern die Dinge auch so zu ordnen, dass zukünftige Kamekes keinen Schaden würden anrichten können.

Im Februar wurde dem unglücklichen Kriegsminister klar, dass er die Gunst des Kaisers verloren hatte und weder in der Leipziger Strasse noch im Kanzleramt Rückhalt besass, so dass es keinen Sinn für ihn hatte, sich an sein Amt zu klammern. Er trat also zurück, und zu Bismarcks Befriedigung folgte sein Freund, der Chef der Admiralität Albrecht von Stosch, seinem Beispiel; auch Stosch war ein liberal denkender Offizier, mit dem Bismarck viele Differenzen gehabt hatte und den er ebenfalls der Mitgliedschaft im Freundeskreis des Kronprinzen verdächtigte.⁶⁵ Zum Nachfolger Kamekes wählte Albedyll, der dem Anschein nach der federführende Architekt bei diesem Revirement gewesen ist,⁶⁶ Paul Bronsart von Schellendorf, der während des Krieges gegen Frankreich in Moltkes Stab gedient hatte. Bronsarts Ernennung wurde davon abhängig gemacht, dass er zum einen dem direkten Vortragsrecht des Generalstabschefs beim Kaiser – ohne Einschaltung des Kriegsministers – und zum zweiten der Übertragung aller Personalangelegenheiten des Heeres vom Kriegsministerium an das Militärkabinett zustimmte. Kurz gesagt, man forderte von Bronsart, der Entmannung des Ministeriums zuzustimmen, ehe er es übernahm. Er beklagte sich nicht. Er bejahte den mit der Kompetenzübertragung verfolgten Zweck und bekannte sich hierzu auch, indem er sagte: «Auf politischem Gebiet werde ich jedem Versuch, die Rechte der Krone zu gefährden, sowie dem Streben parlamentarischer Parteien, irgendwelchen Einfluss auf die Kommandogewalt zu gewinnen, mit Ernst und Bestimmtheit entgegenzutreten.»⁶⁷

Die Verwaltungsreform von 1883 stellte eine bedeutsame verfassungsmässige Veränderung dar, denn durch sie wurden nicht nur die Kompetenzen des Reichstags in militärischen Angelegenheiten beschränkt, sondern auch die des Kanzlers selbst. Dass Bismarck dies zuließ, nachdem er während der Einigungskriege und 1874⁶⁸ so verbissen um die Erhaltung des politischen Primats seiner Stellung gekämpft hatte, lässt sich mit seiner wachsenden Enttäuschung über die Resultate erklären, zu denen das allgemeine Wahlrecht geführt hatte, und auch mit seiner wachsenden Besorgnis angesichts der im Reichstag geführten Angriffe gegen die feudal-militaristischen Grundlagen des Reichs. Für den Kanzler war die Reform eine notwendige defensive Massnahme, aber er

sollte noch vor seinem Ausscheiden Gelegenheit finden, die neue Bewegungsfreiheit, die er den Militärs gewährt hatte, zu bedauern, besonders als der Generalstab begann, seine neuerrungene Unabhängigkeit dazu zu benutzen, in die Aussenpolitik hineinzupfuschen, wie er es bei der bulgarischen Krise von 1887 tat.⁶⁹ Bismarcks Amtsnachfolger sollten noch mehr als er unter der politischen Unverantwortlichkeit leiden, der die Reformmassnahmen von 1883 den Weg bereiteten.

Es lässt sich auch nicht sagen, dass die neue Kompetenzverteilung irgendetwas zur Verbesserung von Bismarcks Position dem Parlament gegenüber beigetragen hätte. Die Methode, die er angewandt hatte, um das Heer der parlamentarischen Kritik zu entziehen, war recht grobschlächtig gewesen, und es war kaum zu erwarten, dass die Opposition sich bei zukünftigen Debatten über militärische Themen mit einer Erklärung des Kriegsministers würde abspesen lassen, er sei nicht informiert oder nicht zuständig. Wenn der Umstand, dass man den Inhaber dieses Amtes zur Inkompetenz verdammt hatte, etwas bewirkte, dann nur, dass die Opposition sich zu neuen Angriffen auf die Militärhierarchie angestachelt sah, zu Angriffen, die immer dann besonders heftig wurden, wenn der Militärhaushalt zur Überprüfung anstand. Dieses Problem wurde insofern immer schwerwiegender, als die politischen Parteien mit der entschiedensten antimilitaristischen Haltung trotz aller Anstrengungen Bismarcks weiterhin an Stärke zunahmen.

4. Thronfolgerfrage und das Kartell 1884-1887

Die Geschichte der Reichstagswahl von 1884, die einmal mehr den Fehlschlag der antisozialistischen Unterdrückungspolitik bezeugte, ist deshalb interessant, weil sie ein Licht auf ein weiteres Thema wirft, das Bismarck in dieser Periode stark beschäftigte; es war dies seine Sorge darüber, was geschehen würde, wenn Wilhelm I. starb. Obwohl der Kaiser sich vollkommen von den Wunden, die Nobiling ihm beigebracht hatte, erholt hatte und obwohl er noch einen klaren Verstand besass und seine politischen Vorurteile kraftvoll wie eh und je zum Ausdruck brachte, war er doch schon ein alter Mann und hatte nach menschlichem Ermessen nicht mehr allzulange zu leben. In den Jahren nach 1880 – und besonders nach 1885, als der Kaiser einen leichten Schlaganfall erlitt – lebte Bismarck in dem steten Bewusstsein, dass er praktisch von heute auf morgen gezwungen sein konnte, sich mit einem neuen Herrscher in

Gestalt des jetzigen Kronprinzen Friedrich Wilhelm auseinanderzusetzen. Diese Aussicht bereitete dem Kanzler keine Freude. Friedrich Wilhelm war zwar geradezu das Ebenbild eines idealen Kaisers – ein gutaussehender bärtiger Mann mit militärischer Haltung und, wie es hiess, aufgeklärten Ansichten –, aber die äussere Erscheinung trog. Wenn es im Leben zugehe wie in romantischen Erzählungen, dann hätte er den Thron unmittelbar nach seinen militärischen Erfolgen bei Königgrätz oder Gravelotte bestiegen, als er auf der Höhe seiner physischen Kräfte stand und als Volksheld gefeiert wurde. Aber sein Vater lebte danach noch 18 Jahre, und das lange Warten auf die Macht zermürbte den Kronprinzen, liess seinen Elan versickern und lieferte ihn abwechselnden Anfällen von nervöser Gereiztheit und Melancholie aus. Die erzwungene Untätigkeit untergrub sein Selbstvertrauen ebenso wie das Wissen um die geistige Überlegenheit seiner Frau, der Tochter von Königin Victoria von England. Bismarck glaubte nicht daran, dass der Kronprinz die Willenskraft oder auch nur die politische Urteilsfähigkeit besass, die man von einem Herrscher erwarten musste. Er hatte nicht vergessen, mit wieviel Ungeduld Friedrich Wilhelm 1870 die langwierigen Verhandlungen mit den süddeutschen Fürsten verfolgt hatte und wie rasch er mit der Forderung bei der Hand gewesen war, sie zum Eintritt in das Reich zu zwingen;⁷⁰ seine Überzeugung, dass der Kronprinz keinen Sinn für politische Realitäten besass, muss sich bestätigt haben, als er erfuhr, dass Friedrich Wilhelm die Tradition des Heiligen Römischen Reichs wiederzubeleben wünschte, indem er bei der Thronbesteigung den Titel Friedrich IV. annehmen wollte.⁷¹ Der Kronprinz, so vertraute Bismarck 1885 Busch an, war im politischen Metier wenig bewandert und hatte auch wenig Interesse, die Dinge ernsthaft zu studieren, und er besass keine Courage.⁷²

Bismarck mag, als er dies sagte, an die Nachgiebigkeit des Prinzen gegenüber den politischen Ansichten seiner Frau gedacht haben, die sicherlich eine stärkere und entschlossenerere Persönlichkeit war als er. Kronprinzessin Victoria war es, der Friedrich Wilhelm seinen liberalen Ruf verdankte, und ihrem Einfluss war es zuzuschreiben, dass zu seinem Freundeskreis Politiker und Beamte wie Franz von Roggenbach, Albrecht von Stosch, Max von Forckenbeck und Ludwig Bamberger ebenso gehörten wie Publizisten – etwa Heinrich Geffcken – und Vertreter von Literatur und Kunst. Es war kein Zufall, dass die meisten dieser Männer Bismarcks Politik äusserst kritisch gegenüberstanden, denn die Kronprinzessin hegte gegen den Kanzler schon seit den sechziger Jahren eine tiefgehende persönliche Abneigung, ein Gefühl, das auf Gegenseitigkeit

beruhte.⁷³ Roggenbach, ein früherer badischer Minister, der redlich für ein vereinigt und liberales Deutschland gearbeitet und sich 1865 mit dem Kanzler entzweit hatte, war überzeugt, dass Bismarcks langes Verharren im Amt ein Unglück für sein Land war (er sprach von dem «Fatum, (dem) Kismet in Gestalt des Reichskanzlers»⁷⁴) – und dass der Kanzler die Verantwortung dafür trug, dass die nationale Einigung nur «Staatsabsolutismus, verziert mit parlamentarischem Beiwerk und naitiver Spielerei mit Scheinkonstitutionalismus»,⁷⁵ gebracht hatte. Er hoffte, ein Thronwechsel und ein neuer Kanzler würden zu einer Kursänderung führen, eine Hoffnung, welche alle Mitglieder des Freundes- und Beraterkreises des Kronprinzen teilten.

Obwohl Bismarck stets gut darüber informiert war, was sich bei diesen Frondeuren tat,⁷⁶ und obwohl er keine Gelegenheit ausliess, die Betreffenden in Schwierigkeiten oder Misskredit zu bringen, nahm er sie als Gegner nicht allzu ernst; er hielt sie wohl für verhältnismässig harmlos, selbst im Falle eines Thronwechsels, solange sie über keine wirkliche politische Basis im Land draussen verfügten. 1884 hatte es jedoch den Anschein, als könnten sie sich unter Umständen eine solche Rückenstärkung verschaffen, und die Erkenntnis dieser Sachlage bestimmte die Taktik, mit der der Kanzler in die Wahlen dieses Jahres ging.

Am Vorabend dieser Wahlen beschlossen die Sezessionisten, die sich 1881 von der Nationalliberalen Partei abgespalten hatten, sich mit der Fortschrittspartei zu vereinigen. Die neue Verbindung gab sich den Namen Deutsche Freisinnige Partei; allgemein wurde sie jedoch als die Kronprinzenpartei bekannt, weil Friedrich Wilhelm einer der ersten gewesen war, die den Parteigründern zu ihrer Tat gratuliert hatten; die Vereinigung hatte eine Fraktion von über hundert Abgeordneten geschaffen, darunter einige der herausragendsten und erfahrensten Persönlichkeiten des Reichstags. Bismarck mochte sich noch so abfällig über die Hoffnung der neuen Partei äussern, ein «Kabinett Gladstone» zu bilden, auf die leichte Schulter nehmen durfte er diese Gefahr nicht. Wenn die Freisinnigen es verstanden, die Rechten der Nationalliberalen Partei auf ihre Seite zu ziehen, dann war der deutsche Liberalismus nach dem 1878/79 erlittenen Rückschlag wiederhergestellt und hatte, mit einem liberalen Kaiser im Rücken, vielleicht Aussicht, das politische System umzukrempeln.⁷⁷ Der Zorn, den der blosser Gedanke an diese Möglichkeit in Bismarcks Brust entfachte, zeigte sich an seinem Verhalten anlässlich des Begräbnisses von Eduard Lasker, einem zähen Kämpfer für die liberale Sache, der im Januar 1884 bei einem Besuch in den Verei-

nigten Staaten starb. Als Lasker in Deutschland beerdigt wurde, sorgte der Kanzler dafür, dass kein Regierungsvertreter dem Trauergottesdienst beiwohnte, und als das amerikanische Repräsentantenhaus dem Reichstag eine offizielle Beileidsbotschaft übermittelte, weigerte sich Bismarck unter einem Vorwand, diese weiterzuleiten, und richtete einige Tage später bei einer Reichstagsdebatte bittere Angriffe gegen den toten Abgeordneten.⁷⁸

Was Laskers lebende Gesinnungsfreunde von der Freisinnigen Partei betraf, so machte der Kanzler in den letzten Tagen der Sitzungsperiode des Reichstags und beim darauffolgenden Wahlkampf ihre Schwächen zur Zielscheibe eines konzentrierten Sperrfeuers. Und diese Schwächen waren beträchtlich, denn zwischen den neuen Partnern herrschte keine grundlegende Einigkeit gegenüber so bedeutsamen Fragen wie der geplanten staatlichen Förderung von Sozialversicherungssystemen, der Zollpolitik oder der Haltung, die man zum Sozialismus einzunehmen gedachte. Bei der Debatte über die Verlängerung des Sozialistengesetzes und die Rechtmässigkeit des zu jener Zeit über Berlin, Leipzig und Hamburg verhängten Belagerungszustandes, die der Reichstag 1884 in den letzten Tagen seiner Sitzungsperiode führte, zeigte sich bald, dass das neue Parteiprogramm, das die Forderung nach Gleichheit vor dem Gesetz ohne Ansehen von Person oder Partei enthielt, nicht entschlossen genug vertreten wurde, um Bismarcks Angriffen standzuhalten. Als der Kanzler die sogenannte anarchistische Gefahr für die öffentliche Ordnung wieder aufleben liess und die Linksliberalen rundheraus als diejenigen bezeichnete, die durch ihre Weichlichkeit gegenüber dem Sozialismus den Kräften des Umsturzes den Weg bereiteten, konnte er einer erklecklichen Anzahl von Mitgliedern der neuen Partei zunächst einen solchen Schrecken einjagen, dass sie nach einer Kompromisslösung zu suchen begann, die einige Härten des Gesetzes beseitigt hätte, und als das nicht gelang, schliesslich die zur Verlängerung notwendigen Stimmen lieferte. Franz Mehring höhnte später über die Versuche der Liberalen, ihren Prinzipienverrat zu rechtfertigen, und verglich ihre Beteuerungen mit denen eines Mädchens, das sich seiner Unschuld rühmt, weil das Kind, das sie geboren hat, sehr klein ist und sie es bestimmt nicht wieder tun wird.⁷⁹ Alles in allem war die Verlängerung des Sozialistengesetzes kaum geeignet, den Eindruck zu bestärken, dass ein neuer, kämpferischer Liberalismus im Kommen war.

Im Wahlkampf setzte der Kanzler seine Einschüchterungstaktik fort, während er gleichzeitig die Sozialversicherungsgesetzgebung als Be-

weis dafür ausschlachtete, dass jeglicher soziale Fortschritt vom Staat ausging. Schliesslich liess er wie ein Magier, der ein Kaninchen aus dem Hut zaubert, vor den Augen der Wähler die Vision eines neuen Kolonialreichs erstehen, das nicht nur Deutschlands Stellung in der Welt stärken, sondern auch den Wohlstand des Landes mehren werde. Beide Themen verwirrten die Freisinnigen, das letztere, weil Deutschlands erster Ausflug in die Kolonialpolitik von einer Verschlechterung der Beziehungen zu England begleitet gewesen wäre und sie dadurch bei der bekannten Anglophilie des Kronprinzen und seiner Umgebung leicht in den Geruch kommen konnten, zu den Gegnern einer Politik zu gehören, die bei den Wählern auf grosse Zustimmung stiess. Mit fortschreitender Dauer des Wahlkampfes verflüchtigten sich die Hoffnungen auf das Zustandekommen eines umfassenden Bündnisses aller liberalen Kräfte zusehends, und ihr Scheitern wurde endgültig, als die Nationalliberale Partei auf ihrem im März in Heidelberg abgehaltenen Kongress einen entschiedenen Rechtsruck vollzog und unter ihrem neuen Führer Johannes Miquel⁸⁰ deutlich machte, dass sie in allen aktuellen Fragen – in der Sozial- und Kolonialpolitik ebenso wie in der Militärfrage – den Konservativen näher stand als den Oppositionsparteien. In den Wahlergebnissen schlug sich die kumulative Wirkung dieser Negativbilanz nieder. Die Einheitspartei aus Fortschrittlern und Sezessionisten, die für kurze Zeit 106 Reichstagsitze ihr eigen genannt hatte, konnte davon nur 67 verteidigen, und diese Niederlage für den politischen Liberalismus sollte sich als entscheidend und endgültig erweisen. Für Bismarck war dieses Ergebnis in Anbetracht der gleichzeitigen Kehrtwendung der Nationalliberalen, die 50 Mandate eroberten, und der Zunahme der Konservativen von 50 auf 78 Sitze höchst erfreulich oder wäre es vielmehr gewesen, hätten nicht die Sozialdemokraten einen so grossen Erfolg erzielt. Trotz der Behinderungen, die ihrer Betätigung auferlegt waren, mobilisierten die Sozialisten eine Viertelmillion Wähler und verdoppelten ihre Fraktionsstärke im Reichstag. Ihre nunmehr 24 Mandate gaben ihnen das Recht, in allen grösseren Reichstagsausschüssen vertreten zu sein, wodurch ihnen weit grössere Möglichkeiten des parlamentarischen Widerstands eröffnet wurden.⁸¹ Da das Zentrum, das ebensooft für wie gegen die Politik des Kanzlers stimmte, 99 Sitze gewonnen hatte, war der neue Reichstag so widerspenstig wie der alte.

Dies wurde schon bald nach seinem Zusammentritt offensichtlich, denn er fügte dem Kanzler zwei bittere Abfuhren zu, indem er einen Antrag auf die Schaffung neuer Planstellen im Aussenministerium ab-

lehnte und gegen eine von Bismarck vorgeschlagene neue Branntweinsteuer stimmte; im Lauf der folgenden zwei Jahre zeigte er sich höchst widerstandsfähig, so besonders bei der Debatte um die erneute Verlängerung des Sozialistengesetzes 1886, die erst nach manchen Schwierigkeiten über die Bühne ging.⁸² Schon im Dezember 1884 wütete Bismarck über die Unregierbarkeit des Reichstags und erklärte gegenüber Mitgliedern des Staatsministeriums, mit dem gegenwärtigen Wahlgesetz sei nichts anzufangen, und es sei nur folgerichtig, den Schluss zu ziehen, den auch Fürst Felix zu Schwarzenberg im Hinblick auf die Verfassung von Kremser von 1848 gezogen hatte: dass «diese Einrichtung sich nicht bewährt hat». Er wünschte sich, so fügte er hinzu, dass die Sozialdemokraten einen Putschversuch unternehmen würden, denn dies würde viele Probleme lösen. Für den Fall, dass es nicht soweit käme, gäbe es noch immer die Möglichkeit einer Regierung ohne bewilligtes Budget wie in Preussen von 1862-66. Das wäre ein ironischer Abschluss seiner Laufbahn, ein vielleicht aber gar nicht durchführbarer, denn, so fügte er bedeutungsvoll hinzu, während Wilhelm I. ihm gestattet habe, vier Jahre lang den Willen der Kammermehrheit zu missachten, «glaube der Kronprinz an Mehrheiten».⁸³

Es blieb Bismarck erspart, zu einer extremen Lösung seiner Probleme mit dem Reichstag zu greifen, da sich dies angesichts der Verschlechterung der internationalen Stellung Deutschlands als Folge der bulgarischen Krisen von 1885-87 von selbst verbot. Diese Krisen zerstörten die Lebensfähigkeit des Dreikaiservertrags und erhöhten die Wahrscheinlichkeit dafür, dass Deutschland sich in Wahrnehmung seiner Beistandspflichten gegenüber Österreich-Ungarn in einen Zweifrontenkrieg gegen Russland und Frankreich hineingezogen finden würde. Die ausgeklügelten diplomatischen Kombinationen, die Bismarck einging, um diese Möglichkeit abzuwenden, sind weiter oben beschrieben worden,⁸⁴ und es wurde dabei vermerkt, dass dies zu einer Erhöhung der deutschen Wehrkraft führte, die ausreichte, um die beiden potentiellen Kriegsgegner abzuschrecken. Im Zuge der Durchsetzung der Heeresverstärkung im Reichstag gelang es Bismarck zum ersten Mal nach sieben Jahren wieder, den Reichstag unter seine Kontrolle zu zwingen.

Der intime Zusammenhang zwischen innen- und aussenpolitischen Faktoren in Bismarcks Staatskunst lässt sich nirgends besser illustrieren als am Beispiel dieses Vorgangs.⁸⁵ Der Kanzler war davon überzeugt, dass eine Heeresverstärkung nötig war und vielleicht den Schlüssel zur Entspannung der aussenpolitischen Situation bot,⁸⁶ aber er war ent-

schlossen, sie nur auf einem Weg herbeizuführen, der ihm auch innenpolitisch zum Vorteil gereichen würde. Von dem Gedanken, den Reichstag um einen Nachtragshaushalt zum Septennatgesetz von 1881 zu bitten, kam er im Frühjahr 1886 ab, besonders weil ein solches Vorgehen nicht geeignet schien, einen «Schlag gegen die Reichstagsmajorität»⁸⁷ zu führen; stattdessen legte er ein neues Septennat vor, ein ganzes Jahr vor der eigentlichen Ablaufsfrist des alten. Der Reichstag war durchaus geneigt, die geforderte Verstärkung und die dazu nötigen Gelder zu bewilligen, bestand aber darauf, dass das erhöhte Budget für eine Frist von nur drei statt sieben Jahren gelte. Da tat Bismarck das, was er schon lange vorgehabt hatte: er löste den Reichstag auf in der Hoffnung, die Kriegsgefahr, die durch Artikel in der regierungsnahen Presse sowie durch die Einberufung von Reserveeinheiten und die Ankündigung einer Kriegsanleihe geschaffen worden war, werde die patriotischen Wähler den die Regierung stützenden Parteien in die Arme treiben. Das erwies sich als kluge Berechnung. Bei den Wahlen von 1887 eroberten die Konservativen, die Freikonservativen und die Nationalliberalen, die zusammen das sogenannte Kartell bildeten,⁸⁸ 220 der 375 Reichstagsitze, teilweise dank der Bevorzugung der ländlichen Wahlkreise bei der Zuteilung von Mandaten und noch mehr dank der Zusammenarbeit der drei Parteien bei den Stichwahlen. Von den Oppositionsparteien hielt sich das Zentrum am besten, das seine Mandatszahl wahrte, die Freisinnigen jedoch verloren über die Hälfte ihrer Sitze, und die sozialistische Fraktion verringerte sich von 24 auf 11.

Bismarck konnte nun zum ersten Mal dem Thronwechsel zuversichtlich entgegensehen. Dank der Meisterschaft, mit der er die internationale Krise bewältigt hatte, stand er im Zenit seines Ansehens und verfügte jetzt über jene dominierende Stellung im Reichstag, mit welcher er alle liberalen Experimente würde abblocken können, an denen der Kronprinz sich versuchen mochte. Man kann nicht behaupten, dass er in seinem Triumph grossmütig gewesen wäre. Im Gegenteil, als der Kaiser im März 1888 starb und der Kronprinz endlich als Friedrich III. den Thron bestieg, schien es Bismarck ein Herzensbedürfnis, jeden Wunsch des neuen kaiserlichen Paares zu vereiteln. Dabei waren sie schwerlich in der Verfassung, die Herausforderung kämpfend zu beantworten, denn Friedrich litt an einer schweren Krankheit, die zu spät als Kehlkopfkrebs diagnostiziert wurde. Dies hinderte den Kanzler jedoch nicht daran, bei der Ernennung von Mitgliedern des kaiserlichen Hofstaats dazwischenzufunken, Einspruch zu erheben, wenn der Kaiser gewissen alten Freun-

den eine Auszeichnung zu verleihen wünschte, und die geplante Verheiratung der Kaisertochter Viktoria mit dem Fürsten Alexander von Battemberg zu verhindern. Dies letztere tat er auf die allerundiplomatischste Weise, indem er verlauten liess, er werde zurücktreten, weil der Kaiser und seine Frau Zwietracht zwischen Deutschland und der russischen Regierung säen wollten (der es nach vielen Konflikten mit Alexander gelungen war, ihn vom bulgarischen Thron zu drängen) und weil sie vorhätten, Deutschland zu einem Anhängsel Englands zu machen (denn es war wohlbekannt, dass Queen Victoria die Verbindung befürwortete). Dem Wink des Kanzlers folgend, liess die Presse der Kartellparteien eine böswillige und verleumderische Kampagne gegen die Kaiserin und ihre Tochter vom Stapel, welche die letzten Tage Friedrichs III. verdüsterte.

Es ist nicht recht einzusehen, was Bismarck hierbei zu gewinnen hoffte oder was er sich von seinen bald darauffolgenden Angriffen auf den Herausgeber von Kaiser Friedrichs Tagebuch von 1866-70⁸⁹ und auf den englischen Diplomaten Sir Robert Morier versprach, der ein Freund des kaiserlichen Paares war.⁹⁰ Die Rachsucht, durch die sein Verhalten in den drei Monaten von Friedrichs Herrschaft gekennzeichnet war, enthüllte vielleicht den wahren Bismarck, der sich sonst hinter den äusserlichen Attributen des Staatsmanns verbarg – einen Menschen, der niemals einem Feinde verzeihen oder eine Kränkung vergessen konnte. Sie war sicherlich ein Zeichen für die mit zunehmendem Alter immer ausgeprägtere Unberechenbarkeit des Bismarckschen Temperaments, ein Zug, der in den zwei Jahren nach Friedrichs Tod im Juni 1888 immer häufiger zutage treten sollte.

5. Sozialistengesetz, Staatsreichpolitik und die Entlassung des Kanzlers

Vier Jahre nach Bismarcks Abgang vom Rampenlicht der politischen Bühne schrieb Theodor Fontane: «Bismarck ist der grösste Prinzipverächter gewesen, den es je gegeben hat, und ein ‚Prinzip‘ hat ihn schliesslich gestürzt, besiegt, dasselbe Prinzip, das er zeitlebens auf seine Fahne geschrieben und nach dem er *nie* gehandelt hat. Die Macht des hohenzollernschen Königtums ... war stärker als sein Genie und seine Mogelei.»⁹¹

An diesen Sätzen ist viel Wahres. Seine ganze politische Laufbahn über hatte Bismarck das monarchische Prinzip hochgehalten, im Allgemeinen, um damit die Gegner seiner Politik matt zu setzen oder Ent-

scheidungen zu rechtfertigen, die anders nicht zu rechtfertigen waren. Die Rede vom Januar 1882, in der er erklärt hatte, der Kaiser sei der wirkliche preussische Ministerpräsident, war ein Beispiel hierfür;⁹² ein noch unbedachteres war die Rede, in der er 1884 seine Weigerung begründete, dem Reichstag die Botschaft zu Laskers Tod zu übergeben; er tat es mit den Worten: «Ich kann Ihnen nur im Namen des Kaisers Mitteilungen machen; ich bin Beamter des Kaisers, und ohne dessen vorausgesetzte stillschweigende oder ausdrückliche Genehmigung kann ich überhaupt nicht zu Ihnen reden.»⁹³ Es war die in solchen Äusserungen implizit enthaltene konstitutionelle Theorie, die sich 1888 gegen ihn selbst zu wenden begann, als ein junger Herrscher, der sie ernst nahm, sich ihrer bediente, um den Kanzler zu entmachten, und zwar hauptsächlich wegen seines Ungehorsams gegenüber dem königlichen Willen.

Wilhelm II. bestieg den Thron als kaum Dreissigjähriger, zu einer Zeit, als der Kanzler 73 Jahre war. Adolf Stoecker, der sich noch aktiv politisch betätigte, berichtete, Wilhelm habe unmittelbar nach seiner Thronbesteigung über Bismarck gesagt: «Sechs Monate will ich den Alten verschnaufen lassen, dann regiere ich selbst.»⁹⁴ Es sind Zweifel angebracht, ob dieser Satz wirklich gesagt worden ist. Wilhelm stand noch im Bann von Bismarcks Autorität und unter dem seiner Eitelkeit schmeichelnden Eindruck der Aufmerksamkeit, die der Kanzler und sein Sohn ihm in den Tagen gewidmet hatten, als sein Grossvater und sein Vater noch lebten. Aber er war ungeachtet dessen noch jung und leicht zu beeindrucken, und es fehlte in seiner Umgebung nicht an Leuten, die es sich angelegen sein liessen, ihm zu schmeicheln und ihm zuzureden, er solle auf seinen eigenen Füssen stehen und seine eigenen Wege gehen. Waldersee, jetzt Chef des Generalstabs, Stoecker, Johannes Miquel von der Nationalliberalen Partei und Wilhelms alter Lehrer Hinzpeter zeigten besonderen Eifer in dieser Hinsicht und besonderes Geschick im Hervorstreichen von Wilhelms Begabung, und der Kanzler versäumte es, ihrem Einfluss wirksam entgegenzutreten; er zog es in dieser Phase seines Lebens vor, soviel Zeit wie möglich auf Varzin und Friedrichsruh zu verbringen, und überliess es seinem Sohn Herbert, einem nicht gerade als angenehmer Gesellschafter bekannten Mann,⁹⁵ sich um den Kaiser zu kümmern. Unter diesen Umständen war das Auftauchen von Differenzen nur eine Frage der Zeit.

Bezeichnenderweise war es das heikle Thema der deutschen Politik der achtziger Jahre, das diesen Prozess förderte: die soziale Frage. Wilhelm war auf die Probleme der Armut und der Not in der Regierungs-

zeit seines Grossvaters aufmerksam geworden, als Waldersee und Stoeker sein Interesse an der Arbeit der Inneren Mission geweckt hatten. Im November 1887 hatte der Prinz sogar die Schirmherrschaft über eine Versammlung angesehener Persönlichkeiten im Haus Waldersees übernommen, die dort zusammengekommen waren, um über eine finanzielle Unterstützung für die Berliner Stadtmission zu sprechen, und hatte eine vielbeachtete Rede über die Notwendigkeit der Verkündung christlich-sozialer Grundsätze gehalten.⁹⁶ Das publizistische Echo auf dieses Ereignis hatte Bismarck dazu veranlasst, dem jungen Prinzen einen meisterhaften Brief zu schreiben, der ihn davor warnte, dem Einfluss der Pfarrer und Missionare zu verfallen, und der, was noch wichtiger war, darauf hinwies, dass eine falsch verstandene Wohltätigkeit nur die subversive Tätigkeit im Lande fördere, die von «Sozial- und anderen Demokraten» bereits vorangetrieben werde. «Die festeste Stütze der Monarchie,» schrieb Bismarck, «suche ich ... in einem Königtum, dessen Träger entschlossen ist, nicht nur in ruhigen Zeiten arbeitsam mitzuwirken an den Regierungsgeschäften des Landes, sondern auch in kritischen lieber mit dem Degen in der Faust auf den Stufen des Thrones für sein Recht kämpfend zu fallen, als zu weichen. Einen solchen Herrn lässt kein deutscher Soldat im Stich, und wahr bleibt das alte Wort von 1848, gegen Demokraten helfen nur Soldaten.»⁹⁷

Wilhelm liess sich allem Anschein nach davon nicht beeindruckt, und in der fehlenden «ideologischen» Übereinstimmung mit Bismarck lag auch der Keim für den Bruch zwischen Kaiser und Kanzler. Das erste Anzeichen dafür, dass ihre Wege sich vielleicht trennen würden, ergab sich im Mai 1889, als es im Ruhrgebiet zu einem grossen Bergarbeiterstreik kam. Der Kaiser versties gegen allen Brauch, als er im Schloss zu Berlin eine Delegation von Bergleuten empfing, und was er von ihnen zu hören bekam, erregte ihn so, dass er in eine Sitzung des Preussischen Staatsministeriums hineinplatzte und in Gegenwart des Kanzlers eine feurige Rede hielt, in der er die westfälischen Kohleherren attackierte und den Befehl gab, dafür zu sorgen, dass der Streik zu den Bedingungen der Bergleute beendet werde. Bismarck war von diesem Auftritt ziemlich bestürzt, glaubte jedoch anscheinend, diese Stimmung des Kaisers beruhe auf einer vorübergehenden Marotte. Er irrte sich jedoch.

Er brauchte einige Zeit, um dies herauszufinden. Er war, vielleicht aus Altersgründen, nicht mehr so hellhörig wie sonst für politische Entwicklungen im Land und ungenügend über die Spaltungstendenzen informiert, die sich in seinem Mehrheitsblock im Reichstag abzeichneten.

Das Kartell hatte sich aus seiner Sicht als wirksames Instrument erwiesen. Er sah nicht, dass das mit seiner Unterstützung Erreichte – die weitere Verlängerung des Sozialistengesetzes, die Verabschiedung des Septennats, die neuen Steuern auf Spirituosen und Zucker, die Erhöhung der Getreidezölle und die Verlängerung der Legislaturperiode von drei auf fünf Jahre mit der darin liegenden Verringerung des Wählereinflusses auf die politischen Prozesse – keine breite Popularität genoss; er bemerkte auch nicht, dass eine beträchtliche Zahl nationalliberaler Abgeordneter die enge Gemeinschaft mit den Reaktionären der *Kreuzzeitung*, die den rechten Flügel der Konservativen Partei bildeten, immer stärker als eine politische Mesalliance empfanden. Sein mangelndes Einschätzungsvermögen zeitigte abträgliche Folgen, als er im Oktober 1889 zu der Überzeugung kam, dass es an der Zeit sei, die Zerschlagung der sozialdemokratischen Partei durch die Verabschiedung eines neuen Sozialistengesetzes perfekt zu machen, das nicht mehr wie bisher von begrenzter Geltungsdauer, sondern unbeschränkt gültig sein sollte. Die Nationalliberalen liessen durchblicken, sie würden ein solches Gesetz nur dann unterstützen, wenn die Bestimmungen, welche die Polizei ermächtigen, Personen aufgrund des Verdachts einer subversiven Tätigkeit aus ihrem Wohnort zu verweisen, getilgt wurden. Demgegenüber beharrten die Konservativen auf dem Ausweisungsrecht als einer *conditio sine qua non*.

In dieser Frage schieden sich die Geister des Kaisers und seines Kanzlers; Bismarck widersetzte sich jeglichen Zugeständnissen, während Wilhelm sich instinktiv zur Position der Nationalliberalen bekannte. Der Kaiser war in der Tat sogar zu der Überzeugung gekommen, das Sozialistengesetz sei nicht so wichtig wie ein Projekt, mit dem er sich selbst trug, ein Entwurf für ein Gesetzeswerk, das die Arbeitsbedingungen aller deutschen Arbeiter verbessern und ihre Arbeitszeit einheitlich regeln sollte. Immer stärker verschrieb er sich dem Gedanken, er könne ein *roi des gueux* sein und sein persönliches Engagement werde die Arbeiter zu staats- und kaisertreuen Untertanen machen und sie so den finsternen Verführungen der Sozialdemokratie entfremden. Bismarck, der nach guter alter Manchester-Art nichts von einer Beschneidung des Rechts auf Arbeit hielt, fertigte all dies als «Humanitätsduselei»⁹⁸ ab und beschloss, das Projekt des Kaisers zu sabotieren und an seinen eigenen Plänen festzuhalten.

Dass Wilhelm und sein erster Minister auf Kollisionskurs segelten, wurde auf einer Sitzung des Kronrats am 24. Januar 1890 deutlich. Der Monarch präsentierte einen Gesetzentwurf zur Regelung der Sonntags-

arbeit und zur Begrenzung des Arbeitstags für Frauen und Kinder; nach seiner Ansicht sei das Anwachsen der sozialistischen Bewegung unmittelbar auf das Versäumnis der Regierung zurückzuführen, der Habgier der Unternehmer Schranken aufzuerlegen. Die Diskussion wandte sich sodann dem Sozialistengesetz zu, das am Tag zuvor in zweiter Lesung im Reichstag behandelt worden war, wobei die Ausweisungsbestimmungen niedergestimmt worden waren. Nach dieser Abstimmung hatte der Fraktionschef der Konservativen, Helldorf, Bismarcks Innenstaatssekretär und verlängerten Arm im Reichstag Heinrich von Boetticher informiert, dass die Konservativen bei der dritten Lesung gegen das Gesetz stimmen würden, wenn sich die Regierung nicht ausdrücklich zur Tilgung jener Klauseln bekannte. Bei der Diskussion im Kronrat machte der Kaiser deutlich, dass er eine Regierungserklärung in diesem Sinne wünsche. Bismarck jedoch sprach sich nicht nur dagegen aus, sondern liess sich auch zu der Forderung hinreissen, die Regierung solle, wenn das Gesetz durchfiel, die günstige Gelegenheit ergreifen und es zu einer handfesten Konfrontation mit dem Reichstag kommenlassen. Davor schrak der Kaiser zurück, und er appellierte an die Ministerrunde, für die versöhnliche Taktik einzutreten. Unter Bismarcks eisigen Augen brachte jedoch keiner den Mut hierzu auf. Die Minister sprachen sich für die Entscheidung ihres Chefs aus, das Gesetz zu opfern, und wie nicht anders zu erwarten, wurde es am 25. Januar mit den Stimmen des Zentrums, der Freisinnigen, der Sozialdemokraten und der Konservativen abgelehnt.⁹⁹

Alle Anzeichen sprechen dafür, dass Bismarcks grimmige Unbeugsamkeit – und was sie für die Zukunft verhies – Wilhelm zutiefst erschreckte, und dieser Schock kann nur heilsam gewesen sein. Der Kanzler hatte sich im Laufe der achtziger Jahre, als die Schwierigkeiten mit dem Reichstag zunahmen, immer intensiver und immer häufiger mit dem Gedanken beschäftigt, den gordischen Knoten durch eine radikale Umgestaltung der Verfassung zu lösen. Wie in den sechziger Jahren, als er die originelle Lückentheorie entwickelt hatte, um die Missachtung der verfassungsmässigen Rechte der preussischen Abgeordnetenkammer mit einem juristischen Scheinargument zu rechtfertigen, so hatte er sich auch jetzt eine Theorie zurechtgelegt, die seinen Absichten diene und die besagte, dass das Reich als Schöpfung der deutschen Fürsten von diesen auch wieder aufgelöst und auf einer neuen Grundlage errichtet werden könne.¹⁰⁰ «Es kann wohl dahin kommen», sagte er im April 1886 zu Botschafter Schweinitz, «dass ich das, was ich gemacht habe, wieder

zerschlagen muss; die Leute vergessen, dass dem jetzt bestehenden Bunde dasselbe passieren kann, was dem Frankfurter Bundestage 1866 geschehen ist; die Fürsten können von ihm zurücktreten und einen neuen bilden ohne den Reichstag.»¹⁰¹ Dass es dabei vielleicht nicht ohne Gewaltanwendung abgehen würde, wusste und akzeptierte er. Nach den Wahlen von 1887 sagte er: «Wäre die Kampagne misslungen, so hätte (dies) zu einem Staatsstreich, vielleicht zu Aufständen geführt.»¹⁰² Zwei Jahre später hatte er, wie sich im Gespräch mit seinem Botschafter Reuss im Dezember 1889 zeigte, seine Ansicht nicht geändert. «Mit der Eventualität einer feindlichen Mehrheit müsse man immer rechnen; man könne drei-, viermal auflösen, zuletzt müsse man doch die Töpfe zerschlagen. Diese Fragen, wie die der Sozialdemokratie, wie die des Verhältnisses zwischen Parlament und Einzelstaaten, würden nicht gelöst ohne Bluttauf, wie die deutsche Einheit auch.»¹⁰³

Es kann sein, dass Bismarck zum Zeitpunkt der Kronratsitzung am 24. Januar 1890 nicht sicher war, dass die Zeit für die Verwirklichung dieser Gedanken schon reif war, so dass seine Anspielungen darauf und sein Vorschlag, man tue vielleicht gut daran, die Berliner Garnison zu verstärken, möglicherweise nur den Zweck hatten, den Kaiser von seinen versöhnlichen Absichten gegenüber der Linken abzubringen.¹⁰⁴ Aber wenn er noch Skrupel hatte, so wurden sie von den katastrophalen Ergebnissen der Wahlen vom 20. Februar hinweggeschwemmt, die das Kartell vernichteten, die Nationalliberalen 57 und die beiden konservativen Parteien 28 Mandate kosteten, dagegen den Freisinnigen das wiederbrachten, was sie 1887 verloren hatten, die Zentrumsfraktion auf 106 Mitglieder anwachsen liessen und den Sozialdemokraten, die erstaunliche 1'427'298 Stimmen erzielten, 35 Reichstagsitze einbrachten.

Diese Ergebnisse markierten, wie Franz von Roggenbach zwei Wochen später schrieb, das Ende jeder möglichen Bismarckschen Herrschaft über den Reichstag und belassen ihm nur noch den Ausweg in die Illegalität. Es sei, schrieb er,

nicht die leiseste Aussicht vorhanden, dass künftige Wahlen jemals wieder eine Mehrheit zur Stelle bringen, die die Gefügigkeit der Kartellmajorität hat. Die Berufung auf die Verdienste der Reichsgründung – die Erweckung der finstern Leidenschaften des Kulturkampfes, der Interessenhandel der Schutzzollphase – und endlich die Gänsehaut ob angeblicher Kriegsgefahr tut es nicht mehr. Bleibt somit nur die soziale Gefahr als letztes Mittel ... Wird ein Versuch damit dem allgemeinen Wahlrecht gegenüber glücken? Ich glaube, nur dann, wenn das diabolische Mittel angewendet wird, durch angelegte Putsche die kleinbürgerlichen und bäuerlichen Kreise zu erschrecken.¹⁰⁵

Bismarck scheint zum gleichen Schluss gelangt zu sein. Die Zeit war reif, den Knüppel zu schwingen. Es war dies, so sagte er sich, das einzige Mittel, die Kontinuität seines politischen Systems und, was das betraf, auch seiner persönlichen Position sicherzustellen. Er war sich bewusst, dass die Wahlergebnisse denjenigen in der Umgebung des Kaisers zusätzliche Munition geliefert hatten, die ihn stürzen wollten und die in der Tat bereits eifrig darüber diskutierten, wer sein Nachfolger werden sollte.¹⁰⁶ Für den Fall, dass es zu einer ernsten Verfassungskrise kam, vertraute er darauf, dass es seinen Rivalen ebensowenig wie ihren Vorgängern 1874 gelingen würde,¹⁰⁷ Kräfte für sich zu mobilisieren, und dass dem Kaiser nichts anderes übrig bleiben würde, als sich an den einzigen zu wenden, der über die Kombination von Phantasie und Rücksichtslosigkeit verfügte, deren es bedurfte, um dem Sturm zu trotzen. Er war fest entschlossen, das Risiko einzugehen, dass eine solche Krise zum bewaffneten Kampf führen würde.

Die Bismarck nahestehenden Politiker zweifelten nicht daran, dass es ihm mit seinen Plänen jetzt todernst war. Der bayerische Delegierte im Bundesrat berichtete, der Kanzler sei ganz sicher, dass man der drohenden Revolution am besten mit Waffengewalt begegnete, und plane, den Reichstag in eine Position zu manövrieren, in der er ihn dann auseinanderjagen könne.¹⁰⁸ Wie weit Bismarck zu gehen bereit war, erhellt sich aus den Instruktionen, die das Kriegsministerium Mitte März den kommandierenden Generalen übermittelte und die die Warnung vor möglichen Aufständen und die Andeutung enthielten, dass es nötig werden könne, mit Waffengewalt vorzugehen.¹⁰⁹

In den ersten Tagen nach den Wahlen war der Kaiser durch die Gewinne der Sozialisten so beunruhigt, dass er fast geneigt schien, mit Bismarck mitzugehen,¹¹⁰ aber diese Stimmung hielt nicht lange vor. Der Grossherzog von Baden, auf dessen Urteil er baute, deutete ihm an, Bismarck sei nicht mehr ganz richtig im Kopf. Andere Vertraute bestärkten ihn in dem Glauben, seine eigenen sozialen Reformideen könnten zur Grundlage einer erfolgreichen Zusammenarbeit mit dem neuen Reichstag werden. Als daher der Kanzler zu erkennen gab, dass er das Parlament zu Beginn der neuen Sitzungsperiode mit der Vorlage eines neuen Sozialistengesetzes und einer Heeresnovelle vor den Kopf zu stossen gedachte, die unmöglich seine Zustimmung finden konnte, rieten sowohl Miquel von den Nationalliberalen als auch Helldorf von den Konservativen dringend, dieses Vorhaben sei zu vereiteln, und legten dem Kaiser die Möglichkeit nahe, durch seine Initiative neue Parteigruppierungen zu schaffen.¹¹¹ Diese Argumente schmeichelten dem Kaiser und beeindruckten ihn. Seit jener Sitzung des Kronrats im Januar war es ihm ein

Dorn im Auge, dass Bismarck ganz offensichtlich davon ausging, die Minister seien eher des Kanzlers als des Kaisers Geschöpfe, und er ärgerte sich darüber, dass in den offiziellen Presseverlautbarungen immer wieder von der «Politik des Kanzlers» die Rede war. Er fand keinen Gefallen an der Aussicht, Bismarck die gegenwärtige Krise bereinigen zu sehen, wenn er es selbst tun konnte.

Dass Bismarck nicht erkannte, wie ausgeprägt Wilhelms Wunsch war, als der wirkliche Kopf der deutschen Politik anerkannt zu werden – also eben die Rolle zu spielen, die, wie der Kanzler immer vorgeschützt hatte, dem Kaiser von Rechts wegen gebühre –, erwies sich als sein Verhängnis, denn es verleitete ihn zu Fehlern, die seinen Feinden in die Hände spielten. So versuchte er etwa – mit einer Plumpheit, die befremdend wirkte bei einem Mann, der für gewöhnlich in aussenpolitischen Dingen eine solche Geschicklichkeit bewies – die französische Regierung zu überreden, den kaiserlichen Plan einer internationalen Konferenz über Probleme der Arbeit dadurch zu torpedieren, dass sie ihre Teilnahme absagte. Um dieselbe Zeit entwickelte er ein abgrundtiefes Misstrauen gegen Boetticher¹¹² und andere Angehörige des preussischen Staatsministeriums, die nach seiner Überzeugung dem Kaiser heimlich zuredeten, weiter an einer Politik festzuhalten, die ihn erbiterte. Er nahm dies zum Anlass, eine längst vergessene Kabinettsordre von 1852 wieder hervorzuholen, die es den Ministern untersagte, sich ohne Erlaubnis und ohne Hinzuziehung des Ministerpräsidenten an den Monarchen zu wenden. Und schliesslich führte er in einem letzten Versuch, vor der Weiterverfolgung seiner rabiaten Pläne noch die Möglichkeiten für die Bildung einer lebensfähigen neuen parlamentarischen Koalition auszuloten, ein langes Gespräch mit seinem alten Feinde Ludwig Windthorst von der Zentrumsparterie, ohne vorher den Kaiser über dieses Vorhaben zu informieren.

Diese letzten Ungeschicklichkeiten enthoben den Kaiser der Notwendigkeit, unzweideutig Stellung zu Bismarcks Wunsch nach einer schweren Konfrontation mit dem Reichstag zu beziehen. Stattdessen warf er dem Kanzler in einer hitzigen Unterredung am 15. März 1890 vor, er wolle seinen Monarchen im Dunkeln halten, indem er Barrieren zwischen ihm und seinen Ministern aufrichte, forderte die Aufhebung der Ordre von 1852 und machte ihm bittere Vorhaltungen, weil er ohne sein Wissen und seine Zustimmung mit dem Zentrum über eine parlamentarische Zusammenarbeit verhandelt habe.¹¹³ Dabei liess er es indes nicht bewenden. Er habe den Eindruck, so fügte er hinzu, dass Bismarcks mangelnde Bereitschaft, ihn auf dem Laufenden zu halten, sich nicht auf Dinge wie das Zusammentreffen mit Windthorst beschränke, sondern

sich auch auf die Aussenpolitik erstreckte, wo Bismarck es versäumt hatte, ihm reinen Wein über den bedenklichen Zustand der deutsch-russischen Beziehungen einzuschenken. Nach diesem Gespräch war Bismarck sich darüber klar, dass seine Pläne zur Behebung der innenpolitischen Krise der Ablehnung verfallen waren und dass er seine eigene Stellung nicht länger aufrechterhalten konnte. Wenn er über letzteres noch irgendeinen Zweifel hegte, dann wurde dieser am Morgen des 16. März zerstreut, als der Chef des Militärkabinetts, General von Hahnke, in der Reichskanzlei erschien, um ihn daran zu erinnern, dass der Kaiser eine umgehende Erklärung bezüglich der Ordre von 1852 erwartete. Dies kam praktisch einer Forderung nach einem Rücktritt gleich, und es lag ein ironisches Moment darin, dass ihr Überbringer einer Institution angehörte, die Bismarck für seine ihr 1883 geleisteten Dienste Dank schuldete. Ein nicht uninteressanter Aspekt der Krise von 1890 ist es schliesslich, dass sowohl das Militärkabinetts als auch der Generalstab Bismarck im Stich liessen und die Chefs beider Gremien den Kaiser drängten, ihn zu entlassen.¹¹⁴ Der Vorwurf, er habe es versäumt, Wilhelm über die von Russland ausgehende Gefahr zu informieren, spiegelte lediglich die traumatische Furcht wider, die diesbezüglich im Generalstab herrschte, eine Furcht, die 1890 ebenso lebendig war, wie sie es 1887 gewesen,¹¹⁵ und die damals wie jetzt von den grell gefärbten Berichten angeheizt wurde, die Holstein aus dem Aussenministerium lieferte.¹¹⁶ Bismarck kam der indirekten Forderung Hahnkes nicht nach, er zögerte mit seinem Rücktritt noch weitere vier Tage, die er mit der Ausarbeitung einer geistreichen Rechtfertigungsschrift für seine Politik verbrachte, die nach seinem Tod im Druck erschien und dem Kaiser einen schwerwiegenden Mangel an Verständnis für den wirklichen Stand der Beziehungen zu Russland und eine gefährliche Neigung zu vorschnellen und auf ungenügenden Kenntnissen beruhenden Handlungen vorwarf. Als er dies erledigt hatte, zog er sich auf seine Güter zurück.

6. Reaktionen im deutschen Volk auf die Entlassung des Kanzlers

Als der grosse Stern fiel, überkam viele Deutsche das beklemmende Gefühl, dass ihr Land einen unwiederbringlichen Verlust erlitten hatte und dass es nicht so bald wieder mit ähnlich kluger und sicherer Hand regiert werden würde. Die Zeit sollte ihnen recht geben, wenngleich nicht ver-

schwiegen werden darf, dass die Fehler, die Bismarcks Nachfolger begingen, vielleicht weniger folgenschwer gewesen wären, hätte er nicht zu ihren Schwierigkeiten beigetragen, indem er ihnen ein anachronistisches politisches System hinterliess, in welchem er jede fortschrittliche Regung zu ersticken versucht hatte – im Falle des Liberalismus mit Erfolg.

Andere Deutsche reagierten auf die Entlassung des Kanzlers mit Erleichterung, denn sie erkannten, dass seine unbezweifelbare politische Begabung in den letzten Jahren seiner Kanzlerschaft durch charakterliche Mängel immer weiter entwertet worden war und dass sein Verhalten in dieser Zeit dunkle Schatten auf seine früheren Erfolge warf. Theodor Fontane schrieb am 1. Mai 1890:

Bismarck hat keinen grösseren Anschwärmer gehabt als mich, meine Frau hat mir nie eine seiner Reden oder Briefe oder Äusserungen vorgelesen, ohne dass ich in ein helles Entzücken geraten wäre, die Welt hat selten ein grösseres Genie gesehen, selten einen mutigeren und charaktvollereren Mann und selten einen grösseren Humoristen. Aber eines war ihm versagt geblieben: Edelmut; das Gegenteil davon, das zuletzt die hässliche Form kleinlichster Gehässigkeit annahm, zieht sich durch sein Leben (ohne den begleitenden infernal Humor wäre es schon früher unerträglich gewesen), und an diesem Nicht-Edelmut ist er schliesslich gescheitert, und in diesem Nicht-Edelmut steckt die Wurzel der wenigstens relativen Gleichgültigkeit, mit der ihn selbst seine Bewunderer haben scheiden sehn. ... Es ist ein Glück, dass wir ihn los sind, und viele, viele Fragen werden jetzt besser, ehrlicher, klarer behandelt werden als vorher.¹¹⁷

In diesen letzten Worten lag mehr Hoffnung als Erwartung, eine Hoffnung, die enttäuscht werden sollte. Am Ende seiner Laufbahn wusste Bismarck keine andere Antwort auf die Probleme seiner Gesellschaft als: Gewalt. Seine Nachfolger erwiesen sich bei der Wahl ihrer Mittel als kein bisschen einfallsreicher.

VI. Religion, Erziehung und Kunst

Bemooster Bursche, zieh ich aus, ade!
Behüt' dich Gott, Philisterhaus, ade!
Zur alten Heimat geh ich ein,
muss selber nun Philister sein.
Ade! ade! ade!
Ja, Scheiden und Meiden tut weh!

G. Schwab (1815)¹

Und wir: Zuschauer, immer, überall,
dem allen zugewandt und nie hinaus!
Uns überfällt. Wir ordnens. Es zerfällt.
Wir ordnens wieder und zerfallen selbst.

Rainer Maria Rilke (1923)²

Der Historiker Friedrich Meinecke betont in seinen Memoiren, zwischen dem, was in den letzten Jahren des 19. Jahrhunderts in der Politik geschehen sei, und den intellektuellen Strömungen in dieser Zeit habe ein scharfer Kontrast bestanden; während es politisch abwärts gegangen sei, habe sich das Geistesleben einer kräftigen Gesundheit erfreut.³ Es fällt schwer, sich dieser These anzuschließen. Was immer sich zum Lobe gelehrsamer, wissenschaftlicher oder künstlerischer Leistungen Einzelner in der Bismarckschen und Wilhelminischen Zeit aussagen lässt, es ist doch schwerlich zu leugnen, dass das intellektuelle Leben des Landes und solcher Träger seiner geistigen Entwicklung wie der Kirchen und der Universitäten die Schwächen des politischen und gesellschaftlichen Systems, in dem sie wurzelten, nur allzu getreu widerspiegeln. In der Tat, es schien so, als seien die Kräfte der religiösen und erzieherischen Institutionen in Deutschland mit der Zeit immer mehr von ihren eigentlichen Aufgaben abgelenkt und stattdessen auf die Erhaltung des *status quo* gerichtet worden. Gleichzeitig wurde im Bereich der Kunst von Begabungen, die sich einer konstruktiven Sozialkritik hätten verschreiben können, nur zaghaft, wenn überhaupt, Gebrauch gemacht, und die Mehrheit der Schriftsteller und Künstler erkannte das System entweder stillschweigend an oder erging sich in einer saft- und kraftlosen «inneren Emigration».

1. Die Kirchen

Wie die etablierten Kirchen anderer Länder Westeuropas, so waren auch die Deutschlands den Belastungsproben unterworfen, welche die Industrialisierung einerseits, die wissenschaftliche Revolution andererseits mit sich brachten. Obwohl der Anteil der einer Konfession angehörigen Deutschen hoch blieb – von einer Bevölkerung von 49'428'470 waren 1890 31'026'810 Mitglieder der Evangelischen Kirche, 17'674'921 waren Katholiken, 145'540 gehörten anderen christlichen Sekten und 567'884 dem orthodoxen Judentum an –, stieg die Zahl derjenigen, die keiner Kirche angehörten, von Jahr zu Jahr, denn der Zug zur Verstärkung, der durch das industrielle Wachstum gefördert wurde, löste die überkommenen Bindungen an die religiöse Gemeinschaft unwiderruflich auf: Die Arbeiter, die in die Städte zogen, liessen ihre Religion oft in ihrem Dorf zurück. Im Übrigen waren die statistischen Zahlen wohl kaum ein geeignetes Mass für die Stärke des religiösen Glaubens. Viele blieben eher aus Gewohnheit Mitglied ihrer Kirche als aus Überzeugung; der Gottesglaube hatte es angesichts der Herausforderung durch die Naturwissenschaft und der aus der textkritischen Durchleuchtung der Heiligen Schrift resultierenden Tendenz zum Modernismus schwer, sich zu behaupten.

Die römisch-katholische Kirche vermochte sich den eben angedeuteten Entwicklungen erfolgreicher zu widersetzen als die anderen Kirchen. Dies war teilweise dem neuen Glaubenseifer zu verdanken, den die Katholiken unter dem Eindruck der von der Regierung Mitte der siebziger Jahre gegen sie verhängten Massnahmen entwickelt hatten, zum Teil der aufgeklärten Führung, welche die Kirche in den achtziger Jahren unter Papst Leo XIII. genoss, und zum Teil zweifellos auch der Tatsache, dass dem einzelnen katholischen Gläubigen weniger Freiheit in der selbständigen Interpretation kirchlicher Doktrinen gestattet war als den Mitgliedern der Evangelischen Kirche. Theologische Modellehren hatten zweifellos in der protestantischen Welt eine ganz andere Konjunktur. Auf der anderen Seite mussten die Kirchenführer sich des frontalen Angriffs der darwinistischen Theorie erwehren und hatten in Ernst Haeckel, dem berühmten Jenaer Zoologen, einen Gegner vor sich, der aggressiver und ganz gewiss anmassender war als Darwin, da er keine Bedenken trug, einen Glaubensersatz anzubieten, eine monistische Religion, die, bar aller transzendentalen Elemente, eine Mischung aus Positivismus und ethischer Kulturphilosophie darstellte. Zur gleichen Zeit

vertrat David Friedrich Strauss, dessen *Leben Jesu* (1835-36) das Gebäude des Fundamentalismus zum ersten Mal in seinen Grundfesten hatte erzittern lassen, in seinem neuen Werk *Der Alte und der Neue Glaube* (1872) die Auffassung, man solle das Christentum vernünftigerweise als einen Teil der kulturellen Erbschaft der Vergangenheit betrachten und der neue Deutsche solle sich zum Glauben an die Wunder bekehren, die 1870 auf dem Schlachtfeld vollbracht worden waren und die sich Tag für Tag in den Laboratorien und Fabriken des Reichs offenbarten. «Wir haben», schrieb Strauss, «während der letzten Jahre lebendigen Anteil genommen und jeder in seiner Art mitgewirkt in dem grossen nationalen Krieg und der Aufrichtung des deutschen Staats, und wir finden uns durch diese so unerwartete als herrliche Wendung der Geschicke unserer vielgeprüften Nation im Innersten erhoben. Dem Nachdenken über dasjenige, was den Völkern wie den Einzelnen zum Heil oder zum Verderben gereicht, gibt ja dieser Krieg unerschöpflichen Stoff; an sittlichen Lehren war nie eine Zeit reicher als die letzten Jahre.» Anstatt in die Kirche zu gehen, was blosser Gewohnheitssache war, konnte man über diese Dinge nachdenken, angeregt durch das Studium der Geschichte, das Erlebnis der Natur und der aus den «Schriften unserer grossen Dichter [und] den Aufführungen der Werke unserer grossen Musiker für Geist und Gemüt, für Phantasie und Humor» zu ziehenden Inspiration. «So leben wir, so wandeln wir beglückt!»⁴

Es war ein Zeichen der Zeit, dass der vernichtende Angriff, den Nietzsche in seinen *Unzeitgemässen Betrachtungen* gegen diese vulgäre Hymne auf den Nationalismus und den Materialismus führte, eher seinem Autor zum Schaden gereichte als dem «Bildungsphilister» Strauss, wie Nietzsche ihn treffend nannte;⁵ und es war ebenso bezeichnend, dass Haeckels Monismus in den neunziger Jahren eine ganz ähnliche Popularität genoss wie die Saint-Simonistischen *cénacles* in den 40ern, dass sich Gemeinden zusammenfanden, um ihn zu interpretieren und zu feiern. Angesichts des Einflusses, den diese Ersatzreligionen ausübten, war es nur natürlich, dass die führenden Männer des Protestantismus im Sog der Entwicklung mitschwammen. Die herausragenden Theologen der Epoche waren schon längst von der dogmatischen Rigorosität früherer Jahre abgekommen. Julius Wellhausen, Professor der Theologie in Marburg von 1885 bis 1892 und danach in Göttingen, sorgte für eine förmliche Revolution im Verständnis des Alten Testaments, indem er überkommene Auffassungen über die Chronologie des Pentateuch umstürzte; Albrecht Ritschl, von 1864 bis 1889 Professor in Göttingen, wies alle

mystischen und intuitiven Elemente der neutestamentarischen Geschichte zurück und forderte eine praktische Alltagsreligion;⁶ und sein Jünger Adolf von Harnack hob in seinem *Lehrbuch der Dogmengeschichte* (1885-90) die evolutionäre und synkretistische Natur der christlichen Religion mit Argumenten hervor, angesichts derer es schwerfiel, in ihr weiterhin etwas Einzigartiges oder von Gott Gegebenes zu sehen. Diese Anpassung des Glaubens an die Entdeckungen der Wissenschaft verleitete manche weniger gelehrten Kirchenmänner dazu, mit unbedachtem Eifer den Glauben ihrer Kirche nach der jeweils zuletzt in Mode gekommenen wissenschaftlichen Theorie auszurichten. Dies führte auf lange Sicht zu einer Verwässerung der Dogmen und der Theologie bis hin zu einem Punkt, an dem die protestantische Religion auf ein Bündel ethischer Regeln zusammenzuschrumpfen drohte, die nicht aus der göttlichen Autorität, sondern aus der gesellschaftlichen Nützlichkeit abgeleitet waren. Das Ausmass, das diese Entwicklung annahm, schwächte die Widerstandskraft der Kirche gegenüber der Konkurrenz säkularer Religionen nachhaltig.

In einem Tätigkeitsbereich legten die christlichen Kirchen in den Jahren nach 1871 grosse Energie an den Tag, wenngleich die evangelische Kirche auch hier gegen Ende des Jahrhunderts in Elan und Willenskraft nachliess. Sowohl die katholische als auch die protestantischen Kirchen konnten auf eine lange und ruhmreiche Tradition reformerischer Tätigkeit für die Unterprivilegierten verweisen, die sie mit dem gleichen Eifer betrieben wie ihre Missionsarbeit in Übersee. Die katholische sozialreformerische Lehre hatte ihren neuzeitlichen Ursprung im Werk Adolf Kolpings, der in den vierziger Jahren des 19. Jahrhunderts katholische Gesellenvereine gegründet hatte, die Arbeitern eine kostenlose Berufsausbildung boten; diese Ideen erhielten neues Leben und neue Kraft durch den Mainzer Bischof Wilhelm Emmanuel von Ketteler, der die Auffassung vertrat, die Kirche habe die Pflicht, durch den Aufbau kooperativer Gesellschaften, christlicher Gewerkschaften und gemeinnütziger Erholungseinrichtungen die arbeitende Klasse gegen die demoralisierenden Auswirkungen des Kapitalismus zu wappnen; der Lohn für diese Bemühungen, so meinte er, werde in einer Rückkehr der Arbeiter zum katholischen Glauben bestehen. Ketteler, dessen Arbeiten Papst Leo XIII. stark beeinflussten und zur Grundlage seiner Enzyklika *Rerum novarum* (1891) wurden, begründete in Deutschland eine Tradition des sozialen Katholizismus, die zu einem bleibenden Element im Programm der Zentrumsparterie wurde. In der Tat unterstützte und erweiterte das Zentrum nicht nur die Berufsausbildungsprogramme, mit denen Kolping

begonnen hatte, sondern förderte auch die Entwicklung einer katholischen Gewerkschaftsbewegung, die bis 1933 eine bedeutsame Kraft bleiben sollte, und verwandte seinen Einfluss darauf, Gesetze zur Verbesserung der Arbeitsbedingungen, zur Verkürzung des Arbeitstags, zum Fabrikinspektionswesen, zur Kinderarbeit und zum Schiedsgerichtswesen zwischen Arbeit und Kapital zu fördern.⁷

Die Aktivitäten der evangelischen Kirche in diesem Bereich waren auf längere Sicht weniger eindrucksvoll, zum Teil wegen der Methoden, die sie zu ihrer Durchführung anwandte, aber vorwiegend vielleicht wegen des die Kirche im Grossen und Ganzen beherrschenden Konservatismus. Die ersten bemerkenswerten Verkünder einer evangelischen Soziallehre waren V.A. Huber, dessen Schrift *Die Selbsthilfe der arbeitenden Klassen durch Wirtschaftsvereine und innere Ansiedlung* (1848) den Gedanken christlicher Arbeitervereinigungen oder –kooperativen als Mittel zur Bekämpfung der Armut propagierte, und J.H. Wichern, der in den fünfziger Jahren den Gedanken der «inneren Mission» in die Praxis umsetzte, indem er ein Programm zum Bau von Heimen für die Bedürftigen (*Das rauhe Haus*) in die Wege leitete.⁸ Diese Pionierarbeit wurde später fortgesetzt und auf eine radikal neue Stufe gehoben von Adolf Stoecker,⁹ dessen Tätigkeit jedoch auf lange Sicht die eigenen Ergebnisse zunichte machte, da sie seinen Kirchenoberen Furcht einjagte und es ihnen dringend geraten erscheinen liess, sich aus einer Sphäre zurückzuziehen, die offensichtlich den Zündstoff zu Konflikten enthielt.

Als *summus episcopus* der Evangelischen Kirche hatte Wilhelm I. ihre sozialen Aktivitäten seit Langem, mit einem unguen Gefühl verfolgt, und als Stoecker sie in einen politischen Zusammenhang brachte, reagierte er mit Abscheu. Das Stichwort seines Herrschers aufnehmend, erklärte der Evangelische Kirchenrat, eine streng konservative Körperschaft, im Oktober 1878, die Kirche solle sich aus der Politik heraushalten und sich vorsehen, wenn sie Stellung zu sozialen Fragen bezog; drei Monate später bekräftigte der Rat diesen Standpunkt, indem er die evangelischen Pfarrer ermahnte, es sei nicht ihre Pflicht, im Namen des Evangeliums und nur dem Gewicht seiner Autorität soziale Forderungen an die Regierung zu stellen. Die Kirche, so fügte er hinzu, müsse eine vermittelnde Stellung zwischen den Parteien einnehmen und dürfe sich nur denen gegenüber parteiisch zeigen, die den Boden der Gesetzmässigkeit und der Vaterlandsliebe verliessen.

Diesen Standpunkt behielt der Oberkirchenrat, abgesehen von einem kurzen Zwischenspiel, bis zum Kriege bei. Im Jahr 1890, als Kaiser Wil-

helm II. seine liberale Phase durchmachte und überzeugt war, er könne erreichen, was weder Bismarck noch Stoecker gelungen war – nämlich Patriotismus und Staatstreue in die arbeitende Klasse zu tragen –, liess der Oberkirchenrat sich zu dem Zugeständnis herbei, die Wahrnehmung sozialer Verpflichtungen sei eine der Aufgaben der Kirche. Als jedoch die privaten Sozialprogramme des Kaisers wirkungslos verpufft waren und er daraus den Schluss gezogen hatte, die Arbeiterklasse sei eine undankbare, wenn nicht gar verräterisch gesonnene Horde, schwenkte der Rat alsbald wieder um und erliess im Dezember 1895 ein Dekret gegen die «sozialen Pfarrer» und ihre «unbesonnene Parteinahme für die Forderungen einer einzelnen Bevölkerungsklasse». «Den hervorgetretenen irrigen Anschauungen gegenüber», hiess es warnend, «kann nicht nachdrücklich genug betont werden, dass alle Versuche, die evangelische Kirche zum massgebend mitwirkenden Faktor in den politischen und sozialen Tagesstreitigkeiten zu machen, die Kirche selbst von dem ihr von dem Herrn der Kirche gestellten Ziele: Schaffung der Seelenseligkeit, ablenken müsse ...»

Das war natürlich ein Angriff auf Stoecker, der zu dieser Zeit seine Stellung als Hofprediger schon verloren hatte,¹⁰ aber noch immer ein aktives Interesse an der Sozialarbeit nahm, wie sein Hervortreten auf dem Evangelischen Sozialkongress 1890 gezeigt hatte. Es war aber auch auf all jene Kirchenmänner gemünzt, die fortfuhren zu glauben, soziale Betätigung sei eine Christenpflicht; auf Männer wie Theodor Lohmann, der 1885 den Bericht des Generalausschusses der Inneren Mission schrieb, ein Dokument mit dem Titel: *Die Aufgabe der Kirche und ihrer inneren Mission gegenüber den wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Kämpfen der Gegenwart*, das vieles von dem vorwegnahm, was Leo XIII. sechs Jahre später in seinem *Rerum novarum* aussprach, und den herausragenden christlichen Sozialreformer der folgenden Generation, Friedrich Naumann.

Wie Stoecker, so hatte auch Naumann seine Arbeit im Rahmen der Bewegung der Inneren Mission begonnen; in den achtziger Jahren war er häufig als Autor für das *Evangelisch-Lutherische Gemeindeblatt* (später in *Die Christliche Welt* umbenannt) des Pastors Martin Rade hervorgetreten, eine Zeitung, die der Diskussion kontroverser sozialer Fragen Vorrang einräumte. Wie Stoecker, so überkamen auch ihn Zweifel an der Wirksamkeit privater wohltätiger Initiativen, und als er 1890 als Nachfolger Stoeckers zum Führer der Christlich-Sozialen Bewegung wurde, begann er sich Gedanken über jene Lösung des sozialen Problems zu machen, die er dann später in seinem vielgelesenen Buch *De-*

mokratie und Kaisertum (1902) propagierte: die Versöhnung der Arbeiterklasse mit dem Staat durch eine aufgeklärte Handhabung der Regierungsgewalt und der privaten Unternehmertätigkeit im Sinne fühlbarer Erleichterungen für die Massen. Auch in den Jahren davor bestand er in allen seinen Schriften darauf, dass es nötig sei, die Kluft zwischen den arbeitenden Klassen und der bürgerlichen Gesellschaft zu verringern; er erkannte jedoch bald, dass er den Führungszirkeln seiner Kirche ein Dorn im Auge war. 1893 tadelte ihn das Konsistorium der Frankfurter Lutheranischen Kirche offen wegen seiner Teilnahme an einer von dem Sozialdemokraten Theodor von Wächter organisierten Versammlung, und als der Industrielle Stumm-Halberg 1896 dem Kaiser die Feststellung entlockte: «Politische Pastoren sind ein Unding. Wer Christ ist, ist auch sozial, christlich-sozial ist Unsinn»,¹¹ da war es eindeutig, dass dies hauptsächlich auf ihn gezielt war.

Trotz dieser Kritik fuhr Naumann in den Spalten der Zeitschrift *Die Kirche*, die er 1890 gründete, fort, auf mehr Verständnis zwischen den Klassen zu drängen; aber wir können kaum daran zweifeln, dass sich andere Männer, die seiner Überzeugung nahestanden, einschüchtern ließen und schwiegen. Die Mehrheit der protestantischen Kirchenmänner schien in der Tat völlig mit Albrecht Ritschl einig zu gehen, der es für die erstrangige Pflicht des Christen hielt, an Gott zu glauben und im Übrigen den Anforderungen seines Berufs zu genügen, nicht jedoch sich verantwortlich für das Wohl und Wehe des Ganzen zu dünken. In jedem Falle sei der Versuch, eine solche Verantwortung zu übernehmen, eine Anmassung, da er leicht zu Widersprüchen gegen die staatliche Politik führen und das Fundament der gesellschaftlichen Autorität lockern könne. Wieder war es Ritschl, den Harnack den «letzten Kirchenvater» nannte, der den offiziellen Standpunkt formulierte, als er in der Rede, die er 1887 als Prorektor zur Hundertfünfzigjahrfeier der Göttinger Universität hielt, die Koalition aus Zentrum, Fortschritt und Sozialdemokraten, die gerade die Heeresvorlage zu Fall gebracht hatte, als eine auf Aquinischen und jesuitischen naturrechtlichen Grundsätzen basierende Allianz attackierte, die eine gefährliche Bedrohung der Rechte des Staates darstelle, welche letztere ihre Legitimität aus der Geschichte bezögen.¹² Diese Beschwörung der Staatslehre von Hegel und Julius Stahl war eine treffende Charakterisierung der politischen und sozialen Anschauungen der evangelischen Kirchenhierarchie und erklärt, warum die Regierung auf die kritiklose Unterstützung der Kirche für ihre Politik zählen konnte.

2. Das Schulwesen

Eines der Dinge, die Ausländer beim Besuch deutscher Länder im letzten Drittel des 19. Jahrhunderts am meisten beeindruckten, war ihr, wie es schien, ausgezeichnetes Volksschulsystem; dieser Eindruck kam sicher nicht von ungefähr. Wenn man eine niedrige Analphabetenrate als Massstab für die Güte eines elementaren Bildungssystems betrachtete, wies Deutschland zweifellos die beste Bilanz in ganz Europa auf. Selbst ein politisch so fortschrittliches Land wie Grossbritannien besass vor dem Forster Education Act von 1871 nichts, das man ein umfassendes System der elementaren Schulbildung hätte nennen können, und eine gesetzliche Schulpflicht gab es für englische Schulkinder erst ab 1880. Andere Länder waren noch weiter zurück, so etwa Frankreich, das erst in den achtziger Jahren daran ging, ein Volksschulwesen aufzubauen. Als Folge dieser Versäumnisse waren beinahe ein Drittel der männlichen und nahezu die Hälfte der weiblichen Einwohner Englands in den sechziger Jahren weder des Lesens noch des Schreibens kundig; mehr als die Hälfte der Bevölkerung in Frankreich und Belgien befand sich noch in den siebziger Jahren in derselben Lage; in Italien und Spanien lag der Anteil näher bei fünfundsiebzig Prozent. Im Gegensatz dazu hatten die deutschen Staaten schon im 18. Jahrhundert Volksschulen eingerichtet und Gesetze verabschiedet, die den meisten Kindern den Schulbesuch zur Pflicht machten. Die deutschen Herrscher betrachteten es als ihre Pflicht, darauf zu sehen, dass ihre Untertanen die Grundbegriffe der Bildung erlernten, und in manchen deutschen Staaten mussten Kinder, die keine kirchliche Schule besuchten, in eine staatliche Elementarschule gehen, bis sie 13 oder 14 Jahre alt waren. In Preussen, das schon im 18. Jahrhundert durch die Aufmerksamkeit, die es der Volksbildung widmete, aus dem Rahmen gefallen war, gab die 1806 durch Napoleon erlittene Niederlage den Anstoss zu einer Verdopplung der Anstrengungen. Die preussische Reformpartei jener Zeit betrachtete die Bildung der Massen als den Schlüssel zur moralischen und physischen Wiedergeburt ihres Landes, und sie fand darin die Unterstützung ihres Königs Friedrich Wilhelm III., der sagte: «Wir haben in der Tat Gebiete eingebüsst, und es ist wahr, dass der Staat an äusserer Grösse und Macht verloren hat, und gerade deshalb ist es mein feierlicher Wunsch, dass der Volksbildung grösste Aufmerksamkeit geschenkt wird.»

In den Jahren danach wurden die preussischen Elementarschulen, umgetauft in Volksschulen, ausgebaut und ihr Lehrplan reformiert, und sie

wurden nach der Vertreibung der Franzosen zum Modell für die Schulpolitik der benachbarten Staaten. Der Nachdruck, mit dem in diesen Volksschulen die Vermittlung grundlegender Fertigkeiten betrieben wurde, sorgte dafür, dass nach 1830 fast alle Deutschen lesen und schreiben konnten; und am Ende des Jahrhunderts betrug die Analphabetenrate unter Armeeerkruten nur noch 0,05 Prozent.¹³

Es bestand zweifellos ein Zusammenhang zwischen diesem vergleichsweise hohen Bildungsstand und dem bemerkenswerten Wachstum der deutschen Industrie nach 1871, denn die moderne Industrie benötigte in weiten Bereichen Bedienungspersonal und Angestellte, die lesen konnten; ironischerweise entwickelten viele Fabrikbesitzer, die von dieser Fähigkeit ihrer Arbeiter profitierten, im Lauf der Jahre eine Abneigung gegen sie, da sie ebenso leicht auf die Lektüre sozialistischer Literatur verwendet werden konnte wie auf das Durchlesen von Zeittabellen und Arbeitsanweisungen. Diese furchtsamen Unternehmer waren freilich nicht die einzigen Kritiker der Weiterentwicklung des elementaren Bildungswesens. Die Grundbesitzer im Osten beklagten sich, dass die Schulbildung die Landarbeiter dazu verführe, die Scholle zu verlassen und sich eine einträglichere Arbeit in der Stadt zu suchen; liberale Mittelständler, die früher Lippenbekenntnisse zu einer Verbreiterung der Bildungsbasis abgelegt hatten, begannen sich nun ängstlich zu fragen, ob ihre Ergebnisse nicht die bestehende Ordnung untergraben könnten; und mancher vielgelesene Publizist vertrat die Ansicht, die betonte Förderung der Volksbildung sei gefährlich, weil sie zwangsläufig zu einer Verminderung der Qualität der deutschen Bildung im Allgemeinen führen müsse. Diesen Standpunkt vertrat Friedrich Nietzsche, der in einer bemerkenswerten, 1872 in Basel gehaltenen Vortragsreihe «Über die Zukunft unserer Bildungsanstalten» ausführte, dass «nicht Bildung der Masse unser Ziel sein kann: sondern Bildung der einzelnen, ausgelesenen, für grosse und bleibende Werke ausgerüsteten Menschen», und der ferner mahndend darauf hinwies, diejenigen, die für eine weitere Verbesserung der «Volksbildung» eintraten, versuchten, «die natürliche Rangordnung im Reiche des Intellekts»,¹⁴ zu zerstören. Nietzsches Ansichten wurden in abgewandelter Form von Paul de Lagarde wiederholt, einem verbitterten Exzentriker, der die deutsche Kultur durch das Vordringen des Barbarentums bedroht sah und die Schuld dafür dem Bildungssystem zusprach, sowie auch von Julius Langbehn, dem Autor des ungemein beliebten Buches *Rembrandt als Erzieher* (1890), der mit seiner Forderung nach Heranbildung einer rassisch unvermischten Elite et-

was vorwegnahm, das später, in den Ausbildungspraktiken Heinrich Himmlers, in extremerer Form wiederkehren sollte.¹⁵

Was immer man von den Befürchtungen der Kapitalisten und der Junker halten mag, ohne Zweifel war der Gedanke, das Volkssystem stelle eine potentielle Bedrohung für die gesellschaftliche und intellektuelle Hierarchie Deutschlands dar, eine ans Wahnhafte grenzende Übertreibung. In Wahrheit war dieses System eine der Hauptstützen der bestehenden Ordnung. Seit 1815 waren die preussischen Schulen (und was in diesem Zusammenhang über Preussen gesagt wird, traf im Allgemeinen auch für die anderen deutschen Staaten zu) ausnahmslos von Männern mit streng konservativen Ansichten in Bezug auf die Bildungsbedürfnisse und -rechte der Massen geleitet worden. Altenstein, während der zwanziger und dreissiger Jahre preussischer Kultusminister, machte kein Geheimnis aus seiner Auffassung, es dürfe den Volksschulen nicht erlaubt sein, die gemeinen Leute aus der ihnen von Gott und der menschlichen Gesellschaft zugewiesenen Sphäre herauszuheben; und die Wachsamkeit, die er in dieser Hinsicht an den Tag legte, wurde von seinen Nachfolgern nach der Revolution von 1848 eher noch strenger gehandhabt. König Friedrich Wilhelm IV. schob die Verantwortung für diese Katastrophe nämlich den Volksschullehrern zu, und dementsprechend wurden, sobald die Ordnung wiederhergestellt war, abhilfende Massnahmen getroffen. 1854 erliess der Kultusminister von Raumer Anweisungen, die bis 1872 in Kraft bleiben sollten und den Lehrern deutlich zu verstehen gaben, dass es ihre Aufgabe war, ihren Schützlingen Disziplin, Ordnung und Gehorsam gegenüber der Obrigkeit beizubringen. Dieses Gebot wurde allem Anschein nach befolgt (den angeblich revolutionären Lehrern von 1848 wurde eine Generation später das Verdienst für den Sieg von Königgrätz zugesprochen), wobei man sich auf einen Lehrplan stützte, der auf die Fächer Religion (mit ihr fing der Schultag an), Lesen, Schreiben, Rechnen und Singen beschränkt war.¹⁶

Während der Vorherrschaft der Nationalliberalen in den siebziger Jahren versuchte der preussische Kultusminister Adalbert Falk, den Lehrplan durch die Einführung der Fächer Geschichte, Geographie, Naturwissenschaft und Geometrie zu erweitern und ein wenig vom sturen Paukunterricht wegzukommen. Diese Reformen waren lobenswert, aber es ist gerade in Anbetracht ihres liberalen Ursprungs eine Ironie, dass sie der Regierung neue Möglichkeiten in die Hand gaben, ihre Untertanen zur Gefügigkeit gegenüber dem *Status quo* zu zwingen. 1889 erklärte Wilhelm II., er mache sich schon länger Gedanken darüber, ob

sich die Schule nicht in verschiedener Beziehung zum Kampf gegen die Sozialdemokratie nutzbar machen liesse. Der Schule werde dabei zunächst die Aufgabe zufallen, das Fundament für eine gesunde Auffassung der politischen und sozialen Verhältnisse zu legen, indem sie die Gottesfurcht und die Vaterlandsliebe förderte. Der Geschichtsunterricht, so glaubte er, werde sich in dieser Hinsicht als besonders geeignet erweisen. «Die Belehrung über die Verderblichkeit der Sozialdemokratie», verkündete er in einer Kabinettsordre vom 30. August 1889, «hat hierbei, ohne in eine nähere Erörterung der sozialistischen Theorien einzutreten, an der Hand des gesunden Menschenverstandes zu erfolgen. Die Unmöglichkeit der sozialdemokratischen Bestrebungen ist an den positiven Zielen der Sozialdemokratie nachzuweisen und für jugendliche Gemüter fasslich zu gestalten.» Weiter verlangte der Kaiser, die höheren Lehranstalten sollten nicht junge Griechen und Römer, sondern junge Deutsche erziehen und ihnen in erster Linie ein Verständnis für die Stellung ihres Landes in der gegenwärtigen Weltlage vermitteln. Zu diesem Zweck müsse die neuere deutsche Geschichte stärker in den Vordergrund gestellt werden, während alte und mittelalterliche Geschichte in erster Linie mit dem Ziel gelehrt werden sollten, bei den Schülern Verständnis und Bereitschaft für Heroismus und historische Grösse zu wecken. Diese allerhöchsten Empfehlungen verfehlten ihre Wirkung nicht.¹⁷

Noch wichtiger war der Umstand, dass die blossе Organisationsstruktur des deutschen Schulsystems als Hemmschuh für die soziale Mobilität wirkte und zur Betonierung des bestehenden gesellschaftlichen Systems tendierte. Das ganze 19. Jahrhundert hindurch ging die grosse Mehrzahl der deutschen Kinder nur acht Jahre lang zur Schule, und zwar zur Volksschule. Es war nicht vorgesehen, dass sie nach höherer Bildung strebten, und so sie es wollten, wurde es ihnen schwer gemacht. Der Weg zur höheren Bildung und zu den einträglicheren Berufslaufbahnen und den damit verbundenen gesellschaftlichen Vorteilen führte über eine der weiterführenden Schularten – über das Gymnasium, das eine humanistische Ausbildung mit streng klassischer Orientierung bot, über die Oberrealschule, an der im Wesentlichen moderne Sprachen, Mathematik und naturwissenschaftliche Fächer gelehrt wurden, sowie über das Realgymnasium, das mit seinem Lehrplan eine Mischung zwischen den beiden anderen darstellte. Diese weiterführenden Schulen übernahmen ihre Schüler im Alter von zehn Jahren, nachdem sie vier Jahre lang an Volksschulen unterrichtet worden waren. Die Schüler durchliefen dann noch einmal neun Schuljahre, um danach das Abitur

oder die Reifeprüfung abzulegen. Das Abitur gab dem, der es abgelegt hatte, das Recht, sich an einer Universität einzuschreiben, ein Recht, das bis 1900 den Absolventen der anderen weiterführenden Schulen nicht zustand, die sich im Allgemeinen, wenn sie weiterstudieren wollten, an einer der Technischen Hochschulen einschrieben.¹⁸

Die grosse Masse der Schüler wurde durch eine Anzahl von Faktoren daran gehindert, den höheren Bildungsweg einzuschlagen. Wenn ein Volksschüler nicht nach der vierten Klasse auf eine höhere Schule überwechselte, war es ihm praktisch unmöglich, jemals eine universitäre oder eine höhere technische Ausbildung zu erlangen; war dieser Augenblick erst einmal verpasst, dann gewannen die Schüler der höheren Schule so schnell einen Wissensvorsprung in den Fremdsprachen und den anderen Fächern, die an der Volksschule nicht gelehrt wurden, dass ein späterer Übergang, selbst wenn er gestattet gewesen wäre, nicht mehr sinnvoll war. Das Überwechseln zum richtigen Zeitpunkt wurde jedoch den meisten Kindern schwergemacht. Die Lehrer förderten es nur selten, denn sie hatten selbst in der Regel keine höheren Schulen, sondern lediglich eine normale Schul- bzw. Berufsausbildung absolviert und neigten nicht dazu, etwaige Bildungsambitionen ihrer Schüler zu unterstützen; das gleiche gilt von örtlichen Pfarrern oder Priestern, die in hierarchischen sozialen Vorstellungen befangen waren und sich daher, wenn sie um Rat gefragt wurden, meist gegen das Gymnasium aussprachen. Dazu kam, dass die finanzielle Belastung abschreckend wirkte. Die Kosten für eine abgeschlossene höhere Schulbildung beliefen sich nach Angaben von Fritz Ringer auf zwischen 4'000 und 8'000 M, eine Summe, die jenseits der Möglichkeiten der meisten Arbeiter- und Angestelltenfamilien lag, und eine riskante Spekulation selbst für diejenigen, die sie sich leisten konnten, da sie über kein verlässliches Mittel verfügten, im Voraus festzustellen, ob ihre Kinder die nötige Begabung für einen erfolgreichen Abschluss der höheren Schule besaßen. Der Umstand, dass der Unterricht an den weiterführenden Schulen in Deutschland so aufgebaut war, dass der Hilfe der Eltern beim Lernen zu Hause eine grosse Bedeutung zukam, und die Tatsache, dass die Quote derer, die die Schule abbrachen – eine Quote, die bis zu zwei Drittel derer betrug, die in die weiterführenden Schulen eintraten –, bei den Kindern am höchsten war, deren Eltern keine höhere Schule besucht hatten, liessen eine solche Investition noch risikoreicher erscheinen.¹⁹ Der am stärksten hemmende Faktor dürfte letzten Endes aber das fehlende gesellschaftliche Selbstvertrauen, die soziale Angst gewesen sein;

das Gefühl, dass die Welt der höheren Bildung «den Reichen» oder den «besseren Leuten» vorbehalten war und dass nichts Gutes dabei herauskam, wenn man dort eindrang. Ralf Dahrendorf hat darauf hingewiesen, dass diese Einstellung selbst heute noch, in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts, eine der Hauptursachen für die Bildungsungleichheit in Deutschland darstellt – «eine Haltung des Traditionalismus, der die Möglichkeiten, die Bergwanderung zu den Gipfeln der Schichtung durch die Seilbahn der Ausbildungsinstitutionen abzukürzen, gleichgültig sind ...»²⁰ Im 19. Jahrhundert war diese Haltung noch unendlich stärker ausgeprägt und trug ganz wesentlich mit dazu bei, dass von den an preussischen Universitäten zwischen 1887 und 1890 eingeschriebenen Studenten kaum jeder tausendste aus einer Arbeiterfamilie stammte. Um die Jahrhundertwende war es bereits jeder hundertste, während die Söhne aus Angestelltenfamilien nur 2,3 Prozent, die Söhne selbständiger Kaufleute, Gastwirte, Ladenbesitzer und Handwerker 26,3 Prozent ausmachten. Im Gegensatz dazu waren 22,6 Prozent der Studenten Söhne mittlerer und niederer Beamter und Lehrer und 23,3 Prozent Söhne höherer Beamter aus Militär und Verwaltung, akademisch gebildeter Lehrer, Geistlicher oder Theologen sowie von Ärzten, Tierärzten und Apothekern. Die Väter von 25,1 Prozent aller deutschen Universitätsstudenten bekleideten entweder einen Regierungsposten oder waren Lehrer an Hochschulen.²¹

Aus diesen Zahlen wird deutlich, dass das deutsche Schulsystem – wie auch das in England, Frankreich und anderen Ländern, denn es soll nicht der Eindruck entstehen, dass Deutschland hier eine Ausnahmeerscheinung darstellte – weit entfernt davon, die soziale Mobilität zu fördern, durch seine Struktur dafür sorgte, dass die Massen blieben, wo und was sie waren. Dies wird unterstrichen durch die Tatsache, dass die höheren Stellen im Staatsdienst Männern mit höherer Schulbildung vorbehalten blieben. Wer sechs Jahre eine weiterführende Schule absolviert hatte, wurde von der allgemeinen Wehrpflicht befreit und bekam die Möglichkeit, sich stattdessen zu den Einjährig-Freiwilligen zu melden, was ihm für später den Titel eines Reserveoffiziers garantierte. Der Besuch einer weiterführenden Schule war auch die Vorbedingung für die Zulassung zu den verschiedenen Staatsexamen, die man ablegen musste, um in die mittlere Laufbahn des öffentlichen Dienstes eintreten zu können, während die Staatsprüfungen für die gehobenen Ränge des Staatsdienstes ebenso wie für die höheren Lehrämter von einem akademischen Studium abhängig waren. Da noch 1890 85 Prozent der Studenten an preus-

sischen Universitäten ein humanistisches Gymnasium durchlaufen hatten, konnte Nietzsche sich in seinen Baseler Vorträgen mit gutem Grund über das deutsche Gymnasium als «eine gewisse Staffel der Ehre» lustig machen und über den preussischen Staat als «einen Mystagogen der Kultur», der es seinen Dienern zur Pflicht mache, mit der Fackel der Volksbildung vor ihm zu erscheinen, «in deren unruhigem Lichte sie ihn selbst wieder erkennen sollen als das höchste Ziel, als die Belohnung aller ihrer Bildungsbemühungen». Er fuhr fort: «Ja, es wäre vielleicht nicht übertrieben, zu behaupten, dass in der Unterordnung aller Bildungsbestrebungen unter Staatszwecke Preussen das praktisch verwertbare Erbstück der Hegelschen Philosophie sich mit Erfolg angeeignet habe: deren Apotheose des Staats allerdings in dieser Unterordnung ihren Gipfel erreicht.»²²

3. Die Universitäten

Zu Beginn des 19. Jahrhunderts besass Deutschland mehr und bessere Universitäten als die meisten seiner Nachbarn, denn es war einer der erfreulichen Aspekte des deutschen Partikularismus, dass die einzelnen Staaten grössten Wert auf ihre höheren Bildungsinstitutionen legten und sich um die grossen Gelehrten ihrer Zeit rissen. Diese Überlegenheit war in der Periode der Napoleonischen Herrschaft über Deutschland bedroht, und zwar nicht nur durch die repressiven Massnahmen, die seine Beamten gegen einzelne Universitäten ergriffen – wie etwa gegen die Universität von Halle, die 1807 von Jérôme Bonaparte geschlossen wurde und ihre Stellung nie mehr ganz wiedererlangen konnte –, sondern auch durch das Beispiel, das der Kaiser mit der Errichtung seiner *Université impériale* 1808 gegeben hatte und das als Modell eines Bildungszentralismus auf manche deutschen Fürsten eine gefährliche Anziehung ausübte. Dass dieses Modell sich in Deutschland nicht durchzusetzen vermochte, lässt sich zu grossen Teilen der Arbeit Wilhelm von Humboldts als Erziehungsminister in Preussen und seiner Gründung der Berliner Universität (1809) zuschreiben. Wie Friedrich Paulsen 1902 schrieb, war «die neue Universität ... in vollem und bewusstem Gegensatz gegen die Hochschulen des Militärdiktators [Napoleon] organisiert worden, das Prinzip nicht Einheit und Unterordnung, sondern Freiheit und Eigentümlichkeit, die Professoren nicht Lehr- und Prüfungsbeamte des Staats, sondern selbständige Gelehrte, der Unterricht nicht auf eine vorschriftsmässige Studienordnung, sondern auf Lehr- und Lernfreiheit

gestellt, das Ziel nicht Ausstattung mit enzyklopädischen Kenntnissen, sondern eigentlich wissenschaftliche Bildung».²³

Die deutschen Universitäten entwickelten sich nach der Befreiung von der französischen Herrschaft in Übereinstimmung mit diesen Idealen, und das Ansehen, das sie im weiteren Verlauf des 19. Jahrhunderts gewannen, überstrahlte noch ihr früheres.

Ihr qualitativer Fortschritt äusserte sich besonders augenfällig in den naturwissenschaftlichen Fächern, in denen Pioniere wie der Mathematiker Gauss, der Physiker Weber, der grosse Chemiker Justus Liebig und der Berliner Physiologe Johann Müller ihre würdigen Nachfolger in einer Reihe bedeutender Wissenschaftler fanden, von denen wir nur Schönlein, Dubois-Reymond, Helmholtz, Langenbeck, Rudolf Virchow und Robert Koch zu erwähnen brauchen. Unter ihrem Einfluss wurden Spezialisierung, strenge Objektivität und genaueste Beachtung der Gesetze wissenschaftlicher Beweisführung zu Markenzeichen der deutschen Wissenschaft. Doch liess man es nicht zu, dass die Naturwissenschaften in den Universitäten den Ton angaben. Selbst im Zeitalter der Empirie und des Materialismus bewahrte die humanistische Tradition ihren Einfluss, und ihre Wortführer, wie etwa der berühmte Historiker Theodor Mommsen, sträubten sich hartnäckig gegen jede Entwicklung, welche die Rolle der Universität als einer Einrichtung in Frage zu stellen drohte, deren Aufgabe es war, den Studenten nicht in erster Linie nützliche Kenntnisse oder spezielle Fertigkeiten zu vermitteln, sondern – Bildung, also jene Kultivierung der ganzen Persönlichkeit, die bei den Griechen *παιδεία* hiess und die Wilhelm von Humboldt, der Reformator des preussischen Bildungswesens, zum wahren Zweck aller Erziehung erklärt hatte.²⁴

Diesem Ziel zu dienen war die Pflicht der Philosophischen Fakultät, die, anders als die berufsspezifischeren Fakultäten Jura und Theologie, das ganze Spektrum historischer und ästhetischer Inhalte umfasste. Das ganze 19. Jahrhundert hindurch – und in der Tat bis weit in die zweite Hälfte des 20. Jahrhunderts hinein²⁵ – blieb sie das Herz der deutschen Universität, und in den Jahren vor dem Ersten Weltkrieg wurde eine Universität häufiger am Ansehen ihrer humanistischen Vertreter als an irgendwelchen anderen Kriterien gemessen.

In späterer Zeit sollten die Menschen auf das späte 19. Jahrhundert als das goldene Zeitalter der humanistischen Wissenschaft zurückblicken, und sie taten dies nicht ohne Berechtigung, wie selbst einer kurz gehaltenen Liste von Universitätsprofessoren zu entnehmen ist. In der Philosophie hiessen die grossen Namen nach 1871 Eduard von Hartmann,

dessen «Philosophie des Unbewussten» in einem Zeitalter, das sich vom Hegelschen Rationalismus und vom Entwurf spekulativer Systeme jeglicher Art abgewandt hatte, offene Ohren fand;²⁶ Kuno Fischer, der zusammen mit Hermann Cohen und H. Rickert in den 1870ern die Renaissance des Kantianismus einleitete und dessen Vorträge über Logik ihn im darauffolgenden Jahrzehnt zu einer der Sehenswürdigkeiten machte, die sich ein fremder Besucher in Heidelberg nicht entgehen lassen durfte; Wilhelm Windelband, dessen Antrittsrede als Rektor der Strassburger Universität 1894 eine entscheidende Abkehr von Materialismus, Mechanismus und Naturalismus markierte, wie sie unter dem Einfluss von Darwin und Comte aufgekommen waren; und zum Ende des Jahrhunderts Edmund Husserl in Göttingen, der die phänomenologische Methode als einen neuen Weg zur Beschreibung des Wesens von Bewusstseinsinhalten entwickelte, und Ernst Cassirer, ein Schüler Cohens, dessen Arbeiten über symbolische Formen und die Analyse kultureller Werte internationalen Einfluss hatten. Auf philologischem Gebiet wurde die mit Heyne und F.A. Wolff begonnene klassische Tradition in den Werken von Gottfried Hermann in Leipzig, Otfried Müller, Ulrich Wilamowitz-Moellendorff und E. Curtius in Göttingen sowie Friedrich Thiersch in München fortgesetzt; aber auch neue Zweige dieser Disziplin fanden ihren Platz an den Universitäten – Romanistik in Bonn, orientalische Sprachen und Literatur in Berlin und anderswo. Zur gleichen Zeit schien sich die Germanistik, die zu Anfang des Jahrhunderts durch das Werk der Gebrüder Jakob und Wilhelm Grimm als eigenständiges Wissensgebiet begründet worden war, durch die Einigung des Landes aus einem Studiengang in eine Form des Patriotismus zu verwandeln – schien keine bloße Wissenschaft mehr zu sein, «sondern eine Magd für die Rettung der Nation», wie Rudolf Hildebrand es 1869 ausdrückte. Der Mann, der das lebendige Beispiel für diesen Satz abgab, sicherlich der berühmteste unter den grossen Lehrern der deutschen Sprache und Literatur jener Zeit, war Wilhelm Scherer, der sein Berliner Publikum in den achtziger Jahren mit Vorlesungen über Dichtung faszinierte, die alles andere als exegetisch waren, indem sie über die Form hinaus zu den gesellschaftlichen Inhalten vordrangen und beständig die Bedeutung der Literatur als Quelle nationalen Stolzes und nationaler Stärke hervorhoben.

In der Geschichtswissenschaft hatte sich die kritische Methode durch den Einfluss Leopold von Ranke nachhaltig durchgesetzt, der seit 1825 an der Berliner Universität lehrte,²⁷ im Jahr der Einigung Deutschlands 75 Jahre alt wurde und noch weitere 16 Jahre leben und arbeiten sollte.²⁸

Das sorgfältige Studium der erhaltenen Dokumente und Monumente aus der Vergangenheit war das anerkannte Gütekennzeichen der historischen Wissenschaft, und ein Werk wie Jakob Burckhardts *Griechische Kulturgeschichte*, das 1872 erschien, stiess auf das distanzierte Misstrauen akademischer Kreise, weil der Autor keine eigene Quellenforschung betrieben hatte, wie er frohgemut eingestand. In die Epoche nach 1871 fiel die Veröffentlichung solcher Klassiker der Geschichtswissenschaft wie Wilhelm Haucks *Deutsche Kirchengeschichte*, Adolf von Harnacks *Lehrbuch der Dogmengeschichte*, Eduard Meyers *Geschichte des Altertums*, des letzten Bandes von Theodor Mommsens *Römischer Geschichte* und Rankes bedauerlicherweise unvollendeter *Weltgeschichte*; all dies waren höchst gelehrte Werke, denen es aber gleichwohl nicht an literarischem Glanz fehlte.

In Rankes Geschichtsauffassung – wie auch in der einiger Historiker der ersten Jahrhunderthälfte wie Niebuhr, Dahlmann und Droysen – spielten die Macht und der Staat eine wesentliche Rolle. Die Einigungsbewegung verstärkte diese Tendenz, und so wurde die geschichtswissenschaftliche Forschung und Lehre, vor allem, was die Neuzeit betraf, von politischen Historikern beherrscht. Ihre hervorragendsten Vertreter in den frühen Jahren des Deutschen Reichs waren Heinrich von Sybel, seit 1861 Professor der Geschichte in Bonn und nach 1875 Direktor des Preussischen Staatsarchivs, Autor des vielbändigen Werks *Die Begründung des Deutschen Reichs durch Wilhelm I.*, der ersten ausführlich dokumentierten Studie über dieses Thema,²⁹ und Heinrich von Treitschke, von 1874 bis 1896 Professor für Geschichte in Berlin, dessen *Deutsche Geschichte* eine ausführliche Huldigung an die Tugenden darstellte, die Preussen befähigt hatten, die Vorherrschaft über Deutschland zu gewinnen. Diesen beiden folgte eine grosse Zahl befähigter Gelehrter nach – Max Lenz, Max Lehmann, Walter Goetz, Hermann Oncken, Erich Marcks, Hans Delbrück und andere – deren Interesse gleichermassen den Problemen der nationalen Geschichte wie den zwischenstaatlichen Beziehungen galt.

Die Historiker, die den ausgetretenen Pfaden der politischen Geschichtsschreibung folgten, liessen sich im Allgemeinen nicht durch Kritiker aus der Ruhe bringen, die ihnen einen zu engen Blickwinkel oder eine falsche Verteilung der Gewichte vorwarfen. In seiner *Einleitung in die Geisteswissenschaften* (1883) forderte der Berliner Philosoph Wilhelm Dilthey die Historiker auf, ein analytisches Instrumentarium zu entwickeln, das sie in die Lage versetzen würde, die Welt der Ideen zu

erforschen, die, so regte er an, nicht abstrakt, sondern in ihrem gesellschaftlichen Zusammenhang als Ausdruck der geschichtlichen Erfahrung der Menschen zu begreifen war. In Dilthey sollten spätere Generationen den Begründer einer Geistesgeschichtsschreibung neuen Typs sehen; in seiner eigenen Lebenszeit wurde seine Bedeutung nur von wenigen begabten jüngeren Historikern erkannt. Dazu gehörten Ernst Troeltsch, Professor der Theologie in Heidelberg, der im Jahrzehnt vor dem Krieg mit den Untersuchungen begann, die sich dann in seinem Monumentalwerk *Die Soziallehren der christlichen Kirchen und Gruppen* niederschlugen, und Friedrich Meinecke, der sich in seinen frühen Werken nicht weniger als Treitschke an der politischen Geschichte orientierte, sich dann aber in wachsendem Mass den von Dilthey aufgeworfenen Problemen zuwandte und 1908 mit der Veröffentlichung von *Weltbürgertum und Nationalstaat* ein grossartiges Exempel für die Möglichkeiten der Geistesgeschichtsschreibung statuierte.³⁰ Einem weiteren wissenschaftlichen Pionier, Karl Lamprecht, war weniger Erfolg beschieden mit seinem Versuch, das Interesse auf eine soziale und wirtschaftliche Geschichtsschreibung hinzulenken. Die ersten Bände seiner *Deutschen Geschichte* (1891-93) gerieten ins Kreuzfeuer einer massiven Kritik von politischen Historikern wie Georg von Below, Max Lenz und Max Lehmann und einiger Giftpfeile von Meinecke, dessen Empfänglichkeit für neue Ideen nicht so weit ging, dass er diese Abkehr von den orthodoxen Methoden begrüsst hätte. Zwar traten einige talentierte Gelehrte wie Otto Hintze und Kurt Breysig in Lamprechts Fussstapfen – mit einer grösseren methodischen Strenge, als sie sein Werk auszeichnete –, aber die Ergebnisse ihrer Arbeit fanden nur geringe Beachtung bei ihren Berufskollegen, die auf die Sozialgeschichte als eine Art Lokalgeschichtsschreibung herabsahen, die der Aufmerksamkeit grosser Gelehrter nicht wert war, und denen die Bedeutung von Hintzes Pionierarbeit auf dem Gebiet der institutioneilen und vergleichenden Geschichtsschreibung verborgen blieb. Als Breysig 1908 in seiner Rede auf dem Internationalen Historikerkongress in Berlin ein neues Schema für die Universalgeschichtsschreibung vorschlug, das in sich geistige, wirtschaftliche und politische Entwicklungen vereinigte, wurde ihm der Rat erteilt, er solle sich sehr in Acht nehmen, dass seine Phantasie nicht die Oberhand über seine Gelehrsamkeit gewinne und zu einem Ersatz für die Forschung werde.³¹

Während die Universitäten einerseits an der Tradition der humanistischen Fächer festhielten, öffneten sie andererseits nach 1871 ihre Türen zunehmend auch den Sozial- oder Verhaltenswissenschaften.

Die Volkswirtschaft hatte mit den Werken von Wilhelm Roscher, Bruno Hildebrand und Karl Knies schon früher einen festen Platz in der Wissenschaft erobert, erhielt jedoch neue Impulse durch nachfolgende Ökonomen wie Gustav Schmöller und Adolf Wagner, die in den siebziger Jahren in Berlin zu lehren begannen, sowie Lujo Brentano, der Roscher in Leipzig ablöste und später nach München ging. Diese Gelehrten interessierten sich weniger für Theorie als für die Herausarbeitung von Entwicklungsgesetzen; die Ökonomie war für sie eine induktive Disziplin, die alle Aspekte des menschlichen Lebens in der Gesellschaft berücksichtigte. Die praktisch-empirische Orientierung ihres Interesses bewog sie 1872 zur Gründung des Vereins für Sozialpolitik, dessen Zweck nicht nur in der Förderung volkswirtschaftlicher Forschung und Diskussion bestand, sondern der auch für soziale Reformen eintreten und Einfluss auf die Regierungspolitik nehmen sollte. Dieser Verein, der bis zum Ersten Weltkrieg ein politischer Einflussfaktor in Deutschland blieb, zeichnete sich zu keiner Zeit durch eine monolithische Einheitlichkeit der Standpunkte aus, wenngleich er ganz allgemein gegen eine Wirtschaftspolitik des *laisser-faire* opponierte. Von seinen führenden Männern traten Wagner und Schmöller für einen Fürsorgestaat und die Verstaatlichung der grossen Versorgungsindustrien ein, wobei Wagner allerdings das Ziel der nationalen Autarkie und die vorrangige Bedeutung der Landwirtschaft stärker betonte als Schmöller. Brentano, der den jungen Münchner Studenten Theodor Heuss durch die Brillanz seiner Vorlesungen und die Leidenschaftlichkeit beeindruckte, mit der er sich mit Kollegen und öffentlichen Institutionen anlegte, war, anders als Wagner, Freihändler und politischer Gegner des grossen Grundbesitzes, und sein Eintreten für soziale Reformen wurzelte mehr im ethischen Pflichtgefühl als in staatspolitischen Erwägungen. Die Heftigkeit seiner Feldzüge für die Verbesserung der Arbeitsbedingungen der Bergleute, der Fabrikarbeiterinnen und anderer Gruppen sorgte häufig für Aufsehen bei seinen Freunden vom Verein für Sozialpolitik.³²

Auf die anderen sozialwissenschaftlichen Disziplinen brauchen wir hier nur kurz einzugehen. Zu Beginn der hier dargestellten Periode gab es an deutschen Universitäten keine Lehrstühle für Psychologie, aber die ersten Anzeichen für einen Wandel zeigten sich, als Wilhelm Wundt, der seine Laufbahn als Assistent von Helmholtz in Heidelberg begonnen hatte, 1875 einen Lehrauftrag für Philosophie in Leipzig erhielt und dort vier Jahre später das erste psychologische Laboratorium der Welt aufbaute. Die moderne deutsche Soziologie nahm ihren Anfang, als der Kieler Dozent Friedrich Tönnies 1887 seine Schrift *Gemeinschaft und*

Gesellschaft veröffentlichte. In diesem Werk, das die ganze Problematik aufrollte, die sich aus dem Transformationsprozess einer auf Naturrecht und traditionelle Werte aufgebauten in eine auf rationale Entscheidungen gegründete, politische Gesellschaft ergab, nahm Tönnies skizzenhaft all jene Themen vorweg, denen seine Nachfolger sich in den Jahrzehnten vor dem Kriege widmen sollten. Die wichtigsten und einflussreichsten unter ihnen waren Georg Simmel, Dozent in Berlin und Wegbereiter der Erforschung sozialer Wechselwirkungen, und Max Weber, dessen Schrift *Die protestantische Ethik und der Geist des Kapitalismus* (1904-05) – bei deren Veröffentlichung er noch als Lehrer in Heidelberg tätig war – ein lebhaftes Interesse an der Soziologie der Religionen erweckte und dessen Untersuchungen zu Fragen des Status, der Legitimität und der Bürokratie eine grosse befruchtende Wirkung entfalteten.

4. Professoren, Studenten und die akademische Freiheit

In Gustav Freytags *Die verlorene Handschrift*, einer 1865 erschienenen Erzählung, gibt es eine Stelle, an welcher die Hauptfigur, ein Professor namens Werner, stolz erklärt:

Kein Purpur ist edler und keine Herrschaft ist machtvoller als die unsere, wir führen die Seelen unseres Volkes aus einem Jahrhundert in das andere, unser ist die Pflicht, über seinem Lernen zu wachen und über seinen Gedanken. Wir sind seine Vorkämpfer gegen die Lüge und gegen die Gespenster aus vergangener Zeit, welche noch unter uns wandeln, mit dem Schein des Lebens bekleidet. Was wir zum Leben weihen, das lebt, und was wir verdammen, das vergeht. Von uns werden jetzt die alten Tugenden der Apostel gefordert, gering zu achten, was vergänglich ist, und die Wahrheit zu verkünden.³³

Dies war eine typisch liberale Huldigung an die deutsche Wissenschaft und eine Kundgebung des Vertrauens zu ihren Repräsentanten. Allein, dieses Vertrauen war unberechtigt. Die deutschen Professoren waren in ihrer Mehrzahl nicht die aufrechten Verfechter der Wahrheit, als die sie in Freytags Worten erscheinen, und sie standen den Kräften, die das Denken ihres Volkes beeinflussten, auch nicht vorurteilsfrei gegenüber. Wenn es um Dinge ging, die in irgendeiner Weise mit Politik zu tun hatten, neigten sie in wachsendem Mass dazu, mit der offiziellen, d.h. der regierungsamtlich vertretenen Meinung konform zu gehen und ihre Autorität für die Unterstützung politischer Massnahmen der Regierung herzugeben, die den unabhängigeren Geistern gefährlich und irrational erschienen.

Dass dies eine vielleicht unausweichliche Entwicklung war, lässt sich anhand einer kurzen Schilderung dessen illustrieren, was nach 1871 in Deutschland mit der akademischen Freiheit geschah.³⁴

Kein Element des deutschen Universitätswesens beeindruckte ausländische Beobachter stärker und übte einen grösseren Einfluss auf die Grundsätze aus, nach denen sie das Universitätssystem ihres eigenen Landes gestalteten – besonders in den Vereinigten Staaten –, als das Prinzip der akademischen Freiheit. Drei Dinge gehörten zu ihr. Das erste war die akademische Selbstverwaltung, der Grundsatz, dass die internen Angelegenheiten der Universität von den Professoren und ihren gewählten Dekanen selbst geleitet werden sollten. Das zweite war der Gedanke der Lehrfreiheit, demgemäss ein Professor oder Dozent in der Wahl dessen, was er zu lehren liebte, frei war und sich, unbehindert von politischen oder anderen Auflagen, von seinen eigenen Überzeugungen leiten lassen konnte. Das bedeutete aber auch, dass kein Gegenstand oder Thema von der Erforschung und Darstellung ausgeschlossen war. In seiner Antrittsrede als Rektor der Strassburger Universität erläuterte Anton Springer im Mai 1872 die Bedeutung dieses Prinzips wie folgt: «Als ihr erstes und heiliges Recht behauptet [die Wissenschaft] die Unabhängigkeit und Freiheit der Forschung. Niemand soll ihr das Ziel vorschreiben. Niemand kann vorherbestimmen, wohin sie ihr vielverschlungener Weg führen wird. ... Wie könnte sie zur Wahrheit gelangen, wenn sie nicht das Recht hätte, alles zu prüfen, nichts zu schonen, alles zu wagen, nichts mit furchtsamer Scheu beiseite zu lassen?»³⁵ Der dritte Bestandteil der akademischen Freiheit war die Lernfreiheit, dergemäss der Student an einer deutschen Universität die Vorlesungen und Seminare seiner eigenen Wahl besuchen und selbst von einer Universität an eine andere überwechseln konnte, ohne sich einem vorgeschriebenen Lehrplan unterwerfen zu müssen und ohne jemand anderem verantwortlich zu sein als letzten Endes denen, die ihn prüften.

In der Praxis unterlagen diese Freiheiten stets gewissen Beschränkungen, und dies nach 1871 in wachsendem Mass. Immerhin waren die Universitäten staatliche Einrichtungen und – da die Studiengebühren niedrig waren und die Universitäten über kein nennenswertes eigenes Vermögen verfügten (wenigstens über keins von der zinstragenden Art) – als solche abhängig von der finanziellen Unterstützung der Regierungen. Und ihr Finanzbedarf wuchs rasch an in einem Zeitalter, in welchem die Fortschritte von Naturwissenschaft und Technik aufwendigere Forschungseinrichtungen erforderten; zwei Zahlen genügen, um ihre wachsende Abhängigkeit zu verdeutlichen:

Im Jahr 1871 gab die preussische Regierung 4'150'254 M für ihre Universitäten aus, 1907/8 waren es bereits 16'647'269 M. Dies musste notgedrungen zu einer Verringerung des Freiheitsspielraumes führen, da den Universitäten natürlich nichts daran gelegen sein konnte, die Streichung finanzieller Mittel durch den Staat zu riskieren, indem sie sich etwa weigerten, Zugeständnisse hinsichtlich der von der Regierung gewünschten Verwendung der Mittel und schliesslich auch hinsichtlich der internen Universitätspolitik zu machen. Immerhin musste die Wahl des Universitätsrektors durch die Regierung bestätigt werden, und sie ernannte auch die Professoren – gewöhnlich, wenn auch nicht zwangsläufig, auf Vorschlag der Fakultät; in jedem Fall besass die Regierung genügend Möglichkeiten, Druck auszuüben, und wann immer sie einen tatkräftigen Kultusminister hatte, tat sie dies auch weidlich.

In besonderer Weise galt dies für die Zeit Friedrich Althoffs, von 1897-1907 preussischer Kultusminister und davor fünfzehn Jahre lang Leiter der für die Universitäten zuständigen Abteilung dieses Ministeriums. Man kann Althoff – von dem Hermann Sudermann in seiner Novelle *Der tolle Professor* (1926) ein verzerrtes, aber interessantes Porträt zeichnete – nicht als einen Gegner der Universitäten sehen. Auf finanziellem Gebiet hat er ihnen, soweit sie seiner Zuständigkeit unterstanden, sogar grosse Dienste geleistet. Aber er hegte, wie viele ehemalige Professoren (er war bis 1882 Professor der Rechte in Strassburg gewesen), sehr wenig Achtung vor der kollektiven Weisheit und Unerschrockenheit akademischer Lehrer oder vor ihrem Realitätssinn in Fragen der universitären Selbstverwaltung. Es scheint, dass er die Ansicht seines grossen Vorgängers Wilhelm von Humboldt teilte, der einmal Anlass fand zu bemerken, der Umgang mit Professoren ähnele der Leitung einer Truppe reisender Schauspieler.³⁶ Seine Einstellung zur akademischen Freiheit illustriert eine Bemerkung, die er gegenüber Friedrich Paulsen machte und die besagte, dass er nicht die Absicht habe zuzulassen, dass die Universität sich zu einem Staat im Staate entwickle.³⁷ Dass er dies ernst meinte, zeigte er, indem er den Grundsatz der akademischen Selbstverwaltung verletzte, wann immer er es für notwendig hielt, und indem er gelegentlich Professoren ernannte, ohne vorher die Fakultät zu konsultieren. Um 1900 widmete er sein Interesse dem Vorhaben, an der Strassburger Universität eine Fakultät für römisch-katholische Theologie einzurichten, um dadurch den deutschen Einfluss auf die öffentliche Meinung im Reichsland zu verstärken; um die päpstliche Kurie leichter für die Unterstützung dieses Plans gewinnen zu können, entschied er,

dass die Universität Strassburg neue – und zwar katholische – Professoren für den philosophischen und den historischen Lehrstuhl benötige, und besetzte den letzteren auf eigene Faust mit einem Mediävisten namens Martin Spahn. Dies rief heftige Reaktionen nicht nur in Strassburg, sondern auch in München hervor, wo das Anwachsen der ultramontanen Kräfte die Universitätsprofessoren in Unruhe versetzte, und es löste eine Protestresolution der Münchner Universität und einen vielzitierten Kommentar Theodor Mommsens in Berlin aus, in welchem der Historiker betonte, dass die ganze Zukunft der deutschen Wissenschaft auf dem Spiel stehe, wenn die Lehrstühle nach politischen Gesichtspunkten besetzt würden. Althoff blieb von all dem ungerührt, umso mehr, als die Ernennung Spahns vom Kaiser abgesegnet worden war.³⁸

Althoff trug keine Bedenken, Professoren und Dozenten wissen zu lassen, dass er ihre mündlichen oder schriftlichen Äusserungen zu aktuellen politischen Themen missbillige, wenn ihre Ansichten nicht mit denen der Reichsregierung übereinstimmten, und wer einen diesbezüglichen Wink allzu souverän missachtete, dem drohte seine strafende Hand. Als Hans Delbrück, Professor für Geschichte an der Berliner Universität, 1899 in den Spalten seiner Monatszeitschrift *Preussische Jahrbücher* die Germanisierungspolitik der Regierung in Schleswig-Holstein kritisierte, wurde er vor einen Disziplinarausschuss zitiert und entging der schon beschlossenen Entlassung am Ende nur dadurch, dass zum einen seine Kollegen ihre Solidarität mit ihm bekundeten und dass er zum anderen in einer Rede vor grossem Publikum die Flottenpolitik der Regierung unterstützte.³⁹ Weniger glücklich war Friedrich Tönnies, der, weil er 1893 Althoffs Forderung, seine Bindungen zur liberalen *Ethnischen Kulturvereinigung* zu lockern, missachtet hatte, in Kiel keine Beförderung erhielt und bis 1908, also bis nach Althoffs Tod, auf eine ausserordentliche Professur warten musste.⁴⁰

Es erübrigt sich fast hinzuzufügen, dass erklärte Sozialdemokraten wenig Aussicht auf eine erfolgreiche akademische Karriere besaßen. 1896/97 forderte das preussische Kultusministerium die Universität Berlin auf, einem jungen Physikdozenten namens Leo Arons die *venia legendi* (die akademische Lehrberechtigung) zu entziehen, weil er sich aktiv sozialistisch betätigte, obgleich kein Anhaltspunkt dafür vorlag, dass sich dies in seiner Lehrtätigkeit niederschlug. Die Fakultät sträubte sich, mehr zu tun, als Arons zur Einschränkung seiner politischen Betätigung zu ermahnen. Das genügte Althoff nicht. Er setzte einige der gewichtigeren Verteidiger Arons' unter Druck – so Friedrich Paulsen, dem er zu

verstehen gab, er solle nur nicht glauben, dass er selbst über jeden Vorwurf erhaben sei, wo er doch in Maximilian Hardens Zeitschrift *Die Zukunft*, einem Blatt, das sich nach Althoffs Begriffen in jeder Nummer der Majestätsbeleidigung schuldig machte, einen Artikel über «Die Deutschen Universitäten und der Umsturz» veröffentlicht habe⁴¹ – und setzte sich über die Fakultät, als er mit dieser Taktik nicht durchkam, ganz einfach hinweg. 1898 brachte die preussische Regierung ein Gesetz durch den Reichstag, das erklärte, dass die vorsätzliche Förderung der sozialdemokratischen Absichten unvereinbar wäre mit der akademischen Lehrberechtigung an einer königlichen Universität, und konnte auf diese Weise Arons von seinem Posten entfernen. Die preussische Regierung stand mit dieser Art der Diskriminierung politisch unbequemer Gelehrter keineswegs allein da. 1908 wurde dem jungen Soziologen Robert Michels, einem der glänzendsten Schüler Max Webers, wegen seiner sozialistischen Überzeugung der Anspruch auf eine Dozentur in Marburg verweigert, und er war dann gezwungen, sich eine Stellung in Italien zu suchen.

Nicht nur von Seiten der Regierungen wurde Druck auf die Fakultäten ausgeübt. In den achtziger und neunziger Jahren wurde in den Kreisen der Industrie und des politischen Konservatismus der Ruf immer lauter, die Universitäten seien Brutstätten der Subversion, und die akademische Freiheit sei nur der Mantel, unter dessen Schutz die Staatsfeinde ihrem Gewerbe nachgingen. Beständig wurden Forderungen laut, es müsse etwas getan werden, um sich der roten Professoren zu entledigen, und sie fanden den allgemeinen Zuspruch schlecht informierter Patrioten oder eingefleischter Gegner aller modernen Tendenzen: So schrieb etwa Julius Langbehn: «Der Professor ist die deutsche Nationalkrankheit; die jetzige deutsche Jugenderziehung ist eine Art von bethlehemistischem Kindermord.»⁴² Es gereicht einigen wenigen grossen Männern zur Ehre, dass sie sich zum Kampf stellten. Rudolf Virchow, seit 1856 Professor für Pathologie in Berlin und Mitglied des Berliner Stadtrats und des Reichstags, wo er zu den führenden Mitgliedern der Fortschrittsfraktion gehörte, liess sich durch offiziellen Tadel und Kritik von rechts nicht in seinen Angriffen auf Bismarcks Politik und in seiner beherzten Parteinahme für die Freiheit der Universität beirren. Als der Industrielle Stumm-Halberg, ein berühmter Sozialistenjäger und einer der leidenschaftlichsten Befürworter der Umsturzvorlage, die so viel parlamentarische Energie verschlang, ehe sie 1895 endgültig abgelehnt wurde, die Volkswirtschaftler Adolf Wagner, Gerhart von Schulze-Gävernitz und

Lujo Brentano 1894 beschuldigte, sie streuten die Saat des Sozialismus aus, da standen die so zum Abschluss Ausersehenen fest zu ihrer Überzeugung, und als Brentano in der Folge von der konservativen Presse attackiert wurde, weil er Verständnis für streikende Arbeiter in Hamburg gezeigt hatte, erwiderte er seinen Kritikern, sie glaubten anscheinend, der Umstand, dass er einen Universitätslehrstuhl inne habe, beraube ihn seiner Rechte als Staatsbürger – und er fügte hinzu, dass er da ganz anderer Meinung sei.⁴³

Den vielleicht rhetorisch gelungensten Protest gegen die beamteten Feinde der akademischen Freiheit und die mit ihnen verbündeten Kreise formulierte Theodor Mommsen. 1901 schrieb er in einer öffentlichen Erklärung, die derjenigen der Göttinger Sieben von 1837 nachempfunden war:

Es geht durch die deutschen Universitätskreise das Gefühl der Degradierung. Unser Lebensnerv ist die voraussetzungslose Forschung, diejenige Forschung, die nicht das findet, was sie nach Zweckerwägungen und Rücksichtnahmen finden soll und finden möchte, was anderen ausserhalb der Wissenschaft liegenden praktischen Zielen dient, sondern was logisch und historisch dem gewissenhaften Forscher als das richtige erscheint, in ein Wort zusammengefasst, die Wahrhaftigkeit. – Auf der Wahrhaftigkeit beruht unsere Selbstachtung, unsere Standesehre, unser Einfluss auf die Jugend. Auf ihr ruht die deutsche Wissenschaft, die das ihrige beigetragen hat zu der Grösse und der Macht des deutschen Volkes. Wer daran rührt, der führt die Axt gegen den mächtigen Baum, in dessen Schatten und Schutz wir leben, dessen Früchte die Welt erfreuen.⁴⁴

Es gab jedoch verhältnismässig wenige Männer wie Virchow, Brentano und Mommsen. Es war immer einfacher, dem Unorthodoxen zu entsagen, die unbequemen Kollegen allein zu lassen und sich zu den Mächtigen zu schlagen, und diesen Weg wählten die meisten Professoren. In manchen Fällen taten sie es aus eigensüchtigen Motiven, in der Hoffnung, sich durch politische Konformität und demonstrative Loyalität den Titel eines Geheimrats oder eine andere Vergünstigung ergattern zu können. In vielen anderen Fällen lagen die Gründe zweifellos in einer echten Besorgnis bezüglich der sozialen, politischen und moralischen Folgen der fortschreitenden Industrialisierung Deutschlands und in einem Wunsch nach Wiederbelebung alter nationaler und kultureller Werte. Die Männer, die diese Sorge bewegte, fühlten sich vom Materialismus ihres Zeitalters und vom politischen Einfluss derer, die davon profitierten, der Industriellen und der grossen kapitalistischen Grundeigentümer, abgestossen, aber dennoch kam die Politik, die sie machten, der jener mächtigen Interessengruppen in vielen wichtigen Gesichtspunkten äusserlich sehr nahe. So vertrat etwa ein sozialer und wirtschaft-

licher Reformist wie Adolf Wagner, den Stumm wegen seines «Sozialismus» attackierte, in anderen Fragen einen Standpunkt, den Stumm nur gutheissen konnte: So hegte er beispielsweise ein starkes Ressentiment gegen den jüdischen Einfluss im öffentlichen Leben Deutschlands und einen inbrünstigen Glauben an die nationale Sache.⁴⁵

Es ist nicht übertrieben, wenn man feststellt, dass der Antisemitismus, der in Deutschland seit langer Zeit in vielen Formen existiert hatte und als Folge des Finanzkrachs von 1873 neu belebt worden war, den Stempel einer scheinbaren Salonfähigkeit erhielt, als Heinrich von Treitschke im November 1879 in einem Artikel in den *Preussischen Jahrbüchern* erklärte: «Die Juden sind unser Unglück».⁴⁶ Es ist richtig, dass Treitschke seinen Aufsatz nicht als einen Angriff auf die Rasse verstand, sondern als einen Appell an die deutschen Juden, bessere Staatsbürger zu werden; und es sollte auch nicht unerwähnt bleiben, dass Treitschke von Mommsen und anderen aus der akademischen Gilde öffentlich gerügt wurde und dass Mommsen in der Folge (wenn auch erfolglos) versuchte, sowohl seine Berufung zum neuen Herausgeber der *Historischen Zeitschrift* als auch seine Aufnahme in die preussische Akademie der Wissenschaften zu verhindern. Aber Treitschke sprach wahrscheinlich aus, was eine Mehrheit seiner Kollegen dachte, wenn wir den statistischen Zahlen für die Verleihung von Professuren an deutschen Universitäten irgendeine Bedeutung zumessen dürfen. Obwohl in den Vorkriegsjahren viele Juden an den Fakultäten deutscher Universitäten lehrten – 1909/10 stellten sie nahezu 12 Prozent aller Hochschullehrer bzw. 19 Prozent, wenn man die konvertierten Juden mitzählt –, war ihr Anteil unter den Professoren wesentlich geringer, und in Berlin gab es in diesen Jahren keine einzige Fakultät, an der ein jüdischer Lehrer im Professorenrang tätig war. Bei keiner deutschen Bevölkerungsgruppe fand die Identifikation der Juden mit dem Materialismus und seinen politischen und kulturellen Äusserungsformen grössere Zustimmung als bei den selbsternannten Verteidigern der nationalen Erbschaft, bei der Kaste der Universitätsprofessoren.⁴⁷

Nirgendwo stiess man zur gleichen Zeit auf eine unkritischere Zustimmung zu den Anmassungen des deutschen Nationalismus als in den akademischen Fakultäten. Das schlagendste Beispiel für dieses Fehlverhalten lieferte wiederum Heinrich von Treitschke.⁴⁸ Ein Vierteljahrhundert lang hörten Studenten diesen schwerhörigen, heiseren, aber unwiderstehlichen *praeceptor Germaniae* gegen die Nachbarn Deutschlands wettern, hörten ihn die Zerschlagung der britischen Seemacht verlangen

und den Krieg als die Bestimmung Deutschlands glorifizieren, eine Bestimmung, die ein gütiger Gott für diese Nation auserkoren hatte, um sie von den Sünden des Materialismus zu reinigen und ihr die Darstellung und Verwirklichung ihrer kulturellen Überlegenheit zu ermöglichen. Dass seine Lehren der Vorkriegsgeneration der deutschen Führer ihren Stempel aufdrückten, ist nicht zu leugnen; sein Einfluss offenbart sich nur zu schmerzhaft in den Gedanken und Taten von Männern wie Alfred von Tirpitz, Friedrich von Bernhardi, dem Entdecker Carl Peters und dem Gründer des Alldeutschen Verbandes, Heinrich Class, die in Berlin seine Vorlesungen gehört hatten. Diese Vorlesungen waren eine Verkörperung der Ungerechtigkeit und des Mangels an Objektivität; sie waren erfüllt mit emotionalen Urteilen und sprachlichen Zügellosigkeiten. Hellmuth von Gerlach sass ihm als junger Mann bei einer Vorlesung in Berlin zu Füssen. Treitschke verglich dabei August den Starken von Sachsen mit Friedrich Wilhelm I. von Preussen, ein Vergleich, der sehr zum Nachteil des ersteren ausfiel. Gerlach dachte daran, dass Friedrich Wilhelm I. zwar ein starkes Heer, dass August jedoch Dresden aufgebaut hatte, die schönste Stadt Deutschlands, und er entschloss sich, nicht mehr in Treitschkes Vorlesungen zu gehen.⁴⁹ Aber Treitschke fehlte es nicht an Zuhörern, und was er sie lehrte, speiste den Strom des fanatischen Nationalismus, der sein Land 1914 in den Strudel des Krieges riss.

Er war auch keineswegs ein Einzelfall, ausser vielleicht, was sein hemmungsloses Eintreten für die Gewalt betraf. In allen aussenpolitisch kritischen Fragen – sei es bei der Auseinandersetzung um die Flottenpolitik 1900 beispielsweise oder um die Kolonialpolitik 1907 – fanden sich organisierte Gruppen von Akademikern, die für den Kurs der Regierung agitierten. Überzeugt davon, dass der Nationalismus, wie Friedrich Naumann meinte, das beste Mittel wäre, der Sozialdemokratie die Massen abzuwerben, und dass der Patriotismus die durch die Parteipolitik aufgebrochenen Risse vielleicht wieder zu schliessen vermöchte, vertraten die Professoren einen ebenso aggressiven Nationalismus wie die Alldeutschen; in der Tat stellten sie innerhalb des Alldeutschen Verbandes nach dessen Gründung in den neunziger Jahren einen gewichtigen Teil der Mitgliederschaft. Wenn die deutschen Professoren vor 1914 die intellektuelle Leibwache der Hohenzollern genannt wurden, so können wir darin keine Übertreibung erblicken.

Eine parallele Tendenz hin zum Konservatismus lässt sich bei den studentischen Organisationen an der Universität in den letzten Jahren

des 19. Jahrhunderts feststellen. Zu diesem Zeitpunkt war, was immer es früher an Unterschieden zwischen den älteren Landsmannschaften und den liberaleren Burschenschaften gegeben hatte, verschwunden, und die studentischen Organisationen waren durchweg zu bierseligen, schlagenden und liedergrölenden Bruderschaften geworden. Kein Zweifel, dass viele, die ihr Studium ernst nahmen, sich von diesem Korporationsleben abgestossen fühlten, wie der Student in Ernst von Wolzogens Stück *Das Lumpengesindel* (1892), der verachtungsvoll erklärt:

Ihr Corpsstudenten bildet Euch ja ein, Ihr hättet die einzig wahre Charakterbildung genossen, indem Ihr Euren kindischen Kommt zu Eurem Götzen macht ... Und weil Ihr auf eigenes Denken, überhaupt auf jede Individualität gänzlich verzichtet habt, weil Ihr in steifen Formen und öden Vorurteilen erstarrt seid, darum bildet Ihr Euch ein, was Besseres zu sein, als die übrige Menschheit, die noch ihre persönliche Freiheit für was wert hält.⁵⁰

In den achtziger Jahren des 19. Jahrhunderts setzte eine Bewegung ein, die in ihrer anfänglichen Form geeignet schien, die moralischen und kulturellen Werte neu zu beleben, unter denen 1817 die Burschenschaftsbewegung angetreten war. Sie sammelte sich um den Verein deutscher Studenten, der in Berlin gegründet wurde und sich rasch über andere Universitäten verbreitete; die verschiedenen Gruppierungen bildeten einen nationalen Bund und verfügten in den *Akademischen Blättern* über ein Zentralorgan. Das allgemeine Einladungsschreiben an die örtlichen Gruppen, das zur Zeit des Kyffhäusertreffens im August 1881 verschickt wurde, erinnerte in seiner Sprache an die Erklärung des ersten allgemeinen Burschenschaftentreffens auf der Wartburg 1817; es prangerte «die unheimlichen Mächte der nackten Selbstsucht und der weltbürgerlichen Vaterlandslosigkeit» an und «die Entsittlichung und die Entchristlichung», die «den uralten festen Boden unseres Volkstums» unterhöhlten.

Eine Parallele zur Geschichte der Burschenschaften stellte auch die weitere Entwicklung des Vereins deutscher Studenten dar, der schliesslich einem aggressiven Nationalismus, Antisemitismus und – in seinen süddeutschen Ablegern – Antikatholizismus verfiel. Gleichzeitig damit wurden die *Akademischen Blätter* zu einem Sprachrohr für Hurratrioten, die sich in konservativen und alldeutschen Kreisen betätigten, und jene Angehörigen der Bewegung, die gehofft hatten, sie zu einer sozialreformistischen Kraft gestalten zu können, wie etwa Friedrich Nau mann, einer der Mitbegründer des Leipziger Ortsvereins, wurden nach und nach hinausgedrängt.⁵¹

Im Grossen und Ganzen fielen die studentischen Organisationen verschiedenster Prägung ebenso wie die Universitäten, von denen sie ein Teil waren, den zersetzenden Wirkungen von Materialismus, Neofeudalismus und Nationalismus anheim.

5. Die Frauen

«Das Los der Frau», hat Ernest Rhys geschrieben, «ist der Prüfstein für den moralischen und menschlichen Wert eines jeden Gesellschaftszustandes.»⁵² An diesem Massstab gemessen, befand sich Deutschland im 19. Jahrhundert in einem wahrlich beklagenswerten Zustand. Seiner herrschenden Klasse lag ebensoviel daran, die weibliche Bevölkerung in einem Zustand der Unmündigkeit zu erhalten, wie daran, den Sozialismus zu bekämpfen. Alle rechtlichen Möglichkeiten, jede Form des finanziellen und moralischen Drucks wurden eingesetzt, um die Vorherrschaft der Männer in Staat, Gesellschaft und Familie aufrechtzuerhalten. Den Frauen wurden grundlegende Bürgerrechte vorenthalten (sie konnten nicht wählen und in den meisten deutschen Ländern auch nicht Mitglied politischer Organisationen und Gewerkschaften werden), und sie hatten weder irgendwelchen Anteil an der Regierung ihres Landes noch die Chance, eine Stellung in einer seiner Behörden zu erlangen. Dazu kam, dass ihr Beitrag zum kulturellen Leben ihres Landes, wenn sie nicht mit aller Konvention brachen und sich eine unabhängige Position in der Kunst eroberten, etwa im Vergleich mit ihren französischen Zeitgenossinnen verschwindend klein war.⁵³ Die Ära des Materialismus brachte keine Gestalten wie Rahel Varnhagen und Bettina von Arnim hervor und bot ihren Frauen auch nicht die Bildungsmöglichkeiten, die es ihnen gestattet hätten, nach einer so einflussreichen Stellung zu streben.

In einer Welt des Mannes hatte der blosser Gedanke einer höheren Schulbildung für die Frau etwas Lächerliches an sich, und die Forderung, den Frauen dasselbe Recht auf den Erwerb beruflicher Qualifikationen einzuräumen, das die Männer genossen, stiess auf erbitterten Widerstand. Im grössten Teil Deutschlands gab es bis zum Vorabend des Ersten Weltkriegs keine höheren Schulen für Mädchen, die sich mit den Gymnasien vergleichen liessen, und in Preussen wurde es Frauen 1896 überhaupt erst gestattet, sich der Reifeprüfung zu unterziehen und damit den Beweis anzutreten, dass sie über eine der Gymnasialbildung gleichwertige Qualifikation verfügten.⁵⁴ Dieses Recht half ihnen freilich nicht

viel, denn bis zur Jahrhundertwende nahmen die Universitäten keine weiblichen Studenten auf, es sei denn, sie kamen aus dem Ausland; und selbst nachdem diese Schranke gefallen war, hatten Frauen an preussischen Universitäten nicht das Recht, ein Staatsexamen abzulegen oder höhere akademische Grade zu erwerben.⁵⁵ Die erste deutsche Frau, die den Grad eines Dr. phil. erlangte, war Ricarda Huch, die bekannte Historikerin und Erzählerin der Weimarer Epoche, und sie musste, um zu diesem Titel zu kommen, an eine Schweizer Universität ausweichen.⁵⁶

Eine weiterführende Bildung für Frauen konnten nur solche Familien ermöglichen, die die Ausgaben für eine Höhere Töchterschule oder für eine private Akademie nicht scheuten, aber was dort vermittelt wurde, war eine Bildung von wechselnder Qualität, in weiten Teilen auf «Erbauliches» beschränkt, auf Dinge, die aus Mittelschichtmädchen gute Ehefrauen und charmante Gastgeberinnen machen würden: Musik und Kunsthandwerk, eine oberflächliche Vertrautheit mit den deutschen Klassikern, mit konventioneller Ethik und mit der Kunst der höflichen und unverbindlichen Konversation. Lily Braun, die vor dieser faden Kost in den Sozialismus floh, schrieb in ihren Memoiren, sie sei in dem Glauben erzogen worden, eine junge Frau würde weniger nach ihren Kenntnissen als nach ihrem Betragen beurteilt, und ihre ganze Erziehung sei dem einen Ziel untergeordnet gewesen, «dass ich einmal meinem Manne eine hübsche Häuslichkeit schaffen kann».⁵⁷

Erfüllte eine Frau diese Anforderungen, so war sie nach allgemeiner Anschauung ihrer Bestimmung gerecht geworden; und wenn sie dieses Dasein nicht für der Weisheit letzten Schluss hielt, so stellte sie wohl bald fest, dass der Druck der öffentlichen gesellschaftlichen Missbilligung schwer, ja, dass er tödlich sein konnte. Es gibt keine bewegendere Beschreibung der Folgen, die eine Übertretung des bürgerlichen Moral-kodex im Deutschland Bismarcks und Wilhelms II. nach sich zog, als Theodor Fontanes Roman *Effi Briest*, der in seiner sozialkritischen Schärfe und seiner psychologischen Durchdringung der Lage der Frau im 19. Jahrhundert dem Vergleich mit *Madame Bovary* und *Anna Karenina* standhält.⁵⁸ Die Heldin, deren Anschauungen ganz von den Hoffnungen und Tabus der Beamtenaristokratie geprägt sind, der ihre Eltern angehören, heiratet einen ehrenwerten, aber langweiligen Mann, der weit älter ist als sie, und stellt bald fest, dass sie sich nach mehr sehnt, als «reich zu sein und ein schönes Heim zu haben». Sie lässt sich auf eine kurze Liebesaffäre mit einem Major ein, von der ihr Mann sechs-einhalb Jahre nach ihrer Beendigung erfährt. Obwohl er sich der Irratio-

nalität seiner Handlungsweise bewusst ist, fühlt Effis Mann sich gezwungen, den Major zu einem Duell zu fordern, bei dem er ihn tötet, seine Frau aus dem Hause zu jagen, obwohl sie harmonisch zusammengelebt haben, und ihr die gemeinsame Tochter wegzunehmen. Inmitten dieser unglücklichen Geschehnisse erhält Effi einen Brief von ihrer Mutter, die, obgleich sie ihre Tochter liebt, ebenso wie Effis Mann in den Fesseln der gesellschaftlichen Konvention gefangen ist. Als Zeugnis der bürgerlichen Moral des 19. Jahrhunderts verdient die Stelle in voller Länge zitiert zu werden:

Und nun Deine Zukunft, meine liebe Effi. Du wirst Dich auf Dich selbst stellen müssen und darfst dabei, soweit äussere Mittel mitsprechen, unserer Unterstützung sicher sein. Du wirst am besten in Berlin leben (in einer grossen Stadt vertut sich dergleichen am besten) und wirst da zu den vielen gehören, die sich um freie Luft und lichte Sonne gebracht haben. Du wirst einsam leben, und wenn Du das nicht willst, wahrscheinlich aus Deiner Sphäre herabsteigen müssen. Die Welt, in der Du gelebt hast, wird Dir verschlossen sein. Und was das Traurigste für uns und für Dich ist (auch für Dich, wie wir Dich zu kennen vermeinen) – auch das elterliche Haus wird Dir verschlossen sein; wir können Dir keinen stillen Platz in Hohen-Cremmen anbieten, keine Zuflucht in unserem Hause, denn es hiesse das, dies Haus von aller Welt abschliessen, und das zu tun, sind wir entschieden nicht geneigt. Nicht weil wir zu sehr an der Welt hängen und ein Abschiednehmen von dem, was sich «Gesellschaft» nennt, uns als etwas unbedingt Unerträgliches erschiene; nein, *nicht* deshalb, sondern einfach, weil wir Farbe bekennen und vor aller Welt, ich kann Dir das Wort nicht ersparen, unsere Verurteilung Deines Tuns, des Tuns unseres einzigen und von uns so sehr geliebten Kindes, aussprechen wollen.⁵⁹

Die Untreue war für die verheiratete Frau das unverzeihliche Verbrechen, war mit Verstossung und sozialer Deklassierung zu bestrafen. War es hingegen der Mann, der den Ehevertrag brach, so verfügten die deutschen Frauen über kein wirksames Vergeltungsmittel, da in sexuellen Dingen im Allgemeinen mit zweierlei Mass gemessen wurde; auch hatten sie es schwer, gesetzlichen Schutz vor oder Wiedergutmachung für Verfehlungen ihres Mannes gegenüber ihrer Person oder ihrem Eigentum zu finden. In dieser Beziehung hatten die Verhältnisse sich nicht spürbar gebessert seit der Zeit, als Ferdinand Lassalle die Rechte der betrogenen Gräfin Sophie von Hatzfeldt verteidigt hatte und es ihm nur durch die Missachtung gesetzlicher Bestimmungen und durch einen psychologischen Feldzug gegen den Mann seiner Klientin gelungen war, diesen zur Herausgabe dessen zu bewegen, was er seiner Frau unter dem Schutz des Gesetzes gestohlen hatte.

Vereinzelte Stimmen hatten sich seit Generationen gegen diese Ungerechtigkeit erhoben. Die Gleichberechtigung der Geschlechter war eine

der Forderungen, die innerhalb der Bewegung des Jungen Deutschlands in den dreissiger und vierziger Jahren beharrlich wiederkehrten, und die leidenschaftlichen, aber unter sich uneinigen Vertreter dieser Reformbewegung waren es auch, unter deren Einfluss die ersten schreibenden Frauen die Sache der Emanzipation verfochten: die Erzählerin Gräfin Ida von Hahn-Hahn, Luise Aston, deren Schrift *Meine Emanzipation, Verweisung und Rechtfertigung* 1846 erschien, und die Schauspielerin Wilhelmine von Hillern, deren Roman *Die Geierwally* (1875) die Prüden im Lande ungefähr ebenso schockierte wie vierzig Jahre davor Gutzkows *Wally, die Zweiflerin*. Aber es dauerte bis in die letzten Jahre der Bismarckzeit, ehe die ersten systematischen Anstrengungen zur Verwirklichung der Rechte der Frau unternommen wurden; die sich nun entwickelnde bürgerliche Emanzipationsbewegung, die ihre Ursprünge in der Pionierarbeit Luise Otto-Peters' in den sechziger Jahren hatte, begann unter deren Schülerin Helene Lange zu Kräften zu kommen, und der Sozialistische Frauenverein vervielfachte seine Mitgliederstärke unter der Führung und Anleitung August Bebels, dessen Buch *Die Frau und der Sozialismus* (1883) so populär wurde, dass es vor Ausbruch des Krieges 50 Auflagen erlebte.

Die sozialistischen Vereinigungen widmeten ihre Aufmerksamkeit in erster Linie den Ungleichheiten in der Behandlung und Bezahlung von Arbeiterinnen, und ein grosser Teil ihrer Aktivitäten – beständig behindert durch das gesetzliche Verbot der Mitgliedschaft in politischen Organisationen für Frauen – galt der Belehrung von Frauen über solche Dinge wie die Vorteile einer Verkürzung des Arbeitstags.⁶⁰ Die bürgerliche Frauenbewegung war zu Anfang in ihren Zielen nicht so eng festgelegt und stand der Beschäftigung mit sozialen und politischen Problemen im Grossen und Ganzen eher reserviert gegenüber. In ihren Memoiren schreibt Helene Lange, die meistdiskutierten Fragen in den achtziger Jahren seien Themen gewesen wie «Weibliche Charakterbildung», «Selbsthilfe als Verpflichtung und Notwendigkeit», «Dürfen Frauen denken?», «Die Frauenfrage, eine Menschheitsfrage» und «Frauenfrage und Männerbedenken». In den neunziger Jahren, als die sozialen Probleme drängend wurden, traten solche Themen jedoch gegenüber einem Interesse an handfesteren Fragen zurück: Arbeitsbedingungen, Nacharbeit für Frauen, soziale Vergünstigungen für arbeitende Mütter, Frauenschutz, Prostitution, Abtreibung und – gelegentlich – Wahlrecht der Frau in der Gemeinde, in der Kirche und im Staat.⁶¹ Dieser Wandel bewirkte eine gewisse Annäherung an die sozialistische Frauenbewegung,

deren Führerinnen – Clara Zetkin und Lily Braun unter anderen – das fehlende politische Bewusstsein ihrer bürgerlichen Geschlechtsgenosinnen bemängelt hatten.

Ebenso wie in der Zeit vor 1848 spiegelte sich der Kampf für die Rechte der Frau auch jetzt in der aktuellen Literatur wider, manchmal freilich in unglücklichen und den eigenen Zielen abträglichen Formen. Vertreter der naturalistischen Schule wie Richard Dehmel, Max Dauthendey, Otto Erich Hartleben, Otto Julius Bierbaum und Karl Bleibtreu widmeten sich der Befreiung der Frau von moralischen Konventionen, der freien Liebe und der Erhöhung der Prostituierten zur *Venus vulgiva* in einer Weise, die eher lüstern als politisch zu nennen war; im Gegensatz hierzu neigten die kämpferischen Geister unter den dichten und schreibenden Frauen zu einer Ernsthaftigkeit, die bisweilen drollige Formen annahm. In einem Gedicht mit dem Titel «Das moderne Weib» von Maria Janitschek fordert eine beleidigte Frau den Mann, der sie verunglimpft hat, zum Duell und greift, als er zögert, die Waffe gegen sie zu ergreifen, weil nach seiner Meinung «die Frau zum Dulden und Vergeben da ist», kurzerhand zur Gewalt.

«So wisse, dass das Weib
gewachsen ist im neunzehnten Jahrhundert!»
sprach sie mit grossem Aug, und schoss ihn nieder.⁶²

Auf der anderen Seite ist die Vermutung nicht von der Hand zu weisen, dass die romantischen Romane von Amalie Schoppe, Luise Mühlbach, Eugenie Marlitt und insbesondere der unter den schreibenden Frauen Deutschlands einzig dastehenden Hedwig Courths-Mahler, die über 200 Romane schrieb, von denen bis 1950 27 Millionen Exemplare verkauft wurden, dank ihrer enormen Beliebtheit Sympathie für die Verwundbarkeit der Frau unter den herrschenden gesellschaftlichen Bedingungen geschaffen hatten, obgleich ihre Werke der sozialen Realität wenig Aufmerksamkeit schenkten, die Probleme ihrer Lieschen-Müller-Gestalten versentimentalisierten und ihren Leserinnen zu verstehen gaben, dass sich mit Liebe alle Probleme lösen lassen und dass reine Herzen und gekrönte Häupter von Natur aus füreinander bestimmt sind.⁶³

Intellektuell anspruchsvoller waren die Romane von Anna Croissant-Rust, Gabriele Reuter, Helene Böhlau und Clara Viebig, die auf realistische Weise die Probleme von Arbeiterinnen und Landfrauen darstellten und treffende und überzeugende Einsichten in die Demütigungen eröffneten, die Frauen in einer Gesellschaft erfuhren, die ihnen die geistigen

Entfaltungsmöglichkeiten verwehrte, die sie den Männern bot. Es ist auch erwähnenswert, dass diese Vorreiterinnen der Emanzipation sich nicht gänzlich darüber hinwegtäuschten, dass die meisten Frauen einen nicht unerheblichen Preis für die Freiheit würden zahlen müssen. In einem der Romane von Gabriele Reuter, einer unversöhnlichen Gegnerin sowohl der bürgerlichen Konventionen als auch der vielen Mütter Briest, die dieselben am unerschütterlichsten verteidigten, lässt die Autorin ihre weibliche Hauptfigur sagen:

Die Frau von heute, wie die Kunst sie in ihrer typischen Wesensart zu erfassen sucht, ist eine Gestalt der Sehnsucht geworden. Sie trauert weder, noch genießt sie – ihre ranken, schlanken Glieder dehnen sich nach etwas Unendlichem; die Linien ihres Profils bedeuten ein Lechzen nach dem Unaussprechlichen, ihre Augen suchen das Übersinnliche hinter den Dingen dieses Staubes ... Ihre Hände – müde und doch verlangend geöffnet – tasten unsicher nach Kostbarkeiten und Früchten des Wissens, die nur ihren Träumen sichtbar, über ihnen in blauen Lüften zu schweben scheinen ... Genügt der stolzen, unzufriedenen Frau unserer Gegenwart noch eine Herrschaft über die Sinne des Mannes, den sie liebt? Einer mystischen Vereinigung der Seelen und Geister strebt sie, von dunklem Drange getrieben, entgegen. Und doch ahnt sie – eine neue Eva – schon, dass das Kosten von jener lockenden Frucht der Erkenntnis sie für ewig aus dem Paradiese ihrer Tugend und alles selig blinden Glücks vertreiben wird.⁶⁴

Zu Ende des Jahrhunderts gab es in Deutschland mehr als 850 Vereinigungen, die sich für die Rechte der Frau einsetzten, und ihre Gesamtmitgliederzahl betrug nahezu eine Million. Die grösste Bedeutung und das umfassendste Programm von allen besass der Allgemeine Deutsche Frauenverein (ADF) unter der Leitung von Helene Lange und Gertrud Bäumer, die auch die führende Frauenzeitschrift des Landes *Die Frau* und das jährlich erscheinende *Handbuch der Frauenbewegung* herausgaben. Das erklärte Ziel des ADF war es, «den kulturellen Einfluss der Frauen zur höchsten inneren Entwicklung und zur ungehinderten sozialen Wirksamkeit zu bringen». Zu seinen spezifischeren Teilzielen gehörten die Verbesserung der weiterführenden Bildung für alle weiblichen Volksschulabgänger, die Reform der Höheren Mädchenschulen, um sie vergleichbaren Jungengymnasien qualitativ gleichzustellen, und die uneingeschränkte Zulassung qualifizierter Frauen zu allen naturwissenschaftlichen, technischen und humanistischen Bildungsstätten; ferner die Anerkennung von Ehe und Mutterschaft als gesetzlich und wirtschaftlich zu schätzende Tätigkeit, die Verbesserung der Berufsmöglichkeiten für Frauen und die Gleichstellung aller arbeitenden Frauen

mit ihren männlichen Kollegen nach dem Prinzip: gleicher Lohn für gleiche Arbeit; die Beendigung der moralischen und juristischen Diskriminierung der Frau in sexuellen Dingen und des staatlichen Schutzes für die Prostitution; die gleichberechtigte Beteiligung der Frau in Bezug auf die elterliche Autorität und die Eigentumsrechte durch eine Reform der Ehegesetze; eine Besserstellung unehelich geborener Kinder und ihrer Mütter durch eine Reform der die Pflichten des Vaters regelnden Gesetze; eine stärkere Öffnung der Gemeinde- und Staatsbehörden für Frauen; die Zulassung von Frauen als Geschworene; die Abschaffung aller Einschränkungen für das Koalitionsrecht der Frauen und schliesslich die Einführung des Stimmrechts für die Frauen bei allen Wahlen.⁶⁵

Man kann nicht behaupten, dass in der Periode bis zum Ende des Reichs viele dieser Forderungen erfüllt worden wären. Ausser der Sozialdemokratischen Partei und der Fortschrittspartei, die unter dem Einfluss Friedrich Naumanns Else Lüders, eine der führenden Streiterinnen für das Frauenwahlrecht, in ihr nationales Exekutivkomitee aufnahm, zeigte keine Partei die geringste Sympathie für die Ziele der Frauen, und selbst die Fortschrittspartei, die 1912 ein lauwarmes Bekenntnis zum Grundsatz des Frauenwahlrechts abgab, legte keinen konkreten Plan vor, um es Wirklichkeit werden zu lassen. Den meisten deutschen Männern quer durch alle Parteien schien der Gedanke, ihre Frauen und Töchter könnten zu emanzipierten und politisch informierten Bürgerinnen werden, sowohl Furcht als auch Widerwillen einzujagen. Sie teilten, wenn sie dies auch nicht immer so offen zu sagen bereit waren und sich nicht des süsslichen Stils befleißigten, der die Spalten der beliebten Kleinbürgerzeitschrift *Die Gartenlaube* beherrschte, die Ansichten eines katholischen Adligen, der 1912 schrieb:

Auf dem Gebiete des Herzens führt die Frau ihr sanftes Zepter und zaubert das Hüttchen zum Tempel der Wonne, zum Tempel der Ruh'. Ihr mildes, anmutvolles Wesen, dessen stillem Wirken sich kein wahr und warm fehlendes Männerherz zu entziehen vermag, schafft uns jene liebe, traute Häuslichkeit, an deren festumfriedeten Mauern sich die tosenden Stürme der Aussenwelt brechen. Und diese stillen Räume, in denen der tätige, schaffende Mann nach der harten Arbeit des Tages Ruhe und Erholung suchte und fand, sollen in Zukunft widerhallen von dem Kampfgeschrei der um staatliche und kommunale Meinungen und Interessen streitenden Parteien!⁶⁶

Der blosser Gedanke daran war haarsträubend, und das erklärt, warum es mit Ausnahme einiger Verbesserungen in den Bildungschancen und in der Regelung der Fabrikarbeitszeiten vor dem Krieg kaum Fortschritte in Richtung auf eine Emanzipation der deutschen Frau gegeben hat.

1914 war ihre Lage nicht viel anders als zur Zeit der Reichsgründung; und als die verhängnisvollen Entscheidungen getroffen wurden, die zum Weltkrieg führten, erschien es denen, die in Deutschland herrschten, nur natürlich, dass die Frauen über das Schicksal ihres Landes nicht mitbestimmen durften.

6. Künstler und Gesellschaft: Innerlichkeit, Entfremdung und apokalyptische Vision

1885 schrieb Heinrich Hart einen Artikel mit dem Titel «Fürst Bismarck und sein Verhältnis zur deutschen Literatur», in welchem er ernste Kritik an einem Kanzler übte, der es an Interesse für die Kunst fehlen lasse und nichts getan habe, um die kulturelle Arbeit in Deutschland zu fördern. Man sollte glauben, schrieb er, Bismarck zähle die Künstler und Schriftsteller zu jenen unproduktiven Gesellschaftsmitgliedern, den «Honoratioren», auf denen er im Reichstag beständig herumhackte. Seine Haltung könne die jetzt schon zu weit verbreitete Geringschätzung für die Kunst nur noch verstärken.⁶⁷

Dies war, obwohl es Bismarck nicht völlige Gerechtigkeit widerfahren liess, ein kluger Hinweis auf ein wirklich vorhandenes Problem. Im 1871 gegründeten deutschen Nationalstaat gab es keine produktive Beziehung zwischen der Politik und der Kunst, und der Grund dafür lag zum Teil in dem das Zeitalter beherrschenden Materialismus, der das Denken der Naturwissenschaftler, der Politiker und der grossen Mehrzahl der gutverdienenden Mittelschichten mit unterschiedlicher Intensität prägte. Es war dies natürlich keine ausschliesslich auf Deutschland beschränkte Erscheinung,⁶⁸ aber aufgrund des vernichtenden Sieges über Frankreich und der rasanten wirtschaftlichen Entwicklung, die auf ihn folgte, nahm sie in diesem Land besonders übertriebene Züge an. In den siebziger Jahren schien es, dass Kreativität nur dann anerkannt wurde, wenn sie sich der Herstellung materieller Güter widmete. Viele deutsche Künstler machten die Erfahrung, dass Leistung und ein hohes Amt höher geachtet wurden als die Erzeugnisse des geistigen Schaffens und dass die meisten ihrer Mitbürger Philister im Sinn des zeitgenössischen Gassenhauers waren:

Ich hab eine Loge im Theater,
Ich hab auch ein Opernglas;
Ich hab Equipagen und Pferde:
Meine Mittel erlauben mir das!

Ich rauche die feinste Havanna
Zur Verdauung nach dem Frass.
Ich liebe das ganze Ballettkorps:
Meine Mittel erlauben mir das!

Über Lumpen wie Kepler und Schiller,
Rümpf ich nur verächtlich die Nas:
Ich bin ein vollendetes Rindvieh:
Meine Mittel erlauben mir das!

Angesichts dessen lag es natürlich nahe, verbittert der These Nietzsches zuzustimmen, dass «Macht verdummt»,⁶⁹ und loszupoltern wie der junge Mann in Conrad Albertis Roman *Die Alten und Jungen* (1889): «Ich will euch sagen, was wir brauchen! Ein Sedan brauchen wir, in dem wir die Rolle der Franzosen spielen, ein neues Jena, das uns aufrisse von dem stinkenden verfaulten Lotterbett, auf das uns die Bourgeoisie geworfen! ... damit dieses Gesindel, das seit 1870 im Vaterland herrscht, Jobber und Unteroffiziere, erfährt, dass es noch etwas Höheres gibt als Börsenschwindel und Exerzierdrill!»⁷⁰

Aber das ist erst die halbe Wahrheit. Die Isolation des Künstlers im Deutschen Reich ist nicht allein den materialistischen Wertsetzungen der Mittelschichten anzulasten; sie war zu einem grossen Teil eine selbstgewählte Isolation. Die deutschen Künstler hatten im Gegensatz zu den französischen gegenüber der wirklichen Welt, der Welt von Macht und Politik, stets eine zwiespältige Haltung eingenommen. Einerseits hatte der Wunsch nach Anerkennung und Erfolg bei den Mitmenschen, hatte auch der intellektuelle Dünkel sie zur Teilnahme am öffentlichen Leben bewogen; andererseits hatte die Überzeugung sie zurückschrecken lassen, dass ein Künstler, der sich in die Politik mischt oder auch nur darüber schreibt, sich an seiner Berufung versündige, da für ihn nicht die äussere, sondern die innere Welt das eigentlich Wirkliche sei.⁷¹ Im Allgemeinen überwog diese letztere Tendenz (ausgenommen werden müssen dabei Männer wie Georg Forster, Heinrich von Kleist, Wilhelm von Humboldt, Ludwig Uhland sowie Heine und Börne). Vor 1914 kam es nur bei seltenen Gelegenheiten vor, dass deutsche Künstler von politischen und gesellschaftlichen Ereignissen oder Problemen Notiz nahmen oder sich gar aus der Ruhe bringen liessen, und selbst wo sie von Staats wegen zur Anteilnahme aufgefordert wurden, zeigten sie selten eine positive Reaktion.

Nicht einmal die Ereignisse von 1870/71 vermochten sie aus ihrer politischen Lethargie aufzurütteln. Der Sieg über Frankreich und die Vereinigung der deutschen Staaten regten keinen Dichter, Musiker oder Ma-

ler zu einem grossen Werk an. Die Hervorhebung von Heroismus, Aggressivität und Willenskraft, die man in den Arbeiten der besten Maler der siebziger Jahre – Anselm Feuerbach, Marées, Leibi und Böcklin – und in den Erzählungen von Paul Heyse und Conrad Ferdinand Meyer antrifft, weist zweifellos Bezüge zu den jüngstvergangenen Ereignissen auf, aber die Schöpfer dieser Werke nahmen im Weiteren kein Interesse mehr an den politischen Entwicklungen, die ihnen nicht dramatisch genug erschienen, um ihre Begabung herauszufordern.⁷² Was sie wirklich wollten, war «nicht die Wirklichkeit, sondern das Jenseits von ‚Gut und Böse‘ ..., das nur den Genies und Halbgöttern zugänglich ist».⁷³ Während unter ihren Augen die Fundamente für das Gebäude des neuen Reichs gelegt wurden, schrieben die deutschen Künstler über längst vergangene Epochen oder malten Bilder, auf denen sich unter griechischen Säulen Meeresgötter, Nymphen und Zentauren tummelten, und der grösste Musiker seiner Zeit, Richard Wagner, komponierte musikalische Dramen, die zumindest auf den ersten Blick mit der Gesellschaft, in der er lebte, so gut wie nichts zu tun hatten.⁷⁴

Die achtziger Jahre brachten mit dem Beginn der sogenannten naturalistischen Revolution einen Wandel des künstlerischen Stils, der gleichzeitig von zwei Künstlergruppen lanciert wurde, die eine in München, einer natürlichen Heimstatt der Musen, wo zwei Generationen lang jeder Siebente ein Schriftsteller, ein Maler oder ein Bildhauer gewesen war,⁷⁵ die andere in Berlin, das als neue Weltstadt das aufregendste Pflaster in Deutschland war.⁷⁶ Der Kopf der süddeutschen Gruppe war Michael Georg Conrad, den Emile Zolas Schriften über den experimentellen Roman ebenso beeinflussten wie die Themenstellungen dieses Autors, der in Romanen wie *L'Assommoir* (1877), *Nana* (1879) und besonders *Germinal* (1885) Menschen und Gesellschaftsschichten in den Mittelpunkt stellte, die vordem als der literarischen Darstellung unwürdig gegolten hatten. 1885 gründete Conrad in Zusammenarbeit mit Conrad Alberti und Karl Bleibtreu die Zeitschrift *Die Gesellschaft*, um Zolas Gedanken zu verbreiten und die sozialen Missstände zu schildern, welche die Industrialisierung hervorgebracht hatte. Die Berliner Bewegung war eher eine Neubelebung der Jungdeutschen Bewegung der dreissiger Jahre: Sie verhöhnte alles, was klassisch oder dem Klassischen nachempfunden war, sagte sich von Goethe und Schiller los, um Heine und Börne auf ihre Plätze im Ruhmestempel der Dichtung zu setzen, und wandte ihre Aufmerksamkeit zeitgenössischen sozialen Problemen wie der untergeordneten Rolle der Frau in der Gesellschaft und der

Not der Armen in den Städten zu. Ihre Anführer waren Heinrich und Julius Hart, die 1882 die Zeitschrift *Kritische Waffengänge* gründeten, sowie Maximilian Harden, Paul Schlenther und Otto Brahm, der 1889 zusammen mit den Gebrüdern Hart den *Verein Freie Bühne* gründete, ein Ereignis von einschneidender Bedeutung in der Geschichte des modernen Dramas.⁷⁷

Die naturalistische Bewegung zeitigte mehrere positive Ergebnisse, die sich nicht auf die Literatur beschränkten. Sie befreite die deutsche Malerei vom dekorativen, pseudoklassischen Stil der siebziger Jahre und sorgte dafür, dass Szenen aus dem Alltagsleben und typische soziale Situationen auf die Leinwand kamen. Max Liebermanns *Marmeladekocher* und Fritz von Uhdes *Trommler* repräsentierten eine sowohl erfrischende als auch aufrichtige Gegenwartsbezogenheit und eine stilistische Entwicklung, die sich ein Jahrzehnt später in der Sezessionsbewegung von Liebermann, Corinth und Slevogt fortsetzte; diese Maler trotzten dem staatlichen Druck und bewahrten die deutsche Kunst vor einer Rückkehr zur artifiziellen Monumentalität; in den Händen von Heinrich Zille, Käthe Kollwitz und Hans Baluschek wurden Zeichenstift und Pinsel zu wirksamen Waffen der Gesellschaftskritik.⁷⁸ Die Hinwendung zur Realität machte dem Provinzialismus des deutschen Theaters ein Ende, indem sie die Werke Ibsens und Strindbergs auf die Berliner und Münchner Bühnen brachte, und dies wiederum ermutigte deutsche Dramatiker, sich unkonventionellen Themen zuzuwenden, die das Publikum zunächst schockierten, wie bei Gerhart Hauptmanns *Vor Sonnenaufgang* (1889) und den frühen Stücken von Arno Holz und Hermann Sudermann. Und wenn der Naturalismus auf dem Gebiet des Romans auch keinen Autor hervorbrachte, der sich mit Theodor Fontane zu messen vermochte, dem ersten deutschen Romancier seit Goethe, dem europaweite Anerkennung zuteil wurde, so befruchtete er doch wenigstens Dutzende von Romanen, die sich dadurch auszeichneten, dass sie der sozialen Ungerechtigkeit erneut Aufmerksamkeit schenkten und ein neues Verständnis für die Folgeerscheinungen des Verstädterungsprozesses einerseits und der Industrialisierung andererseits erweckten. Paul Lindaus Porträt des Lebens der Berliner grossbürgerlichen Gesellschaft (*Der Zug nach dem Westen*, 1886), Max Kretzers Schilderung der vergeblichen Versuche selbständiger Handwerker, mit dem Fabrikssystem zu konkurrieren (*Meister Timpe*, 1883), und Wilhelm von Polenz' Roman *Büttnerbauer* (1895), der sich mit den drückenden Auswirkungen der kapitalistisch betriebenen Landwirtschaft auf die wirtschaftliche

Freiheit des preussischen Bauerntums auseinandersetzte, repräsentierten gesunde Neuentwicklungen in der deutschen Literatur.

Es wäre freilich ein Fehler, in der naturalistischen Bewegung ein Anzeichen für eine Schärfung des sozialen Bewusstseins der deutschen Künstler zu sehen, denn ihr Interesse für die Ausgebeuteten und Misshandelten war weder ganz ehrlich noch von langer Dauer. Man hat unwillkürlich das Gefühl, dass das Interesse für das Proletariat, das man in vielen dieser Romane findet, einem Modetrend entsprach, der nicht so ausgeprägt gewesen wäre, hätte die Kontroverse über Bismarcks Sozialistengesetz ihn nicht bestärkt; gewiss ist, dass das Interesse sichtlich nachliess, als das Gesetz nicht mehr in Kraft war. Hauptmann beispielsweise kehrte dem Pseudoradikalismus der *Weber* (1892) den Rücken und söhnte sich in *Die versunkene Glocke* (1896) mit dem ästhetischen Geschmack des Bürgertums aus.⁷⁹ Ebenso lässt sich nicht übersehen, dass die naturalistischen Autoren, wenn sie den Alkoholismus, die Krankheit, die Verrücktheit und die Sexualität als ständige Attribute des Lebens in den Elendsquartieren zum Gegenstand ihrer Schilderungen machten, den Bürgerschreck zu spielen versuchten oder sich dem Erotischen als Selbstzweck verschrieben.⁸⁰ Und schliesslich handelte es sich bei den sozialistischen Überzeugungen, die ein Teil der kleinbürgerlichen naturalistischen Autoren in seinen Schriften kundtat, im Allgemeinen um Scheinbekenntnisse, um einen blossen Salonsozialismus, wenn nicht gar um einen Vorwand für ein Elitedenken der Art, wie Walter Hasenclever es 1915 unbewusst offenbarte:

Der Dichter träumt nicht mehr in blauen Buchten.
Er sieht aus Höfen helle Schwärme reiten.
Sein Fuss bedeckt die Leichen der Verruchten.
Sein Haupt erhebt sich, Völker zu begleiten.

Er wird ihr Führer sein.⁸¹

Von Ronald Gray stammt die These, die meisten deutschen Dichter und Denker seien seit dem Erscheinen von Goethes Farbenlehre und Hegels Dialektik von der Vorstellung des Widerspruchs und der Synthese fasziniert gewesen, und dies habe bei ihnen die Bereitschaft entstehen lassen, die Kritik hintanzustellen und das Böse als einen Teil des Lebens hinzunehmen.⁸² Die naturalistischen Schriftsteller schienen dies durch ihr Verhalten bestätigen zu wollen. Eine Zeitlang waren sie bereit, mit ihrer Arbeit einige der Mängel aufzudecken, an denen ihre Gesellschaft krankte, aber selbst wo sie dies taten, geschah es häufiger mit einer skeptischen als mit einer aggressiven Einstellung; über die Möglichkeiten ei-

ner Veränderung dachten sie oft äusserst fatalistisch (eine Haltung, die vielleicht durch eine zu grosse Hörigkeit gegenüber modischen Theorien eines sozialen Determinismus gefördert wurde); und schliesslich zeigten sie in ihrem Engagement wenig Ausdauer.

Wir werden sehen, dass die Naturalisten ihr Augenmerk niemals den politischen Gefahren zuwandten, die im politischen System des Reichs angelegt waren. Im Gegenteil, als diese Gefahren sich deutlicher abzeichneten, als unter Wilhelm II. ein frenetischer Imperialismus, begleitet von einem aggressiven Bewaffnungsprogramm, einsetzte, schlug die grosse Mehrzahl der Schriftsteller und Dichter Deutschlands die Augen nieder und zog sich in jene Innerlichkeit zurück, die stets ihre Zuflucht war, wenn die wirkliche Welt zu undurchschaubar wurde. Die neunziger Jahre sahen die Anfänge des deutschen Impressionismus; Arnold Hauser hat geschrieben, dass diese Bewegung ein künstlerischer Reflex der neuen Dynamik und des neuen Gefühls für Geschwindigkeit und Veränderung war, die durch die moderne Technik in das europäische Leben eingeführt wurden. Wenn dies zutrifft, dann muss man ebenso sagen, dass der deutsche Impressionismus psychologisch ein Versuch der Künstler und ihrer Förderer aus der oberen Mittelschicht war, durch die Kultivierung ihres Ästhetizismus dem Pessimismus zu entfliehen, der durch einen beängstigenden Expansionsdrang der politischen und wirtschaftlichen Kräfte verursacht wurde. Das auffallendste Merkmal der Romane und Feuilletons der späten neunziger Jahre war das Fehlen jeglichen politischen Inhalts, und die Dichter der Zeit – Detlev von Liliencron, Stefan George, Richard von Schaukal, Rainer Maria Rilke, Hugo von Hofmannsthal – waren alle gleich unpolitisch; sie ordneten die Realität ihren Gefühlen unter und suchten flüchtige Eindrücke, momentane Stimmungen oder undeutliche Wahrnehmungen aufs Papier zu bannen.⁸³

Kaum etwas auf der weiten Erde
Birgt solche Poesie,
Wie ein verlassener,
Halbverwilderter,
Lindenverwachsener
Vogeldurchsungener Sommergarten.⁸⁴

Es gab einige wenige, die diesen Rückzug nicht mitmachten, Künstler, die fühlten, dass sie in gefährlichen Zeitläuften lebten und dass es ihre Pflicht war, alles in ihrer Macht Stehende zu tun, um die für die Gesellschaft bedrohlichen Kräfte blosszustellen und auszuschalten. Aus den

Nachtkabarets Münchens kam ein bemerkenswerter Moralist, Frank Wedekind, bemerkenswert deshalb, weil er in den Augen vieler ein Hohepriester der Unmoral war, mit einer «Genialität des Schmutzigen», wie der Kritiker Alfred Kerr schrieb.⁸⁵ Mit *Frühlings Erwachen* (1891) und den zwei berühmten Lulu-Stücken, die Alban Berg zur Grundlage seiner Oper machen sollte, *Erdgeist* (1895) und *Die Büchse der Pandora* (1904), sowie *Der Marquis von Keith* (1900) und *Hidalla* (1903) schuf Wedekind eine Reihe kraftvoller Dramen, welche die Konventionen des naturalistischen Theaters durchbrachen und dem expressionistischen Drama der zwanziger Jahre wie auch dem absurden Theater unserer heutigen Zeit den Weg ebneten, und die zugleich einen massiven Angriff auf die wilhelminische Gesellschaft und die in ihr herrschenden Kräfte darstellten. In einem seiner Gedichte charakterisierte er die vorwaltende Philosophie seiner Zeit wie folgt:

Greife wacker nach der Sünde;
Aus der Sünde wächst Genuss.
Ach du gleichst einem Kinde,
Dem man alles zeigen muss.

Meide nicht die ird'schen Schätze:
Wo sie liegen, nimm sie mit.
Hat die Welt doch nur Gesetze,
Dass man sie mit Füßen tritt.

Glücklich, wer geschickt und heiter
über frische Gräber hopst.
Tanzend auf der Galgenleiter
Hat sich keiner noch gemopst.⁸⁶

Wedekind machte Strichjungen, Huren, Heiratsschwindler und Diebe zu den Helden seiner Stücke und mühte sich nach Kräften zu zeigen, dass ihre Wertbegriffe im Vergleich mit denen der vermeintlichen guten Gesellschaft die ehrbareren und strenger beachteten waren. In *Frühlings Erwachen* und in den Lulu-Stücken stellte er die Unschuld natürlicher Gefühlsreaktionen den Motiven einer von Geld, Sex und Verbrechen beherrschten Gesellschaft gegenüber und versäumte nicht, seine Überzeugung deutlich zu machen, dass die wirkliche Unschuld stets unverstanden bleibt und dass es ihr in aller Regel, wie Lulu, bestimmt ist, unter dem Messer des Meuchelmörders zugrunde zu gehen.

Wedekinds Gedanke, dass dunkle Kräfte der Zerstörung sich regen und dass das Bürgertum ihnen aus Habgier oder Feigheit oder Torheit

die Türen zur Macht geöffnet hatte, wurde in ähnlicher Weise von Carl Sternheim und Heinrich Mann wiederholt. Sternheim nannte sich nicht ganz zu Unrecht den modernen Molière, und sein bedeutendstes Werk war ein Zyklus von fünf im Geiste des französischen Meisters und mit seinem Witz geschriebenen Stücken unter dem Obertitel *Aus dem bürgerlichen Heldenleben*. Darin legte er mit kalter Präzision die Schwächen, die schäbigen kleinen Triumphe, die Lügen und die Verbrechen des deutschen Bürgertums bloss und zeigte, wie sich all dies im Leben und Weben der herrschenden Kaste in vergrössertem Format wiederholte. Aus Sternheims frostig-aristokratischem Blickwinkel war das Heraufkommen der bürgerlichen Gesellschaft ein historischer Irrtum, den die Geschichte berichtigen würde, und er wusste genügend über die Macht, um sich darüber klar zu sein, dass eine solche Korrektur nur gewaltsam würde erfolgen können. Im dritten Stück seines Zyklus, *1913*, das noch vor Kriegsausbruch geschrieben wurde, muss der Held, Christian Maske, der sich durch Intelligenz und Skrupellosigkeit aus bescheidenen Ursprüngen zu grossem Wohlstand und einem Adelsprädikat emporgearbeitet hat, erkennen, dass das von ihm geschaffene industrielle Imperium durch seine eigene unersättliche Gefrässigkeit zu einem Brandopfer getrieben wird. «Nach uns Zusammenbruch! Wir sind reif.»⁸⁷

Heinrich Mann teilte Sternheims Vorahnungen im Hinblick auf die Zukunft. Als er sich als junger Mann entschlossen hatte, Schriftsteller zu werden, hatte er sich gesagt, dass Deutschland sozialrealistische Romane über das Leben in der Gegenwart brauche, weil die deutsche Gesellschaft in Klassen geteilt war, von denen keine für die andere Verständnis hatte, und weil diese Zerrissenheit und dieser Mangel an Verständnis es der Regierung gestatteten, ihren gefährlichen Kurs unangefochten weiterzuverfolgen. Seinen Mitbürgern die möglicherweise tragischen Konsequenzen eines weiteren Verharrens in politischer Unwissenheit und Tatenlosigkeit vor Augen zu führen war das treibende Motiv für Mann bei der Arbeit an seinen ätzenden Analysen der wilhelminischen Gesellschaft: Im *Schlaraffenland* (1900), *Professor Unrat* (1905), aus dem Josef von Sternberg 1931 einen kraftvollen Film mit Emil Jannings und Marlene Dietrich machte, und *Der Untertan* (der 1907 begonnen, jedoch erst 1918 veröffentlicht wurde). Dieser letztere Roman war ein gallenbitteres Porträt jener Art Byzantinismus, wie sie für die Deutschen typisch war, die die Tollheiten Wilhelms II. und seiner Paladine duldeten und unterstützten; der Grundton dieser Haltung wird in einer Passage zu

Beginn des Buches angeschlagen, in welcher der Protagonist voller Ehrfurcht den Kaiser bei einem Ritt durch das Brandenburger Tor beobachtet.

Auf dem Pferd dort, unter dem Tor der siegreichen Einmärsche, und mit Zügen steinern und blitzend, ritt die Macht! Die Macht, die über uns hingehet und deren Hufe wir küssen! Die über Hunger, Trotz und Hohn hingehet! Gegen die wir nichts können, weil wir alle sie lieben! Die wir im Blut haben, weil wir die Unterwerfung darin haben! Ein Atom sind wir von ihr, ein verschwindendes Molekül von etwas, das sie ausgespuckt hat! Jeder Einzelne ein Nichts, steigern wir in gegliederten Massen als Neuteutonen, als Militär, Beamtentum, Kirche und Wissenschaft, als Wirtschaftsorganisation und Machtverbände kegelförmig hinan, bis dort oben, wo sie selbst steht, steinern und blitzend! Leben in ihr, haben teil an ihr, unerbittlich gegen die, die ferner sind, und triumphierend, noch wenn sie uns zerschmettert: denn so rechtfertigt sie unsere Liebe!⁸⁸

Unkontrollierte Macht ist immer gefährlich, und dass Wedekind, Sternheim und Heinrich Mann dies erkannten, erklärt das apokalyptische Motiv, das sich durch ihre Arbeiten zieht. Noch ausgeprägter war diese Färbung in den Werken jener jüngeren Maler und Dichter der unmittelbaren Vorkriegszeit, die der Vorhut der expressionistischen Bewegung angehörten. Aus Bildern wie *Kerzentänzer* von Emil Nolde und *Brennende Stadt* von Ludwig Meidner spricht unverkennbar die Vorahnung eines drohenden Verhängnisses, ebenso wie aus Georg Heyms aufrüttelndem Gedicht *Der Krieg*, das 1911 entstand:

Aufgestanden ist er, welcher lange schlief.

und aus Jakob Van Hoddis' *Weltende?*, das ein Jahr später entstand:

Dem Bürger fliegt vom spitzen Kopf der Hut.
In allen Lüften hallt es wie Geschrei.
Dachdecker stürzen ab und gehn entzwei
Und an den Küsten – liest man – steigt die Flut.

Der Sturm ist da, die wilden Meere hüpfen
An Land, um dicke Dämme zu zerdrücken.
Die meisten Menschen haben einen Schnupfen.
Die Eisenbahnen fallen von den Brücken.

Meidner schrieb später über seine Arbeit in jenen Jahren, er habe Tag und Nacht seine bedrückenden Empfindungen über Liebe, das Jüngste Gericht, den Weltuntergang usw. gemalt, denn damals habe das zähnefletschende Grinsen des Weltsturms seine erschreckenden Schatten über seinen «klagenden Pinsel» geworfen.⁸⁹

Die Zukunftsvision dieser Handvoll von Schriftstellern und Malern wurde weder von ihren Mitbürgern noch selbst von ihren Künstlerkolle-

gen geteilt. Die Zahl der Menschen, die Heinrich Manns Romane lasen oder Meidners Bilder betrachteten, war sehr klein, wie Mann traurig eingestand, indem er den chauvinistischen Antihelden aus *Der Untertan* seiner Frau erklären lässt, dass zwischen den verschiedenen Künsten eine Rangordnung existiert.

«Die höchste ist die Musik,⁹⁰ daher ist sie die deutsche Kunst. Dann kommt das Drama.»

«Warum?» fragte Guste.

«Weil man es manchmal in Musik setzen kann, und weil man es nicht zu lesen braucht, und überhaupt – «

«Und was kommt dann?»

«Die Porträtmalerei natürlich, wegen der Kaiserbilder. Das übrige ist nicht so wichtig.»

«Und der Roman?»

«Der ist keine Kunst. Wenigstens Gott sei Dank keine deutsche: das sagt schon der Name.»⁹¹

Bedeutsamer ist indessen die Tatsache, dass so wenige von Wedekinds oder Sternheims oder Heyms Künstlerkollegen so dachten wie diese. Sie mussten feststellen, dass sie selbst innerhalb ihrer eigenen Zunft einsame Rufer in der Wüste waren. Ebenso wie die grosse Mehrheit der deutschen Kirchenführer und wie die Masse der Professoren zogen die Jünger der Kunst es vor, nur dies und nicht mehr zu sein und die grossen Fragen der Gesellschaft und Politik der Obrigkeit zu überlassen. Dies brachte ihnen eine wütende Schelte von Heinrich Mann ein. Eine ganze Generation lang, so schrieb er 1910, hatte der deutsche Künstler nun seine eigentliche Aufgabe verraten, entweder indem er geschwiegen oder indem er den Kräften, die Deutschland verdarben und es jetzt auch noch zu zerstören drohten, ausdrücklich seinen Segen erteilt hatte. «Gerade er aber wirkt in Deutschland seit Jahrzehnten für die Beschönigung des Ungeistigen, für die sophistische Rechtfertigung des Ungerechten, für seinen Todfeind, die Macht.»⁹²

Die Wut war vergeudet, die indirekte Aufforderung stiess auf taube Ohren. Deutschlands Künstler und Schriftsteller sollten sich erst nach dem Krieg, nach dem nationalen Zusammenbruch, zu dem sie durch ihren Mangel an politischem Verantwortungsgefühl selbst mit beigetragen hatten, zu einer neuen politischen Parteinahme aufschwingen.

VII. Der neue Kurs und die Schwächung der europäischen Position Deutschlands 1890-1897

Überraschend, gegensätzlich
Hirnerweichlich, zickzackplötzlich,
Phrasenfruchtbar, überreichlich,
Zickzackplötzlich, hirnerweichlich.
*Alfred Kerr*¹

Initiative ohne Takt ist wie eine Flut ohne Deiche.
*Friedrich von Holstein (1895)*²

Am 28. Februar 1859 schrieb die preussische Kronprinzessin ihrer Mutter, der Königin Victoria von Grossbritannien, einen Brief, der sich mit ihrem Lieblingsthema beschäftigte, ihrem ersten Kind, das einen Monat zuvor geboren war. «Dein Enkel», erzählte sie, «ist ausserordentlich lebhaft, und gibt, sobald er wach ist, keine Ruhe, wenn er nicht andauernd umhergetragen und geschaukelt wird. Er kratzt sich im Gesicht und zerreisst seine Häubchen und bringt allerhand ungewöhnliche Geräusche hervor. Ich bin so dankbar, so glücklich, dass er ein Junge ist. Das habe ich mir mehr gewünscht, als ich mit Worten ausdrücken kann ...»³

Der neugeborene Prinz wurde auf den Namen Friedrich Wilhelm Victor Albert getauft; die Geschichte kennt ihn als Wilhelm II. Sein Charakter scheint bei der Geburt schon ausgeprägt gewesen zu sein, denn sein Verhalten in späterer Zeit ähnelte sehr dem von seiner Mutter beschriebenen. Er war nie zufrieden, wenn er nicht in Bewegung war, und wenngleich es nicht überliefert ist, ob er auch später seine Gefühle an seinen Kleidungsstücken abreagierte, so ist es gewiss, dass er häufig ungewöhnlich geräuschvoll auftrat. Schon vor 1888 verärgerte und ermatete er mit seiner Kraftmeierei viele der ihm Nahestehenden, darunter auch seine Mutter, die es letzten Endes bedauert haben mag, so inbrünstig um einen Knaben gebetet zu haben; nachdem er Kaiser geworden war, zeitigte seine Sprunghaftigkeit schwerwiegendere Folgen, da sie nicht nur mit daran schuld war, dass es der Regierung nicht gelang, bestimmte kritische innenpolitische Probleme in den Griff zu bekommen, sondern auch mit zu dem immer unverantwortlicher werdenden Kurs der deutschen Aussenpolitik beitrug.

1. Wilhelm II.

Dies war nicht unmittelbar offenkundig, als Wilhelm 1888 den Thron bestieg. Die meisten Deutschen waren von dem Elan des neuen Herrschers, von seiner Offenheit für neue Gedanken, von der Vielfalt seiner Interessen und von seinem persönlichen Charme beeindruckt. Wie sein Hofmarschall später schrieb, war Wilhelm «eine blendende Persönlichkeit, die faszinierend auf jeden wirkte, der ihm gegenübertrat. Dieser Fähigkeit war er sich auch voll bewusst und entwickelte sie mit viel Mühe und Raffinement zu ausserordentlicher Vollkommenheit.»⁴ Er konnte sich mit Geschäftsleuten, Archäologen, Vorsitzenden von Männergesangsvereinen, Direktoren von Dampferlinien, mit Theaterproduzenten und Kultusministern über deren Fachgebiete unterhalten und dabei lebendiges Interesse und eine beeindruckende Fülle von Kenntnissen an den Tag legen.⁵ Wenn die Wirkung des ersten Eindrucks jedoch nachliess, konnten sich viele seiner Gesprächspartner des Verdachts nicht erwehren, dass das angesammelte Faktenwissen eine Imponierfunktion erfüllte – was häufig zutraf – und dass sich hinter der regen Interessiertheit doch nur Dilettantismus verbarg.

In einem seiner bösen Augenblicke schrieb der Theaterkritiker Alfred Kerr über seinen Monarchen:

Was man klar an ihm erkannt
War der Mangel an Verstand.
Sonst besass er alle Kräfte
Für die Leitung der Geschäfte.⁶

Das war ein wenig ungerecht, aber nur ein wenig. Wilhelm verfügte über so viel Intelligenz wie jeder andere europäische Herrscher, ja über mehr als die meisten, aber sein Mangel an Selbstdisziplin, seine Ichbezogenheit, sein überentwickelter Sinn für theatralische Auftritte und sein fundamentales Missverständnis der Geschichte verhinderten, dass er einen gedeihlichen Gebrauch von ihr machte. Wie selbst seine Lehrer zugaben, war seine formale Bildung weder gründlich noch allseitig gewesen, zum Teil, weil er in seiner Jugend überwiegend davon in Anspruch genommen war, die körperliche Benachteiligung eines von Geburt an nahezu unbrauchbaren linken Arms zu überwinden, und zum Teil wegen gewisser Differenzen mit seinen Eltern. Wilhelm selbst räumte jedoch niemals ein, dass ihm in dieser Hinsicht etwas fehle, und er versuchte auch nicht ernsthaft, das Fehlende nachzuholen. Er eignete sich nie jene

Gründlichkeit an, die den Deutschen im Allgemeinen nachgesagt wird, und er lernte infolgedessen auch nie etwas gründlich genug, vor allem nicht jene grundlegenden Fakten, die die Innen- und Aussenpolitik bestimmen und die vielleicht geeignet gewesen wären, seinen Enthusiasmus zu dämpfen und sein Ungestüm zu bremsen.

Anders als sein Amtsbruder auf dem Wiener Thron, der die Fähigkeit besass, Tag für Tag sechzehn Stunden lang in seinem Kabinett in der Hofburg zu arbeiten, zog Wilhelm die frische Luft dem stickigen Arbeitszimmer vor. Er war beständig in Bewegung, reiste durch sein Land, um Ausstellungen zu eröffnen und Festansprachen zu halten, und begab sich auf ausgefallene Jagdexpeditionen oder auf Reisen nach England oder Konstantinopel. Ein regelmässiger Bestandteil seines Jahrespensums war eine Kreuzfahrt mit seiner Jacht in nördlichen Gewässern, ein Unternehmen, das soviel Zeit beanspruchte, dass es dem Aussenministerium ratsam erschien, einen seiner Beamten zur Begleitung des Kaisers für den Fall einer plötzlich eintretenden Krise abzustellen. Wilhelm war nicht besonders darauf versessen zu arbeiten. Die Kreuzfahrten waren für ihn eine Gelegenheit, sich mit guten Freunden zu umgeben, die die Zeit damit verbrachten, miteinander allerlei Schabernack zu treiben (Wilhelm machte dies ebensoviel Spass wie seinem Vorfahren König Friedrich Wilhelm I.)⁷ oder endlose Diskussionen über ebenso phantastische wie nutzlose Themen zu führen. Das geistige Niveau war bei beiden Beschäftigungen in der Regel niedrig. Während der Kreuzfahrt von 1891 schrieb Alfred Kiderlen-Wächter aus Bergen an seinen Freund Holstein im Aussenministerium:

... möchte ich für Sie persönlich noch einmal kurz meine Reiseeindrücke zusammenfassen. Leider sind sie in gewisser Beziehung nicht eben günstige: bei S. M. hat entschieden die autokratische Idee seit vorigem Jahre erheblich zugenommen. Das sic volo sic jubeo macht sich im Grossen und Kleinen geltend. Und dabei – ganz unter uns gesagt – kein ernstes Prüfen und Abwägen der Verhältnisse, sondern das Sich-hineinreden in eine Anschauung; wer dafür ist, wird dann als Autorität zitiert, wer anderer Ansicht ist, ‚lässt sich was weismachen‘ ... Für Sie will ich aber doch noch eine kurze Erzählung beifügen, die ein Streiflicht auf Allerhöchste Ideen wirft: S. M. lässt sich einen Vollbart stehen, was zu den interessanteren Gesprächsthemata an Bord gehört: ‚Nun sind die Maler lackiert‘. ‚Die Stempel für die Zehn- und Zwanzig-Markstücke müssen geändert werden‘, ‚man wird die Stücke ohne Bart sammeln.‘ Ja‘, und dabei wurde auf den Tisch gehauen, ‚mit so einem Bart kann man auf den Tisch schlagen, dass die Minister nur so Umfallen vor Schreck und auf dem Bauche liegen‘!!! Kommentar überflüssig.⁸

Wilhelms Minister lernten diese Reisen fürchten, denn ihr Herr und Meister pflegte von ihnen nicht nur braungebrannt und gesund, sondern auch mit einem Kopf voller neuer Ideen und politischer Strategien heimzukehren, deren sofortige Ausführung er in einer für ihn typischen Weise forderte. Dass dies möglicherweise eine behutsame politischdiplomatische Arbeit von Monaten zunichte machen, dass es früher getroffenen Abmachungen mit den Parteien widersprechen oder Landes- oder Reichsgesetze verletzen mochte, kümmerte ihn nicht. Der Kaiser schenkte diesen Dingen wenig Beachtung, am allerwenigsten den kleinen Formalitäten einer verfassungsmässigen Regierungsarbeit.

In dieser Hinsicht wies er viel Ähnlichkeit mit seinem Grossonkel Friedrich Wilhelm IV. auf; wie er, so weigerte sich auch Wilhelm zuzulassen, dass die Verfassung, die niemals gelesen zu haben er sich rühmte, sich zwischen ihn und sein Volk schob. Wie jener, so glaubte auch er – mit noch dünnerer Rechtfertigung – an die göttliche Legitimation der Könige und gemahnte seine Untertanen beständig daran, dies ebenso zu tun. «Sie begreifen», schärfte er dem Provinziallandtag von Brandenburg im Februar 1891 ein, «dass Ich Meine ganze Stellung und Meine Aufgabe als eine Mir vom Himmel gesetzte auffasse und dass Ich im Auftrage eines Höheren, dem Ich später einmal Rechenschaft abzulegen habe, berufen bin.»⁹ Widerstand gegenüber den Befehlen eines solchen Herrschers mochte noch bei solchen angehen, die, wie die Sozialisten, keinen Glauben an das Gesetz Gottes und an die historischen Leistungen der Hohenzollern besaßen. Aber keinesfalls war er gerechtfertigt und konnte gestattet werden bei den Angehörigen der Klasse, die der Krone die lehnherrliche Treue schuldeten – «Eine Opposition preussischer Adliger gegen ihren König ist ein Unding!»¹⁰ – oder bei jenen, die mit der Ausführung der königlichen Politik betraut waren. Was diejenigen Kräfte im Parlament oder im öffentlichen Leben anging, die sich unter Berufung auf die Verfassung dem Willen ihres Herrschers widersetzten, so mussten ihre Ansprüche abgewehrt werden, selbst auf Kosten einer ungünstigen Reaktion im Volke. Im Juli 1892 schrieb Wilhelm pathetisch seinem Kanzler:

Im Übrigen sind wir Hohenzollern daran gewöhnt, dass wir unter Mühe, Kämpfen und Parteiungen und Verkennungen laborierend nur langsam vorwärtskommen. Wie oft haben meine Vorfahren – und noch zuletzt mein in Gott ruhender Herr Grossvater – geradezu gegen den Willen des unverständigen Volkshaufens Massregeln durchfechten müssen, die erst bekämpft, dann bekrittelt, schliesslich gesegnet worden sind. Was kümmert mich die Popularität! Da ich nur das Gebot meiner Pflicht und meines guten Gewissens in Verantwortung Gott gegenüber als Richtschnur für mein Tun habe!¹¹

Wilhelms Minister hatten sich freilich nicht nur mit dem Absolutisten, sondern auch mit dem Krieger auf dem Thron auseinanderzusetzen. Die Hohenzollern, wenigstens diejenigen, von denen in den Geschichtsbüchern die Rede war – der Grosse Kurfürst, König Friedrich Wilhelm I., Friedrich II. –, waren Soldaten gewesen; ebenso auch der Grossvater des neuen Kaisers, der gegen Napoleon gekämpft, sein Onkel, ein bekannter Kavalleriegeneral, der bei Königgrätz die Erste Armee geführt, und sein Vater, der mit der Erstürmung der Höhe von Chlum jene Schlacht entschieden hatte. Als Zwölfjähriger hatte er von einem Balkon aus zugehört, wie Wilhelm I. mit seinem Sohn nach dem Sieg über Frankreich Unter den Linden eingezogen war, und dieses Erlebnis sollte er nie vergessen. Er war entschlossen, selbst Soldat zu werden, und übte sich mit zäher Geduld trotz seiner körperlichen Behinderung darin, schwere Kavalleriepferde zu reiten und in taktischen Übungen Truppenteile zu führen. Selbst als er schon Kaiser war, bestand er in den ersten Jahren darauf, aktiv an Heeresmanövern teilzunehmen, was seine Minister mit Sorge erfüllte, da sie befürchteten, er könnte umkommen, und es verärgerte andererseits die Berufsmilitärs. Nach den Manövern von 1890 schrieb Waldersee, der Moltke als Stabschef nachgefolgt war: «Nach meiner Überzeugung hat der Monarch ein gewisses Verständnis für Exerzierplatzbewegungen, nicht aber für die eigentliche Truppenleitung. Es fehlt jede Kriegserfahrung. ... Der Kaiser ist ausserordentlich unruhig, jagt hin und her, ist viel zu weit vorn in der Gefechtslinie, greift in die Führung der Generale ein, gibt zahllose, sich oft widersprechende Befehle und hört kaum auf seine Ratgeber. Er wünscht immer zu siegen und nimmt daher eine gegen ihn ausfallende Entscheidung des Schiedsrichters übel.»¹² In einem späteren Manöver, schon zur Zeit Schlieffens, soll Wilhelm, nachdem er eine Kavallerieattacke geführt hatte und zurückgeschlagen worden war, das Signal «Das Ganze halt!» angeordnet, dann eine Schwadron des Gegners zu sich kommandiert und den Angriff wiederholen lassen, dieses Mal mit Erfolg. Als dies dem Stabschef auf dem Feldherrnhügel berichtet wurde, schwieg er zunächst einen Augenblick, rückte dann sein Monokel zurecht und meinte: «Originelle Idee!»¹³

Trotz seines Eifers wurde aus dem Kaiser nie mehr als ein nicht sonderlich begabter Amateur. Nichtsdestoweniger fuhr er in den 26 auf seine Thronbesteigung folgenden Jahren fort, Soldat zu spielen. Es waren seine glücklichsten Stunden, wenn er prächtig uniformiert an der Spitze seines Regiments galoppierte und der Menge mit seinem kriegerischen Gebaren und dem Blitzen seines geschwungenen Säbels impo-

nieren konnte. Sich militärisch zu kleiden wurde für ihn zur fixen Idee, und so wurde er zum typischen Vertreter jenes Uniformkults, von dem Hermann Broch in einer Passage seines Romans *Die Schlafwandler* sagt, er mache den Mann in der Uniform zum blossen Attribut dessen, was er anhat.¹⁴ Wilhelm trug militärische Garderobe, wann immer es ihm möglich war, und wo nicht die seines eigenen Regiments, war es die eines ausländischen, in dem er ein Ehrenkommando innehatte. Er sorgte dafür, dass er, wohin er auch ging, von einem Schwarm von Uniformen umgeben war; er dinierte zu Ulanenmusik; und er zog militärische Gefährten, Manieren und Ratgeber allen anderen vor.

Dieser letztere und fatale Umstand lässt sich am Stundenplan der kaiserlichen Arbeitswoche illustrieren. Gewiss arbeitete er nie sehr lange, nicht einmal zu Hause, aber es besteht kein Zweifel, dass er einen unverhältnismässig grossen Teil seiner der Amtsführung vorbehaltenen Zeit militärischen Angelegenheiten widmete. Selten empfing er einen seiner preussischen Minister persönlich, ausgenommen den Kriegsminister, der eine wöchentliche Audienz bei ihm hatte. Der Reichskanzler traf den Kaiser, abgesehen von besonderen Gelegenheiten, am Samstagnachmittag, wenn auch nicht mit strenger Regelmässigkeit. Im Gegensatz dazu hatten der Chef des Generalstabs und der Chef der Admiralität (später an seiner Stelle der Chef des Marinekabinetts) jeweils eine regelmässige wöchentliche Audienz, während der Chef des Militärkabinetts jeden Dienstag, Donnerstag und Samstagvormittag mit ihm zusammentraf.

Dieser offizielle Terminplan bringt das Übergewicht der Militärs in den Beratungsstäben Wilhelms aber noch nicht hinreichend zum Ausdruck. Eine seiner ersten Handlungen als Kaiser war die Reorganisation und Erweiterung der *maison militaire*, jenes Kreises von Adjutanten und *aides-de-camp*, der nach alter Gewohnheit dem Hofe zugeteilt war, und seine Verwandlung in ein königliches Hauptquartier, dem eine wesentlich erhöhte Zahl von Generalen *d la suite* und Flügeladjutanten aus den Garderegimentern und dazu die Chefs des Militär- und des Marinekabinetts angehörten. Dieser Kreis wurde nach 1889 formell unter einem Hauptquartierskommandanten zusammengeschlossen, der den Kaiser auf Reisen begleitete, seine Befehle hinsichtlich militärischer und anderer Dinge aufnahm und weitergab und häufig das Vorrecht hatte, bei Audienzen anderer Beamter anwesend zu sein.¹⁵

Diese Entwicklung stellte eine weitere Etappe im Prozess der Zersplitterung der Heeresorganisation dar, der 1883 begonnen hatte;¹⁶ aber was

noch wichtiger war: sie bedeutete, dass sich in einem bereits chaotischen Regierungsgefüge eine weitere mächtige, nicht verantwortliche Instanz bildete. Der Einfluss der Adjutanten, mit denen der Kaiser stets einen intimeren Umgang pflegte als mit seinen zivilen Ministern, erfüllte selbst seine wärmsten Bewunderer mit Besorgnis. Philipp Eulenburg stellte zu seiner höchsten Beunruhigung fest, dass sein königlicher Herr und Meister unter dem vereinten Einfluss «militärischer Hohenzollerninzucht und Selbsthypnose» sich selbst davon überzeugt zu haben schien, dass jeder, der eine Gardeuniform trug, die Quintessenz aller politischen Weisheit in sich vereinigte.¹⁷ Diese Besorgnis war gerechtfertigt, denn der Kaiser begann bald damit, sporenraschelnde Adjutanten mit diplomatischen Missionen zu betrauen, die in den Händen von Berufsdiplomaten besser aufgehoben gewesen wären, und ihren Rat in allen Fragen einzuholen, die ihn momentan gerade bewegten.

Dies erschwerte die Arbeit der Minister erheblich, nicht nur in innenpolitischen Angelegenheiten, wie wir im nächsten Kapitel sehen werden, sondern auch in dem Bereich, für den Wilhelm mit wachsender Überzeugung glaubte, eine besondere Begabung zu besitzen, nämlich in den aussenpolitischen Beziehungen. Bestärkt wurde er in dieser seiner Überzeugung sicherlich durch die Ungeschicklichkeit derer, die nach 1890 von Amts wegen mit der Führung der Aussenpolitik betraut waren, aber das ändert nichts an der Tatsache, dass seine diplomatischen Abenteuer zu kläglichen Ergebnissen führten.

2. Der Bruch mit Russland und seine Folgen

Man kann einiges zugunsten der These anführen, dass die erste aussenpolitische Entscheidung, die im Rahmen des manchmal hochtrabend so genannten «neuen Kurses» nach Bismarck gefällt wurde, entscheidender war als alle anderen zwischen 1890 und dem Ausbruch des Ersten Weltkriegs getroffenen und dass sie die unglückselige Kettenreaktion in Gang setzte, die zur Katastrophe hinführte. Wenn dies so ist, dann muss allerdings beachtet werden, dass Wilhelm II. in dieser Angelegenheit eine im Wesentlichen passive Rolle gespielt hat; die entscheidenden Impulse gingen vom Aussenministerium aus.

Im Laufe der ereignisreichen Woche, die Bismarcks Entlassung und den Rücktritt seines Sohnes Herbert als Staatssekretär des Auswärtigen erlebte, führte der Kaiser mit dem russischen Botschafter Graf Schuwalow ein Gespräch über die im Gang befindlichen Verhandlungen zur Er-

neuerung des Rückversicherungsvertrags. Wilhelm machte dabei deutlich, dass er gewillt war, sobald wie möglich zu einer Einigung zu kommen, und er instruierte am 21. März 1890 seinen neuen Kanzler, die Angelegenheit in die Hand zu nehmen.

Es war dies Leo von Caprivi, ein Berufssoldat, der mit Auszeichnung in den Kriegen gegen Österreich und Frankreich und in den folgenden Friedensjahren gedient hatte. Er stand in dem Ruf, ein fähiger Organisator und eine energische und selbständig denkende Persönlichkeit zu sein; diese Qualitäten hatte er besonders im Laufe seiner Amtszeit als Chef der Admiralität in den Jahren 1882-86 bewiesen, als er, nachdem er eine Reihe von Reformen durchgesetzt hatte, die viel dazu beitrugen, der noch jungen Kriegsflotte ein strategisches Konzept und ein Identitätsgefühl zu geben, zurückgetreten war, weil der Kaiser ohne sein Wissen seine Bürovorstände konsultiert hatte.¹⁸ Caprivi verfügte auch über ein lobenswert realistisches Einschätzungsvermögen. Er hatte sich nicht danach gedrängt, Bismarcks Nachfolger zu werden, weil er sich keinen Illusionen darüber hingeeben hatte, welche Probleme dies nach sich ziehen würde, nicht zuletzt, was die notgedrungen zu seinen Ungunsten ausfallenden Vergleiche betraf, die zwischen seinen politischen Leistungen und denen seines Vorgängers angestellt werden würden. Er fürchtete, Bismarcks unmittelbarem Nachfolger sei das Scheitern vorherbestimmt, und er nahm seine Ernennung nur an, weil er dies für seine Pflicht hielt.¹⁹

Caprivis unbestreitbare Gaben wurden aufgewogen durch schwerwiegende Unzulänglichkeiten. Sowohl in innenpolitischen als auch in ausenpolitischen Angelegenheiten fehlte ihm das nötige Grundwissen und jene Intuition, auf die erfolgreiche Politiker sich stützen. Innenpolitisch führte dies dazu, dass er in den meisten Fragen eine nicht durch Forschung, sondern durch Halbherzigkeit gekennzeichnete Linie verfolgte, was nicht bloss den Unterschied im politischen Stil zwischen ihm und Bismarck unterstrich, sondern ihn auch in Probleme verwickelte, die ein Politiker mit grösserem Selbstvertrauen vielleicht vermieden hätte. Aussenpolitisch zog er es in Kenntnis seiner eigenen Grenzen vor, sich den Experten zu beugen.

Als der Kaiser Caprivi auf die russische Frage ansprach, hatte dieser keinen Staatssekretär, der ihn hätte beraten können, denn Marschall von Bieberstein, der diese Stellung bekleiden sollte, war noch nicht ernannt. Caprivi begab sich daher selbst ins Aussenministerium, um eine Abschrift des Vertrags einzusehen. Der einzige diensthabende höhere Beamte war Friedrich von Holstein, der enorm beschlagene, aber exzentri-

sche Rat, den Bismarck 1876 ins Aussenministerium geholt und der mit der Zeit dezidierte Ansichten darüber entwickelt hatte, wie die deutsche Aussenpolitik aussehen sollte. Holstein händigte dem Kanzler die notwendigen Unterlagen aus, zeigte sich jedoch erschreckt, als er vernahm, dass der Kaiser offenbar willens war, den Vertrag zu verlängern. Eingermassen aufgeregt bedrängte er Caprivi, keine Entscheidung zu treffen, ehe er die Angelegenheit nicht mit den anderen Vortragenden Räten des Ministeriums besprochen habe, und berief für den 23. März eine Sitzung ein.

Für Holstein war es wesentlich, dass der Kaiser überredet würde, seine Meinung zu ändern. Die Vielschichtigkeit und die Zwiespältigkeiten von Bismarcks Aussenpolitik hatten ihm nie behagt, und er war zu der Überzeugung gekommen, dass der Rückversicherungsvertrag sein Land lediglich gegenüber Erpressungen von russischer Seite verwundbar mache. Dazu kam nun eine weitere Angst, nämlich dass ein verlängerter Vertrag in der Folge als Hebel benutzt werden könnte, um Bismarck wieder an die Macht zu bringen, eine Wendung, die ganz sicher auf seine – Holsteins – Entlassung hinauslaufen würde.²⁰ Er zog es freilich vor, diesen letzten Punkt nicht zu erwähnen, als er am festgesetzten Tag zusammen mit Unterstaatssekretär Berchem und Ludwig von Raschdau die Besprechung mit dem Kanzler abhielt. Dagegen hoben seine Kollegen und er eindringlich und einstimmig die anderen Einwände hervor, die Holstein in der Vergangenheit so oft ausgesprochen hatte: dass nämlich der Rückversicherungsvertrag Russland grosse Vorteile beschere, ohne dass Deutschland umgekehrt irgendeinen bedeutsamen Nutzen von ihm habe, da er weder Deutschland vor einem französischen Angriff schütze noch die Möglichkeit eines russischen Vertrages mit Frankreich ausschliesse; dass die russische Regierung in den verflossenen Jahren sich für diese Vergünstigungen wenig erkenntlich gezeigt, vielmehr nicht gezögert hatte, in Krisenzeiten mit den Feinden Deutschlands zu kokettieren; dass der Text des Vertrages unvereinbar war mit den deutschen Verpflichtungen gegenüber Österreich-Ungarn und Italien und seinen Bündnispflichten gegenüber Rumänien eindeutig widersprach; und dass dieser Umstand die russische Regierung in die Lage versetze, entweder durch eine Bekanntgabe des genauen Inhaltes der zwischen St. Petersburg und Berlin getroffenen Vereinbarungen die Bündnisse Deutschlands mit dritten Ländern zu schwächen oder durch die Androhung einer solchen Veröffentlichung Deutschland neue Zugeständnisse abzurufen. Eine Verlängerung des Vertrages komme also, kurz gesagt, der Fortführung einer unklugen, mit unnötigen Komplika-

tionen und potentiellen Gefahren behafteten Politik gleich. Weit besser, einen geraderen, weniger hektischen und ehrlicheren Kurs zu steuern.²¹

Diese Argumente, die bald auch die Unterstützung von Schweinitz und Radowitz fanden, überzeugten Caprivi, umso mehr, als er sich bewusst war, dass diese beiden bismarckianischen Botschafter nicht als Werkzeuge Holsteins gelten konnten; und im Laufe der darauffolgenden Tage überzeugten sie auch den Kaiser. Trotz verzweifelter Versuche der Russen, wenigstens einen Zipfel des alten Vertrages zu retten,²² wurden die Bande zu Russland auf unheilbare Weise durchtrennt, und das alte Bismarcksche System der Diplomatie gehörte der Vergangenheit an.

Der stärkste Kopf in der neuen aussenpolitischen Ordnung, die mit dieser Entscheidung angebahnt wurde, war Holstein, der zwischen 1890 und 1897 die Zeit seines grössten Einflusses hatte. Caprivi fasste rasch Vertrauen zu ihm;²³ und Marschall von Bieberstein, ein früherer badischer Gesandter, der sich speziell mit internationalem Recht befasste, war zu unsicher, um Holsteins Urteil in Frage zu stellen. Raschdau zufolge hatte Holstein für diese seine nominellen Vorgesetzten eine gewisse wohlwollende Geringschätzung übrig, und als ein Amtskollege einmal seiner Sorge über ihre fehlende aussenpolitische Erfahrung Ausdruck verlieh, meinte er: «Diese Sachen werden wir, wenn nötig, *ohne* sie und, wenn es sein muss, *gegen* sie machen.»²⁴ Im Aussenministerium war Holsteins Autorität praktisch unbestritten, besonders nachdem Berchem, der merkte, dass Marschall ihn ignorierte, zurücktrat und durch den Freiherrn von Rotenhan ersetzt wurde, einen früheren Gesandten in Argentinien, der sich bald als vollkommen unfähig erwies.

Unter diesen Umständen bekam Holsteins Urteil auch grosses Gewicht bei der Auswahl der Gesandtschaftschefs im Ausland, und er zeichnete hier zwischen 1890 und 1893 für weitreichende Umbesetzungen verantwortlich. Botschaftern, die unter Bismarck Karriere gemacht hatten, legte man entweder nahe, den Abschied zu nehmen, oder versetzte sie in weniger bedeutende Hauptstädte. So verlor Kurd von Schlözer, der zusammen mit Holstein unter dem Botschafter Bismarck in St. Petersburg gedient hatte und den Holstein seitdem nicht mochte,²⁵ seinen Posten beim Vatikan, und Ferdinand von Stumm, ein erklärter Bismarckianer, wurde aus Madrid verdrängt. Weil er zu russlandfreundlich eingestellt war, wurde Radowitz aus Konstantinopel abberufen und auf Stumms Posten versetzt, während die Botschaft an der Hohen Pforte mit

H.L. von Radolin-Radolinski, einem engen Freund Holsteins, besetzt wurde. Schweinitz gab, nachdem er sich bei Caprivi vergeblich über diese Begünstigungswirtschaft im Auswärtigen Amt beklagt hatte,²⁶ seine Stellung in St. Petersburg auf und wurde durch den früheren Bevollmächtigten beim Stab des Zaren, General von Werder, ersetzt.²⁷ Ferner legte Graf Solms, offenbar unter dem Druck von Vorhaltungen, die ihm der Kaiser auf Anraten Philipp Eulenburgs gemacht hatte, den Botschafterposten in Rom nieder,²⁸ und Bernhard von Bülow, ein Vertrauter sowohl Eulenburgs als auch Holsteins, übernahm seine Aufgabe. Schliesslich wurde es dem Fürsten Reuss nahegelegt, seinen Posten in Wien zur Verfügung zu stellen, und der ursprünglich als sein Nachfolger vorgesehene Karl Graf von Wedel, der spätere Statthalter im Reichsland,²⁹ wurde nach Stockholm abgeschoben, so dass die begehrte österreichische Botschaft an Philipp Eulenburg fallen konnte.³⁰ Nur zwei von Bismarcks «grossen Propheten» behielten ihre Stellung: Hatzfeldt in London, den Holstein seit Langem, hoch achtete und mochte, und Münster in Paris, der zu lethargisch war, um eine politische Gefahr darzustellen, und andererseits zu kompetent, um leicht ersetzbar zu sein.

Diese Ausbootung der alten Garde wurde zu gründlich betrieben, um nicht öffentliche Aufmerksamkeit zu erregen. Maximilian Harden, ein kluger und energischer politischer Beobachter, liess in seiner Zeitung *Die Zukunft* eine Artikelserie erscheinen, in der die Verödung der «Marschall-Inseln», wie er sie nannte, geschildert wurde;³¹ und am 24. Oktober 1893 veröffentlichte die satirische Zeitschrift *Kladderadatsch* unter der Überschrift «Ein Vierter beim Skat» einen Artikel, in dem Holstein, Kiderlen-Wächter – nunmehr seine rechte Hand im Aussenministerium – und Eulenburg als Intriganten attackiert wurden. Angesichts dieses Artikels und weiterer, die ihm folgten und eine Menge peinlicher Einzelheiten über die Taktiken der drei Gesinnungsfreunde enthüllten, verfiel Holstein in beinahe hysterische Wutanfälle und verlangte von Eulenburg, für die Entlassung des Berliner Polizeipräsidenten zu sorgen, weil dieser nicht imstande war, den Autor des *Kladderadatsch*-Artikels aufzuspüren; darüber hinaus äusserte er seine Empörung darüber, dass der Kaiser keine öffentliche Erklärung für ihn abgegeben hatte.³²

Holstein reagierte auf persönliche Angriffe stets mit pathologischem Zorn, und dies erklärt wohl seine Überreaktion in dieser Angelegenheit, die in Eulenburg die Befürchtung weckte, Holstein könne einen Nervenzusammenbruch erleiden. Dieser war im Übrigen fest davon überzeugt, die Angriffe in der Presse seien Teil eines Komplotts, das die Rückkehr

der beiden Bismarcks an die Macht zum Ziel habe, und er war sich bewusst, dass er für die Angriffe derjenigen, die diesen Kurs befürworteten, eine verwundbare Zielscheibe abgab, nicht nur wegen der im Auswärtigen Dienst vorgenommenen Veränderungen, sondern auch weil die deutsche Aussenpolitik seit Bismarcks Sturz keine augenfälligen Erfolge erzielt hatte.

Für die Aufkündigung des Rückversicherungsvertrages war die Überlegung mit ausschlaggebend gewesen, dass die deutsche Regierung, einmal von den unangenehmen Verpflichtungen dieses Bündnisses befreit, ein gesünderes und stabileres Gefüge würde errichten können, innerhalb dessen die Juniorpartner im Dreibund und die diesem Trio verbundenen Donaustaaten sich stärker verpflichtet fühlen würden, Deutschland als Führungsmacht anzuerkennen; ferner hoffte man, Grossbritannien, das seit dem Abschluss des Mittelmeerabkommens 1887 bereits mit Österreich-Ungarn und Italien verbunden war, dazu bringen zu können, dass es förmliche Garantien zum Schutz der Interessen dieser Länder erteile und schliesslich vielleicht selbst dem Dreibund als Vollmitglied beitrete. Diese Hoffnungen zerschlugen sich sehr bald. Der Verzicht auf die Erneuerung des Rückversicherungsvertrags führte zum genauen Gegenteil dessen, was man im Aussenministerium erwartet hatte. Die Engländer sahen keinen Grund, zusätzliche Verpflichtungen zu übernehmen. 1887 war es ihnen notwendig erschienen, den Österreichern und Italienern Zugeständnisse zu machen, um damit ein Gegengewicht zur russischen Macht auf dem Balkan und zur französischen Position im Mittelmeerraum zu schaffen. Diese Voraussetzungen waren jetzt nicht mehr gegeben, denn als die Russen das Naheliegende taten und sich Frankreich annäherten, wurde es deutlich, dass Deutschland nun die Interessen seiner Dreibundpartner schützen oder aber den Zerfall dieser Allianz mit ansehen musste. Was Österreicher und Italiener betraf, so wuchs ihnen durch die veränderte europäische Konstellation ein grösserer Einfluss zu. Sie waren nunmehr in einer Position, in der sie sich deutschen Forderungen widersetzen oder aber den Preis für ihre weitere Bündnisbereitschaft heraufsetzen konnten, indem sie durchblicken liessen, sie könnten sich gezwungen sehen, eine Annäherung an das französisch-russische Schwerefeld in Betracht zu ziehen.

Diese unangenehmen Realitäten begannen sich fast unmittelbar nach der Loslösung von Russland zu zeigen. Im Juli 1890 schloss die Regierung Caprivi – vermutlich um mögliche Konfliktursachen zu entschärfen und den Weg für umfassendere Vereinbarungen zu ebnen – mit England einen Kolonialvertrag. Die Deutschen bezeugten darin eine noch nicht

dagewesene Grosszügigkeit, und eben dies brachte dem Vertrag eine Menge Kritik ein. Als Gegenleistung für einen schmalen Landstreifen, der Deutsch-Südwestafrika Zugang zum Sambesi-Fluss sicherte, für eine gemeinsame Grenzlinie zwischen Deutsch-Ostafrika und Belgisch-Kongo und für die Abtretung der Insel Helgoland an Deutschland erkannte die deutsche Regierung umfassende britische Gebietsansprüche an, die den Engländern den Besitz der Nilquellen und den Zugang zu diesem Fluss von der afrikanischen Ostküste aus sicherten.³³ Caprivi und Holstein waren keine Anhänger kolonialer Erwerbungen. Für sie war die Einseitigkeit dieses Tauschgeschäfts bedeutungslos, solange es nur die Fundamente für eine weitere Verständigung mit den Engländern in Europa legte.

Die englische Regierung dachte freilich an nichts Derartiges. Lord Salisbury war erfreut über das afrikanische Abkommen und hatte am Zustand der englisch-deutschen Beziehungen nichts auszusetzen; als Hatzfeldt die Frage weiterer Verträge aufwarf und ihn zu überzeugen versuchte, dass England die Italiener durch eine Unterstützung ihrer nordafrikanischen Ambitionen vielleicht davon abhalten könnte, sich mit den Franzosen einzulassen, winkte der englische Premier ab. Er schien der Urteilskraft der neuen Regierung in Berlin nicht zu trauen und schrieb an Lord Dufferin in Rom: «Ich verschliesse mich den ungeduldigen Anerbietungen meiner deutschen Freunde nur ungern. Aber es wäre unklug, sich jetzt zu sehr von ihrem Rat leiten zu lassen. Ihr Achitophel ist nicht mehr da. Sie sind jetzt wesentlich angenehmere und bequemere Verhandlungspartner; aber man vermisst den ausserordentlichen Scharfsinn des alten Mannes.»³⁴

Salisbury zeigte sich ein Jahr später, als Hatzfeldt seine Anregungen erneuerte, nicht entgegenkommender. Bei den Verhandlungen zur Erneuerung des Dreibunds hatte die italienische Regierung auf beunruhigende Weise demonstriert, dass sie sich ihrer neugewonnenen politischen Bewegungsfreiheit bewusst war. Sie hatte gefordert, Deutschland müsse die Verpflichtung zur Erhaltung des *status quo* im gesamten Mittelmeerraum übernehmen, und hatte sich nur widerwillig und um den Preis deutscher Zugeständnisse zu einem Kompromiss bereit erklärt: Deutschland musste seine 1887 gegebene Zusage bezüglich des Schutzes der italienischen Interessen in Nordafrika ausweiten und Italien zusätzlich wirtschaftliche Hilfen zusichern, die seine Position in dem zu jener Zeit ausgetragenen Zollkrieg gegen Frankreich verbessern würden.³⁵ Die Verhandlungen waren untermalt von beständigen Andeutungen der Italiener, es gebe andere Mittel und Wege, die Probleme ihres

Landes zu lösen; und nach ihrem Abschluss waren sowohl Holstein als auch Hatzfeldt überzeugt, dass die Möglichkeit eines italienischen Umschwenkens zu Frankreich sehr real war, wenn es nicht gelang, die Engländer soweit zu bringen, dass sie Italien eine bindende Garantie für den Fall eines französischen Angriffs gaben.³⁶ Die Versuche Hatzfeldts, Salisbury von der Ratsamkeit einer solchen Zusage Englands zu überzeugen, trafen auf taube Ohren. Der britische Premierminister wies darauf hin, dass im Parlament die Abneigung gegen das Eingehen neuer europäischer Verpflichtungen überwiege, und so wurden die Gespräche abgebrochen.

Einen Monat später, im Juli 1891, besuchte ein französischer Flottenkonvoi den russischen Hafen Kronstadt und wurde dort begeistert begrüßt. Dies war der erste Schritt einer französisch-russischen Annäherung, und seine Bedeutung blieb Holstein und seinem Gesandten in London nicht verborgen. Die Chauvinisten beider Länder würden, so erkannte Holstein, Auftrieb erhalten, und die Chancen für einen Krieg würden sich bedenklich erhöhen.³⁷ Die Briten würden jetzt gewiss die Zeichen der Zeit erkennen und Vereinbarungen eingehen – einen neuen Vertrag mit Italien, eine erneuerte Garantie für die Türkei –, die geeignet waren, sie klipp und klar auf eine Gegnerschaft zu den französisch-russischen Ambitionen festzulegen. Die Engländer jedoch taten nichts davon. Die Position des Kabinetts Salisbury im eigenen Land wurde rasch schwächer, und der Premierminister hatte angesichts der 1892 bevorstehenden Wahlen nicht die Absicht, die öffentliche Meinung gegen sich aufzubringen, indem er neue internationale Verpflichtungen einging. Hatzfeldts Versuche, englisch-türkische Sicherheitsgespräche in Gang zu bringen, blieben ebenso erfolglos wie seine früheren Versuche, die Briten zu diplomatischer Aktivität aufzustacheln. Auch gab es wenig Hoffnung, dass seine Bemühungen in der Zukunft von grösserem Erfolg gekrönt sein würden, denn als England im Juli 1892 wählte, kamen die Liberalen unter der Führung des erklärten Isolationisten Gladstone wieder an die Regierung. Als ein besorgter Hatzfeldt den neuen Aussenminister Lord Rosebery besuchte, um zu erfahren, ob die neue Regierung irgendwelche bedeutsamen aussenpolitischen Kursänderungen in Betracht ziehe, gelang es ihm nicht einmal, Rosebery zu der Versicherung zu bewegen, dass das Mittelmeerabkommen weiterhin Gültigkeit besass, und er musste sich mit einer persönlichen Erklärung zufriedengeben, die besagte, dass England im Falle eines unprovokierten französischen Angriffs auf Italien in seinem eigenen Interesse den Italienern zu Hilfe kommen würde.³⁸

Dass Holsteins Berechnungen sich als falsch erwiesen hatten, unterstrich der Umstand, dass die Regierung Caprivi sich im November 1892 gezwungen sah, dem Reichstag einen Gesetzentwurf vorzulegen, der beträchtliche Truppenverstärkungen vorsah, und ihn vor dem deutschen Volk damit zu rechtfertigen, dass sie die Gefahr eines Zweifrontenkrieges an die Wand malte.³⁹ All dies war Wasser auf die Mühlen der bismarckianischen Presse, die nunmehr alle Register zog und die Regierung Caprivi unter Beschuss nahm, weil sie Franzosen und Russen zusammengebracht hatte, während sie selbst dem Irrlicht eines Bündnisses mit England nachjagte, jener notorisch unzuverlässigen Macht, die jetzt deutlich darauf aus war, den Dreibund für ihre eigenen Zwecke auszunutzen, ohne selbst eine Gegenleistung zu erbringen. Diese Argumente waren plausibel und schwer von der Hand zu weisen, und sie taten sichtbar ihre Wirkung sowohl auf die öffentliche Meinung, die an die Unsicherheit, durch welche die deutsche Politik nun gekennzeichnet schien, nicht gewöhnt war,⁴⁰ als auch auf den Kaiser, der allmählich zu der Ansicht gelangte, es sei an ihm, für die fehlende Sicherheit und Orientierung zu sorgen.

Holstein und Hatzfeldt indessen glaubten noch immer, die Logik der Ereignisse werde die Engländer davon überzeugen, dass sie aus ihrer Isolation ausbrechen mussten. Es musste ihnen doch gewiss klar werden, dass die zunehmende Freundschaft zwischen Frankreich und Russland ihre Stellung im Fernen Osten, in Ägypten und im Mittelmeerraum bedrohte, und sicher würden sie, sobald diese Gefahr offenkundig wurde, ihre Position überprüfen. Als aber im Lauf des Jahres 1893 zwei Ereignisse eintraten, in denen man eine Bedrohung der britischen Macht sehen konnte, reagierte die englische Regierung zur Enttäuschung der Wilhelmstrasse nicht so, wie man es hätte erwarten können. Im Juli 1893 beschwor eine Konfrontation zwischen französischen und britischen Truppen am Mekong-Fluss die Gefahr eines Krieges zwischen diesen Mächten um Siam herauf; die Engländer überliessen das umstrittene Gebiet den Franzosen. Im Oktober besuchte ein russisches Flottengeschwader Toulon – eine herausfordernde Demonstration der französisch-russischen Flottenstärke im Mittelmeer –, aber auch dies rief keine nennenswerte britische Reaktion oder gar einen engeren Anschluss Englands an den Dreibund hervor.⁴¹

Diese Ereignisse räumten die letzten Illusionen des Kaisers über Grossbritannien hinweg, das, wie er nun schloss, als Verbündeter nicht zu gebrauchen war, selbst wenn es ihm einfallen sollte, sich als solcher anzubieten. In seiner gewohnt sprunghaften Weise begann Wilhelm

jetzt, sich selbst einzureden, der Bruch mit Russland sei gar kein wirklicher Bruch gewesen, und ein paar wirtschaftliche Zugeständnisse sowie die Zusicherung an die russische Regierung, dass Deutschland keine Interessen auf dem östlichen Balkan und an der Frage der Meerengen hätte, würden dafür sorgen, dass die neue französischrussische Bindung, die ohnehin nicht eigentlich gegen Deutschland gerichtet war und über die, so glaubte er sicher zu wissen, die Russen nicht besonders entzückt waren, wieder null und nichtig würde. Er begann insbesondere auf eine wirtschaftliche Verständigung mit den Russen zu drängen, und als Caprivi die Verhandlungen über einen Handelsvertrag Ende 1893 erfolgreich abschloss – zu für die Russen sehr günstigen Bedingungen –, setzte er sich über agrarisch-konservative Bedenken hinweg und stürzte sich ins Kampfgetümmel, um die Zustimmung des Reichstags für den Vertrag sicherzustellen; dabei soll er geäußert haben, es sei nicht sein Wunsch, es «bloss aus Rücksicht auf ein paar hundert dumme Junker» auf einen Krieg mit Russland ankommen zu lassen.⁴²

Bedenkt man die Impulsivität des Kaisers, dann war diese absolute Kehrtwendung nichts Aussergewöhnliches. Grössere Überraschung bereitete da die Tatsache, dass der Schöpfer der Aussenpolitik des «neuen Kurses» dem Beispiel seines Herrn und Meisters folgte. Holstein hatte beim Umgang mit den Engländern nie eine glückliche Hand besessen; ihr eingefleischtes Misstrauen gegen logische Berechnungen empörten sein streng geordnetes Denken ein ums andere Mal – und er schrieb sie endgültig ab, als die britischen Wähler zu einer Zeit, in der ihr Land auf die Suche nach neuen Verbündeten hätte gehen sollen, wieder Gladstone an die Macht brachten. Im Laufe des darauffolgenden Jahres begann Holstein sogar über die Vorteile nachzudenken, die es haben mochte, die Engländer sich selbst zu überlassen, den Dreibund nicht mehr zu erneuern und die deutschen Verpflichtungen auf ein Bündnis mit Österreich-Ungarn und eines mit Russland einzuengen, allen Interessen in Rumänien, Bulgarien, der Türkei oder an den Meerengen jedoch abzuschwören.⁴³

Dies wäre nichts anderes gewesen als eine radikale Rückkehr zum Bismarckschen System, genauer gesagt, zum Bismarckschen System von vor 1879; und natürlich war es ein absolut undurchführbarer Gedanke. Ende 1893 hatten die Russen bereits eine Militärkonvention mit Frankreich geschlossen, die bald in ein förmliches Defensivbündnis umgewandelt werden sollte. Sie dachten überhaupt nicht daran, hiervon zugunsten eines obsoleten Systems abzurücken, das ihnen ohnehin nie Vorteile beschert hatte. Ebensowenig sahen sie in der Aussicht auf Zoll-

ermässigungen ein Moment, das ihr Land hätte spalten können. In den russischen Regierungsstellen sassen immerhin Leute, die deutsche Zeitungen lasen. Sie waren gründlich darüber informiert, welchen Zorn die Zollverhandlungen bei den ostelbischen Grundbesitzern hervorgerufen hatten; sie wussten um die wütenden Proteste des Bundes der Landwirte; und sie waren sich der Tatsache bewusst, dass ein für sie günstiges Handelsabkommen von kurzer Dauer sein konnte.⁴⁴ Die Überzeugung Wilhelms II. und Holsteins, eine Neubelebung der russisch-deutschen Bindungen liege im Bereich des Möglichen, war eine Illusion, aber sie brauchten zu ihrem eigenen Unglück lange, ehe sie dies erkannten. Vorläufig liessen sie sich durch sie in einer trügerischen Zuversicht wiegen, und dies ermutigte sie zu einigen neuen und katastrophalen Experimenten.

3. Konflikte: Kongo, Samoa, Schimonoseki, Transvaal

Im Jahre 1894 stellte Paul Hatzfeldt in einem Stossseufzer traurig fest, wenn seine Landsleute nur lernen würden, ruhig und geduldig abzuwarten, dann würden ihnen die gebratenen Tauben in den Mund fliegen; wie die Dinge lägen, schadeten sie jedoch ihren eigenen Interessen durch «fortgesetzte hysterische Schwankungen».⁴⁵ Nachdem sie zuerst den Bund mit Russland gekündigt hatten, um eindringlich um England zu werben, zogen sie sich nunmehr auf eine Mittelstellung zurück, eine Politik der Offenhaltung nach allen Seiten; mit anderen Worten, sie suchten die Beziehungen zu Russland zu verbessern, ohne gleichzeitig von ihren Bemühungen in London ganz Abstand zu nehmen. Bald verloren sie jedoch den Gefallen an diesem wenig heldenhaften Geduldsspiel. Im Bewusstsein der Tatsache, dass die deutsche Politik sich in den Augen der öffentlichen Meinung als führungslos und unproduktiv darstellte, beschlossen sie, ein wenig Feuer ins Spiel zu bringen, indem sie eine stärkere überseeische Aktivität entfalteten.

Dieser Gedanke schien von Paul Kayser herzurühren, dem Leiter der Kolonialabteilung des Aussenministeriums, einem ehrgeizigen Mann, den Bismarck in den Staatsdienst geholt und ungewöhnlich grosszügig gefördert und der 1890 als einer der ersten seinen Gönner im Stich gelassen hatte.⁴⁶ Kayser vertrat die Theorie, dass angesichts des Interesses des deutschen Volkes an Kolonialangelegenheiten und der verbreiteten Unzufriedenheit mit dem englisch-deutschen Vertrag von 1890 die Regierung Prestige und vielleicht noch Handfesteres gewinnen konnte,

wenn sie verstärkt ihre Präsenz in überseeischen Gebieten demonstrierte und sich in Streitigkeiten zwischen anderen Kolonialmächten einmischte, entweder indem sie Partei nahm oder als Vermittlerin auftrat, je nach dem Gebot des eigenen Interesses.

Das Problematische dieser Konzeption war, dass kein logischer Plan dahinterstand; die Strategie bestand nur darin, dass man darauf wartete, dass irgendetwas eintrat, und dann entscheiden wollte, was daraus zu machen sei. Damit nicht genug, versprach sie auch, Deutschland in andauernde Kontroversen mit Grossbritannien zu verwickeln, weil dies die aktivste Kolonialmacht war und infolgedessen auch am ehesten Reibungsflächen für deutsche Aktivitäten bieten würde. In den Augen Kaisers jedoch – und auch Wilhelms II., der die Idee mit Begeisterung aufnahm – war dies ein Vorteil, denn man konnte damit wirksam den Vorwürfen begegnen, dass die Regierung gegenüber den Engländern zu nachgiebig sei. Holstein hielt weniger von kolonialen Engagements als sein Kaiser, aber er sah in dem neuen Aufbruch nichtsdestoweniger ein vertretbares Mittel, England zu demonstrieren, dass es besser daran tat, sich die Freundschaft Deutschlands zu erhalten, als es sich zum Feind zu machen; ausserdem glaubte er, die Engländer so leichter von der Vorteilhaftigkeit einer engeren Bindung an den Dreibund überzeugen zu können.

Von Hatzfeldt in London kam die Kritik, der ganze Ansatz sei in sich selbst widersprüchlich. Wenn man die Engländer mit kolonialen Streitigkeiten einzuschüchtern versuche, würden sie sich kaum veranlasst fühlen, sich ausgerechnet der Macht anzunähern, die diese Streitigkeiten verursachte. Da sie ausserdem wüssten, dass Deutschland konkrete Garantien gegenüber dem Dreibund von ihnen zu erhalten wünschte, würde es ihnen schwerfallen einzusehen, wieso sie für das Privileg, solche Zusicherungen geben zu dürfen, auch noch mit kolonialen Zugeständnissen bezahlen sollten.⁴⁷ Dieses Argument traf den Nagel auf den Kopf, aber das hielt die deutsche Regierung nicht davon ab, ihre neue Politik in die Tat umzusetzen. Ebenso wenig liess sie sich darin durch einen, wie es schien, bedeutsamen Durchbruch in den Verhandlungen mit Whitehall beirren.

Im Januar 1894 beauftragte Lord Rosebery seinen neuen Botschafter in Konstantinopel, Sir Philip Currie, auf dem Weg zu seinem neuen Posten in Wien Station zu machen und dort mit dem österreichischen Aussenminister Kálnoky über Balkanfragen zu diskutieren. Currie erfuhr, dass Kálnoky die Befürchtung hegte, eine russische Intervention an den Meerengen stehe unmittelbar bevor, und dass Österreich wissen wollte,

ob England bereit sei, seiner herkömmlichen Politik der Verteidigung Konstantinopels treu zu bleiben. Wollte es dies nicht, dann sei Österreich wegen der gegenwärtigen Schwäche Italiens und des deutschen Desinteresses gezwungen, die Position preiszugeben, die es während der bulgarischen Krise eingenommen hatte, und sich in Zukunft auf die Verteidigung seiner Balkaninteressen zu beschränken. Curries Berichte nach London spornten Rosebery zur Aktivität an. Ende Januar teilte er dem österreichischen Botschafter in London mit: «Einem russischen Vorgehen bezüglich freier Durchfahrt durch die Dardanellen (wolle er sich) entschieden widersetzen und (glaube) dies auch mit der englischen Flotte erfolgreich tun zu können. Wenn aber in diesem Falle die französische Flotte im Mittelländischen Meere für Russland eintreten sollte, würde England allein zum Widerstand nicht stark genug sein.» In diesem Fall, so fuhr Rosebery fort, müsse er sich «darauf verlassen können, dass die Tripelallianz Frankreich en échec halten würde».⁴⁸

Die Österreicher waren durch diese Antwort mehr als zufriedengestellt, und man hätte erwarten können, dass für die Deutschen dasselbe galt, denn Roseberys Zusage zeichnete sich durch ein grösseres Mass an Entgegenkommen aus, als es eine britische Regierung seit 1890 an den Tag gelegt hatte. Die Deutschen sahen in der Antwort der Engländer jedoch ganz im Gegenteil einen plumpen Trick, mit dem sie sich etwas verschaffen wollten, ohne selbst etwas dafür geben zu müssen. Was die Engländer wünschten, antwortete Caprivi,⁴⁹ war das Recht, zu einem selbstgewählten Augenblick in einen Krieg gegen Russland einzutreten, während Deutschland die undankbare Aufgabe übernehmen müsste, Frankreich in Schach zu halten oder gar anzugreifen, wenn es sich einmischte; denn es war offenkundig, dass die Franzosen sich durch Drohungen Österreichs und Italiens allein nicht würden abschrecken lassen. Dazu kam, dass der Dreibund seine diesbezügliche Zusage im Voraus geben sollte, ein Ding der Unmöglichkeit zu einem Zeitpunkt, da Deutschland gerade das Ziel verfolgte, durch ein neues Handelsabkommen mit St. Petersburg die französisch-russische Koalition zu schwächen.⁵⁰ «Wir würden», schrieb Caprivi, «diesen Erfolg gefährden, wenn wir England die Möglichkeit gäben, uns wegen eines Russland ungünstigen Wortes über die Dardanellenfrage bei Russland zu denunzieren.»⁵¹ Die Österreicher gaben zu bedenken, dass man das Angebot Roseberys doch wenigstens als Verhandlungsgrundlage annehmen könne, und setzten ihre Gespräche mit den Engländern, obwohl sie Caprivi nicht umzustimmen vermochten, bis in den Juli 1894 fort. Die Deut-

schen hatten jedoch bereits mit ihren überseeischen Operationen begonnen, und als Folge hiervon verbreiterte sich die Kluft zwischen Grossbritannien und dem Dreibund beträchtlich.

Niemand konnte den Deutschen einen Mangel an Tatkraft vorwerfen. Im April 1894 machten sie ihren Anspruch auf die alleinigen Besitzrechte an den Samoa-Inseln geltend;⁵² im Juni bestritten sie mit heftigen Protesten die Legalität eines Vertrages, den England im Monat davor mit dem Kongo geschlossen hatte; und im Herbst desselben Jahres stritten sie sich mit den Engländern über die Anerkennung des Sultans von Marokko, über die Grenzen des Sudan, über die Zukunft der portugiesischen Kolonien und darüber, welche Politik gegenüber der Türkei im Gefolge der armenischen Massaker angebracht sei.⁵³ Auch der Kanzlerwechsel in Deutschland – Hohenlohe kam im Oktober 1894 für Caprivi – bremste diese unbändige Aktivität nicht. Das Jahr 1895 erlebte eine unkluge deutsche Einmischung in fernöstliche Angelegenheiten, die sich in erster Linie auf einen unbestätigten Verdacht gründete, dass Grossbritannien im Begriffe sei, Schanghai zu besetzen,⁵⁴ eine Verlautbarung des deutschen Kaisers, die englische Regierung beabsichtige, Russland die Meerengen zu überlassen, aber Deutschland werde dies nicht erlauben,⁵⁵ und erste Reibungen anlässlich der Transvaal-Frage. Und 1896 war das Jahr des berühmten Telegramms Wilhelms II. an Paul Krüger, den Präsidenten Transvaals, im Anschluss an den missglückten Versuch von Dr. Leander Starr Jameson, Krügers Regierung zu stürzen; dies brachte die deutsch-englischen Beziehungen auf einen bis dahin nicht erreichten Tiefpunkt.

Es ist hier nicht beabsichtigt zu behaupten, was die deutsche Regierung tat, sei in allen Fällen ungerechtfertigt gewesen. Die Briten konnten ausgesprochen hochmütig sein, und sie verdienten es bei manchen ihrer Handlungen, in die Schranken gewiesen zu werden. So waren beispielsweise gewisse Artikel des England-Kongo-Vertrags vom Mai 1894 sowohl vom Standpunkt der Legalität aus als auch im Hinblick auf elementare Grundsätze der Ehrlichkeit durchaus fragwürdig und offensichtlich darauf gemünzt, die Bestimmungen des englisch-deutschen Abkommens von 1890 zu umgehen (das eine gemeinsame Grenze zwischen Deutsch-Ostafrika und dem Kongostaat festgesetzt hatte), indem sie den Engländern einen Korridor zusprachen, der die Vervollständigung einer ganz unter britischer Kontrolle stehenden Route von Kairo zum Kap für die Zukunft abgesichert hätte. Die deutsche Regierung war vollkommen im Recht mit ihrem Protest, und auch Jamesons Einfall in Transvaal war tadelnswert genug, um eine Kundgebung des deutschen Unwillens zu rechtfertigen.

Aber die Deutschen neigten dazu, selbst wenn sie gute Gründe für ihre Interventionen hatten, diese auf eine schroffe und drohende Weise und in einer beleidigenden oder gewalttätigen Sprache vorzubringen. In der Kongo-Kontroverse⁵⁶ waren die Engländer sehr rasch bereit, die provozierenden Teile des Vertrags zu modifizieren, mussten jedoch feststellen, dass die Deutschen damit nicht zufrieden waren und sich mit den Franzosen zu dem Versuch zusammengetan hatten, den ganzen Vertrag rückgängig zu machen. Lord Rosebery beklagte sich später darüber, dass die deutsche Regierung in den ihm übermittelten Botschaften einen Ton angeschlagen habe, «der vielleicht gegenüber Monaco angebracht gewesen wäre». Das arrogante Gebaren schlug in diesem Fall nach hinten aus. Rosebery reagierte darauf mit einer Warnung an die anderen Mitglieder des Dreibundes, das deutsche Verhalten könne die britische Regierung dazu zwingen, ihre gesamte Position im Hinblick auf den Balkan und den Mittelmeerraum zu überprüfen, eine Ankündigung, die zu einer ganzen Anzahl gegenseitiger Vorwürfe zwischen Rom und Wien einerseits sowie Berlin andererseits führte.⁵⁷ Es war dies nicht die einzige Gelegenheit, bei welcher Ton und Sprache der deutschen diplomatischen Äusserungen einen bitteren Nachgeschmack zurückliessen. In Schimonoseki im April 1895, als Franzosen, Russen und Deutsche intervenierten, um Japan zu einem Verzicht auf jene Klausel des chinesisch-japanischen Friedensvertrags zu bewegen, welche die Abtretung der Halbinsel Liaotung an Japan vorsah, wurden die Bemerkungen des deutschen Vertreters als ebenso ultimativ wie drohend empfunden und in Tokio noch lange Zeit übelgenommen.⁵⁸ Und schliesslich soll auch darauf hingewiesen werden, dass die persönlichen Einmischungen des Kaisers in die Aussenpolitik – die gerade in diesen Jahren an Häufigkeit stark zunahmen – sich durch einen beleidigenderen und verletzenderen Ton auszeichneten als die seiner Diplomaten.

Weniger provozierend als die Sprache, die sie führten, aber für die anderen betroffenen Mächte verwirrender war die Undurchschaubarkeit der Motive der Deutschen, die noch unterstrichen wurde durch die mangelnde Koordination und Systematik der einzelnen von ihnen unternommenen Schritte. Marschall von Bieberstein und Caprivi erklärten Hatzfeldt im April und im Mai 1894, die Erwerbung der Samoa-Inseln sei unabdingbar notwendig, um das Prestige der Regierung in den Augen der öffentlichen Meinung zu stärken; zur Verwunderung des Botschafters hatte man die Wichtigkeit der Inseln zwei Monate später in Berlin schon wieder vergessen. Die Taktik, die man während der Kongo-Kontroverse verfolgt, war noch verblüffender. Ging es primär darum, die

Aufmerksamkeit auf den Rechtsbruch der Engländer zu richten, oder wollte man nur das Interesse auf einen Nebenschauplatz lenken, um freie Hand in Samoa zu haben, oder den Engländern, mit Hatzfeldts Worten, «die Nachteile unserer Feindschaft zu demonstrieren»?⁵⁹ Niemand in Berlin schien das genau zu wissen. Und was war das vorrangige Motiv des Kaisers für seine Intervention in der durch den japanischen Sieg über China geschaffenen Situation? Wilhelm, der die treibende Kraft hinter dieser Aktion war, scheint sich selbst anfänglich als Schutzpatron der Japaner gegenüber einem möglichen englischen Eingreifen gesehen zu haben (vermutlich mit dem Hintergedanken, die Japaner würden sich dafür mit der Abtretung Formosas an Deutschland bedanken);⁶⁰ nicht lange aber, und er sprach davon, dass Deutschland mit Frankreich und Russland zusammenarbeiten müsse, um ein Gegengewicht zur englisch-japanischen Verbrüderung zu schaffen.⁶¹ Solche raschen Schwankungen und Positionswechsel verwirrten und verärgerten die Regierungen, die sich mit Deutschland auseinandersetzen mussten: die Japaner, die heute mit Freundschaftsbekundungen überschüttet und morgen mit Zumutungen überhäuft wurden;⁶² die Franzosen, die zuerst hart bedrängt wurden, sich dem Angriff auf den England-Kongo-Vertrag anzuschliessen, nur um sich, nachdem sie es getan hatten, im Stich gelassen zu sehen; und mehr als alle anderen die Engländer, die kein Verständnis für eine Diplomatie aufbrachten, die zu ungefähr gleichen Teilen Versicherungen der Freundschaft und offene Drohungen beinhaltete. Roseberys Staatssekretär des Auswärtigen, Lord Kimberley, schrieb im Juni 1894 an Sir Edward Malet: «... wenn das so weitergeht, kann es zu weitreichenden Konsequenzen führen, und es fällt schwer, zu verstehen, welchen Vorteil sie sich von einer solchen Politik versprechen. Ich kann nicht behaupten, dass ich die Lösung dieses Rätsels kenne, aber bei der Erfahrung, die Sie mit der deutschen Art haben, wird es Ihnen möglich sein, mich aufzuklären.»⁶³

Alle Mängel der deutschen Diplomatie zeigten sich bei der Transvaal-Krise von 1896 im denkbar grellsten Licht. Wie bereits oben eingeräumt wurde, war eine Reaktion der deutschen Regierung auf den Einfall Jamesons durchaus angebracht. Transvaal war gemäss einer 1884 mit der Regierung Gladstone geschlossenen Vereinbarung ein unabhängiger Staat, wenngleich es ihm verwehrt war, Verträge mit fremden Mächten ohne englische Erlaubnis abzuschliessen. In Johannesburg und Pretoria gab es Tausende von Deutschen, die im wirtschaftlichen und finanziellen Leben der Region einen hervorragenden Platz einnahmen. Deutsche waren es, die das Whisky- und das Dynamit-Monopol innehatten, die die Na-

tionalbank kontrollierten, die Wasserversorgung beherrschten und Eisen und Stahl, Chemikalien, Maschinen und Werkzeuge importierten. Krupp, Siemens und Halske, Goerz, Lippert und die Deutsche Bank hatten Filialen in Transvaal, und zwanzig Prozent des gesamten im Lande investierten ausländischen Kapitals war in deutschem Besitz.⁶⁴ Was mit Transvaal geschah, konnte also der deutschen Regierung nicht gleichgültig sein; und Marschall stellte dies dem britischen Botschafter gegenüber klar, unmittelbar nachdem er die Nachricht von dem Überfall erhalten hatte. Er wies sodann Hatzfeldt in London an, sich zu erkundigen, ob die englische Regierung den Einfall guthiess, und, falls dies so war, die diplomatischen Beziehungen abubrechen.

Am 1. Januar 1896 erfuhr Berlin von London und Südafrika, dass Jameson nicht mit offizieller Unterstützung gehandelt hatte. Nun griff Marschall von Bieberstein, der sich bis zu diesem Punkt vollkommen korrekt verhalten hatte, jedoch zu unlauteren Mitteln. Auf der einen Seite trug er dem französischen Botschafter die Zusammenarbeit an als ein wünschenswertes Mittel, um «den unersättlichen Appetit der Engländer» in die Schranken zu weisen; auf der anderen Seite vertraute er seinem Botschafter in Paris, als er ihm von dieser *Démarche* berichtete, seine Hoffnung an, dass die Briten, falls es gelang, in dieser Weise Druck auf sie auszuüben, klein begeben und sich dem Dreibund anschliessen würden.⁶⁵ Die Franzosen indes liessen sich nach ihren Erfahrungen in der Kongofrage mit einem solchen Köder nicht mehr fangen. Alles, was Marschall erreicht hatte, war, dass die gewohnten Schatten des Zweifels auf die deutschen Motive fielen.

Nach diesem schlechten Start übernahm der Kaiser selbst die Leitung der deutschen Politik in der Transvaal-Frage. Wilhelm II. war um diese Zeit nicht auf der Höhe seiner Leistungsfähigkeit, denn die innenpolitische Kontroverse um das Militärgerichtsbarkeitsgesetz war gerade in die heisseste Phase getreten; am Neujahrstag hatte er eine Diskussion mit dem Kriegsminister geführt, die einen solchen Grad an hysterischer Schärfe erreichte, dass Bronsart, wie er Hohenlohe mitteilte, die Überzeugung gewann, der Kaiser sei seelisch aus den Fugen geraten.⁶⁶ Während Wilhelm sich noch in diesem Gefühlszustand befand, hörte er vom Überfall Jamesons, und es ist daher vielleicht verständlich, dass seine Reaktion äusserst heftig war. Aber selbst seine Minister und seine Heeres- und Flottenberater waren verblüfft und entsetzt, als sie vernahmen, was ihr Herr und Meister zusammenphantasierte – Pläne, Transvaal unter deutsche Protektion zu stellen, Truppen nach Südafrika zu schicken

und einen örtlich begrenzten Krieg gegen die Engländer zu führen, der auf wundersame Weise nicht auf das Meer übergreifen oder die europäische Situation berühren würde –, und nur in der Absicht, Schlimmeres zu verhüten, stimmte Marschall von Bieberstein der Absendung der Depesche des Kaisers an den Präsidenten von Transvaal zu.⁶⁷

Das Telegramm beglückwünschte Krüger und sein Volk zur erfolgreichen Abwehr einer Invasion bewaffneter Banden sowie zur gelungenen Wiederherstellung des Friedens und zur Aufrechterhaltung der Unabhängigkeit des Landes gegen Angriffe von aussen.⁶⁸ Es war dieser letzte Satz, der die britische Regierung verärgerte und die englische Presse toben liess, denn die Engländer betrachteten Transvaal als zu ihrer Einflussphäre gehörig und ihnen in allen aussenpolitischen Dingen untergeordnet. So war die Krüger-Depesche in ihren Augen eine unbegründete Einmischung in «Privatangelegenheiten» des britischen Empires, und darüber hinaus schien sie vollauf das Misstrauen zu bestätigen, das durch die Zunahme der deutschen Wirtschaftsinteressen in Transvaal entstanden war, und zu beweisen, dass eine Verschwörung zwischen Krüger und der deutschen Regierung existierte. Die *Times* schrieb mit feierlichem Ernst: «Es liegen schwerwiegende Gründe für den Verdacht vor, dass feindselige Vorhaben gegen dieses Land schon seit langer Zeit erwogen werden; und dass man sich bewusst Transvaal als die Stelle ausgesucht hat, an der man wirkungsvoll zuschlagen konnte»;⁶⁹ die Mehrheit der englischen Zeitungen schlug in dieselbe Kerbe. Die Öffentlichkeit reagierte ausserordentlich empört: Die Fensterscheiben deutscher Geschäfte wurden zertrümmert und ähnliches mehr, und zum ersten Mal kam auch eine tiefgreifende antideutsche Stimmung in weiten Schichten der Bevölkerung auf.

Die komplexen Ursachen für die Heftigkeit der britischen Reaktion brauchen uns hier nicht zu beschäftigen.⁷⁰ Es soll jedoch erwähnt werden, dass durch sie Marschalls Hoffnung, der Transvaal-Konflikt könne sich zugunsten eines englischen Anschlusses an den Dreibund auswirken, ad absurdum geführt wurde. Als Valentine Chirol aus Berlin berichtete, das Telegramm habe teilweise als eine Ermahnung an England dienen sollen, «dass es sein Heil nur in einer engeren Bindung an Deutschland und seine Verbündeten finden könne», entgegnete die *Times* steif: «Es ist das Gebot der Stunde, den Deutschen die Tatsache zu Bewusstsein zu bringen, dass man England durch Drohungen nicht zu Zugeständnissen und durch Schmähungen nicht in die Knie zwingt.»⁷¹ Die deutschen Versuche, das Rezept Friedrich Wilhelms I. – durch Züchtigung Liebe zu erzwingen – in der Aussenpolitik auszuprobieren, waren kläglich fehlgeschlagen. 1896 waren die deutsch-engli-

schen Beziehungen höchst gespannt, und Englands Verbindungen mit den anderen Dreibundstaaten hatten beinahe zu bestehen aufgehört. Zog man darüber hinaus die Tatsache in Betracht, dass das Handelsabkommen mit Russland keine sichtbare Bremswirkung auf die zunehmende wirtschaftliche Zusammenarbeit zwischen dem Zarenreich und Frankreich ausgeübt hatte und dass die französisch-russische Allianz infolgedessen gefestigter war denn je, so konnte man der deutschen Aussenpolitik, objektiv betrachtet, nur bescheinigen, dass sie gescheitert war.

4. Öffentliche Meinung und Aussenpolitik

Das entsprach freilich nicht der Ansicht der aussenpolitisch interessierten Teile des deutschen Volkes. Wenig, vielleicht gar nichts von dem, was der Kaiser in seiner Amtszeit getan hatte, hatte so viel Zustimmung gefunden wie sein Telegramm an Krüger. Die Presse überschlug sich vor Begeisterung; der Kolonialverein und der Alldeutsche Verband verabschiedeten Resolutionen, in denen der Regierung Anerkennung für die bezogene Position ausgesprochen wurde; und andere Gruppen, fortgetragen von der berausenden Freude, England gedemütigt zu sehen, taten es ihnen nach. Dass der Opportunismus und die Arroganz der deutschen Politik im Laufe der vergangenen drei Jahre das Gleichgewicht der Kräfte in Europa bereits zuungunsten Deutschlands verschoben hatten, entging den meisten Deutschen. In Unkenntnis der wirklichen Natur der Beziehungen Deutschlands zu anderen Mächten und tagtäglich von der patriotischen Presse belehrt, dass der Dreibund unerschütterlich und die französisch-russische Allianz ausschliesslich gegen England gerichtet sei, pochten sie stolz auf den neuen Kurs, der nach der Richtungslosigkeit in den ersten Jahren Caprivis nicht nur eine Rückkehr zu einer Politik der sicheren Hand wie unter Bismarck zu bedeuten schien, sondern auch zum angemessenen Ausdruck der neuen industriellen und handelspolitischen Stärke Deutschlands zu werden versprach.

Das rasante Tempo der wirtschaftlichen Entwicklung Deutschlands war durch die Vereinigung des Landes gefördert worden und hatte sich nach der durch den Krach von 1873 und die periodischen Rezessionen in den Jahren danach bedingten Unterbrechung in den neunziger Jahren wieder mit voller Kraft fortgesetzt. In den zehn Jahren nach Bismarcks Entlassung hatte Deutschland sich von einer vorwiegend ländlich-bäuerlichen zu einer vorwiegend städtisch-industriellen Gesellschaft und –

da die Industriebetriebe in den Städten Rohstoffe aus aller Welt verarbeiteten und die daraus hergestellten Güter vom Binnenmarkt nicht aufgenommen werden konnten – von einem nach innen orientierten zu einem nach aussen orientierten Land gewandelt. Der deutsche Imperialismus – verstanden als die Aneignung überseeischer Gebiete – war nach den anfänglichen Erwerbungen Bismarcks Mitte der achtziger Jahre zum Stillstand gekommen, nicht jedoch die Verbreitung deutscher Wirtschaftsinteressen über den Globus. Hauptakteure bei diesem Eroberungszug waren die grossen Bankenverbände, insbesondere die sogenannten D-Banken, die Deutsche Bank, die Dresdner Bank, die Darmstädter Bank und die Diskonto-Gesellschaft. Diese grossen Organisationen, die ungefähr 40 Prozent aller in Deutschland angelegten Gelder kontrollierten, waren teilweise zu dem Zweck gegründet worden, das industrielle Wachstum zu fördern, aber ihr Ziel war es auch, «die Handelsbeziehungen zwischen Deutschland und anderen Ländern zu pflegen», wie es in einem ihrer Organe zu lesen war.⁷² Sie erreichten dies, indem sie bei ausländischen Banken investierten und sich an deren Geschäften beteiligten, oder indem sie eigene Filialen eröffneten und mit ihrem Kapital wirtschaftliche Unternehmungen unterstützten. Der Erfolg, mit dem sie dies in den neunziger Jahren taten, war bemerkenswert, wie die Gründung der Deutsch-Asiatischen Bank in China⁷³ und anderer Tochtergesellschaften der Dresdner und der Deutschen Bank in ganz Lateinamerika illustrierte und wie ferner ihre bereits erwähnten Aktivitäten in Südafrika und ihre Kapitalinvestitionen und ihre Beteiligung an Eisenbahnkonzessionen im Osmanischen Reich bewiesen.

In einem gewissen Sinn kann man sagen, dass Deutschland eine Weltmacht war, noch bevor es sich wie eine solche verhielt. Als es dies dann, in den letzten Jahren Caprivi und während der Kanzlerschaft Hohenlohes, zu tun begann, linkisch, grob, masslos – kurz gesagt, mit all den bedauerlichen, aber typischen Fehlern des Emporkömmlings –, wurde der neue Stil mit Begeisterung begrüsst, und zwar nicht nur von denen, die ein materielles Interesse am überseeischen Handel und Investitionsgeschäft hatten, auch nicht bloss von patriotischen Vereinigungen wie der Kolonialgesellschaft und dem Alldeutschen Verband, sondern von gewöhnlichen Bürgern, die der Gedanke an die Grösse ihres Vaterlands faszinierte. Die Schriftsteller, die diese Begeisterung mit ihrer Feder unterstützten, waren auch keineswegs bloss Opportunisten oder gekaufte Schreiberlinge. Friedrich Naumann und Max Weber, der in den neunziger Jahren zum Anhänger der imperialistischen Politik Deutschlands wurde,⁷⁴ Paul Rohrbach, der Autor von *Das Deutsche Denken in der*

Welt und Auf dem Weg zur Weltgeltung und sein Mitarbeiter Ernst Jäckh waren allesamt fest davon überzeugt, dass Deutschland eine Mission zu erfüllen hatte, die zwar schwer zu definieren, aber aus dem Gedanken geschöpft war, dass deutsche Kraft und deutsche Kultur bei den grossen Veränderungen, die in der Welt mit dem Anbruch des neuen Jahrhunderts Platz griffen, eine ihnen gebührende Rolle spielen mussten. Nahezu fünfzig Jahre später sollte Rohrbachs Frau schreiben: meine Gedanken streifen immer in die Zeit zurück, als wir in diesem schönen Bemühen zusammenarbeiteten: Arbeit für das Grössere Deutschland, friedliche Expansion und kulturelle Tätigkeit im Nahen Osten ... Wien das Tor für die Politik, Hamburg die Pforte zum Meer und zu den anderen Erdteilen ... Ein friedliches Deutschland, gross, geehrt und geachtet ... Unsere methodischen Überlegungen sollten in Technik und Unternehmungen übersetzt werden ... Anerkennung für unsere Nation ...»⁷⁵

Dieses Verlangen nach Anerkennung, das man in allen Schichten der Gesellschaft antraf, war die unübersehbarste politische Tatsache in den letzten Jahren des alten Jahrhunderts. Die Erwartungen und Hoffnungen des deutschen Volkes deckten sich mit den Interessen des expandierenden Kapitals: Beide wünschten die Verwandlung Deutschlands aus einer europäischen in eine Weltmacht. Ein besonnener Staatsmann, der sich der Schwächung der deutschen Position bewusst gewesen wäre, die als Folge der ersten tastenden Schritte in diese Richtung eingetreten war, hätte vielleicht versucht, die Aufmerksamkeit der Nation auf die bedeutsamen Aufgaben hinzulenken, die sich im Bereich der sozialen Friedenssicherung und der Ausgestaltung des Verfassungssystems stellten. Aber als im Juni 1897 das Kabinett Hohenlohe umgebildet wurde, betraten zwei Männer die politische Arena, die alles andere als besonnen waren, die vielmehr dem nationalen Zeitgeist entsprachen – ja, die sogar zu seinen Sinnbildern werden sollten. Bernhard von Bülow und Alfred von Tirpitz machten die Weltpolitik zu ihrem ureigenen Terrain und betrieben sie mit grösserer Aggressivität und mit mehr Nachdruck als ihre Vorgänger, in der Zuversicht, dass Deutschland unter ihrer Führung Prestige, Macht, materielle Vorteile, öffentlichen Beifall und sozialen Frieden gewinnen würde.

VIII. Politische Parteien, Interessengruppen und das Versagen des Reichstags 1890-1914

Damit das Deutsche Reich geschaffen wurde, sind Illusionen ungeheurer Art nötig gewesen, die jetzt mit den Flitterwochen der Reichseinheit verfliegen sind und die wir uns nicht künstlich und nicht auf dem Wege der Reflexion zu reproduzieren vermögen.

Max Weber (1893)¹

Scarron: Schauerlich. Für Politik kein Interesse? Theobald: Ich war, was Bismarck tat, gespannt. Scarron: Der ist lange tot!

Theobald: Nachher passierte nicht mehr viel.

Carl Sternheim, Die Hose (1908)²

Die Entlassung Bismarcks schaffte die Verfassungskrise, die diese Entlassung bewirkt hatte, nicht aus der Welt; sie sollte ungelöst bleiben. Caprivi und Hohenlohe rangen mutig mit dem Problem, jedoch verfügte keiner von ihnen auch nur über einen Funken von Bismarcks unheimlicher Willenskraft oder seiner glänzenden Fähigkeit, Komplexität zu reduzieren und Ordnung herzustellen, und sie vermochten der Öffentlichkeit und den politischen Parteien weder Begeisterung noch Zuversicht einzuflössen. Infolgedessen gelang es ihnen nicht, die Kluft zwischen dem Reichstag und der Regierung zu schliessen, und ebensowenig, die neuen Zersplitterungen und Rivalitäten in den Griff zu bekommen, die das politische Leben alsbald in ein Chaos zu verwandeln drohten. Im Laufe der Zeit ähnelte die Politik immer mehr einem Krieg aller gegen alle, in dem der Kanzler, der Reichstag, die preussischen Ministerien, die Landesregierungen, der kaiserliche Hof, die organisierten wirtschaftlichen Interessensgruppen und verschiedene Cliques miteinander im Kampf lagen.

Aus dieser Situation suchte Bernhard von Bülow herauszukommen, indem er die mächtigsten wirtschaftlichen Gruppen des Landes begünstigte, in der Hoffnung, ihre vereinten Kräfte würden ihm die notwendige Rückenstärkung für eine dynamische Aussenpolitik geben, mit der man die Linke entwaffnen und sie schliesslich beschwichtigen könnte. Er verbuchte mit dieser Doppelstrategie einige Anfangserfolge, aber allmählich lief sie sich fest, weil die von Bülow zu seinen Partnern gemach-

ten gesellschaftlichen Gruppen zu unersättlich waren und seine Diplomatie dazu neigte, bisher freundlich gesonnene Regierungen seinem Land zu entfremden. Als Bülow die Geduld der Deutschen und die seines königlichen Herrn und Meisters aufgebraucht hatte und abtrat, hinterliess er seinem Nachfolger Theobald von Bethmann Hollweg ein vertracktes Finanzproblem, das sich durch die Verschlechterung der aussenpolitischen Situation noch nach Kräften verschärfte, und eine verfassungspolitische Lage, die ebenso kritisch war wie zu Zeiten Caprivis.

Während sich dieses unglückliche Geschehen vollzog, wurde den Deutschen viele Male das Schauspiel unverantwortlicher Handlungen des Kaisers und der obersten militärischen Führer geboten. Ein Trauerspiel lieferte dabei der Reichstag, der, obwohl sich ihm Gelegenheiten boten, diese gefährliche und sich beschleunigende Entwicklung unter Kontrolle zu bekommen, krass versagte, als es darum ging, sie wahrzunehmen.

1. Caprivi und der Autoritätsschwund der Regierung

1890 hatte Caprivi gehofft, die Tonart der deutschen Politik mässigen zu können, so dass sie mit weniger heroischem Gehabe und mit weniger hochtönenden Ansprachen auskommen könnte und mehr Bereitschaft zur Zusammenarbeit im Interesse grösserer Effizienz und einer verbesserten allgemeinen Wohlfahrt aufbringen würde. In der Hoffnung, den Parteienzweist abzubauen zu können, machte er in seinen ersten Reden vor dem preussischen Landtag und dem Reichstag deutlich, dass er keine einseitig parteigebundene Politik zu betreiben wünschte und auf die Kooperationsbereitschaft derjenigen Personen und Parteien baute, welche die nationalen Belange über engstirnige Privat- und Gruppeninteressen stellten. In der Absicht, einen neuen Geist zu fördern und zu erkennen zu geben, dass Gedanken, die unter der persönlichen Despotie Bismarcks unterdrückt gewesen, nunmehr willkommen waren, verkündete er, er erwarte von seinen Ministern und Staatssekretären, dass sie Initiative und Verantwortungsgefühl zeigten; er werde ihnen freie Hand lassen, politische Strategien zu entwickeln und zu verfolgen.³

Hinsichtlich der gegebenen politischen Lage waren diese Entscheidungen unklug. Der Verzicht auf eine einseitig parteigebundene Politik stiess bei den meisten Leuten auf Skepsis oder Misstrauen. Arthur von Brauer, der badische Gesandte in Berlin, hatte den Eindruck, dass Capri-

vi ebenso wie andere Militärs, die politische Ämter bekleideten, dem naiven Glauben nachhing, andere Menschen seien von einem ebenso hochentwickelten Ehrgefühl geleitet wie er selbst. «General Caprivi», schrieb er, «scheint mir in denselben Fehler zu geraten ..., dass er sich nämlich dem Wahn hingibt, eine ganz parteilose ‚Politik der ehrlichen Leute‘ machen zu können, indem er das Gute nimmt, wo er es findet und alle ‚Gutgesinnten‘ um sich zu scharen hofft.»⁴ Solche Menschen seien freilich Mangelware, so deutete Brauer weiter an, da die meisten Leute sich eher von ihrem Egoismus als von höheren Motiven leiten liessen.

Dies war eine scharfsinnige und realistische Einschätzung. Die gedämpfte Begeisterung, mit der die gemässigten und die linken Parteien Caprivis Absichtserklärungen begrüsst, war nämlich kurzlebig, weil die Arbeiterbewegung sich nicht mit einigen Beschränkungen der Sonntags- und Kinderarbeit abspeisen liess (die den realen Gehalt des kaiserlichen sozialen Reformprogramms im Gegensatz zu seinem rhetorischen Aufwand ausmachten), und die Zentrumsparlei war es gegen Mitte 1891 müde, auf Zugeständnisse im Bildungsbereich zu warten, die versprochen waren, deren Verwirklichung sich jedoch nicht abzeichnete. Gleichzeitig versetzte selbst die bedingte Unterstützung, welche diese Parteien Caprivi gewährten, die früheren Kartellpartner in Panik. Die Nationalliberalen und die Freikonservativen sahen darin eine Vorankündigung für Zugeständnisse an das Zentrum und die Fortschrittspartei, durch welche die partikularistischen Kräfte auf Kosten der nationalen Einheit gefördert werden würden, und sie argwöhnten, Caprivis Zurückstecken in der Frage der kolonialen Expansion sei eine Verbeugung vor diesen Parteien. Die Konservativen fürchteten, dass Caprivi sich auf verfassungspolitische Experimente verlegt hatte, welche die politischen und sozialen Grundfesten des preussischen Staates untergraben könnten, ein Verdacht, der bestärkt wurde durch die persönliche Freundschaft des Kanzlers zu Angehörigen der Fortschrittspartei und insbesondere durch seine Handelspolitik. Als Teil seines Programms zur Versöhnung der Klassen und in Reaktion auf eine weltweite wirtschaftliche Depression, die sich in Deutschland durch einen rasanten Anstieg der Lebensmittelpreise bemerkbar machte, brachte Caprivi 1891 eine Reihe von Handelsverträgen (mit Österreich, Italien, Belgien und der Schweiz) durch den Reichstag, deren augenfälligstes Merkmal eine Ermässigung der Importzölle auf Weizen und Roggen von 5 RM auf 3,50 RM pro 1'000 kg war, als Ausgleich für günstige Konditionen beim Export deutscher Fabrikwaren. Die Ratifizierung dieser Verträge war der grösste parlamen-

tarische Erfolg Caprivis in seiner Regierungszeit, aber er war errungen um den Preis der erbitterten Feindschaft der ostelbischen Kornproduzenten, die darauf mit der Gründung eines Interessenverbandes antworteten, des Bundes der Landwirte, der eine höchst wirkungsvolle Tätigkeit entfaltete und rasch zum beherrschenden Einflussfaktor innerhalb der Konservativen Partei wurde.⁵ Insgesamt war Caprivis Empfänglichkeit für fortschrittliche Gedanken ein ganz wesentlicher treibender Faktor für die Revolution, die sich Anfang der neunziger Jahre in der Konservativen Partei vollzog; eines ihrer wichtigsten Ergebnisse bestand darin, dass der gemässigte Parteiführer Helldorf-Bedra abgelöst und die Partei Wilhelm von Hammerstein, dem reaktionären Herausgeber der *Kreuzzeitung*, der Christlich-Sozialen Bewegung unter Führung Stoeckers und den vergrämten Agrariern anheimfiel. Diese verbündeten Kräfte waren es, die der Partei das berüchtigte Tivoli-Programm von 1892 mit seinen dezierten nationalistischen und antisemitischen Tönen aufnötigten.⁶

Innerhalb von sechs Monaten nach dem Inkrafttreten der Handelsverträge war der Parteienrückhalt, den Caprivi sich mit ihrer Hilfe verschafft hatte, zum grössten Teil wieder abgebröckelt, und die Regierung sah sich von allen Seiten herber Kritik ausgesetzt. In den ersten Monaten des Jahres 1892 ermunterte der Kanzler seinen Kultusminister in Preussen, Graf Robert von Zedlitz-Trützschler, der allem Anschein nach versuchte, das Zentrum zur Unterstützung anderer schwebender Gesetzesvorhaben zu gewinnen, zur Vorlage eines neuen preussischen Schulgesetzes, das der katholischen Kirche Gelder, die während des Kulturkampfes konfisziert worden waren, wieder zurückerstattete, einem der klösterlichen Orden die Wiederaufnahme der Tätigkeit in Deutschland erlaubte, den Gebrauch der polnischen Sprache in den Schulen Posens und Westpreussens zulies und einen Polen zum Erzbischof von Posen und Gnesen ernannte. Die Bestimmungen des Gesetzentwurfs empörten die Nationalliberalen, die gemässigten Konservativen, die Fortschrittlichen und sogar die Sozialdemokraten, und der heftige öffentliche Widerstand dagegen erhielt zusätzlichen Auftrieb, als aus seinem Refugium Bismarck seine Stimme gegen das Gesetz erhob. Unangenehm berührt von diesem öffentlichen Aufruhr, unternahm die Regierung verschiedene Versuche, einen Kompromiss zu finden, Versuche, denen die Einmischung des Kaisers nicht zugute kam, da die kaiserlichen Ratschläge zwar leidenschaftlich vorgetragen wurden, in ihrem Inhalt aber von Tag zu Tag radikal wechselten. Als die Bemühungen, die Vorlage abzuschwächen, gescheitert waren, wurde sie schliesslich zurückgezogen,

und Caprivi verlor, nachdem er sich durch sein Vorhaben zunächst den gemässigten und linken Parteien entfremdet hatte, nun dadurch, dass er es aufgab, auch die Unterstützung des Zentrums. Als Folge davon wendete sich das Geschick der Regierung entschieden zum Schlechteren.⁷

Auch die Politik der bewussten Einengung der Machtfülle seines Amtes, die Caprivi betrieb, schuf Probleme. Von Bismarck hatte er zusammen mit dem Posten des Reichskanzlers auch die des preussischen Ministerpräsidenten und Aussenministers geerbt und dazu eine zentralistische Tradition, derzufolge alle Beamten des Reichs und Preussens ihm unmittelbar verantwortlich waren und keinen Zugang zu einer höheren Autorität besaßen. Caprivi suchte diese Machtfülle zu reduzieren, zunächst indem er an das Kollegialprinzip appellierte und seinen Ministern und Staatssekretären freie Hand zur Entwicklung und Durchführung ihrer eigenen politischen Strategien liess. Er ging auf diesem Weg weiter, indem er 1892 auf den Posten des preussischen Ministerpräsidenten verzichtete und zwei Jahre später das Amt eines gesonderten preussischen Aussenministers abschaffte. Die Folgen dieser Entwicklung wären voraussehen gewesen. Wenn die Angelegenheiten Preussens und die des Reichs nicht in der starken Hand eines Mannes vereint waren, dann lagen Kompetenzstreitigkeiten und insbesondere Differenzen über die Frage, wem die Initiative für die Gesetzgebung zustand, in der Luft. Sobald Caprivi angekündigt hatte, er gewähre den preussischen Ministern die Freiheit, die Bismarck ihnen verwehrt hatte, verlor er die Kontrolle über sie, und einige von ihnen begannen gegen ihn zu intrigieren. Das galt beispielsweise für seinen Finanzminister Johannes von Miquel, einen Beamten von grossen Fähigkeiten, der das preussische Steuerwesen reformierte und 1891 die abgestufte Einkommenssteuer einführte, einen Mann aber auch, der das politische Manövrieren und Manipulieren liebte und private Kontakte zu Caprivis agrarischen Gegnern, zu den Mitgliedern der bismarckischen Fronde und zu der Kamarilla der vertraulichen Berater des Kaisers unterhielt.⁸ Die Lage verschlechterte sich noch um ein Vielfaches, als der Kanzler sein Ministerpräsidentenamt im März 1892 an Graf Botho Eulenburg abtrat, denn Eulenburg, ein eigenwilliger Konservativer aus Ostpreussen, demonstrierte bald, dass er Caprivi in reichspolitischen Angelegenheiten nur unter der Voraussetzung zu unterstützen gewillt war, dass seine radikalen Ideen zur Lösung der verfahrenen Pattsituation zwischen Regierung und Reichstag in die Tat umgesetzt würden. In ähnlicher Weise verlor Caprivi mit der Kontrolle über das preussische Staatsministerium ebenfalls die Unterstüt-

zung der süddeutschen Regierungen, die antipreussisch wie eh und je eingestellt waren und keinen Grund sahen, warum sie hinter einem Kanzler stehen sollten, der den preussischen Partikularismus nicht in Schach zu halten vermochte.

Gegen Mitte des Jahres 1892 war daher die Autorität der Regierung stark lädiert, und es ist unwahrscheinlich, dass Caprivi in seinem Amt überlebt hätte, wäre nicht die Angst derjenigen gewesen, die sich dem Tross des Kaisers eingereiht hatten, bei einem Sturz des Kanzlers könnten die Bismarcks zurückkommen. Während des Hin und Her um die später zu Fall gebrachte preussische Schulvorlage warnte Friedrich von Holstein, der Leiter der politischen Abteilung des Aussenministeriums und ein Mann, der erkannte, dass seine Karriere auf dem Spiel stand,⁹ beständig vor der Möglichkeit einer triumphalen Rückkehr Bismarcks, der dem Kaiser dann «konstitutionelle Daumenschrauben nach belgischer Art» anlegen würde, und ermahnte den Monarchen durch einen Sendboten, sich in seinen Einwänden gegen das Gesetzesvorhaben Discretion aufzuerlegen, «wenn wir nicht Caprivis Sturz bewirken wollen».¹⁰ Die Befürchtungen in dieser Richtung wurden aktualisiert, als 1892 einflussreiche Anhänger Bismarcks, darunter der Saarbrücker Kohlenmagnat Baron Carl von Stumm-Halberg, der Industrielle Graf Guido von Henckel-Donnersmarck und General von Waldersee, der inzwischen kommandierender General des Neunten Armeekorps in Altona war, ihrem Wunsch nach einer Versöhnung des Kaisers mit den Bismarcks so beredsam Ausdruck verliehen, dass Wilhelm II. in seiner impulsiven Art ein Telegramm an Herbert von Bismarck schickte, in dem er ihm zu seiner Verlobung mit der österreichischen Gräfin Margerite Hoyos gratulierte. Versetzte das Holstein bereits in Alarmstimmung, so musste dies noch weit mehr bei der Nachricht der Fall sein, die er im Juli erhielt: dass die Hochzeit Herbert von Bismarcks in Wien stattfinden würde und dass der Vater des Bräutigams nicht nur an ihr teilzunehmen beabsichtige, sondern auch Besuche in den Hauptstädten Sachsens und Bayerns plane.

Für Holstein und für Caprivi selbst, der verärgert war über ein Gespräch zwischen Waldersee und dem Kaiser, in welchem der General sich erboten hatte, als Vermittler zwischen Wilhelm und Bismarck zu fungieren, erweckte die Reise in die Hauptstädte der beiden Länder den Eindruck, als sei ein ausgeklügeltes Komplott zur Absetzung der Regierung und zur Wiedereinsetzung des alten Kanzlers im Gange.¹¹ Caprivi reagierte energisch. Er machte seinem königlichen Herrscher deutlich, dass Bismarcks Reise sich leicht in eine Demonstration gegen den Kai-

ser und seine Politik verwandeln könnte, und Wilhelm erschreckte diese Warnung so, dass er abrupt die Richtung änderte, Waldersee rüffelte und Kaiser Franz Joseph einen Brief schrieb und ihn bat, seinem «rebellischen Untertanen» bei dessen Aufenthalt in Österreich keinerlei formelle Anerkennung zu erweisen. Zugleich wies Caprivi mit königlicher Zustimmung das Personal der deutschen Botschaft in Wien an, jegliche Einladung zu einer der mit der Hochzeit zusammenhängenden Festlichkeiten abzusagen.

Als Bismarck von diesen Massnahmen erfuhr, erklärte er der Regierung den Krieg: Seine in der Öffentlichkeit geführten Angriffe auf ihre Aussen- und Innenpolitik waren während seines Besuchs in Wien und seiner Rückreise so heftig, dass jede Möglichkeit zu einer Versöhnung verbaut wurde. Unglücklicherweise half dies dem Kanzler Caprivi nichts, denn die Veröffentlichung seiner Briefe an die Botschaft in Wien übte eine höchst abträgliche Wirkung auf das Ansehen aus, das er genoss, und schwächte seinen Rückhalt in der Nation bedenklich, und dies zu einem Zeitpunkt, als er gezwungen war, neue und schwierige parlamentarische Kämpfe auszufechten.¹²

Seit der Aufkündigung des Rückversicherungsvertrags und der Annäherung zwischen Frankreich und Russland¹³ hatten die deutschen Militärs auf eine fühlbare Vermehrung der Heeresstärke gedrängt. 1892 rechnete der neue Stabschef und Nachfolger Waldersees, Alfred Graf von Schlieffen, aus, dass die Hauptgegner Deutschlands über nahezu doppelt so viele bewaffnete Kräfte und Reserven verfügten wie Deutschland, und er forderte, dass alle wehrfähigen Männer ausgebildet werden müssten. Caprivi war geneigt zuzustimmen, wusste jedoch, dass der amtierende Reichstag sich, mit dem Ansinnen einer Erhöhung der Militärausgaben konfrontiert, noch unzugänglicher zeigen würde als der Reichstag von 1887 und dass eine Kraftprobe sich nur vermeiden liesse, wenn die Regierung in der Lage war, eine Gegenleistung anzubieten. In einem Memorandum vom April 1892 schrieb er:

Es sei zweifellos, dass, wenn dem Verlangen nach jährlicher Festsetzung der Präsenzstärke und der gesetzlichen Einführung der zweijährigen Dienstpflicht nicht teilweise nachgegeben werde, eine Heeresverstärkung nicht zu erreichen sei. Auf Konflikt, Auflösung oder gar Staatsstreich dürfe man es gar nicht ankommen lassen. Die Frage liegt nicht so: Ist an sich die dreijährige Dienstpflicht der zweijährigen vorzuziehen, sondern so: Will man die dreijährige Dienstpflicht der Fusstruppen darangeben, um dafür die Verstärkung des Friedensstandes um 77'500 Köpfe bei einem jährlichen Mehraufwand von 50 bis 60 Millionen und nicht unerheblichen einmaligen Aufwänden zu bekommen? Jeder Versuch, die Verstärkung durchzuführen, ohne auf die zwei-

jährige Dienstzeit einzugehen, könne nur zu einem Echech führen, der die Regierung des Kaisers im Reich und im Auslande schwächen müsste.¹⁴

Nachdem Caprivi sich mit Schlieffen und dem Kriegsminister General Hans von Kaltenborn-Stachau beraten hatte, entschied er sich dafür, als Ausgleich für die notwendigen Erhöhungen die Wehrdienstzeit zu kürzen und dem Reichstag das Recht zuzugestehen, sich alle fünf anstatt nur alle sieben Jahre mit der Heeresstärke zu befassen.¹⁵

Zwischen Caprivi und dem Kaiser war es schon vorher zu Differenzen gekommen, insbesondere bei der Debatte über das Schulgesetz, aber diese Differenzen waren nichts im Vergleich zu dem, was sich nun abspielte. Aufgewiegelt durch übertriebene Berichte des deutschen Militärattachés in Paris über die militärische Stärke und die Absichten der Franzosen, steigerte Wilhelm sich bei seinen Forderungen nach einer Beschleunigung des deutschen Rüstungswachstums zuweilen in nahezu hysterische Auftritte hinein. Auf der anderen Seite war ihm der Gedanke, die dreijährige Dienstzeit, für die sein Grossvater während des Verfassungskonflikts der sechziger Jahre erfolgreich gekämpft hatte, aufzugeben, zutiefst widerwärtig, und es gab Gegner der amtierenden Regierung, wie etwa Waldersee, die rasch bei der Hand waren, diese sentimentale Haltung auszunutzen und dem Kaiser nahezu legen, dass dies die beste Gelegenheit sei, die unvermeidliche Schlacht gegen den Reichstag auszutragen.¹⁶ Die Verhandlungen Caprivis mit den Parteien litten beträchtlich unter der Anfälligkeit Wilhelms für Argumente dieser Art sowie unter seiner Neigung, öffentlich seine Geringschätzung für den Reichstag zu verkünden, wenn er unter dem Einfluss derer stand, die ihren Nutzen daraus zogen; es spricht doch sehr für die Geduld und die Entschlossenheit des Kanzlers, dass er es fertigbrachte, nicht nur Wilhelm letztlich die Zustimmung zu seinem Gesetzentwurf abzurufen, sondern diesen 1893 auch in so gut wie unveränderter Form im Parlament durchzudrücken, wengleich dies freilich erst gelang, nachdem der alte Reichstag aufgelöst, Neuwahlen durchgeführt und der Opposition weitere Zugeständnisse gemacht worden waren.¹⁷

Der Kaiser wusste seinem Kanzler für diese Leistung keinen Dank; wie gewöhnlich, überlegte er es sich bald wieder anders, wobei in diesem Fall die Militärs kräftig nachhalfen. Sie machten sich Waldersees Argument zu eigen, Caprivi betrachte das Heer nur «als ein Objekt zum Abschluss von Handelsgeschäften zwischen politischen Parteien»,¹⁸ und der Chef des Militärkabinetts, Hahnke, sowie andere Mitglieder der militäri-

schen Gefolgschaft des Kaisers erklärten beharrlich, durch Caprivi's über-grosse Willfährigkeit gegenüber den Wünschen des Reichstags seien dem Heer eine allgemein unpopuläre Dienstzeitverkürzung und eine grosse Zahl von Bataillonen halber Kampfstärke aufgezwungen worden, die militärisch wertlos seien.¹⁹ Diesen Argumenten gegenüber war der Kaiser auf erschreckende Weise empfänglich, und er kam bald zu der Überzeugung, er habe, indem er Caprivi in der Frage der Dienstzeit nachgegeben hatte, «sich ... halb in der Armee ruiniert».²⁰

Der Kaiser scheint sich darüber hinaus auch eingeredet zu haben, dass Caprivi eine einmalige Gelegenheit versäumt hatte, «den halbverrückten Reichstag zum Teufel zu jagen»,²¹ eine Tat, von deren Notwendigkeit er in zunehmendem Masse überzeugt war. Die Wahlen von 1893 hatten die Position der Regierung nicht im mindesten verbessert. Die Fortschrittlichen hatten zwar Einbussen erlitten, aber dafür hatten die Sozialisten 300'000 Stimmen dazu gewonnen, und es war abzusehen, dass sie noch grössere Schwierigkeiten bereiten würden als in der Vergangenheit. Es war klar, dass das Vorhaben des Kaisers, dem Sozialismus mit Freundslichkeit den Garaus zu machen, nicht funktioniert hatte. Da war es unausbleiblich, dass seine Gedanken zu der Lösung zurückkehrten, die er 1890 zurückgewiesen hatte: zu dem Bismarckschen Plan eines Staatsstreichs. Obwohl er wusste, dass Caprivi diesem Gedanken vollkommen ablehnend gegenüberstand, fand er eine Menge Leute, die bereit waren, ihn darin zu bestärken, nicht nur in seinem eigenen Hauptquartier und in dem von Waldersee in Altona, sondern auch im preussischen Staatsministerium.

Im Mai 1894 kündigte Botho von Eulenburg seine Absicht an, dem Reichstag ein Gesetz zur Bekämpfung «revolutionärer Bestrebungen» vorzulegen. Die Woge anarchistischer Gewalttaten, die zu jener Zeit Europa überschwemmte und in der Ermordung des französischen Präsidenten Sadi Carnot ihren Höhepunkt fand, war der sichtbare Anlass für diese Gesetzesvorlage, die freilich ebensowohl gegen Sozialisten und Gewerkschafter wie gegen Anarchisten gerichtet zu sein schien und damit deutlich ein Versuch war, die Bismarckschen antisozialistischen Massnahmen in extremerer Form wiederzubeleben. Wie Bismarck, so erwartete auch Eulenburg, dass der Reichstag sich dagegen sperren und dass die Regierung dann die notwendigen Schritte ergreifen würde, um die bestehende Verfassung ausser Geltung zu setzen und die Kräfte des Umsturzes auszuschalten. Im Zuge dieser Massnahmen konnte man auch Caprivi loswerden. Eulenburg stand in vollem Einklang mit den Agrariern, deren Empörung über die handelspolitische Orientierung des

Kanzlers soeben durch den Abschluss eines Handelsvertrags mit Russland geschürt worden war, der den Importzoll für Getreide von 50 auf 30 Prozent herabsetzte.²² Seit der Reichstag im März dem Abkommen zugestimmt hatte, führten der Bund der Landwirte und die Extremisten des Hammerstein-Flügels der Konservativen Partei eine demagogische Kampagne gegen den Kanzler, die der Ministerpräsident und Johannes Miquel in Verfolgung ihrer eigenen Interessen heimlich förderten.²³ Darüber hinaus fand die Offensive Unterstützung bei Hofe, und ihr mächtigster Helfer war Botho von Eulenburgs Vetter Philipp. Es wirft ein trauriges Licht auf den politischen Stil der nachbismarckianischen Ära, dass dieser Mochtegern-Intellektuelle und Dichter sentimentaler Lieder, dessen Selbstbewusstsein ebenso stark aufgebläht war wie seine politische Begabung unterentwickelt, über einen solchen Einfluss verfügte; aber seine *Skaldenlieder* machten Eindruck auf den Kaiser, und seine Fähigkeit zu unterwürfiger Schmeichelei überzeugte Wilhelm davon, dass er ein kluger Ratgeber war.²⁴ Schon bevor sein Vetter die Kampagne gegen Caprivi startete, bereitete Philipp Eulenburg ihr den Weg, indem er dem Kaiser zu verstehen gab, dass die Pressehetze gegen den Kanzler schlimmer sei als alles, womit Bismarck sich je hatte auseinandersetzen müssen, dass man sich den Forderungen der Landwirte nicht für immer und ewig verschliessen könne und dass ein Reichskanzler, der Botho von Eulenburg hiesse, ihre Unterstützung gewinnen könne;²⁵ im Sommer 1894 war Eulenburgs Stimme zu einer von vielen geworden, die dem Kaiser ins Ohr flüsterten, dass die Zeit für ein durchgreifendes Handeln gegen die Kräfte der Revolution gekommen, dass Caprivi jedoch nicht der Mann wäre, den Schlag zu führen.²⁶

Man kann vermuten, dass Caprivi trotz der Begeisterung, mit der der Kaiser diese Ideen aufnahm, trotz seiner bramarbasierenden Parole: «Auf in den Kampf für Religion, für Moral und Ordnung und gegen die Kräfte der Revolution!» gegen dieses schäbige Intrigenspiel hätte obsiegen und seine Stellung als Kanzler befestigen können, hätte er dies gewollt. Der Kaiser war trotz seines Hangs zu kämpferischen Sprüchen niemals ein Mann der Tat, und bei seiner fundamentalen Entscheidungsschwäche war nicht viel vonnöten, um ihn wieder schwankend zu machen: einmal eine Attacke, die Caprivi im preussischen Staatsministerium gegen Eulenburgs Gesetzesvorlage und die Theorie des Staatsstrechs ritt, zum anderen die Erfahrung, dass nahezu alle diejenigen, die im Sommer noch dafür eingetreten waren, die Verfassung zu umgehen oder zu brechen, bis zum Herbst mindestens einmal die Front gewech-

selt hatten.²⁷ Zu diesem Zeitpunkt waren der Staatssekretär des Auswärtigen, Marschall von Bieberstein, und Holstein, die Caprivi bis zum Ende treu blieben, überzeugt, dass er der gegen ihn gerichteten Intrige den Boden entzogen hätte, und die süddeutschen Vertreter im Bundesrat drängten ihn, der Krise ein Ende zu machen, indem er den Posten des preussischen Ministerpräsidenten wieder übernahm. Aber Caprivi war es müde, von früheren Waffenbrüdern aus dem Hinterhalt aufs Korn genommen, von seinen preussischen Ministern hintergangen und von den Presselakaien des Bundes der Landwirte geschmäht zu werden;²⁸ die antisemitische Tonart mancher Angriffe der Konservativen gegen seine Politik erfüllte ihn mit Abscheu;²⁹ und er hatte kein Verlangen danach, einem wetterwendischen und unzuverlässigen Herrscher wie Wilhelm II. noch länger zu dienen.³⁰ Im Oktober reichte er seinen Rücktritt ein – in einer Weise, die Botho von Eulenburg zwang, mit ihm abzutreten –, und der Kaiser entschied sich nach einigem Zögern, beide Männer gehen zu lassen.³¹

2. Hohenlohe und die Arbeiterklasse: Umsturz- und Zuchthausvorlage 1894-1900

Als dies getan war, soll der Kaiser zu seinem Freunde Philipp von Eulenburg gesagt haben: «Ich habe keine Ahnung, wen ich ernennen kann. Weisst Du niemand?», worauf Eulenburg ironisch erwiderte: «Ein Mann, der weder konservativ noch liberal, weder ultramontan noch Fortschrittler, weder kirchlich noch Atheist ist, wird sich schwer finden lassen.»³² Ob diese Sätze jemals wirklich gesprochen worden sind oder nicht, ist weniger wichtig als die Tatsache, dass sie denkbar sind, wenn man sich das geringe politische Talent des Kaisers und seine Vorliebe für Männer ohne eine starke selbständige Überzeugung vor Augen hält. Unter Beweis stellte er diese Eigenschaften bei der Wahl des Nachfolgers für Caprivi, denn sie fiel auf Fürst Chlodwig zu Hohenlohe-Schillingsfürst.

Hohenlohe hatte gewiss eine lange und ehrenvolle Karriere in der deutschen Politik hinter sich. In den sechziger Jahren hatte er sich als bayerischer Politiker um die Überwindung der süddeutschen Widerstände gegen die Schaffung des Reichs verdient gemacht, und danach hatte er als Botschafter in Paris und als Reichsstatthalter des besetzten Elsass-Lothringen gedient. Er war jedoch niemals durch Freimütigkeit oder Selbstvertrauen hervorgetreten (einer seiner Diplomatenkollegen

hatte einmal bissig erklärt, Hohenlohes Wahlspruch könne lauten: «Schwach bin ich wohl, doch ach kein Bösewicht»³³), und er war, als er das Amt des Kanzlers antrat, älter, als Bismarck zu dem Zeitpunkt gewesen, da er es niedergelegt hatte. Man kann annehmen, dass der Kaiser ihn ernannt hatte, um eine respektable Gailionsfigur zu haben, mit der leichter umzuspringen war als mit ihrem Vorgänger. Wilhelm traf mit seiner Beurteilung in dieser Frage, wie auch in anderen, den Nagel nicht ganz auf den Kopf, denn er übersah, dass Hohenlohe den Ruf einer eigensinnigen und glitschigen Persönlichkeit genoss, was ein Mitglied seiner Gesandtschaft in Paris zu der Bemerkung veranlasst hatte, es sei «so gut wie unmöglich, ihn zu etwas zu bringen, was ihm widerstrebt. Er weicht aus wie ein kleiner Vogel, der sich nicht fangen lässt.»³⁴ Diese Eigenschaften halfen mit, einige der gefährlicheren Vorhaben des Kaisers zu vereiteln, so dass Friedrich Naumann nicht unrecht hatte, als er Hohenlohe als «einen Künstler im Vermeiden von Katastrophen»³⁵ bezeichnete, aber sie waren kein Ersatz für eine tatkräftige Führung, wie Deutschland sie in seiner Lage gebraucht hätte. Unter Hohenlohe setzten sich die Hofintrigen und die verderblichen Machtkämpfe zwischen den einzelnen Regierungsstellen fort, die für die letzten Amtsjahre Capravis kennzeichnend gewesen waren; ja, sie nahmen so zu, dass sie die Entwicklung jeder vernünftigen politischen Initiative bedrohten.

Der Mangel an Elan und Phantasie, an dem die neue Regierung litt, wird durch ihre Haltung gegenüber dem Problem der Arbeiterklasse erhellt. Im preussischen Handelsministerium gab es eine Gruppe eingeweihter Beamter unter der Führung des Ministers von Berlepsch und seiner rechten Hand Theodor Lohmann, die der Überzeugung waren, dass es an der Zeit wäre, über die Grenzen des Bismarckschen Sozialversicherungssystems hinauszugehen, der Arbeiterklasse den Schutz eines umfassenden Arbeitsrechts zu gewähren, die Teilnahme der Arbeiter am kommunalen Geschehen zu fördern und dadurch ihrem berechtigten Verlangen nach Gleichheit und Anerkennung Genüge zu tun.³⁶ Diese Gedanken, die in ähnlicher Form von sozialreformerischen Gruppierungen in der Zentrumsparlei, von Friedrich Naumanns nationalsozialer Bewegung, vom Volksverein für das katholische Deutschland in Mönchengladbach und von den sogenannten Kathedersozialisten des Vereins für Sozialpolitik geteilt wurden, stiessen beim harten Kern der Regierung auf wenig Gegenliebe; ihre Befürworter wurden, nachdem der Kaiser in den ersten Jahren seiner Herrschaft kurz mit ihnen geliebäugelt hatte, nach und nach aus dem Amt gedrängt; Berlepsch selbst resignierte

1896 verbittert.³⁷ Zur vorherrschenden Anschauung war nun das geworden, was am drastischsten der Industrielle Stumm-Halberg predigte: Er war überzeugt, dass Arbeiterorganisationen jeder Art eine Bedrohung der bestehenden sozialen und politischen Ordnung darstellten,³⁸ ähnliche, aber martialischere Ansichten wurden von Soldaten wie Waldersee vertreten, der im militärischen Eingreifen die beste Antwort auf die erstarkende sozialistische Bewegung sah.

Die Kanzlerschaft Hohenlohes zeichnete sich durch eine nicht endende Reihe von Versuchen aus, die Sozialdemokratische Partei ausser Gefecht zu setzen, entweder durch gesetzgeberische Mittel oder durch Staatsstreichdrohungen, und zum Kummer des Kanzlers und einiger weitsichtiger Beamter wie Friedrich von Holstein war der Kaiser an allen diesen Versuchen beteiligt. Das Leitmotiv wurde ganz zu Beginn der Regierungszeit Hohenlohes in zwei Reden angeschlagen, die Stumm-Halberg im Januar und Februar 1895 hielt und in denen er – nach einer ausgiebigen und unterschiedslosen Beschimpfung von Universitätsprofessoren, liberalen Pastoren und dem Verein für Sozialpolitik – forderte, den Sozialdemokraten alle Stimmrechte zu entziehen und ihre Führer zu verhaften und aus dem Land zu weisen.³⁹ Diese drakonischen Empfehlungen wurden in Kreisen der Konservativen und des Hofes beifällig aufgenommen, wo man, wie Waldersee vermerkte, «an eine Art Staatsstreich (denkt) und an mich als den geeigneten Mann, ihn auszuführen»,⁴⁰ und wo immer wieder der Ruf nach einer Verabschiedung der Eulenburgschen Umsturzvorlage von 1894 laut wurde.

Hohenlohe stemmte sich gegen den Gedanken einer Ausschaltung der Verfassung durch einen Staatsstreich, 1895 ebenso wie bei jedem späteren Auftauchen derartiger Pläne; er machte seinem Kaiser deutlich, dass dieser, wenn er so etwas vorhabe, besser daran täte, einen General zum Kanzler zu ernennen;⁴¹ indes hielt er es für angebracht – vermutlich, um Wilhelm für hochfliegendere Projekte den Wind aus den Segeln zu nehmen –, die Verabschiedung der Eulenburgschen Umsturzvorlage zu betreiben, die mit vollem Namen und irreführend «Gesetz zur Änderung und Erweiterung des Strafrechts, des Militärstrafrechts und des Presserechts» genannt wurde. Dieses Vorgehen sollte sich als ein nahezu ans Groteske grenzender Fehler erweisen; denn als die Vorlage dem Reichstag zugeleitet und einem Ausschuss überwiesen wurde, wurden ihr von den Parteien, die ihre Stossrichtung jeweils gegen den eigenen politischen Gegner oder gegen ein von ihr abgelehntes Gedankengut zu lenken versuchten, so viele Ergänzungen hinzugefügt, dass sie zu einem

neuen *Syllabus Errorum* zu werden drohte und, als sie vor das Plenum kam, prompt zu Fall gebracht wurde.⁴²

Wutentbrannt über diesen Rückschlag schickte der Kaiser dem Kanzler ein offenes Telegramm, in dem es hiess: «Es bleiben uns somit noch die Feuerspritzen für gewöhnlich, und Kartätschen für die letzte Instanz übrig!»⁴³ Er weigerte sich jedoch, die Entscheidung als endgültig hinzunehmen, und bombardierte seine Minister in den Monaten und Jahren darauf mit Forderungen nach Massnahmen gegen die Bedrohung von links. Im August 1895 verlangte er, gereizt von der Einstellung der sozialistischen Presse zur Errichtung eines neuen Denkmals Wilhelms I. in Berlin (und von unfreundlichen Anspielungen auf eine ihm nachgesagte wachsende Neigung zur Ahnenverehrung), von seinen preussischen Ministern ein neues Vereinsgesetz, das es den Sozialdemokraten untersagen würde, sich zu organisieren oder zu versammeln; obwohl er damit nicht durchkam – vor allem dank Hohenslohes Hinhaltetaktik –, griff er in der Zeit danach häufig auf diese Forderung zurück. Im Winter 1896/97 hielt Wilhelm eine Rede vor dem brandenburgischen Landtag, in der er unter dem Eindruck eines Memorandums von Waldersee, in dem dieser behauptet hatte, der Streik der Hamburger Dockarbeiter signalisiere den Beginn einer allgemeinen Revolution, gegen die staatliche Präventivmassnahmen dringend angezeigt seien, verkündete, er beabsichtige, den Kampf gegen die Kräfte des Umsturzes mit allen ihm zu Gebote stehenden Mitteln aufzunehmen, denn «diejenige Partei, die es wagt, die staatlichen Grundlagen anzugreifen, die gegen die Religion sich erhebt, und selbst nicht vor der Person des Allerhöchsten Herrn halt macht, muss überwunden werden».⁴⁴ In der Folge liess er seine Unterstützung einem von Johannes Miquel formulierten Plan, der eine Neufassung des Reichstagswahlrechts vorsah, mit dem Ziel, die sozialistische Vertretung zu schwächen. Als dies sich aufgrund von Vorbehalten, die das Zentrum und die liberalen Parteien erhoben, als undurchführbar erwies, verlagerte er seine Aufmerksamkeit und ermunterte den Staatssekretär im Innenministerium, Graf Posadowsky, Vorstösse bei den Regierungen der anderen deutschen Länder zu unternehmen mit dem Ziel, gemeinsame Massnahmen zur Eindämmung gewerkschaftlicher Aktivitäten zu verabreden. Als dieses Vorhaben schliesslich in die Presse durchsickerte und breite Kritik in der Öffentlichkeit hervorrief, verlegte er sich auf die Forderung, das preussische Staatsministerium müsse die Vorbereitung eines neuen Gesetzes zum Schutz der Arbeit in Angriff nehmen, und hielt eine unprogrammgemässe Rede in Oeynhausen, in

der er zur Verblüffung seiner Staatssekretäre ankündigte, dieses Gesetz werde Bestimmungen enthalten, nach denen jedem eine Gefängnisstrafe drohe, der «einen deutschen Arbeiter, der willig ist, seine Arbeit zu vollführen, daran zu verhindern versucht oder gar zu einem Streike anreizt».⁴⁵

Dieser unverantwortliche Ausrutscher, der Hohenlohe dazu veranlasste, seinem Sohn zu schreiben, er verliere «mehr und mehr die Lust, unter diesem Herren weiter zu dienen»,⁴⁶ führte zu einem vollständigen Fiasko. Die Gesetzesvorlage, die in ihrer abschliessenden Form nur solche Streikaktionen mit Freiheitsstrafe bedrohte, die die Sicherheit des Reichs oder eines Bundesstaats gefährdeten oder das menschliche Leben oder das Eigentum bedrohten, wurde dem Reichstag nach langer Verzögerung im August 1899 vorgelegt. Sie wurde bei der ersten Lesung niedergestimmt und, als der Kaiser auf ihrer erneuten Einbringung beharrte, noch einmal Absatz für Absatz niedergestimmt, ohne auch nur einem Ausschuss überwiesen zu werden und ohne dass ein einziger Abgeordneter für die Bestimmungen votierte, die Zuchthausstrafen vorsahen.⁴⁷

Die Versuche des Kaisers, die soziale Frage durch Abwandlungen des Bismarckschen Rezeptes zu lösen, und die Gewalttätigkeit seiner öffentlichen Erklärungen erschreckten viele seiner Beamten, die erkannten, dass er damit die Autorität der Regierung untergrub. «Die allen Parteien des Reichstags geläufige Phrase», schrieb Holstein im November 1896, «dass das Gebaren des Kaisers nur noch pathologisch zu erklären ist, wirkt still verheerend wie ein Miasma.»⁴⁸ Walter Bronsart von Schellendorf, ein Soldat mit einem breiteren Gesichtsfeld als Waldersee, schrieb zum gleichen Thema traurig: «Von dem, was wir an monarchischem Sinn im Volk durch weise innere Politik und ruhmvolle Taten der Armee in einem Menschenalter zusammengetragen haben, ist verflucht viel wieder abgebröckelt.»⁴⁹

Abgesehen davon, dass die Einmischungen des Kaisers das Gegenteil ihrer ursprünglichen Absicht erreichten – es war klar, dass der Reichstag sich nach dem Scheitern der Zuchthausvorlage 1899 nicht mehr so weit würde einschüchtern lassen, dass er Sondergesetzen gegen den Sozialismus zustimmte –, hatten sie zur Folge, dass die Erbitterung in der Arbeiterklasse wuchs und der Graben sich verbreiterte, der zwischen ihr und dem Rest der deutschen Gesellschaft seit 1878 bestand. Dies war eine unglückliche Entwicklung, denn in der Arbeiterklasse waren Kräfte am Werk, die, wenn sie die gebührende Anerkennung gefunden hätten, vielleicht imstande gewesen wären, eine Klassenversöhnung herbeizuführen, wie sie Männer wie Naumann, Lohmann und Berlepsch anstrebten.

3. Die Sozialdemokratische Partei: Gewerkschaftliche Orientierung und Revisionismus

Ungeachtet des furchterregenden Bildes, das Stumm, Waldersee und ihre Gesinnungsgenossen von ihr zeichneten, hatte die Sozialdemokratische Partei nach ihrem Sieg über Bismarck 1890 in ihrer Führung keinen neuen revolutionären Elan entwickelt und schon gar nicht damit begonnen, Pläne zur gewaltsamen Ablösung der bürgerlichen Gesellschaft zu schmieden. Im Gegenteil hatten ihre Wahlerfolge, landesweit 1'472'000 Stimmen und 35 Reichstagsitze bei der letzten Wahl, die gemässigten oder lassalleanischen Tendenzen in der Partei gestärkt und eine neue Wertschätzung für die in der parlamentarischen Arbeit steckenden Möglichkeiten geweckt. Bebel selbst, ein überzeugter und optimistischer Marxist, der einmal gestand, dass er keinen Abend ohne die Überzeugung zu Bett ging, dass es bis zur Revolution nur noch wenige Tage dauern konnte, vermochte sich dem Einfluss der Tendenz nicht zu entziehen; er reagierte sehr heftig gegen die sogenannten «Jungen», eine Gruppe von Parte intelektuellen, die die Parteiführung in den ersten Tagen nach Ablauf des Sozialistengesetzes wegen ihrer Untätigkeit kritisierten und sie der Feigheit und der Kapitulation vor kleinbürgerlichem Gedankengut beschuldigten. Nicht genug damit, drängte er sie, nachdem er in einer Reihe von Massenkundgebungen mit Hohn und Spott über ihre Vorstellungen hergezogen hatte, aus ihren Positionen in der Parteipresse.⁵⁰ Bebel wollte keinen erneuten Konflikt mit dem Staat, bis die Partei sich an die Bedingungen der Nach-Bismarckzeit gewöhnt hatte und in Ruhe zu überlegten Entscheidungen über ihre zukünftigen Ziele und Taktiken gelangt war. Es genüge, so meinte er, wenn die Partei ihre Treue zu den Lehren von Karl Marx bekräftigte – wie sie es auf ihrem Erfurter Parteitag 1891 tat –, ohne irgendwelche unüberlegten Versuche zu ihrer Verwirklichung zu unternehmen.

Bebels Haltung war die eines vorsichtigen Parteibürokraten. Dezi dierter in ihren Ansichten und überzeugender in ihren Argumenten als die Jungen waren diejenigen Parteiführer, die jetzt offen eine grundlegende Neuorientierung der Partei im Sinne eines evolutionären anstatt revolutionären Weges forderten. Solche Töne schlug als erster der hochangesehene bayerische Sozialist Georg von Vollmar an, der allgemein dem extremen linken Flügel der Partei zugerechnet worden war. In zwei am 1. Juni und 6. Juli 1891 im Eldorado-Palast in München gehaltenen Reden, in denen er die verbesserten Bedingungen hervorhob, die sich

seit Bismarcks Sturz sowohl für die Arbeiterklasse als auch für die Partei ergeben hatten, erklärte Vollmar, den Interessen der Partei sei am besten gedient durch Bemühungen, «auf der Grundlage der heutigen Staats- und Gesellschaftsordnung Verbesserungen wirtschaftlicher und politischer Art herbeizuführen». Das sei, so meinte er, sowohl ein Gebot der Klugheit als auch guter Sozialismus. «Deshalb müssen wir, ohne das Allgemeine aus dem Auge zu verlieren, vom Zeitunbegrenzten mehr ins Unmittelbare, vom Absoluten zum Positiven gehen, neben dem dauernden Programm solche Arbeitsprogramme aufstellen, welche für die nächstliegende Zeit bestimmt sind, und unsere Kraft auf solche Einzelorderungen sammeln, welche jeweilig den dringendsten Bedürfnissen entsprechen und die grösste Möglichkeit der Durchführung für sich haben ... Würde uns das Volk nicht für die Erringung dieser Forderungen mehr Dank wissen, als für die kräftigsten Phrasen und schönsten Zukunftsbilder?» Vollmar belies seine Zuhörer nicht darüber im Zweifel, dass sie sich als einen Teil dieses Landes betrachten sollten und nicht als eine abseits stehende Gruppe; sie sollten stolz darauf sein, dass sie Deutsche waren, ja stolz auf den Klang, den der Name Deutschland in der Welt besass. Zur Betroffenheit der Parteipresse rühmte Vollmar den Dreibund als eine dem Frieden dienende Kraft und erklärte, jede Macht, die den Frieden durch einen Angriff auf deutschen Boden breche, werde sich der Streitmacht der deutschen Arbeiterklasse gegenübersehen.⁵¹

Vollmars zwei Reden im Eldorado wurden zum Manifest der Bewegung, die unter dem Namen Revisionismus bekannt werden sollte.⁵² In ihnen forderte er die Partei auf, die Schlagworte der Vergangenheit fallen zu lassen und zu einer praxisorientierten demokratischen Reformbewegung zu werden, eine Perspektive, die weitsichtige Köpfe aus der politischen Rechten wie Johannes Miquel beunruhigte; letzterer schrieb später über Vollmar, er sei «der klügste, offenkundig der gemässigteste und damit der *gefährlichste* Gegner der bestehenden Ordnung».⁵³ Vollmars Gedankengänge wurden später im gleichen Jahrzehnt in den theoretischen Schriften Eduard Bernsteins ausgearbeitet, der sie noch mit Elementen des englischen Fabianismus verfeinerte;⁵⁴ aber sie hätten sich auch ohne Bernsteins Hilfe durchgesetzt. Die materielle Kraft hinter dem sozialistischen Reformismus, das waren die Massen der einfachen Parteimitglieder, die im Herzen patriotisch gesinnt waren und nicht gegen den Staat kämpfen wollten, wenn es Möglichkeiten der Zusammenarbeit mit ihm gab; es waren die sozialistischen Abgeordneten der süd-

deutschen und mitteldeutschen Parlamente und Gemeindeversammlungen, die die Erfahrung gemacht hatten, dass eine solche Zusammenarbeit möglich war, und es waren die Führer der unabhängigen Gewerkschaften.

Die Gewerkschaften waren ursprünglich die Stiefkinder der sozialdemokratischen Bewegung gewesen; sie wurden von der Parteiführung zwar als nützliche Zentren der politischen Agitation der Arbeiter betrachtet, aber man brachte ihren «privaten» wirtschaftlichen Interessen von Seiten der Partei kein wirkliches Verständnis entgegen und gewährte ihnen keine Unterstützung.⁵⁵ Dieses Verhältnis änderte sich nach 1890 und besonders nach 1895, als der Grad der gewerkschaftlichen Organisation namentlich in den Reihen der ungelerten Arbeiterschaft rapide zunahm. 1890 hatten sich die Gewerkschaften in einer neuen zentralen Organisation, der Generalkommission der Freien Gewerkschaften, zusammengeschlossen, die unter der Führung von Carl Legien stand, einem kühlen Realpolitiker, der sein Leben dem praktischen Dienst an der deutschen Arbeiterschaft widmete.⁵⁶ Dieser Zentralverband machte bald deutlich, dass er die Gleichgültigkeit Bebels und Liebknechts gegenüber den Belangen der Gewerkschaftsmitglieder,⁵⁷ die herablassende Haltung der Parteipresse, namentlich des *Vorwärts*, und die angemassete Überzeugung der Parteitheoretiker, sie hätten das Recht, die Gewerkschaftspolitik zu bestimmen, nicht länger mit ansehen würde. Nichts erzürnte die Gewerkschaftsführer mehr als Versuche der Partei, sie von Massnahmen wie der Schaffung von Ausgleichsfonds für arbeitslose Mitglieder oder vom Kampf um allgemeingültige Tarifverträge abzubringen, weil dies die Kampfbereitschaft der Arbeiterklasse schwäche. Die Gewerkschaftsführer waren gewöhnlich eigenwillige und praktisch orientierte Männer, die wenig von der politischen Leidenschaft ihrer französischen Brüder besaßen, dafür aber mit einem gründlichen Misstrauen gegenüber den Intellektuellen ausgestattet waren. Sie waren bereit, Artikelschreibern der *Neuen Zeit* und der *Sozialistischen Monatshefte* eine gewisse geringschätzig Toleranz zu gewähren – «Lasst sie schwatzen!» –, vorausgesetzt, sie störten die Gewerkschaftsarbeit nicht, deren Ziel es war, Vorteile für ihre Mitglieder herauszuholen. Unter den Vorbereitungen für eine zukünftige Revolution konnten die Gewerkschaftler sich nichts vorstellen; sie gingen davon aus, dass es in ihrem Interesse lag, einen *modus vivendi* mit der Gesellschaft, in der sie lebten, zu suchen, anstatt doktrinäre Opposition gegen sie zu betreiben. Mit diesen Ansichten setzten sie sich allmählich in der Sozialdemokratischen Partei durch und zwangen deren Führung, sich für ihre

Unterstützung durch eine Revision ihrer eigenen Klassenkampf-Konzeption erkenntlich zu zeigen. In der Tat zwangen die Gewerkschaften die Partei 1905 und 1906, ihre periodischen Aufrufe zum politischen Massenstreik aufzugeben, eine in den Augen der Gewerkschaftsführung verwerfliche Lehre, deren Verfechter als «Anarchisten und Individuen ohne Erfahrungen im Klassenkampf» bezeichnet wurden.⁵⁸

Die Gewerkschaftsbewegung war im letzten Jahrzehnt des 19. Jahrhunderts die stärkste aller Kräfte, welche die Umorientierung der Sozialdemokratischen Partei zu einer in allen ihren praktischen Zielen sozialreformerischen demokratischen Bewegung bewirkten. Die Fähigkeit der Gewerkschaftsführer, zu Vereinbarungen mit Vertretern von Industrie und Handel zu kommen, war, ebenso wie die Beteiligung von Arbeitervertretern an Gesundheits-, Wohnungs- und Arbeitslosenausschüssen auf kommunaler Ebene und die Zusammenarbeit zwischen sozialistischen Abgeordneten und Vertretern bürgerlicher Parteien in Gemeinderäten und Bezirksversammlungen, ein sichtbares Signal dafür, dass weder die Arbeiterklasse noch die sie repräsentierenden Politiker auf die Zerschlagung der bestehenden politischen Ordnung festgelegt waren. Beispiele, die dies bewiesen, gab es in Hülle und Fülle: so etwa die funktionierende Koalition zwischen den Sozialisten und den liberalen Parteien im badischen Landtag. Es war die Tragik Deutschlands – der Ausdruck ist, alles in allem gesehen, nicht zu hoch gegriffen –, dass die herrschenden Kräfte des Landes es in den neunziger Jahren des 19. Jahrhunderts versäumten oder bewusst unterliessen, diese Tatsache zur Kenntnis zu nehmen, und dass sie stattdessen die sozialistische Gefahr ebenso an die Wand malten, wie Bismarck es getan hatte. Zweifellos gab es viele, die ernsthaft überzeugt waren, dass eine Verständigung mit der Sozialdemokratie unmöglich war; aber die Mehrzahl der Männer in den Führungsgremien der Konservativen, der Zentrums- und der National-liberalen Partei sowie im Bund der Landwirte und im Centralverband deutscher Industrieller sahen in den sozialen und politischen Veränderungen, die sie bei einer Zusammenarbeit mit der Arbeiterklasse würden zugestehen müssen, einen Preis, den zu zahlen sie sich nicht leisten konnten.

Theodor Fontane schrieb 1896:

Alles Interesse ruht beim vierten Stand. Der Bourgeois ist furchtbar, und Adel und Klerus sind altbacken, immer wieder dasselbe. Die neue, bessere Welt fängt erst beim vierten Stand an. Man würde das sagen können, auch wenn es sich bloss erst um Bestrebungen, um Anläufe handelte. So liegt es aber nicht; *das*, was die Arbeiter denken,

sprechen, schreiben, hat das Denken, Sprechen und Schreiben der altregierenden Klassen tatsächlich überholt, alles ist viel echter, wahrer, lebensvoller. Sie, die Arbeiter, packen alles neu an, haben nicht bloss neue Ziele, sondern auch neue Wege.⁵⁹

Was der Romancier bewunderte, fürchteten freilich die herrschenden Kreise der wilhelminischen Gesellschaft, und weil sie es taten, zogen sie es vor, die Möglichkeiten einer Verständigung mit der Arbeiterklasse ungenutzt zu lassen, die Möglichkeiten eines Konflikts hingegen herauszustreichen. Das grösste Versäumnis des Kabinetts Hohenlohe lag in seiner Unfähigkeit, dieser Tendenz entgegenzuwirken oder auch nur den Kaiser davon abzubringen, dass er sich dafür so exponierte. Die Tatsache, dass der Monarch öffentlich und bei wiederholter Gelegenheit Millionen seiner Untertanen der Unzuverlässigkeit, der Untreue und der Bereitschaft zum Landesverrat bezichtigte, trug viel dazu bei, einen grossen Teil der Arbeiterklasse dem Staat zu entfremden. Diese Arbeiter wurden dadurch nicht notgedrungen zu den Revolutionären, als die ihre Gegner sie darstellten. Ihre Bindungen zur bestehenden Gesellschaft, vermittelt durch die Zugehörigkeit zur Gewerkschaft oder zu kommunalen Vereinen, war dafür zu stark. Es bedeutete jedoch, dass ihre Integration in die wilhelminische Gesellschaft nur eine, wie Günther Roth es nannte, negative Integration sein konnte;⁶⁰ die Kraft und der Geist einer demokratischen Erneuerung, wie Fontane sie in der Arbeiterbewegung entdeckt hatte, blieben ein ungenutztes Potential.

Es ist zweifelhaft, ob Hohenlohe sich hierüber irgendwelche Gedanken machte. Für ihn als einen Grandseigneur war es unverständlich, dass die arbeitenden Klassen eine Beteiligung an der Regierung des Staates verlangten, und es blieb ihm ohnehin keine Zeit, eine reflektiertere Haltung gegenüber diesem Problem zu entwickeln. Die romantische Energie seines Monarchen erschöpfte sich nämlich nicht in den periodischen Feldzügen gegen die Staatsfeinde. Hohenlohe sah sich beständig von Wilhelms abrupten aussenpolitischen Vorstössen in Anspruch genommen, die oft mit peinlichen Folgen verbunden waren;⁶¹ und darüber hinaus hatte der Kanzler nahezu von Anfang seiner Amtszeit an mit einem jener ständig wiederkehrenden Konflikte zwischen Zivil- und Militärverwaltung zu ringen, die die Geschichte des Zweiten Reichs verdunkelten.

In diesem Fall ging es um die Frage der Militärjustiz; sie stellte sich, weil Hohenlohes Kriegsminister Walter Bronsart von Schellendorf daran gegangen war, das preussische Militärstrafrecht von 1845 durch die Modernisierung der Verfahrensweisen und durch die Öffnung der meisten Prozesse für die Öffentlichkeit zu reformieren. Bronsarts Initiative

war kaum revolutionär zu nennen, denn die vorgesehenen Reformen waren im Militärstrafrecht anderer europäischer Länder bereits seit Langem, verwirklicht, und im Königreich Bayern waren die Verfahren seit 1869 öffentlich. Dazu kam, dass es vernünftige politische Gründe für die Reform gab, da der Reichstag in den Jahren 1870, 1889 und 1892 in Resolutionen die Öffentlichkeit der Verhandlungen gefordert hatte und da es gerade 1894 zahlreiche Anfragen zu diesem Thema gegeben hatte. Der Kaiser jedoch widersetzte sich hartnäckig dem Gedanken einer Reform, die in seinen Augen einen Angriff auf die königliche Prerogative darstellte; pathetisch erklärte er, er könne seinem Grossvater im Himmel niemals gegenüberreten, wenn er einem solchen Ansinnen nachgäbe; und der Chef des Militärkabinetts von Hahnke wischte die Argumente Hohenlohes, der auf das grosse öffentliche und parlamentarische Interesse an der Thematik hinwies, mit der barschen Erklärung zurück, «die Armee (müsse) ein abgesonderter Körper bleiben ..., in den niemand mit kritischen Augen hineinsehen dürfe».⁶² Drei ganze Jahre vergingen, ehe die Frage entschieden wurde, und innerhalb dieses Zeitraums gab es mehrere Kabinettskrisen im preussischen Staatsministerium und in der Reichsregierung, die zur Entlassung eines Kriegsministers (Bronart), eines Staatssekretärs des Äussern (Marschall von Bieberstein, der beim Kaiser bereits dadurch Anstoss erregt hatte, dass er versucht hatte, dessen aussenpolitische Alleingänge zu bremsen,⁶³ und der nun sein verbliebenes Toleranzguthaben bei Wilhelm verspielte, indem er mit peinlichen Enthüllungen über die Tätigkeit der preussischen Geheimpolizei die Auseinandersetzungen um das Militärstrafrecht verkomplizierte⁶⁴) und zweier preussischer Staatssekretäre des Innern (E.M. von Köller, weil er der militärischen Umgebung des Kaisers Einzelheiten aus Kabinettsgesprächen zutrug, und H. von Boetticher, vermutlich, weil er es nicht tat). Im Dezember 1898 wurde die Reform schliesslich Wirklichkeit, vor allem dank des von der Sozialdemokratie, dem Fortschritt und dem Zentrum beständig ausgeübten Drucks; diese Parteien hatten ihre Entschlossenheit in der Frage der Modernisierung der Militärgerichtsbarkeit 1897 demonstriert, als sie eine Kürzung des Marinehaushalts um 12 Millionen M erzwangen und einen Frontalangriff gegen das persönliche Regiment Wilhelms II. und gegen den Einfluss nichtverantwortlicher Gremien richteten.⁶⁵

Bis zu diesem Zeitpunkt hatte Hohenlohe seinen Kredit bei Wilhelm II. und bei der Bevölkerung schon so gut wie erschöpft. Mochte er auch eine bremsende Wirkung auf die gefährlicheren Kapriolen des Kaisers ausüben, so hatte er doch selten einmal Rückgrat gezeigt und sich nicht

gegen die Entlassung Marschalls und Boettichers gewehrt, obwohl beide es wert gewesen wären. Zu seinen Gunsten lässt sich vielleicht sagen, dass die Beharrlichkeit, mit der er an seinem Amt festhielt, Deutschland vor Schlimmerem bewahrte. Wäre Hohenlohe 1895 oder auch 1897 zurückgetreten, hätte sein Nachfolger leicht General von Waldersee heissen können. Dadurch, dass er bis 1900 aushielt, machte er dies unmöglich und sicherte die Nachfolge Bernhard von Bülows. Man zögert freilich, allzu bestimmt zu behaupten, dass diese personelle Alternative dem Land zum Vorteil gereicht hat.

4. Bülow und der Reichstag: Sammlungspolitik, Finanzprobleme und die *Daily-Telegraph*-Affäre 1900-1908

Kein Kanzler ausser Bismarck verfügte über eine so reiche und gründliche aussenpolitische Ausbildung wie Bernhard von Bülow. Sohn eines früheren Staatssekretärs des Auswärtigen im Dienste Bismarcks, trat er 1873 in den Diplomatischen Dienst ein und bekleidete in den darauffolgenden fünfzehn Jahren eine Reihe attraktiver und wichtiger Positionen in St. Petersburg, Athen, Wien und Paris, darunter die eines Botschafters in Rom. 1878 war er Schriftführer des Berliner Kongresses, des eindrucksvollsten diplomatischen *omnium-gatherum* seit Wien 1814. Von 1888 bis 1893 war er Gesandter in Bukarest, von 1893 bis 1897 Botschafter in Rom. Dann kehrte er nach Berlin zurück und trat im Zuge der grossen Umbesetzung des Kabinetts Hohenlohe, die durch das kaiserliche Missfallen an der Ablehnung des Marinehaushalts, an der Geheimpolizei-Affäre und am Streit über die Militärgerichtsbarkeit ausgelöst wurde, die Nachfolge von Marschall von Bieberstein als Sekretär für auswärtige Angelegenheiten an.⁶⁶

Für Eingeweihte war es von vornherein klar, dass diese Stellung als Sprungbrett zu Höherem gedacht war. Philipp von Eulenburg, der Bülow als einen seiner engsten Freunde betrachtete – sie standen miteinander seit längerem auf Du und Du, und ihre Briefe waren gespickt mit Bekundungen der gegenseitigen Zuneigung, die den heutigen Leser peinlich berühren⁶⁷ –, hatte ihn dem Kaiser schon seit Jahren als den Mann empfohlen, der alle seine Probleme lösen werde. In der Tat hatte Wilhelm II. bereits im Dezember 1895, wütend über die Forderung des preussischen Staatsministeriums nach Entlassung seines Vertrauten E.M. von Köller als Innenminister,⁶⁸ geschrieben:

Der Fürst [Hohenlohe] ist zu alt, er kann nicht mehr sowohl die Aussenpolitik als auch das Staatsministerium leiten, und der gegenwärtige Vizekanzler [Boetticher] ist ein

feiges Würstchen. Bülow wird mein Bismarck werden, und so wie dieser und mein Grossvater Deutschland äusserlich zusammenhämmerten, so werden wir zwei im Innern den Dreck des Parlaments- und Parteiapparats wegräumen ... Sie können diesen Brief Bülow gegenüber indiskret ins Spiel bringen.⁶⁹

Bülow, der zu diesem Zeitpunkt kein Verlangen verspürte, sich in einen Machtkampf sowohl mit dem Staatsministerium als auch mit dem Aussenministerium (dem zweiten Stein des Anstosses für Wilhelm) hineinziehen zu lassen, ignorierte den Fingerzeig, den ein anderer vielleicht als Einladung betrachtet hätte. Er übte sich in Geduld, bis sich von selbst die Notwendigkeit für personelle Veränderungen im Kabinett Hohenlohe ergab, ohne dass man ihm nachsagen konnte, er habe seine Finger dabei im Spiel gehabt. Diese Taktik tat ihm in den Augen seines kaiserlichen Herrn keinen Abbruch; dieser war vielmehr entzückt, als Bülow im Juni 1897 ins Aussenministerium einzog, und nicht lange danach schrieb er Eulenburg: «Bernhard – Prachtker! ... hat sich vorzüglich gemacht und adoriere ich ihn! ... Welche Freude, mit jemand zu tun zu haben, der einem mit Leib und Seele ergeben ist und einen auch verstehen will und kann.»⁷⁰

Bülow vermochte sich das Vertrauen und die Sympathie seines Monarchen nicht nur für die Dauer der drei Jahre zu erhalten, während derer Hohenlohe sich noch hartnäckig an sein Amt klammerte,⁷¹ sondern auch für den grössten Teil des auf seine Amtsübernahme als Kanzler folgenden Jahrzehnts. Es ist nicht übertrieben, wenn man sagt, dass er sich der Aufgabe, in der Gunst des Kaisers – von der, wie er wusste, seine Stellung vollkommen abhängig war – ganz oben zu halten, mit mehr Hingabe und Mühe widmete als all seinen anderen Amtspflichten. Er scheute sich nicht, zur Erreichung dieses Ziels byzantinistische Formen der Liebedienerei einzusetzen. Kurz nachdem er zum Kanzler ernannt worden war, schrieb er Philipp Eulenburg einen Brief, dessen Inhalt, wie er ziemlich sicher annehmen konnte, dem Kaiser auf die eine oder andere Art zugetragen werden würde.

Ich hänge mein Herz immer mehr an den Kaiser. Er ist so bedeutend!! Er ist mit dem grossen König und dem grossen Kurfürst weitaus der bedeutendste Hohenzoller, der je gelebt hat. Er verbindet in einer Weise, wie ich nie gesehen habe, Genialität, echte und ursprüngliche Genialität mit dem klarsten *bon sens*. Er besitzt eine Phantasie, die mich mit Adlerschwingen über alle Kleinigkeiten emporhebt, und dabei den nüchternsten Blick für das Mögliche und Erreichbare. Und dabei welche Tatkraft! Welches Gedächtnis! Welche Schnelligkeit und Sicherheit der Auffassung!⁷²

Dieses bedenkenlose Bejahen der schlimmsten Seiten des Kaisers beunruhigte viele der auf den obersten Stufen der deutschen Regierung Tätigen. Holstein kostete seine Besorgnis die Freundschaft Eulenburgs und das Vertrauen Bülow's. Waldersee, bei Bülow's Amtsantritt als Militärbefehlshaber nach Altona versetzt und jeder Hoffnung beraubt, jemals selbst Kanzler werden zu können, gab gegenüber dem persönlichen Freund des Kaisers, Albert Ballin, dem geschäftsführenden Direktor der Hamburg-Amerika-Linie, zu bedenken, Bülow verleite Wilhelm II. zur Überschätzung seiner eigenen Fähigkeiten, indem er ihn in jeder seiner Eingebungen bestärke und sich seinen Wünschen gegenüber niemals kritisch oder ablehnend verhalte. Ballin weigerte sich, dies zu glauben; er meinte, der Kaiser sei zu klug, um auf plumpe Anbiederungsversuche hereinzufallen. Später besann Ballin sich, wie Waldersee vermerkt, eines Besseren und gab zu, dass er sich geirrt hatte. «Bülow,» sagte er «ist ein Unglück für uns, er verdirbt den Kaiser völlig.»⁷³

Zu Bülow's Gunsten muss gesagt werden, dass seine Ansichten über die in der Welt sich vollziehenden Entwicklungen zu realistisch waren, als dass er an der reaktionären Gesellschaftspolitik seiner Vorgänger festgehalten hätte. Sein Amtsantritt bedeutete praktisch das Ende aller Versuche, das Anwachsen der Sozialdemokratie gewaltsam aufzuhalten. Bülow's Strategie zur Bekämpfung der Gefahr von links hatte zwei Komponenten. Einmal hoffte er, die agrarischen und die industriellen Gruppen auf der Basis der Anerkennung und Erfüllung ihrer jeweiligen wirtschaftlichen Wünsche zu einer einheitlichen politischen Kraft verschmelzen zu können, die stark genug sein würde, den Reichstag zu kontrollieren. Dieses gesellschaftspolitische Konzept war 1897 von Johannes Miquel entwickelt und mit dem Schlagwort Sammlungspolitik charakterisiert worden,⁷⁴ und kein geringerer als Fürst Bismarck hatte ihm seinen Segen erteilt; der alte Mann erkannte darin denselben Geist, der 1887 sein Kartell inspiriert hatte, und er brachte seine Zustimmung im März 1897 in einem Artikel der *Hamburger Nachrichten* zum Ausdruck. Der einstige Kanzler erklärte darin: «Es liegt durchaus im Interesse aller Produzenten, mögen sie Getreide, Webstoffe, oder Metalle erzeugen, dass sie sich vereinigen, um denjenigen Einfluss auf die Gesetzgebung zu erlangen, der ihnen gebührt, und den sie jetzt wegen ihrer Uneinigkeit und deshalb nicht haben, weil so viele Leute im Parlament das grosse Wort führen, die an der nationalen Arbeit nicht beteiligt sind. ...» Und er argumentierte weiter, wie er es schon in einer 1895 gehaltenen Rede getan hatte, die «Bienen» verdienten grössere Beachtung als die «Droh-

nen», «Gehaltsbezieher im Staats- oder Kommunalamt, die Professoren, Pastoren, und viele andere Leute», die keinen Anteil an der grössten Aufgabe nahmen, der die Nation sich gegenübergestellt sah, «der Bekämpfung und Unschädlichmachung der Sozialdemokratie».⁷⁵

Bülow machte sich diese Politik unter gewissen Vorbehalten zu eigen. Um sie zu ergänzen und um den Massen auch einige imponierende Spannungs- und Erfolgserlebnisse zu bieten, die ihre Liebe zum Staat und ihre Freude an ihm auffrischen würden, verschrieb er sich einer energischen Aussenpolitik in globalem Massstab, einer grandiosen Welt- und Flottenpolitik. «Ich lege den Hauptakzent auf die auswärtige Politik», schrieb er im Dezember 1897. «Nur eine erfolgreiche Aussenpolitik kann helfen, versöhnen, beruhigen, sammeln, einigen.»⁷⁶

Diese Politik barg, wie wir sehen werden,⁷⁷ schwerwiegende Risiken in sich, besonders im Bereich der auswärtigen Beziehungen, denn ihre unausbleibliche Folge war die Entfremdung Deutschlands sowohl von Russland als auch von Grossbritannien. Aber die Gewinne, die den Teilhabern der agrarisch-industriellen Interessengemeinschaft zufielen, liess sie diese Risiken übersehen oder bewusst in Kauf nehmen; und die erwarteten gesellschaftspolitischen Vorteile übten eine unwiderstehliche Anziehung auf jene Leute aus, die das Scheitern früherer Versuche zur Zurückdrängung des Sozialismus noch nicht verwunden hatten. Ein Mann wie Admiral Tirpitz, der von Berufs wegen an einer Welt- und Flottenpolitik interessiert war, hatte seit Langem, die politischen Vorteile erkannt, die sich unter Umständen daraus ziehen liessen. Neben den anderen Gründen, die Deutschland zu einer solchen Politik bewogen, lag, so schrieb er 1895 an Albrecht von Stosch, ein Motiv in der nicht unwichtigen Überlegung, dass «in der neuen grossen nationalen Aufgabe und dem damit verbundenen Wirtschaftsgewinn ein starkes Palliativ gegen gebildete und ungebildete Sozialdemokraten liegt».⁷⁸

Der Soziologe Max Weber und der einflussreiche evangelische Publizist und Fortschrittspolitiker Friedrich Naumann stimmten, obwohl sie dem Admiral politisch nicht nahestanden, in dieser Hinsicht mit ihm überein. Weber forderte in seiner Antrittsvorlesung an der Universität Freiburg 1895, das Bürgertum solle aus seinem «weichen Eudämonismus» erwachen und den Kampf um die Weltgeltung aufnehmen, denn «nicht Weltbeglückung ist der Zweck unserer sozialpolitischen Arbeit, sondern die soziale Einigung der Nation, welche die moderne ökonomische Entwicklung sprengte, für die schweren Kämpfe der Zukunft».⁷⁹ Naumann, der von seinem Mentor Stoecker eine tiefe Besorgnis angesichts der Kluft zwischen der Arbeiterklasse und den Rest der wilhelmi-

nischen Gesellschaft übernommen hatte, ohne indessen seine Rezepte zur Lösung des Problems zu akzeptieren, griff die Weltpolitik enthusiastisch als ein Mittel zur sozialen Integration auf. In seinem 1900 geschriebenen, grossen Einfluss ausübenden Buch *Demokratie und Kaisertum* verkündete er: «Das neue Zeitalter ist imperialistisch-proletarisch ... Es ist unmöglich, im gegenwärtigen Zeitpunkt eins dieser Elemente ohne das andere zu denken.»⁸⁰ Sowohl er als auch Weber erkannten, welche Risiken es barg, mit etablierten Weltmächten in Konkurrenz zu treten, aber diese Risiken schienen für sie eher Ansporn als Abschreckung zu sein.⁸¹ Es gibt wenig Anzeichen dafür, dass sie sich auch der Tatsache bewusst waren, dass die ihnen vor Augen stehenden Gewinne nicht der Nation als solcher, sondern der besitzenden Klasse zugute kommen würden.

Die ersten handfesten Resultate der Sammlungspolitik waren die Verabschiedung des Flottenausbaugesetzes von 1900⁸² und die neuen Zollgesetze von 1902. Dass die Agrarpartei ihre Unterstützung einem Projekt geliehen hatte, das einer ihrer Führer öffentlich als «die grässliche Flotte»⁸³ bezeichnete, ist zum Teil dem Hass gegen England zuzuschreiben, der in der Folge des Burenkriegs aufgekommen war (und der weniger vom Mitleid für den Schwächeren herrührte als von der Furcht, der englische Sieg in Südafrika sei der Vorbote eines weltweiten Sieges der Industrie über die landwirtschaftliche Existenzweise und als solcher zu bekämpfen, selbst um den Preis eines Flottenprogramms, das unbestreitbar der deutschen Schwerindustrie grosse Gewinne bringen würde⁸⁴). Ein ebenso wichtiger Faktor waren jedoch Miquels im Jahre 1897 begonnene Verhandlungen mit den Führern des Centralverbands deutscher Industrieller und des Bundes der Landwirte; diese führten zu einer Vereinbarung, derzufolge die Regierung Anträge zur Reform der Caprivischen Zollgesetze einbringen und sich dafür speziellen Änderungswünschen der Kornproduzenten zugänglich zeigen würde.⁸⁵ Dies führte im Endergebnis zur Verabschiedung der neuen Zollgesetze im Dezember 1902, deren wesentliches Merkmal eine so starke Erhöhung der Zölle auf importiertes Getreide war, dass das russische Korn praktisch vom deutschen Markt ausgeschlossen wurde, ein Umstand, der sich zwar sehr zum Nutzen der ostelbischen Agrarier auswirkte, aber auch die Grundnahrungsmittel in Deutschland merklich verteuerte.⁸⁶

Obwohl Bülow es durch Appelle an das Zentrum, die Nationalliberalen und die Freikonservativen vermocht hatte, gewisse Abstriche an den extremsten Forderungen der Landwirte durchzusetzen, bestanden wenig Zweifel darüber, wer die wirklichen Nutzniesser des Zollgesetzes von

1902 waren. Die Konservativen hatten den Kanzler in der Tat wissen lassen, dass ihre Unterstützung für seine Politik von seinem fortgesetzten Wohlwollen gegenüber ihren wirtschaftlichen Interessen abhängt. Dass Bülow hierauf einging, sollte sich in der Folge als eine spürbare Fessel seiner Handlungsfreiheit erweisen, als er sich nämlich gezwungen sah, den finanziellen Schwierigkeiten zu begegnen, in die das Reich durch seine aggressive Aussenpolitik, sein Flottenbauprogramm und durch den Niedergang des deutschen Handels im Zuge der 1903 einsetzenden wirtschaftlichen Rezession geriet.

Es stand kaum in Zweifel, dass das Steuersystem des Reichs, wie es in der Verfassung festgeschrieben und 1879 modifiziert worden war,⁸⁷ selbst dringend der Reform bedurfte. Ausschliesslich angewiesen auf indirekte Steuern und auf die Matrikularbeiträge der einzelnen Bundesstaaten, sah das Reich sich einem sprunghaften Anstieg der Heeres- und Flottenausgaben sowie kostspieligen Abenteuern, wie der Eroberung von Kiautschou und dem Krieg in Südwestafrika ausgesetzt;⁸⁸ so kam es nach 1903 zu einem wachsenden Haushaltsdefizit, das die neuen Zollgesetze in keiner Weise zu beheben vermochten.⁸⁹ Das Finanzproblem wurde zur unangenehmsten Aufgabe für Bülow, wenngleich er alles tat, um dies nicht zugeben zu müssen, und das Problem im Reichstag mit kleinen Scherzen abtat; und doch stolperte er am Ende darüber, nicht zuletzt wegen der Unnachgiebigkeit der agrarischen Interessenvertreter.

Bülow's Schwierigkeiten nahmen mit der Reichstagswahl von 1903 ihren Anfang. Die Unpopularität des neuen Zollgesetzes war so gross, dass die Sozialdemokratische Partei, die in vorderster Front dagegen gekämpft hatte, gegenüber 1898 25 Sitze dazugewann, während die linksliberalen Parteien, die den Unwillen der Wähler erregt hatten, weil sie weder für die Zölle gestimmt noch mit den Sozialisten zusammen gegen sie gekämpft hatten, 13 Mandate verloren. Die Nationalliberalen gewannen zwar 3 Sitze dazu, aber beide konservativen Parteien erlitten Einbussen, und unter dem Strich ergab sich im Reichstag eine merkliche Kräfteverschiebung, durch die das Zentrum zu einer beherrschenden Stellung innerhalb der Regierungskoalition aufstieg, da ohne seine Stimmen keine Mehrheit zu erlangen war. Das erbitterte die anderen Koalitionspartner umso mehr, als das Zentrum sich aus Furcht, Wählerstimmen zu verlieren, wenn es offene Solidarität mit den Agrariern zeigte, geweigert hatte, ein Wahlbündnis mit ihnen einzugehen;⁹⁰ und es waren namentlich die Konservativen, die deutlich zeigten, dass sie dies nicht

zu vergessen gewillt waren. Die daraus resultierenden Spannungen in der Koalition waren am Vorabend der Wahl, da die Regierung das sich vergrößernde Haushaltsdefizit in den Griff zu bekommen suchte, von einschneidender Bedeutung. Es war bezeichnend für Bülow, dass er sich zunächst in diese Bemühungen nicht persönlich einschaltete, ausenpolitische Komplikationen vorschützend, die seine ganze Zeit in Anspruch nahmen. Der Kanzler wusste, dass keiner seiner Vorgänger eine glückliche Hand bei Steuererhöhungen gehabt hatte, und Steuererhöhungen waren jetzt das Gebot der Stunde. Aber sein Versäumnis, sich selbst zu engagieren, kam im Grunde einer erneuten Kapitulation vor den Kräften des Grossagrariertums gleich, denen es (in diesem Fall mit Unterstützung der preussischen und der sächsischen Regierung) gelang, sowohl den Versuch des Reichsschatzamtes abzuwehren, eine Mehrheit für neue Reichssteuern auf Tabak und Spirituosen zu erreichen, als auch seine Bemühungen zu blockieren, eine Einkommenssteuer oder eine allgemeine Erbschaftssteuer als direkte Reichssteuern einzuführen. Die Folge war, dass eine Rationalisierung des Steuersystems ausblieb.

Bis 1905 hatte sich die Haushaltslage so verschlimmert, dass Bülow seine vornehme Zurückhaltung nicht länger wahren konnte. Er erklärte dem Reichstag:

Die Finanzverhältnisse im Reich ... bieten ein überaus trübes Bild ... Die ordentlichen Einnahmen des Reichs genügen nicht mehr zur Bestreitung seiner ordentlichen Ausgaben ... im Interesse des Reichs wie der verbündeten Einzelstaaten, die unter der Last der finanziellen Verhältnisse im Reiche erliegen, müssen die verbündeten Regierungen das Odium einer Finanzreform auf sich nehmen, ... die dauernde Abhilfe schafft ... Ohne Gesundung der Reichsfinanzen ist kein Fortschritt in den Kulturaufgaben, keine Entwicklung der sozialen Fürsorge möglich, entbehrt die Erhaltung und Stärkung unserer Wehrmacht zu Lande wie zu Wasser der notwendigen Unterlage.⁹¹

Das war ein Eingeständnis seiner eigenen Schwäche (die Regierung hatte es in den zurückliegenden Jahren vorgezogen, auf Anleihen zurückzugreifen, anstatt Steuererhöhungen durchzusetzen), und der Reichstag zeigte sich nicht beeindruckt. Die Vorschläge, die die Regierung ihm zu diesem Zeitpunkt unterbreitete, wurden abgelehnt, einerseits weil das Zentrum und die linken Parteien sich weigerten, solchen Steuern zuzustimmen, die den einfachen Steuerzahler belasten würden,⁹² und andererseits weil die Konservativen, wenngleich es ihnen nicht gelang, die Einführung einer Reichserbschaftssteuer zu verhindern, doch genügend Verbündete fanden, die ihnen halfen, sie durch

Ausnahmebestimmungen zu durchlöchern, so dass ihr finanzpolitisches Gewicht gering blieb.⁹³

Der Zusammenhalt in der Regierungskoalition hatte sich inzwischen weiter geschwächt. Die unabhängige Politik, die das Zentrum bei der Debatte über die misslungene Steuerreform betrieben hatte, war sowohl den Konservativen als auch den Nationalliberalen ein Dorn im Auge, und die letzteren waren zusätzlich darüber verärgert, dass es dem Zentrum gelang, bei den Beratungen für die Neufassung des preussischen Schulgesetzes neue Zugeständnisse für die katholischen Einrichtungen zu erlangen.⁹⁴ In den Augen beider Parteien liess es das Zentrum darüber hinaus an Einsatz sowohl für die Interessen der Regierung als auch für die der Nation fehlen. 1905, während der Debatte über die Heeresvermehrung, hatte es sich für alle Argumente, die Bülow hinsichtlich der nationalen Sicherheit ins Feld führte, taub gestellt und stattdessen zusammen mit den Sozialdemokraten Forderungen nach Verstärkungen in der Kavallerie aus vorhandenen Haushaltsmitteln abgeschlagen und andere Beschränkungen durchgesetzt.⁹⁵ Im gleichen Jahr hatte der kommende Mann der Zentrumspartei, Matthias Erzberger, eine Reihe von aufsehenerregenden Berichten über die Zustände in den deutschen Kolonien zu veröffentlichen begonnen, in denen der amtlichen Kolonialverwaltung Unfähigkeit, Brutalität im Umgang mit Eingeborenen und Willfährigkeit gegenüber den finanziellen Interessen von Grossunternehmen, insbesondere der Firmen Tippelskirch und Woermann, vorgeworfen wurde; diese Firmen übten in Südwestafrika ein Fracht- und Versorgungsmonopol aus und hatten ihre Stellung dazu benutzt, der Regierung unmässige Preise in Rechnung zu stellen.⁹⁶ Zu einem Zeitpunkt, als das Prestige der Regierung durch Rückschläge im Ausland erschüttert war, besonders durch den Fehlschlag, den sie mit ihrer plumpen Einmischung in der Marokko-Frage erlitten hatte,⁹⁷ erschien den anderen Koalitionspartnern eine solche Kritik unzumutbar, und sie bedrängten Bülow, etwas dagegen zu tun. Er hätte es ohne Zweifel vorgezogen, dies im Wege von Verhandlungen zu tun,⁹⁸ aber als er erfuhr, dass einflussreiche evangelische Mitglieder im Stab des Kaisers ihn der übermässigen Nachgiebigkeit gegenüber katholischen Anschauungen beschuldigten, kam er zu dem Schluss, dass es handfesterer Massnahmen bedurfte, um sein welkendes Ansehen wieder zu festigen.⁹⁹ Er entschloss sich daher, mit dem Zentrum zu brechen und eine neue Koalition zu gründen mit Hilfe eines Wahlkampfes, der auf Nationalismus, Antisozialismus und auf den Appellen an den in gewissen Teilen des Landes bestehenden latenten Antikatholizismus baute.

Bülow bewies zu keiner anderen Zeit soviel taktische Meisterschaft wie beim Wahlkampf von 1907, und oberflächlich betrachtet erzielte er einen glänzenden Erfolg.¹⁰⁰ Zu Anfang gelang es ihm, in geduldigen und geschickt geführten Verhandlungen mit den linksliberalen Gruppierungen deren Führer davon zu überzeugen, dass sie sich hinter ihn stellen mussten, um die Herrschaft eines rotschwarzen Bündnisses im Reichstag oder auch eine von den Reaktionären dominierte Koalition zu verhindern. In der Folge führte er einen mit gigantischen Zuschüssen von Interessengruppen aus Industrie und Finanzkapital sowie von den grösseren Wirtschaftsvereinigungen, vom Alldeutschen Verband und vom Flottenverein unterstützten, propagandistisch gekonnten Wahlkampf, in dem einerseits jeder Bezug auf innerdeutsche Probleme rigoros ausgeklammert und andererseits an das patriotische Gefühl des Durchschnittswählers appelliert wurde, indem man ihm einschärfte, es sei seine Pflicht, dafür zu sorgen, dass die Feinde im Innern einen Denkartzettel für ihre bewusste Missachtung der nationalen Interessen erhielten.¹⁰¹ Der Appell verhallte nicht ungehört. Als die Stimmen ausgezählt waren, hatten die Parteien des sogenannten Bülow-Blocks 216 Sitze erobert (Konservative 60; Freikonservative 24; Landbund und wirtschaftliche Vereinigung 13; Antisemiten 16; Nationalliberale 54; Fortschritt 49). Das Zentrum hatte zwar 5 Sitze dazugewonnen und konnte seine Reichstagsdelegation auf 105 Köpfe erweitern, und die polnische Fraktion nahm von 16 auf 20 Mitglieder zu, aber durch den Verlust von 36 Mandaten für die Sozialisten, die von 79 auf 43 fielen, hatte Bülow sein Spiel allem Anschein nach gewonnen und die Abhängigkeit vom Zentrum abgeschüttelt, ohne auf eine regierungsfähige Mehrheit im Reichstag verzichten zu müssen.¹⁰²

Für diesen Erfolg hatte Bülow sich jedoch die dauernde Feindschaft der Zentrumspartei eingehandelt. Ihre Führer, Spahn, Gröber, Hertling und Erzberger, würden wohl schwerlich vergessen, dass sie in der Regierungspressen auf eine Art und Weise angegriffen worden waren, wie es vorher nur den Sozialdemokraten gegenüber üblich gewesen war; so war dem deutschen Volk weisgemacht worden, dass «Engländer, Franzosen, Russen – alle unsere Feinde auf der Welt – den Triumph der verbündeten Schwarzen u(nd) Roten wünschen, weil das das Ende der deutschen Einheit, Macht u(nd) Grösse bedeuten würde. Dann hätten unsere Feinde leichtes Spiel, um über uns herzufallen u(nd) aus Deutschland wieder die Magd der anderen zu machen.»¹⁰³ Es war nur natürlich, dass sie den Wunsch hegten, sich an dem Manne zu rächen, der seine Zu-

stimmung zu dieser Art Verunglimpfung ihrer Integrität gegeben hatte, und es boten sich ihnen in der Folge eine Fülle von Gelegenheiten, ihren Rachedurst zu stillen.

Bülow war nämlich absolut verwundbar. Zuerst einmal musste er die Linksliberalen, nachdem er sie in den Block geholt hatte, davon überzeugen, dass es in ihrem Interesse lag, in ihm zu bleiben. Es dauerte nicht lange, und sie gaben deutlich zu verstehen, dass sie sich hierzu nur durch Zugeständnisse in Bezug auf die von ihnen geforderten Veränderungen in Preussen würden bewegen lassen: eine Liberalisierung des Schul- und des Vereinsgesetzes und eine Reform des Dreiklassenwahlrechts. Bülows Versuche, sich dieser Forderungen durch vage Versprechen zu entledigen, stellten seine neuen Verbündeten nicht zufrieden, wohl aber schreckten sie seine alten auf; und als sein neuer Staatssekretär des Reichsamts des Innern und Vizekanzler Theobald von Bethmann Hollweg 1908 den Kaiser zu einer unbestimmten Andeutung hinsichtlich der Möglichkeit einer Wahlrechtsreform veranlasste («Es ist mein Wille, dass das Stimmrecht für die Zweite Kammer in einer der wirtschaftlichen Entwicklung, der Verbreiterung der Bildung sowie der politischen Reife und der Stärkung des Staatsbewusstseins entsprechenden Weise ausgebaut wird. Darin sehe ich eine der wichtigsten Aufgaben der Gegenwart.»), waren die Konservativen zutiefst beunruhigt.¹⁰⁴

Ferner war das Problem der Staatsfinanzen durch die Steuergesetze von 1906 nicht gelöst worden, denn die Einnahmesteigerung wurde rasch von den steigenden Flottenausgaben aufgeessen.¹⁰⁵ Angesichts einer Staatsschuld, die sich dem Zweifachen des Betrags von 1900 näherte, war eine massive Erhöhung der Staatseinnahmen unabdingbar, aber ebenso offenkundig war es, dass es Schwierigkeiten bereiten würde, entweder mit den Bundesstaaten oder mit den Parteien des Bülow-Blocks zu einer Einigung über die Form der neuen Steuern zu kommen. Die Beamten des Reichsschatzamts überzeugten Bülow, dass er Beträge von 380'000'000 M aus neuen Verbrauchssteuern, 25'000'000 M aus erhöhten Matrikularbeiträgen und 92'000'000 M aus einer Ausweitung der bestehenden Erbschaftssteuer fordern musste. Der Kanzler, der wusste, dass dies zu einem harten Aufeinanderprallen der Interessen führen würde, behielt die Einzelheiten des Vorhabens so lange wie möglich für sich und setzte unterdessen eine Propagandakampagne in Gang, die die Parteien und die Länderregierungen unter einen so starken öffentlichen Druck setzen sollte, dass sie es nicht wagen würden, das Steuerpaket abzulehnen. In seinen Anweisungen an seinen Pressechef Hammann hob Bülow die Tatsache hervor, dass die Steuerreform als eine Frage

von «Sein oder Nichtsein» für die Nation präsentiert werden müsse. Möglicherweise ahnte er, dass dies auch im Hinblick auf seine persönliche Position zutraf, wenngleich er vorgab, sich darüber keine Sorgen zu machen. «Auf meinen Posten kommt es mir dabei wirklich weniger an», schrieb er an Hammann. «Ein Misslingen der Reform gäbe mir *une très belle sortie*. Aber für unser Land, seine innere Wohlfahrt und sein äusseres Ansehen, wäre das ein schwer zu verwindender Schlag.»¹⁰⁶

Diese Taktik schlug vollständig fehl. Wie üblich zeigte sich das Agriariertum unbeeindruckt vom Druck der Öffentlichkeit, und der Bund der Landwirte und die Führung der Konservativen kamen im September 1908 überein, sich jedem Versuch einer Reform zu widersetzen, die auf eine direkte Einkommens- oder Vermögenssteuer, auf eine Ausweitung der bestehenden Erbschaftssteuer oder gar auf eine Erhöhung der Matrikularbeiträge mit neuen Folgelasten für das Grundeigentum hinauslief. Es war klar, dass der Kanzler, wenn er die Konservativen nicht zu einem Abrücken von diesem rigorosen Standpunkt überreden konnte, nicht auf die Unterstützung der Linksliberalen würde zählen können, die eine stärkere Besteuerung des Grund und Bodens wollten.

Die Zentrumspartei, die das Dilemma des Kanzlers erkannte, beeilte sich, es für sich auszunutzen. In einer Rede vor dem bayerischen Reichsrat kündigte Graf Hertling, der Führer des süddeutschen und konservativen Flügels der Partei, an, dass eine Ausweitung der Erbschaftssteuer die besitzende Klasse auf ungerechte Weise benachteiligen würde; und Matthias Erzberger äusserte sich zu diesem Thema ausführlich in einem Zeitungsartikel, in dem er auch einen Vorschlag vorbrachte, der sich in konservativen Kreisen bereits einiger Beliebtheit erfreute, nämlich, dass der Sachwertbesitz solange keiner zusätzlichen Besteuerung unterworfen werden sollte, bis von der Regierung der ernsthafte und systematische Versuch gemacht worden war, das mobile Kapital (Börsenumsätze, Bankkonten und ähnliches) zu besteuern.¹⁰⁷ So waren sich Zentrum und Konservative, noch bevor Bülow's Steuerreformpaket dem Reichstag vorgelegt wurde, in der Ablehnung eines seiner Hauptelemente einig. Darüber hinaus hatte das Zentrum den Junkern nur allzu deutlich zu verstehen gegeben, dass sie es nicht nötig hätten, ihre unersprießliche Partnerschaft mit den Liberalen fortzusetzen; ein anderer machtvoller Verbündeter stand ihnen zur Verfügung. Dies war eine Einladung, die die Konservativen nicht in den Wind zu schlagen gewillt waren. Sie sahen Bülow's Zuverlässigkeit inzwischen mit immer skeptischeren Augen und gelangten zu der Überzeugung, dass er, falls seine parlamentarische

Position in Gefahr geriet, nicht zögern würde, sich bei den Liberalen mit einer Erhöhung der Erbschaftssteuer und mit noch gefährlicheren Experimenten anzubiedern. Ende 1908 war eine beachtliche Zahl konservativer Parteiführer bereit, den Block auseinanderbrechen zu lassen in der Hoffnung, so Bülow's Sturz zu erzwingen.

Gewiss musste der Zerfall der Koalition nach der Verfassung nicht notwendigerweise die Stellung des Kanzlers gefährden, denn ob er im Amt blieb oder nicht, hing von der Gunst des Kaisers ab. Aber im November 1908 untergrub Bülow selbst die bis dahin unerschütterliche Position, die er beim Kaiser genossen hatte, durch sein Verhalten in der durch die Veröffentlichung eines Interviews Wilhelms II. in der Londoner Zeitung *Daily Telegraph* ausgelösten Krise; der Kaiser hatte in das Gespräch eine Reihe von Bemerkungen über aussenpolitische Belange einfließen lassen, die darauf berechnet waren, die Beziehungen sowohl zu Grossbritannien als auch zu Russland zu beeinträchtigen.¹⁰⁸ Dieses neuerliche Beispiel für die politische Unbedachtheit des Monarchen löste in weitesten Kreisen Kritik aus, und dies zu einem Zeitpunkt, als sein Ansehen in der Öffentlichkeit bereits durch die Enthüllung sexueller Verfehlungen unter einigen seiner engsten Vertrauten erschüttert war;¹⁰⁹ im Reichstag erhob sich ein Sturm der Entrüstung, und in momentaner Einigkeit forderten alle Parteien, dass der politischen Betätigung des Kaisers Zügel angelegt werden müssten. Ironischerweise hatte sich der Kaiser gerade in diesem Fall einmal an die verfassungsmässige Vorschrift gehalten. Ehe er die Erlaubnis zur Veröffentlichung des Interviews erteilte, hatte er eine Durchschrift zur Begutachtung an Bülow geschickt. Der Kanzler hatte es in seiner legeren Art versäumt, sie zu lesen und sie einem untergeordneten Beamten weitergegeben, ohne diesem den leisesten Hinweis darauf zu geben, dass die Äusserungen des Kaisers sorgfältig zu prüfen wären. So fanden diese, ohne dass Wilhelm selbst eine Schuld daran traf, unbeanstandet den Weg in die Presse.¹¹⁰ Bülow sah sich nicht in der Lage, dies im Reichstag zuzugeben, denn das hätte bedeutet, sich zu der, wie es der österreichische Botschafter nannte, «Flut von Versäumnissen» zu bekennen, die vorgekommen waren.¹¹¹ Er machte sich die öffentliche Aufregung und die Forderung der Parteien und der Landesregierung nach sofortiger Abhilfe zunutze, um die Ereignisse, die der Veröffentlichung des Interviews vorausgegangen waren, zu verwischen, und liess gleichzeitig durchblicken, dass er diese Veröffentlichung verurteile; er fügte hinzu, er sei sicher, dass der Kaiser in gutem Glauben gehandelt habe und sich in Zukunft stärker zurückhalten werde. Falls dies nicht geschehe, so fuhr er in diplomatischer Mil-

de fort, könnten weder er noch seine Nachfolger die Verantwortung des Amtes tragen.¹¹² Bülow liess sich daraufhin, bestärkt vom preussischen Staatsministerium und vom aussenpolitischen Ausschuss des Bundesrats, von seinem Kaiser das Versprechen geben, dass er sich hinfort im Interesse der ordnungsgemässen Führung der Reichspolitik bemühen würde, die verfassungsmässig vorgeschriebenen Formen zu beachten.¹¹³

Wilhelm II., erschüttert von dem Sturm, der sich um ihn erhoben hatte, kam dieser Forderung nach, aber er tat es nicht ohne Groll, und seine Beziehung zum Kanzler war unwiderruflich getrübt. Dies wäre nicht schlimm gewesen, hätte die *Daily-Telegraph*-Affäre zu einer bleibenden Veränderung der Verfassungsgrundlagen im Sinne einer Erweiterung der Kompetenzen des Parlaments auf Kosten des monarchischen Prinzips geführt. In der Tat schien es eine Zeitlang, als sei eine solche Entwicklung möglich. Aber am Ende wurde aus der Affäre wieder nur eine jener verpassten Gelegenheiten, die den Weg der deutschen Verfassungsgeschichte markieren; die momentane Einigkeit der politischen Parteien in der Forderung nach einer Beschneidung der königlichen Prärogative, nach einer grösseren Verantwortlichkeit des Kanzlers gegenüber dem Reichstag und nach der gesetzlichen Fixierung des Interpellationsrechts des Reichstags hielt nicht lange vor. Nachdem man in mannhafter Entschlossenheit A gesagt hatte, flüsterte man nun unsicher und halbherzig B. Theodor Eschenburg hat geschrieben: «Der Mangel an Disziplin und Solidarität, diese fassungslose Aufregung und der Hang zu rednerischen Übertreibungen, die der ganzen wilhelminischen Ära eigen ist, und das Fehlen eines konkreten politischen Zieles liessen die Reichstagsdebatte, an die die deutsche öffentliche Meinung grosse Hoffnungen geknüpft hatte, wirkungslos verpuffen.»¹¹⁴

Der Gedanke, die öffentliche Erregung über die Indiskretionen des Kaisers und zugleich die finanzielle Krise des Reichs zu einer Reform der Bismarckschen Verfassung zu nutzen, scheint nur für wenige Parlamentarier verlockend gewesen zu sein. Dies lag zum Teil an dem Umstand, dass sie, anders als ihre Kollegen in England und Frankreich, kaum in der Kunst geübt waren, ihre Haushaltsbewilligungsbefugnisse politischen Zwecken dienlich zu machen. Es war aber auch ein Zeichen dafür, dass die Entwicklung der Parteien von nationalen politischen Organisationen zu wirtschaftlichen Interessengruppen bereits soweit fortgeschritten war, dass sie praktisch nicht mehr in der Lage waren, sich als einheitliches verfassungsmässiges Organ zu verstehen und bei bedeutenden politischen Fragen zu einer einstimmigen Entscheidung zu

kommen. Zwei Jahre später sollte der Wirtschafts- und Sozialhistoriker Otto Hintze darauf hinweisen, dass diese Tendenz, die Bismarck stets gefördert hatte, notgedrungen zu einer Stärkung des monarchischen Absolutismus und zu einer Schwächung des Einflusses der parlamentarischen Körperschaften führen musste.¹¹⁵

1909 waren es innerhalb der bürgerlichen Parteien nur die Anhänger Friedrich Naumanns, die mit der Finanzreform auch eine Reform der Verfassung zu verbinden suchten; Friedrich Payer erklärte, er mache seine Zustimmung zu den Steuervorschlägen der Regierung von deren Zusage abhängig, dass Verfassungsänderungen erfolgen würden.¹¹⁶ Äusserungen wie diese fanden wenig Unterstützung aus den Reihen der Blockparteien und bestärkten lediglich die Konservativen in ihrer Entschlossenheit, Bülow aus dem Amt zu drängen, ehe es zu spät war. Sie hatten rasch die Abkühlung im Verhältnis zwischen Kaiser und Kanzler bemerkt und waren zuversichtlich, dass Wilhelm, wenn Bülow seine parlamentarische Mehrheit verlor, seinem Rücktritt nichts in den Weg legen würde. Sie verlegten sich daher, als die offizielle Debatte über Bülows Steuerreform begann, auf bedingungslosen Widerstand gegen jedes Zugeständnis an die Blockpartner, näherten sich immer mehr der Führung des Zentrums an und verkündeten schliesslich am 24. März 1909, dass sie das Finanzproblem nicht mehr als eine Angelegenheit der Blockpolitik betrachteten. Diese Erklärung, die das Ende der Bülow-Koalition im Reichstag markierte, war sein Todesurteil.¹¹⁷

Dies wurde allerdings nicht sofort deutlich, denn der Kanzler blieb noch für weitere drei Monate im Amt, bis die Finanzreform durchgeführt war. Aber die führende Rolle in den Verhandlungen über die zukünftige Struktur des Steuersystems ging während dieser Zeit von der Regierung an die Führung der Konservativen und des Zentrums über, die die Arbeit des Reichstagsausschusses in einer Weise beherrschten, welche die anderen Parteien im Mai veranlasste, die Teilnahme an allen weiteren Sitzungen zu verweigern. Die Schlussdebatte begann am 16. Juni mit einem Appell des Kanzlers zugunsten der Erbschaftssteuer; sie endete acht Tage später mit der Ablehnung dieser Steuer. Bülow, der nicht wollte, dass sein Name mit dem von Junkern und Katholiken vorgelegten und durchgesetzten Gemeinschaftsprodukt verbunden wurde – neue Steuern auf mobiles Kapital und auf Kapitalgewinne aus dem Verkauf von Land (davon waren in erster Linie städtische Grundbesitzer betroffen, nicht aber ländliche, da diese ihren Boden nur selten verkauften)¹¹⁸ –, erbat vom Kaiser seine Entlassung und zog sich in den Ruhestand zurück, nachdem sein Monarch ihn noch zu einer Abschiedsaudienz empfangen

und sich dabei, missgelaunt, weil die Kanzlerkrise seinen sommerlichen Urlaubsplänen in die Quere gekommen war, nach den Worten seines früheren Bewunderers «wie ein schlecht erzogener Knabe» benommen hatte.¹¹⁹

5. Bethmann Hollweg – das Parteiensystem in der Sackgasse 1909-1914

Ehe er von der Bühne abtrat, konnte Bülow einen nicht unbedeutenden Erfolg verbuchen: Er diktierte die Wahl seines Nachfolgers. Der Kaiser beabsichtigte zunächst, Graf Monts zu ernennen, den Botschafter in Rom, eine arrogante und zynische Persönlichkeit mit einer kritischen Ader und einer Begabung, sich Feinde zu machen, einstmals mit Eulenburg und Holstein befreundet. Mit Hilfe Valentinis, des Chefs des kaiserlichen Zivilkabinetts, konnte Bülow seine Ernennung hintertreiben.¹²⁰ Wilhelm zog dann den Hofmarschall August von Eulenburg sowie dessen Vetter Botho, den Staatsstreichtreiber von 1894, in Betracht, aber beide machten sich weniger Illusionen über ihr Alter und ihre Schwächen, als der Kaiser es anscheinend tat, und sie lehnten ab. Wilhelms behender Verstand stürzte sich dann sogleich auf die Möglichkeit, General Colmar von der Goltz aus der Türkei, wo er als Berater in der Armee des Sultans wirkte, nach Berlin zurückzurufen. Als ihm bedeutet wurde, Goltz sei in seiner gegenwärtigen Stellung unabhkömmlich, gab der Kaiser missmutig nach und akzeptierte den Mann, den Bülow von Anfang an favorisiert hatte: Theobald von Bethmann Hollweg.¹²¹

Nachdem die Entscheidung einmal gefallen war, verfiel der Kaiser, sprunghaft wie immer, in helle Begeisterung über seine Wahl. «Er ist treu wie Gold», sagte er am 27. Juni zu Bülow, «ein Biedermann durch und durch, ein kolossaler Arbeiter, auch sehr schneidig, er wird Mir den Reichstag aufmöbeln. Übrigens habe Ich bei ihm in Hohenfinow Meinen ersten Rehbock geschossen.»¹²² Bülow war zurückhaltender. «Für die innere Politik ist Bethmann wohl alles in allem der Beste. Die Linke wird er bei der Stange halten, das Zentrum wieder heranziehen, die Konservativen sind ihm, soviel ich weiss, auch wohlgesinnt. Er versteht nur gar nichts von auswärtiger Politik.» Der Kaiser wischte den Einwand beiseite. «Die auswärtige Politik», erwiderte er gutgelaunt, «überlassen Sie Mir!»¹²³

Es gab Leute, die Bethmann als «Bülow's Rache» betrachteten;¹²⁴ und Monts schrieb spöttisch an einen Freund: «Bülow meint, Bethmann

spiele die alte Melodie nur mit weniger Geschick und Grazie weiter wie er, und dann würde die Welt erst sehen, was er für ein Kerl war.»¹²⁵ Gewiss besass der neue Kanzler wenig von Bülow's Gespür für das Dramatische¹²⁶ und nichts von seiner Freude an der Sensation, aber das hätte ihm nur in den Augen derer zum Nachteil gereicht, die sich von Bülow's Oberflächlichkeit hatten blenden lassen. Bethmann war die Inkarnation des Geheimrats; er hatte sich aus der Provinzverwaltung Brandenburgs in das preussische Innenministerium emporgearbeitet und dort 1907 schliesslich den Posten eines Staatssekretärs im Reichsamt für Innere Angelegenheiten erlangt. Er verfügte über alle guten und schlechten Eigenschaften eines preussischen Bürokraten. Er war ein sorgsamer und energischer Verwalter, ein guter Verhandlungsführer und ein Mann, der in kritischen Augenblicken Mut und Ehrgefühl zeigte; aber wie Caprivi, so fehlte auch ihm das schöpferische Talent, und sein intellektueller und politischer Horizont waren beschränkt. Aussenpolitisch war er, wie wir von Bülow gehört haben, reichlich unbedarft, und seine militärstrategischen Kenntnisse waren minimal; so fehlte es ihm in zwei Bereichen, die für die Zukunft Deutschlands entscheidend waren, gänzlich an Selbstvertrauen. Auch auf anderen Gebieten war er ohne Elan und Selbstsicherheit. Gewiss war er intelligent genug zu erkennen, dass das politische System Deutschlands einer Reform bedurfte (als Staatssekretär des Innern hatte er einen bescheidenen Beitrag zu einer solchen Reform dadurch geleistet, dass er eine Liberalisierung des Vereins- und Versammlungsrechts durch den Reichstag brachte und eine Reform der Arbeiterversicherung vorschlug, die schliesslich 1911 gesetzlich verankert wurde), aber er war in seinen Anschauungen zu konservativ und stand dem Gedanken der parlamentarischen Regierung prinzipiell zu ablehnend gegenüber, als dass er für einen grundlegenden Wandel des bestehenden Systems hätte eintreten können. Angesichts des merklichen Linksrutsches in der deutschen Politik, der mit dem Auseinanderbrechen des BülowBlocks einsetzte, bedeutete dies, dass Bethmann nach einigen erfolglosen Versuchen, seinen parlamentarischen Rückhalt zu verbreitern, in wachsendem Mass von ausserparlamentarischen Kräften abhängig wurde: vom Hof, von der Verwaltung und vom Militär. Als eine der Folgen dieser Entwicklung erreichte die Militarisierung der wilhelminischen Gesellschaft gerade während der Friedensjahre der Kanzlerschaft Bethmanns ihren Höhepunkt.

Es war dies eine Ironie der Geschichte, denn Bethmann begann seine Regierungszeit in der klaren und beherzten Erkenntnis, dass diese Ent-

wicklung infolge der Weltpolitik Bülows und der Tätigkeit von Vereinigungen wie dem Alldeutschen Verband, der Kolonialgesellschaft und dem Flottenverein bereits weit vorangeschritten war; das imperialistische Gedankengut hatte nicht nur das Bildungs- und Besitzbürgertum erobert und es in eine euphorische, zuweilen kriegslüsterne und in der Begeisterung für militärische Aufrüstung gefährlich zügellose Stimmung versetzt, sondern auch in der Mittelschicht und in Teilen der Arbeiterklasse einen ungebremsen Hurra-Patriotismus entfacht.¹²⁷ Militärische Wertmassstäbe und militärischer Stil beeinflussten praktisch alle Teile der Gesellschaft: Ein Rang als Reserveoffizier in einem guten Regiment war etwas, das sich jeder bürgerliche Unternehmer für seinen Sohn wünschte; die Industriellen neuen Schlags, die Friedrich Naumann die «Geheimratsübermenschen» nannte, regierten ihre Firmen wie ein Kommandeur seine Festung;¹²⁸ und sogar Männer vom rechten Flügel der Sozialdemokratie waren zu militärischem Gehabe fähig, wie es nach dem Parteitag von 1907 in satirischen Magazinen nachzulesen war.¹²⁹ Bethmann selbst war gegen diese Dinge nicht gefeit (bei seinem ersten Auftritt vor dem Reichstag trug er die Uniform eines Reservemajors), aber er misstraute ihnen, wenn sie in krasser und chauvinistischer Form zur Schau getragen wurden, und er war daher entschlossen, den Versuch zu machen, die Aufmerksamkeit der Deutschen von den Problemen der militärischen Macht und der Aussenpolitik auf die wesentlichen Aufgaben im Innern zu lenken. Er hoffte – oder wusste vielmehr, dass es dringend Not tat –, durch die Inangriffnahme dieser Aufgaben die durch Bülows Sturz aufgerissenen politischen Klüfte wieder zu schliessen und die Konservativen, die Nationalliberalen und das Zentrum im Zeichen eines praktischen Arbeitsprogramms zusammenzuspannen, das einige der inneren Spannungen der wilhelminischen Gesellschaft abbauen würde.

Bethmann stellte bald fest, dass sein Vorhaben nicht leicht zu verwirklichen war. Zunächst einmal waren die Probleme, die am meisten zur politischen *malaise* beitrugen, zugleich auch die am schwersten anzupackenden und die kontroversesten; zum zweiten wurde sein Gesetzgebungsprogramm von der Dauerkrise beeinträchtigt, in der sich die Reichsfinanzen befanden. Unter diesen Umständen waren die Reformvorschläge, die er in seinen ersten Amtsjahren vorlegte, äusserst bescheiden, um nicht zu sagen ängstlich, und machten wenig Furore. Sein 1910 unternommener Versuch, der fortwährenden linken Polemik gegen das preussische Dreiklassenwahlrecht dadurch den Wind aus den Segeln zu nehmen, dass er die direkte Wahl einfuhrte und die Bevorzugung der

vermögenden Schichten etwas reduzierte, fand wenig Unterstützung. Den Konservativen zu radikal, den Nationalliberalen nicht fortschrittlich genug, löste der Bethmannsche Entwurf im preussischen Landtag soviel Widerstand aus, dass es dem Kanzler im Mai 1910 ratsam erschien, ihn zurückzuziehen, nicht ohne sich dabei bittere Gedanken über die versteckte Opposition der Junker gegen jedwede Veränderung zu machen, eine Opposition, durch die ein Konfliktstoff, den er zu entschärfen gehofft hatte, nun erst recht an Sprengkraft gewann.¹³⁰ Ebenso erfolglos blieb er in seinem Bemühen, die Beziehungen zwischen der preussischen Regierung und der polnischen Minderheit in Preussen zu verbessern. Auch hier erregte er mit dem Kurs, den er einschlug – die Germanisierungspolitik, die seit Bismarcks Zeiten betrieben wurde, bewusst zu verlangsamen,¹³¹ und durch die Errichtung einer königlichen Residenz in Westpreussen Wilhelm II. in engere Berührung mit dem polnischen Adel zu bringen –, das Misstrauen der preussischen Konservativen und die Wut der Hakatisten, der Mitglieder des extrem nationalistischen Ostmarkenvereins,¹³² ohne sich die Gunst der Polen oder der fortschrittlichen Elemente in Deutschland erobern zu können. Am Ende fand der Kanzler es, um seinen Kredit bei den Konservativen nicht zu verspielen, angebracht, Bülow's Enteignungsgesetz anzuwenden und mit der Sequestrierung polnischer Ländereien zugunsten der deutschen Bauern zu beginnen, eine Entscheidung, die den vereinten Zorn von Liberalen, Fortschrittlern, Zentrumspartei und Sozialisten entfachte und Anfang 1913 zu einem Missbilligungsantrag im Reichstag führte.¹³³ Der Erfolg schliesslich, den Bethmann 1911 mit der Durchsetzung einer parlamentarisch anerkannten neuen Verfassung für Elsass und Lothringen erzielt hatte, die darauf gerichtet war, die Reichslande besser in das Deutsche Reich zu integrieren, wurde von dem reaktionären, aber höchst einflussreichen politischen Vertreter des Junkertums Oldenburg-Januschau als «Schlag gegen Preussens Ehre und Ansehen» gewertet, und jegliche Verbesserung, die der Kanzler dadurch erreichte, wurde zwei Jahre später durch den Zaberner Zwischenfall wieder zunichte gemacht.¹³⁴

Wenn die Parteien des *status quo* oder, wie er sie gern nannte, die staatserhaltenden Parteien sich nicht in der Lage sahen, in Fragen wie dieser zusammenzuarbeiten, so war, wie Bethmann ahnte, kaum zu erwarten, dass sie sich über das Problem der Reichsfinanzen einig werden würden. Und doch musste man sich früher oder später damit auseinandersetzen. Die von Zentrum und Konservativen 1909 verabschiedete Reform hatte nicht mehr bewirkt, als dass nun die laufenden Ausgaben und

die Schuldzinsen bestritten werden konnten;¹³⁵ bei dem jetzt gültigen Modus war an eine Ausweitung der staatlichen Sozialleistungen oder an neue sozialpolitische Experimente nicht im Entferntesten zu denken, sofern das Reich sich nicht dazu verstand, seine bereits drückende Schuldenlast noch weiter zu vergrössern, und dasselbe galt für eine weitere militärische Aufrüstung. Dies bereitete Bethmann Sorgen, der bereits 1910 zu bedenken gab, dass die Sicherheit der Nation gefährdet war, wenn nicht neue Steuern erhoben würden;¹³⁶ er sah jedoch keinen Weg, die Differenzen zwischen den Parteien auszuräumen, die unverändert bestanden wie schon zu der Zeit, als Bülow mit ihnen gerungen hatte. Wahrscheinlich würde es, so überlegte er, der läuternden Erfahrung von Reichstagsneuwahlen bedürfen, um die zerstrittenen Gruppen zur Vernunft zu bringen. Bis auf Weiteres befolgte er die von seinem fähigen Staatssekretär im Schatzamt Adolf Wermuth vorgeschlagene rigorose Sparpolitik, derzufolge es keiner Regierungsbehörde gestattet war, ihre Ausgaben zu erhöhen, ohne dass an anderer Stelle Einsparungen in gleicher Höhe vorgenommen wurden. An diesen Grundsatz: «Keine Ausgabe ohne Deckung» hielten sich Bethmann und Wermuth bis 1912 ganz konsequent. Selbst als die Marokko-Krise von 1911 in der Öffentlichkeit den Schrei nach einer Demonstration der bewaffneten Macht Deutschlands¹³⁷ und eine Reihe erregter Forderungen des Kaisers hervorgerufen hatte (Wilhelm verlangte, Bethmann solle sich die anti-englische Stimmung zunutze machen, die die Krise angefacht hatte, um der Nation einen Gesetzentwurf für massive Flottenverstärkungen zu unterbreiten und sich mit dieser Frage an die Wähler zu wenden),¹³⁸ blieben sie fest. Der Kanzler hatte kein Verlangen danach, einen Kurs einzuschlagen, der leicht in den Krieg führen konnte,¹³⁹ und er genoss die Unterstützung seines dickköpfigen Staatssekretärs im Schatzamt, der, als der kaiserliche Druck auf Bethmann zu stark zu werden drohte, klar zu verstehen gab, dass er zurücktreten werde, wenn vor der Wahl noch irgendwelche Aufrüstungsvorlagen eingebracht würden, und der darauf beharrte, dass sie auch nach der Wahl nur im Rahmen eines umfassenden Finanzplans unterbreitet werden dürften. Alles andere, so Wermuths Argument, würde zu einem Rückfall in die schlechte alte Zeit führen, in der die Militärbehörden ihre Haushaltsmittel nach Gutdünken aufgestockt und eine geordnete Finanzverwaltung illusionär gemacht hatten.¹⁴⁰

Der Wahl von 1912 ging ein Wahlkampf voraus, in dem die Sozialdemokratische Partei den Preisanstieg für Lebensmittel infolge von Missernten dazu benutzte, die Zoll- und Steuerpolitik der Regierung zu

attackieren. Die Parteien, die die bestehende Ordnung stützten, taten nichts, um diese Angriffe zu kontern, und waren nicht einmal in der Lage, untereinander zu Vereinbarungen über eine Zusammenarbeit bei den Stichwahlen zu kommen. Die Konservativen verwendeten den Grossteil ihrer Mühe und Zeit darauf, Bethmann anzugreifen; ihr Führer Heydebrand beschuldigte ihn, bei den Verhandlungen über Marokko die deutsche Ehre und die deutschen Interessen nicht gewahrt zu haben. Dies zwang den Kanzler dazu, sich für die Dauer des Wahlkampfes vollkommen von den Konservativen loszusagen, damit die englische und die französische Regierung keine falschen Schlüsse zogen. Abgesehen davon, dass er die im Öffentlichen Dienst Tätigen dazu aufrief, die staats-erhaltenden Parteien zu unterstützen, spielte er im Verlauf der Wahlen eine seltsam distanzierte, durch eine Art gleichmütigen Defätismus geprägte Rolle. Der Linksrutsch war noch stärker, als es seinen schlimmsten Befürchtungen entsprach. Die Reichstagsfraktion der Konservativen schrumpfte von 60 auf 43, die Reichspartei von 24 auf 14, das Zentrum von 105 auf 91, die Nationalliberalen von 54 auf 45 und der Fortschritt von 49 auf 42 Sitze. Im Gegensatz dazu gewannen die Sozialisten 67 Mandate hinzu und erreichten eine Fraktionsstärke von 110.

Diese Wahl zeitigte zwei unglückliche Folgen. Zunächst einmal führte sie, wie es Wolfgang J. Mommsen ausdrückte, «das Parteiensystem in die Sackgasse».¹⁴¹ Theoretisch hatten die Sozialdemokraten die Möglichkeit, den Reichstag zu beherrschen, vorausgesetzt, es gelang ihnen, die Liberalen und die die nationalen Minderheiten repräsentierenden Parteien an ihre Seite zu ziehen. Aber ein Bebel-Bassermann-Block war kaum praktikabel. Obwohl der Revisionismus in den sozialistischen Reihen stark an Boden gewonnen hatte, sträubte sich die Partei ihrer Tradition nach gegen eine solche Kombination, und der linke Flügel war stark und laut genug, um sie praktisch unmöglich zu machen. Ähnlich verhielt es sich bei den Nationalliberalen, von denen man sich schwer vorstellen konnte, dass sie sich in einem Bündnis mit den Sozialdemokraten wohlgefühlt hätten. Aber auch keine andere politische Gruppierung verfügte über das Potential, eine fruchtbare gesetzgeberische Arbeit des Reichstags in Gang zu setzen; eine Neubildung des Bülow-Blocks beispielsweise schien so gut wie ausgeschlossen. Unter diesen Umständen fühlte Bethmann sich versucht, die Parteien von nun an so wenig wie möglich einzubeziehen, den Reichstag, wann immer es ging, zu übergehen, und wenn dies nicht möglich war, «Mehrheiten von Fall zu Fall zustande zu bringen»¹⁴² sowie gelegentlich an jene Teile der Ge-

sellschaft zu appellieren, die der Politik und den Politikern misstrauten, und sie um ihre Unterstützung gegen die streitenden Parlamentarier zu bitten.¹⁴³ Der Kanzler teilte zwar niemals – oder gab jedenfalls niemals zu, dass er es tat – die Meinung Wilhelms II., in dessen Augen der Reichstag «eine Affenbande» und eine Versammlung von «Schafsköpfen und Nachtwächtern»¹⁴⁴ war, aber wir können nicht daran zweifeln, dass seine Politik des Über-den-Parteien-Stehens zu einer Stärkung jenes autoritären Regimes führte, wie es der Überzeugung des Kaisers entsprach, während sie gleichzeitig seine eigene Stellung stärker den Unbilden der Einflüsse aussetzte, die von Seiten der Militärs, der Verwaltung und der diversen privaten Hofkamarillas auf den Monarchen ausgeübt wurden.¹⁴⁵

Die zweite Folge der Wahlergebnisse war, dass die eben genannten Gruppen richtiggehend in Panik gerieten. Das schlagartige Anwachsen der sozialdemokratischen Reichstagsmacht erschien ihnen als Vorzeichen einer unmittelbar bevorstehenden Demokratisierung der Gesellschaft, wenn nicht eines noch grösseren Unglücks; und Beamte und Militärs, die sich wegen der Verwundbarkeit des monarchischen Systems durch Angriffe sowohl von innen als auch von aussen ängstigten, drängten ungeduldig darauf, die Schutzwälle zur Verteidigung des Staates so schnell wie möglich zu errichten; mit wachsender Empfindlichkeit reagierten sie auf jeden Versuch des Reichstags oder der öffentlichen Meinung, ihnen Beschränkungen aufzuerlegen, und der Kanzler erntete ihre erbitterte Kritik, als er ihre Rechte und Privilegien nicht so energisch verteidigte, wie sie es erwartet hatten. Um seine eigene Stellung nicht zu gefährden, sah Bethmann sich häufig zu Handlungen veranlasst, die er bei grösserem Bewegungsspielraum vielleicht zu vermeiden versucht hätte.

Dies traf insbesondere für den Bereich der Reichsfinanzen zu, wo er nun dem Grundsatz, den er und Wermuth in der Zeit bis zu den Wahlen befolgt hatten, untreu wurde. Es ist gewiss richtig, dass seine Position sehr schwierig war. In geschickt geführten und zähen Verhandlungen und unter grosser Strapazierung der kaiserlichen Geduld hatte er der Kampagne ein Ende bereitet, mit der Admiral Tirpitz für eine massive Flottenvergrösserung getrommelt hatte; man hatte sich geeinigt, jede Entscheidung darüber zu verschieben, bis die durch die Marokko-Krise aufgewirbelte Erregung sich gelegt hatte und die Wahlen vorüber waren; sodann kündigte Bethmann eine neue Heeresvermehrung an, was das Reichsmarineamt zwang, in seinen Erwartungen merklich zurückzustecken. Gleichwohl musste der Kanzler mehr als 100 Millionen M an neuen Staatseinnahmen auftreiben, und Wermuth meinte, dieser Betrag

könne nur durch die Einführung einer Reichserbschaftssteuer aufgebracht werden. Bethmann trat in Verhandlungen zur Schaffung der Grundlagen für diese neue Steuer ein, stiess aber umgehend auf starken Widerstand im preussischen Staatsministerium, wo der Wirtschaftsminister Schorlemer erklärte, der Plan Wermuths werde die «Steuerschraube» in die Hände demokratischer Elemente im Reichstag geben, und dies werde «die staatsreu und monarchisch gesinnte Bevölkerung verbittern». Als andere konservative Minister diese Argumentation übernahmen, begann Bethmann seine Position zu überdenken, und als Tirpitz und der Kaiser sich über Verzögerungen zu beklagen anfangen, gab er vollends klein bei. Der Gedanke einer Erbschaftssteuer wurde fallengelassen, und das Geld, das durch sie hätte eingenommen werden sollen, wurde teilweise durch den Wegfall von Steuerbefreiungen bei Spirituosen und teilweise durch die Inanspruchnahme von Reserven hereingeholt, die Wermuth zur Schuldentilgung verwenden zu können gehofft hatte. Diese Kapitulation des Kanzlers war ein Tiefschlag für den Staatssekretär im Schatzamt, und er reichte enttäuscht und verbittert seine Entlassung ein.¹⁴⁶

Nach seinem Rückzug aus dem aktiven Dienst schrieb Wermuth einen Artikel, in dem er darauf hinwies, dass sich in den vergangenen Jahren eine vollständige Militarisierung der Finanzpolitik des Reichs vollzogen hatte, dass alle Versuche, Heer und Flotte zu einer Beachtung der Grundsätze einer soliden Finanzplanung zu veranlassen, gescheitert waren und dass die Steigerung der Staatsausgaben seit 1911 praktisch bis auf den letzten Pfennig auf das Konto des militärischen Sektors ging.¹⁴⁷ All dies entsprach vollkommen der Wahrheit, und es sollte noch schlimmer kommen, denn das Heer machte deutlich, dass die 1912 beschlossenen Erhöhungen nicht genügend, um die nationale Sicherheit zu gewährleisten.

Im Gegensatz zum Reichsmarineamt war das Oberkommando des Heeres nahezu zwanzig Jahre lang in seinen Ansprüchen an die Regierung bemerkenswert bescheiden gewesen. Sowohl von Goslar (1896-1903) als auch von Einem (1903-1909) hatten sich als Kriegsminister einer Erhöhung der Friedensstärke des Heeres widersetzt, zum Teil, weil sie Qualität für wichtiger als zahlenmässige Stärke hielten und sich damit begnügten, dass das deutsche Heer in der Lage wäre, jeden Angriff abzuschlagen, und zum Teil, weil sie befürchteten, eine Heeresvermehrung werde den sozialen Zusammenhalt und die politische Zuverlässigkeit des Offiziers- und Unteroffizierskorps beeinträchtigen. Sie schenkten den Klagen Schlieffens (von 1891 bis 1906 Chef des Generalstabs)

und seines Nachfolgers, des jüngeren Moltke, wenig Gehör, wenn diese darauf hinwiesen, dass die deutsche Wehrmacht nicht in der Verfassung wäre, ihre Kriegspläne durchzuführen; und da keiner der beiden Generalstabschefs das Verlangen verspürte, die Sache dem Kaiser vorzutragen – besonders angesichts seiner eindeutigen Vorliebe für die Marine –, ging es nach dem Willen des Kriegsministeriums.¹⁴⁸

Die wachsenden internationalen Spannungen nach 1911 machten jedoch den neuen Kriegsminister von Heeringen (1909-1913) den Argumenten des Generalstabs zugänglicher, zumal diese neuerdings mit Brillanz und Leidenschaft von Oberst Erich Ludendorff vorgetragen wurden, der der Mobilmachungsabteilung vorstand und von Oktober 1912 an zu Moltkes engstem Ratgeber wurde. Seit 1910 hatte Ludendorff immer wieder darauf hingewiesen, dass Deutschland für Angriffe von aussen gefährlich verwundbar sei. «Die Zahl unserer Feinde», so schrieb er im Juli jenes Jahres, «ist eine so grosse, dass es unabweisbare Pflicht für uns werden kann, in bestimmten Fällen von vornherein die gesamte wehrfähige Mannschaft des Reiches ihnen entgegenzustellen. Alles kommt darauf an, dass wir die ersten Schlachten gewinnen.»¹⁴⁹ Was das Heer benötigte, so meinte er leidenschaftlich, wäre nicht bloss eine Erhöhung der Gesamtstärke, sondern auch eine energisch unternommene Verbesserung des Organisationsniveaus und der Mobilisierungsbereitschaft der Reserven. «Wir müssen wieder das Volk in Waffen werden», schrieb er 1912, «zu dem wir einst in grosser Zeit durch grosse Männer geschaffen wurden. Es darf darin für Deutschland kein Zurück, es darf nur ein Vorwärts geben.»¹⁵⁰

In der Öffentlichkeit fand sich – kurz nach der Marokko-Krise – eine starke und allgemeine Zustimmung zu solchen Gedanken, nicht zuletzt dank der Aktivität von August Keim, einem pensionierten Offizier. Er hatte 1912 ohne jede offizielle Förderung und allem Anschein nach aus der rein persönlichen Überzeugung heraus, dass ein grösserer Krieg bevorstand, eine Propagandaorganisation, den Wehrverein, gegründet, mit dem Ziel, in der ganzen Nation Verständnis für die Notwendigkeit eines grösseren Heeres zu wecken und diese Forderung durch den Druck der öffentlichen Meinung auf die Regierungsparteien durchzusetzen. Der neue Verband überflügelte bald den Flottenverein an Breitenwirkung, und seine Taktik, die darin bestand, für jedes Aufrüstungsgesetz solange einzutreten, bis es verabschiedet war, und es sodann als «vollkommen unbegreiflich in seiner Unzulänglichkeit» zu verdammen, stärkte 1912

und 1913 Ludendorff und seine Anhänger im Generalstab und im Kriegsministerium beträchtlich den Rücken.¹⁵¹

Das Heeresgesetz von 1912 hatte die Friedenspräsenzstärke des Heeres um 29'000 Mann erhöht und einige technische Verbesserungen in der Bewaffnung, der Logistik und der Organisation verfügt. Noch vor Ende des Jahres forderte Ludendorff jedoch eine weitere Verstärkung um 300'000 Rekruten in zwei Jahren und die Aufstellung dreier vollständig neuer Armeekorps. Diese Zahlen alarmierten Moltke, besonders als er entdeckte, dass Ludendorff die Verwirklichung dieser Forderungen nicht innerhalb eines Zeitraums von mehreren Jahren, sondern schnellstmöglich erwartete; und als sein impulsiver Untergebener sich weigerte, von seinem Standpunkt abzugehen, versetzte der Stabschef ihn auf ein Regimentskommando. Dies bedeutete nicht, dass Moltke mit dem gegenwärtigen Besitzstand etwa zufriedener gewesen wäre als Ludendorff. In der Tat liefen die Forderungen, die er nach Beratungen mit von Heeringen an den Kanzler stellte, auf das grösste Heeresvermehrungsgesetz in der Geschichte Deutschlands hinaus: eine Erhöhung der Friedensstärke um 117'000 Mann und 19'000 Offiziere und Unteroffiziere.

Bethmann reagierte auf diese Forderungen mit einer gewissen Verbitterung; besonders schockiert war er, wie er schrieb, «davon, wie unsere Militärs unsere relative Stärke im Kriegsfall einschätzen. Man braucht eine grosse Portion Gottvertrauen und Hoffnung auf die russische Revolution, um überhaupt noch ruhig schlafen zu können. Für die Marine haben wir das Heer vernachlässigt, und unsere ‚Flottenpolitik‘ hat uns ringsherum Feinde beschert.»¹⁵² Indes verlor er keine Zeit mit Murren, sondern machte sich ans Werk, die notwendigen Gelder herbeizuschaffen, nach denen die Militärs verlangten.

Die offenkundigen Gefahren, die in der aussenpolitischen Situation lagen, machten die Aufgabe diesmal etwas leichter. Die neue Heeresvorlage wurde enthusiastisch begrüsst und vom Reichstag ohne bedeutende Abstriche akzeptiert, und es gelang Bethmann auch, die Mittel zur Deckung der erhöhten Kosten aufzutreiben. Ungeachtet gewisser Schwierigkeiten mit dem Bundesrat, der stets grosse Bedenken trug, dem Reich Steuerhoheiten zu überlassen, die möglicherweise die Kompetenzen der Bundesstaaten im Bereich der direkten Steuern einschränkten, beugte sich die Ländervertretung am Ende der Forderung des Reichstags nach einer Vermögenszuwachssteuer, das heisst einer Steuer auf den Wertzuwachs ererbten Grund und Bodens. Zum ersten Mal in der Geschichte des Reichs erhielt die Reichsregierung damit das Recht

zur direkten Besteuerung von Vermögen, und zum ersten Mal war ein wichtiges Finanzgesetz gegen den Widerstand der Konservativen verabschiedet worden.¹⁵³

Von vielleicht grösserer Bedeutung waren zwei weitere Faktoren: dass nämlich diese Finanzreform von 1913 einzig und allein dem militärischen Apparat zugute kam und dass die Sozialdemokratische Partei ungeachtet ihrer langen Tradition der Bekämpfung des Militarismus in allen seinen Erscheinungsformen dafür stimmte. Die Sprecher der Sozialisten entschuldigten dies damit, dass es wichtiger gewesen sei, dem Prinzip der reichsunmittelbaren Vermögenssteuer zum Durchbruch zu verhelfen, als das Heeresvermehrungsgesetz zu Fall zu bringen. Diese Argumentation entbehrte nicht der Raffinesse. Denn die sozialdemokratischen Führer wussten sehr wohl, dass ein ablehnendes Votum bei grossen Teilen der Arbeiterklasse kein Verständnis gefunden hätte, die infolge des seit 1890 vor sich gehenden Integrationsprozesses¹⁵⁴ ebenso patriotisch gesinnt und dem militärischen Einfluss ebenso zugänglich waren wie jedermann sonst, besonders in einer Situation, in der sich, wie Bethmann in seiner die Heeresvorlage begründenden Rede erklärte, die Möglichkeit eines Krieges zur Verteidigung Deutschlands gegen die slawische Gefahr abzeichnete. Ein Jahr später sollte dieselbe Überlegung den Ausschlag für die Zustimmung der sozialdemokratischen Fraktion zu den Kriegskrediten geben.¹⁵⁵

Die drastischste Demonstration für den wachsenden Vorrang des Militärischen in Deutschland und für die Kapitulation des Kanzlers vor ihm lieferte ein Zwischenfall, der sich im November 1913 in der elsässischen Stadt Zabern ereignete.¹⁵⁶ Ein junger preussischer Leutnant namens Forstner löste dort durch beleidigende Anspielungen auf die einheimische Bevölkerung in einer vor Rekruten gehaltenen Rede, über die die Presse berichtete, eine Reihe von öffentlichen Unwillenskundgebungen aus. Statt Forstner einen Verweis zu erteilen, entschied sich der Kommandant der Garnison, Oberst von Reuter, die geäusserten Proteste als eine Beleidigung des preussischen Militärs zu betrachten und setzte, als sie ihm zu lautstark wurden, kurzerhand die Zivilbehörden ab, rief den Belagerungszustand aus und verfügte in einem Pauschalbefehl die Verhaftung aller Bewohner, die sich in den Strassen versammelten und seine Soldaten verhöhnten. Der Statthalter der Reichsregierung in Elsass und Lothringen, Karl von Wedel, war über dieses Verhalten bestürzt, nicht weil er persönlich eine Abneigung gegen das Militär gehegt hätte (er war selbst Soldat), sondern weil er erkannte, dass der Vorfall, wenn er nicht rasch durch ein offizielles Disziplinarverfahren gegen die ver-

antwortlichen Offiziere erledigt wurde, alles das auf nicht wiedergutzumachende Weise zerstören würde, was seine Vorgänger und er getan hatten, um die Bevölkerung der eroberten Gebiete für Deutschland einzunehmen, und dass die 1911 durchgeführte Reform der Verfassung des Reichslands völlig entwertet sein würde.¹⁵⁷

Eine Lösung, wie Wedel sie erhoffte, wurde jedoch dadurch unmöglich gemacht, dass Wilhelm II. sich sofort persönlich in die Affäre einschaltete. Ohne sich die geringste Zeit zum Nachdenken zu nehmen, machte sich der Kaiser die Darstellung zu eigen, die der höchste Militärbefehlshaber im Reichsland, General von Deimling, ihm in einem Bericht übermittelte, in dem die Schuld an den Unruhen der Sensationspresse und örtlichen Provokateuren zugeschoben wurde.¹⁵⁸ Als Wedel, der als Statthalter dem Kaiser unmittelbar verantwortlich war, diese seine Beziehung nutzte, um eine Audienz bei seinem Monarchen zu erbitten, in der er die politischen Aspekte der Angelegenheit darlegen konnte, wurde seine Bitte indirekt, aber bestimmt abgelehnt. Man teilte ihm mit, der Chef des Militärkabinetts werde den Kaiser anhand der vom verantwortlichen Heereskommando eingereichten Berichte informieren.

Kurzum, der Kaiser hatte sich entschieden, dass die Behandlung des Zaberner Zwischenfalls in die Zuständigkeit seiner königlichen Kommandogewalt falle und ohne jede Einmischung von Zivilbehörden zwischen ihm und seinen Militärs geregelt werden müsse. Er unterstrich seinen Standpunkt dadurch, dass er, solange die durch den Vorfall ausgelösten Unruhen andauerten, auf dem Besitz des Fürsten von Fürstenberg in Donaueschingen blieb, wo er ausschliesslich im Kreise seiner *maison militaire* verkehrte. Der einzige Zivilist in diesem uniformierten Kabinettsrat war der Rat von Treutler aus dem Aussenministerium, aber der Kaiser weigerte sich rundweg, die Zaberner Affäre mit ihm zu diskutieren.¹⁵⁹ Als Wedel Anfang Dezember einen zusammenfassenden Bericht über den Zwischenfall und seine Folgen nach Donaueschingen schickte, übersäte Wilhelm II. diesen mit kritischen Randbemerkungen. «[Wedel] vergisst», schrieb der Kaiser, «dass der Ursprung der ganzen Angelegenheit rein militärischer Natur war.»¹⁶⁰ Diese Bemerkung zeigt, wie bedingungslos er sich bereits mit den Anschauungen der Militärs identifizierte, für die es schon lange feststand, dass Elsass und Lothringen als strategische Bollwerke für den Krieg zu betrachten waren, den sie ohnehin für unvermeidlich hielten, und dass man in der einheimischen Bevölkerung einen potentiellen Feind zu sehen und sie dementsprechend hart anzufassen habe. Über die unvermeidlichen innen- und aussenpoli-

tischen Weiterungen einer solchen Einstellung schien sich der Kaiser völlig im Unklaren zu sein.

Doch schon am 28. November hatte sich der Kriegsminister Falkenhayn im Reichstag Fragen über das Verhalten von Leutnant Forstner in Zabern stellen lassen müssen,¹⁶¹ und als die Nachricht von den Verhaftungen in der Presse erschien, erhob sich ein Protestgeschrei, das noch wütender war als das seinerzeit vom *Daily-Telegraph*-Interview ausgelöst. Mit Ausnahme der Konservativen und ihrer Freunde in der selbstgestrickten Antisemitischen Partei waren alle Reichstagsparteien aufgebracht, ganz besonders aber die Sozialisten und die demokratische Linke; und bald wurde deutlich, dass die zornigen Abgeordneten vom Kanzler Rechenschaft über die Vorgänge fordern würden.

Es kennzeichnet Bethmann, dass er zu keiner Zeit die Möglichkeit in Betracht zog, sich zu einer Beschwichtigungstaktik herzugeben, wie Bülow sie 1908 praktiziert hatte. «Bülow», schrieb er später spöttisch, «hätte ein blendendes Feuerwerk abgebrannt, das die Massen begeistert und dem Kaiser und dem Heer die Flügel angesengt hätte.» Er war dazu nicht in der Lage, obwohl er mit Wedel einer Meinung war, dass die Schuld eindeutig beim Militär lag. Seine grundlegende antiparlamentarische Haltung machte es ihm unmöglich, sich zu einem Standpunkt zu bekennen, auf den sich «der Prahlhans Bassermann Arm in Arm mit Scheidemann und Erzberger» gestellt hatte.¹⁶² Wie immer, versuchte er einen Weg quer zu den Fronten einzuschlagen. Er besprach mit Falkenhayn die Möglichkeit, einen hochstehenden Offizier nach Zabern zu schicken und ihn die Angelegenheit in einer Weise erledigen zu lassen, die geeignet war, die Gemüter der Einheimischen abzukühlen, unter anderem etwa durch die Absetzung des Garnisonskommandanten; und als der Kriegsminister sich einverstanden erklärte, dies Wilhelm II. in Donaueschingen vorzuschlagen, schrieb der Kanzler dem Kaiser einen Brief, in welchem er ihn beschwor, dem Vorhaben zuzustimmen, und fügte hinzu, das Motiv für diese seine Bitte sei das «Bewusstsein der mir obliegenden Pflicht, ... für die Autorität der Armee überall mit ganzer Kraft einzutreten». Diese Worte beleuchten, wie Zmarzlik bemerkt, sowohl die Ambivalenz in den Gefühlen Bethmanns als auch die objektiv schwierige Zwangslage, in die er hineingeraten war.¹⁶³

Der Kaiser erklärte sich bereit, Generalmajor Kühne zur Durchführung einer Untersuchung und, falls nötig, zur Einleitung eines Verfahrens nach Zabern zu schicken, er verweigerte jedoch dem Kanzler die Erlaubnis, dies im Reichstag bekanntzugeben, da es sich hierbei seiner

Ansicht nach um eine Kommandosache handelte, die den Reichstag nichts angehe. Als Bethmann daher am 3. Dezember vor das Parlament trat, konnte er nichts vorweisen, das die erregten Abgeordneten hätte beruhigen können. Seine Rede, in der er zwar zugab, dass Übergriffe stattgefunden hatten, aber zugleich den örtlichen Befehlshaber in Schutz nahm, weil dieser zur Abwendung einer potentiell gefährlichen Situation gehandelt habe, und seine wackere Feststellung, «der Rock des Königs (müsse) unter allen Umständen respektiert werden», brachten seine Zuhörer nur noch mehr in Rage, und der Arger schwoll zur Wut an, als der Kriegsminister, sich hinter der königlichen Kommandogewalt verschanzend, es ablehnte, Fragen zu beantworten. Vor dem Hintergrund geharnischter Ansprachen zu diesem *dies ater* in der deutschen Geschichte und schonungsloser Anprangerungen der Schwäche des Kanzlers und der Rechtsverstöße der «praetorianischen Offiziere» wurde eine Entschliessung eingebracht, die zum Ausdruck brachte, dass die Antwort des Kanzlers auf die Reichstagsanfrage zum Zaberner Zwischenfall ungenügend war; am 4. Dezember wurde diese ein Misstrauensvotum darstellende Resolution mit 293 gegen 54 Stimmen verabschiedet.¹⁶⁴

Das war ein eindrucksvoller Sieg für das parlamentarische Prinzip oder wäre es vielmehr gewesen, hätten die Reichstagsparteien darauf bestanden, dass die Regierung das Votum anerkannte und dementsprechend handelte. Allein, es verging eine Woche, ehe Philipp Scheidemann den Kanzler im Namen der Sozialdemokraten aufforderte, zurückzutreten, da er jede wirkliche Autorität eingebüsst habe und nur noch vom «Fetisch des persönlichen Regiments» im Amt gehalten werde; und es schien, als setze Scheidemann die Mitglieder der anderen Fraktionen, die am 4. Dezember gemeinsam abgestimmt hatten, mit seiner Rede nur in Verlegenheit.¹⁶⁵ Nicht daran gewöhnt, Macht auszuüben, neigten sie jetzt ebensowenig wie bei der *Daily-Telegraph-Attire* zu dem Versuch, die gebotenen Möglichkeiten wahrzunehmen; der Gedanke, mit den Mitteln des Boykotts Veränderungen in der Regierung zu erzwingen, erschreckte sie. Die kampfbereite Stimmung von Anfang Dezember hielt nicht über die Weihnachtstage an, und weder die Tatsache, dass im Januar alle Anklagen gegen die an den Unruhen in Zabern beteiligten Offiziere fallengelassen wurden, noch der Rücktritt Wedels, noch die Ernennung eines reaktionären Konservativen, der sich der Verfassungsreform von 1911 und Wedels Integrationspolitik in Elsass-Lothringen widersetzt hatte, zum dortigen Statthalter,¹⁶⁶ vermochten sie neu zu beleben. Die bürgerlichen Parteien, deren Vertreter Leute waren, die das Mi-

litär bewunderten und seine Leitbilder imitierten, waren zwar zu einer momentanen Verärgerung über seine Verfehlungen, aber darüber hinaus zu nichts fähig, und von einem Reichstag, der noch im Oktober 1913 der grössten Heeresverstärkung der Geschichte in Friedenszeiten zugestimmt hatte, konnte man nicht erwarten, dass er es drei Monate später fertigbringen würde, der Militärmacht Zügel anzulegen. Wohl bildete der Reichstag im Januar 1914 einen Ausschuss, der Vorschläge zur gegenseitigen Abgrenzung der Rechtsbefugnisse ziviler und militärischer Behörden erarbeiten sollte, aber dieses Gremium löste sich einen Monat später in aller Stille auf, ohne zu Ergebnissen gelangt zu sein.¹⁶⁷

Die Festigkeit, mit der Bethmann dem parlamentarischen Sturm getrotzt hatte, trug ihm den widerwilligen Respekt eines grossen Teils der Allgemeinheit ein und verbesserte sein Verhältnis zum Kaiser. Obwohl Wilhelm II. sich oft über die bedächtige Art des Kanzlers und über seine Gewohnheit ärgerte, sich jede Entscheidung zehnmal zu überlegen, lernte er doch Bethmanns unbedingte Loyalität und die Konsequenz schätzen, mit der der Kanzler im Reichstag jedem Angriff auf die Krone entgegentrat,¹⁶⁸ und er hatte mit der Zeit die Vorzüge erkannt, die in einem gemässigten Konservatismus nach Art des Kanzlers lagen. Es konnte zwar noch immer geschehen, dass der Kaiser in wüste Beschimpfungen über den Reichstag ausbrach oder, wie er es 1913 tat, an Bethmann telegraphierte: „Je baldier solche Halunken zu Kleinholz gemacht werden, desto besser! Der deutsche Parlamentarier und Politiker wird von Tag zu Tag mehr zum Schweinehund!“, aber er dachte nicht mehr an einen Putsch gegen das Parlament. Ja, im Dezember 1913 schrieb er dem Kronprinzen sogar: «Staatsstreiche mögen in süd- und mittelamerikanischen Republiken zu den Mitteln der Regierungskunst gehören, in Deutschland sind sie gottlob noch nicht üblich gewesen und dürfen es nicht werden, weder von oben noch von unten. Das sind gefährliche Leute, die so etwas anzuraten wagen, gefährlicher für die Monarchie und ihren Bestand wie der wildeste Sozialdemokrat.»¹⁶⁹ Was die Innenpolitik betraf, so richtete sich Wilhelm II. nun im Allgemeinen nach Bethmanns Ratschlägen.

Ungeachtet dessen waren es die Militärs und ihre Verbündeten in den Reihen der Konservativen Partei in Preussen sowie die landwirtschaftlichen und industriellen Vereinigungen und Interessengruppen, die Wehrvereine und der Alldeutsche Verband, die als wirkliche Sieger aus der Zaberner Affäre hervorgingen. Trotz der Tatsache, dass Bethmanns Loyalität zum monarchischen Prinzip und sein energisches Eintreten für

den *status quo* ihnen zugute gekommen waren, schlugen dem Kanzler gerade aus diesen Gruppen der erbittertste Hass und die heftigsten Schmähungen wegen seiner Weichheit und seiner Neigung zu gefährlichen Verfassungsexperimenten entgegen.¹⁷⁰ Gerade in dem Augenblick, als er geduldig und mit viel Geschick daran arbeitete, die Zustimmung des Reichstags und des Bundesrats zur Bewilligung des unerhörten Militärhaushalts von 1913 zu gewinnen, wurden Intrigen ausgeheckt mit dem Ziel, ihn abzulösen. Sie sollten ohne Pause weitergesponnen werden, bis es seinen Feinden 1917 gelang, ihn zu stürzen.

IX. Welt- und Flottenpolitik und der Weg in den Krieg 1897-1914

Ich seh durch blaue Nacht den Erdball rollen
und seh die lichten Flecken des Planeten:
es sind die Länder, draus wir blühen sollen.

Und näher! Auf den Meeren seh ich Scharen
grau-kleiner Punkte, die wie Möwen fliegen:
es sind die Schiffe, die durchs Weltmeer fahren.

Und näher noch: ein vielbevölkert Land
und viel Getümmel seh ich in den Städten,
doch allzu stumm den langen, langen Strand!

Dass Kraft und Luft und Licht in Deutschland wäre
Oh, möchten sich wie hundert Schwäne wiegen,
wie Strahlen unsrer Kraft, wie Adler fliegen
einhundert Panzer auf beherrschtem Meere!

Friedrich Lienhard (1900)¹

Alle Strassen münden in schwarze Verwesung.

Georg Trakl (1914)²

Im vorigen Kapitel wurde angedeutet, bis zu welchem Grade ideologische, sozio-ökonomische und institutionelle Strukturen in der Regierungszeit Wilhelms II. den allgemeinen politischen Kurs bestimmten. Auch in der Aussenpolitik machte sich ihr Einfluss geltend, besonders nachdem 1897 die Phase der Sammlungspolitik eingesetzt hatte. Der Historiker, der es unternimmt, die Entwicklung der deutschen Aussenpolitik nach diesem Zeitpunkt zu untersuchen, sollte zwar einerseits die Bedeutung dieser Rahmenbedingungen nicht verkennen, sich aber andererseits auch hüten, in eine deterministische Anschauung zu verfallen; er sollte sich an das Wort Federico Chabods erinnern, dass «in einer gegebenen Situation der einzelne Staatsmann den Gang der Dinge immer auf einschneidende Weise beeinflusst, ob er sich nun kraftlos von der Entwicklung treiben lässt oder aber imstande ist, sie kühn in irgendeiner Weise zu kanalisieren, sie diesem oder jenem Rhythmus zu unterwerfen, sie nach diesem oder jenem Ziel auszurichten, ihren Gang zu verlangsa-

men oder zu beschleunigen».³ Das Verhalten Wilhelms II. und seiner Minister ist zwar keine vollkommene Illustration dieses Gedankens, belegt ihn aber recht anschaulich. Gewiss waren einschneidende Einflussnahmen ein hervorstechendes Kennzeichen der wilhelminischen Diplomatie. Weil die mit ihrer Ausführung betrauten Personen die Dinge unglücklicherweise meist auf unlogische Weise kanalisiert, sie einem anmassenden Rhythmus unterwarfen, sie auf gefährliche Ziele richteten und ihren Gang beschleunigten, anstatt das Gegenteil zu versuchen, schlug ihnen ihre Kühnheit zum Nachteil aus, und schliesslich liessen sie sich 1914 fatalistisch von der Flut in den Strudel treiben.

1. Tirpitz' Flottenprogramm und das Verhältnis zu Grossbritannien

Wenn man vom Kaiser selbst absieht, dann waren die beiden Hauptverantwortlichen dafür, dass die deutsche Aussenpolitik in Europa in den Ruf einer gefährlichen Irrationalität geriet, Bernhard von Bülow und Alfred von Tirpitz. Von der Persönlichkeit Bülows und seinen Zielen war bereits die Rede. Es ist nun wichtig, dass wir uns mit der Persönlichkeit und den Ambitionen seines dynamischen Kollegen befassen, denn die von ihm entworfene Flottenpolitik war es letzten Endes, die der alten Kolonialpolitik der achtziger und frühen neunziger Jahre eine neue Dimension verlieh und jene Weltpolitik aus ihr machte, die zu Beginn des neuen Jahrhunderts so viele Deutsche in ihren Bann schlug. Und seine Politik war es auch, die mehr als alles andere zur totalen Zerrüttung der deutsch-englischen Beziehungen beitrug.

1849 als Sohn eines Juristen und einer Arzttochter geboren, trat Alfred Tirpitz als 16jähriger wie viele andere Söhne aus wohlhabenden Mittelschichtfamilien vor ihm und nach ihm in die Marine ein; die Marine war die liberale Waffengattung; sie war während der Debatten des Frankfurter Parlaments ins Leben gerufen worden und verlangte im Unterschied zum Heer nicht, dass ihre Offiziere dem Adel angehörten. Tirpitz diente in den Kriegen von 1866 und 1870, obgleich die preussische Marine zu klein und zu schwach bewaffnet war, um zu jener Zeit etwas anderes als Aufklärungs- und Spähaufträge auszuführen, ein Umstand, dessentwegen Bismarck die Möglichkeit ins Auge fasste, der Regierung der Vereinigten Staaten komplett bemannte Schiffe abzukaufen. Nach dem Sieg über Frankreich begann die neue deutsche Flotte zu wachsen,

und Tirpitz' Karriere wuchs mit ihr. Er war, wie einer seiner Mitarbeiter Jahre später schrieb, «ein sehr energischer Charakter. Er hat einen zu sprühenden Kopf, um nicht Führer zu sein. Er ist ehrgeizig, in seinen Mitteln nicht wählerisch, von sanguinischem Temperament. Himmelhochnachzend in seinen freudigen Momenten, jedoch nie in seiner Schaffenskraft nachlassend, wie niedergedrückt er auch immer scheinen mag ... [Er ist] überzeugt von seiner eigenen Grossartigkeit.»⁴

Diese Eigenschaften machten Eindruck auf den neuen Chef der Admiralität, Albrecht von Stosch, der sich besonders für Tirpitz' Arbeiten über Torpedos zu interessieren begann und ihn 1877 zum Leiter der Torpedoabteilung beförderte; Caprivi bestätigte diese Ernennung, als er 1883 die Leitung der Admiralität übernahm.⁵ Caprivi, der überzeugt war, dass die Marine sich auf defensive Waffen und nicht so sehr auf Hochseeschiffe verlegen sollte, stattete ihn mit der Befehlsgewalt über Flottenübungen, Lehrgänge und über den Werftbetrieb aus und wies ihn an, die Torpedowaffe auszubauen und Handbücher zur Taktik ihres Einsatzes zu entwickeln. Als Prinz Wilhelm 1887 zum Thronjubiläum von Königin Victoria nach England fuhr, kommandierte Tirpitz die Torpedo-Flottille, die ihn begleitete, und er führte lange Gespräche mit seinem zukünftigen König, der zu jener Zeit gerade seine leidenschaftliche Liebe zur Marine zu entdecken begann.

Tirpitz muss beim Prinzen Eindruck hinterlassen haben, denn obwohl sich nach Wilhelms Thronbesteigung die Gegner einer Konzentration auf die Torpedowaffe in der Marine durchsetzten, vergass der Kaiser Tirpitz nicht, der nach einem Jahr auf Aussenposten im Mittelmeer und einem weiteren als Stabschef der Ostsee-Stützpunkte 1892 zum Stabschef beim Oberkommando ernannt und vom Kaiser persönlich beauftragt wurde, die taktische Arbeit der Hochseeflotte zu entwickeln. In dieser Position erarbeitete er eine von Grund auf neue Form des Flottenmanövers, schaffte Übungsformationen ab, die dem Stand der Schiffstechnik nicht mehr entsprachen, führte neue Linientechniken ein und entwickelte sie weiter. Diese Verbesserungen konnte er jedoch nur um den Preis so vieler Querelen mit der Verwaltung durchsetzen, dass er 1895 um seine Versetzung bat.

Ein Anlass dafür war die ungünstige Verteilung der Befugnisse innerhalb der Befehlshierarchie. Eines der ersten Resultate des kaiserlichen Interesses an den Angelegenheiten der Marine war die Umbildung der alten Admiralität in drei Kommandozentren gewesen: ein neues Marinekabinett unter dem Kapitän zur See Freiherrn von Senden-Bibran, das in seinen Funktionen dem Militärkabinett ähnlich war und die Aufgabe

hatte, die Kommunikation zwischen dem Kaiser und den Kommandeuren zu erleichtern;⁶ ein Reichsmarineamt als oberste Verwaltungsstelle der Marine, dem alle mit der Erhaltung und Weiterentwicklung der Flotte zusammenhängenden Aufgaben oblagen; und ein Oberkommando mit der Verantwortung für Kommandosachen, Übungen und Planung einschliesslich aller Aspekte der Generalstabsarbeit. Es wurde bald offenkundig, dass eine saubere Trennung zwischen den Kompetenzen des Marineamts, dem ab Herbst 1889 Konteradmiral Friedrich von Hollmann vorstand, und denen des Oberkommandos unter Tirpitz schwer durchzuführen war, umso mehr, als ersteres das Recht hatte, alle Flottenbefehle einschliesslich der taktischen auszuarbeiten und auszugeben.⁷ Wenn es zwischen Hollmann und Tirpitz zu Differenzen über taktische Fragen kam, setzte sich Hollmann meistens durch,⁸ und dies veranlasste den jüngeren Tirpitz, Ende 1895 um seine Versetzung zu bitten.

In seinen Memoiren schrieb Tirpitz, dieser Schritt habe ihm «das Glück (beschert), vor Übernahme des Reichsmarineamts und Inangriffnahme des Flottenbaus noch einmal einen Blick in die überseeischen Interessen des Deutschtums zu tun».⁹ Im April 1896 erhielt er seine Ernennung zum Chef der ostasiatischen Kreuzerdivision mit dem Sonderauftrag, einen Platz an der chinesischen Küste auszusuchen, an dem Deutschland eine Militär- und Wirtschaftsbasis errichten konnte. Von denen, die sich mit der Frage schon früher befasst hatten, waren Amoy, die Samsa-Bucht und die Tschusan-Inseln vor Schanghai als die geeignetsten Orte angesehen worden. Tirpitz inspizierte sie und lehnte alle drei als ungeeignet ab, weil ihre militärischen Vorteile unbedeutend und ihre wirtschaftlichen Entwicklungschancen, die er für einen wesentlichen Faktor hielt, gleich null waren. Er entschied sich stattdessen für Tsingtau, das über eine geschlossene Bucht (Kiautschou) und ein dicht bevölkertes Hinterland verfügte. Wieder hinterliessen seine Berichte Eindruck beim Kaiser, und die Erwerbung Kiautschous, die Ende 1897 abgewickelt wurde, kann man direkt seinem Einfluss zuschreiben.

Noch ehe es soweit war, befand sich Tirpitz wieder in Berlin als Staatssekretär des Reichsmarineamts, denn Admiral Hoffmann hatte sich als unfähig erwiesen, den Forderungen des Kaisers nach sofortigen und massiven Erhöhungen der Flottenstärke nachzukommen. Den Admiral traf indes nicht die ganze Verantwortung. Die Auseinandersetzungen zwischen seinem Amt und dem Oberkommando, die begonnen hatten, als Tirpitz Stabschef gewesen war, hatten sich stark verschärft, und die Versuche Hollmanns, einen misstrauischen Reichstag im Gleich-

schritt zu halten, wurden durch öffentliche Ansprachen von Senden und dem Chef des Oberkommandos, Knorr, durchkreuzt, die die Verabschiedung eines langfristigen und umfassenden Flottenbauprogramms forderten. Diese Reden waren ein versteckter Angriff auf Hollmanns Konzept des stückweisen Flottenaufbaus; und sie brachten ihn tatsächlich zur Strecke, denn der Reichstag antwortete auf sie mit der Streichung von 12 Millionen Mark aus dem Marinehaushalt. Hollmann trat unverzüglich zurück, und obwohl sein Rücktritt aus Verfassungsgründen nicht sogleich angenommen wurde, trat zwei Monate später, bei der Umbesetzung des Kabinetts Hohenlohe, Tirpitz an seine Stelle.¹⁰

Im Laufe seines Jahres in Fernost hatte Tirpitz viel Gelegenheit gefunden, über die Rolle der Marine im gesamten Kontext der deutschen Politik nachzudenken, und die dort gesammelte Erfahrung scheint ihn in der Überzeugung bestärkt zu haben, dass Grossbritannien der Hauptgegner Deutschlands und dass das Schlachtschiff das gebotene Mittel war, um dem britischen Einfluss in der Welt entgegenzuwirken. Er schrieb einmal, seine Einstellung gegenüber den Engländern sei durch Familie und Beruf vorherbestimmt gewesen, und das entsprach zweifellos der Wahrheit. Sein Vater hatte jene merkwürdige ambivalente Haltung gegenüber England eingenommen, die häufig mit liberalen Anschauungen einherging, und Tirpitz selbst war als junger Seemann wahrscheinlich nicht unbeeindruckt geblieben von der herablassenden Art, mit der die Engländer ihn und seine Offizierskameraden in den sechziger Jahren behandelt hatten, als Plymouth der Hauptversorgungshafen für die winzige preussische Flotte gewesen war.¹¹ Wir können jedoch kaum daran zweifeln, dass seine Gefühle auch von seiner Überzeugung bestimmt waren, England sei fest entschlossen zu verhindern, dass Deutschland eine Weltmacht würde, und dass dies Deutschlands Bestimmung war, daran glaubte Tirpitz, seit er unter Stosch gedient hatte.¹² Diese Bestimmung konnte sich freilich nicht erfüllen, ehe Deutschland nicht zu einer Seemacht geworden war, vor der England Respekt hatte (es ist bezeichnend, dass Tirpitz sich über die Krüger-Depesche des Kaisers beklagte, weil Deutschland zu jenem Zeitpunkt nicht über die Flottenmacht verfügte, um ihr Nachdruck zu verleihen),¹³ und das wesentliche Attribut einer solchen Seemacht konnte nur das Schlachtschiff sein. Bei den Diskussionen, die in jenen Jahren in Marinekreisen geführt wurden und in denen sich die Befürworter des alten Nelsonschen Ideals der Seeschlacht mit denen auseinandersetzten, die glaubten, die Zukunft liege im Bau schneller Kreuzer und Torpedoboo-

te, gehörte Tirpitz trotz seiner langen und freundschaftlichen Verbundenheit mit der «Torpedoclique», wie er sie nannte, zu den Vertretern der klassischen Schule. Selbständig gelangte er zu den gleichen Grundüberlegungen wie der amerikanische Theoretiker Alfred Thayer Mahan, dass nämlich die grossen Fragen zwischen Weltmächten nicht durch wirtschaftliche Eroberungen oder herkömmliche Defensivmassnahmen entschieden werden, sondern durch die Herrschaft über die Meere, die wiederum nur mit Hilfe schwerer Schlachtfлотten zu erringen war.¹⁴ Senden und Knorr hatten ihm in ihrem Kampf gegen Hollmann für diese Überlegungen Schützenhilfe gegeben, und das Reichstagsvotum vom März bedeutete eine Niederlage sowohl für diese beiden als auch für den neuen Leiter des Reichsmarineamts. Tirpitz war dadurch aber keineswegs entmutigt und hatte die Scharte innerhalb einer bemerkenswert kurzen Zeit wieder ausgewetzt.

Kaum ernannt, begann Tirpitz das Reichsmarineamt in eine Behörde umzuwandeln, die so beschaffen war, dass eine Demütigung wie die vom März 1897 in Zukunft würde vermieden werden können. Das Reichsmarineamt wurde zu einer Propagandazentrale umfunktioniert, deren Ziel darin bestand, alle Deutschen stolz auf ihre Flotte zu machen und in der Vergrösserung der Flotte ihre Hauptsorge zu sehen – eine Aufgabe, die erleichtert wurde durch historische Reminiszenzen an den Hanseatischen Bund und an die Rolle, welche die Marine 1848 als Symbol der nationalen Einheit gespielt hatte. Unter Verwendung moderner Werbemethoden trug Tirpitz diese Botschaft in alle Schichten und alle Altersklassen – mittels des gedruckten Wortes, durch Vorträge, durch Besuche junger Offiziere in Schulen und höherrangiger Offiziere bei Politikern, und schliesslich durch Einladungen der Öffentlichkeit an Bord zur Besichtigung der Kriegsschiffe.¹⁵ Er bemühte sich um die Mitarbeit des Alldeutschen Verbands und der Kolonialgesellschaft und bekam sie. Und es gelang ihm, was noch wichtiger war, indem er die Flotte mit der wirtschaftlichen Entwicklung Deutschlands schlechthin identifizierte, die Unterstützung jener Interessengruppen zu gewinnen, die sich von einer Ausweitung von Handel und Industrie Profit versprachen; das waren zunächst einmal die Handelskammern der Küstenstädte, dann einige der grösseren Bankhäuser und schliesslich die expansionshungrige Schwerindustrie. Mit wieviel Erfolg Tirpitz gerade in diesem letzteren Bereich gewirkt hatte, zeigte sich im März 1898, als der Lebertranfabrikant Stroschein einen Flottenverein gründen wollte, um die unteren Mittelschichten für den Marinegedanken zu mobilisieren, und die Berliner Bankhäu-

ser ihm ihre finanzielle Unterstützung versagten: Der Schwerindustrielle Krupp sprang über einen Mittelsmann mit den notwendigen Geldern ein. Der Deutsche Flottenverein wurde im ersten Jahr seines Bestehens von Skandalen und personellen Wechselln in seiner Spitze erschüttert, aber Krupp bot ihm weiterhin seine Unterstützung, und so wuchs er rasch an und erreichte bald die Zahl von einer Million Mitgliedern.¹⁶ Schliesslich wurde Tirpitz' Propaganda für eine grössere Flotte zu einem wichtigen Element der Sammlungspolitik Miquels und Bülow's¹⁷ und zog die tatkräftige Hilfe all derer auf sich, die sich vor der Gefahr des Sozialismus fürchteten und, wie Tirpitz selbst, überzeugt waren, dass die Flottenpolitik zu seiner Niederlage beitragen würde.

Mit soviel Rückendeckung und mit einem Geschick bei Verhandlungen mit Parteien und mit Parlamentsausschüssen, wie es keiner seiner Vorgänger besessen hatte, brachte Tirpitz im März 1898 den gleichen Reichstag, der noch ein Jahr zuvor so zugeknöpft gewesen war, dazu, 400 Millionen Reichsmark für den Neubau von Schiffen zu bewilligen, mit dem Ziel, die Reichsmarine auf eine festgesetzte Stärke von 19 Schlachtschiffen, 8 bewaffneten Küstenbooten, 12 grossen und 30 kleinen Kreuzern sowie einer Hilfsflotte von Torpedobooten, Spezialschiffen und Schulschiffen zu bringen.¹⁸ Und als zwei Jahre später durch den spanisch-amerikanischen Krieg die Verhältnisse im Fernen Osten durcheinandergerieten und die Situation in Südafrika sich verschlechterte, nahm er dies als Vorwand, um eine Ergänzungsvorlage durch den Reichstag zu pauken, die eine Verdopplung der Anzahl der Schlachtschiffe im schnellstmöglichen Zeitraum vorsah.¹⁹ Dies alles waren unbestreitbare Erfolge für den neuen Staatssekretär; unbestreitbar war aber auch der Schaden, den sie den englisch-deutschen Beziehungen zufügten.

Als Hohenlohe am 6. Dezember 1897 die Flottenvorlage im Reichstag einbrachte, distanzierte er sich von jeglicher Absicht, andere Mächte herauszufordern. «Die Vorlage zeigt Ihnen,» sagte er,

dass wir nicht daran denken, mit den grossen Seemächten zu rivalisieren, und für den, der Augen hat zu sehen, zeigt sie, dass uns der Gedanke einer Politik der Abenteuer fern liegt. Gerade aber zur Führung einer friedlichen Politik, wie wir sie wollen, muss unsere Flotte einen Machtfaktor bilden, der in den Augen von Freund und Feind ausreichendes Gewicht besitzt. ... Wollen wir unsere weitere gedeihliche Entwicklung auf wirtschaftlichem Gebiete und unsere Stellung im Konzert der Mächte sichern, so müssen wir auch hier ein, wenn auch bescheidenes Wort, jedenfalls aber ein deutsches Wort mitzureden haben.²⁰

Diese Worte, wie die von Tirpitz, der in dieselbe Kerbe hieb, sollten die Misstrauischen unter den Abgeordneten beruhigen, die gegen ein Programm der unbeschränkten Flottenvergrößerung eingestellt waren; aber beide Redner täuschten ihre Zuhörer. Ausgangspunkt der Vorlage von 1898 war eine Denkschrift, die Tirpitz am 15. Juli 1897 dem Kaiser übergeben hatte; darin gab der Staatssekretär seiner Meinung Ausdruck, die deutschen Schiffe müssten so gebaut werden, dass sie «die schwierigste Kriegslage» meistern könnten, «in die unsere Flotte kommen kann», und er fuhr fort: «Für Deutschland ist zur Zeit der gefährlichste Gegner zur See England. Es ist auch der Gegner, gegen den wir am dringendsten ein gewisses Mass an Flottenmacht als politischen Faktor haben müssen.» Gegen einen Widersacher wie England würden wirtschaftliche Beutezüge allein nichts nützen. «Unsere Flotte muss ... so eingerichtet werden, dass sie ihre höchste Kriegsleistung zwischen Helgoland und der Themse entfalten kann ... Die militärische Situation gegen England erfordert Linienschiffe in so hoher Zahl wie möglich.»

Das neue Flottenbauprogramm war, kurz gesagt, von allem Anfang an gegen Grossbritannien gerichtet,²¹ wenn dies auch nicht jedem sichtbar vor Augen lag, der nicht in die Geheimnisse des Reichsmarineamts und des Marinekabinetts eingeweiht war. Sogar die Strategie, die Tirpitz gegen England vorschwebte, war, obwohl sie erst im Jahre 1900 in allen Einzelheiten ausformuliert wurde,²² in seiner Denkschrift vom Juli 1897 bereits implizit enthalten. Das Kernstück dieser Strategie war der sogenannte Risikogedanke, demzufolge Deutschland in seinen eigenen Gewässern eine so starke Flotte stationieren sollte, dass es im Falle eines Krieges mit England einen Angriffsschlag gegen die britische Heimatflotte führen konnte. Die Bedrohung für England sollte sogar so gross sein, dass die britische Regierung, um ihrer Herr zu werden, die im Mittelmeer und im Fernen Osten stationierten Flottenverbände würde zurückrufen müssen, selbst um den Preis, ihre Besitzungen in jenen Gegenden schutzlos den Angriffen anderer Mächte auszusetzen. Je stärker die deutsche Flotte anwuchs, desto klarer würden die Engländer dies erkennen und daraus die Konsequenz ziehen, dass sie gut daran täten, Konflikte mit Deutschland zu vermeiden oder unter Bedingungen, welche die deutsche Position in Europa stärken und ihm weitere Vorteile bringen würden, zu einer Verständigung mit Berlin zu kommen; die dabei für Deutschland herausspringenden wirtschaftlichen Vorteile würden das deutsche Volk mit Genugtuung erfüllen und die Opposition gegen die Krone verringern.²³

Vom strategischen (im Unterschied zum wirtschaftlichen oder soziopolitischen) Standpunkt aus gesehen, sollte das Flottenbauprogramm Deutschland zu sicheren Küsten und zu grossem internationalen Einfluss verhelfen. Aber diese Überlegung krankte von Anbeginn an zwei schweren logischen Irrtümern. Sie ging von einer Überschätzung der deutschen Finanzstärke aus, setzte aber andererseits voraus, dass das englische Volk nicht bereit sein werde, die Kosten für eine Erhaltung der Überlegenheit der englischen Seemacht aufzubringen.²⁴ Und sie war, was noch wichtiger ist, auf einzigartige Weise blind für die Möglichkeit, dass Grossbritannien sich um ein Bündnis mit einer anderen Macht als Deutschland bemühen könnte, sowie für die Tatsache, dass sämtliche Tirpitzschen Berechnungen, wenn dieser Fall eintrat und wenn jene andere Macht eine Seemacht war, nichtig sein würden.²⁵

Bei Anerkennung aller seiner grossen Fähigkeiten ist man doch versucht, Tirpitz als den bösen Geist der deutschen Aussenpolitik nach 1898 zu bezeichnen. Er hatte bereits einen bedeutsamen Beitrag zur Verschlechterung der deutsch-russischen Beziehungen geleistet, denn die Einnahme von Kiautschou im November 1897, die auf seine Berichte aus Fernost zurückging, hatte die Russen empört, die darin eine Verletzung ihrer Einflussphäre und eine Bedrohung ihrer Hegemoniepläne für Nordchina sahen.²⁶ Und seine Schiffsbaupläne hatten nur den Erfolg, alle etwa noch verbliebenen Hoffnungen der deutschen Regierung auf die Möglichkeiten eines Bündnisses mit Grossbritannien gegenstandslos zu machen.

Das war ein Unglück, denn es gab noch immer mächtige Kräfte in England, die im Sinne einer umfassenden englisch-deutschen Verständigung tätig waren. Im März 1898 hatte beispielsweise der stellvertretende Aussenminister, Erster Lord des Schatzamts und Führer der Konservativen Partei im Unterhaus, Lord Balfour, Hatzfeldt aufgesucht und seinem lebhaften Wunsch nach besseren Beziehungen zwischen den beiden Ländern Ausdruck verliehen.²⁷ Als die Engländer in Südafrika in immer grössere Schwierigkeiten gerieten, schloss der Kolonialminister Joseph Chamberlain sich Balfours Initiative an. Im Oktober 1899 suchte Chamberlain Differenzen über Samoa, wo der Ausbruch eines Bürgerkriegs die beiden Mächte entzweit hatte, dadurch beizulegen, dass er Deutschland die Wahl zwischen seinen minimalen Forderungen in Samoa (den Inseln Upolu und Sawai) und einer umfassenderen Regelung liess, die umfangreiche Zugeständnisse an Deutschland in der Südsee und in Afrika vorsah, und nach Chamberlains Ansicht «alle nennenswer-

ten kolonialen Schwierigkeiten zwischen uns mit einem Schlag beheben würde». Zu Hatzfeldts grossem Leidwesen ignorierte die deutsche Regierung die in diesem weitergehenden Angebot liegenden Möglichkeiten, wie sie auch Balfours Demarche ignoriert hatte, und gab dem Drängen der Marine nach Erwerbung der beiden Samoa-Inseln nach. Der Botschafter telegraphierte aus London an Holstein: «Wenn unsere auswärtige Politik von den Ansichten des Herrn Tirpitz abhängt, werden wir nicht weit in der Welt kommen.»²⁸ Allein, Tatsache war, dass die deutsche Aussenpolitik mit der Zeit immer mehr von Herrn Tirpitz abhängig wurde. Als im November weitere Angebote von Chamberlain und Balfour eintrafen, widerfuhr ihnen dieselbe kühle Behandlung wie den früheren. «Die Zukunftsaufgabe der deutschen Regierung», schrieb Bülow zu jener Zeit, «sehe ich darin, im Besitze einer starken Flotte und unter Wahrung guter Beziehungen nach der russischen wie der englischen Seite die weitere Entwicklung der elementaren Ereignisse mit Geduld und Sammlung abzuwarten.»²⁹ Der Kaiser stimmte ihm aus ganzem Herzen zu.

Der Kaiser und sein Aussenminister scheinen keinen einzigen Gedanken daran verschwendet zu haben, dass die Engländer sich vielleicht andere Verbündete suchen könnten. Genau zu dem Zeitpunkt, als Chamberlain sich öffentlich zu dem Gedanken einer Union zwischen der angelsächsischen und der deutschen Nation bekannte, betrieb Wilhelm nach Kräften die Einbringung einer neuen Flottenvorlage; die Zweifel seines Kanzlers wischte er mit der gebieterischen Erklärung vom Tisch: «Gegenüber dieser Frage, welche für das Reich eine Frage von Sein oder Nichtsein ist, ... gibt es für Mich ebenso wenig ein Zurück wie für Meinen hochseligen Herrn Grossvater in der Frage der Armee-Reorganisation.»³⁰ In der darauffolgenden öffentlichen Kampagne für die Vorlage unternahm die Regierung weder etwas gegen grundlose Verkündungen von der zukünftigen Stärke Deutschlands, die geeignet waren, die öffentliche englische Meinung zu beunruhigen, noch etwas gegen antibritische Äusserungen, die geeignet waren, sie zu empören. Die deutsche Öffentlichkeit liess sich am wirkungsvollsten von der Notwendigkeit einer grossen Flotte überzeugen, indem man Grossbritannien als eine habgierige und eifersüchtig ihren Vorrang behauptende Macht darstellte, die es darauf abgesehen hatte, dem deutschen Unternehmergeist Fesseln anzulegen. Manche von denen, die sich dieses Arguments bedienten, scheinen daran geglaubt zu haben, beispielsweise der Kanzler Hohenlohe. «Wir dürfen», so schrieb er um jene Zeit, «uns nicht der Gefahr aussetzen, England gegenüber das Schicksal Spaniens gegen Nordame-

rika zu erleben. Und dass die Engländer nur darauf warten, über uns herzufallen, ist klar.»³¹ Aber selbst Regierungsvertreter, die daran zweifelten, dass England derartige Absichten habe, zögerten nicht, zu den Mitteln der Panikmache zu greifen. Schliesslich funktionierten sie gut, und selbst wenn die Engländer darüber verärgert waren, so konnten sie doch nicht viel dagegen machen, nicht wahr? Bülow beispielsweise, der in diesen Jahren die Entdeckung machte, dass ein gelegentlicher Ausfall gegen die Engländer höchst förderliche Wirkungen auf seine Popularität hatte,³² sorgte sich nie darum, wie die Briten dies alles aufnehmen würden. Noch 1903, als ihn sein Botschafter in London warnte, die Engländer könnten, wenn man sie zu sehr reizte, zu einer Verständigung mit Frankreich und Russland gelangen, wischte er dies in seiner gewohnt legeren Art beiseite. «Wir können», schrieb er, «die Dinge *meo voto* gar nicht pomadig genug nehmen.»³³

Es wäre freilich höchste Zeit gewesen, sie sehr ernst zu nehmen. Hatten Regierung und Presse in England die Nachricht von der Verabschiedung der Flottenvorlage von 1898 noch gleichmütig hingenommen,³⁴ so zeigten sie sich lebhaft beunruhigt, als das neue Flottengesetz in Kraft trat. Der Gedanke, dass durch die Vermehrung das Verhältnis zwischen der englischen und der deutschen Flottenstärke von vorher zwei zu eins auf drei zu zwei gestellt werden würde, war nicht gerade tröstlich, und der Verdacht war schnell bei der Hand, dass die Deutschen, die über das stärkste Heer in Europa verfügten, sich nun auch anschickten, die grösste Flotte aufzubauen, und wohin konnte das bei dem launischen Temperament ihres Herrschers führen? In den Schmähungen, mit denen die deutschen Zeitungen das britische Heer nach dem Ausbruch des Burenkriegs überhäufteten, und in der Tatsache, dass die deutsche Regierung nichts zu ihrer Eindämmung unternahm, sahen die Briten einen Beweis für die Unaufrichtigkeit all der Freundschaftsbeteuerungen, die Jahr für Jahr aus Berlin gekommen waren, und eine Bestätigung dafür, dass sie gut beraten waren, gewisse Schutzmassnahmen zu ergreifen.³⁵

Es ist denkbar, dass diese Entwicklungstendenz noch 1901 hätte gestoppt werden können, wäre Deutschland in London diplomatisch besser vertreten gewesen. Aber Hatzfeldt war schwer erkrankt, und seine Aufgaben wurden in dieser Zeit meist von seinem Ersten Sekretär, Baron Hermann von Eckardstein, erledigt, einem deutschen Adeligen, der in die englische Gesellschaft eingeheiratet hatte. (Balfour nannte ihn «diesen fetten Kerl, der Maples' Tochter geheiratet hat».)³⁶ Eckardstein hatte das brennende Verlangen, sein Vaterland und das seiner Frau zu einem Bündnis zusammenzuführen, aber seine Bemühungen scheiterten

an seinem übermässigen Eifer und seinem schlimmen Hang zur Übertreibung. Er brachte es fertig, sowohl Whitehall als auch die Wilhelmstrasse nicht nur einmal, sondern wiederholt in die Irre zu führen, indem er Gespräche falsch wiedergab und den beiderseitigen Wunsch nach einem Bündnis übermässig betonte. Die kleine Chance einer Annäherung, die es 1901 gab, verflüchtigte sich, weil seine zahlreichen Gespräche mit Chamberlain und dem neuen Aussenminister Lord Lansdowne die deutsche Regierung zu dem Glauben verleiteten, die Engländer hätten den Wunsch nach einem Bündnis geäussert und dieses Angebot dann aus unerfindlichen Gründen zurückgezogen, während bei den Engländern, die aus Berlin immer wieder Antworten auf Fragen erhielten, die sie nicht gestellt hatten, der Eindruck entstand, Deutschland wolle zwar ein Bündnis, stelle aber schon vor Beginn der Verhandlungen unerfüllbare Bedingungen. Die Folgen waren ein anwachsendes Misstrauen auf beiden Seiten und eine noch stärkere Entfremdung.³⁷

Diejenigen Mitglieder der britischen Regierung, die ein Bündnis mit Deutschland noch immer als wünschenswert betrachteten – in einer Welt, in der Grossbritannien von Feinden umringt zu sein schien –, waren enttäuscht, aber sie kehrten deswegen nicht zu Salisburys Politik der Nicht-Beteiligung an internationalen Auseinandersetzungen zurück. Lansdowne sagte 1902, für sein Land sei jetzt die Zeit gekommen, da es aufhören müsse, sich von «abgestandenen Formeln und altmodischen Irrlehren immer wieder auf eine Politik der Isolation festlegen zu lassen... Solange es keine triftigen Gegenargumente gibt, ist ein Land, welches das Glück hat, Verbündete zu besitzen, *prima facie* eher zu beneiden, als ein Land, das keine besitzt.»³⁸ Die Nation schien diese Ansicht zu teilen, und so erhielt die Regierung den Anstoss, mit den Verhandlungen zu beginnen, die zunächst zur englisch-japanischen Allianz und dann – teilweise als Folge dieser Allianz – zum Abschluss der Entente von 1904 mit Frankreich führten.

Bülows Politik der Erhaltung guter Beziehungen sowohl zu Grossbritannien als auch zu Russland war gründlich fehlgeschlagen. Vor allem mit seiner imperialistischen Flotten- und Aussenpolitik hatte er die Engländer den Franzosen in die Arme getrieben. Zugleich hatten sich die deutschen Beziehungen zu Russland, die bereits durch die Besetzung von Kiautschou belastet waren, als Folge zweier anderer politischer Entwicklungen noch weiter verschlechtert. Zunächst einmal waren es die ostelbischen Agrarier, die dafür, dass sie 1902 für die Flottenvermehrung gestimmt hatten, ein neues Zollgesetz als Gegenleistung erhielten, das russisches Getreide praktisch vom deutschen Markt verbannte.³⁹

Zum zweiten wurde das Eindringen deutscher Banken, Industriefirmen und Eisenbahngesellschaften in die unterentwickelten Gebiete des Osmanischen Reichs, das in den achtziger Jahren eingesetzt hatte, nach einer Reise des Kaisers, die ihn 1898 nach Damaskus und Jerusalem geführt hatte, weiter beschleunigt und zusätzlich vom Staat gefördert. Wenn der Kaiser in der Folgezeit von der geplanten Bagdadbahn, die ursprünglich von einem internationalen Konsortium finanziert worden war, als von «meiner Bahn» schwärmte und Bülow grossspurig verkündete, Deutschland werde sich Meter um Meter vorwärtsschlängeln bis hinunter zum Persischen Golf, da sahen sowohl Russen als auch Engländer sich in ihren Interessen in Nahost bedroht; und obwohl man in der Bagdadbahn-Frage mit Russland 1911 und mit Grossbritannien am Vorabend des Weltkriegs zu Kompromisslösungen kam, so war es doch davor zu starken Reibungen gekommen, und das hatte zur Entfremdung zwischen Russland und Deutschland beigetragen.⁴⁰

2. Schlieffen und Moltke: Strategische Planungen und Entscheidungen

Die Verschlechterung der europäischen Position Deutschlands durch diesen schlagartigen Wandel der diplomatischen Frontstellungen zog eine drastische Verstärkung der militärischen Einflussnahme auf die Aussenpolitik nach sich.

In der deutschen Geschichte war dies nicht gerade etwas Neues. 1814 und 1815 hatten die offen gezeigte Unzufriedenheit der preussischen Militärs mit den von ihrer Regierung unterzeichneten Friedensbedingungen und ihre Versuche, diese zu sabotieren, die Besorgnis Castlereaghs erregt und den russischen Zaren zu der Bemerkung veranlasst: «Es ist gut möglich, dass wir einmal dem König von Preussen gegen sein eigenes Heer zu Hilfe kommen müssen.»⁴¹ Welche Probleme es Bismarck in den Kriegen von 1864, 1866 und 1870 bereitete, die Militärs unter die Botmässigkeit der zivilen Gewalten zu zwingen, ist wohl bekannt;⁴² auch hatten wir bereits Gelegenheit zu berichten, wie heftig er 1887 auf die heimlichen Versuche der Militärs reagierte, Österreich zu einem Krieg gegen Russland zu drängen.⁴³ Seit jener Zeit hatte es verhältnismässig wenige offene Einmischungen von militärischer Seite in die Aussenpolitik gegeben. Waldersees in seiner Amtszeit als Generalquartiermeister und Chef des Generalstabs unternommene Versuche, die Militärattachés als separaten diplomatischen Dienst zu organisieren,

der sowohl über politische als auch über militärische Angelegenheiten berichten und unmittelbar mit dem Kaiser kommunizieren sollte, waren von Bismarck abgeblockt und von Caprivi endgültig zu Fall gebracht worden. Der Nachfolger Bismarcks legte fest, dass die Attachés ihre Berichte mit dem jeweiligen Gesandtschaftschef abstimmen mussten und die Finger von der Politik zu lassen hatten; er unterstrich diese Anordnung, indem er die Vertrauten Waldersees ihrer Stellungen in Paris, Wien, St. Petersburg und Rom enthob.⁴⁴ In den darauffolgenden Jahren hatte die Regierung wenig Anlass, sich über die Militärattachés zu beklagen (eine auffällige Ausnahme bildet hier der Fall des Oberst Schwarzkoppen in Paris, der durch seine Zuwiderhandlung gegen das von Graf Münster ausdrücklich ausgesprochene Verbot der geheimdienstlichen Betätigung seine Botschaft in die Verstrickungen der Affäre Dreyfus hineinzog⁴⁵). Viel unerquicklicher waren dagegen, wie wir sehen werden, die Aktivitäten der Marineattachés.

Obwohl die Nachfolger Waldersees dessen Ambitionen nicht weiterverfolgten und sich in aller Regel auf die technischen Aufgaben der militärischen Operationsplanung beschränkten, war ihr Einfluss auf die deutsche Aussenpolitik grösser und verhängnisvoller als der seine. Graf Alfred von Schlieffen, von 1891 bis 1906 Chef des Generalstabs, entwarf für den Fall eines Zweifrontenkriegs einen strategischen Plan, dessen technische Meisterschaft nicht die Tatsache verdecken konnte, dass er in jedem militärischen Konflikt, in dem er angewandt wurde, ernste politische Nachteile für Deutschland nach sich ziehen würde. Helmuth von Moltke, Neffe des Feldherrn Wilhelms I., diente von 1906 bis 1914 als Stabschef; er übernahm das Schlieffensche Vermächtnis und interpretierte die Strategie seines Vorgängers in einer Weise, die geeignet war, die diplomatische Handlungsfreiheit seines Landes schwer zu beeinträchtigen.

Schon seit 1871 hatten deutsche Militärs die Möglichkeit in Erwägung gezogen, dass sie es eines Tages in einem Krieg gleichzeitig mit Frankreich und Russland zu tun bekommen würden; und der Generalstab hatte schon lange vor der Beendigung der förmlichen Vertragsbeziehungen zu St. Petersburg Pläne für diese Eventualität gemacht. Abgesehen von Problemen der Bewaffnung und der Logistik war die entscheidende strategische Frage die, ob die Hauptmacht der deutschen Streitkräfte gegen den östlichen oder den westlichen Kriegsgegner gerichtet werden sollte. Der ältere Moltke, der sich in seinen letzten Jahren mit dieser Frage beschäftigte, vertrat flexible Auffassungen, die sich den Veränderungen der politischen Situation in Europa anpassten, neigte je-

doch nach 1879 in wachsendem Mass zu der Ansicht, dass bei einer kombinierten Anwendung politischer und militärischer Mittel Russland der leichter zu schlagende Gegner sein würde und dass Deutschland daher im Westen so lange hinhaltend operieren sollte, bis eine Entscheidung an der Ostfront gefallen sein würde.⁴⁶ Derselben Meinung war auch sein Nachfolger Waldersee.

Schlieffen kehrte diese Strategie um. Als reiner Techniker, dem Einsichten in die Bedeutung aussermilitärischer Faktoren in der modernen Kriegführung, wie Moltke sie besessen hatte, fehlten, schenkte er Überlegungen zur Verwundbarkeit des Zarenreichs durch den politischen Angriff (etwa durch die Förderung von Freiheitsbewegungen bei unterworfenen Völkern wie den Polen) weniger Beachtung als den neuen Festungen, welche die Russen Ende der neunziger Jahre bei Iwangorod, bei Brest-Litowsk, Kowno und Warschau errichtet hatten (die sogenannte Narew-Linie), und dem beachtlichen Ausbau des russischen Eisenbahnnetzes, der sich zur selben Zeit vollzogen hatte. Diese Veränderungen sprachen gegen einen raschen Sieg im Osten und veranlassten Schlieffen dazu, die in einer Anfangsoffensive im Westen liegenden Möglichkeiten zu untersuchen. Einen Frontalangriff gegen die französische Verteidigungslinie schloss er von vornherein aus. Das Vorbild, nach dem er sich richtete, war die Schlacht von Cannae, in welcher Hannibal ein zahlenmässig überlegenes römisches Heer geschlagen hatte, indem er es von den Flanken und vom Rücken her angriff. Seine Untersuchungen führten Schlieffen zu dem Schluss, dass ein rascher und entscheidender Sieg über Frankreich gelingen konnte, wenn das deutsche Heer ein energisches Umfassungsmanöver ausführte, in welchem der Hauptteil seiner Streitkräfte, Metz und Strassburg umgehend, durch Belgien und das Grossherzogtum Luxemburg ins französische Hinterland vorsties, die untere Seine überschritt, sich nach Osten wandte und die aus den Fugen geratenen französischen Truppen gegen ihre eigenen Festungen und die schweizerische Grenze zurückwarf und dort festnagelte. Vorausgesetzt, man machte den rechten Flügel stark genug – selbst auf die Gefahr hin, anfängliche französische Durchbrüche an der südlichen Front hinnehmen zu müssen – so konnte die französische Streitmacht nach Schlieffens zuversichtlicher Meinung innerhalb von sechs Wochen ausgeschaltet werden, und Deutschland könnte seine Kräfte gegen Osten richten, um sich Russland vorzunehmen.⁴⁷

Unter technischen Gesichtspunkten betrachtet, war der Plan brillant; in jeder anderen Hinsicht jedoch war er fatal. Nicht nur, dass er die psychologischen Faktoren, die so oft in der Geschichte dazu geführt haben,

dass Völker ihren Niederlagen trotzten und mit unkonventionellen Mitteln Widerstand leisteten, vollkommen ausser Acht liess, er machte es auch unvermeidlich, dass Deutschland den Krieg, den es fürchtete, mit dem schwerwiegenden Handicap beginnen würde, als Aggressor und als Verletzer völkerrechtlicher Abmachungen bezeichnet zu werden und sich damit höchstwahrscheinlich die Sympathie und die Unterstützung neutraler Mächte zu verscherzen. Schlieffen schätzte diese Gefahr gering ein, denn er betrachtete Belgien nicht als neutrales Land⁴⁸ und war sich ohnehin sicher, dass der Krieg so schnell vorbei sein würde, dass die Reaktion der Neutralen keine Folgen hätte. Aber für die politische Führung Deutschlands, die zu einem frühen Zeitpunkt über die Hauptzüge des Plans orientiert war, hätte er ein Grund zur Sorge sein müssen. Als freilich Graf Hutten-Czapski auf Geheiss Schlieffens im Mai 1900 Holstein darüber informierte, dass der Generalstab nicht die Absicht hätte, sich im Falle eines Zweifrontenkrieges von internationalen Vereinbarungen binden zu lassen, erklärte dieser, nach seiner Ansicht hierzu befragt, nach langem betretenem Schweigen, «wenn der Chef des Grossen Generalstabes und vollends eine strategische Autorität wie Schlieffen eine solche Massnahme für erforderlich halte, dann sei es die Pflicht der Diplomatie, sich auf sie einzustellen und sie auf alle mögliche Weise vorzubereiten».⁴⁹ Weder Hohenlohe noch Bülow erhoben Einwände gegen den Plan;⁵⁰ und zu der Zeit, als Bethmann Hollweg das Amt des Kanzlers übernahm, betrachtete man ihn bereits als etwas, bei dem die Politiker nicht mehr mitzureden hatten. Nach seiner eigenen Bekundung wusste Bethmann ebenso wie sein Aussenminister F.L. von Jagow bereits lange vor Kriegsbeginn von der geplanten Verletzung der belgischen Neutralität; wie der Kanzler jedoch in seinen Memoiren einräumte, gab es in den Jahren vor 1914 keine einzige Kriegsratssitzung, in der die Politiker Gelegenheit gehabt hätten, sich an der Diskussion über militärische Pläne und Vorbereitungen zu beteiligen.⁵¹

Dies war eine Art der politischen Kapitulation vor militärischen Belangen, wie Bismarck sie nie zugelassen hatte, und sie setzte ein unheilvolles Zeichen für die Zukunft. In den Tagen nach der Entscheidung der Engländer, ihre Isolation aufzugeben und ein politisches Abkommen mit Frankreich zu schliessen, wurde dennoch in politischen Kreisen kaum Kritik an den Militärs laut. Schliesslich, lag denn nicht die Lösung der Probleme, die sich jetzt für Deutschland stellten, bei ihnen? Während der ersten Krise, die 1905 um Marokko entstand, verhielten sich einige der Hauptakteure auf deutscher Seite – zumindest vorübergehend –, als dächten sie so.

In Übereinstimmung mit der Vereinbarung, die sie mit England geschlossen hatte, begann die französische Regierung 1905 damit, ihren Einfluss auf Marokko zu verstärken. Die deutsche Regierung entschloss sich, diesem Unterfangen Schach zu bieten: Im März 1905 unterbrach der Kaiser eine Mittelmeerkreuzfahrt zu einer demonstrativen Landung in Tanger, wo er den Sultan besuchte, ihm versprach, für seine Unabhängigkeit einzutreten, und dem französischen Konsul in scharfer Form erklärte, er wisse die deutschen Interessen in Marokko zu schützen und erwarte, dass Frankreich diese Tatsache zur Kenntnis nehme. Die Drohung, die in diesen Worten lag, war unüberhörbar; die Regierung Rouvier wich in beinahe panischem Erschrecken zurück; und plötzlich herrschte allenthalben ein Gefühl, dass ein Krieg kurz bevorstand.

Es ist schwierig, über die Motive, welche die deutsche Regierung 1905 bewegten, etwas auch nur annähernd Bestimmtes auszusagen. Der Besuch in Tanger war von Holstein und Bülow geplant worden, die allem Anschein nach damit nicht nur die französischen Pläne in Marokko blockieren, sondern dies auf eine für Frankreich so demütigende Weise tun wollten, dass die neue Entente darunter leiden oder gar daran zerbrechen würde. Allein, wenn sie auch hier (was keineswegs sicher ist) übereinstimmten, so waren sie sich doch in beinahe jeder anderen Beziehung uneinig. Bülow scheint das Unternehmen von Anfang an als einen auf Prestigegewinn berechneten Bluff betrachtet zu haben. Holstein war niemals ein Mann der leeren Gesten. Es gibt, wenn auch zugegebenermassen nur indirekte, Anhaltspunkte dafür, dass er einen Krieg gegen Frankreich vom Zaun brechen wollte.

Anders als Bismarck war Holstein kein grundsätzlicher Gegner des Präventivkrieges. In der Tat war er 1887 ebenso eifrig bestrebt gewesen wie Waldersee, einen Krieg gegen Russland herbeizuführen,⁵² und seit dieser Zeit wurden Äusserungen von ihm notiert, die besagten, dass er in einem Krieg die Lösung für die Probleme Deutschlands sah.⁵³ Er erkannte, dass sein Land schwerlich auf eine bessere Gelegenheit hoffen konnte, sich mit Frankreich anzulegen, als es sie 1905 hatte. Die Russen hatten sich auf einen verlustreichen Krieg mit Japan eingelassen und waren zudem durch eine Revolution im eigenen Land gelähmt. Das britische Heer hatte sich noch nicht von seinem langen Krieg in Südafrika erholt, und die englische Regierung wäre wohl kaum darauf versessen gewesen, in einen europäischen Festlandskrieg verwickelt zu werden.⁵⁴

Dass die deutsche Wehrmacht andererseits für den Konfliktfall gerüstet war, wusste Holstein, denn er war seit den Zeiten des Kanzlers Ca-

privi persönlich mit Schlieffen befreundet, der oft zu ihm ins Büro kam, um Schriftstücke zu lesen und die europäische Situation zu diskutieren. Nach der Bekundung der militärischen Mitarbeiter Schlieffens befand sich der Stabschef, als er an seiner Dezember-Denkschrift arbeitete, die zur umfassendsten Darstellung seines Plans werden sollte, in Kriegsstimmung. Er war der Bülow-Tirpitzschen Politik seit Langem, kritisch gegenübergestanden, da er es für einen schweren Fehler hielt, wenn Deutschland sich auf Weltpolitik verlegte, ehe es seine europäische Position gefestigt hatte.⁵⁵ Nun war der Zeitpunkt da, hier korrigierend einzugreifen. Im Sommer 1905 sorgte Schlieffen für Wirbel im Generalstab, indem er die Warnung aussprach, Deutschland werde den hundertsten Jahrestag der Schlacht von Jena vielleicht in Sack und Asche begehen, wenn das Militär nicht den Mut hätte, sich gegen den Urheber seiner Ängste zu erheben.⁵⁶ Im September berichtete der sächsische Militärbevollmächtigte, dass man im Generalstab einen Krieg gegen Frankreich nicht ausschloss und dass Schlieffen die Erfolgsaussichten eines solchen Krieges optimistisch einschätzte.⁵⁷ Was Holstein betraf, so deuteten die Zeugnisse seiner Freunde und die Abfolge der Ereignisse darauf hin, dass er ähnlich dachte.

Jahre später schrieb Graf Oskar von der Lancken, ein Diplomat und Freund Holsteins, dieser habe ihm 1909 mitgeteilt, die Entente zwischen England und Frankreich habe ihn zu der Überzeugung gebracht, «wir müssten, bevor der Ring der anderen Grossmächte uns einschnürt, mit aller Energie und mit einem auch vor dem Äussersten nicht zurückschreckenden Entschluss versuchen, den Ring zu sprengen. Darum die Tangerreise des Kaisers!»⁵⁸ Holstein hatte dem zögernden Kaiser gegenüber auf diesem Unternehmen bestanden; und er war in der darauffolgenden Zeit die treibende Kraft hinter der deutschen Einschüchterungspolitik, die den französischen Aussenminister Delcassé im Juli zum Rücktritt zwang, hinter der Weigerung der deutschen Regierung, in der Marokko-Frage direkte Verhandlungen mit Frankreich aufzunehmen, und hinter der Forderung nach einer internationalen Konferenz, die dem Zweck dienen sollte, neue Gelegenheiten für Provokationen zu schaffen.⁵⁹ Er stand auch hinter der Direktive an den Pressechef des Aussenministeriums vom Dezember 1905, in der es – offensichtlich in der Absicht, den Konflikt zu verschärfen – hiess: «Ich fürchte, dass auf der Konferenz in Algeciras sehr bald auf französischer Seite, von England wenn nicht gefördert, so jedenfalls nicht gehemmt, die Tendenz hervortreten wird, Deutschland in die Lage zu bringen, wo es nur die Wahl

hätte zwischen einer schweren Einbusse von Ansehen in der Welt oder einem bewaffneten Konflikt. Ein solcher wird hier [in Frankreich] für das Frühjahr von sehr vielen erwartet, von sehr vielen gewünscht.»⁶⁰

Aber weder Wilhelm II. noch sein Kanzler hatten den Mut zu solch einer *va banque*-Politik. Der Kaiser war in der marokkanischen Unternehmung von vornherein nicht mit voller Überzeugung dageigewesen, und ohnehin hatte sich sein unruhiger Kopf inzwischen anderen Projekten zugewandt. Im Juli 1905 schreckte er das Aussenministerium auf, indem er es telegraphisch informierte, dass er den Zaren von Russland zu einem Besuch auf seiner in der Bucht von Björkö liegenden Jacht eingeladen hatte, um einen Bündnisvertrag zu unterzeichnen. Als dieses merkwürdige Dokument dann tatsächlich unterschrieben wurde (weil, wie man vermuten muss, die Widerstandskraft des Zaren von der wortreichen Begeisterungsfähigkeit Wilhelms II. gelähmt wurde), kam Bülow sogleich auf den Gedanken, dass es sich zur Lösung der Marokko-Frage benutzen lasse: Man konnte dieses unglückliche Land doch der französischen Regierung als Gegenleistung für ihre Bereitschaft überlassen, die Entente aufzugeben und sich dem neuen russisch-deutschen Vertrag anzuschliessen, der so zum Kern eines Kontinentalbündnisses werden würde.

All dies waren Hirngespinnste. Sobald die Beamten im russischen Aussenministerium Gelegenheit hatten, den Vertrag von Björkö zu studieren, kamen sie zu dem Schluss, dass er, da sein Geltungsbereich auf Europa beschränkt war, keine Vorteile bot, und bis zum Ende des Jahres hatten sie ihn praktisch null und nichtig gemacht. Zu diesem Zeitpunkt war die deutsche Marokko-Politik hoffnungslos verfahren: kompromittiert gleichermassen durch die anfängliche Einschüchterungstaktik wie durch die jüngsten Versuche der deutschen Regierung, die Franzosen durch das Versprechen von Zugeständnissen für einen Beitritt zu dem imaginären Bündnis zu gewinnen. Die kläglichen Folgen all dessen zeigten sich 1906 auf der Konferenz von Algeciras, wo die Franzosen alles erhielten, was sie wollten, während Deutschland sich, abgesehen von der Unterstützung durch Österreich-Ungarn, isoliert sah.

Es war der Rückschlag in Marokko, nach dem die Angst vor einer Einkreisung zu einem bedeutsamen Faktor in der deutschen Politik wurde. Dass dies so kam, war verständlich. Die Krise hatte nicht nur die Entente gestärkt, sondern auch erste Gespräche zwischen französischen und britischen Militärdelegationen in die Wege geleitet. Dazu kam, dass die Russen bereits vor Beginn der Konferenz von Algeciras mit einer Annäherung an London begonnen hatten, hinter der zum einen der

Wunsch stand, ihre Bindung zu Frankreich abzusichern, und zum anderen das Bedürfnis nach britischer Unterstützung, um in Fernost vom englischen Verbündeten Japan günstige Friedensbedingungen zu erlangen. Da das Interesse der Italiener am Dreibund zu dieser Zeit merklich abgekühlt war, was sie durch einen ernsthaften politischen Flirt mit Frankreich demonstrierten, musste es selbst dem Kurzichtigsten klar sein, dass die diplomatische Position Deutschlands schwer erschüttert war und dass Bülow's Welt- und Flottenpolitik vor allem dazu geführt hatte, dass das Land aller seiner Verbündeten ausser Österreich-Ungarn verlustig gegangen war. Das unmittelbare Ergebnis dieser Erfahrung waren nervöse Bemühungen, sich der künftigen Bündnistreue Österreichs zu versichern. Dieses Bemühen nahm gefährliche Formen an.

Am 6. Oktober 1908 informierte die Regierung Österreich-Ungarns die türkische Regierung davon, dass sie die Länder Bosnien und Herzegowina, die seit 1878 unter ihrer Verwaltung standen, annektiert hatte. Der russische Aussenminister Iswolski hatte der Annexion im Voraus in gewisser Weise seine Billigung erteilt, und zwar im Gegenzug für das Versprechen der Österreicher, keine Einwendungen zu erheben, wenn Russland die Freiheit der Meerengen erkämpfte; aber unter dem Druck seiner Ministerkollegen und der panslawistischen Presse widerrief Iswolski nun diesen Handel und forderte, Österreich müsse vor ein internationales Tribunal zitiert werden, um sich für die, wie er es nannte, Verletzung des Vertrages von Berlin zu verantworten. Die Österreicher lehnten es rundweg ab, so etwas in Betracht zu ziehen oder gar Serbien, das es schon lange auf die betreffenden Territorien abgesehen hatte, ein Recht auf Kompensation zuzuerkennen. Die Fronten blieben verhärtet, und so begannen die Serben, entlang der österreichischen Grenze bewaffnete Einheiten zusammenzuziehen, und das österreichische Heer, dessen Stabschef Conrad von Hötzendorf schon lange auf eine Gelegenheit wartete, der Grossserbischen Partei einen Strich durch die Rechnung zu machen, begann auf die Notwendigkeit der Mobilmachung zu dringen. Es sah aus, als würden über kurz oder lang die Waffen sprechen; die deutsche Regierung war von dem österreichischen Akt unangenehm überrascht, denn er war in erster Linie ein Schlag gegen die Türkei, in der seit den achtziger Jahren in steigendem Mass deutsche Wirtschaftsinteressen heimisch waren, die mit dem Ausbau der mit deutschem Kapital finanzierten Bagdadbahn noch weiter zu wachsen und politische Vorteile nach sich zu ziehen versprochen. In Berlin hegte man die Befürchtung, dass die Türkei auf die Besetzung der beiden Balkanländer

mit einer Annäherung an Grossbritannien reagieren würde, falls Deutschland sich nicht vom Vorgehen seines Verbündeten distanzier- te.⁶¹ Aber Bülow wischte alle derartigen Vorschläge mit rascher Hand vom Tisch. In einer aufschlussreichen Note schrieb der Kanzler:

Unsere Lage würde eine wirklich bedenkliche werden, wenn Österreich- Ungarn das Vertrauen zu uns verlöre und von uns abschwänkte. Solange wir beide zusammenstehen, bilden wir, ähnlich wie während fünfzig Jahren der alte Deutsche Bund, einen Block, an den sich niemand so leicht heranwagen wird. Gerade in grossen orientalischen Fragen dürfen wir uns nicht in Widerspruch zu Österreich-Ungarn setzen, das auf der Balkanhalbinsel nähere und wichtigere Interessen hat als wir. Eine ablehnende oder auch nur zögernde und nörgelnde Haltung in der Frage der Annexion von Bosnien und der Herzegowina würde uns Österreich-Ungarn nicht verzeihen.⁶²

Die deutsche Regierung unterstützte also Österreich-Ungarn in der bosnischen Krise, aber sie tat das mit einer Brutalität, die die Situation nicht erfordert hätte. Im März 1909, als Iswolski sich mühsam dazu durchgerungen hatte, eine das russische Gesicht wahrende Formel zu akzeptieren, liess Berlin etwas los, das man nur als ein Ultimatum bezeichnen kann: Der deutsche Botschafter in St. Petersburg wurde angewiesen, «Herrn Iswolski in bestimmter Form (zu) sagen, dass wir eine präzise Antwort – ja oder nein – erwarten; jede ausweichende, verklausulierte oder unklare Antwort würden wir als eine Ablehnung betrachten müssen. Wir würden uns dann zurückziehen und den Dingen ihren Lauf lassen; die Verantwortung für alle weiteren Ereignisse würde dann ausschliesslich Herrn Iswolski zufallen ...»⁶³ Die Russen gaben klein bei, aber sie behielten die anmassende Schärfe der deutschen Note, die wahrscheinlich darauf berechnet war, Wien ebenso zu beeindrucken wie St. Petersburg, in bitterer Erinnerung, und dies trug mit zu der Unterstützung bei, die sie in der Zeit danach den serbischen Aktivitäten gegen Österreich angedeihen liessen.

Auf der Höhe der Krise im Jahre 1909 schrieb der österreichische Stabschef Conrad an Moltke, der 1906 die Nachfolge Schlieffens angetreten hatte, und fragte an, was die deutsche Heeresleitung im Falle eines österreichischen Einmarsches in Serbien, der ein russisches Eingreifen provozieren würde, zu tun beabsichtige. Die Antwort Moltkes stimmte vollkommen zu Bülows Eingeständnis der Abhängigkeit Deutschlands von seinem österreichischen Verbündeten. Im Widerspruch zur mehrmals nachdrücklich geäusserten Auffassung Bismarcks, der Bündnisvertrag von 1879 sehe ein deutsches Eingreifen nur für den Fall vor, dass Österreich angegriffen würde, versicherte Moltke seinem Amtskolle-

gen, falls Österreich sich gezwungen sehe, Serbien anzugreifen, und es dann mit einer russischen Intervention zugunsten seines Gegners zu tun bekäme, «würde damit der *casus foederis* für Deutschland gegeben sein». Sobald Russland mit der Mobilmachung beginne, werde Deutschland seine gesamte Streitmacht zu den Waffen rufen.⁶⁴

Faktisch hatte Moltke damit aus dem Defensivbündnis von 1879 ein Offensivbündnis gemacht und sein Land auf Gedeih und Verderb der Abenteuerlust der Wiener Regierung ausgeliefert. Gleichzeitig erklärte er Conrad, jeder Krieg, der sich aus der österreichisch-russischen Rivalität auf dem Balkan entwickle, müsse gemäss dem Schlieffenplan geführt werden. Wenn Russland mobil mache, werde auch Frankreich mobil machen, und da «zwei mobile Heere, wie das deutsche und französische ... nicht ohne Waffengang nebeneinander stehen können, ... (müsse) Deutschland, wenn es gegen Russland mobil macht, auch mit einem Kriege gegen Frankreich rechnen ...»⁶⁵ Dementsprechend müsse das Gros der deutschen Streitkräfte gegen Frankreich eingesetzt werden, der Sieg im Westen würde jedoch rasch errungen sein und die volle deutsche Hilfe für Österreich nicht lange auf sich warten lassen.

Das waren schwerwiegende Sätze, denn sie enthielten die Überzeugung, dass Deutschland in jeden europäischen Krieg, gleich wo er ausbrechen mochte und in welcher Weise es an ihm beteiligt war, mit einem Angriff auf Frankreich eintreten musste. Im Denken der deutschen Heeresleitung war ein begrenzter Krieg nunmehr ein Ding der Unmöglichkeit geworden: Jeglicher bewaffnete Konflikt musste europäische Ausmasse annehmen. Moltke teilte Conrad mit, er habe den Kaiser und Bülow über den Inhalt seiner Erklärungen gegenüber dem österreichischen Stabschef informiert. Offenbar hatten sie keine Einwände. Dies war von noch schwerwiegenderer Bedeutung, denn es zeugte davon, dass sich die politische Führung des Staats ebenso wie die militärische in wachsendem Masse einer fatalistischen Mentalität überliess.

3. Bethmann Hollweg, der Rüstungswettlauf und die Krise von 1914

1908 verfasste der impressionistische Dichter Detlev von Liliencron ein Gedicht mit dem Titel «Der Blitzzug», das mit folgenden Zeilen begann:

Quer durch Europa von Westen nach Osten
Rüttert und rattert die Bahnmelodie.
Gilt es die Seligkeit schneller zu kosten?
Kommt er zu spät an im Himmelslogis?
Fortfortfort Fortfortfort drehn sich die Räder
Rasend dahin auf dem Schienengeäder,
Rauch ist der Bestie verschwindender Schweif,
Schaffnerpfeif, Lokomotivengepfeif.

Diese ungestüme Fahrt endet in der Katastrophe, und am Tag darauf werden in den rauchenden Trümmern des Zuges die Reste seiner Fracht gefunden: zwei Sporen, eine Brennschere, einige Armbanduhren sowie Geld, ein Aktienzertifikat, ein Gedichtband mit dem Titel *Seraphische Töne* und eine Mädchenpuppe. Ein aktuelleres oder prophetischeres Gedicht hätte sich schwerlich schreiben lassen. 1908 waren die Weichen für die Katastrophe gestellt; von diesem Jahr an wurden internationale Krisen alltäglich, und ganz Europa wurde in einen rasenden Rüstungswettlauf hineingerissen.⁶⁶ Die Vermutung liegt nahe, dass die Dichter nicht die einzigen waren, die dies spürten, und dass die Öffentlichkeit im Interesse des Friedens in irgendeiner Form Druck auf die Regierungen hätte ausüben können. Warum erhob sich vor 1914 nicht eine Woge der moralischen und ethischen Verweigerung?

Die Antwort liegt vielleicht in der Tatsache begründet, dass im 19. Jahrhundert die meisten Europäer, die überhaupt über diese Frage nachdachten, zum Krieg eine ambivalente Haltung einnahmen und dass selbst die friedliebendsten unter ihnen irgendwo den Gedanken eines unter bestimmten Umständen gerechtfertigten und die Opfer lohnenden Krieges im Hinterkopf hatten; und ausserdem existierten keine unabhängigen Gruppen oder Organisationen, die fähig gewesen wären, im Interesse des Friedens wirklichen Druck auf die Regierungen auszuüben. Die politischen Parteien aller Länder waren in den Fragen des Friedens, des Kriegs und der Bewaffnung innerlich zerstritten; dies galt selbst für die Sozialisten, ungeachtet ihres doktrinären Antimilitarismus. Von den institutioneilen Kirchen ging ebenfalls kaum Wirkung aus; geschwächt durch ein Jahrhundert des Materialismus und des Doktrinenhaders machten sie es sich im Allgemeinen leicht und stellten sich in politischen Dingen jeweils hinter die Regierung. Die organisierte Friedensbewegung besass grössere Entschlossenheit als die Kirchen, aber auch sie scheiterte trotz ihrer keineswegs geringen Anhängerschaft (1914 gab es in Europa 160 verschiedene Organisationen) und der weiten Verbrei-

tung ihrer Publikationsorgane. Die Friedensbewegung hatte immer eine schlechte Presse, und die Menschen liessen sich in einem Zeitalter des Hypernationalismus leicht davon überzeugen, dass sie aus einem Haufen von Fanatikern, Feiglingen und Weltfremden bestand, die keine Ahnung hatten, worauf es in der internationalen Politik wirklich ankam. Keine Regierung schenkte den Aktivitäten der Bewegung mehr als nur sporadische Aufmerksamkeit.⁶⁷

Es ist denkbar, dass die Entwicklung anders verlaufen wäre, hätte sich die breite Öffentlichkeit auch nur den Schatten eines Begriffs von den Schrecknissen der modernen Kriegführung gemacht. Aber nicht einmal die Berufssoldaten ahnten, was auf sie zukommen würde, und wenn sie die Zeichen schon nicht erkannten, dann war dies vom Normalbürger auch nicht zu erwarten, und es scheint nur natürlich, dass er alle Fragen der Aussenpolitik, des Krieges und der Aufrüstung der Regierung überliess, die auf ihrem verblendeten Weg nach Armageddon weitertaumelte.

Als Bethmann Hollweg Kanzler wurde, versuchte er dieser Entwicklung allerdings Einhalt zu gebieten, indem er in der Aussenpolitik gemässigtere Töne anschlug, indem er die grandiosen Visionen des Alldeutschen Verbands und der Kolonialgesellschaft in die Schranken wies und indem er der Expansion Deutschlands massvollere und erreichbare Ziele setzte. «Wir müssen», sagte er, «ruhig und geduldig vorwärtsschreiten, um jenes Vertrauen wiederzugewinnen, ohne das wir unsere politische und wirtschaftliche Stellung nicht festigen können.»⁶⁸ Er wünschte eine Verbesserung der Beziehungen zu allen Mitgliedern der Dreier-Entente und hoffte im Falle Grossbritanniens, durch das Aushandeln eines friedlichen Kompromisses in der Flottenfrage den Grundstein für eine politische Verständigung legen zu können.

In den Augen des Kanzlers war der Flottenwettlauf ein sowohl kostspieliges als auch unzweckmässiges Unternehmen. Die ursprünglichen Berechnungen des Tirpitz-Plans waren durch die englischfranzösische Entente über den Haufen geworfen, aber weder diese Tatsache noch das Scheitern des Versuchs, die neue Koalition durch das offensive Auftreten in Marokko wieder auseinanderzubringen, hatten Tirpitz aus dem Konzept gebracht. Im November 1905 kündigte die deutsche Regierung ein neues Flottenvermehrungsgesetz an, das nicht nur eine Erhöhung der im Jahr 1900 festgelegten Tonnage vorsah, sondern den Neubau von sechs grossen Kreuzern und 48 Zerstörern bestimmte. Dieser Herausforderung traten die Engländer 1906 mit dem Beschluss entgegen, sich hinfort auf den Bau eines neuen Schlachtschiffstyps, der «Dreadnoughts», zu konzentrieren; diese nur mit schweren Geschützen bestückten Schiffe

sollten alle bestehenden Schlachtschiffe in Reichweite und Schwere der Bewaffnung sowie in Geschwindigkeit und Manövrierfähigkeit übertreffen.⁶⁹ Die liberale englische Regierung tat diesen Schritt nur widerstrebend und versuchte auf der Haager Friedenskonferenz von 1907, seine Auswirkungen abzuschwächen, indem sie den Vorschlag machte, die Grossmächte sollten einander ihre Flottenbaupläne mitteilen, ehe sie endgültige Beschlüsse darüber fassten, so dass die Möglichkeit zu Vereinbarungen über eine Verminderung des Aufrüstungstempos bestand. Dieser Vorschlag wurde, hauptsächlich aufgrund des deutschen Widerstandes, abgelehnt.⁷⁰ Tirpitz begann anschliessend sofort eine weitere Flottenvergrösserung zu betreiben, die Bülow trotz seiner Erkenntnis, dass damit die von ihm geplante Finanzreform sehr erschwert würde, akzeptieren musste, weil Tirpitz sich der Unterstützung des Kaisers versichert hatte.⁷¹ Das neue Gesetz, das der Reichstag 1908 verabschiedete, verkürzte die Lebensdauer der Schlachtschiffe von 25 auf 20 Jahre, vorausgesetzt, dass jedes ausrangierte Schiff durch eine Dreadnought ersetzt würde, und setzte ganz allgemein eine wesentliche Beschleunigung des Bauprogramms fest. Der Umstand, dass Tirpitz die Offenlegung aller Einzelheiten des geplanten Bauprogramms untersagte und selbst dem Reichstag die Einsicht verwehrte,⁷² vergrösserte das Unbehagen der Engländer angesichts des deutschen Vorgehens.⁷³ 1909 zwang die erregte öffentliche Stimmung das liberale Kabinett dazu, eine Erhöhung des Flottenhaushalts zu beschliessen,⁷⁴ und langsam schälte sich die Erkenntnis heraus, dass sich hieraus wohl ein endloses Wettrüsten ergeben würde.

Trotz allem hatte Bethmann die Hoffnung, dem Einhalt gebieten zu können; indem er die Engländer zu überzeugen suchte, dass Deutschland die britische Flottenüberlegenheit anerkennen würde und bereit wäre, die deutsche Flottenrüstung zu begrenzen, hoffte er eine Neutralitätszusage für den Fall zu erreichen, dass Deutschland von Frankreich oder Russland angegriffen würde oder Österreich militärisch zu Hilfe kommen müsste. Das war auf alle Fälle ein höchst ehrgeiziger Plan, und der deutsche Kanzler war in seiner Ausführung durch seine eigene aussenpolitische Unerfahrenheit ebenso behindert wie durch die Eigenwilligkeit seiner Minister und durch die dezidierten aussenpolitischen Anschauungen Wilhelms II.

Bethmanns Suche nach einer politischen Verständigung war kompromittiert, kaum dass er sie begonnen hatte; er beging den Fehler, zu rasch zu viel zu verlangen. In einem Gespräch mit dem englischen Botschafter Goschen verlieh er seiner Meinung Ausdruck, «die Diskussion über ein

Flottenabkommen könne zu keinen praktischen Ergebnissen führen, wenn sie nicht zum Bestandteil eines umfassenden Verständigungsversuchs gemacht und auf die Überzeugung nicht nur der zwei Regierungen, sondern auch der öffentlichen Meinung in beiden Ländern gegründet würde, dass keines der beiden Länder irgendwelche feindlichen oder aggressiven Absichten gegen das andere hege». ⁷⁵ Diese überladene Formulierung beunruhigte die Briten, da sie darin die Forderung nach einer Beschneidung der diplomatischen Handlungsfreiheit Englands im Austausch für ein nicht greifbares deutsches Zugeständnis erblickten, denn Bethmann äusserte sich gewiss ausserordentlich vage, als er gefragt wurde, welche Zugeständnisse in der Flottenrüstung Deutschland zu machen bereit war. Dies wiederum war verständlich, da Tirpitz, der auf gutem Fuss mit dem Kaiser stand, überhaupt keine Zugeständnisse machen wollte.

Die Verstimmung, die dies in Whitehall erregte, schlug in Wut um, als Bethmanns Staatssekretär des Auswärtigen Anstalten traf, den Beschluss von Algeciras ins Gegenteil zu verkehren. Alfred von Kiderlen-Wächter war der letzte erstrangige deutsche Diplomat, der noch in enger persönlicher Beziehung zu Bismarck gestanden hatte. Er war 1879 in den Auswärtigen Dienst eingetreten, hatte unter Münster in Paris und Radowitz in Konstantinopel gedient, war ein enger Freund Holsteins, der seine Karriere gefördert hatte, und hatte zehn Jahre lang als Vertreter des Aussenministeriums dem Tross des Kaisers bei dessen Kreuzfahrten angehört. Auf dem Höhepunkt der bosnischen Krise war er von seinem letzten Posten in Bukarest nach Berlin zurückberufen und zum Stellvertretenden Staatssekretär ernannt worden, und in dieser Funktion hatte er das Ultimatum entworfen, das Iswolski zum Nachgeben gezwungen hatte. Dieses Vorkommnis war bezeichnend für seinen politischen Stil. Er brüstete sich, «ein Kerl» zu sein, und neigte sehr zu herrischem Auftreten. ⁷⁶ Als er 1910 auch noch Staatssekretär wurde, begannen sein Selbstbewusstsein und seine Arroganz ihn vergessen zu lassen, dass es eine Notwendigkeit seines Amtes war, Bethmann stets vollkommen über seine Absichten zu unterrichten, so dass der unglückliche Kanzler bei einer Gelegenheit soweit gehen musste, seinen Aussenstaatssekretär betrunken zu machen, um zu erfahren, mit welchen Vorhaben er sich trug. ⁷⁷

Im April 1911 wurde die Marokko-Frage schlagartig wieder aktuell, als die französische Regierung unter dem Vorwand, Ausländer vor einheimischen Unruhestiftern zu schützen, Truppen nach Fez beorderte. Formal betrachtet, war dieses Vorgehen eine Verletzung der Bestimmungen des Vertrags von Algeciras. Kiderlen wies auf diese Tatsache

hin und liess durchblicken, dass Deutschland, wenn die Franzosen, wie er vermutete, in Fez zu bleiben beabsichtigten, hierfür eine territoriale Gegenleistung beanspruchen würde. Die Franzosen ignorierten diesen Hinweis einige Wochen lang. Das war ein Fehler, denn am 1. Juli ging das deutsche Kanonenboot *Panther* vor dem marokkanischen Atlantikhafen Agadir vor Anker, und es wurde deutlich, dass es dort bleiben würde, bis man den Deutschen etwas dafür gab, dass sie es zurückriefen.

Dieser Handstreich entfachte in der vaterländischen Presse eine beträchtliche Begeisterung – für die *Kreuzzeitung* war es, «als begänne ein Alptraum resignierten Missbehagens vor dem Strahl der Morgensonne zu schwinden»⁷⁸ – und ebenso bei denjenigen industriellen Gruppen, die an den Mineralvorkommen in West-Marokko interessiert waren. Aber die Euphorie war von kurzer Dauer. Im Gegensatz zu ihrem Verhalten von 1905 zeigte die französische Regierung sich nun weder von den Drohungen Kiderlens beeindruckt noch seiner anschliessenden Forderung willfährig, dass Deutschland als Kompensation für die französische Besetzung Marokkos das ganze Gebiet von Französisch-Kongo erhalten solle. Damit nicht genug, verlegten sich die Engländer, gereizt, weil Kiderlen sie nicht konsultiert hatte, auf eine durch und durch unnachgiebige Position, die der Schatzkanzler David Lloyd George in einer Rede im Londoner Rathaus am 21. Juli mit den deutlichen Worten formulierte, jeder Versuch, England da, «wo seine Interessen zentral betroffen sind, zu behandeln, als habe es im Kabinett der Nationen weder Sitz noch Stimme», bedeute eine Demütigung, die Grossbritannien nicht hinnehmen werde. Als Folge dieser Rede brach das Kiderlensche Unterfangen in sich zusammen. Wenn er auch, wie er es anscheinend Bethmann und dem Kaiser gegenüber am Ende des Monats tat, halbherzig erklärte, das deutsche Prestige verlange, dass Deutschland ohne Rücksicht darauf, wie die Chancen standen, den Kampf aufnehme, wenn die Franzosen nicht nachgäben,⁷⁹ so hörte doch niemand auf ihn. Dem Kaiser stand der Sinn nicht nach Krieg; die Marineführung war dagegen, ihre Flotte in diesem Stadium der Entwicklung aufs Spiel zu setzen; Kiderlens Politik stiess auf Kritik im Bundesrat und in der Wiener Presse; die Anspielungen auf einen Krieg führten zu einem steilen Kurssturz an der Börse.⁸⁰ Um zur Kränkung noch die Beleidigung zuzufügen, drehten die Franzosen an der Schraube, indem sie kurzfristige Anleihen aus Deutschland zurückzogen. Die Regierung Bethmanns beschloss, sich mit dem zu begnügen, was sie erlangen konnte: einem grossen, aber wertlosen Gebietsstreifen in Zentralafrika.

Das Fiasko hatte drei verhängnisvolle Auswirkungen. Zunächst einmal verschärfte es die Spannung zwischen Deutschland und den Ententemächten, beschleunigte das Wettrüsten und bestärkte in den herrschenden Schichten das Gefühl, dass ein Krieg unvermeidlich war. Zum zweiten verleitete der vollständige französische Triumph in Marokko die Italiener dazu, Tripolitanien zu besetzen, um etwaigen gleichartigen Plänen der französischen Regierung zuvorzukommen. Der italienische Schritt löste einen Krieg gegen die Türkei aus, der seinerseits die unabhängigen Balkanstaaten veranlasste, gemeinsam der Türkei ihre restlichen europäischen Besitzungen zu entreissen, ehe die Dreibundmächte Anspruch darauf erhoben. Eine Hauptrolle bei der Formierung dieser Balkanliga, die bald ganz Südosteuropa in einem permanenten Krisenzustand erhielt, spielte die russische Regierung, die sich jetzt für die 1909 erlittene Demütigung schadlos hielt.

Und schliesslich ergab sich als Folge des Rückschlags in Marokko, dass sich die Möglichkeiten Bethmanns, diesen neuen europäischen Komplikationen mit einer vernünftigen und gemässigten Politik zu begegnen, sehr verengten. In den Augen der konservativen Parteien, der vaterländischen Vereinigungen und der Militärs war er von dieser Zeit an ein Schwächling, der es zugelassen hatte, dass seinem Land ein neues Olmütz bereitet worden war. Im Hinblick darauf, was sich bei der Krise von 1914 abspielen sollte, ist es interessant, sich die Bemerkung vor Augen zu führen, die Moltke im August 1911 seiner Frau gegenüber machte: «Wenn wir aus dieser Affäre wieder mit eingezogenem Schwanz heraus schleichen, wenn wir uns nicht zu einer energischen Forderung auffaffen können, die wir bereit sind mit dem Schwert zu erzwingen, dann verzweifle ich an der Zukunft des Deutschen Reiches. Dann gehe ich. Vorher aber werde ich den Antrag stellen, die Armee abzuschaffen und uns unter das Protektorat Japans zu stellen, dann können wir ungestört Geld machen und versimpeln.»⁸¹ Moltke trat natürlich nicht zurück; wohl aber waren er und viele andere Offiziere erbittert und entschlossen, ein deutsches Zurückweichen in der Art von 1911 kein zweites Mal zuzulassen.

Der Ausgang der Marokko-Krise veranlasste Bethmann, seine Bemühungen um eine Verständigung mit Grossbritannien zu verdoppeln; er sah darin eine gewisse Hoffnung für Deutschland, dass die Engländer Frankreich nicht automatisch in jedem Konfliktfall zu Hilfe kommen würden. Der Schlüssel zur Verbesserung der Beziehungen lag seiner Ansicht nach immer noch in der Frage der Flottenrüstung, und die Berichte, die er von seinem Londoner Botschafter Graf von Wolff-Metternich empfing, gaben ihm gewissen Anlass zu glauben, dass die Engländer

vielleicht für den Vorschlag einer beiderseitigen Beschränkung des Flottenbautempos zu haben waren. Unglücklicherweise wurde die Wirkung seiner Berichte von denen seines Militärattachés Hauptmann Wilhelm Widenmann beeinträchtigt, den Tirpitz bestärkt hatte, alle britischen Anerbieten als Versuche zur Übervorteilung Deutschlands darzustellen. Zwar beschwerten sich sowohl Wolff-Metternich als auch Bethmann beim Kaiser über die tendenziöse Berichterstattung Widenmanns,⁸² aber ihre Proteste blieben folgenlos: Der Kaiser erklärte, er habe vollstes Vertrauen zur Situationsbeurteilung des Attachés, und hielt Metternich vor, er sei naiv.⁸³ Das hatte zur Folge, dass der Botschafter in der Vorbereitung produktiver Gespräche keinen Schritt vorwärts kam, und als der britische Kriegsminister Lord Haldane, ein Mann, dessen Sympathien für Deutschland seit Langem, bekannt waren, 1912 Berlin besuchte, um über eine mögliche Verständigung zu sprechen, konnte man nicht zu einer gemeinsamen Basis gelangen. Tirpitz, der am Tag vor Haldanes Ankunft eine neue Vorlage zur Flottenvergrößerung ankündigte, war gegen jegliches Zugeständnis, es sei denn, die Engländer wären bereit gewesen, eine bedingungslose Neutralitätszusage für den Fall eines deutsch-französischen Krieges zu geben. Solange Deutschland auf dieser Position verharrte, gab es keine Hoffnung auf eine Einigung.⁸⁴ Als daher Winston Churchill, Erster Lord der Britischen Admiralität, im April 1912 einen Flottenbaustop vorschlug, entgegnete der Kaiser, eine solche Vereinbarung sei nur zwischen Verbündeten möglich. Churchills in der Folge unternommene Versuche, sich der guten Dienste von Sir Ernest Cassel und Albert Ballin zu bedienen, um dem Kaiser «verständlich zu machen, mit welchen Gefühlen ein Inselstaat wie Grossbritannien das stetige und unbarmherzige Heranwachsen einer rivalisierenden Seemacht allerhöchster Qualität verfolgt», schlugen ebenfalls fehl.⁸⁵

Wilhelm II. krankte noch immer an der Illusion, er könne die Engländer mit einer Politik der Drohungen zum Einlenken bewegen. Nach dem Scheitern der Mission Haldanes hatte er sich gebrüstet, er habe «den Engländern gezeigt, dass sie, wenn sie an unsere Rüstung tasten, auf Granit beißen, und dadurch vielleicht ihren Hass vermehrt, aber ihren Respekt erworben, der sie in gegebener Zeit zur Fortsetzung hoffentlich in bescheidenerem Ton geführter Verhandlungen mit günstigem Ausgang veranlassen wird».⁸⁶ Es war dieselbe Illusion, die das deutsche Denken in Bezug auf England seit 1890 vernebelt hatte, und sie sollte sich auch jetzt wieder als das bestätigen, was sie war. Im November taten die Engländer, wenn auch widerstrebend, den Schritt, der die Tir-

pitz-Strategie Makulatur werden liess. In einem Notenaustausch mit dem französischen Botschafter erklärte sich Lord Grey damit einverstanden, dass «jede der beiden Regierungen, falls sie ernsthaften Anlass hat, einen unprovzierten Angriff einer dritten Macht oder ein anderes den allgemeinen Frieden bedrohendes Ereignis befürchten zu müssen, unverzüglich mit der anderen darüber verhandeln sollte, ob ein gemeinsames Vorgehen beider Regierungen ratsam ist». Die französische Regierung verlegte ihre Flotte sogleich ins Mittelmeer, genau wie die britische Admiralität, die ihre Atlantik-Flotte von Gibraltar in die Heimathäfen hatte zurückrufen und ihre Mittelmeerflotte von Malta nach Gibraltar hatte beordern müssen, es erhofft hatte. Kein objektiver Beobachter konnte bestreiten, dass die Verpflichtung Englands, einem angegriffenen Frankreich beizustehen, jetzt bindender war als vorher, und dass Deutschland hierfür verantwortlich zeichnete.⁸⁷

Im Dezember stellten die Engländer ihren Standpunkt unmissverständlich klar. Zu diesem Zeitpunkt sah Europa sich einer extrem labilen Situation auf dem Balkan gegenüber, wo ein von Montenegro, Serbien, Bulgarien und Griechenland mit vereinten Kräften siegreich gegen die Türkei geführter Krieg alle bestehenden Grenzen in Frage gestellt und in Wien die lebhafteste Besorgnis hervorgerufen hatte. Erneut riefen Conrad von Hötzendorf und seine Anhänger nach einem Krieg, um den Ambitionen der Grossserbischen Bewegung ein Ende zu setzen, die jetzt entschlossen schien, sich den Zugang zur Adria zu verschaffen; es war offenkundig, dass dies die Gefahr einer russischen Einmischung mit sich brachte. An diesem kritischen Punkt erklärte Lord Haldane, eindeutig im Namen seiner Regierung sprechend, dem deutschen Botschafter Lichnowsky – zweifellos in der Absicht, sowohl Wien als auch Berlin zur Vorsicht zu ermahnen –, Grossbritannien könne im Falle eines österreichischen Einmarsches nach Serbien kaum die Rolle eines schweigenden Zuschauers spielen. Dann fügte er, bezugnehmend auf eine Rede, die Bethmann unlängst gehalten und in der er Österreich deutsche Unterstützung zugesagt hatte, falls es bei der Verfolgung seiner eigenen Interessen von einer dritten Macht angegriffen würde, hinzu, in England herrsche die Überzeugung vor, dass das bestehende Kräftegleichgewicht in Europa erhalten bleiben sollte. Man würde auf der Insel eine Niederlage Frankreichs oder eine Vereinigung der gesamten europäischen Macht in den Händen eines einzigen Staates nicht hinnehmen.⁸⁸

Diese Warnung erregte den Zorn Wilhelms II. Bei einer Zusammenkunft mit Tirpitz, Moltke, Heeringen von der Marineführung und Mül-

ler, dem Chef des Marinekabinetts, die am 8. Dezember stattfand, beschimpfte er die britische Regierung und erklärte, Deutschland müsse angesichts dieser englischen Haltung sofort Frankreich und Russland den Krieg erklären. Die anschließende Diskussion war konfus und blieb ohne greifbares Ergebnis, und Bethmann Hollweg wurde überhaupt erst nach mehr als einer Woche davon unterrichtet, dass die Zusammenkunft stattgefunden hatte.⁸⁹ Ungeachtet dessen ist es bezeichnend, dass Moltke im Gegensatz zu Tirpitz, der anscheinend zu bedenken gab, dass die Flotte noch nicht für einen Krieg gegen eine Grossmacht gerüstet war und es vor Ablauf von mindestens 18 Monaten auch nicht sein würde, dem Gedanken eines Präventivkrieges ohne Zögern mit den Worten zustimmte: «Je früher, desto besser.» Diesen Standpunkt sollte der Stabschef von nun an beibehalten. Das Anwachsen der Macht Russlands bereitete ihm Sorge, denn er fürchtete, es werde, wenn ihm kein Einhalt geboten würde, alle Voraussetzungen, auf denen der Schlieffenplan beruhte, zunichte machen. Er machte dies in Botschaften an seinen Amtskollegen in Wien⁹⁰ und in Gesprächen mit Regierungsmitgliedern deutlich;⁹¹ und es war vermutlich sein Einfluss, dem sich ein Artikel in der *Kölnischen Zeitung* vom 2. März 1914 verdankte, dessen Autor – wohl ein gewisser Oberleutnant Ulrich – sich mit der militärischen Aufrüstung Russlands, seiner wachsenden Wirtschaftskraft und der deutschfeindlichen Natur seiner Politik befasste und eine Politik der Stärke und – falls es zu einer Krise kam – der Kriegsbereitschaft befürwortete.⁹²

Bethmann Hollweg war nicht bereit, vor den kriegslüsternden Militärs zu kapitulieren. Er stimmte mit ihnen darin überein, dass die europäische Lage Gefahren in sich barg, und verlieh dieser Einschätzung Nachdruck nicht nur durch sein energisches Werben um eine Mehrheit für das Heeresvermehrungsgesetz von 1913, sondern auch durch die Formulierungen, die er im Kampf um die parlamentarische Mehrheit verwendete.⁹³ Aber wenn er auch gerne einräumte, dass sich Umstände ergeben konnten, die Deutschland zwingen würden, auf das Mittel des Präventivkrieges zurückzugreifen, so weigerte er sich doch, diese Umstände herbeizureden. Statt dem Wunsch des Kaisers nachzukommen und das deutsche Volk auf den vermeintlich unausweichlichen Konflikt vorzubereiten, stellte er sich die schwierige Aufgabe, die verwickelte Lage auf dem Balkan in Zusammenarbeit mit England durch das Herbeiführen eines Ausgleichs zu lösen, ohne dabei dem deutschen Bündnis mit Österreich-Ungarn etwas von seiner Festigkeit zu nehmen.⁹⁴ In Verfolgung dieses Ziels sperrte er sich gegen jede neuerliche Erhöhung des Flottenhaushalts, und er warnte den österreichischen Aussenminister

Berchtold davor, Zuflucht zur Gewalt zu nehmen, solange «auch nur entfernte Aussicht (bestehe) ... den Konflikt unter für uns wesentlich günstigeren Bedingungen auszutragen».⁹⁵ Diese Vorsichtsmaßnahmen erleichterten die Zusammenarbeit mit der britischen Regierung, die maßgeblich zum Erfolg der Botschafterkonferenz beitrug, die in London zusammentrat, um über die verwickelten Territorialfragen zu verhandeln, die sich durch die türkische Niederlage ergeben hatten. Als später die Sieger untereinander in Streit gerieten und im Juli 1913 ein zweiter Balkankrieg ausbrach, behielt Bethmann die gleiche Taktik bei. Obwohl Serbien bei dem neuen Konflikt am meisten gewann und Österreichs Verbündeter Bulgarien am meisten dabei verlor, mahnte der deutsche Kanzler Berchtold, nichts zu unternehmen, was zu einer Ausweitung des Konflikts führen könnte,⁹⁶ und er arbeitete auch jetzt wieder mit England zusammen, um eine Einigung herbeizuführen.

Bethmann hoffte, das labile internationale Gleichgewicht könne aufrechterhalten werden, solange Deutschland noch über eine funktionierende praktische Arbeitsbeziehung zu England verfügte. In den ersten Monaten des Jahres 1914 ergaben sich ermutigende Anzeichen dafür, dass es auch über den Balkan hinaus zu einer englisch-deutschen Zusammenarbeit kommen könnte. Vor allem dank der geduldigen Diplomatie des Ersten Sekretärs in der deutschen Botschaft in London, Richard von Kühlmann, kam eine Vereinbarung zustande, welche die friedliche Aufteilung der portugiesischen Kolonien für den Fall regelte, dass die Regierung in Lissabon sich entschied, diese abzugeben;⁹⁷ gleichzeitig wurde die heikle Frage des Ausbaus der Bagdadbahn bis zum Persischen Golf in einer weiteren Vereinbarung zur Zufriedenheit beider Seiten beigelegt. «Treten wir beide ... geschlossen als Garanten des europäischen Friedens auf, woran uns, sofern wir von vornherein dieses Ziel nach einem gemeinsamen Plan verfolgen, weder die Dreibunds- noch die Ententeverpflichtungen hindern, so wird sich auch der Krieg vermeiden lassen», schrieb Bethmann im Juni 1914 an Lichnowsky in London.⁹⁸ Ferner erklärte er, er halte die Leute, die glaubten, England werde im Falle eines Krieges *automatisch* an der Seite Frankreichs gegen Deutschland kämpfen, für zu pessimistisch.

Diese Worte lassen sich wohl ganz gut mit dem Pfeifen in der Dunkelheit vergleichen, mit dem man sich Mut macht. Es gab andere Augenblicke, und es wurden ihrer immer mehr, da erging sich Bethmann in den düstersten Vorahnungen über Deutschlands Zukunft. Er wusste, dass die Balkankriege trotz seiner erfolgreichen Schlichtungstätigkeit

ganz Südosteuropa in einem unverminderten Spannungszustand belassen hatten, der verschärft wurde durch den von den Russen in kaum verhüllter Weise unterstützten Wunsch Serbiens, seine jüngst errungenen Territorialgewinne noch zu vergrössern, sowie durch die Entschlossenheit der österreichischen Regierung, sich einer weiteren serbischen Expansion wenn nötig mit kriegerischen Mitteln zu widersetzen, da die panslawistische und die grossserbische Bewegung nichts Geringeres als den Lebensnerv der Habsburger Doppelmonarchie bedrohten. Im Juli 1913 hatte Berchtold dem deutschen Botschafter gegenüber klargestellt, dass Wien die Gleichgültigkeit seines Verbündeten gegenüber seinen Interessen nicht länger hinnehmen könne; er fügte hinzu: «(Wir) könnten ... ebenso zu dem anderen *groupement* gehören.»⁹⁹ Bethmann war nicht geneigt, die Verwirklichung dieser Drohung zu riskieren, zumal er wusste, dass die österreichischen Befürchtungen nicht aus der Luft gegriffen waren. Russland, selbstbewusst geworden durch die Erfolge seiner Mündel, war dem mässigenden Einfluss seiner Verbündeten entwachsen. Die russische Unzufriedenheit über das Ausbleiben westlicher Unterstützung während der Albanienkrise von 1913 hatte in Whitehall und am Quai d'Orsay Eindruck hinterlassen;¹⁰⁰ und sowohl Englands Entscheidung, in Flottengespräche mit Russland einzutreten, als auch Poincares Entschluss, einen Besuch in St. Petersburg zu machen, signalisierten, dass den Ententemächten daran gelegen war, Russland zu versichern, dass es auch künftig mit ihrer Unterstützung rechnen konnte. Die Bedeutung dieser Vorgänge entging Bethmann nicht,¹⁰¹ und die russische Gefahr trat von da an in den Vordergrund seines Denkens. «Die Zukunft gehört Russland», sagte er Anfang Juli 1914, «das wächst und wächst und sich als immer schwererer Alp auf uns legt.»¹⁰²

Diese düsteren Überlegungen erklären das Verhalten Bethmanns in den hektischen Tagen nach der Ermordung des österreichischen Erzherzogs Franz Ferdinand und seiner Frau am 28. Juni 1914 in Sarajewo.¹⁰³

Der Kanzler nahm an jenem berühmt gewordenen Kriegsrat teil, den Wilhelm II. am 5. Juli 1914 einberief, und dem auch der Unterstaatssekretär des Auswärtigen, Zimmermann, der Kriegsminister Falkenhayn, der Chef des Militärkabinetts Lyncker und der Generaladjutant von Plessen beiwohnten. Der Kaiser las einen Brief des österreichischen Kaisers und ein Memorandum vom Ballhausplatz vor, Dokumente, die beide deutlich machten, dass Österreich von der serbischen Regierung Genugtuung zu fordern und, falls Belgrad zögere, ein esolche zu gewäh-

ren, militärische Schritte zu unternehmen beabsichtige. Die österreichische Regierung wünschte, sich, bevor sie zur Tat schritt, der deutschen Unterstützung zu versichern. Alle Teilnehmer der Zusammenkunft waren sich darüber einig, dass man den Bündnispartner ermuntern solle, die beabsichtigten Schritte im Vertrauen darauf zu tun, dass Deutschland ihm im Falle eines russischen Eingreifens zu Hilfe eilen werde. Am Morgen danach händigte Bethmann dem österreichischen Botschafter Szógyeny den «Blankoscheck» aus und erklärte ihm, es sei Sache der österreichischen Regierung zu entscheiden, wie sie ihre Beziehungen mit Serbien ins reine bringe, dass sie bei ihrem Vorgehen jedoch fest auf Deutschland als Verbündeten und Freund zählen könne, gleich wie ihre Entscheidung ausfalle.

Dies war eine entschiedene Abkehr des Kanzlers von der Politik, an die er sich in den Balkankriegen gehalten hatte, eine Abkehr, die sich nicht mit dem Verweis auf die einhellige Begeisterung erklären lässt, mit der die Entscheidung vom Vortag im Generalstab aufgenommen wurde. Er beschrieb die jetzt eingeschlagene Politik seinem Sekretär Riezler gegenüber am 7. Juli als eine Notwendigkeit, die sich aus dem alten und bei jeder österreichischen Erwägung militärischer Massnahmen auf dem Balkan neu aufgeworfenen Dilemma ergab: «Reden wir ihnen zu, so sagen sie, wir hätten sie hineingestossen; raten wir ab, so heisst es, wir hätten sie im Stich gelassen. Dann nähern sie sich den Westmächten, deren Arme offenstehen, und wir verlieren den letzten mässigen Bundesgenossen. Diesmal ist es schlimmer wie 1912», fügte er hinzu, «denn diesmal ist Österreich gegen die serbisch-russischen Umtriebe in der Verteidigung.»¹⁰⁴

Der letzte Satz brachte wahrscheinlich seine tieferen Gefühle zum Ausdruck. Liess man diesen Umtrieben freien Lauf, dann würde Deutschland mehr als einen Verbündeten verlieren. Seine ganze Stellung auf dem Balkan würde zusammenbrechen, und jede Hoffnung, dass es sich selbst als eine der führenden Weltmächte halten könnte, würde hinfällig.

Der Blankoscheck für Österreich war daher eine notwendige Verteidigungsmassnahme. Er konnte jedoch auch, wenn man guten Gebrauch von ihm machte, den Ring aufbrechen, der sich um Deutschland schloss. Wenn Deutschland das österreichische Einschreiten gegen Serbien entschlossen genug unterstützte, würden die Russen vielleicht zögern, zugunsten der serbischen Regierung zu intervenieren, die ja auf alle Fälle in die Morde von Sarajewo verstrickt war, und falls die Russen doch nicht zögerten, gab es immer noch die Möglichkeit, dass Frank-

reich oder England oder beide vor der Gefahr eines allgemeinen Krieges zurückschreckten und die Regierung in St. Petersburg im Zaum hielten. Um eine solche Entwicklung sicherzustellen, waren ruhige Nerven und ein peinlich beachteter Verzicht auf jedes aggressive Verhalten erforderlich (Bethmann war im Verlauf der sich verschärfenden Krise empört über den Chauvinismus der alldeutschen Presse und über die öffentlich geäußerte Zustimmung des Kronprinzen zu ihrer Hetze); aber wenn die deutsche Regierung mit kluger Entschlossenheit handelte, konnte es ihr, wenn alles gut ging, vielleicht gelingen, die Entente auseinanderzubringen.

Aber natürlich ging nicht alles gut. Die Österreicher vertaten ihre anfänglich überzeugende Position, indem sie viel Zeit verstreichen liessen und dann ein Ultimatum an die serbische Regierung richteten, das selbst denjenigen, die über die Geschehnisse in Sarajewo erschüttert waren, plump und undiplomatisch erschien. Was das Verhalten Deutschlands betraf, so zeichnete es sich weder durch ruhige Nerven noch durch die Vermeidung von Provokationen aus. Die Militärs wurden immer nervöser, da ihnen der Zeitfaktor und seine Folgen für ihre Mobilmachungspläne zu schaffen machte; und als Österreich Serbien den Krieg erklärt hatte, drangen sie in Bethmann, er solle Klarheit über die Absichten Frankreichs und Russlands schaffen; zur Herstellung dieser Klarheit – und gleichermassen zum Scheitern der Bethmannschen Strategie – trug Moltke bei, indem er Conrad von Hötzendorf am 30. Juli drängte, die volle Mobilmachung Österreichs gegen Russland anzuordnen.¹⁰⁵ Aber die russische Regierung liess sich nicht einmal von dieser massiven Drohung einschüchtern; sie vertraute auf die Unterstützung Frankreichs; und als Bethmann am 31. Juli die Nachricht von der russischen Generalmobilmachung erhielt, bedeutete dies das Ende seiner Hoffnung, man könne den Krieg, wenn er kam, begrenzen. Die deutsche Mobilmachung, die auf dem Fusse folgte, lief in Übereinstimmung mit den 1909 zwischen Moltke und Conrad getroffenen Verabredungen, das heisst unter Inangsetzung des Schlieffenplans ab. Um Österreich zu Hilfe zu kommen, marschierte Deutschland nun über Belgien nach Frankreich ein, und die Verletzung des belgischen Territoriums zwang Grossbritannien an die Seite Frankreichs. Dank der Überbetonung des Zeitfaktors durch die militärische Führung und der Starrheit ihrer Feldzugspläne war Bethmanns Kalkül gescheitert und hatte in den allgemeinen Krieg geführt.

Man fragt sich, ob er jemals wirklich glaubte, es könne auf gehen. Deutschlands Vergangenheit war nicht geeignet, grosses Zutrauen in

seine Fähigkeit zur Führung einer ruhigen und vernünftigen Aussenpolitik zu erwecken. Noch im Juli äusserte Bethmann sich Riezler gegenüber bitter über «die früheren Fehler, gleichzeitig Türkenpolitik gegen Russland,¹⁰⁶ Marokko gegen Frankreich, Flotte gegen England, alle reizen und sich allen in den Weg stellen und keinen dabei wirklich schwächen. Grund: Planlosigkeit, Bedürfnis kleiner Prestigeerfolge und Rücksicht auf jede Strömung der öffentlichen Meinung. Die ‚nationalen‘ Parteien, die mit dem Radau über die auswärtige Politik ihre Parteistellung halten und festigen wollen.»¹⁰⁷ Und zeigte die Nation nicht, ganz abgesehen davon, die erschreckendsten Zeichen einer geistigen Verkümmernung? Das politische Leben war auf ein erbärmliches Niveau abgesunken, «die Individuen als solche immer kleiner und unbedeutender» geworden; Noblesse und Ehrenhaftigkeit suchte man im öffentlichen Leben vergebens. Und was das Geistesleben betraf, so war sein hervorstechendes Kennzeichen die Kapitulation der Professoren vor den widerlichsten Strömungen des Zeitalters.¹⁰⁸

Bethmann war eigentlich eine seltsame Mischung aus Kulturpessimist und Staatsmann, und es waren vielleicht die Sorge über den Verfall der sittlichen Werte und der geistigen Kräfte in seinem Land und die Hoffnung, ein kühnes Unternehmen könne eine heilsame Wirkung ausüben, die als Motive hinter seinem Handeln im Sommer 1914 standen. Dies würde seine kryptische Bemerkung Riezler gegenüber erklären, seine Politik sei «ein Sprung ins Dunkle, und dieser schwerste Pflicht».¹⁰⁹

4. Die Frage nach den Verantwortlichen

Dass die Wilhelminische Epoche in Krieg und Niederlage mündete, war natürlich nicht das Verschulden Bethmanns oder Tirpitz' oder Schlieffens oder gar des unbeherrschten Herrschers, der dem Zeitalter seinen Namen gab und der sicherlich niemals einen Krieg wollte. Viele Faktoren trugen zu dieser tragischen Entwicklung bei, darunter nicht zuletzt der Zerfall der Wertbegriffe, der nicht nur den marktschreierischen Stil der Epoche prägte, sondern auch die Neigung zur Überbewertung von Reichtum und Macht förderte. Nach dem Zusammenbruch und der Revolution sollte Alfred Döblin schreiben:¹¹⁰

Erinnert euch der Zeit des Wilhelminischen Regimes. Nicht des fabelhaften Aufschwungs, an dem die Dynastie nicht schuld war. Erinnert euch der Siegesallee. Des Prunks der Auffahrten, der byzantinischen Hoheit und Verlogenheit, der Aufführungen und theatralischen Paraden. Der volksfeindlichen Exklusivität. Der vaterlands-

losen Gesellen. Des konservativen Terrorismus im Preussenhaus. Der Souveränität des junkerlichen Landrats. Der Farce des Reichstags. Der besonderen Farce des einmaligen schwarz-blauen Blocks; der Götzendienerei vor dem Offizier. Der Erbärmlichkeit der Agadir-Politik. Der Abneigung, sich über Gebietszuwachs zu verständigen und den Geist zu bemühen. Der zunehmenden Atrophie des Bürgertums, das in Verdienener, Speichellecker, Apathische und Missvergnügte zerfiel. Die brütende Luft dieses Kaiserreiches von Geldraffern, in der von Zeit zu Zeit Säbelrasseln und Walzermusik erscholl. Diese Grässlichkeit, in die sogar die Arbeitermassen hineingezogen wurden.

Es kam die Zeit, in der viele Deutsche über solche Dinge nachdachten. 1914 jedoch war die Fähigkeit zur Selbstanalyse noch nicht sehr entwickelt.

X. Der Grosse Krieg 1914-1918

Frohlockt, ihr Freunde, dass wir leben,
Und dass wir jung sind und gelenk,
Nie hat es solch ein Jahr gegeben,
Und nie war Jugend solch Geschenk!

Wir durften stehn und durften schreiten,
So morgenwärts wie abendwärts,
Die grösste aller Erdenzeiten, –
Uns brandet' sie ans junge Herz.

Bruno Frank (1914)¹

Es ist kein leichtes für Historiker, sich in die Stimmung der europäischen Völker bei Kriegsausbruch 1914 hineinzusetzen. Sie war eine seltsame Mischung aus einem schlichten Patriotismus, einer romantischen Kreuzzugseuphorie und der naiven Erwartung, dass der bevorstehende Waffengang auf die eine oder andere Weise all jene Probleme lösen werde, die sich in den Friedensjahren aufgestapelt hatten. Die meisten Deutschen waren ebenso wie die meisten Engländer und die meisten Franzosen zutiefst davon überzeugt, ihr Land sei das Opfer eines brutalen Überfalls geworden. «Wir haben es uns nicht gewünscht, aber jetzt müssen wir die Heimat verteidigen», so lautete der allgemeine Tenor, und das führte zu einer eindrucksvollen kriegerischen Solidarität unter den Deutschen. Die russische Mobilmachung verscheuchte die Zweifel derjenigen, die dem Kurs der deutschen Politik in der Vorkriegszeit kritisch gegenübergestanden hatten; so standen bei der Bewilligung der Kriegskredite durch den Reichstag die Parteien der Linken Schulter an Schulter mit denen, die sie in Friedenszeiten bekämpft hatten. Die Kriegserklärung löste einen Erregungsrausch aus, der das ganze Land erfasste. Den Jungen versprach sie eine anregende Abwechslung von der langweiligen Alltagsroutine – «Krieg ist wie Weihnachten!» rief ein frischgebackener Leutnant glücklich aus² – und eine Chance zur Selbstverwirklichung.

Aber man brauchte nicht zu den Fahnen gerufen zu sein, um zu spüren, dass der bevorstehende Krieg das gesamte Dasein verändert hatte, und um überzeugt zu sein, dass dies eine Veränderung zum Besseren war. In einem der besten Romane aus der Kriegszeit liess Ernst Gläser

einen seiner Protagonisten ausdrücken, was in jenen Tagen viele ältere Deutsche bewegt haben muss, die sich seit Langem, über den Verfall der Werte und die Heftigkeit des Parteienzwists in ihrem Lande gesorgt hatten: «... endlich habe das Leben wieder einen idealen Sinn. Die grossen Tugenden der Menschheit ... Treue, Vaterlandsliebe, Todesbereitschaft für eine Idee triumphierten jetzt über den Händler- und Krämergeist. Der Krieg sei der rettende Blitz, der die Atmosphäre reinige ... Er sähe eine neue Welt, den Adelsmenschen herrschen und gebieten, der alle Degenerationen ausrotte und die Menschen wieder in die Firmhöhe ewiger Ideale zurückführe ... Der Krieg säubere die Menschheit vom schlechten Stoffe.»³

Diese Illusionen währten nicht lange. Die jungen Rekruten, die auf ihrem Marsch an die Front fröhlich grölten:

Und unser allerschönstes junges Leben, Hurra!
Liegt in dem Krieg wohl auf das Schlachtfeld hingestreckt.

– ohne einen Gedanken daran zu verschwenden, dass ihnen dergleichen wirklich zustossen könnte – machten bei Langemarck die Erfahrung, dass dies sehr wohl möglich war,⁴ und die unschuldige Illusion vom Krieg als einem glorreichen Abenteuer erlitt hier einen Schlag, von dem sie sich nie wieder erholte. Zugleich kühlte der Idealismus der ersten Tage merklich ab, als sich herausstellte, dass es zu Hause bedeutende Gruppen gab, die den Krieg viel lieber zur Erzielung materieller Gewinne als zur Demonstration deutschen Geistesadels benutzten. Diese letztere Entwicklung war es, die zum schleunigen Zerfall des Burgfriedens führte, den Wilhelm II. am 4. August so stolz mit den Worten verkündet hatte: «Ich kenne keine Parteien mehr; ich kenne nur noch Deutsche.» Es wurde bald offenkundig, dass auch der Parteienzwist nicht erloschen war, denn die Sozialdemokratische Partei und die Gewerkschaften erwarteten mit grosser Entschiedenheit, dass ihre Zustimmung und ihr Beitrag zu den Kriegsanstrengungen mit einem merklichen Fortschritt hin zu einer demokratischen Regierung und zu sozialen Reformen belohnt werden würde,⁵ während die Parteien der Rechten ebenso fest entschlossen waren, gerade dies zu verhindern, und dieses Ziel dadurch zu erreichen hofften, dass sie die Arbeiterklasse mit einem grandiosen Eroberungsprogramm betörten.

Der Historiker Friedrich Meinecke legte bereits Ende September 1914 gleichsam unbewusst Zeugnis ab für die Kräfte, die den «Geist von 1914» aushöhlten. «Ich glaube», schrieb er seinem Freund Alfred Dove in Freiburg,

dass dieser Krieg, *selbst wenn er auf der ganzen Linie siegreich enden sollte*, uns von Manchem befreien wird, was uns bisher bekümmerte. Freilich müssen wir hinterher mächtig arbeiten, dass unser bisschen Kultur nicht Schaden leidet. Unsere Gegner dichten uns militärische Welteroberungspläne zu einem neuen Römerreiche an, – nun, die Bäume werden schon nicht in den Himmel wachsen. Man hört hier wohl von allerlei kontinentalen Gelüsten – Tirpitz soll Antwerpen für unentbehrlich halten, Belgien soll in vier Teile (an uns, an Holland, an Frankreich, das man schonen will, und an Luxemburg) zerlegt werden – das will mir nicht gefallen. Die Geschlossenheit und Einheit unseres Nationalstaates, auf dem unsere Kraft beruht, darf nicht geschädigt werden durch widerstrebende Anhängsel. Freilich England müssen wir schliesslich so weit niederzwingen, dass es uns als gleichberechtigte Weltmacht anerkennt, und ich glaube, unsere Kraft reicht – trotz der augenblicklichen Klemmung in Nordfrankreich – aus, um das am Ende zu erzwingen. Das deutsch-türkische Bündnis soll geschlossen und der Vormarsch der Türken fest geplant sein. Ihr Bedenken gegen alle diese napoleonisch ausgreifenden Manöver ahne ich wohl, aber was bleibt uns anders übrig? Fert und nec regitur, müssen wir doch zu der uns vom Schicksal gestellten Aufgabe sagen und mit frohem Vertrauen sie zu lösen versuchen.⁶

Meinecke war ein Gemässigter, der sich nie von den, wie er sie nannte, *Schlagododros* blenden liess, die der Überzeugung waren, Deutschland werde die Herrschaft über Europa mit militärischer Gewalt erringen.⁷ Er hoffte von allem Anfang an auf ‘Verhandlungen, die vielleicht zu einer Art neuem Frieden von Hubertusburg führen mochten, der die Dinge in etwa so belassen würde, wie sie vor 1914 gewesen waren.’⁸ Ahnungsvoller Mann, der kaum zwei Monate nach Beginn der Kampfhandlungen so klar erkannte, dass der militärische Erfolg unersättliche Kräfte entfesseln würde – ja, sie bereits zu entfesseln begann –, die das Beste, was Deutschland zu bieten hatte, «unser bisschen Kultur», zerstören würden, und düsterer Deuter, der sich dazu bekannte, dass er und andere Männer, die seine Auffassung teilten, hieran nicht viel ändern konnten, da Deutschlands Weg vom Schicksal vorgezeichnet war.⁹

1. Feldzüge, Diplomatie, Wirtschaft 1914-1915

Die Erfolge, welche die Streitkräfte in der Eröffnungsphase des Krieges verbuchen konnten, waren nicht gerade so beeindruckend, dass sie die hochfliegenden Eroberungspläne gerechtfertigt hätten, an denen Meinecke so wenig Gefallen fand. Man kann im Gegenteil behaupten, dass das hervorstechendste Merkmal der deutschen Kriegführung das totale Scheitern der Pläne war, auf welche Heer und Marine in der Vorkriegs-

zeit den grössten Teil ihrer intellektuellen und finanziellen Kraft verschwendet hatten. Die Hochseeflotte, die Tirpitz als Waffe gegen England aufgebaut hatte, erwies sich als nahezu vollkommen wirkungslos. Ende August drang die englische Royal Navy in die Bucht von Helgoland ein, versenkte die leichten Kreuzer *Ariadne*, *Mainz* und *Köln* sowie den Zerstörer V-187 und beschädigte zwei weitere Kreuzer. Im Januar 1915 endete ein Zusammenstoss zwischen deutschen und englischen Geschützkreuzern vor der Doggerbank mit dem Verlust der *Blücher*. Danach blieb die deutsche Flotte in ihren Heimathäfen, bis sie im Mai 1916 auslief und am Skagerrak in offener Seeschlacht gegen England kämpfte, wobei ihre Verluste von denen der feindlichen Flotte zwar erheblich übertroffen wurden,¹⁰ aber schwer genug waren, um Admiral Scheer, der die Flotte in der Schlacht kommandierte, zum Umdenken zu veranlassen: Einen Monat später erklärte er dem Kaiser, England könne nicht durch Schlachten auf hoher See, sondern allenfalls durch Unterseebootschläge gegen seine wirtschaftliche Versorgung besiegt werden.¹¹ Nach der Skagerrak-Schlacht unternahm die deutsche Flotte noch einige nicht sehr erfolgreich verlaufene Ausfälle aus ihren Häfen, aber der Verlust ihrer besten Offiziere und Unteroffiziere, die auf U-Boote versetzt wurden, schwächte ihre Kampfkraft und ihre Moral.¹² Der Stern ihres Schöpfers war zu dieser Zeit schon gesunken. Wilhelm II. war über das Abschneiden der Flotte bitter enttäuscht und suchte die Schuld für alle ihre Verluste bei Tirpitz, dem er vorwarf, die falschen Schiffstypen gebaut und sich für fehlerhafte Konstruktionen und eine unzureichende Bewaffnung eingesetzt zu haben; die Versuche des Admirals, seine Stellung durch Angriffe auf den Kanzler und auf andere Marineoffiziere zu verteidigen, ärgerten den Kaiser so, dass er ihn im März 1916 auf Verlangen Bethmanns seines Postens enthob.¹³

Noch nachhaltiger war das Fehlschlagen des Schlieffenplans. Diese Geschichte ist schon zu oft erzählt worden, als dass eine ins Einzelne gehende Schilderung lohnend wäre, und noch weniger sinnvoll wäre es, sich in die alte Debatte darüber einzulassen, ob der Plan durchführbar gewesen wäre, wenn Moltke nicht die vorgesehene Truppenverteilung verändert hätte.¹⁴ Die einfachste Erklärung für das, was im August 1914 vor sich ging, ist, dass die Deutschen ihre Gegner unterschätzten und dafür entsprechend Lehrgeld bezahlen mussten. Sie hatten nicht damit gerechnet, dass das belgische Heer, das sich mitten in einer grundlegenden Neuorganisation befand, dem vorgesehenen deutschen Sturm durch sein Land Widerstand entgegensetzen würde.

Aber eben dies taten die Belgier: Sie verteidigten den Festungsring um Lüttich so hartnäckig, dass die deutschen Truppen, als sie sie bis Antwerpen zurückgedrängt und mit der Schwenkbewegung begonnen hatten, durch welche die linke Flanke der französischen Fünften Armee an der Sambre umfasst werden sollte, vier Tage hinter ihrem Zeitplan zurückgeblieben waren. Diese Verzögerung kam sie teuer zu stehen. Die Deutschen waren davon ausgegangen, dass jegliche britische Hilfeleistung für die Franzosen zu spät und an von den entscheidenden Kampfstätten weit entfernten Punkten ankommen würde. Aber während sie noch in Lüttich festgehalten wurden, landeten vier Infanteriedivisionen und eine Kavalleriedivision unter dem Kommando von Sir John French in Le Havre, Rouen und Boulogne. Sie erreichten Mons rechtzeitig genug, um verhindern zu können, dass die französische Flanke umgangen wurde.

Der zähflüssige Rückzug der Alliierten von der Sambre nach Le Cateau bremste den deutschen Schwung, und die durch den Feind und durch Erschöpfung erlittenen Verluste waren so schwer, dass das deutsche Oberkommando vom Inhalt des Schlieffenplans abwich und seine Truppen östlich von Paris aufmarschieren liess, anstatt es westlich zu umfassen. Das war ein folgenschweres Manöver, denn es ermöglichte dem französischen Oberbefehlshaber Joffre, die Reserven, die er in Paris bereitgehalten hatte, gegen die deutsche Flanke und in deren Rücken einzusetzen. An der Marnelinie in die Defensive gedrängt, hätten die Deutschen dennoch wieder in Tritt kommen können, wäre der Stabschef Moltke nicht ein weiteres Mal radikal vom Feldzugsplan abgewichen, indem er seinen linken Flügel, dem Schlieffen eine rein defensive Aufgabe zugeteilt hatte, in eine Offensive gegen Nancy schickte. Hierdurch erschöpfte er Reserven, die sich vielleicht wirksam an der Marne hätten einsetzen lassen, und liess die deutschen Truppen sich in zwei blutigen und unkoordinierten Schlachten festrennen, von denen sich bald zeigte, dass sie über ihre Kräfte gingen. Als die strategische Lage chaotisch zu werden drohte, versagten Moltkes nie sehr stabil gewesenem Nerven, und er stellte seinen Posten zur Verfügung, nachdem er es einem Untergebenen, dem Oberstleutnant Hentsch, überlassen hatte, die verhängnisvolle Entscheidung zu treffen, welche die Schlacht an der Marne beendete und einen allgemeinen Rückzug bis an die Aisne einleitete.

Man könnte glauben, der Zusammenbruch des vermeintlich unfehlbaren Plans wäre zu Hause wie eine Bankrotterklärung des Generalstabs aufgenommen worden. Aber das Ausmass des Scheiterns wurde von der Sprache der offiziellen Kommunikés verschleiert,¹⁵ und die öffentliche

Meinung war zuversichtlich, dass die deutsche Offensive in naher Zukunft wieder aufgenommen würde. In den letzten Monaten des Jahres 1914 ahnte niemand auch nur entfernt, welche Form der Krieg im Westen annehmen würde – ein langes blutiges Schlammbad, das eine ganze Generation junger Leute auslöschen sollte. Dass es nicht erkannt wurde, hängt mit den Ereignissen an der Ostfront zusammen, wo das deutsche Vorgehen sich durch grosse Mobilität und erfreuliche Erfolge auszeichnete.

Einem dringenden Verlangen der französischen Regierung nachkommend, waren die Russen unmittelbar nach Kriegsbeginn mit zwei Armeen in Ostpreussen einmarschiert, was im Hauptquartier der Achten Armee helle Aufregung hervorrief und deren Befehlshaber von Prittwitz veranlasste, Moltke dringend um Verstärkung zu ersuchen.¹⁶ Der russische Vormarsch war jedoch schlecht vorbereitet; die logistische Unterstützung für die eingesetzten Truppen war unzureichend, und die Koordination zwischen den beiden Armeen war mehr als miserabel.¹⁷ Schon ehe aus dem Westen Hilfe kam – in Gestalt eines bereits in den Ruhestand getretenen Generals namens Paul von Hindenburg, der Prittwitz ablöste, und des inzwischen zum Generalmajor aufgestiegenen Erich Ludendorff, der sich bei der Erstürmung Lüttichs ausgezeichnet hatte –, war der Befehlsstab auf die einladende Lücke aufmerksam geworden, die sich zwischen den Truppen des russischen Generals Rennenkampf und denen seines Kollegen Samsonow auftat, und hatte Pläne geschmiedet, wie man sie sich zunutze machen konnte. Durch eine geschickte Benutzung der Eisenbahn konnte General François die Armee Samsonows bei Tannenberg isolieren und festnageln, bis zwei weitere Korps sie von hinten fassten und sie dazu zwangen, am 30. August nach schweren Verlusten zu kapitulieren. Eine Woche später überrannte Hindenburg den ratlosen Rennenkampf und vernichtete seine Armee in der Schlacht an den Masurischen Seen. Mitte September war Ostpreussen frei von russischen Truppen, und die deutsche Öffentlichkeit hatte die Kriegshelden gefunden, nach denen sie sich gesehnt hatte: Hindenburg und Ludendorff.

Die Begeisterung über den Sieg im Osten war verständlich, aber übertrieben. Sie übersah den Umstand, dass zur selben Zeit, als sich die Operationen in Ostpreussen ihrem dramatischen Schlussakt näherten, vier russische Armeen unter General Iwanow in Galizien einmarschiert waren, um der von Conrad von Hötzendorf Anfang August eingeleiteten Offensive zu begegnen. Als der September kam, waren die Österreicher bereits schwer angeschlagen und drohten eingekesselt zu werden, so

dass ihr Stabschef sich gezwungen sah, den Rückzug anzuordnen und ganz Galizien dem Feind zu überlassen. Dieser Rückschlag war für Conrad von Hötzendorf doppelt bitter, denn sein am 12. August begonnener Feldzug gegen Serbien hatte sich in schwer bedrängter Lage festgefahren und musste im September ergebnislos abgebrochen werden, nachdem die österreichischen Truppen 227'000 Mann verloren hatten. Die Kämpfe in Galizien und Serbien hatten das österreichische Heer die Elite seiner jüngeren Offiziere und Unteroffiziere gekostet und seine Moral schwer erschüttert. Für all dies machte Conrad die Deutschen verantwortlich, weil sie ihn in seinen überzogenen Plänen bestärkt und weil sie eine nach seiner Ansicht fest gegebene Zusage nicht eingehalten hatten, seinem Vorrücken nach Galizien durch Drohungen gegenüber Warschau Deckung zu geben.

An diesen Vorwürfen Conrads war viel Wahres, und sie lassen sich noch vermehren. Schon lange vor Beginn der Kampfhandlungen 1914 muss dem deutschen Generalstab bekannt gewesen sein, dass die Mittelmächte im Kriegsfall einer zahlenmässig weit überlegenen militärischen Koalition gegenüberstehen würden. Diese Erkenntnis hätte sie zu dem Schluss führen müssen, dass ein Sieg nur auf der Basis einer wirklich gemeinsamen Kriegsplanung möglich sein würde, gegründet auf eine effektive Ausnutzung der inneren Linien, eine konzentrierte Offensive gegen einen der Hauptgegner, verbunden mit einer im Wesentlichen defensiven Taktik an den anderen Fronten, und auf die sorgfältige Vermeidung jeder Zuspitzung des ganzen Kriegstheaters, die einem der beiden Verbündeten gefährlich werden konnte.¹⁸ Tatsache war jedoch, dass die Mittelmächte bei Kriegsbeginn nichts besaßen, das den Namen einer gemeinsamen Kriegsstrategie verdient hätte, und, was schlimmer war, keine genau über die Stärke, die Organisation, die technische Ausrüstung und die Leistungsfähigkeit der Streitkräfte der anderen unterrichtet war. Anstatt sich auf eine Hauptoffensive zu beschränken, hatte der deutsche Generalstab deren drei zugelassen, ja sogar verlangt: eine durch Belgien nach Frankreich, eine über die Drina und Save nach Serbien und eine nach Galizien. Alle waren fehlgeschlagen, die letzteren beiden so katastrophal, dass sich die habsburgischen Armeen von den im August und September 1914 erlittenen Verlusten niemals wieder erholten. Auch die durch diese anfänglichen Rückschläge hervorgerufene Verstimmung wich im weiteren Verlauf des Krieges nicht. Als man dazu überging, an gewissen Frontabschnitten gemischte Einheiten einzusetzen – eine Praxis, von der 1915 und 1916 in wachsendem Mass Ge-

brauch gemacht wurde – zeigte sich bei den Deutschen die Neigung, ihren Landsleuten das Verdienst an den Siegen und den «schlappen Österreichern» die Schuld an den Niederlagen zuzuschreiben. Die Österreicher nahmen dies ebenso übel wie die dauernden Versuche der Deutschen, die verbündeten Heere einem deutschen Oberkommando zu unterstellen, Versuche, die Conrad von Hötzendorf bald zu der Überzeugung brachten, die Deutschen wollten «uns jedes Recht ... nehmen». Der österreichische Widerstand machte eine wirkliche militärische Gemeinsamkeit unmöglich und trug zur fehlenden strategischen Abstimmung zwischen den Verbündeten in den letzten Phasen des Krieges bei.¹⁹

Nachfolger Moltkes als Generalstabschef²⁰ war Kriegsminister Erich von Falkenhayn, ein westpreussischer Aristokrat, der sich durch sein festes und bisweilen arrogantes Eintreten für das Militär bei der Reichstagsdebatte über den Zaberner Zwischenfall den Zorn vieler Abgeordneter zugezogen hatte.²¹ Falkenhayn verfügte über Intelligenz und Energie, über solide analytische Fähigkeiten und in Krisenzeiten über Nervenstärke, wie er Mitte September bewiesen hatte, als es ihm gelungen war, die gefährlich wankende Situation an der Marne in den Griff zu bekommen. Mit seiner Selbstsicherheit, seiner Vorliebe für einsame Entschlüsse und seiner Neigung zu sarkastischen Bemerkungen über die Schwächen anderer schuf er sich viele Feinde, darunter auch das Gespann von Tannenberg, das bald heftig gegen ihn intrigierte; aber an seiner Integrität und an seinem jeden selbstsüchtigen Karrieredenken entbehrenden Verantwortungsbewusstsein zweifelte niemand. Anders als Ludendorff überschätzte er weder seine eigenen Fähigkeiten²² noch die Kriegsaussichten seines Landes.²³

Es war Falkenhayns nüchterne Einschätzung der militärischen Lage Deutschlands, die ihn im Oktober und November 1914 zu dem Versuch veranlasste, den Krieg mit einer Entscheidungsschlacht in Flandern zu beenden. Die Offensive begann am 10. Oktober mit einem Vorstoss der Sechsten Armee unter dem Kommando des bayerischen Kronprinzen und der neu aufgestellten Vierten Armee unter Herzog Albrecht von Württemberg gegen den nördlichen Teil der alliierten Front. Er hoffte, hier nach Calais durchbrechen und die Küste bis zur Somme gewinnen zu können. Als dieser Vorstoss misslang, formierte er seine Truppen neu und dirigierte sie gegen Ypern, den Knotenpunkt des alliierten Nachrichtensystems. Bis zum 1. November hatte er hier noch nichts ausgerichtet, obwohl seine Truppen innerhalb von zwei Wochen 80'000 Mann verloren hatten. Trotz der Beschwerden der ihm untergebenen Be-

fehlshaber weigerte sich Falkenhayn, das Scheitern der Operation zuzugeben. Er blies am 10. November erneut zum Angriff, wobei er dieses Mal vier neu aufgestellte und nur unzureichend ausgebildete Korps junger Freiwilliger ins Gefecht schickte, die von der kampferprobten britischen Infanterie auf der Heckenflur westlich von Langemarck in Stücke gehauen wurden. Am 18. November, nachdem der Chef des Militärkabinetts warnend auf die rasche Erschöpfung der Reserven hingewiesen und der Kanzler sich zum ersten Mal seit Beginn des Krieges in eine strategische Frage eingeschaltet und den Generaladjutanten von Plessen beschworen hatte, den Kaiser zur Beendigung des Feldzugs zu veranlassen, blies Falkenhayn den Angriff ab. Zu diesem Zeitpunkt hatten die Verluste seines Heeres die 100'000-Mann-Grenze überschritten und waren höher als die Gesamtverluste von Engländern, Franzosen und Belgiern zusammen.²⁴

Nach dieser Niederlage verfiel Falkenhayn in tiefen Pessimismus. In einem Gespräch mit Bethmann Hollweg unmittelbar nach dem Abbruch der Operation Ypern schreckte er den Kanzler mit der Erklärung, ein deutscher Sieg, der zu einem ehrenhaften Frieden führen würde, sei nunmehr unmöglich, falls es nicht gelinge, entweder Frankreich oder Russland aus der feindlichen Allianz herauszulösen. Im Ganzen hielt er es für die vielversprechendste Strategie, nicht mehr oder doch nur im allerbescheidensten Masse an Kriegsentschädigungen zu denken (dies muss den Kanzler verblüfft haben, denn er war erst kürzlich über die weitgehenden territorialen Forderungen von Leuten wie Stinnes, Kirdorf, Thyssen, Hugenberg und anderen Vertretern der Schwerindustrie unterrichtet worden) und zu sondieren, ob die Russen zu Verhandlungen über einen Separatfrieden bereit waren.²⁵

Bethmann war von diesem Eingeständnis tief betroffen, bezweifelte aber, dass es gelingen könne, den Zaren zu Verhandlungen zu überreden. Der Unterstaatssekretär des Auswärtigen, Arthur Zimmermann, stand den Ideen Falkenhayns noch skeptischer gegenüber. Ein Friede mit Russland sollte, so meinte er, nicht eher in Betracht gezogen werden, als bis die Macht des Panslawismus ein für alle Mal gebrochen sei und die Russen nicht nur aus Galizien, sondern auch aus Polen vertrieben sein würden.²⁶ Diese Auffassung erhielt starke Schützenhilfe aus dem Hauptquartier Hindenburgs, dem Bethmann Anfang Dezember einen Besuch abstattete. Hindenburg und Ludendorff erhoben schwere Vorwürfe gegen Falkenhayn, der mit seinem fruchtlosen Anrennen in Ypern Truppen geopfert hatte, mit denen, wären sie in den Osten geschickt worden, das dortige Oberkommando einen massiven Flankenangriff gegen die in Polen vordringenden russischen Armeen hätte vortragen kön-

nen. Es war keine Frage, so erklärte Ludendorff, dass im Osten ein totaler Sieg hätte errungen werden können, vorausgesetzt, man hätte die dazu nötigen Truppen erhalten.

Als Bethmann diese Gesichtspunkte ein paar Tage später dem Stabschef vortrug, wischte Falkenhayn sie als naive Illusionen beiseite. Das deutsche Heer sei, so sagte er, «ein zerbrochenes Instrument», von dem im Augenblick keine entscheidenden Operationen erwartet werden könnten; man dürfe froh sein, wenn es sich an allen Fronten zu halten vermöge.²⁷ Den siegesgewissen Optimismus des Hauptquartiers in Posen noch frisch im Ohr, fand Bethmann diese drastischen Äusserungen widerwärtig; von diesem Zeitpunkt an begann er auf die Ablösung Falkenhayns durch Hindenburg und Ludendorff hinzuwirken.²⁸ Er wäre gut beraten gewesen, die Argumente Falkenhayns sorgfältiger zu erwägen. Der Stabschef hatte dank des bei Ypern gezahlten Lehrgelds realistischere Vorstellungen von der Stärke der alliierten Streitkräfte im Westen als seine Kritiker an der Ostfront. Er sollte später darüber schreiben:

(Ihr) Gedankengang berücksichtigte weder den wahren Charakter des Kampfes um das Dasein im eigentlichsten Wortsinn, in dem unsere Feinde nicht viel weniger als wir standen, noch deren Willensstärke. Es war ein schwerer Irrtum zu glauben, die Westgegner würden nachgeben, wenn und weil Russland geschlagen wurde. Keine Entscheidung im Osten, mochte sie so gründlich sein wie es denkbar war, vermochte uns das Auskämpfen der Entscheidung im Westen zu ersparen.²⁹

Im November 1914 versuchte er die Befehlshaber im Osten davon zu überzeugen, dass ihre Gedankengänge gefährlich engstirnig seien und dass eine Abstellung von Truppen für die Ostfront, wie sie sie immer wieder forderten, Kräfte erschöpfen würde, die man in den kritischen Kriegszonen im Westen benötigte. «Alle Siege im Osten», schrieb er am 26. November an Hindenburg, «die nur auf Kosten unserer Stellung im Westen errungen werden können, sind wertlos.»³⁰ Es sei vernünftiger, wenn man dem Gedanken eines totalen Sieges über Russland abschwöre und die Operationen im Osten auf das eine Ziel beschränke: die russische Regierung zu Friedensverhandlungen zu bewegen.

Falkenhayn hielt sich ganz im Rahmen dieser Vorstellungen, als er im Mai 1915 an der Ostfront einen der grössten deutschen Schlachterfolge des ganzen Krieges errungen hatte. Auf der Grundlage eines von Conrad von Hötzendorf entworfenen Planes hatte er einen kombinierten Vorstoss österreichischer und deutscher Truppen gegen Gorlice und Tarnow in Galizien geführt. Am 2. Mai 1915 begonnen, traf dieser Angriff die

Russen zu einem Zeitpunkt, als es ihnen an Waffen, Munition und Lebensmitteln mangelte, und die Folge war ein Debakel. Die demoralisierten russischen Truppen flüchteten über Przemysl, Lemberg, Warschau und Brest-Litowsk zurück, bis sie nach verzweifelterm sechswöchigem Rückzugsgefecht hinter eine Linie zurückgetrieben waren, die von Riga an der Ostsee bis zu den Karpaten reichte: 500 Kilometer östlich der Frontstellungen, die sie im August 1914 gehalten hatten. Falkenhayn war jedoch nicht bereit, diesen glänzenden Sieg, der den Gegner 30'000 Mann und 3'000 Geschütze gekostet hatte, so weit auszuweiten, wie seine östlichen Mitstreiter es wünschten. Er blieb sich der Gefahr im Westen und der neuen Bedrohung des österreichischen Partners bewusst, die durch den Kriegseintritt Italiens auf Seiten der Alliierten entstanden war. Der Durchbruch von Gorlice blieb eine begrenzte Operation, nicht darauf berechnet, die Russen zu vernichten, sondern sie zu einem Friedensschluss geneigt zu machen.³¹

Im Rückblick stellt sich Falkenhayns Auffassung der Lage als vollkommen vernünftig dar, wenn man sich die politische und wirtschaftliche Stellung Deutschlands Mitte des Jahres 1915 vergegenwärtigt. Die Fehlschläge der deutschen Militärstrategie waren real, und es waren keine herausragenden diplomatischen Erfolge erzielt worden, die sie wettgemacht hätten, sieht man einmal vom Kriegseintritt der Türkei an der Seite der Mittelmächte ab, der sich ohne ihr grosses Zutun ergab. Noch am Vorabend des Krieges hatten weder die deutschen Diplomaten noch die deutschen Militärs irgendwelche Vorteile in einem Bündnis mit der Türkei gesehen. Moltke hatte geäußert, er halte es für unklug, mit der Türkei «in absehbarer Zukunft als einem Aktivposten für den Dreibund oder für Deutschland» zu rechnen. Es waren die Türken, die den ersten Schritt taten, eine engere Verbindung einzuleiten, allem Anschein nach in dem Glauben, dass eine Politik der Neutralität im Falle eines Krieges für sie fatale Folgen haben würde. Ihre ersten Angebote, die der Kriegsminister Enver Pascha am 22. Juli vortrug, wurden vom deutschen Botschafter Wangenheim kühl aufgenommen, und erst als der Kaiser einen Tag nach der Übergabe des österreichischen Ultimatums an Serbien persönlich intervenierte, zeigte das Aussenministerium mehr Interesse und nahm auf der Grundlage formeller türkischer Vorschläge die Verhandlungen auf, die am 2. August zu einem Bündnisvertrag führten.³²

Die Vorteile, die sich hieraus für die Mittelmächte im Laufe der folgenden zwei Jahre ergaben, waren von beträchtlicher Bedeutung. Das tatsächliche türkische Eingreifen in den Krieg verzögerte sich bis No-

vember, weil die türkische Mobilmachung langsam vor sich ging und der Grosswesir und die Mehrheit der Minister es ungern sahen, dass die Türkei den ersten Schritt zu offenen Kampfhandlungen mit Russland tat. Aber die Fronten klärten sich, als der deutsche Admiral Wilhelm Souchon, der das Mittelmeergeschwader Mitte August aus algerischen Gewässern an die Meerengen verlegt³³ und kurz darauf das Kommando über die osmanische Flotte erhalten hatte, seine Schiffe am 27. Oktober ins Schwarze Meer führte und in bewusster Überschreitung seiner Instruktionen Schifffahrtsrouten vermintete, russische Häfen beschoss und in Hafennähe und auf See verschiedene russische Schiffe versenkte. Die Russen antworteten am 2. November mit der Kriegserklärung an die Türkei, und wenige Tage später folgten England, Frankreich und Serbien nach. Nun, da der Krieg da war, kämpften türkische Heere – manchmal mit deutscher und österreichischer Unterstützung – in Anatolien, Transkaukasien und Persien gegen die Russen und in Mesopotamien, auf der arabischen Halbinsel und in Palästina gegen britische Einheiten; von Palästina aus unternahmen sie zwischen Januar 1915 und Ende 1916 zwei grössere Vorstösse und mehrere Kommandoüberfälle auf den Suez-Kanal. Diese Operationen kamen den Mittelmächten zugute, indem sie nicht unbeträchtliche Teile der alliierten Truppen vom europäischen Kriegsschauplatz fernhielten. Noch wichtiger war die erfolgreiche Abwehr eines alliierten Angriffes auf die Meerengen im Jahr 1915, durch die Winston Churchills grosser Plan einer sicheren Verbindung nach Russland vereitelt³⁴ und ebenso die Hoffnung der Alliierten auf einen Beitritt Griechenlands und Rumäniens zu ihrer Koalition zunichte gemacht wurden. Und schliesslich ist es eine, wengleich manchmal vergessene Tatsache, dass das Osmanische Reich in den letzten beiden Kriegsjahren einige Divisionen in Rumänien, Galizien und Mazedonien kämpfen liess. Obwohl diese Kriegsanstrengungen wegen der wirtschaftlichen Rückständigkeit der Türkei mit massiven finanziellen und materiellen Hilfsmitteln abgestützt werden mussten, war der türkische Beitrag zur deutschen Kriegführung unterm Strich ein positiver.³⁵

Auf der anderen Seite erlitt die deutsche Regierung in dem Wettlauf um Verbündete, der sich im Laufe der ersten Kriegsphase entspann, zwei bedeutsame Niederlagen. Eine von ihnen, die Entscheidung der japanischen Regierung, die Sache der Alliierten zu unterstützen, dürfte so gut wie unvermeidlich gewesen sein, weniger wegen der bestehenden Verbindungen der Japaner zu England als vielmehr deswegen, weil seine militärische Führung in dem Krieg eine Gelegenheit sah, sich des deutschen Stützpunktes auf der Halbinsel Schantung und der deutschen

Besitzungen in der Südsee zu bemächtigen, die für die Verteidigung der japanischen Inselgruppe strategisch bedeutsam waren. Deutschland konnte nichts tun, um sie an der Ausführung dieses Vorhabens zu hindern oder seine weit entfernten Besitzungen zu schützen. Der Kriegseintritt der Japaner markierte den Beginn der Auflösung des deutschen Kolonialreiches, die auf der Friedenskonferenz von 1919 besiegelt werden sollte.

Wichtiger für den Verlauf des Krieges in Europa war die Stellung Italiens; es gehörte zwar formell noch dem Dreibund an, aber in Berlin und Wien hatte man schon seit der Jahrhundertwende an seiner Zuverlässigkeit gezweifelt; damals hatte sich die italienische Regierung unter dem wirtschaftlichen Druck Frankreichs von der bis dahin geübten prodeutschen Politik Francesco Crispis abgewandt; die Zweifel bestätigten sich im August 1914, als die Regierung Salandra erklärte, Italien könne sich, da das österreichische Vorgehen gegen Serbien nicht defensiver Natur sei, auch nicht durch die Bestimmungen des Dreibundvertrags gebunden fühlen und Seite an Seite mit den Mittelmächten intervenieren. Dies war eine Enttäuschung, die aber die Deutschen nicht umwarf, da sie in ihrer Mehrzahl ohnehin kein grosses Vertrauen in die militärische Leistungsfähigkeit ihres früheren Bündnispartners setzten und eher der Ansicht Bismarcks zuneigten, der Italien einen grossen Appetit, aber schlechte Zähne attestiert hatte. Andererseits wusste man in der deutschen Regierung sehr wohl von der Existenz proalliiertem Gefühle in Italien und von dem Wunsch nach einem Eingreifen auf der Seite der Alliierten, wie er von gewissen italienischen Liberalen, von sektiererischen Sozialisten wie Benito Mussolini und von nationalistischen Demagogen wie Gabriele d'Annunzio ausgesprochen wurde. Wurde dieser Wunsch Wirklichkeit, dann würde dies die Lage der Österreicher, deren Reserven bereits stark ausgeschöpft waren, verschlechtern, während es Engländer und Franzosen mit neuen strategischen Trümpfen versorgen würde. Für Deutschland war es daher notwendig, das Möglichste zu tun, um die neutralistischen Kräfte zu stärken, und die deutsche Regierung schickte zu diesem Zweck zwei Unterhändler nach Italien, den früheren Kanzler Fürst Bülow und den Zentrumsabgeordneten Matthias Erzberger. Für Bülow hatte man sich wegen seiner vielen Verbindungen in Italien entschieden (er war in den neunziger Jahren des vorigen Jahrhunderts Botschafter in Rom gewesen, war mit einer Italienerin verheiratet und unterhielt seit 1909 einen Wohnsitz in Rom); für Erzberger, weil er Kontakte zum Vatikan besass, die möglicherweise wertvoll sein konnten.

Das ungleiche Paar konnte seine Mission nicht erfüllen, trotz Bülows zuvorkommenden Manieren und Erzbergers unerschütterlichem Optimismus. Es gab für sie kein Mittel, die Wogen der öffentlichen Meinung, die das Fundament der italienischen Neutralität rasch unterspülten, zu glätten, und ausserdem war es vom ersten Kriegstag an klar gewesen, dass die Regierung Salandra nur neutral bleiben würde, wenn man sie dafür mit Zugeständnissen von österreichischer Seite belohnte. Erzberger beharrte zunächst – vielleicht weil er anderen nie sorgfältig zuhören konnte – darauf, dass «die wohlwollende Neutralität Italiens für die gesamte Dauer des Krieges um den Preis verhältnismässig geringer österreichischer Angebote erkaufte werden» könne. Er irrte sich: Die italienische Regierung forderte als Minimum die Abtretung des Trentino, des Isonzotals, Triests und von Teilen der dalmatinischen Küste. Österreich war nicht bereit, für die Neutralität Italiens einen solchen Preis zu bezahlen (das Haus Habsburg hat ja in der Geschichte stets lieber gekämpft, als Land abzugeben). Es scheint zwar, dass Erzberger der Überzeugung war, die deutsche Regierung solle Österreich zur Preisgabe der Gebiete drängen, aber jeder derartige Versuch hätte die schon bestehenden Spannungen innerhalb des deutsch-österreichischen Bündnisses auf unzumutbare Weise verschärft.³⁶ Die Verhandlungen mit den Österreichern hatten für die Regierung Salandra einzig und allein den Zweck, den Preis in die Höhe zu treiben, den die Ententemächte für ein italienisches Eingreifen auf ihrer Seite zu zahlen bereit sein würden. Als Bülow und Erzberger dies schliesslich erkannt und damit begonnen hatten, grosse Geldsummen auszugeben in dem Versuch, so viele Abgeordnete zu bestechen, dass Salandra zum Rücktritt gezwungen sein würde, war es bereits zu spät. Im Vertrag von London vom 26. April 1915 sicherten die Ententemächte Italien die territorialen Ansprüche zu, die es verlangt hatte, und einen Monat später rückten italienische Streitkräfte in Richtung des Isonzo vor, gerade zur rechten Zeit, um die Berechnungen, die Falkenhayn während der Schlacht von Gorlice anstellte, zu erschweren.³⁷

Der Abfall Italiens weckte Befürchtungen, Rumänien könne denselben Weg einschlagen, und im Juni 1915 schickte Bethmann Erzberger nach Wien und Budapest mit dem Auftrag, in Gesprächen Mittel und Wege zu suchen, wie dies verhindert werden konnte. Es ist nicht ganz klar, warum der Kanzler diese Aufgabe nicht seinem Auswärtigen Dienst übertrug; es ist wohl anzunehmen, dass er vermeiden wollte, den Gesprächen einen formellen Anstrich zu geben, da sie zunächst nur Aufschluss darüber erbringen sollten, wie weit Österreicher und Ungarn zu

gehen bereit waren, um das rumänische Wohlwollen zu erkaufen. Erzberger sprach mit Graf Stefan Tisza über die Möglichkeit territorialer Zugeständnisse an Rumänien und über verschiedene Massnahmen zur Verbesserung der Lebensbedingungen der rumänischen Minderheit in Ungarn; der Ungar vergalt ihm seine Bemühungen mit einer sehr zugeknöpften Antwort: Er machte deutlich, dass er gegen jeden Versuch war, die Rumänen mit Zugeständnissen zu besänftigen, da sie, wie er sagte, ohnehin zu feige seien, um zu kämpfen.³⁸ Rumänien entschied sich dann in der Tat für die Neutralität; allerdings war es wohl weniger ihre Feigheit als vielmehr der eindrucksvolle Sieg bei Gorlice und das Scheitern der Alliierten an den Dardanellen, das sie in ihrem Entschluss bestimmte. Dieser hatte nun wiederum zur Folge, dass die bulgarische Regierung von einigen der Zweifel befreit wurde, die sie davon abgehalten hatten, an der Seite der Mittelmächte in den Krieg einzutreten, und sie holte dies im Oktober nach und wirkte mit den Österreichern bei der Eroberung Serbiens zusammen, die mit Ende des Jahres 1915 das militärische Aus für dieses Land brachte.

Optimisten in Berlin mochten wohl behaupten, diese Erfolge würden schwerer wiegen, als der Verlust Japans und Italiens, und während es Deutschland nicht gelungen sei, die Eröffnung einer neuen Front in Südeuropa zu verhindern, habe das Bündnis mit Bulgarien eine andere auf dem Balkan wegfallen lassen und den Mittelmächten gleichzeitig eine sichere Landverbindung mit ihrem türkischen Verbündeten verschafft. Aber auch der grösste Optimismus konnte die Tatsache nicht bemänteln, dass der ursprüngliche Kriegsplan gescheitert war und dass die Regierung keinen neuen vorgelegt hatte, der die aus jenem Scheitern sich ergebenden Probleme zu lösen versprach.

Nicht das geringste unter diesen Problemen war das wirtschaftliche. Da vor 1914 die Ansicht vorgeherrscht hatte, dass der Krieg, falls er kam, kurz sein würde – Schlieffen hatte sogar geglaubt, in der modernen Zeit könnten sich grosse Nationen langdauernde Kriege nicht erlauben –, hatte man keine Vorkehrungen für das Durchstehen eines längeren Krieges getroffen. Zwar hatte der Munitionsverbrauch im russisch-japanischen Krieg die Beamten im Generalstab und im Kriegsministerium verblüfft und sie dazu veranlasst, 1912 mit der Planung eines neuen Produktionsprogramms zu beginnen, aber dieses war, als der Krieg ausbrach, noch nicht in Gang gekommen. Die Folge war, dass schon im Oktober 1914 alle Munitionsbestände aufgebraucht waren und das Heer von der laufenden Neuproduktion abhing. Und diese lieferte so unzurei-

chende Mengen, dass die deutsche Artillerie an der Westfront am 14. November nur für vier Tage Geschützmunition vorrätig hatte.³⁹ Dieser Notlage abzuhelfen und auch anderes Kriegsmaterial in den benötigten Mengen herzustellen war eine Aufgabe, die zusätzlich durch den Umstand erschwert wurde, dass das Land in den Krieg eintrat, ohne irgendeine Vorsorge für eine geregelte Verteilung der menschlichen Arbeitskraft zwischen Fabrik und Front zu treffen, und dass man in dem Wunsch, das Heer so stark wie möglich zu machen, kriegswichtigen Fabriken so viele Arbeiter entzogen hatte, dass die Produktion stockte. Auch waren die Fabriken von den verfügbaren Rohstoffvorräten abhängig; und hier kam eine Untersuchung, die das Innenministerium im August 1914 durchführte, zu dem besorgniserregenden Ergebnis, dass der Rohstoffvorrat eines durchschnittlichen Grossbetriebes nur für sechs Monate reichte. Walther Rathenau, der Präsident der Allgemeinen Elektrizitäts-Gesellschaft (AEG), war erschüttert, als Falkenhayn ihm am 8. August 1914 eröffnete, er habe keine Anordnungen zum sparsamen Umgang mit strategisch wichtigen Materialien gegeben und glaube auch nicht, dass es wirksame politische Massnahmen gebe, mit denen dieses Ziel erreicht werden könne.⁴⁰

Rathenau war anderer Ansicht, und er überzeugte den Kriegsminister von der Notwendigkeit, eine statistische Übersicht über die Versorgungssituation zu erstellen und eine Zentralbehörde zur Kontrolle der Materialverteilung zu errichten. Das Ergebnis war, dass eine Kriegsrohstoffabteilung (KRA) innerhalb des Kriegsministeriums eingerichtet wurde; sie stand unter der Leitung Rathenaus und verfügte über einen Stab, der sich aus einigen seiner engsten Mitarbeiter von der AEG und aus Vertretern anderer Industrien zusammensetzte, in denen die zu kontrollierenden Rohstoffe verarbeitet wurden. Dank der allgemeinen Begeisterung, die in den ersten Kriegsmonaten herrschte, gelang es ihnen, die Regierungen der Einzelstaaten zur Anerkennung ihrer Autorität innerhalb der Grenzen ihres Territoriums zu bewegen; auf dieser Grundlage und indem sie über ein System von Kriegsrohstoffgesellschaften arbeiteten (privaten Aktiengesellschaften, die unter Regierungsaufsicht errichtet wurden und die Erlaubnis erhielten, Rohstoffe zu kaufen, zu lagern und zu verteilen), wachten sie darüber, dass knappe Rohstoffe nur an solche Firmen gegeben wurden, die unmittelbar der Kriegsproduktion dienten, und sorgten auch dafür, dass ein System von Prioritäten eingeführt wurde. Als Rathenau im April 1915 seine Funktionen an Major Josef Koeth abtrat, war die KRA ein wirksam funktionierendes In-

strument und hatte eine kritische Rohstoffknappheit, die leicht zur Niederlage Deutschlands hätte führen können, zunächst einmal abgewandt.⁴¹

Gleichzeitig war das Munitionsproblem durch einen entscheidenden wissenschaftlichen Fortschritt gelöst und das Arbeitskräfteproblem durch eine Reihe kluger Entscheidungen des Kriegsministeriums entschärft worden. Für die Munitionsproduktion wurden Nitrate benötigt, die knapp waren, weil durch den Krieg die normale Versorgung mit importiertem Chilesalpeter unterbunden war. Dies hätte die deutsche Kriegführung schwer behindert, wären da nicht die vor dem Krieg von Fritz Haber und Carl Bosch gemachte Entdeckung eines Verfahrens zur grosstechnischen Stickstoffhydrierung und die Energie gewesen, mit der die Regierung ein Sofortprogramm zum Bau der notwendigen Fabriken in die Wege leitete und in der KRA eine chemische Abteilung einrichtete; ausserdem wurde eine Kriegskemikaliengesellschaft zur Koordination der Tätigkeit der verschiedenen chemischen Betriebe geschaffen. Weitere Verbesserungen in verschiedenen Bereichen der Munitionsproduktion brachte die Arbeit von Major Max Bauer, dem Artillerieexperten im Generalstab, dem es in Verhandlungen mit führenden Industriellen gelang, den Unternehmern die drängende Notwendigkeit einer gesteigerten Produktion nahezubringen.⁴²

Dem Arbeitskräfteproblem war schwieriger beizukommen, weil hier die Bedürfnisse des Heeres mit denen der Industrie in Konflikt gerieten. Das Recht, darüber zu entscheiden, welche Arbeiter zur Front abkommandiert und welche vom Kriegsdienst freigestellt werden konnten, lag in den Händen der Stellvertretenden Kommandierenden Generale der verschiedenen Wehrbezirke, denen das preussische Notstandsgesetz die Befugnis einräumte, in ihrem Befehlsbereich die öffentliche Ordnung aufrechtzuerhalten.⁴³ Das Fehlen einheitlicher Richtlinien in den verschiedenen Bezirken und die Neigung der meisten Generale, die Bedürfnisse der Front wohlwollender zu beurteilen als die der Industrie, führte zu lautstarken Klagen von Unternehmern, die sich bisweilen weigerten, militärische Produktionsaufträge anzunehmen, wenn man ihnen nicht eine regelmässige und ausreichende Versorgung mit qualifizierten Arbeitskräften zusicherte. Ende 1914 machte der Deutsche Industrie-Kriegsausschuss, ein Geschöpf des Centralverbands Deutscher Industrieller und des Bundes Deutscher Industrieller, dem Kriegsministerium den Vorschlag, die Praxis der Freistellungen durch einen Ausschuss von Fabrikbesitzern einheitlich regeln zu lassen. In der Erkenntnis, dass damit die Entscheidung über die militärischen Reserven dem privaten in-

dustriellen Interesse untergeordnet würde, schlug das Ministerium die Anregung aus. Es richtete stattdessen eine Abteilung für Ausfuhr, Einfuhr und Zurückstellung (AZS) ein, die die Befugnis erhielt, Leitlinien für die Freistellungspraxis und damit zusammenhängende Probleme wie die freie Arbeitsplatzwahl der freigestellten Arbeiter und ihre Rechte bei Lohnauseinandersetzungen zu erarbeiten. Hervorragend geleitet von Richard Sichler, einem Geschäftsmann ohne Verbindungen zur Kriegsindustrie, suchte die AZS die Unternehmer dazu zu bewegen, dass sie die fehlenden Fachkräfte durch die Ausbildung ungelernter Arbeiter und durch die Beschäftigung von Frauen und Kriegsgefangenen ersetzen, statt sich auf die Männer zu versteifen, die eigentlich eingezogen werden mussten. Was die Schlichtung von Streitigkeiten über Arbeitsplatzwechsel und Lohnfragen betraf, so wies die AZS die Stellvertretenden Kommandierenden Generale an, die Einrichtung von Kriegsausschüssen voranzutreiben, die sich paritätisch aus Vertretern von Betriebsleitung und Arbeiterschaft zusammensetzten. Diese Politik stiess auf den erbitterten, aber erfolglosen Widerstand derjenigen Industriellen, die noch an der vor dem Krieg gängigen Anschauung festhielten, dass der Unternehmer Herr in seinem eigenen Hause sein müsse, und die nicht zu Unrecht erkannten, dass hier ein Modellfall geschaffen wurde, der es ihnen in der Zukunft sehr schwer machen würde, diesen Standpunkt weiterhin zu praktizieren.⁴⁴

Die bittere Pille dieser Entwicklung wurde den Industriellen durch die Tatsache versüsst, dass die hohen Profite, die sie aus ihren militärischen Produktionsaufträgen zogen, in keiner Weise durch eine strenge Besteuerungspolitik gefährdet wurden. Hiervor bewahrte sie nicht nur die Reichsverfassung, sondern auch die fiskalische Philosophie von Karl Helfferich, der Ende 1914 an die Spitze des Reichsschatzamtes berufen wurde. Es gab in Deutschland keine nationale Einkommensteuer, und die Verfassung schloss die Reichsregierung von der Teilhabe an den direkten Steuern aus. Der Krieg verminderte weder den Widerstand der Einzelstaaten gegen eine Veränderung dieses Systems noch ihre Abneigung gegen ausserordentliche Kapitalsteuern, wie sie 1913 zur Finanzierung der damaligen Heeres Vorlage eingeführt worden waren. Helfferich unternahm auch gar keinen Versuch, sie von ihrer Auffassung abzubringen. Als Vertreter einer unbeirrbar liberalistischen Wirtschaftsphilosophie hegte er eine instinktive Abneigung gegen die Besteuerung von Profiten, da dies nach seiner Meinung nur die Risikobereitschaft und Initiative der Unternehmer lähmen würde. Von dieser Auffassung

brachte ihn auch der Krieg nicht ab. «Der zwingende Anlass, zu neuen Steuern zu greifen», sagte er im März 1915, «liegt also im Gegensatz zu England für uns nicht vor, jedenfalls zur Zeit noch nicht.» Schliesslich würde Deutschland den Krieg ja gewinnen, so dass «wir an der Hoffnung festhalten, die Rechnung für den uns aufgezwungenen Krieg beim Friedensschluss unseren Gegnern präsentieren zu können». Bis dahin konnte man alle die ausserordentlichen Ausgaben, die der Konflikt verschlang, durch die Aufnahme von Anleihen decken.⁴⁵

Der Einfallsreichtum und die Energie von Männern wie Rathenau, Sichler, Haber und Bosch, die Unterstützung, die sie vom faktischen Leiter des Kriegsministeriums, General von Wandel, erhielten, sowie eine staatliche Finanzpolitik, die durch die Aufnahme von Hypotheken auf die Zukunft dem Industriekapital grenzenlose Profite gewährte, all dies half, die Produktionskrise, der Deutschland sich 1914 gegenübergesehen hatte, unter Kontrolle zu bekommen. Aber das grundlegende wirtschaftliche Problem wurde dadurch um keinen Schritt einer Lösung nähergebracht: wie Deutschland in einem langanhaltenden Konflikt mit einer Koalition von Mächten überleben sollte, die über die grösseren natürlichen Reserven verfügte und die die Meere beherrschte und dem belagerten Reich dadurch die Zufuhr notwendiger Güter verwehren konnte. Schon 1915 war das Nahrungsproblem in Deutschland so gravierend, dass bezweifelt werden musste, ob Deutschland einen langen Krieg würde durchhalten können.

In der Vorkriegsära war Deutschland in seiner Lebensmittelversorgung zu einem Drittel auf Einfuhren aus anderen Ländern angewiesen. Die alliierte Blockade bewirkte eine starke Abnahme der Einfuhren, und die sich hieraus ergebende Verknappung führte zusammen mit einer Heeresversorgungspolitik, die keine Rücksicht auf die Bedürfnisse der Zivilbevölkerung nahm, zu einem drastischen Anstieg der Preise für Grundnahrungsmittel. Im November 1914 forderte die Sozialdemokratische Partei die Festsetzung von Höchstpreisen und eine staatliche Kontrolle der Produzenten, und im Januar ermahnten Partei- und Gewerkschaftsführer den Staatssekretär des Innern, wenn er nicht etwas unternehme, um die Lage unter Kontrolle zu bringen, müsse er damit rechnen, dass der proklamierte Burgfriede in die Brüche gehe.

Die Antwort der Regierung war eine Verstaatlichung der Weizenernente: Die Bauern wurden gezwungen, die geernteten Mengen zu deklarieren, es wurde ihnen verboten, Weizen und Roggen zur Viehfütterung zu benutzen, und es wurden eine Kriegsgetreidegesellschaft zum Ankauf

von Kornvorräten und ein Reichszuteilungsamt zur Regelung ihrer Verteilung geschaffen. Ab Juni 1915 war im ganzen Lande das Brot rationiert. Diese Massnahmen fanden die Zustimmung der städtischen Verbraucher, wurden jedoch von den Bauern abgelehnt, die, als auch für andere landwirtschaftliche Produkte Höchstpreise festgesetzt wurden, damit begannen, auf den Schwarzen Markt auszuweichen. Ihr Widerstand verstärkte sich nach dem Oktober 1915, als die Regierung eine Reichskartoffelstelle einrichtete und die Verwendung von Kartoffeln als Viehfutter untersagte. Die Landwirte standen vor der Wahl, entweder ihre Schweine und ihre anderen Tiere zu schlachten, oder die Gesetzesbestimmungen zu missachten, und eine nicht unbeträchtliche Zahl von ihnen entschied sich für das letztere. Weiter erschwert wurde die Situation durch die Rigorosität der Stellvertretenden Generalkommandos, die in der Erkenntnis, dass Hunger ein potentieller Anlass für öffentliche Unruhe sein konnte, solchen Gefahren dadurch vorzubeugen suchten, dass sie nach eigenem Ermessen Höchstpreise und Produktionsnormen festsetzten und Bauern, die sich nicht daranhielten, bestrafte. Dies hatte einen noch stärkeren Widerstand der Bauern und eine Verschärfung der Spannungen zwischen der produzierenden Landbevölkerung und den konsumierenden Städtern sowie erste Krawalle und Demonstrationen vor Lebensmittelgeschäften und örtliche Streiks zur Folge.⁴⁶

Alles in allem sah die wirtschaftliche Bilanz also keineswegs hoffnungsvoller aus als die diplomatische, und man sollte glauben, dass die Intelligenteren sich hierüber keine Illusionen machten und die Aussichten ihres Landes in diesem Krieg entsprechend skeptisch einschätzten. Allein, im Juni 1915, als die militärischen, diplomatischen und wirtschaftlichen Bedingungen, unter denen Deutschland kämpfte, jedem, der nicht blind war, einigermaßen geläufig hätten sein müssen, veranstaltete der Alldeutsche Verband zusammen mit einer Gruppe von Professoren der Universität Berlin einen Kongress über die deutschen Kriegsziele, der nach Abschluss seiner Debatten dem Kanzler eine Resolution zusandte, die in anspruchsvollster Weise die östlichen und westlichen Grenzen eines deutschen Reichs festlegte, auf denen die Regierung nach dem unvermeidlichen Sieg der deutschen Waffen bestehen müsse. Fünfzig Jahre später schrieb ein deutscher Historiker, der 1915 als Offizier an der Front gewesen war: «Man kann heute nicht ohne eine Anwandlung von Grausen auf den ungeheuerlichen Widerspruch zurückblicken, der sich im Sommer 1915 auftrat zwischen den schweren

Sorgen des verantwortlichen Staatsmannes und des leitenden Soldaten um Deutschlands Zukunft und der Hochflut von Siegeserwartungen und Siegesforderungen, die damals unsere Nation immer hemmungsloser überschwemmte.»⁴⁷

2. Kriegsziele: Die expansionistischen Gruppen und Bethmann Hollweg

In der Masslosigkeit, mit der sie die vermeintlich legitimen Kriegsziele Deutschlands festlegten, gab es zwischen den politischen Parteien, den Wirtschaftsverbänden, den Akademikern, den Militärs und den Landesfürsten nur geringe Unterschiede. Was die Letztgenannten betrifft, so hatte der Krieg dynastische Leidenschaften geweckt, die sich beinahe mit denen messen konnten, welche die Diplomatie im 18. Jahrhundert in Atem gehalten hatten. Am 14. August 1914, zwei Wochen nach Kriegsausbruch, erklärte König Ludwig III. von Bayern dem preussischen Geschäftsträger in München, er erwarte, dass seine Interessen bei den nach dem Kriege anstehenden Gebietsaufteilungen berücksichtigt würden, und fügte, als er gedrängt wurde, sich deutlicher auszudrücken, hinzu, er interessiere sich für einen Teil des Reichslandes Elsass-Lothringen; er liess weiter durchblicken, dass Bayern es für angemessen halte, auch ein Stück von Belgien zu bekommen. Diese inoffiziell ausgesprochenen Forderungen tauchten bald danach in einem ausgearbeiteten Plan auf, der eine neue bayerische Burgund-Provinz vorsah, zu der sowohl holländische als auch belgische Gebiete gehören sollten und die die Rheinmündung beherrschen würde. Damit war den bayerischen Ansprüchen jedoch noch nicht Genüge getan, denn einige Zeit später meldeten die Wittelsbacher ihr Interesse an der Erwerbung des Thronrechts in einem wiedererrichteten Königreich Polen an; dasselbe Ziel setzte sich auch Herzog Wilhelm von Urach, Herzog von Württemberg und Angehöriger des katholischen Zweiges der württembergischen Königsfamilie. Den König von Sachsen gelüstete es ebenso nach neuen Besitzungen wie seinen Standesgenossen in München. Im März 1915 beschloss der sächsische Ministerrat unter seiner Leitung, bei Kriegsende eine Erweiterung des sächsischen Staatsgebiets zu fordern, und in der Folgezeit bekundete die sächsische Regierung ihr Interesse nicht nur an einem Anteil bei der Zerstückelung Elsass-Lothringens, sondern auch am Erwerb von Gebieten im Osten, in Polen, in Litauen und besonders in Kurland. Das Erstaunliche an den Ansprüchen dieser und anderer Landesfürsten war die Selbstverständlichkeit, mit der sie alle voraus-

setzten, dass Deutschland sich all jene Gebiete, um die sie sich bewarben, auch aneignen würde.⁴⁸

Unter den politischen Parteien waren es einzig die Sozialdemokraten, die an der Auffassung festhielten, der Geist, in dem das deutsche Volk die unvermeidliche Bürde des Krieges auf sich genommen habe, würde entehrt, wenn Deutschland aus dem vaterländischen Krieg einen Eroberungskrieg machte; aber selbst in dieser Partei gab es einen rechten Flügel, der in Anbetracht der vom Volke gebrachten Opfer gewisse materielle Entschädigungen für recht und billig hielt.⁴⁹ Alle anderen Parteien traten für die einen oder anderen Gebietsannexionen ein, und die parlamentarische Koalition, die in den ersten beiden Kriegsjahren den Reichstag beherrschte – die Nationalliberalen, das Zentrum und die Konservativen –, sprach sich leidenschaftlich für ein ausgiebiges Eroberungsprogramm sowohl in Ost- als auch in Westeuropa aus. In dieser Hinsicht bestand kein wesentlicher Unterschied zwischen den fanatischen Chauvinisten in der Konservativen Partei und Matthias Erzberger, den der Traum von einem deutschen Sieg im September 1914 so be rauschte, dass er eine Denkschrift verfasste, in der er die Eroberung ganz Belgiens und dazu der Kanalküste bis Boulogne, der Feste Belfort, des Industriebezirks und der reichen Erzlagerstätten von Longwy-Briey und der französischen und belgischen Kongo-Kolonie sowie die Verwandlung Polens, der Baltikumstaaten und der Ukraine in deutsche und österreichische Satelliten verlangte – und zu alledem noch eine schwindelerregende Reparationsrechnung, nach deren Einkassierung Deutschland unter anderem seine gesamte Staatsschuld hätte begleichen können.⁵⁰

Eine noch bedeutsamere Rolle als die Parteien bei der Anheizung eines Eroberungsklimas spielten Organisationen wie der Alldeutsche Verband und die verschiedenen Wirtschaftsverbände. In Zusammenarbeit zwischen dem Präsidenten der Alldeutschen, Heinrich Class, und dem Generaldirektor von Krupp, Alfred Hugenberg, entstand Anfang 1915 eine Denkschrift zu den deutschen Kriegszielen, die über die Vorstellungen Erzbergers noch hinausging. Diese Wunschliste, die die Erwerbung praktisch der gesamten französischen Bodenschätze und, um diesen Zuwachs an industrieller Kapazität auszugleichen, den Erwerb entsprechender landwirtschaftlicher Nutzflächen im Osten vorsah, trug die Unterschrift von Vertretern des Centralverbands deutscher Industrieller, des Bundes der Industriellen, des Bundes der Landwirte, des Deutschen Bauernbundes, des Reichsdeutschen Mittelstandsverbands und der Christlichen Deutschen Bauernvereine und wurde dem Kanzler im Mai 1915 zugestellt.⁵¹

Um diesen Ansprüchen höhere Weihen zu verleihen, wandte sich die Führung des Alldeutschen Verbands an die deutsche Intelligenz und hier ganz besonders an die Universitätsprofessoren, um sie für ihre Ziele zu mobilisieren.⁵² Dies war keine schwierige Aufgabe. Vorgeschichte und Ausbruch des Krieges hatten viele Professoren zu der Überzeugung gebracht, es sei die Pflicht der Intellektuellen, dem Volk Mut, Kraft und Siegeszuversicht zu vermitteln, und da die meisten von ihnen überzeugt waren, die Ententemächte trügen die Verantwortung für den Krieg, begnügten sich nur die wenigsten, wie der Historiker Otto Hintze, der Volkswirtschaftler Werner Sombart und der Psychologe und Philosoph Wilhelm Wundt⁵³ damit, in Erfüllung dieser Pflicht die moralische Legitimation der Kriegsgegner zu bestreiten und die kulturelle Überlegenheit ihres Vaterlands und die Ehrenhaftigkeit seiner Beweggründe herauszustreichen. Vom ersten Tag des Krieges an gab es in Deutschland Professoren, die der Überzeugung waren, der Feind müsse für seinen Überfall auf Deutschland zur Rechenschaft gezogen werden, indem man ihm Stücke seines Territoriums wegnahm. Dies galt für eine Gruppe aus dem Baltikum stammender Gelehrter unter der Führung des Berliner Theologen Reinhold Seeberg und des Historikers Johannes Haller; ihre Forderung lautete, die russischen Baltikumprovinzen müssten aus «der Hand der Barbaren» befreit werden; es galt auch für andere, die sich alldeutschen Auffassungen von der Notwendigkeit der Gebietserwerbung in Westeuropa und der Enteignung oder Vertreibung der dort Ansässigen angeschlossen hatten, wie etwa der Bonner Nationalökonom Hermann Schumacher.⁵⁴

Im März 1915 führte der Vizepräsident des Alldeutschen Verbands in Berlin Gespräche mit Seeberg, mit dem prominenten Agrarier von Wangenheim und mit Alfred Hugenberg, mit dem Ergebnis, dass Seeberg sich bereit erklärte, eine Kommission zu bilden, die ein Kriegszielmemorandum verfassen und verbreiten sollte, das sodann auch dem Kanzler übergeben werden würde. Dies war der Hintergrund der Intellektuelleneingabe vom Juli 1915, deren annexionistische Forderungen praktisch mit denen der sechs Wirtschaftsverbände vom Mai identisch waren, wengleich die Betonung hier weniger auf die materiellen Vorteile gelegt wurde, welche diese Eroberungen bringen würden, als vielmehr auf die Rechtmässigkeit einer Sicherung Deutschlands vor zukünftigen Angriffen und auf die zivilisatorische Mission, die Deutschland in den slawischen Ländern erfüllen könne. Die Petition war von 1'347 Akademikern unterzeichnet, von Theologen, Lehrern, Künstlern, Schriftstellern

und Hochschullehrern, wobei die Universitätsprofessoren mit 352 Unterschriften die stärkste einzelne Berufsgruppe stellten. Zu ihnen gehörten solche klangvollen Namen wie Ulrich von Wilamowitz-Moellendorff, Eduard Meyer, Otto von Gierke und Adolf Wagner sowie, unter den in grosser Zahl vertretenen Historikern, Erich Marcks, A.O. Meyer, Erich Brandenburg, Dietrich Schäfer und R. Fester.⁵⁵

Der Kriegshistoriker und Herausgeber der *Preussischen Jahrbücher*, Hans Delbrück, stellte sich die Aufgabe, eine Gegenbewegung auf die Beine zu stellen, ein Unterfangen, in dem er von dem Nationalökonom Lujó Brentano, dem Herausgeber des *Berliner Tageblatts* Theodor Wolff und dem früheren Staatssekretär des Reichskolonialamts von Dernburg unterstützt wurde. Die von Delbrück eingereichte Petition wies die Forderungen der Seeberg-Gruppe zurück und hob den defensiven Charakter des Krieges und die Gefahr hervor, welche die Einverleibung «politisch selbständiger und an Selbständigkeit gewöhnter Völker» für die nationale Integrität des Reichs darstellen würde. Sie sprach sich nicht grundsätzlich gegen jedwede territoriale Veränderung aus, betonte jedoch nachdrücklich, «der höchste Siegerpreis (werde) immer in der stolz errungenen Gewissheit bestehen, dass Deutschland auch eine Welt von Feinden nicht zu fürchten braucht, und in dem beispiellosen Kraftbeweis, den unser Volk den anderen Völkern der Welt ... gegeben hat». Diese Erklärung fand die Unterstützung weltberühmter Wissenschaftler wie Max Planck und Albert Einstein, aller führenden «Kathedersozialisten» (mit Ausnahme Adolf Wagners), der Pazifisten Ludwig Quidde und Walther und Levin Schücking, der Soziologen Max und Alfred Weber und Friedrich Tönnies, der Theologen Adolf von Harnack und Ernst Troeltsch und der Historiker Alfred Dove und Max Lehmann; aber alles in allem fand die Petition nur 141 Unterzeichner und ein verhältnismässig geringes publizistisches Echo, verglichen mit dem, das Class und Hugenberg der Intellektuelleneingabe verschafft hatten.⁵⁶

Das Experiment der Alldeutschen, das akademische Fussvolk zu mobilisieren, war also gelungen. Es ist zweifellos wahr, dass viele der Professoren, die ihre Unterschrift unter die Petition Seebergs setzten und sie weiterverbreiteten, politisch naiv waren, wie etwa Hermann Schumacher, der Friedrich Meinecke für die Forderung nach einem deutschen Calais gewinnen wollte, indem er argumentierte: «Calais ist ja ein ganz kleiner Hafen. Das macht den Franzosen gar nichts aus.»⁵⁷ Dennoch, die Zahl derer, die ihren Namen hergaben und in der Folgezeit den Unabhängigen Ausschuss für einen deutschen Frieden unterstützten, der im November 1915 von dem Berliner Historiker Dietrich Schäfer ins

Leben gerufen wurde, um eine Politik umfangreicher Gebietserwerbungen in Frankreich, Belgien und in den Ländern des Baltikums zu propagieren,⁵⁸ war gross und – in einem Land, in dem Professoren ein ausserordentlich hohes Ansehen genossen – beeindruckend. Es ist kaum zu bezweifeln, dass diese Art der «Professorenpolitik» mithalf, die Menschen in Deutschland in ihren vernunftwidrigen Erwartungen zu bestärken.

Was die Unterstützung betrifft, welche die ultraannexionistischen Programme beim Militär fanden, so spielten hier zweifellos wirtschaftliche Erwägungen eine Rolle, denn man muss sich die Tatsache vergegenwärtigen, dass der harte Kern des Offizierskorps traditionell von den alteingesessenen Familien des ostelbischen Grossgrundbesitzes gestellt wurde und dass in jüngerer Zeit eine wachsende Zahl von Heeres- und Marineoffizieren aus den wohlhabendsten bürgerlichen Familien stammte.⁵⁹ Dennoch waren die wirtschaftlichen Gesichtspunkte für sie wohl weniger wichtig als die vermeintlichen Sicherheitsbedürfnisse Deutschlands. Mit diesen war etwa die weitere Unabhängigkeit Belgiens in ihren Augen völlig unvereinbar, und so betrachteten die meisten Stabsoffiziere die Abtretung der Festung Lüttich und der flandrischen Küste an Deutschland als die Mindestforderung, die Deutschland bei Kriegsende stellen musste. Selbst Falkenhayn, der noch im November 1914 betonte, Deutschland müsse sich in seinen territorialen Ansprüchen auf das Allernotwendigste beschränken, und das hiesse im Westen lediglich auf den Erwerb der Festung Belfort, änderte danach seine Meinung. 1916 erklärte er dem Kanzler, dass Belgien als Truppenaufmarschplatz, als Schutzzone für das wichtigste deutsche Industriegebiet und als Hinterland für die Häfen an der flandrischen Küste, die für die Seemacht Deutschland unerlässlich seien, in deutscher Hand bleiben müsste.⁶⁰ Weitgehenden Annexionsforderungen in anderen Bereichen stand der Stabschef weiterhin ablehnend gegenüber, doch seine Kollegen zeigten weit weniger Bescheidenheit. General Hans von Seeckt, dank seiner glänzenden Leistungen als Stabschef Mackensens im Feldzug von Gorlice einer der kommenden Männer des Heeres, glaubte, Deutschland müsse sich einen Gürtel von Satellitenstaaten von der Kanalküste bis Persien schaffen.⁶¹ Hindenburg, der in regelmässigen Abständen stattfindende Kriege gegen Russland für ein im göttlichen Schöpfungsplan festgelegtes Ritual zu halten schien, glaubte, das Reich müsse sich aus strategischen Gründen Polen und die Baltikumstaaten aneignen. Ludendorff, bei dem sich zu den strategischen Gesichtspunkten noch verstärkend die Erkenntnis der wirtschaftlichen Erfordernisse

der modernen Kriegsführung gesellte, sollte, wie wir sehen werden, noch grossartigere Annexionspläne entwickeln.

Die Auffassungen der Industriellen, der Alldeutschen, der Mitglieder des Wehrvereins, der politischen Parteien des rechten Flügels, der Professoren, die den Schäferschen Ausschuss für einen deutschen Frieden unterstützten, und der militärischen Führung spiegelten auch den Einfluss politischer und sozialer Erwägungen wider. Alle diese Gruppen wollten die Bismarckianische Ordnung und ihren eigenen Platz in ihr konservieren; sie alle fürchteten, diese Ordnung werde von den Kräften des gesellschaftlichen Wandels in Frage gestellt, die jeder Krieg freisetzt. Ihnen missfiel die in der Thronrede vom 4. August 1914 gemachte Andeutung, am Ende des Krieges würden politische und soziale Reformen stehen – Heinrich Class hatte dies mit dem bitteren Ausruf quittiert: «Um Gotteswillen! Damit ist der Krieg innenpolitisch verloren!»⁶² –, und sie waren entschlossen, eine solche Entwicklung, wenn irgend möglich, zu verhindern. Im November 1914 ging Alfred Hugenberg sowohl auf die Ängste der herrschenden Klasse als auch auf die Taktiken ein, von denen sie eine wirksame Linderung ihrer Sorgen erhoffte.

Die Folgen des Krieges würden an sich für die Arbeitgeber und für die Industrie in vieler Beziehung ungünstig sein. Es könnten gar keine Zweifel darüber bestehen, dass die Arbeitsfähigkeit und Arbeitsfreudigkeit der aus dem Krieg zurückkehrenden Arbeiter erheblich in Bezug auf die Unterordnung unter die Fabrikdisziplin leiden würde. Man würde wahrscheinlich mit einem sehr gesteigerten Machtgefühl der Arbeiter und Arbeitergewerkschaften rechnen müssen, die auch in gesteigerten Ansprüchen an die Gesetzgebung und die Arbeitgeber zum Ausdruck kommen würden. Es sei deshalb gut, um inneren Schwierigkeiten vorzubeugen, die Aufmerksamkeit des Volkes abzulenken und der Phantasie Spielraum zu geben in Bezug auf die Erweiterung des deutschen Gebietes.⁶³

Dies war eine inhaltlich kaum veränderte Kurzfassung der schon vor dem Krieg von Tirpitz gebrauchten Formel vom Imperialismus als Heilmittel gegen sozialdemokratische Neigungen. Das deutsche Volk musste mit dem Versprechen eines gewinnträchtigen Friedens geködert werden, um es von den Gedanken an demokratische Reformen abzubringen. Dieses Argument wurde desto eindringlicher wiederholt, je weiter der Krieg fortschritt und je mehr die Chancen auf die Verwirklichung der hochgesteckten Kriegsziele schwanden. Die Intellektuelleneingabe hatte die Warnung an die Adresse Bethmann Hollwegs enthalten, wenn Deutschland die verlangten Ziele nicht erreiche, werde dies, wenn wieder Friede herrsche, nicht nur die «schlimmste Unzufriedenheit der un-

teren und mittleren Klassen über den Steuerdruck» hervorrufen, sondern auch «bis hoch in die führenden Kreise hinein Verbitterung (auslösen) ... die den inneren Frieden gefährden würde, ja an die Grundfesten der Monarchie rühren könnte. Die enttäuschte Nation würde glauben, dass sie die Blüte der Jugend und der Manneskraft des Vaterlands umsonst dahingeopfert hätte.»⁶⁴ Sprecher der Alldeutschen griffen immer wieder zu diesem Argument, der Warnung vor einer Revolution, wenn man durch einen Verzicht auf Annexionen die Hoffnung der Menschen enttäuschte;⁶⁵ und im Mai 1916 schrieb der Generallandschaftsdirektor Kapp (der Putschist von 1920) dem Kanzler einen Brief, in welchem er seine Sorge äusserte, ein lauwarmer Friede werde Deutschland in «den demokratischen Sumpf» hinunterstossen.⁶⁶

Unter dem Einfluss solcher gewichtigen Kräfte flüchtete sich Bethmann Hollweg im Hinblick auf die deutschen Kriegsziele in Zweideutigkeiten. «Ich möchte von Anfang an betonen», schrieb er im August 1914, «dass wahrscheinlich niemand mehr als ich von der Notwendigkeit durchdrungen ist, diesen mit solchen Opfern an Blut und Eigentum geführten Krieg mit einem Friedensschluss zu beenden, der in jeder Hinsicht für Kaiser und Reich von Vorteil ist.» Andererseits, so fügte er rasch hinzu, schlossen die Verhältnisse im Innern die Möglichkeit aus, «den Abwehrkampf in einen Eroberungskrieg zu verwandeln»⁶⁷ Er zweifelte nicht daran, dass ein Ja der Regierung zu einem so extremen Eroberungsprogramm wie dem der Alldeutschen das Ende des «Burgfriedens» bedeuten würde, weil alle diejenigen, die ihr Eintreten für den Krieg mit ihrer Überzeugung rechtfertigten, dass Deutschland keine aggressiven Ziele verfolge, damit vor den Kopf gestossen würden.⁶⁸ Er hoffte, dieses Dilemma dadurch überwinden zu können, dass er eine Einigung herbeiführte, die dem deutschen Machtbedürfnis Genüge täte, ohne auf militärische Eroberungen zu bestehen. Obwohl er sich gelegentlich bereit fand, über die Möglichkeit bestimmter Gebietserwerbungen nachzudenken – wie etwa im Falle des Entwurfs für ein deutsches Kriegszielprogramm, den sein Staatssekretär Riezler im September 1914 vorlegte⁶⁹ – und taktische Zugeständnisse an die militärische Sichtweise zu machen – wie im Falle der Kreuznacher Konferenz im April 1917 –, stand ihm doch den ganzen Krieg über als Ziel ein deutsches Mitteleuropa vor Augen, das freilich von willfährigen Vasallenstaaten, darunter etwa Belgien und Polen, umgeben sein sollte. Schon am 18. August 1914 diskutierten er und sein Stab im Generalhauptquartier in Polen über «Polen und die Möglichkeit einer loseren Angliederung von anderen Staaten

an das Reich – mitteleuropäisches System von Differentialzöllen. Grossdeutschland mit Belgien, Holland, Polen als engen, Österreich als weiten Schutzstaaten.»⁷⁰ Zweieinhalb Jahre später waren seine Zielvorstellungen unverändert, und Riezler schrieb: «Die Politik des RK (Reichskanzlers), das deutsche Reich, das nach den Methoden des preussischen Territorialstaates ... nicht Weltmacht werden kann ... in einen Imperialismus europäischer Gebärde hineinzuführen, den Kontinent von der Mitte aus (Österreich, Polen, Belgien) um unsere stille Führung zu gruppieren ...»⁷¹ Es lag auf der Hand, dass es vorteilhafter war, sich nominell selbständige Randstaaten zu schaffen, die sich einer deutschen Hegemonie unterordnen würden, als sich widerspenstige nationale Minderheiten ins Haus zu holen. Eine Hegemoniepolitik würde Deutschland die faktische Herrschaft in die Hand geben, ohne Ressentiments zu wecken, wie sie durch die Annexion von Elsass-Lothringen 1871 entstanden waren, und ohne die innere Eintracht zu zerstören, die der Geist von 1914 bewirkt hatte. Ja, da die innenpolitische Entsprechung einer solchen Politik die Verwirklichung demokratischer und sozialer Reformen wäre, würde sie auch «die Heranziehung der Demokratie zu einer besonnenen Machtpolitik» erleichtern.⁷²

Riezler zweifelte persönlich an der Realisierbarkeit dieser Konzeption, weil er die politische Begabung seines Volkes pessimistisch beurteilte. «Die Tragik in der Entwicklung des modernen Deutschland» beschrieb er im Dezember 1914 so: «Siegt es, so werden alle Kräfte absorbiert für Aufgaben, für die der Deutsche kein Talent hat – Weltherrschaft, die seinem Geiste, seiner Grösse entgegen ist.»⁷³ «... dass nämlich das Beste am Deutschen, sein Idealismus und seine gerade Tapferkeit, der Politik widerstreben, zeigt sich schon jetzt: er verfügt über alle die modernen Machtmittel nicht ... hat nur ein Mittel, die Gewalt; wie soll er aber mit der, selbst wenn er die ganze Welt niederzwänge, sie dann beherrschen?»⁷⁴ Bethmann stimmte ihm grundsätzlich darin zu, dass die Leute, die in Deutschland Entscheidungen trafen, kein Gespür für und keinen Geschmack an indirekten Methoden hatten, daran, ihre Ziele durch die Zusammenarbeit mit anderen Völkern zu erreichen, sondern dass sie nur in äusserlichen Demonstrationen ihrer Stärke und in pompöser Machtentfaltung ihre Befriedigung fanden.⁷⁵ Dabei war ihm, als der Krieg sich in das Jahr 1915 hinein fortsetzte, klar, dass die rücksichtslosen Ziele der Industriellen und der Alldeutschen nicht nur politisch unvertretbar, sondern in Anbetracht der begrenzten militärischen Kraft Deutschlands auch unerreichbar waren. Es war daher dringend ge-

boten, von vernunftwidrigen Zielsetzungen abzurücken und das Land für ein Programm gemässigter Kriegsziele zu gewinnen, wie er es in seinem Mitteleuropaplan vorgelegt hatte.

Die Versuche Bethmanns in dieser Richtung litten darunter, dass seine Autorität schwer beeinträchtigt war. Schon vor dem Krieg war die Zahl seiner Feinde gross gewesen, und sie hatte sich während des Krieges noch erhöht. Die konservativen Unternehmergruppen und die vaterländischen Vereinigungen wussten, wie wenig Sympathie er für ihre Interessen aufbrachte, und taten, was sie konnten, um seine Stellung zu untergraben, in der Hoffnung, einen ihnen genehmeren Nachfolger für ihn zu finden. Im Reichstag hatte der Kanzler die Parteien der Mitte und des rechten Flügels (die sogenannte Kriegszielmehrheit) durch seine Versuche, die Diskussion über die Kriegsziele abzuwürgen, und durch seinen Widerstand gegen ihre expansionistischen Anschauungen gegen sich aufgebracht und zugleich durch seine innenpolitischen Reformpläne ihren Argwohn erregt. Was die Fortschrittlichen und die Sozialisten betraf, so misstrauten sie seinen wiederholten Bekenntnissen zu einer demokratischen Verfassungsreform, weil er sie stets mit dem Vorbehalt verband, man müsse mit Veränderungen warten, bis der Krieg vorbei sei. Auch im Bundesrat stand die Autorität des Kanzlers auf tönernen Füüssen, da ein Teil der Staatsregierungen und eine Anzahl der Bundesfürsten verärgert waren, dass er sich ihren Ausdehnungsplänen widersetze.⁷⁶ In der deutschen Öffentlichkeit schliesslich konnte er mit wenig Unterstützung rechnen, denn weder besass er die charismatischen Eigenschaften eines Bismarck noch versuchte er, sich als Führerfigur darzustellen, da er eine natürliche Abneigung gegen den direkten Appell an das Wahlvolk hegte. In letzter Analyse war der Rückhalt beim Kaiser die einzige Quelle seiner Stärke, und das war eine unsichere Quelle, nicht weil bei Wilhelm II. der Respekt für seinen Kanzler gesunken wäre, sondern vielmehr, weil die Autorität der Krone durch den Krieg gravierende Einbussen erlitten hatte.

Dies mag mit an den persönlichen Charakterschwächen des Kaisers gelegen haben. Er hatte sich nie ganz von der *Daily-Telegraph-Affäre* erholt, und hatte dieser Vorfall schon sein Selbstvertrauen erschüttert, so war es ihm noch mehr abhanden gekommen, als der Krieg ihn vor eine ganze Anzahl von Problemen stellte, denen er nicht gewachsen war. In Friedenszeiten hatten die Generale sein militärisches Gehabe geduldet; jetzt, da der Ernstfall eingetreten war, zeigten sie wenig Interesse an seinen Ansichten und informierten ihn nur unzureichend. Im November 1914 sagte der Kaiser bei einem Festessen, bei dem man sich Geschich-

ten über den Krieg in der Luft erzählte, zu einem seiner Ehrengäste: so etwas erfahre ich nur so gelegentlich. Der Generalstab sagt mir gar nichts und fragt mich auch nicht. Wenn man sich in Deutschland einbildet, dass ich das Heer führe, so irrt man sich sehr. Ich trinke Tee und säge Holz und gehe spazieren und dann erfahre ich von Zeit zu Zeit, das und das ist gemacht, ganz wie es den Herren beliebt. Der Einzige, der ein bisschen netter zu mir ist, ist der Chef der Feldeisenbahnabteilung [der Oberst und spätere General Wilhelm Groener], der erzählt mir alles, was er macht und beabsichtigt.»⁷⁷ Im weiteren Verlauf des Krieges wurde der Kaiser noch mehr von den wirklichen Entscheidungen und Vorgängen ausgeschlossen; er fristete ein Dasein des geschäftigen Nichtstuns, reiste unaufhörlich zwischen seinen verschiedenen Landsitzen hin und her, stattete hin und wieder einem ruhigen Frontabschnitt und weniger häufig seiner Hauptstadt einen Besuch ab, führte Gespräche mit Staatsgästen aus den mit Deutschland verbündeten Ländern, bei denen sich seine Neigung zu unkontrollierten Äusserungen immer stärker Bahn brach, und schwankte zwischen Phasen anhaltender Depression und kurzen Episoden, in denen irgendwelche Banalitäten sein leidenschaftliches Interesse fesselten, so dass seine Umgebung um seinen geistigen Zustand bangte. Am Vorabend der Schlacht an der Somme schrieb der Chef seines Marinekabinetts: «Unterhaltung im Speisewagen. Der Kaiser will das Gesellschaftsleben in Berlin nach dem Kriege reformieren. Die Mitglieder der hohen Aristokratie sollen sich wieder Palais anschaffen. Das Gesellschaft-Geben in den Hotels werde der Kaiser verbieten. Dann liess der Kaiser einen längeren Artikel über die Notwendigkeit des Fahrspportes in Berlin vorlesen. Und das in so schwerer und ungewisser Zeit!»⁷⁸

Beim Versuch, die deutsche Politik im Sinne gemässigerer Kriegsziele umzugestalten, würde der Kaiser, so erkannte Bethmann, ihm kaum behilflich sein. Er wandte sich also – und bereitete mit dieser Entscheidung, wie sich zeigen sollte, seinen eigenen Sturz vor – an das Militär, genauer gesagt, an die obersten Befehlshaber der Ostfront, Hindenburg und Ludendorff.

3. Die Machtübernahme von Hindenburg/Ludendorff und die Entlassung Bethmanns 1916-1917

Veranlasst wurde er zu diesem folgenschweren Schritt durch den Verfall seiner Beziehung zum Generalstabschef. Diese war nie problemlos ge-

wesen, zum Teil infolge von Spannungen, die durch die unklare Abgrenzung der Verantwortlichkeiten von Kanzler und Stabschef im Kriegsfall entstanden,⁷⁹ vor allem aber, weil die Temperamente der beiden Männer sich nicht miteinander vertrugen. Falkenhayns sarkastische Art reizte Bethmann ebenso, wie die umständliche Pedanterie des Kanzlers Falkenhayn langweilte. Dazu kam, dass Bethmann in Falkenhayn einen gefährlichen Glücksspieler sah, der in seinen militärischen Operationen dazu neigte, höher zu reizen, als er es sich leisten konnte. Der Stabschef seinerseits hatte das Gefühl, dass der Kanzler ein Mann des Zauderns und der schwankenden Entschlüsse war, dem man kein entschlossenes Handeln in kritischen Situationen zutrauen konnte.

Allen Reibungen zum Trotz klappte die Zusammenarbeit zwischen der Regierung und dem Stabschef doch bis zum Ende des Jahres 1915 schlecht und recht. Bethmann drängte die Zweifel zurück, die ihn im Anschluss an die Belagerung von Ypern bewegt und veranlasst hatten, die Entlassung Falkenhayns zu betreiben,⁸⁰ und als Falkenhayn im Herbst 1915 scharf gegen gewisse diplomatische Aktivitäten auf dem Balkan protestierte, ging er, um es nicht auf einen offenen Grundsatzkonflikt ankommen zu lassen, wie Bismarck ihn während der Belagerung von Paris mit Moltke ausgefochten hatte, auf einen Kompromiss ein. Er war bereit, kleinere Ärgernisse dieser Art in Kauf zu nehmen, weil Falkenhayn sich als sein stärkster Verbündeter in der Auseinandersetzung mit der Marine erwiesen hatte, die im Lauf des Jahres 1915 den Rahmen des Krieges noch weiter auszudehnen drohte. Erst als der Stabschef die Front wechselte und mit den Admiralen gemeinsame Sache machte, sah Bethmann, dass ihm nichts anderes übrigblieb, als zu gehen.

Die Kontroverse nahm ihren Ursprung in den Versuchen der Marine, ihr angeschlagenes Ansehen wieder aufzupolieren, indem sie das Unterseeboot als vermeintliche Wunderwaffe, die den totalen Sieg bringen würde, ins Spiel brachte. Hatte Alfred von Tirpitz vor dem Krieg noch den Lehren Alfred Thayer Mahans gehuldigt und die Beschlagnahme von Handelsschiffen verdammt, so vergass er dies jetzt und passte sich zeitgemäss den neuen Strömungen an. Ende November 1914 gewährte er dem amerikanischen Journalisten Karl von Wiegand ein Interview, das am 22. Dezember veröffentlicht wurde; darin kündigte er eine deutsche U-Boot-Blockade an, die den Schiffsverkehr in den britischen Gewässern verhindern würde. Dabei störte er sich nicht im Geringsten an der Tatsache, dass Deutschland zum Zeitpunkt seiner Erklärung nur 21 U-Boote besass, von denen zwölf alte, mit Petroleum getriebene Model-

le waren, deren Operationsradius gar nicht bis zur englischen Küste reichte. Mit dem Instinkt für die Stimmung der Öffentlichkeit, der ihn gewöhnlich auszeichnete, sah Tirpitz voraus, dass der Gedanke einer Wunderwaffe die öffentliche Meinung so stark aufreizen würde, dass sie den Bau einer genügenden Zahl von U-Booten fordern würde, um England zu besiegen, und alles in allem behielt er damit recht.⁸¹ Vom ersten Kriegstag an befürwortete das Gros der deutschen Öffentlichkeit den Gedanken des unbeschränkten U-Boot-Krieges (das heisst, das Torpedieren von Schiffen ohne Warnung), ohne dass ihr kritikloser Enthusiasmus sich durch das Nachdenken darüber trüben liess, dass diese Art der Kriegführung einen Verstoss gegen die Gebote der Menschlichkeit darstellte und die neutrale Weltöffentlichkeit gegen Deutschland einnehmen würde.⁸² Selbst als die Versenkung des Liniendampfers *Lusitania* durch ein deutsches U-Boot im Mai 1915 1'198 der 1'959 Passagiere und Besatzungsmitglieder, darunter 440 Frauen und 149 Kinder sowie 128 Bürger der Vereinigten Staaten das Leben kostete, wurden keine moralischen Zweifel oder politischen Bedenken laut. Der Schriftsteller Leonhard Frank, der zum Pazifisten wurde und 1915 ins Schweizer Exil ging, schildert in seinen Memoiren das Bekanntwerden der Neuigkeit.

Michael [Frank] sass im Café des Westens ... Neben seinem Tische standen vier Gäste, darunter [ein] Journalist ... Sie sprachen seit einer halben Stunde begeistert über den Krieg ...

Plötzlich sah er, dass vorne bei der Eingangstür, wo die Börsenberichte und daneben die Heeresberichte hingen, grauhaarige Börsianer einander unter Freudenausrufen umarmten. Er dachte, der Krieg sei aus. Es war der 7. Mai 1915.

Der Journalist, ein wohlmeinender Mann, der später Redakteur an einer sozialistischen Zeitung wurde – nach dem Krieg –, eilte vor zu den Berichtzetteln. Als er zurückkam, sagte er, ausser sich vor Begeisterung: ‚Wir haben die Lusitania versenkt, mit 1'198 Passagieren‘. Er sagte: ‚Die Versenkung der Lusitania ist die grösste Heldentat der Menschheitsgeschichte‘.⁸³

Einige Zeit vorher hatte sich gezeigt, dass Bethmann nicht gegen den Einfluss der öffentlichen Begeisterung für die neue Waffe und des Zutrauens der Seeleute zu ihren Möglichkeiten gefeit war, denn er hatte unter dem Druck der Admiralität seine Zustimmung zu einer amtlichen Erklärung gegeben, derzufolge Deutschland die Gewässer um die britischen Inseln als Kriegsgebiet betrachtete, in dem feindliche Handelsschiffe ohne Warnung versenkt werden konnten.⁸⁴ Die scharfe Reaktion der Regierung der Vereinigten Staaten auf diese Erklärung – Präsident

Wilson hatte die deutsche Regierung in einer Note vom 12. Februar gewarnt, er werde sie für jeden Verlust, den Amerika, sei es an Menschenleben, sei es an Gütern erleide, streng zur Rechenschaft ziehen – hatte Zweifel in ihm geweckt, ob seine Zustimmung klug gewesen war, und als die Amerikaner nach dem Untergang der *Lusitania* eine drohende Haltung annahmen, gelangte er zu der Überzeugung, dass Deutschland Zugeständnisse machen müsse, selbst wenn dies auf eine wesentliche Einschränkung des U-Boot-Krieges hinauslief. Der Kanzler war so besorgt, dass er an Falkenhayn appellierte; er erklärte ihm, dass ein amerikanisches Eingreifen in den Krieg unvermeidlich sei, wenn die Admirale den Einsatz ihrer Unterwasserflotte nicht einschränkten. Am 31. Mai wohnte Falkenhayn einem Gespräch bei, in dessen Verlauf Tirpitz und der Chef des Admiralstabs Bachmann die Argumente vortrugen, die für den uneingeschränkten U-Boot-Krieg sprachen, und erklärte sich mit Bethmann darin einig, dass der Krieg auf See so geführt werden müsse, dass er keine neuen politischen Konflikte heraufbeschwor. Die Entscheidung, die getroffen wurde – sie führte zu einem Befehl an die U-Boot-Kommandanten, grosse Passagierschiffe aus neutralen oder Feindstaaten nicht anzugreifen –, rief den bitteren Widerwillen der Admirale hervor: Tirpitz und Bachmann boten ihren Rücktritt an, den Wilhelm II. entrüstet und mit einigen zornigen Kommentaren über Intriganten in Uniform ablehnte;⁸⁵ aber Bethmann hatte, was er wollte. Dank der Unterstützung Falkenhayns vermochte er im August, als die Versenkung des englischen Schiffes *Arabic*, eines kombinierten Fracht- und Passagierdampfers, eine neue Krise auslöste, die frühere Anordnung dahingehend zu erweitern, dass nun jeder Angriff auf ein Passagierschiff, gleich welcher Grösse und Herkunft, verboten war.

Ende des Jahres jedoch hatte bei Falkenhayn ein Prozess des Umdenkens eingesetzt. Er hatte sich den Admiralen im Wesentlichen deshalb widersetzt, weil er, solange der Gorlice-Feldzug und die darauffolgenden Operationen auf dem Balkan im Gange waren, keine Schwierigkeiten mit den neutralen Staaten haben wollte. Aber seine Hoffnung, dass diese Hammerschläge die russische Regierung zu Friedensverhandlungen bereit machen würden, erfüllte sich nicht, und als das Jahr sich seinem Ende näherte, war der Stabschef in ein Dilemma hineingeraten. Er hegte schwere Zweifel, ob sein Land von seinen inneren Kräften her imstande sein würde, den Krieg noch länger als ein Jahr durchzustehen. Aber wo sollte innerhalb von zwölf Monaten der entscheidende Sieg er-

rungen werden? Gewiss nicht in Italien oder bei Saloniki, und auch nicht mit Überfällen auf den Suez-Kanal, denn derartige Unternehmen würden stets nur Begleitfeuerwerk bleiben. Auch an der Ostfront konnte man nicht mehr viel ausrichten – es sei denn, Rumänien trat an Deutschlands Seite –, denn man konnte von der Westfront nicht genug Truppen für eine Offensive im Osten abziehen, ohne ein grosses Sicherheitsrisiko einzugehen. Auf dem kritischen westlichen Kriegsschauplatz waren die Möglichkeiten ohnehin beschränkt: Die Operationen des Jahres 1915 hatten gezeigt, dass mit frontalen Durchbrüchen durch die feindlichen Linien nicht viel zu erreichen war. Angesichts dieser Lage der Dinge kam Falkenhayn – wie man unterstellen muss, in einer Art todesmutiger Verzweiflung – zu dem Entschluss, der aussichtsreichste Plan sei der eines Angriffes auf einen starken Eckpunkt der feindlichen Front, den sich die Franzosen nicht entreissen lassen durften, ohne schweren Schaden an ihrer Kampfmoral zu nehmen, und wo sie daher, wie er hoffen konnte, das Beste, was sie noch an Truppen besaßen, in den Kampf schicken und opfern würden. Er entschied sich für den grossen Festungskomplex von Verdun und forderte zur Unterstützung seines dortigen Angriffs – mit einigem Widerwillen, aber gleichwohl mit Nachdruck – die Aufnahme des unbeschränkten U-Boot-Krieges gegen die alliierte Schifffahrt.⁸⁶ Es spricht sehr für den Mut Bethmann Hollwegs, dass er vor dieser in der Frage des U-Boot-Krieges jetzt vereinten militärischen Front nicht kapitulierte. Im Gegenteil: Mit Hilfe von Karl Helfferich, der ihn mit kritischen Analysen der Rechenschaftsberichte der Marine versorgte, führte der Kanzler einen hartnäckigen Kampf gegen die Generale und Admirale und gewann in einer Reihe von Gesprächen im März 1916 auch die Unterstützung des Kaisers für seine Haltung. Als Tirpitz aus Protest erneut seinen Rücktritt anbot, war Bethmann stark genug, Wilhelm II. zu überreden, ihn anzunehmen, und als Nationalliberale und Konservative den Reichstag für den einst allmächtigen Admiral zu mobilisieren versuchten, konnte der Kanzler auch dies vereiteln, wenn auch nur dank der Hilfe Matthias Erzbergers, der, skeptisch gegenüber den Ansprüchen der Marine, eine Resolution der Zentrumspartei zugunsten der Politik Bethmanns auf die Beine brachte, die eine Mehrheit im Reichstag fand.⁸⁷

Inzwischen hatte der Kanzler das Vertrauen zu Falkenhayn, das schon durch dessen Frontwechsel in der U-Boot-Frage erschüttert worden war, im Angesicht der Blutschlacht von Verdun vollkommen verloren, die für Deutschland ebenso auszehrend und demoralisierend war wie für den Feind. Die Hoffnung Falkenhayns, in dem Kampf das Übergewicht

gewinnen zu können, erwies sich von Anfang an als trügerisch, denn der Krieg hat seine eigene Dynamik, und in diesem Falle riss er 50 deutsche Divisionen in den Mahlstrom hinein. Die Höhe der Verluste erfüllte den Stabschef mit Bestürzung. Sie machte es ihm unmöglich, die Schlacht abubrechen und einen Durchbruch an einem anderen Abschnitt der geschwächten französischen Front zu versuchen, denn er besass nicht mehr die Reserven, die dies erlaubt hätten, und das Blutopfer von Verdun war so gross, dass die Eroberung der Festung nunmehr zu einer Prestigefrage geworden war. Aber alle diesbezüglichen Hoffnungen zerschlugen sich, als der russische General Brussilow im Juni zu einer Offensive antrat, die die Front der Vierten Österreichischen Armee bei Lutsk durchbrach, auch die Siebente Armee überrollte, die Österreicher in zehn Tagen um 60 Kilometer zurückwarf und 25'000 von ihnen in russische Gefangenschaft brachte.⁸⁸ Um dieses massiven Vormarsches Herr zu werden, musste Falkenhayn Reserven abkommandieren, die er im Westen unbedingt gebraucht hätte, mit der Folge, dass sein später im gleichen Monat unternommener Versuch, den Angriff auf Verdun zu forcieren, um damit vielleicht die alliierten Pläne einer Offensive an der Somme zu durchkreuzen, vollkommen fehlschlug. Im Juli frass Verdun noch immer deutsche Divisionen, während Engländer und Franzosen an der Somme in unerwartet grosser Zahl und so reichlich mit Geschützen und Munition bestückt angriffen, dass man daraus schliessen musste, dass sie nunmehr – mit amerikanischer Hilfe – eine merkliche technische Überlegenheit erlangt hatten.⁸⁹

Die Hiobsbotschaften von den Schlachtfeldern überzeugten Bethmann von der Notwendigkeit, sich baldmöglichst und zu den bestmöglichen Bedingungen um einen Frieden zu bemühen. Zugleich glaubte er aber auch, dass entsprechende Schritte nur dann Zustimmung in der Öffentlichkeit finden würden, wenn sie die Billigung und Unterstützung durch Hindenburg und Ludendorff fanden, deren öffentliches Ansehen im selben Mass zugenommen hatte, in dem der Stern Falkenhayns verblasst war. Schon seit Mai drängten die Mitarbeiter des Kanzlers im Aussenministerium, besonders Zimmermann, auf einen Wechsel im Oberkommando; die Befehlshaber der Ostfront befänden sich, so meinten sie, in grundsätzlicher Übereinstimmung mit der Auffassung des Kanzlers, ein Eindruck, den Ludendorff und Hoffmann, der glänzende Stabschef des Ostheeres – beide waren erbitterte Gegner Falkenhayns, und beide waren auf seine Stellung aus – mit allen Kräften zu verstärken suchten. Der Kanzler liess sich überzeugen, dass sie recht hatten, und machte in einem Telegramm an General von Lyncker, den Chef des Mili-

tärkabinetts, am 23. Juni deutlich, dass er seine Hoffnung auf die Befehlshaber der Ostfront setzte. «Der Name Hindenburg», schrieb er, «ist der Schrecken unserer Feinde, elektrisiert unser Heer und Volk, die grenzenloses Vertrauen zu ihm haben. Selbst wenn wir eine Schlacht verlieren, was Gott verhüten wolle, unser Volk würde auch dies hinnehmen, wenn Hindenburg geführt hat, und ebenso jeden Frieden, den sein Name deckt. Andererseits werden, wenn dies nicht geschieht, die Länge und Wechselfälle des Krieges schliesslich von der Volksstimme dem Kaiser angerechnet werden.»⁹⁰

Lyncker widersprach dieser Auffassung; er wusste, dass Hindenburg lediglich ein Symbol war, hinter dem die reale Gestalt Ludendorffs stand; er stimmte mit seinem Assistenten Marschall überein, der voraus sagte, dass Ludendorff, weit davon entfernt, für den Frieden zu arbeiten, «in seinem masslosen Ehrgeiz und Stolz den Krieg bis zur völligen Erschöpfung des deutschen Volkes führen» wolle.⁹¹ Noch unbeirrbarer in seinem Widerstand war der Kaiser, der Anspielungen auf den Wunsch der Öffentlichkeit nach einem Wechsel im Oberkommando übelnahm und missmutig bemerkte, in diesem Falle könne er ebensogut abdanken und Hindenburg als Volkstribun seinen Thron einnehmen.⁹² Er verschloss sich Bethmanns eindringlicher Mahnung, es gehe jetzt «um die Dynastie der Hohenzollern. Mit Hindenburg könne (man) ... einen günstigen Frieden schliessen, ohne ihn nicht.»⁹³ Und am 24. August bekräftigte er nochmals sein Vertrauen zum amtierenden Stabschef.

Aber damit hatte die Autorität Falkenhayns zum letzten Mal aufgeleuchtet. Am 27. August traf die niederschmetternde Nachricht ein, dass die rumänische Regierung Österreich-Ungarn den Krieg erklärt hatte. Der Kaiser brach unter diesem Hieb vollständig zusammen; erschüttert erklärte er, der Krieg sei verloren und Deutschland müsse um Frieden bitten. Der Anfall ging vorüber, doch Wilhelm II. hatte jetzt nicht mehr die Energie, den Anhängern Hindenburgs zu trotzen, zu denen nun auch Lyncker und Plessen und der einstige Vertraute und Mitarbeiter Falkenhayns, der Kriegsminister Wild von Hohenborn, gestossen waren. Am Nachmittag des 28. August 1916 fiel die Entscheidung, und am Morgen darauf trafen Hindenburg und Ludendorff auf Schloss Pless ein und wurden in Anwesenheit Bethmanns offiziell in ihr neues Amt eingeführt.

Den Kanzler versetzte die Zeremonie in einen Zustand froher Zuversicht, während Wilhelm II. in tiefer Missstimmung schied.⁹⁴ Es sollte sich bald zeigen, dass der Kaiser einen besseren politischen Instinkt ge-

habt hatte als Bethmann. Er hatte von Anfang an das Gefühl gehabt, dass ein Wechsel im Oberkommando so etwas wie einer politischen Revolution gleichkam, und er behielt recht. Der neue Stabschef und sein Generalquartiermeister verfügten über eine Autorität, mit der weder der Kaiser noch der Kanzler konkurrieren konnten: das Vertrauen des deutschen Volkes; und sie zögerten nicht, diese Autorität auch gegen ihre nominalen Vorgesetzten ins Spiel zu bringen, wenn es galt, sich durchzusetzen. Innerhalb weniger Tage fand Bethmann heraus, dass er nicht nur nicht auf die Unterstützung des neuen Oberkommandos bei seinen Friedensbemühungen zählen konnte, sondern dass er sich einer militärischen Attacke neuer Art auf seine Befugnisse und seine verfassungsmässige Stellung würde erwehren müssen. Dass Hindenburg und Ludendorff keine Grenzen ihres Machtbereichs anerkannten, zeigte sich deutlich, als sie sich im September dem Problem widmeten, wie man die Kampfkraft des schwer angeschlagenen österreichisch-ungarischen Heeres wieder aufrichten könne. Anstatt sich auf Vorschläge für neue Arten der Truppenführung zu beschränken, arbeiteten die beiden Militärs einen ausführlichen Plan zur Umstrukturierung des gesamten politischen Systems des Habsburgerreiches aus, durch die Deutschland grösseren Einfluss auf die österreichischen Angelegenheiten gewinnen sollte. Bethmann wies dies als undurchführbar und politisch naiv zurück, nur um sich dafür eine in scharfem Ton gehaltene Note von Hindenburg einzuhandeln, in der es hiess, eine Fortsetzung der Politik der Nichteinmischung «in die inneren Verhältnisse Österreich-Ungarns» werde jede Möglichkeit zunichte machen, den deutschen Bündnispartner von innen her zu stärken; ferner forderte er vom Kanzler brüsk, seine Ansicht über Österreich-Ungarn darzulegen. «Ich muss von militärischer Seite fordern, dass darüber vollständige Klarheit herrscht.» Bethmann wies dieses Ansinnen verärgert zurück; er schrieb: «Den darin ausgesprochenen Vorwurf gegen die mir von Seiner Majestät anvertraute Führung der Politik, für die ich allein die Verantwortung trage, muss ich zurückweisen.»⁹⁵ Die Heerführer steckten zurück, aber nicht, weil Bethmanns verfassungspolitisches Argument sie überzeugt hätte. Sie eröffneten bald eine erneute Offensive, und dieses Mal durchkreuzten sie mit ihrer Einmischung in die Politik eine aussichtsreiche Initiative zur Einleitung von Friedensverhandlungen.

Falkenhayn hatte immer gehofft, man könne Russland aus der Koalition der Feinde herauslösen; und ironischerweise hatte gerade die Brusilow-Offensive, die zu Falkenhayns Sturz beigetragen hatte, eine reale Chance in dieser Richtung eröffnet. Der Vormarsch hatte die russischen

Truppen- und Materialreserven nahezu völlig aufgebraucht, und es gab in der Folge verschiedene Anzeichen dafür, dass einflussreiche Gruppen in Russland bereit waren, über einen Frieden zu reden. Im Juli führte der Vizepräsident der Duma, Protopopow, in Stockholm Gespräche mit Hugo Stinnes und hob dabei die russische Verhandlungsbereitschaft hervor; die Entlassung des Aussenministers Sasonow, der für seine unbedingte Loyalität zur Entente bekannt war, verlieh diesen Signalen reales Gewicht.

Der Schlüssel zum Frieden war freilich Russisch-Polen, das sich seit August 1915 in deutscher Hand befand. Wie wir gesehen haben, hatte Bethmann selbst nicht den Wunsch, dieses Gebiet wieder an den Zaren fallen zu sehen, denn Polen spielte in seinem Mitteleuropaplan eine wichtige Rolle. In der Tat hatte der Kanzler am 12. August eine Vereinbarung mit dem österreichischen Aussenminister Burian erlangt, in der von der Errichtung eines mit den Mittelmächten verbündeten Königreichs Polen nach dem Kriege die Rede war. Als sich jedoch die Gerüchte über den russischen Wunsch nach Frieden verdichteten, schien es angezeigt, derartige Pläne nicht zu veröffentlichen; besonders der Kaiser war in diesem Punkt sehr bestimmt, und der Kanzler pflichtete ihm bei.⁹⁶ Unglücklicherweise sahen die Militärs die Sache anders. Im Juli hatte General von Beseler, der Generalgouverneur von Warschau, ein Memorandum ausgearbeitet, in dem es hiess, die Schaffung eines selbständigen Polen werde ihn in die Lage versetzen, wenigstens drei Divisionen mit polnischen Freiwilligen aufzustellen, die an der Seite Deutschlands kämpfen würden; Ludendorff war Feuer und Flamme für dieses Vorhaben. Ohne sich darum zu kümmern, dass weitere Gespräche über Friedensverhandlungen zwischen Protopopow und dem deutschen Bankier Warburg stattgefunden hatten und dass der schwedische Aussenminister Wallenberg die deutsche Regierung davon unterrichtet hatte, dass die Russen den ernstesten Wunsch hätten, in Friedensverhandlungen einzutreten,⁹⁷ erklärte Hindenburg dem Kanzler im Oktober 1916, militärische Erwägungen machten die Aufstellung eines polnischen Truppenkontingents zum frühestmöglichen Zeitpunkt notwendig. Bethmann, der hier zum ersten Mal bewies, dass er sich gegen die kraftstrotzende Selbstsicherheit des Feldmarschalls nicht durchzusetzen vermochte, gab nach; und am 5. November proklamierte die deutsche Regierung den unabhängigen polnischen Staat.⁹⁸

Das machte allen Hoffnungen auf einen Separatfrieden mit Russland ein Ende, denn es rief einen nationalistischen Entrüstungsturm in der Duma hervor, der den Zaren zwang, diejenigen Minister zu entlassen,

die auf eine Verständigung mit Deutschland hingearbeitet hatten. Aber auch die militärischen Vorteile, die Beseler und Ludendorff sich versprochen hatten, kamen nicht zum Tragen. Der Versuch, eine polnische Armee aufzustellen, die stark genug gewesen wäre, die nordöstliche Front zu halten, und die dem Oberkommando so die Verlegung deutscher Einheiten in den Westen erlaubt hätte, schlug kläglich fehl, denn den Polen war klar geworden, dass das, was Deutschland ihnen anbot, keine echte Unabhängigkeit war. Die Hauptschuld daran trug Ludendorff selbst, in dessen Vorstellungen sich allmählich die Vision eines gigantischen deutschen Reiches im Osten durchzusetzen begann, in dem er Polen kurzerhand aufgehen lassen wollte. Durch seinen erfolgreichen Widerstand gegen eine klare Festlegung polnischer Grenzen, gegen die Wahl einer polnischen Nationalversammlung und die Schaffung eines selbständigen polnischen Armeekommandos, sowie dadurch, dass er deutsch-freundlichen Elementen in Litauen, wo er einen weiteren Satellitenstaat schaffen zu können hoffte, die Stadt Wilna und Gebiete in ihrer Umgebung versprach, stiess Ludendorff alle jene Polen vor den Kopf, die Deutschland wohlgesonnen gewesen waren; so kam es, dass Polen im Frühling 1917 zu einem Herd der Unzufriedenheit und zu einem dankbaren Absatzgebiet für die Propaganda der Alliierten geworden war.⁹⁹

Dass ein sich nunmehr als Annexionist entpuppender Ludendorff die Friedenshoffnungen Bethmanns zunichte machen würde, offenbarte nicht nur die vertane Chance in Polen, sondern auch das Schicksal der Friedensnote des Kanzlers von 1916. Im August 1916 hatte Bethmann den Plan gefasst, der Regierung der Vereinigten Staaten mitzuteilen, Deutschland sei bereit, in Friedensgespräche einzutreten, und willens, Belgien aufzugeben, vorausgesetzt, seine Beziehungen zu diesem Lande könnten nach dem Krieg in bilateralen Gesprächen geregelt werden; Deutschland werde es begrüßen, wenn Amerika in dieser Richtung vermittelnd tätig würde. Aus Washington, wo der Präsidentschaftswahlkampf die Kräfte der Regierung bereits ganz beanspruchte, kam keine positive Antwort, und so entschloss sich der Kanzler mit Zustimmung des Kaisers, eine öffentliche Erklärung über seine eigene Initiative herauszugeben, in der die deutschen Kriegsziele erklärt und die Bereitschaft zu Verhandlungen auf ihrer Grundlage bekundet wurden. Als er in Absprachen mit allen interessierten Seiten den Text der Note ausarbeitete, wurden ihm von den Militärs ernste Hindernisse in den Weg gelegt. Im November 1916 etwa machte Hindenburg deutlich, dass er in Belgien auf Garantien für die deutsche Sicherheit nach dem Kriege bestehen würde, und es stellte sich bald heraus, dass er darunter, konkret ausge-

sprochen, ein deutsches Lüttich, eine in deutsche Hand oder unter deutsche Kontrolle gebrachte belgische Eisenbahn und eine enge wirtschaftliche Partnerschaft der beiden Länder verstand. Bethmann war kein Gegner all dieser Forderungen, er war sich jedoch bewusst, dass es die denkbar ungünstigsten Folgen haben würde, wenn man eine von ihnen öffentlich erhob. So kam es, dass seine Friedensnote in der Fassung, in der sie schliesslich der Regierung der Vereinigten Staaten am 12. Dezember 1916 zuging, überhaupt keine konkreten Kriegsziele nannte und sich daher als nicht mehr darstellte als eine Bekundung der Bereitschaft Deutschlands, Friedensgespräche zu führen, und seiner Entschlossenheit, bis zum Sieg weiterzukämpfen, falls die Note kein Gehör fand. Wenn diese unbestimmte Erklärung in London oder Paris irgendwelche positiven Wirkungen hätte zeitigen können, so wurde dies unmöglich gemacht durch die Informationen, die den alliierten Regierungen zu gleicher Zeit über die Politik zuzingen, die die deutschen Militärbehörden in Belgien betrieben und die sich durch eine verschärfte Ausbeutung der belgischen Wirtschaft, durch die Deportation belgischer Arbeiter nach Deutschland und durch die Förderung einer separatistischen Bewegung in den flämischen Bezirken des Landes auszeichnete. Als Präsident Wilson am 18. Dezember eine eigene Friedensnote veröffentlichte, war die Reaktion der Alliierten ein kompromissloses Nein, doch Bethmann konnte hieraus wegen der mangelnden Bewegungsfreiheit, die seine Militärs ihm liessen, kein politisches Kapital schlagen.¹⁰⁰

Von diesem Zeitpunkt an ging es mit der Autorität des Kanzlers rasch bergab. Die energischen jungen Offiziere im Stabe Ludendorffs – so etwa der Oberst Bauer, der mit der Verbesserung des Systems der militärischen Beschaffung befasst war – waren überzeugt, die zivilen Schreibtischbeamten seien unfähig, mit den Problemen eines totalen Krieges fertig zu werden, und drängten auf ihre Ausschaltung und die weitgehende Militarisierung aller kriegswichtigen Bereiche.¹⁰¹ Ihre Chefs liessen sich gerne überzeugen. Im November forderte und erreichte Hindenburg die Entlassung des Staatssekretärs des Auswärtigen, von Jagow, weil dieser nicht der Mann sei, «der mit der Faust auf den Tisch schlagen könne».¹⁰² Gleichzeitig wurde der altgediente Pressechef des Aussenministeriums, Otto Hammann, aus seiner Stellung gedrängt, vermutlich weil sein Stil die Aggressivität vermessen liess, die das Oberkommando sich wünschte. Und im Dezember erklärte Hindenburg einem der Mitarbeiter Bethmanns, er habe jedes Vertrauen zu Karl Helfferich, dem Innenminister und Vizekanzler, verloren.

Helfferrich hatte sich das Missfallen des Oberkommandos zugezogen, weil er versucht hatte, dessen unüberlegte Pläne zur Bewältigung der Probleme der Rüstungsproduktion zu bremsen. Die Schlacht um Verdun und der Kampf an der Somme hatten zu einer erneuten Munitionsknappheit geführt, und die Stahlfabrikanten ergriffen die Gelegenheit, um das Kriegsministerium unter Beschuss zu nehmen; mit seiner bürokratischen Arbeitsweise und seiner unrealistischen Arbeiterpolitik verhindere es, so behaupteten sie, dass die Industrie den Bedürfnissen des Heeres nachkam. Die wirklichen Motive für diese Kritik lagen in der Verstimmung der Industrie über die Begrenzungen, die das Kriegsministerium ihren Gewinnen auferlegt hatte, und in ihrer Besorgnis über die Zusammenarbeit des Ministeriums mit den Gewerkschaften. Aber die Stahlunternehmen verfügten in Gestalt von Oberst Bauer über ein Sprachrohr bei Hofe, und ihm gelang es, Hindenburg und Ludendorff davon zu überzeugen, dass die Industrie ein gerechtfertigtes Anliegen vertrat. Die Folge davon war, dass die Oberste Heeresleitung begann, dem Kriegsministerium die meisten der Aufgaben zu entziehen, die es seit 1914 erfolgreich ausgeführt hatte, so etwa die Regelung der Freistellungen und der Arbeitskräfteverteilung, und sie einem neugeschaffenen Kriegsamt zu übertragen, das dem Generalstab zugeordnet war und unter der Leitung von General Wilhelm Groener stand. Damit nicht genug, forderte die Oberste Heeresleitung auch ein neues Hilfsdienstgesetz, das in seiner ursprünglichen Form eine Ausweitung der Wehrpflicht auf alle gesunden männlichen Deutschen zwischen 16 und 51 Jahren, einen nationalen Arbeitsdienst für Frauen und andere nicht der Wehrpflicht unterliegenden Personen, eine Verminderung der Zahl der von der Front zurückberufenen qualifizierten Arbeiter, die Schliessung der meisten Universitäten sowie der nicht kriegswichtigen Betriebe und die Umschulung ihres Personals auf Rüstungsarbeit vorsah.

Helfferrich erkannte zu Recht, dass alle diese Forderungen, die vielleicht 1914, in der ersten Welle der vaterländischen Begeisterung, durchsetzbar gewesen wären, jetzt, Ende 1916, von vielen mit Skepsis aufgenommen werden würden. Mit Hilfe des Kanzlers suchte er Zeit für Verhandlungen mit den Spitzen der Reichstagsparteien und den Vertretern der Arbeiterschaft zu gewinnen. Die Oberste Heeresleitung hatte keine Lust, so lange zu warten. Ohne die geringste Rücksicht auf die politischen Realitäten verlangte sie gesetzliche Schritte, und Groener legte einen Entwurf vor, der dem Bundesrat und dem Reichstag unterbreitet werden sollte. Selbst wenn man einräumt, dass Helfferrich in seinen Versuchen, den Entwurf durch diese beiden Körperschaften zu steuern, we-

nig Geschick zeigte, ist der eigentliche Grund für ihr Scheitern doch im blindwütigen Drängen der Heerführer zu sehen. Das Hilfsdienstgesetz, das dazu ausersehen war, die deutsche Gesellschaft zu militarisieren und der Schwerindustrie absoluten Vorrang in der Produktion zu verschaffen, wurde von einem Ausschuss des Reichstags umgearbeitet, und was schliesslich dabei herauskam, war ein Gesetz, das in der Tat zwar die Anzahl der Wehrpflichtigen erhöhte und den Einsatz von Arbeitskräften rationalisierte, das aber die Arbeiter vor einer willkürlichen Beschneidung ihres Rechts auf freie Arbeitsplatzwahl schützte, zur Vermittlung bei Streitigkeiten Schlichtungsstellen schuf und einen Reichstagsausschuss ins Leben rief, der die Anwendung des Gesetzes zu überwachen hatte.¹⁰³

Als das Gesetz den Reichstag passiert hatte, meinte Helfferich sarkastisch, man könne beinahe sagen, es sei von den Sozialdemokraten, den Polen, den Elsässern und den Gewerkschaftssekretären gemacht worden.¹⁰⁴ Die Oberkommandierenden, noch weit unzufriedener als Helfferich, machten ihn dafür verantwortlich, dass sie mit ihrem ursprünglichen Vorhaben nicht durchgedrungen waren. Aber die Kritik beschränkte sich nicht auf ihn. Dass Bethmann Hollweg sich ihrem Drängen nicht gebeugt hatte, nahmen sie ihm ebenso übel, wie die Tatsache, dass er Hindenburg Mitte November die kalte Schulter gezeigt hatte, als dieser ihm drohte, er könne die Verantwortung für die Fortsetzung des Krieges nicht, auf sich nehmen, wenn die Heimat es an der notwendigen Unterstützung fehlen liesse.¹⁰⁵ Gegen Ende 1916 begann Hindenburg die gleiche Abneigung gegen den Kanzler zu entwickeln, die Ludendorff bereits beseelte, und führte mit dem Führer der Konservativen Partei Gespräche über das Problem eines Nachfolgers.¹⁰⁶

Die Spannung zwischen Bethmann und den Heerführern verschärfte sich zu Beginn des neuen Jahres schlagartig, als die U-Boot-Frage erneut aufgeworfen wurde. Der Kanzler hatte gehofft, dass Hindenburg und Ludendorff in diesem Punkt auf seiner Seite stehen würden, aber bei beiden hatte die Sorge über amerikanische Munitionslieferungen an die Feindstaaten innerhalb eines Monats nach ihrer Ernennung die Oberhand über ihre anfänglichen Bedenken gewonnen.¹⁰⁷ Inzwischen hatte die Stellung des Kanzlers durch das Auseinanderfallen der Kräfte im Reichstag, die ihn bis dahin unterstützt hatten, eine Schwächung erfahren. Im Oktober 1916, als die Parteien der Rechten die U-Boot-Frage zur Diskussion stellten, wurde deutlich, dass die Mehrheit auch der Zentrumspartei nunmehr für den uneingeschränkten Einsatz der U-Boot-

Waffe eintrat; um ihre eigene Gespaltenheit zu verdecken, veranlasste die Partei eine Entschliessung, in der festgestellt wurde, die letzte Verantwortung für die Entscheidung in dieser Frage müsse zwar beim Kanzler liegen, er solle sich in seiner Entscheidung jedoch von den Ansichten der Obersten Heeresleitung leiten lassen.¹⁰⁸ In einem Akt der, wie man nicht umhin kann zu sagen, kollektiven Unverantwortlichkeit angesichts einer Frage, die nicht weniger als das Mark der Reichsverfassung berührte, gab der Reichstag seine Zustimmung zu dieser Resolution und sprach damit dem Kanzler in einem sehr realen Sinn jede Machtbefugnis ab. Das Fehlschlagen seiner Friedensinitiative stärkte die Position derer, die den mit allen Mitteln geführten Krieg wollten, noch mehr. Am 8. Januar 1917 erhielt der Kanzler ein Telegramm von Hindenburg, in dem er aufgefordert wurde, an einer Konferenz im Hauptquartier Pless teilzunehmen, auf der die U-Boot-Frage diskutiert werden sollte. Diese Einladung selbst war in einem gewissen Sinn schon eine revolutionäre verfassungsmässige Neuerung, zumal Bethmanns Anwesenheit auf der Konferenz reinste Formsache war. Als er, ausgestattet mit einer von Helfferich sorgfältig ausgearbeiteten Denkschrift, welche die logischen Irrtümer der Befürworter des unbeschränkten U-Boot-Krieges herausstellte, in Pless ankam, erfuhr er, dass der Kaiser sich bereits von den Argumenten der Heeres- und Marineführer hatte überzeugen lassen. Er tat, was er konnte, um sich der vorherrschenden Meinung gegenüber durchzusetzen, aber er hatte es, wie er später schrieb, mit Männern zu tun, «welche nicht mehr gewillt waren, sich in ihre bereits gefassten Entschliessungen noch irgendwie hineinreden zu lassen».¹⁰⁹ Mit dem Argument, eine neue U-Boot-Offensive werde dem kämpfenden Landheer materielle und psychologische Vorteile bringen und ihm die Gegenwehr gegen die für das Frühjahr erwarteten feindlichen Angriffe erleichtern, wischte Hindenburg die Besorgnisse des Kanzlers über die Reaktion der Vereinigten Staaten als belanglos vom Tisch. Wenn die U-Boote nicht am 1. Februar losschlagen dürften, so erklärte er ultimativ, könne er für den weiteren Verlauf des Krieges keine Verantwortung mehr übernehmen.

Wäre Bethmann ein Bismarck gewesen und hätte er einen Wilhelm I. gehabt, um sich an ihn zu wenden, so hätte er den Feldmarschall womöglich des Ungehorsams bezichtigt. Aber ihm fehlte die Selbstsicherheit des ersten Reichskanzlers, und er vermochte sich des Gefühls nicht zu erwehren, dass eine Politik, hinter der alle militärischen Befehlshaber, der Kaiser, die Reichstagsmehrheit und die meisten der politisch ak-

tiven Deutschen standen, vielleicht doch vernünftiger war, als er geglaubt hatte. Mag sein, dass es diese Neigung zum Fatalismus war, die mit dazu beitrug, dass er nachgab. Riezler beschrieb den verhängnisvollen Beschluss einen Tag später als einen «Sprung ins Dunkle. Wir haben alle die Empfindung, dass diese Frage wie ein Fatum über uns lastet. Folgte die Geschichte den Gesetzen der Tragödie, so müsste Deutschland an dem verhängnisvollen U, in dem sich seine ganzen tragischen Irrtümer bisher verkörperten, zugrundegehen.»¹¹⁰ Den Kanzler mögen ähnliche Gedanken bewegt haben, und dies mag der Grund dafür gewesen sein, dass er, nachdem die Entscheidung gefallen war, nicht zurücktrat, wie Valentini ihm dringend riet, sondern im Amt blieb, um seinen Anteil an der Verantwortung für das, was folgte, zu tragen.¹¹¹

Die Militärs wussten ihm hierfür keinen Dank. War sein Widerstand gegen ihre Vorschläge auch vergeblich gewesen, so hatte er doch genügt, um Hindenburg und Ludendorff davon zu überzeugen, dass man ihn loswerden musste, und obwohl ihnen die sofortige Verfolgung dieses Vorhabens ausgeredet wurde, erhielten sie bald zusätzliche Gründe, seinen Kopf zu fordern. Denn der Kanzler versuchte nun – als spürte er, dass die neue Politik die vom deutschen Volk zu tragende Bürde eher schwerer als leichter machen würde –, den Menschen neue Zuversicht zu geben, dass ihre Opfer mit politischen Reformen belohnt werden würden. In einer Rede am 27. Februar 1917 hielt er den Reichstag mit einem entschiedenen Bekenntnis zu diesem Ziel in Atem, und seine Initiative führte dazu, dass einen Monat später sich ein interfraktioneller Ausschuss bildete, um über Verfassungsfragen zu beraten, und zwar insbesondere im Hinblick auf die «Zusammensetzung der nationalen Vertretungskörperschaft und ihr Verhältnis zur Regierung». Zugleich belebte sich auch die Diskussion um das preussische Wahlrecht neu, und dies veranlasste Bethmann, den Kaiser zu überreden, am 7. April, dem Tag nach der Kriegserklärung der Vereinigten Staaten,¹¹² eine Botschaft an sein Volk zu richten. Dieses «Osterjeschek», wie respektlose Berliner es nannten, versprach die Abschaffung des Dreiklassenwahlrechts und eine Reform des Bundesrates, sobald der Krieg vorüber war. Ganz plötzlich, im vierten Kriegsjahr, war in Deutschland ein Bazillus der politischen Spekulationen und Hoffnungen ausgebrochen, und dies keineswegs nur im Reichstag. Der April erlebte die ersten Massenstreiks seit Ausbruch des Krieges, und sie erfüllten manchen Angehörigen der alten herrschenden Klasse mit ungunen Vorahnungen, folgten sie doch der Märzrevolution in Russland auf dem Fusse.

Die Militärs sahen in all dem gefährliche Ablenkungen, die mit der Konzentration aller Kräfte auf den Krieg nicht vereinbar waren, und sie suchten die Schuld dafür beim Kanzler. «Immer mehr», schrieb Ludendorff in seinen Memoiren, «liess sich die Regierung die Leitung der Regierungsgeschäfte aus der Hand nehmen ... von bestimmten ihrer ganzen geschichtlichen Vergangenheit nach nur kritisierenden, nicht aufbauenden Gruppen.»¹¹³ Als die Sozialdemokratische Partei in einem im April veröffentlichten Manifest sofortige Verhandlungen forderte, um einen «allgemeinen Frieden ohne Annexionen und Kriegsentschädigungen auf der Grundlage der freien nationalen Entwicklung aller Völker» zu erreichen, verstärkte sich ihre Besorgnis, denn sie waren sicher, dass ein solcher Friede die demokratische Flut in voller Stärke entfesseln und das System, das sie repräsentierten, hinwegschwemmen würde. Wie ein Memorandum der Propaganda- und Aufklärungsabteilung es etwas später ausdrückte, galt es, dem Heer und dem Volk klarzulegen, dass «ein Verzichtsfriede oder ein Verständigungsfriede den Bedürfnissen des deutschen Volkes nicht entspricht, sondern dass nur der deutsche Sieg und die daraus beim Friedensschluss zu ziehenden Konsequenzen glückliche Umstände für das deutsche Volk und für jeden einzelnen Stand herbeizuführen vermögen».¹¹⁴ Um dem nachzuhelfen, forderte die Oberste Heeresleitung die Regierung auf, eine ins Einzelne gehende Darstellung ihrer Kriegsziele vorzulegen, die geeignet sein würde, den Kriegsmüden neuen Mut zu machen und ihre Gedanken, wenn möglich, von gefährlichen politischen Ideen abzubringen.

Bethmann, der sich der grenzenlosen territorialen Ansprüche der annexionistischen Gruppen wohl bewusst war, widersetzte sich ihrer Forderung aus der Einsicht heraus, dass jede Erklärung von ihm, die zu ihrer Zufriedenheit ausfiel, Verhandlungen mit dem Kriegsgegner unmöglich machen würde. Indes, er vermochte die Militärs nicht an der Durchsetzung ihres Willens zu hindern und sah sich nach einer Reihe von Gesprächen im April 1917 in Kreuznach gezwungen, seine Unterschrift unter ein Kriegszielprogramm zu setzen, das massloser war als alles, was bis dahin im Raum gestanden hatte: Es verlangte die vorbehaltlose Annexion von Litauen, Estland, Ostpolen, des Erz- und Kohlebeckens von Longwy-Briey, des Grossherzogtums Luxemburg und der Südspitze Belgiens sowie zusätzlich weitgehende wirtschaftliche Machtpositionen im übrigen Belgien und auf den rumänischen Ölfeldern; ausserdem territoriale Entschädigungen für Österreich-Ungarn in Rumänien und für Bulgarien in der Dobrudscha.¹¹⁵ Admiral Müller, der der Schlussbespre-

chung als kritischer Beobachter beiwohnte, notierte in sein Tagebuch: «Valentini hatte ganz recht, als er das Ganze mir gegenüber als ‚kindisch‘ bezeichnete. Dem Reichskanzler und Zimmermann konnte man den Gedanken aus den Augen ablesen: es schadet ja nichts, dass wir Maximalziele festsetzen. Es kommt ja doch anders.»¹¹⁶

Es mag wohl sein, dass Bethmann so ähnlich dachte. Er gab den Kreuznacher Forderungen seine Zustimmung, weil er wusste, dass die Militärs seine Entlassung fordern würden, wenn er es nicht tat, und weil er erkannte, dass der Kaiser, der den Rechten nun beweisen zu wollen schien, dass das, was er in seiner Osterbotschaft verkündet hatte, nicht so wörtlich zu nehmen war, ihrem Druck nicht standhalten würde. Immerhin hatte er seine Unterschrift unter das Kreuznacher Programm mit dem Vorbehalt verknüpft, dass die festgelegten Kriegsziele nur dann aufrechterhalten werden könnten, wenn Deutschland den Frieden diktieren konnte. «Nur unter dieser Bedingung habe ich zugestimmt.» «Im Übrigen», so stellte er am 1. Mai in einer zu den Akten gegebenen Notiz fest, «lasse ich mich durch das Protokoll natürlich in keiner Weise binden. Wenn sich irgendwo und irgendwie Friedensmöglichkeiten eröffnen, verfolge ich sie.» Und am 15. Mai 1917 erklärte er zu der Möglichkeit eines Friedensschlusses mit Russland, sein Ziel sei ein Abkommen, das «keinen Gedanken an Raub» aufkommen und keinen Stachel, «keine Spur der Verbitterung» hinterlassen würde.¹¹⁷

Allein, trotz oder gerade wegen der Flexibilität seines Standpunkts hatte der Kanzler sich in nicht wiedergutzumachender Weise kompromittiert. Die Rechte, die in ihm seit Langem, einen Schwarzmalerei sah, liess sich von seiner Beteuerung, er stehe «in voller Übereinstimmung mit der Obersten Heeresleitung», nicht überzeugen, zumal er es weiterhin vermied, sich öffentlich zur annexionistischen Partei zu bekennen. Für den linken Flügel der Sozialdemokratischen Partei hatte Kreuznacher den wirklichen Bethmann gezeigt und erwiesen, dass man ihm nicht mehr vertrauen konnte. Was die Parteien der Mitte betraf, so erregte Bethmanns Lavieren immer mehr ihren Unwillen und nährte ihre Zweifel an seinen Führungsqualitäten. Diese Schwächung der parlamentarischen Autorität des Kanzlers stärkte die Position der Militärs, die im Juni schon tatkräftig seine Entlassung betrieben, indem sie dem Kaiser erklärten, Bethmann bewirke eine Verlängerung des Krieges, weil er dem Feind den Eindruck vermittele, in Deutschland stehe ein innerer Zusammenbruch bevor.¹¹⁸ Der tatkräftige Oberst Bauer, Ludendorffs politische rechte Hand, tat sein Bestes, einflussreichen Abgeordneten der

Parteien der Mitte diese Argumente nahezubringen. Er hatte freundschaftliche Beziehungen zu Gustav Stresemann von den Nationalliberalen aufgenommen;¹¹⁹ jetzt, im Juni 1917, machte er eine noch bedeutsamere Eroberung in der Person Matthias Erzbergers.

Erzberger hatte in eigener Initiative eine Untersuchung über die relative Grösse der von deutschen U-Booten versenkten alliierten Schiffstonnage durchgeführt und war zu dem Schluss gelangt, dass der U-Boot-Krieg völlig wirkungslos war und dass Deutschland sich daher um einen Verhandlungsfrieden bemühen müsse. Die Marineführung wies seine Schlussfolgerung zwar zurück, ohne jedoch seine Zahlen zu widerlegen. Am 10. Juni konferierte Erzberger mit Bauer, der ihm sagte, dass Ludendorff seine Skepsis gegenüber den Erfolgsmeldungen der Marine teile und bereits Pläne für einen Winterfeldzug schmiede. Er malte ein düsteres Bild der militärischen Lage Deutschlands im Angesicht eines stärker werdenden Feindes und sprach von der Notwendigkeit, das Volk psychologisch auf die Opfer vorzubereiten, die ihm noch abverlangt würden. Erzberger scheint die Einrichtung einer besonderen Behörde – «so etwas wie ein geistiges Kriegsernährungsamt» – vorgeschlagen zu haben, die diese Aufgabe übernehmen sollte, und bei einem weiteren Treffen teilte ihm der Oberst im Anschluss an neuerliche finstere Andeutungen über die militärische Lage mit, Ludendorff halte die Idee für gut.

Zusätzlich zu Bauers Eröffnungen, die ihn erschüttert hatten, bereiteten Erzberger noch zwei andere Dinge Sorge. Er hatte erkannt, dass der neue österreichische Kaiser Karl und sein Aussenminister Czernin der Überzeugung waren, die Doppelmonarchie brauche den Frieden noch vor Jahresende; und er wusste aus Andeutungen aus den Reihen der «Mehrheitssozialisten» – der nach der an Ostern erfolgten Abspaltung einer Unabhängigen Sozialdemokratischen Partei (USPD) verbliebenen Rumpf-SPD –, dass diese, wenn es im Juli im Reichstag zur Abstimmung über neue Kriegskredite kam, vielleicht Nein würden sagen müssen, um sich gegen ihre abtrünnigen Linken zu behaupten, die entschlossen waren, den Krieg so rasch wie möglich zu beenden. Getrieben von der Sorge über diese Entwicklungen, entschloss sich der Zentrumsführer, seine Parlamentskollegen an ihr teilhaben zu lassen, und indem er dies tat, beschwor er selbst eine verheerende Entwicklung herauf. Anfang Juli begann der Hauptausschuss des Reichstags mit seinen Beratungen über die Kriegskredite. In zwei vor diesem Gremium gehaltenen Reden zeichnete Erzberger ein detailliertes und erschreckendes Bild der

militärischen Aussichten Deutschlands und rief den Reichstag zur Verabschiedung einer Resolution auf, in der die deutsche Bereitschaft zu Verhandlungen über einen Frieden ohne erzwungene Annexionen erklärt würde. Trotz der Warnungen Bethmanns und Helfferichs, die Feinde Deutschlands würden darin ein Zeichen der Schwäche sehen, wurde ein interfraktioneller Ausschuss aus Zentrum, Nationalliberalen, Fortschritt und Mehrheitssozialisten eingerichtet, der eine entsprechende Entschliessung aufsetzen sollte.

In dem politischen Hin und Her, das sich anschloss, wurde bald deutlich, dass die Stellung des Kanzlers ernstlich bedroht war. Bethmann erkannte dies und wehrte sich. Als er am 7. Juli erfuhr, dass Ludendorff in Berlin eingetroffen war – offenbar um sich die Lage zunutze zu machen –, gelang es ihm durchzusetzen, dass der Kaiser den General auf seinen Posten zurückbeordnete; und als der interfraktionelle Ausschuss die Frage des preussischen Wahlrechts und anderer Reformen zugunsten eines stärkeren Einflusses des Parlaments auf die preussische Exekutive aufwarf, reagierte er zustimmend und sicherte sich am 9. Juli die Rückendeckung des Kaisers für ein weiteres Fortschreiten auf dieser Linie. Aber ironischerweise stärkten diese beiden politischen Manöver seine Position und Autorität nicht, sondern schwächten sie. Erzberger war einer der Abgeordneten, mit denen Ludendorff bei seinem Aufenthalt in Berlin zu sprechen beabsichtigt hatte. Der Zentrumsführer nahm es bitter übel, dass ihm die Gelegenheit hierzu verwehrt worden war; am 8. Juli beschwerte er sich öffentlich darüber, dass der Kanzler die legitime Fühlungnahme zwischen dem Reichstag und der Obersten Heeresleitung verhindert habe; und als Stresemann am 9. Juli den Rücktritt des Kanzlers forderte, wies vieles darauf hin, dass Erzberger diese Forderung zu unterstützen bereit war, teils aus verletzter Eitelkeit und teils, weil er sich der Zustimmung der Nationalliberalen zu der Friedensresolution, an der ihm so viel lag, zu versichern wünschte. Und was das neuerliche Bekenntnis des Kanzlers zu demokratischen Reformen betraf, so hatte es die militärischen Führer nur in ihrer Gewissheit bestärkt, dass Bethmann gehen musste. Sie fuhren nunmehr schweres Geschütz gegen ihn auf. Am 12. Juli führte der Kronprinz Gespräche mit verschiedenen Parteiführern und berichtete seinem Vater, der Rückhalt für den Kanzler schmelze rasch dahin, und am gleichen Tag reichten Hindenburg und Ludendorff telefonisch ihren Rücktritt ein, weil, wie sie sagten, eine weitere Zusammenarbeit mit Bethmann für sie nicht möglich sei. Der Kaiser erklärte seinem Kanzler verlegen, er stecke in einer Zwickmühle,

und Bethmann, der seinem Kaiser diese unbequeme Lage nicht weiter zumuten wollte, trat am 13. Juli zurück.¹²⁰

Erzberger war, sobald er Bethmann den Rücken gekehrt hatte, zu der Überzeugung gelangt, der geeignete Nachfolger sei Fürst von Bülow, der es (vermutlich mit Erzbergers Hilfe) schaffen werde, mit der Obersten Heeresleitung gedeihlich zusammenzuarbeiten und sie, wenn nötig, auch an die Kandare zu nehmen. Tatsächlich wurde aber nicht Bülow Nachfolger Bethmanns, sondern der namenlose preussische Verwaltungsbeamte Georg Michaelis. Gleichwohl lohnt es sich, über den Plan Erzbergers für die Kanzlernachfolge nachzudenken, denn er beleuchtet die politische Naivität, die zum Schatten über seiner Karriere werden sollte. In der Krise von 1917 hatten die Militärs auf ihn gesetzt, weil sie wussten, dass sie auf seine Hilfe angewiesen waren, um Bethmann stürzen zu können, was ihr Hauptanliegen war, und weil sie zuversichtlich glaubten, sie könnten, was dieses Anliegen erst einmal in die Tat umgesetzt, seine weitergehenden Pläne vereiteln. Man mag über die Aufrichtigkeit seines Wunsches nach Frieden und nach einer Ausweitung der parlamentarischen Befugnisse denken, wie man will, für die Entstehung einer Militärdiktatur in Deutschland, die jede Aussicht auf Frieden und politische Reformen auslöschte bis zu dem Tag, an dem das Reich in Scherben gehen sollte, trug er ein gut Teil Verantwortung.

4. Die letzte Kriegsphase

Eines der Hauptmotive für die Kampagne der Obersten Heeresleitung gegen Bethmann war die Überzeugung der Generale gewesen, dass es ihm nicht gelungen war, die materiellen und psychologischen Reserven der Nation für den Kraftakt des Krieges zu mobilisieren und die innere Ordnung aufrechtzuerhalten. Im März 1917 hatte Oberst Bauer ihre Unzufriedenheit in den Vorwürfen zusammengefasst, der Kanzler trage die Verantwortung für die mangelhafte Versorgung mit Nahrungsmitteln und Kohle, die die Gesundheit der Arbeiter bedrohte und die Arbeitsproduktivität herabsetzte, und der falsche Gebrauch, den er vom Hilfsdienstgesetz gemacht, habe «eine unglückselige Aufwärtsbewegung der Löhne und weitreichende Ansprüche auf politische Rechte» hervorgerufen, ganz zu schweigen von der Demoralisierung der mittleren und der arbeitenden Schichten und dem Verfall «deutscher Staatstreue, Moral und Pflichtauffassung». ¹²¹ Die Kritik zielte nicht auf den Kanzler allein.

Oberst Bauer, seine Freunde von der Industrie und seine militärischen Chefs wollten daneben auch den Mann treffen, der seit Oktober 1916 das Kriegsamt leitete: General Wilhelm Groener.

Dies war verständlich. Als pragmatisch orientierter Württemberger mit flexibleren sozialen und politischen Anschauungen als die meisten seiner Rangkollegen war Groener zu dem Schluss gelangt, die einzig mögliche Lösung für das Problem der Kriegsproduktion liege in der Zusammenarbeit mit den Gewerkschaften und einer gemeinsam mit ihnen bezogenen Frontstellung sowohl gegen die Versuche der Unabhängigen Sozialdemokraten, die Arbeiterschaft zu politisieren (ein Vorhaben, das zum ersten Mal bei den Streiks offenbar wurde, die auf die Herabsetzung der Brot ration im April 1917 folgten), als auch gegen die Industriellen, die sich weigerten, die Rechte der Arbeiter anzuerkennen.¹²² Diese Auffassung und sein Plan, der stark inflationären Tendenz der deutschen Volkswirtschaft durch den Versuch einer Begrenzung der Löhne und Gewinne entgegenzuwirken, schufen ihm eine Menge Feinde in Unternehmerkreisen; hierzu zählten solche Industriekapitäne wie Hugo Stinnes oder Carl Duisberg von den Farbwerken Bayer. Ihre Vorwürfe, die Politik Groeners schwäche die Kriegsanstrengungen und bedrohe die gesellschaftliche Ordnung, wurden von Bauer an Ludendorff weitergereicht; die Folge war, dass die Befugnisse seines Amtes wieder der Kontrolle des Kriegsministeriums unterstellt wurden und er selbst im August 1917 ein Frontkommando erhielt.¹²³

Diese Veränderung, die den Stellvertretenden Kommandierenden Generalen die Unabhängigkeit, die sie zwischenzeitlich ans Kriegsamt verloren hatten, wiedergab, läutete ein Stadium verstärkter militärischer Unterdrückung ein, die sich in einer weitgehenden Einschränkung des Versammlungsrechts, in einer schärferen Überwachung von Zusammenkünften zur Besprechung von Missständen, in der Wiedereinberufung vom Frontdienst befreiter Arbeiter, wenn sie sich an Streiks beteiligten, und in der Anwendung von Gewalt und der Militarisierung der Betriebe als Mittel zur zwangsweisen Beendigung von Streikaktionen äusserte. Diese Massnahmen trugen jedoch nicht, wie Ludendorff es sich gewünscht hatte, zur Wiederherstellung eines einheitlichen nationalen Willens bei. Im Gegenteil, sie verstärkten die Unzufriedenheit der Arbeiter in den betroffenen Betrieben und schwächten die Einflussmöglichkeiten der Gewerkschaften, Arbeitsniederlegungen zu verhindern, wie die Welle von wilden Streiks zeigte, die im Januar 1918 Berlin, Kiel, Hamburg, Magdeburg, Köln und München überrollte. Auch zeitigte die

verschärfte Überwachung der Arbeiterschaft nicht die geringste Wirkung auf die Probleme, mit denen die grosse Masse der Bevölkerung gegen Ende 1917 zu kämpfen hatte: den Mangel an Nahrung, Brennstoffen, Kleidung und – in den Landesteilen, in denen die Kriegsindustrie sich am stärksten vergrössert hatte – zureichenden Wohnungen zu erträglichen Mietpreisen. Zu Beginn des Jahres 1918 herrschte ein grosser Mangel an den lebensnotwendigsten Dingen, und die Opfer, die der durchschnittliche Deutsche bringen musste, wurden erdrückend.

Die Antwort des Reichstags auf diese Lebensbedingungen war die Verabschiedung der Erzbergerschen Friedensresolution am 19. Juni 1917 gewesen, in der es geheissen hatte: «Der Reichstag erstrebt einen Frieden der Verständigung und der dauernden Versöhnung der Völker. Mit einem solchen Frieden sind erzwungene Gebietserwerbungen und politische, wirtschaftliche oder finanzielle Vergewaltigungen unvereinbar.»¹²⁴ Die Antwort der Obersten Heeresleitung stand im diametralen Gegensatz hierzu; sie beruhte noch immer auf der überkommenen Voraussetzung, dass nur durch die Erringung eines wirklichen Sieges die Kriegsanstrengung belohnt und die soziale Revolution abgewendet werden könne. Die militärische Führung widersetzte sich daher jeder praktischen Nutzbarmachung der Friedensresolution, und der Nachfolger Bethmanns sprach in ihrem Namen, als er die Resolution mit dem abqualifizierenden Zusatz: «wie ich sie interpretiere» zur Kenntnis nahm. Als eine päpstliche Botschaft an alle kriegführenden Nationen im August und September 1917 zu hektischer diplomatischer Aktivität führte und Michaelis' Aussenstaatssekretär Richard von Kühlmann Pläne für Geheimverhandlungen mit der britischen Regierung entwickelte, da legte sich die Oberste Heeresleitung in einer Weise fest, die jede Erfolgsaussicht für eine dieser Initiativen im Keim erstickte. Nach einem Gespräch auf Schloss Bellevue am 12. September, bei dem sich die zivilen und militärischen Führer in Anwesenheit des Kaisers mit Vorschlägen befassten, die man den Engländern vorlegen konnte, torpedierte Ludendorff die ins Auge gefassten Verhandlungen, indem er zwei Tage später dem Kanzler erklärte, Deutschland müsse auf einer längerfristigen Besetzung Belgiens, auf der Annexion des lothringischen Eisenerzgebietes und des Meuse-Tals bis St. Vith, auf einer Anzahl neuer Flottenstützpunkte und auf ausgedehnten Besitzungen in Afrika bestehen.¹²⁵

In der Zwischenzeit hatte die Oberste Heeresleitung eine neue Bewegung ins Leben gerufen mit dem Ziel, im Volke die Siegeszuversicht zu stärken und die Idee eines annexionistischen Friedens zu propagieren. Es war dies die Anfang September unter Führung von Admiral von Tir-

pitz gegründete Vaterlandspartei. Ihre eigentlichen Schöpfer waren Oberstleutnant Nicolai, der Chef des militärischen Nachrichtendienstes, und Ludendorff selbst, der Tirpitz und andere bekannte Annexionisten in dem Gedanken bestärkte, eine Massenpartei zu gründen, die den Kampf gegen Friedensresolution und politische Reformen und für einen expansiven Imperialismus auf ihre Fahnen schreiben würde. Von der Mitgliederzahl her gesehen, war die neue Partei ein Riesenerfolg, denn im Juli 1918 hatte sie die sozialdemokratische Partei an Mitgliederstärke überrundet. Dass sich das Bürgertum eine so wirksame Massenorganisation zu schaffen vermochte, lag an der Unterstützung, die der militärische Propagandaapparat der neuen Partei gewährte, und an den immensen Summen, die ihr vom Verein der Deutschen Eisen- und Stahlindustriellen und von anderen Verbänden dieser Art zur Verfügung gestellt wurden.¹²⁶

Die Vaterlandspartei war freilich ein in seinen Konsequenzen verhängnisvolles Unternehmen. Sie trug wirksam dazu bei, die Kritikfähigkeit der deutschen Mittelschicht zu lähmen und sie für die Unterstützung von Kriegszielen zu mobilisieren, die für Deutschland jetzt nicht mehr erreichbar waren. Die Folge davon war, dass es die deutsche Regierung zu Beginn des Jahres 1918 versäumte, ihre vermutlich letzte Chance für einen erträglichen Frieden wahrzunehmen. 1917 wurde die Koalition der Kriegsgegner Deutschlands von einer Reihe von Rückschlägen erschüttert. Die grosse Offensive des französischen Generals Nivelle endete mit einem erbärmlichen Fiasko und hinterliess eine von Meutereien und Niedergeschlagenheit geprägte französische Armee. Der Vorstoss Haigs bei Paschendaele im September nahm einen ähnlich katastrophalen Ausgang, und unter seinem Eindruck forderte der frühere Aussenminister Lord Lansdowne öffentlich die Aufnahme von Friedensverhandlungen. Im Oktober erlitten die Italiener eine demoralisierende Niederlage bei Caporetto, die fast zu ihrem Ausscheiden aus dem Kriegsgeschehen geführt hätte. Und einen Monat später brachte eine zweite Revolution in Russland die Bolschewiken an die Macht, die umgehend verkündeten, sie wollten den Krieg beenden. In den Augen Richard von Kühlmanns summierte sich all dies zu einer günstigen Gelegenheit, Frieden mit Russland zu schliessen, und dann zu besseren Bedingungen, als sie durch eine weitere Fortsetzung des Kampfes erlangt werden konnten, zu einem allgemeinen Frieden fortzuschreiten. Der entscheidende erste Schritt auf dem Wege dorthin würde ein massvoller, auf dem Grundsatz der Selbstbestimmung aufbauender Friedensschluss mit den Bolschewiken sein, der Deutschland einen mässigen Gebietszuwachs

bringen würde, so mässig, dass sich die Reichstagsmehrheit, die noch immer zu ihrer Friedensresolution stand, nicht darüber empören würde und der Feind keine propagandistischen Waffen daraus schmieden konnte. Ein derartiger Friede konnte in der Tat die bisherigen Verbündeten Russlands in ihrer gegenwärtigen Mutlosigkeit dazu veranlassen, sich für allgemeine Friedensgespräche einzusetzen.

Aber die Vaterlandspartei rührte die Trommel für einen annexionistischen Frieden, und Ludendorff und sein Anhang arbeiteten gegen die Kühlmannsche Friedensstrategie. Bei einer Zusammenkunft mit dem Kaiser und dem Staatssekretär des Auswärtigen Mitte Dezember stellte sich Ludendorff auf den Standpunkt, die Bolschewiken müssten gezwungen werden, Deutschland die Inbesitznahme der westlichen Hälfte Polens und die Reduzierung Kurlands und Litauens auf den Status deutscher Satellitenstaaten zuzubilligen und ihre eigenen Truppen aus Livland und Estland zurückzuziehen. Als Kühlmann nach Gesprächen mit dem österreichischen Aussenminister Czernin und dem deutschen Militärbevollmächtigten Hoffmann diese Forderung bei den Ende Dezember in Brest-Litowsk aufgenommenen Friedensverhandlungen einfach ignorierte, schlug die Oberste Heeresleitung mit aller Kraft zurück. Am 7. Januar schrieb Hindenburg an den Kaiser, er und seine Kameraden fühlten sich tief verletzt durch die Tatsache, dass dem Rat eines militärischen Untergebenen grösseres Gehör geschenkt worden sei als dem seinen. In Hinblick auf die Politik Kühlmanns schrieb der Feldmarschall: «Eure Majestät werden nicht verlangen, dass aufrichtige Männer, die Euer Majestät und dem Vaterlande treu gedient haben, sich mit ihrer Autorität und mit ihrem Namen an Handlungen beteiligen, an denen sie sich aus innerster Überzeugung als schädlich für Krone und Reich nicht beteiligen können ... Euer Majestät bitte ich alleruntertänigst, sich grundlegend zu entscheiden.» Hindenburg machte deutlich, dass er diese Frage als einen Rücktrittsgrund betrachte; und in einem Gespräch mit dem Kanzler einige Tage später liess Ludendorff sehr klar durchblicken, er könne nicht länger im Amt bleiben, wenn Kühlmann und andere, die so dachten wie dieser, ihre Stellung behielten.¹²⁷

Einen Augenblick schien es, als hätten die Generale sich damit übernommen. Kanzler war jetzt Graf Georg von Hertling, der die Fehlbesetzung Michaelis im Oktober abgelöst hatte. Anders als sein Vorgänger war dieser altgediente bayerische Politiker kein Werkzeug der Militärs, ebensowenig übrigens auch eine Kreatur des Kaisers. Er verdankte seine Berufung dem Druck, den die Reichstagsmehrheit in der Zeit vor und nach dem Sturz Michaelis' ausgeübt hatte, und war in diesem Sinne der

erste parlamentarische Kanzler in der Geschichte des Reichs. Das bedeutete zwar nicht, dass er völlig mit den Forderungen der Friedensresolution übereinstimmte, aber er war doch kein blinder Annexionist; er hielt den von Kühlmann vorgeschlagenen Weg zum Frieden für vernünftiger als die phantastischen Pläne der Vaterlandspartei; und er dachte nicht daran, seinen Aussenstaatssekretär den Launen Ludendorffs zu opfern. Getreu dieser Haltung verfasste er auf der Grundlage eines Berichts, den er von Kühlmann angefordert hatte, eine Denkschrift, in der er nicht nur seine Strategie rechtfertigte, sondern auch einen verfassungsrechtlich begründeten Vorstoss – den ersten dieser Art seit Kriegsbeginn – zur strikten Reglementierung der militärischen Einflussnahme auf aussenpolitische Entscheidungen unternahm.¹²⁸

Die Wirkung war bescheiden. In einem trockenen Nebensatz bemerkte Ludendorff, es sei ganz allein Sache der Oberkommandierenden zu entscheiden, wieweit sie in ihrem persönlichen Verantwortungsbewusstsein glauben gehen zu müssen. «Auch die Entscheidung Seiner Majestät kann die Generale vor ihrem Gewissen nicht entlasten.» Angesichts dieses dehnbaren Vorbehalts war es kaum von Bedeutung, dass Hertling Hindenburg überreden konnte, seine Unterschrift unter die Denkschrift zu setzen. Und selbst für dieses nur scheinbare Einlenken stellten die Generale eine demütigende Gegenforderung: die Entlassung des Chefs des Militärkabinetts, Rudolf von Valentini. Eine logische Rechtfertigung für dieses Verlangen lag nicht vor, denn Valentini hatte keinen Einfluss auf die Verhandlungen in Brest-Litowsk. Er diente den Generalen lediglich als symbolische Ersatzfigur für Kühlmann, den sie zu diesem Zeitpunkt noch für unverwundbar hielten. Der Kaiser, wutentbrannt ob dieses hochmütigen Eingriffs in sein Recht, die Mitglieder seines persönlichen Hausstaats selber zu bestimmen, kämpfte nach Kräften um das Verbleiben Valentinis, kapitulierte jedoch schliesslich angesichts einer weiteren Rücktrittsdrohung der beiden Heerführer. Das war eine Demütigung für Wilhelm, die schwerer wog als die bei der *Daily-Telegraph*-Affäre 1908 erlittene, und von der er sich nicht wieder erholte. Er nahm von nun an praktisch gar keinen Einfluss mehr auf den Gang der Dinge und verfiel in eine Haltung resignierter Apathie.¹²⁹

Die Oberste Heeresleitung setzte ihren Willen auch in Brest-Litowsk durch, wo – nachdem die Gespräche zunächst im Februar abgebrochen und die Kampfhandlungen wieder aufgenommen worden waren, bis Lenin sich im März für die Kapitulation entschied – den Bolschewiken Bedingungen aufgezwungen wurden, wie die Vaterlandspartei sie sich nur

in ihren kühnsten Träumen ausgemalt hatte. Russland verlor Polen, Litauen, Kurland und das westliche Livland mit Riga und den Inseln und musste sich verpflichten, Teile des Kaukasus, den restlichen Teil Livlands, Estland und Finnland zu räumen und das antibolschewistische Regime anzuerkennen, das in der Ukraine in den Sattel gehoben worden war. Zwar sollte die Entscheidung über die Zukunft mehrerer dieser Gebiete erst nach einer Befragung der Bevölkerung gefällt werden, doch es war klar, dass sie, falls Deutschland den Krieg gewann, wenig Aussicht hatten, wirkliche Selbständigkeit zu erlangen.¹³⁰

All dies hatte, wie bereits angedeutet, im Grossen und Ganzen missliche Folgen für Deutschland. Gewiss ist nicht zu bestreiten, dass der Friede von Brest-Litowsk – ebenso wie der Friede von Bukarest, in welchem die deutsche Regierung ähnlich drückende Bedingungen gegen Rumänien diktierte, das den Fehler begangen hatte, zum Zeitpunkt der Brussilow-Offensive an der Seite der Alliierten in den Krieg einzutreten, und sich dabei weidlich die Finger verbrannt hatte – in Deutschland Hochstimmung und neue Friedenszuversicht hervorrief. Aber diese euphorische Reaktion, die sich mit Ausnahme der Sozialisten¹³¹ aller der Parteien bemächtigte, die für die Friedensresolution gestimmt hatten, sollte in einem bösen Erwachen enden und die niederschmetternde psychologische Wirkung der Niederlage, als sie sechs Monate später da war, verdoppeln. Ja, eigentlich trug dieser Friedensvertrag mit dazu bei, die Niederlage unabwendbar zu machen, denn die Schockwirkung, die seine Bedingungen auslösten, setzte nicht nur der Resignation ein Ende, die sich im Westen breitzumachen begonnen hatte, und stärkte den Kampfeswillen der Entente-Regierungen, sondern fachte auch den Widerstand der unterworfenen Völker des Ostens neu an, die jetzt erkannten, dass sie ihre Freiheit nur bei einer Niederlage Deutschlands würden erlangen können. In Polen kam es zu Streiks und Unruhen, sogar noch ehe der Vertrag unterzeichnet war, und auf die Einverleibung polnischer Gebiete in den neuen ukrainischen Marionettenstaat folgten Revolten in der von General von Beseler mit soviel Mühe aufgestellten Freiwilligenarmee, die Desertion mehrerer Einheiten zu den Bolschewiken und die Zwangsversetzung der verbliebenen polnischen Verbände an die Isonzo-Front.¹³² Noch schwerwiegender war, dass das österreichische Heer, das mit seiner Ergebenheit und Disziplin die stärkste integrative Kraft des unruhigen Vielvölkerstaats gewesen war, Auflösungserscheinungen zu zeigen begann. Zermürbt von den erlittenen Niederlagen und von der Mangelhaftigkeit eines Heeresversorgungssystems, das seine Truppen

nicht mehr ausreichend ernähren und kleiden konnte, war die Kaiserlich-Königliche Armee immer anfälliger für die Propaganda der Entente geworden, die den Kontrast zwischen dem Programm Woodrow Wilsons vom 8. Januar 1918 und den Bedingungen von Brest-Litowsk weidlich zu nutzen verstand, und für die Propaganda der Bolschewiken, die von aus Russland heimgekehrten Kriegsgefangenen weitergetragen wurde. Es dauerte nicht lange, und italienische, jugoslawische und tschechische Deserteure begannen mit dem Aufbau von Partisanenverbänden hinter der Front.¹³³

Und schliesslich bewirkte der Friedensvertrag von Brest-Litowsk an der Ostfront alles andere als die Herstellung eines wirklichen Friedenszustandes. Die brenzlige politische Lage in der Ukraine und in den baltischen Staaten zwang Deutschland dazu, starke Streitkräfte im Osten stehen zu lassen. Im April 1918, nach Beginn der Offensive im Westen, waren noch eineinhalb Millionen deutsche Soldaten, etwa 40 Divisionen, im Osten stationiert, davon die Hälfte im Gebiet zwischen der Ukraine und dem Don-Becken.¹³⁴ Dies war nicht allein durch die militärische Notwendigkeit begründet; Ludendorff, dessen Denken den durch die Realität gesetzten Beschränkungen immer abhold war, scheint in jenen Monaten einer Art Grössenwahn erlegen zu sein, wie er sich im Zweiten Weltkrieg auch Adolf Hitlers bemächtigen sollte. Er gab sich jedenfalls der Phantasmagorie eines grossen, sich bis zum Kaukasus erstreckenden und unter deutschem Einfluss stehenden südostrussischen Reichs, einer deutschen Riviera auf der Krim und eines Brückenschlags nach Zentralasien hin, mit dem Deutschland die englische Position in Indien würde bedrohen können. Diesen Hirngespinnsten hing er nach, bis seine Welt im Oktober 1918 zusammenbrach.¹³⁵

Dass ein solcher Zusammenbruch nahte, war vielen aufmerksamen Beobachtern schon lange vor seinem tatsächlichen Eintritt klar gewesen. Die Januarstreiks brachten die Führer der Mehrheitssozialistischen Partei zu der Überzeugung, dass es, wenn nicht spürbare Schritte in Richtung eines Friedens und politischer Reformen getan wurden, zu neuen Unruhen kommen würde und sie jede Kontrolle über die Massen verlieren würden. Die einflussreiche *Frankfurter Zeitung* mahnte, eine Fortsetzung der annexionistischen Propaganda könne sehr wohl zum Gegenteil des angestrebten Zweckes ausschlagen, indem sie den letzten Rest an Kampfmoral zunichte mache, der einem kriegsmüden Heer und Volk noch geblieben war. Im Februar 1918 richteten Friedrich Naumann, Alfred Weber, Carl Legien, Robert Bosch und andere ein Memorandum an

die Oberste Heeresleitung, in dem es hiess, das deutsche Volk dürfe nicht aufgefordert werden, eine erneute militärische Offensive zu tragen, ehe man ihm nicht die Gewissheit gegeben habe, dass man alle Anstrengungen zur Herbeiführung des Friedens unternommen hatte; weiter wurde betont, dass Deutschland in jedem Falle die unzweideutige Zusage geben müsse, Belgien freizugeben, sobald die Kampfhandlungen eingestellt waren.¹³⁶

Ludendorff ignorierte alle diese Argumente oder wies sie zurück, und es gab in diesen letzten Monaten des Krieges in Deutschland niemanden ausser Ludendorff, der etwas zu entscheiden hatte. Neben seiner beherrschenden Gestalt verblassten der Kaiser und Hindenburg zu bedeutungslosen Schattenfiguren, und die Reichstagsmehrheit sank zu einem mutlosen Haufen impotenter Kritikaster herab. Für Ludendorff waren die Reformvorschläge der Parlamentarier Anzeichen einer «Politik des Nachgebens gegenüber dem Zeitgeist», die «in ihren Konsequenzen zum Niedergang führen» musste. Mit einem reformierten preussischen Wahlrecht, so schrieb er an einen Freund, «können wir nicht leben».¹³⁷ Was die Freigabe Belgiens betraf, so würde dies gleichbedeutend sein mit dem Eingeständnis, dass Deutschland den Krieg nicht gewinnen konnte, und dieses Eingeständnis wollte er um keinen Preis geben. Blind ebenso für die zunehmende politische Unzufriedenheit der Arbeiterklasse wie für die immer bedrohlichere Ernährungslage, für die schwerwiegenden Mängel in der Heeresversorgung ebenso wie für die total erschöpften Reserven, die sich aufgrund seiner hochfliegenden Pläne im Osten noch kritischer fühlbar machten, und blind schliesslich auch für die Tatsache, dass seine Bündnispartner am Ende ihrer Kräfte waren, beharrte Ludendorff, im Ersten Weltkrieg der sicherlich schrecklichste aller Vereinfacher, darauf, seine neue Offensive im Westen werde den totalen Sieg bringen und damit den Kräften der demokratischen Revolution den Boden entziehen und die absolutistische preussische Ordnung als einen *rocher de bronze* wieder aufrichten.

Am 21. März wurde die grosse «Offensive Michael» mit Kanonendonner und mit einem geballten Vorstoss des deutschen Heeres gegen die britische Front zwischen St. Quentin und Arras eröffnet. Die englische Dritte Armee wurde beiseite gedrängt und Goughs Fünfte überannt; Bapaume, Peronne, die obere Somme-Linie wurden eingenommen; und die Nahtstelle zwischen der britischen und der französischen Armee drohte zu reissen und den Weg nach Paris freizugeben. Aber der Schwung Ludendorffs wurde gebremst durch den Mangel an Treibstoff

für seine motorisierten Einheiten und durch andere logistische Fehler, und es fehlte ihm darüber hinaus an Reserven, um den Druck aufrechtzuerhalten. Als sich die erwartete Lücke zwischen den alliierten Armeen nicht auftat, liess er sich von seinem Schwerpunkt abbringen und wich mit seinen Attacken auf vermeintlich leichter zu durchbrechende Frontpunkte aus. Im April überrollte er die Portugiesen in Flandern und gewann den Boden, den er 1917 an Haig verloren hatte, zur Gänze wieder zurück. Aber die Briten hielten sich in Ypern, und Ludendorff änderte nochmals die Zielrichtung, liess im Mai eine Reihe von Angriffen zwischen Soissons und Reims vortragen und überschritt in der ersten Juniwoche die Marne. Die deutschen Angriffsstösse wurden jetzt jedoch schwächer und waren untereinander immer weniger koordiniert. Die Positionen, die man im September 1914 gehalten hatte, in Sichtweite vor Augen, blieb die grosse Offensive langsam aber sicher stecken.¹³⁸

Dies regte einige Angehörige des Ludendorffschen Stabes – zu spät – zu politischen Überlegungen an, und Oberst von Haeften, ein Offizier, dessen breiter Bekanntenkreis auch in Zirkel hineinreichte, die der annexionistischen Philosophie seit Langem, kritisch gegenüberstanden, schrieb eine Denkschrift, in der er die Möglichkeit eines Einsatzes politischer Waffen zur Stützung der militärischen Offensive diskutierte. «Zweifellos», schrieb er, «haben unsere Waffenerfolge, namentlich die jüngsten, eine grosse Wirkung bei unseren Feinden bereits ausgelöst ... Diese Erfolge allein werden uns aber den Frieden nicht bringen; dazu bedürfen wir eines politischen Sieges hinter den feindlichen Fronten.» Als die Denkschrift dem Kanzler und dem Staatssekretär des Auswärtigen vorgelegt wurde, zeigte Kühlmann sich von dieser Passage so beeindruckt, dass er sich in einer Rede vor dem Reichstag am 24. Juli darüber verbreitete und unter anderem erklärte: «... durch rein militärische Entscheidungen allein, ohne alle diplomatischen Verhandlungen, [wird] ein absolutes Ende kaum erwartet werden können».¹³⁹

Diese eminent vernünftige Einsicht kostete Kühlmann seine Stellung. In einem Schwall erregter Anklagen beschuldigten ihn Konservative, Nationalliberale und die Vaterlandspartei, er untergrabe die Moral von Heer und Volk, und die Oberste Heeresleitung forderte und erhielt seinen Kopf. Darüber hinaus erhielt Haeften die Weisung, seine politischen Studien abzubrechen, und die militärische Führung gab, um ihren Standpunkt eindeutig klarzustellen, eine neue Erklärung zur Belgienfrage heraus, aus der hervorging, dass dieses unglückliche Land nach dem Willen

der Generale wirtschaftlich und politisch mit Deutschland verbunden und auf unbegrenzte Zeit von deutschen Truppen besetzt bleiben sollte.¹⁴⁰

Kräftigere Blüten hätte die Unvernunft kaum treiben können, bedenkt man, welches Erwachen diesen verbohrtten Annexionisten nun bevorstand. Am 8. August schlug die Vierte englische Armee unter Rawlinson, unterstützt von französischen Einheiten, mit dramatischer Plötzlichkeit östlich von Amiens zu, und massierte alliierte Panzereinheiten zermalmten die deutschen Linien. Das war «der schwarze Tag des deutschen Heers»: Es prallte zurück, ohne jemals wieder die Initiative an sich reißen zu können. Anfang September ergossen sich die alliierten Truppen auf der ganzen Breite der Front vorwärts; die Engländer überquerten die Somme und drückten mit Macht gegen die Hindenburg-Linie; die Franzosen drangen in der Champagne vor; die Amerikaner, die die deutsche Marine von Europa fernzuhalten versprochen hatte, hatten bei St. Michael ihr erstes Gefecht gewonnen und stiessen in der Meuse-Argonne-Gegend vor.

Und nun setzte am anderen Ende Europas der Auflösungsprozess ein. Mitte September griffen alliierte Truppen von Saloniki aus die bulgarischen Linien an, durchbrachen sie und setzten zu einem stürmischen Vormarsch durch Serbien an. Die Bulgaren baten sofort um Waffenstillstand. Die Türkei, der sich schliessenden Zange der alliierten Heere schutzlos preisgegeben, folgte eilends dem bulgarischen Beispiel. Und noch ehe sich dies alles vollzog, hatten die Österreicher, deren Versuche, im Juli die Piave-Linie zu durchstossen, am italienischen Widerstand gescheitert waren und 150'000 Mann gekostet hatten, Deutschland informiert, dass sie den Kampf nicht fortsetzen könnten und diplomatische Kontakte zu den Alliierten angeknüpft hätten.

Selbst der unerschütterliche Ludendorff vermochte die Sturzflut nicht einzudämmen. Ende September rissen seine bis dahin so starken Nerven, und er liess seine Regierung wissen, sie müsse um Frieden bitten. Nachdem er Deutschland bis zur völligen Erschöpfung ausgelaugt hatte, überliess er nun der zivilen Regierung, deren Autorität er zuvor systematisch untergraben hatte, die undankbare Aufgabe, aus den Ruinen zu retten, was zu retten war.

5. Die Verantwortlichen für die Niederlage

Später im September schrieb Friedrich Meinecke an einen Freund:

Ein furchtbares, düsteres Dasein wartet unser unter allen Umständen! Und so sehr mein Hass gegen die Raubtiernatur der Gegner fortlodert, ebenso heiss ist auch mein Zorn und meine Empörung über die deutschen Gewaltpolitiker, die uns durch ihre Überhebung und ihre Dummheit in diesen Abgrund gerissen haben. Wir hätten im Laufe des Krieges wiederholt den Verständigungsfrieden haben können, wenn nicht die masslosen Ansprüche des alldeutsch-militaristisch-konservativen Konzerns ihn unmöglich gemacht hätten. Es ist furchtbar und tragisch, dass dieser Konzern erst durch die Niederlage des ganzen Staates gebrochen werden konnte.¹⁴¹

Vielleicht wäre ein Verständigungsfriede nicht ganz so leicht zu haben gewesen, wie der Historiker es unterstellte, aber im Hinblick auf die Verantwortlichen für all das Unheil, dem sein Land entgegensah, kann man ihm wohl kaum widersprechen.

XI. Von Kiel bis Kapp: Die missglückte Revolution 1918-1920

Auf der Strasse am Potsdamer Platz sah ich zum ersten Male seit der Revolution wieder einen Offizier mit Achselstücken.

Harry Graf Kessler (15. Nov. 1918)¹

Als Bakunin 1848 den Aufruhr in Dresden mit einer Niederbrennung aller öffentlichen Gebäude krönen wollte und auf Widerstand stiess, erklärte er: «Die Deutschen sind zu dumm dazu», und ging seiner Wege.

Oswald Spengler (1919)²

Im November 1918 brach der Staat, den Bismarck gegründet hatte, zusammen. An seine Stelle trat eine Republik, die vierzehn schwere und bewegte Jahre durchlebte und dann ebenso kläglich, wenn auch weniger geräuschvoll zugrunde ging wie ihr Vorgänger. Das Scheitern der Weimarer Republik hatte viele Gründe, und einige der Kräfte, die dafür sorgten, dass ihre Überlebenschance sich verringerte, operierten, wie wir sehen werden, von aussen und konnten von Deutschland aus nicht beeinflusst werden. Gleichwohl lagen die tiefsten Wurzeln für die Verwundbarkeit der Republik in den Umständen ihrer Entstehung, und es ist nicht übertrieben zu sagen, dass sie am Ende auch deswegen scheiterte, weil es deutschen Offizieren so schnell wieder gestattet war, ihre Schulterstücke zu tragen, und weil die öffentlichen Gebäude nicht angezündet wurden und man die in ihnen residierenden Bürokraten nicht rechtzeitig ihrer Ämter enthob.

1. Das Ende der Monarchie

Es ist eine Ironie der Geschichte, dass sich im letzten Kriegsmonat das verwirklichte, worauf Liberale und Demokraten seit 1848 gehofft hatten: eine parlamentarische Monarchie in Deutschland – ohne dass dies jedoch den geringsten Einfluss auf den Lauf der Dinge gehabt hätte. Als Ludendorff Ende September Feldmarschall Hindenburg und Kanzler Hertling erklärte, es müsse ein Waffenstillstand geschlossen werden, drang er auch auf die Bildung einer Regierung, die geeignet war, die

Alliierten durch ihren repräsentativen Charakter und ihre liberale Weltanschauung zu beeindrucken. Die Folge war, dass die Mehrheitsparteien im Reichstag – der Fortschritt, das Zentrum und die Sozialdemokraten –, die bis dahin alle Arten der Frustration und der Obstruktion von oben gewohnt waren, nun plötzlich erlebten, dass sie regelrecht dazu gedrängt wurden, ihre ersehnten Reformen, darunter auch die Änderung des antiquierten preussischen Wahlrechts, zu verwirklichen. Traf diese plötzliche Gunst der Umstände sie auch völlig unvorbereitet, so fanden sie sich doch bereit, sich hinter einem neuen Kanzler, Prinz Max von Baden, zu gruppieren,³ und noch im Oktober verabschiedeten sie eine Reihe von gleichzeitig vom Bundesrat bestätigten Gesetzen, die nicht nur die Verantwortlichkeit der Minister gegenüber dem Parlament einführten, sondern praktisch die königliche Kommandogewalt über die Streitkräfte beseitigten, die von nun an unter der Kontrolle der zivilen Regierung stehen sollten.⁴ Dies war eine verfassungspolitische Umwälzung, die den Deutschen zu jedem anderen Zeitpunkt den Atem hätte stocken lassen.

Dass sie es jetzt nicht tat, lag daran, dass die Aufmerksamkeit der Nation anderweitig abgelenkt war. Die Nachricht, dass die Regierung um einen Waffenstillstand ersuchte – dass nach all den volltönenden Siegesparolen der Krieg praktisch verloren war –, hatte wie eine Bombe eingeschlagen. Einerseits raubte sie denjenigen, die sich am unbändigsten für die Kriegsanstrengung eingesetzt hatten, Willenskraft und Energie; andererseits liess sie die Dämme der Zurückhaltung brechen, mit der die Arbeiter und Bauern die ihnen durch den Krieg aufgezwungenen Entbehrungen ertragen hatten, untergrub die Disziplin der im Lande stationierten Reserve- und Garnisonstruppen und beflügelte die Hoffnungen und Ambitionen der Führer der extremen Linken. Vor Oktober 1918 hatte es wenig Anzeichen dafür gegeben, dass im Volk ein Verlangen nach einer wirklich revolutionären Systemänderung existierte. Bei den Januarstreiks waren, was politische Reformen betraf, keine radikaleren Forderungen gestellt worden, als sie jetzt in der Regierung von Prinz Max verwirklicht waren: Demokratisierung und Wahlrechtsreform; und die Streiks in Oberschlesien im Juni und Juli beruhten auf rein wirtschaftlichen Motiven. Aber als am 22. Oktober 300 Arbeiter der Motorenfabrik Maybach in Friedrichshafen am Bodensee in den Streik traten, riefen sie nicht nur nach Frieden und Brot, sondern skandierten auch Parolen wie «Der Kaiser ist ein Lump!» und «Hoch die deutsche Republik!»,⁵ und derlei Dinge ereigneten sich nicht nur in dieser normalerweise ruhigen Ecke Deutschlands.

Es ist denkbar, dass die Lage hätte unter Kontrolle gebracht werden können, wenn Kaiser Wilhelm II. erkannt hätte, dass nun, da die Bitte um Waffenstillstand ergangen war, seine eigene Position nicht mehr haltbar war – und wäre es nur wegen des weitverbreiteten Gefühls, dass es nach seinem Abtreten leichter sein würde, zu einer Einigung mit den Feinden zu kommen –, und wenn er zugunsten eines seiner Enkelkinder auf den Thron verzichtet hätte. Dieser Ansicht waren Friedrich Naumann und Friedrich Meinecke, die wenige Wochen später, als Deutschland von den Krämpfen der Revolution geschüttelt wurde, privat die Ansicht vertraten, dass diese Entwicklung sich durch einen staatsmännischen Schritt des Monarchen hätte verhindern lassen.⁶ Aber der Kaiser widersetzte sich solchen Vorstellungen, selbst als er auf den wachsenden öffentlichen Wunsch nach seinem Rücktritt aufmerksam gemacht wurde; er zog es vor, sich Wunschphantasien hinzugeben, in denen er an der Spitze der ihm treu gebliebenen Truppen in Deutschland einmarschierte und die Lehnspflicht seiner Untertanen wieder herstellte. Sein halsstarriges Festhalten am Thron machte nicht nur die letzte Chance für ein Überleben seiner Dynastie zunichte, sondern trug auch mit dazu bei, dass die von der Regierung von Prinz Max bewirkten verfassungspolitischen Änderungen in ihrer Bedeutung verkannt wurden und der Eindruck entstand, sie tue nicht alles in ihren Möglichkeiten Stehende, um den Frieden zu erlangen.

Dieser Eindruck verstärkte sich dadurch, dass sich die Waffenstillstandsvereinbarungen länger hinzogen, als man erwartet hatte. Dies lag daran, dass Präsident Wilson erst nach längerem Zögern auf die deutsche Bitte eingegangen war und in dem berechtigten Verdacht, die deutsche Militärführung hoffe womöglich, einen Waffenstillstand zur Vorbereitung einer neuerlichen Offensive nutzen zu können, Bedingungen gestellt und Garantien verlangt hatte, die dies unmöglich machen würden. Die Folge war einerseits, dass der Ruf nach der Abdankung des Kaisers immer lauter wurde, und andererseits bei einzelnen Truppenteilen die Neigung wuchs, dem Krieg auf eigene Faust ein Ende zu machen, ehe er weitere Blutopfer forderte. Die Novemberrevolution entsprang im Wesentlichen aus Aktionen dieser Art, die am Flottenstützpunkt Kiel und in der bayerischen Hauptstadt München unternommen wurden.

Die Unruhen in Kiel wurden ausgelöst durch eine, wie man wohl sagen kann, Revolte der Admirale gegen die Regierung von Prinz Max. Aus der Befürchtung heraus, dass ein Waffenstillstand eine schmachvolle Kapitulation der deutschen vor der britischen Flotte voraussetzen werde,

versuchten Admiral Reinhard Speer, der Chef des Admiralstabs, und sein Erster Offizier, Kapitän Magnus von Levetzow, der Hochseeflotte den Befehl zum Auslaufen aus dem Kieler Hafen und zu einem selbstmörderischen Angriff gegen die britische Flotte zu erteilen, durch den die Ehre einer Waffengattung gerettet werden würde, die seit 1917 nichts Bemerkenswerthes mehr vollbracht hatte. Das Gerücht von der geplanten Operation entfachte den Widerstand der Matrosen, deren Verhältnis zu den Offizieren seit zwei Jahren von erbitterten Auseinandersetzungen über Essensrationen und Arbeitsbedingungen gekennzeichnet gewesen war, und nun kam es zur offenen Sabotage. Als das Flottenkommando versuchte, die Wortführer des Widerstands zu disziplinieren, erregte dies erst recht den Zorn der Meuterer, die nun einen Matrosenrat bildeten, der nicht nur verlangte, dass die eingesperrten Kameraden freigelassen wurden, sondern auch die Abdankung des Kaisers und den sofortigen Friedensschluss forderte.

Zutiefst beunruhigt über diese Entwicklung, die sich zu einer Rebellion gegen den Staat auszuwachsen drohte, wandten sich die Marinebehörden mit der Bitte um Unterstützung an die Regierung, und Prinz Max bat den Staatssekretär Conrad Haussmann und den Mehrheitssozialisten Gustav Noske, nach Kiel zu fahren und die Ordnung wiederherzustellen. Noske, ein freimütiger und energischer Mann, der in den Wirren der folgenden zwei Jahre noch eine herausragende Rolle spielen sollte, traf am 4. November in Kiel ein. In bemerkenswert kurzer Zeit gelang es ihm, die zugespitzte Situation (in den Strassen des Hafenviertels wurde bereits geschossen) in den Griff zu bekommen. Er bewirkte die Freilassung der Gefangenen und überredete die Matrosen, wieder ihren Dienst zu tun.⁷

Er bewerkstelligte dies dadurch, dass er den Matrosenrat für gesetzlich erklärte, nachdem er sich selbst zu seinem Vorsitzenden hatte wählen lassen, und das Flottenkommando und die zivilen Behörden davon überzeugte, dass es ratsam wäre, mit dem Rat zusammenzuarbeiten. Dies war ein erstrangiger persönlicher Triumph für Noske, umso mehr, als es ihm dabei gelungen war, die radikalsten Elemente unter den rebellierenden Seeleuten auszumanövrieren. Gleichwohl vermochte die Regierung in Berlin keinen Nutzen daraus zu ziehen. Die Räte misstrauten der Regierung von Prinz Max, weil sie der Bitte Noskes um eine Amnestie nur zögernd entsprochen hatte, und sie sahen im Überschwang ihres Sieges keinen Anlass, sie als Autorität über sich anzuerkennen. Und es gab viele Deutsche, die mit ihnen einig gingen, denn das Kieler Beispiel hatte Nachahmer gefunden. Am 5. November übernahm ein Matrosenrat de facto die Kontrolle über den grössten deutschen Flotten-

stützpunkt Wilhelmshaven; einen Tag später marschierten Matrosen und Arbeiter in Kolonnen zum Hamburger Rathaus und verlangten, dass ihnen die Organisation des Nachschubs und die Verteilung der Lebensmittel übertragen würde; zur gleichen Zeit besetzte eine Abordnung von Matrosen aus Kiel das Polizeihauptquartier in Braunschweig und ein anderer Trupp, der in den Kasernen des 73. Füsilierregiments in Hannover gefangengehalten worden war, verbrüdete sich mit seinen Bewachern und verhaftete den befehlshabenden General; und am 7. November wiederholte sich dieses Schauspiel in Köln, wo Emissäre aus den Hafenstädten eine Garnison von 45'000 Mann rebellisch machten und einen Rat bildeten, der die Stadt regierte. Am Ende der ersten Novemberwoche konnte sich die Regierung auf keine Garnison in einer der norddeutschen Städte mehr verlassen.⁸

Wie in Kiel, so war es auch in München die Furcht vor den Folgen einer Fortsetzung des Krieges, die zum Autoritätsschwund der örtlichen Gewalten beitrug. Die Kapitulation Österreich-Ungarns und die Auflösung des Habsburgerreichs setzten das Königreich Bayern der Gefahr einer Invasion aus dem Süden aus, und dies weckte in der Hauptstadt die lebhafteste Besorgnis, die auch die Regierung keineswegs zu zerstreuen vermochte, als sie auf lokaler Ebene Verteidigungsmassnahmen einleitete. Die Angst, der Krieg könne München heimsuchen, war es, die den Linkssozialisten Kurt Eisner an die Macht katapultierte. In der Philosophie Kants und Nietzsches geschult, war er als Journalist von 1898 bis 1905 Redaktionsmitglied beim *Vorwärts* gewesen; als entschiedener Gegner der Revisionisten gehörte er der Unabhängigen Sozialdemokratischen Partei seit ihrer Gründung 1917 als Führer des bayerischen Landesverbands an und hatte wegen seiner mit ausserordentlicher Rednergabe vorgetragenen Anti-Kriegs-Agitation den grössten Teil des Jahres 1918 in den Gefängnissen Neudeck und Stadelheim verbracht. Am 14. Oktober freigekommen, verstand er die Stimmung des Volkes richtig zu deuten und an sie zu appellieren. Am 3. November richtete er vor einer riesigen Menschenmenge auf der Theresienwiese scharfe Angriffe gegen eine von der bayerischen Krone angeregte Verfassungsreform, die er als unehrlich und zugleich als unzureichend brandmarkte; er erklärte: «Wir grüssen über die Grenze die neue österreichische Republik und fordern, dass eine vom Volk einzusetzende bayerische Regierung mit den deutschen Republikanern Österreichs gemeinsam den Frieden im Namen Deutschlands verkündet, sofern in Berlin nicht der Wille oder die Macht vorhanden ist, den Frieden sofort zu erreichen.»⁹

Solche Worte, welche die brennendste Sorge der Münchner Bevölkerung ansprachen, verliehen Eisner eine moralische Überlegenheit, die es ihm erlaubte, nicht nur den Versuchen zu trotzen, die die königliche Regierung unternahm, um seine Aktivitäten zu behindern, sondern auch seine sozialdemokratischen Rivalen auszustechen. Am 7. November nutzte Eisner eine weitere Chance. Auf einer Grosskundgebung auf der Theresienwiese, bei der der Führer der Mehrheitssozialisten, Erich Auer, seinen Zuhörern riet, sich auf friedliche Demonstrationen zu beschränken, rief Eisner seine Anhänger, zu denen auch Soldaten und Vertreter des bayerischen Bauernbunds gehörten, zu einem Marsch zur Guldein-Schule, die provisorisch als Kaserne benutzt wurde, auf; dort bewaffneten sie sich und marschierten zu den anderen Garnisonen der Stadt. Bei Einbruch der Nacht waren sämtliche militärischen Hauptquartiere Münchens in ihrer Hand, und noch vor Mitternacht prangten von Mauern und Wänden in der ganzen Stadt rote Spruchbänder, auf denen die Errichtung einer bayerischen Republik verkündet wurde. Am Tag danach berief Eisner ein Kabinett aus Unabhängigen und Mehrheitssozialisten, wobei er sich selbst den Posten des Premierministers und des Aussenministers vorbehielt, versprach, dass in absehbarer Zeit von einer zu wählenden Nationalversammlung eine Verfassung vorgelegt würde, und übertrug die Aufgabe der Aufrechterhaltung der öffentlichen Ordnung an Räte, die in den einzelnen Kasernen, Betrieben und auf den Dörfern gewählt werden sollten. Er rechtfertigte den Staatsstreich mit den Worten:

Die demokratische und soziale Republik Bayern hat die moralische Kraft, für Deutschland einen Frieden zu erwirken, der es vor dem Schlimmsten bewahrt. Die jetzige Umwälzung war notwendig, um im letzten Augenblick durch die Selbstregierung des Volkes die Entwicklung der Zustände ohne allzu schwere Erschütterungen zu ermöglichen, bevor die feindlichen Heere die Grenzen überfluten oder nach dem Waffenstillstand die demobilisierten Truppen das Chaos herbeiführen.¹⁰

Die Ereignisse in Bayern, die die bevorstehende Auflösung des Bismarckschen Reiches anzukündigen schienen, besiegelten das Schicksal der Dynastie der Hohenzollern. Sie brachten Prinz Max von Baden zu der Überzeugung, dass er nicht mehr Herr der Lage war, und liessen ihn am Morgen des 9. November den Rücktritt seiner Regierung bekanntgeben. In einem letzten Versuch, die zusammensackenden Fundamente des Staatsgefüges abzustützen, liess er wissen, der Kaiser und der Kronprinz beabsichtigten, ihren Thronrechten zu entsagen, und der Vorsitzende der Sozialdemokratischen Partei, Friedrich Ebert, werde zum Reichskanzler ernannt und mit der Aufgabe betraut werden, eine konsti-

tuierende Versammlung einzuberufen, die beschliessen werde, welche Gestalt der neue Staat annehmen solle.¹¹ Weder in dieser Erklärung noch in den Worten, die Ebert beim Empfang seiner Amtsinsignien sprach, war von der Errichtung einer Republik die Rede, und Ebert selbst hing gefühlsmässig an der Monarchie, für die zwei seiner Söhne gefallen waren. Aber sie zu retten, dazu war es jetzt zu spät. Nach dem Vorgehen Eisners in München entwickelte sich ein so starker Sog in Richtung Republikanismus, dass Ebert und seine Parteifreunde sich gezwungen sahen mitzuziehen, wollten sie sich nicht von den nicht ungeschickten Strategen der extremen Linken das Heft aus der Hand nehmen lassen. Philipp Scheidemann, der zweite Mann in der Parteiführung der Mehrheitssozialisten, beschloss daher am 9. November um zwei Uhr nachmittags eine Ansprache an eine auf dem Reichstagsplatz versammelte Menschenmenge mit dem Ruf: «Der Kaiser hat abgedankt. ... Es lebe das Neue! Es lebe die Deutsche Republik!»¹²

Der erste Satz dieser Erklärung entsprach nicht genau den Tatsachen, denn Wilhelm II. ergab sich erst spät abends ins Unvermeidliche und floh über die Grenze nach Holland.¹³ Und was den zweiten Teil betraf, so war er lediglich ein Ausdruck der Hoffnung auf die Lebensfähigkeit einer Staatsform, über die nur wenige Leute ausgiebig genug nachgedacht hatten, um zu wissen, ob sie sie wollten oder nicht. Welches Urteil die Menschen letzten Endes darüber fällen würden, hing davon ab, mit welchem Inhalt der Begriff der Republik gefüllt wurde und von wem.

2. Die Unterdrückung der extremen Linken

Ende 1919 schrieb Oswald Spengler über die Mehrheitssozialisten den höhnischen Satz: «Es ist ohne Beispiel: sie hatten plötzlich, was sie seit 40 Jahren erstrebten, die volle Gewalt und empfanden sie als Unglück.»¹⁴ Dieses Wort sollte als das genommen werden, was es war, ein frühes Beispiel für Polemik von rechts; was die tatsächlichen Voraussetzungen angeht, so traf Spengler weder in Bezug auf die Stimmung in der Partei noch in Bezug auf die Situation, in der sie sich befand, das Richtige. Zu behaupten, dass irgendjemand im November 1918 im Besitz der vollen Macht gewesen sei, hiesse die Augen vor der Tatsache zu verschliessen, dass niemand in Berlin auch nur annähernd einen Überblick über die Vorgänge in den übrigen Teilen des Landes besass. Die politische Verwirrung, hervorgerufen durch revolutionäre Umstürze, die Ab-

dankung der Fürsten und durch die Auseinandersetzung zwischen den führer- und disziplinlosen Truppenteilen, die nach dem Waffenstillstand am 11. November in Horden umherstreiften, war einfach zu gross. Ebert und seine Kollegen konnten für den Augenblick nichts tun, das den Ereignissen in München oder Braunschweig einen anderen Verlauf hätte geben können; und selbst in Berlin wurde ihre Macht – die ja genau genommen auf einem verfassungsrechtlich durchaus zweifelhaften Akt, der Amtsübergabe von Prinz Max an Friedrich Ebert, beruhte – von den Arbeiter- und Soldatenräten, den Unabhängigen Sozialdemokraten und dem Spartakusbund in Frage gestellt.

Die bedrohlichsten dieser politischen Gegner waren die Spartakisten. Die Räte hatten kein konsequentes Programm entwickelt und verfügten nicht über zielbewusste Führer, und die Unabhängigen waren eine in sich uneinige und in kritischen Augenblicken unentschlossene Partei. Ein holländischer Beobachter erzählte Carl Sternheim Ende November, sie erinnerten ihn an die konfuse Bande jugendlicher Wegelagerer in Max Reinhardts Inszenierung von Schillers *Räubern*.¹⁵ Der Spartakusbund jedoch, aus dem im Januar 1919 die Kommunistische Partei Deutschlands (KPD) hervorgehen sollte, stellte eine grössere Gefahr dar, denn er besass zwei herausragende Führungspersönlichkeiten: Karl Liebknecht, den Sohn des Mitbegründers der Sozialdemokratischen Partei, und die bemerkenswerte polnische Revolutionärin Rosa Luxemburg. Als theoretische Schriftstellerin bedeutend – Franz Mehring nannte ihre Untersuchung zum Imperialismus «eine wahrhaft überragende, faszinierende Leistung, die seit Marxens Tod nicht ihresgleichen hat»¹⁶ –, verdient Rosa Luxemburg noch mehr für ihre tiefe Einsicht in das Wesen des politischen Handelns einen Platz in den Geschichtsbüchern.¹⁷ Ihre Auffassungen waren vom Erlebnis der Revolution von 1905 und vom fortschreitenden Verlust ihrer Illusionen über die deutsche Sozialdemokratie geprägt, die sich nach ihrer Ansicht von den Aufgaben des wirklichen Lebens zurückgezogen hatte, um sich ausschliesslich der Pflege und Weiterentwicklung des Parteiapparats zu widmen. Sie glaubte, dass Revolutionen durch den spontanen Willen der Massen angetrieben, aber häufig durch die Kurzsichtigkeit von Parteibürokraten gehemmt würden. Eine Revolution sei etwas «Grossartiges und Gewaltiges, solange sie nicht von Sozialdemokraten kaputtgemacht wird».¹⁸ 1918, als sie den Zeitpunkt für eine gesellschaftliche und moralische Umwälzung in Deutschland gekommen sah, betrachtete sie den prototypischen Parteimann Ebert als den Hauptfeind.

Das war klug erkannt. Ebert war nach dem Tod Bebels 1913 zum Vorsitzenden der SPD gewählt worden, weil er organisatorische Fähigkeiten besass und die vorherrschende revisionistische Tendenz in der Partei vertrat.¹⁹ Den Glauben Rosa Luxemburgs an die spontanen Impulse der Arbeiterklasse betrachtete er als romantisch und potentiell gefährlich. Nach seiner Auffassung, wie Friedrich Stampfer sie im *Vorwärts* zum Ausdruck brachte, war Sozialismus = Organisation. «Schlechte Organisation ist der schlimmste Feind des Sozialismus.» Er war vor allem anderen entschlossen, nicht zuzulassen, dass sich das Blutvergiessen und der Bürgerkrieg, von denen die bolschewistische Revolution in Russland begleitet war, in Deutschland wiederholten, und um dies zu verhindern, wollte er die chaotische Übergangsphase, in der sich Deutschland seit dem 9. November befand, möglichst schnell durch einen Akt beenden, der die Regierungsgewalt legitimieren und die öffentliche Ordnung wiederherstellen würde: die Einberufung einer Nationalversammlung, die eine neue Verfassung ausarbeiten und die Grundlage für die Verwirklichung der Demokratie und eines systematischen Sozialisierungsprogramms legen würde.

Seine Bemühungen, dieses Vorhaben durch die Zusammenstellung eines handlungsfähigen provisorischen Kabinetts in die Wege zu leiten, wurden zunächst einmal von den Unabhängigen Sozialdemokraten blockiert; und als es ihm schliesslich gelang, gemeinsam mit ihnen ein Kabinett zu bilden, den Rat der Volksbeauftragten, sah er sich gezwungen, den Grundsatz anzuerkennen, dass die souveräne Macht bei den Soldaten- und Arbeiterräten lag. Die Berliner Räte wählten einen Exekutiv-ausschuss, den Vollzugsrat, der von da an ein Weisungsrecht gegenüber dem Rat der Volksbeauftragten beanspruchte, ein Anspruch, dem sich Ebert bald zu widersetzen begann, weil er sich davon überzeugen konnte, dass der neue Ausschuss ein Forum für Unabhängige des linken Flügels und für Spartakisten war. Das nun einsetzende Tauziehen hinderte den Rat der Volksbeauftragten weitgehend daran, die Ordnung in der Hauptstadt aufrechtzuerhalten, in der Demonstrationen, Streiks und bewaffnete Banden im Dezember und Januar zu alltäglichen Erscheinungen wurden. Die Tatsache, dass die Cafés und Kneipen geöffnet blieben und die Strassenbahnen weiterhin verkehrten,²⁰ ist zweifellos auf eine gewisse unerschütterliche Eigengesetzlichkeit der Alltagsroutine zurückzuführen und kann als ein Zeichen dafür gelten, dass die meisten Menschen an den Ereignissen, die über die Zukunft ihrer eigenen Lebensbedingungen entscheiden, nicht aktiv Anteil nehmen. Es ändert aber nichts an der Tatsache, dass die fortwährenden Störungen und Unruhen

zu Sachbeschädigungen führten und Menschenleben kosteten.²¹ Und dass die Unfähigkeit der Regierung, dem entgegenzusteuern, als unheilvolles Omen für eine Zuspitzung dieser Gewalt bis zu einem Punkt gedeutet werden konnte, an dem das Gewebe der Gesellschaft endgültig und vollständig zerfallen würde.

Mit dieser Aussicht konfrontiert, fasste Ebert den Entschluss, der in den späteren Urteilen über seine Laufbahn alles, was er sonst noch tat, überschattete. Er beschloss, sich mit der Obersten Heeresleitung gegen die von der extremen Linken drohende Gefahr zu verbünden. Es kann nicht daran gezweifelt werden, dass er mit dieser Möglichkeit bereits sympathisierte, ehe die spartakistische Gefahr greifbar wurde. Am Abend des 9. November hatte er einen Telefonanruf von General Wilhelm Groener erhalten, der an die Stelle Ludendorffs in der Obersten Heeresleitung getreten war, als dieser unberechenbare Krieger einen Abbruch der Waffenstillstandsverhandlungen und eine Wiederaufnahme des Krieges angeraten hatte. Groener war, wie bereits oben erwähnt, ein Schwabe mit weniger anachronistischen Anschauungen als die meisten seiner Kollegen; als Chef des Kriegsamts während des Krieges hatte er die Fähigkeit bewiesen, gut mit den Gewerkschaften zusammenzuarbeiten; und er war Realist genug, die Vorteile zu sehen, die eine Fortsetzung der Partnerschaft in erweiterter Form für das Land und für das Heer bieten konnte. Als er Ebert anrief, stellte er dem neuen Kanzler das Heer zur Verfügung und bat darum, die Regierung möge als Gegenleistung alle Anstrengungen unternehmen, damit das Eisenbahnnetz während des Rückzugs der Bodentruppen aus Frankreich intakt blieb, und sie möge vor allem ihre Zusage geben, die bolschewistischen Kräfte an der Heimatfront zu bekämpfen. Es ist verständlich, dass Ebert inmitten der Verwirrung, die in den ersten Stunden nach seiner Amtsübernahme herrschte, diese indirekte Anerkennung der neuen Regierung durch die Oberste Heeresleitung bereitwillig akzeptierte.²² Fragwürdiger war da schon die Beharrlichkeit, mit der er diesem telefonisch geschlossenen Pakt in der folgenden Zeit treu blieb, als es weit weniger Rechtfertigungsgründe dafür gab.

Es ist von anderen Autoren überzeugend dargetan worden, dass der Kanzler eine übertriebene Furcht vor der roten Gefahr hatte und die Gelegenheit versäumte, die Energie und Willenskraft, die in den Arbeiter- und Soldatenräten steckte, zu nutzen, um die Arbeiterklasse für das neue Regime zu begeistern. Wieviel Einfluss das bolschewistische Vorbild auch bei der Entstehung der Rätebewegung zunächst gehabt haben mag, die Mehrheit in den Räteversammlungen war doch, wie Noske in Kiel

festgestellt hatte, in ihren Anschauungen und Zielen gemässigt und weit eher an der Wiederherstellung der zivilen Ordnung und der wirtschaftlichen Sicherheit als an ideologischen Fragen interessiert.²³ Einen Eindruck hiervon erhielt Ebert schon zu einem frühen Zeitpunkt, am 16. Dezember, als im Zirkus Busch in Berlin eine Versammlung von Räten aus dem ganzen Land stattfand. Die verbreitete Befürchtung, die extreme Linke könne diese Gelegenheit für einen Putsch nützen, erwies sich als unbegründet. Die versammelten Delegierten weigerten sich im Gegenteil, den Spartakusbund bei ihren Verhandlungen zu Wort kommen zu lassen, wählten einen neuen Vorstand, der ausschliesslich aus Mehrheitssozialisten zusammengesetzt war, und stellten sich einmütig hinter den Ebertschen Plan der Wahl einer Konstituierenden Nationalversammlung zum frühesten Zeitpunkt.

Nur in einem Punkt zeigte der Rätekongress im Zirkus Busch einen abweichenden Willen, und zwar in Bezug auf die Zusammensetzung des militärischen Apparats. Die Delegierten forderten die sofortige Entlassung von Feldmarschall von Hindenburg und die Auflösung der Kadettenhäuser, also der Schulen, die bis dahin die erste Instanz bei der Heranbildung des Offizierskorps gewesen waren. Nicht zufrieden damit, stimmten sie mit überwältigender Mehrheit für ein von Walter Lampl aus Hamburg vorgeschlagenes Sieben-Punkte-Programm, das die Ablösung des alten Militärsystems durch eine Volkswehr forderte, die ihre Offiziere selbst wählen und unter dem Oberbefehl des Kabinetts und des Vollzugsrats stehen sollte.²⁴ Diese Forderungen waren nicht neu. Sie waren schon in der preussischen konstituierenden Versammlung im Mai 1848 erhoben und erst fallengelassen worden, als durch plötzlich aufflackernde Tumulte des Strassenpöbels in der Hauptstadt und die Unfähigkeit der Zivilgarde, damit fertigzuwerden, das Vertrauen in den Gedanken einer Volksmiliz erschüttert wurde.²⁵ Im Dezember 1918 wurde den Vorschlägen zu einer radikalen Neuorganisation der Militärhierarchie ein ähnliches Schicksal zuteil.

Kaum hatte der Kongress seine Verhandlungen beendet, da erhielt Ebert Besuch von General Groener und seinem engsten Mitarbeiter Major Kurt von Schleicher; sie erklärten ihm, die Garantien, die Groener im Namen des Heeres am Abend des 9. November abgegeben hatte, würden widerrufen und die Regierung ihren eigenen Hilfsquellen überlassen, wenn die von Lampl eingebrachten Resolutionen nicht auf der Stelle offiziell abgelehnt würden. Es ist nicht möglich zu sagen, wie Ebert auf diese Drohung reagiert hätte, wäre ihm Zeit zum Nachdenken geblieben.

Seine unmittelbare Antwort war ein kompromisslerisches, ziemlich unbestimmtes Versprechen, dass die Lampl'schen Resolutionen nicht auf das Feldheer angewendet würden.²⁶ Unglücklicherweise betrachteten die Unabhängigen Sozialdemokraten dies sogleich als einen Verrat, und das führte schliesslich zu ihrem Rückzug aus dem Kabinett. Schon ehe sie diesen Schritt taten, begann einer ihrer Minister, Emil Barth, ein Mann vorschneller und kurzsichtiger Urteile, die Matrosen- und Arbeiterräte Berlins aufzuhetzen. Die Folge war eine neue Serie von Unruhen, die am 23. Dezember begannen, als die radikalste und undisziplinierteste Gruppe innerhalb der Rätebewegung, die Volksmarinedivision, die Reichskanzlei belagerte und die Regierung eine Zeitlang gefangenhielt. Die Unruhen nahmen von Tag zu Tag zu, bis am 15. Januar 200'000 Arbeiter fahnen-schwenkend und waffentragend durch die Strassen marschierten und gegen einen Versuch der Regierung protestierten, die Disziplin in der Sicherheitspolizei durch die Entlassung ihres Chefs wiederherzustellen. Unter dem Druck dieser Ereignisse und einiger klarer Anzeichen dafür, dass die Spartakisten nicht nur die Agitation verstärkten, sondern einen Staatsstreich planten, liess Ebert alle Gedanken fahren, die er sich vielleicht noch über die Verwirklichung der militärischen Reformforderungen des Kongresses gemacht hatte.

Diese Entscheidung des Kanzlers wurde sicherlich durch die offenkundige Unzuverlässigkeit der bestehenden Volksmilizen beeinflusst. Seit November waren immer wieder Versuche unternommen worden, Wachregimenter, Garden und republikanische Schutzwehren in den grösseren Städten aufzubauen, und diese Anstrengungen wurden verdoppelt, als Ebert Ende Dezember einen der durch das Ausscheiden der Unabhängigen freigewordenen Kabinettsposten mit Gustav Noske besetzte und ihn ermächtigte, in seiner Funktion als Verteidigungsminister eine Truppe aufzustellen, die in der Lage sein würde, die Regierung zu schützen. Noske stellte rasch fest, dass auf Seiten der Arbeiterklasse die Neigung nur gering war, militärische Aufgaben irgendwelcher Art zu übernehmen, und dass man auf die wenigen neuen republikanischen Garden, die es ihm aufzustellen gelungen war, ebensowenig wie auf die schon bestehenden zählen konnte, wenn es galt, Demonstrationen gegen die Regierung in Schach zu halten oder zu zerstreuen.²⁷ Als die Spartakisten (jetzt die Kommunistische Partei) sich nach langem Hin und Her entschlossen, einen ernsthaften Versuch zur Eroberung des Stadtzentrums von Berlin zu unternehmen, und in der Nacht vom 5. zum 6. Januar Stützpunkte wie das Gebäude des *Vorwärts* und das Wolff'sche Tele-

graphenbüro erstürmten und besetzten, erwies sich die Berliner Sicherheitswehr als ebenso ohnmächtig, wie die Bürgerwehr es bei den Angriffen auf das Berliner Zeughaus im Juni 1848 gewesen war. Von einigen vereinzelt Ausnahmen abgesehen, ergaben sich die Wachtruppen, ohne einen Schuss abzufeuern.

Konfrontiert mit einer anscheinend kurz bevorstehenden kommunistischen Machtübernahme in der Hauptstadt und alarmiert durch Berichte über polnische Einfälle in Posen und Schlesien und bolschewistische Aktivitäten in den baltischen Ländern beunruhigend nahe der ostpreussischen Grenze, kamen Ebert und Noske auf das Hilfsangebot der Obersten Heeresleitung zurück. Hindenburg und Groener verfügten zu diesem Zeitpunkt nur noch über wenige aus dem regulären Heer übriggebliebene zuverlässige Einheiten, aber im Dezember hatten sie, angeregt durch ein Memorandum des Generals Ludwig von Maercker, des vormaligen Kommandeurs der 214. Infanteriedivision, damit begonnen, frühere Offiziere zur selbständigen Rekrutierung von Freiwilligenverbänden zu ermuntern. Die Leichtigkeit, mit der sich solche Freikorps aufstellen ließen, stand in scharfem Kontrast zu den unzulänglichen Versuchen, eine schlagkräftige Volkswehr aufzubauen.²⁸ Entlassene Leutnants und Unteroffiziere, die sich schwertaten, ins Zivilleben zurückzufinden, Universitätsstudenten und Abenteurer, Patrioten und Herumtreiber meldeten sich aufgrund von Aufrufen wie dem folgenden, von Maercker verbreiteten:

An die Stelle der Kaiserlichen Regierung ist die des Reichskanzlers Ebert getreten ... Sie braucht aber Machtmittel zum Kampf an den Reichsgrenzen wie zum Kampf im Innern. Im Osten stehen die Bolschewisten Russlands, stehen die Polen und Tschechen an den deutschen Grenzen und bedrohen sie. Im Innern des Reiches geht alles drunter und drüber. Überall Plünderung, überall. Unordnung, nirgendwo mehr Achtung vor Gesetz und Recht, Achtung vor persönlichem und staatlichem Eigentum ... Da wollen wir einspringen ...²⁹

Ihre Hingabe an das Vaterland war unleugbar, aber – wie sich Friedrich Meinecke fragte, als er nahe dem Luisenstift an der Podbielskiallee im Berliner Vorort Dahlem eine Kolonne von Kämpfern vorbeimarschieren und «Heil dir im Siegerkranz» pfeifen hörte – wie würde es um ihre Treue zur Republik bestellt sein?³⁰ Als Oberst Wilhelm Reinhard, einer der ersten Freikorpsführer, von einem Journalisten gefragt wurde, ob es nicht stimme, dass er die Regierung ein Gesindel und die neue Fahne einen jüdischen Putzlappen genannt habe, gestand er frohgemut, er habe wohl etwas Derartiges gesagt, und fügte, zu weiteren Auskünften gedrängt, hinzu: «Ich mache keinen Hehl daraus, dass ich Monarchist bin.

Mein Gott, wenn man 30 Jahre lang seinem König und Kaiser treu gedient hat, dann kann man nicht plötzlich sagen: Von morgen an bin ich Republikaner ... Aber fürchten Sie sich nicht. Ich halte es für unmöglich, die Monarchie im Augenblick wieder aufzurichten. Das verbietet uns allein schon die Entente. Aber: was in 10 Jahren sein kann ...»³¹

Geführt von Männern wie Reinhard, bewaffnet und versorgt aus regulären Heeresdepots und vereint unter der Obersten Heeresleitung von General Walther Lüttwitz: das waren die Truppen, auf die Ebert und Noske sich glaubten verlassen zu müssen, sollte ihre Regierung den Januar des Jahres 1919 überleben. Die Freikorps verschafften ihnen die Ordnung, die sie wollten, aber um einen verhängnisvollen Preis. Am 10. Januar eröffnete die Brigade Reinhard den langen und blutigen Feldzug gegen den Kommunismus mit einem erfolgreichen Überfall auf das spartakistische Hauptquartier in Spandau, während das Freikorps Potsdam, geführt von Major Stephani unter Einsatz von Flammenwerfern, Maschinengewehren, Mörsern und Artillerie das Gebäude des *Vorwärts* zurückeroberte. Am 11. Januar marschierte Noske selbst an der Spitze von 3'000 Mann von seinem Hauptquartier in Dahlem durch die Potsdamer Strasse und die Leipziger Strasse zum Tiergarten, zur Wilhelmstrasse und zum Berliner Rathaus, wobei er im gutbürgerlichen Charlottenburg bejubelt wurde und nirgendwo auf Gegenwehr stiess. Weitere Trupps erreichten Berlin von Lichterfelde und Zehlendorf aus und gingen systematisch daran, die Stadt unter ihre Kontrolle zu bringen. Es kam kaum zu organisierten Schlachten – der spartakistische Aufstand war schlecht vorbereitet gewesen und fand kaum Unterstützung –, und es wurden nicht viel mehr als hundert Rebellen getötet, während die Freikorps dreizehn Gefallene und zwanzig Verwundete beklagten.³²

Unter den getöteten Kommunisten waren Karl Liebknecht und Rosa Luxemburg, die am 15. Januar zusammen mit Wilhelm Pieck, einem Mitglied des Revolutionskomitees, von Einheiten der Garde-Kavallerie-Schützen-Division gefangenengenommen wurden. Pieck überlebte und wurde später, nach 1945, der erste Präsident der Deutschen Demokratischen Republik, Luxemburg und Liebknecht waren weniger glücklich. Nach einem Verhör im Hotel Eden wurden sie nacheinander unter dem Vorwand, ins Gefängnis Moabit überführt zu werden, von dort weggebracht. Beim Verlassen des Hotels erhielten sie von einem Soldaten namens Runge Gewehrkolbenschläge auf den Schädel und wurden dann jeweils in ein wartendes Auto gezerrt. Liebknecht wurde in der Nähe des Tiergartens zum Aussteigen aus dem Auto gezwungen und von ei-

nem Hauptmann Pflug-Hartung «auf der Flucht» erschossen; seine Leiche wurde dann ohne jede Angabe zur Person in ein Leichenschauhaus eingeliefert. Rosa Luxemburg wurde im Auto von einem Leutnant Vogel erschossen, und ihre Leiche wurde in den Landwehrkanal geworfen, wo sie erst Ende Mai entdeckt wurde.³³ Diese brutalen Morde schlugen der deutschen Arbeiterbewegung eine Wunde, von der sie sich nicht erholte. Selbst diejenigen, die 1918 zum Spartakusbund gestossen und in der Folge von der politischen Entwicklung des deutschen Kommunismus enttäuscht worden waren, fanden nur schwer oder gar nicht den Weg zurück zu der Partei, die diese Gesinnungsmorde stillschweigend hingenommen hatte oder hinzunehmen schien.³⁴ Die Erinnerung an Karl Liebknecht und Rosa Luxemburg sollte eines der grössten Hindernisse für ein wirkliches Bündnis der linken Parteien bleiben, auch dann noch, als Adolf Hitler vor den Toren stand.

In Noskes geschäftigem Hauptquartier war keine Zeit, über die möglichen späteren Folgen dessen nachzudenken, was gegenwärtig geschah. Berlin war nicht ganz Deutschland, aber was sich im Januar in der Hauptstadt ereignete, übte eine ansteckende Wirkung auf radikale Gruppierungen in anderen Städten aus. Ende Januar konnte Lüttwitz jedoch dem Verteidigungsminister mitteilen, dass er genug Truppen und Waffen habe, um sich die anderen Unruheherde vornehmen zu können, ohne die Sicherheit der Regierung zu gefährden, und er hielt Wort. Im Februar und März warfen die Freikorps von Maercker und Lichterschlag spartakistische Aufstände in Bremen, Cuxhaven und Wilhelmshaven, in Mülheim und Düsseldorf und in Halle nieder. In der zweiten Märzwoche führte ein von Unabhängigen und Kommunisten ausgerufenen Generalstreik in Berlin zu heftigen Strassenkämpfen und zu Überfällen auf Polizeiwachen, angeführt von Fabrikarbeitern aus Spandau, Henningsdorf und Marienfelde unter kommunistischer Führung und mit Unterstützung der Volksmarinedivision und von Teilen des unschlüssig schwankenden Republikanischen Schutzkorps. Noske zog unverzüglich 42'000 Mann an Truppen in der Stadt zusammen und erliess jenen berüchtigten Befehl, der die sofortige Erschiessung jedes mit einer Waffe in der Hand ergriffenen Aufständischen erlaubte. Angeführt von den Landsknechten Reinhards und der Garde-Kavallerie-Schützen-Division des ebenso rücksichtslosen Hauptmanns Pabst, machten die Freikorps grosszügigen Gebrauch von diesem Blankoscheck und töteten, ehe der Widerstand erlosch, 1'200-1'500 ihrer Gegner; sie selbst zählten dabei 75 Tote, 150 Verwundete und 38 Vermisste.³⁵

Damit war das Morden nicht beendet. Im April stellten Maerckers Geschütze die Ordnung in Braunschweig und Magdeburg wieder her, während die Freikorps Goerlitz und Faupel in Dresden einzogen. Anfang Mai befriedeten Maercker und Hülsen Leipzig; und schliesslich erreichte die grosse Säuberungsaktion noch im gleichen Monat ihren Höhepunkt mit der Eroberung Münchens.

Der so kometengleich aufgegangene Stern Kurt Eisners verglühte und stürzte nun wie ein ausgebrannter Feuerwerkskörper ab. Während er vergeblich versuchte, den Frieden durch die Herstellung eines persönlichen Kontakts zu Woodrow Wilson zu sichern,³⁶ erlebte Bayern einen spürbaren wirtschaftlichen Niedergang, der sich in einem Mangel an Lebensmitteln und Brennstoffen, in steigenden Preisen, in hoher Arbeitslosigkeit und in einer bedrohlichen Erschöpfung der Staatskasse aufgrund der seit November betriebenen unrealistischen sozialen Wohlfahrtsmassnahmen äusserte. Als im Januar Parlamentswahlen abgehalten wurden, erlitt die Partei Eisners eine demütigende Schlappe, und die Mehrheitssozialisten, die davon am meisten profitierten, forderten ihn ultimativ auf, diese Ergebnisse anzuerkennen und sein Amt niederzulegen, um den Weg zu normalen parlamentarischen Verhältnissen freizugeben. Nach einigen Versuchen, dieser Konsequenz durch Appelle an die Einheit aller Sozialisten auszuweichen, gab Eisner schliesslich nach. Als er am 21. Februar in Begleitung seiner Sekretäre und seiner bewaffneten Leibwache zum Landtagsgebäude ging, um seine Rücktrittsrede zu halten, wurde er von einem jungen Adeligen namens Arco-Valley angeschossen und tödlich verwundet. Eine Stunde später drang ein Angehöriger des revolutionären Arbeiterrats in den Landtag ein und verwundete in einem Racheakt den Führer der Mehrheitssozialisten, Erich Auer, schwer.³⁷ Die Schüsse vom 21. Februar markierten den Beginn einer zweiten revolutionären Welle in der bayerischen Hauptstadt. Obwohl der Landtag am 18. März ein Kabinett unter dem Mehrheitssozialisten Johannes Hoffmann ermächtigte, diejenigen Gesetze und Verordnungen zu erlassen, die es zur Wiederherstellung der Ordnung im Lande für notwendig erachtete, gelang es dem neuen Ministerpräsidenten nicht, die zunehmende Polarisierung zwischen den parlamentarischen Parteien und den örtlichen Arbeiter- und Soldatenräten abzubauen, die seit Anfang des Jahres von den Kommunisten unterwandert worden waren. Anfang April riefen die Massen der Arbeitslosen auf grossen Versammlungen in den Münchner Bierkellern nach revolutionären Taten, und die Hauptstadt war ein so heisses Pflaster geworden, dass Hoffmann es vorzog, mit seiner Regierung nach Bamberg umzuziehen.

Das durch diese Flucht entstandene Vakuum besetzte nun eine Gruppe von Volkstribunen, wie man sie seit den Tagen der Pariser Kommune nicht erlebt hatte – der anarchistische Philosoph Gustav Landauer, der junge Dramatiker Ernst Toller, der Poet des Bohème-Lebens Erich Mühsam, dessen hauptsächlich politische Tat darin bestand, dass er ein Gedicht mit dem Titel «Der Lampenputzer» verfasste, in dem die Mehrheitssozialisten verhöhnt wurden, sowie ein unzurechnungsfähiger Akademiker namens Dr. Franz Lipp, der den Posten des Aussenministers übernahm und als erste Amtshandlung ein Telegramm an den «Genossen Papst, Petersdom, Rom» abschickte, in welchem er Hoffmann anklagte, den Schlüssel zu einer Toilette entwendet und mitgenommen zu haben, und aus Kants Werk *Zum ewigen Frieden* zitierte.³⁸

Die Posse dieser eigenartigen Räterepublik war eine Neuauflage jenes Revolutionsspiels, über das Alexander Herzen sich mokierte, nachdem er 1848 durch Deutschland gereist war. Sie währte nur sechs Tage; dann wurde das Unternehmen von einer ernstzunehmenden Junta unter Führung von Eugen Leviné in die Hand genommen; Levine, ein in Russland geborener Anhänger Rosa Luxemburgs, hatte von der kommunistischen Parteiführung in Berlin den Auftrag erhalten, die bayerische Sektion der Partei zu übernehmen. Am 13. April proklamierte Levine, unterstützt und legitimiert von einem neugewählten Zentralausschuss der Arbeiter- und Soldatenräte Münchens, die Diktatur des Proletariats und begann rasch mit dem Aufbau einer Roten Armee, die Bayern gegen Angriffe von aussen verteidigen sollte. Es war ein zum Scheitern verurteiltes Unterfangen. Einen Monat früher, als in Budapest noch Béla Kuns Rätereherrschaft bestand und die Kommunisten reale Aussichten hatten, die Macht in Wien zu übernehmen, hätte Leviné vielleicht hoffen können, wenn nötig, von dort her Unterstützung zu erhalten, aber Mitte April waren die Kommunisten in beiden Hauptstädten in die Defensive gedrängt, und so gab es nichts, das die Regierung Ebert daran hätte hindern können, in Bayern das zu vollenden, was sie im übrigen Deutschland bereits vollbracht hatte.

Am Tag nach der Ausrufung der Räterepublik unter Leviné bat Johannes Hoffmann in der bitteren Erkenntnis, dass die ihm ergebenden Kräfte weder von der Zahl noch vom Kampfeswillen her in der Lage sein würden, die Hauptstadt zurückzuerobern, Berlin zu Hilfe. Noske war hoch erfreut und erteilte einer 20'000 Mann starken Streitmacht den Marschbefehl gen Süden. Nur die Hälfte dieser Truppen traf rechtzeitig zur grossen Abrechnung ein, aber die Soldaten erhielten Schützenhilfe

von in Nordbayern aufgestellten Freikorps wie dem Bayerischen Schützenkorps von Epp und dem Freikorps Oberland und von Truppen aus Württemberg; so kam eine wohlausgerüstete Streitkraft von 22'000 Mann zusammen, die unter dem Oberkommando des preussischen Generalmajors von Oven gegen München vorrückte. Ihre ersten Abteilungen drangen, aufgestachelt durch die Nachricht, dass die Rote Armee zehn Geiseln ermordet hatte, am 1. Mai in die Stadt ein und übten ohne Ansehen der Person Rache: Dutzende von Personen wurden aus blossem Verdacht auf revolutionäre Betätigung erschossen. Die bayerische Räterepublik brach rasch zusammen, und ihre Führer wurden eingefangen. Landauer wurde von Soldaten zu Tode geprügelt; Levine wurde des Hochverrats angeklagt und erschossen; Toller und Mühsam erhielten Zuchthausstrafen von zehn bzw. fünfzehn Jahren. In den Strassen regierte für Wochen ein regelrechter Weisser Terror, der beinahe tausend Menschen das Leben kostete.³⁹

Diese «Liquidierungen» in München enthoben die Regierung Ebert der letzten Gefahr, die ihr von links drohte. Die Stabilisierung der Regierungsmacht war erzielt worden durch Gewalt und gedungene Helfer, mit deren republikanischer Überzeugung es nicht weit her war. Es ist ratsam, sich beiläufig zu vergegenwärtigen, dass viele von denen, die 1919 so eifrig mithalfen, den Spartakusbund niederzuwerfen – dazu gehörten auch Leute wie Pflugk-Hartung und Vogel, Pabst, Faupel und Reinhard –, ihre Laufbahn als begeisterte Anhänger Adolf Hitlers beendeten. Doch selbst wenn Ebert sich des Risikos, das er einging, als er das Schicksal seiner Regierung in die Hände der Obersten Heeresleitung legte, bewusst gewesen wäre, ist es wenig wahrscheinlich, dass seine Politik anders ausgesehen hätte. Sein Ziel war es von Anfang an gewesen, die Einheit des Reichs zu erhalten, eine Neuauflage der russischen Tragödie auf deutschem Boden zu verhüten und das Fundament der Regierung vom 9. November durch einen Akt der nationalen Legitimation zu verbreitern,⁴⁰ und die Hilfe der Obersten Heeresleitung und der Freikorps war in seinen Augen notwendige Voraussetzung für die Sicherstellung der Wahl und des Zusammentritts einer Nationalversammlung gewesen, die für ihn die Verwirklichung seiner politischen Ziele symbolisierte.

Als das deutsche Volk Mitte Januar 1919 zu den Wahlurnen gerufen wurde, erhielt die Sozialdemokratische Partei Eberts insgesamt 11½ Millionen Stimmen, die ihr 163 der insgesamt 423 Sitze in der Nationalversammlung sicherten. Die Unabhängigen Sozialdemokraten hingegen, die die Rätebewegung unterstützt hatten, erzielten nur 2¼ Millio-

nen Stimmen und 22 Mandate, und die Kommunisten, die sich an der Wahl nicht beteiligten, entsandten gar keinen Vertreter. Die Parteien, die der Stimmenzahl der Mehrheitssozialdemokraten am nächsten kamen, waren dieselben, mit denen sie während des Krieges zusammengearbeitet hatten und die auch in den folgenden Jahren ihre engsten Verbündeten sein würden; das Zentrum mit 6 Millionen Stimmen und 91 Sitzen und die Deutsche Demokratische Partei (DDP), die Erbin der alten Fortschritts-Tradition, mit 5½ Millionen Stimmen und 75 Mandaten. Die Konservativen, die nun unter dem neuen Namen Deutschnationale Volkspartei (DNVP) auftraten, erhielten 3 Millionen und 44 Sitze, und die neue Deutsche Volkspartei (DVP) Gustav Stresemanns, die Nachfolgerin der Nationalliberalen Partei, gewann mit einer Stimmenzahl von etwas über 1 Million 19 Sitze.

Dieses Ergebnis stellte, was immer es auch sonst beweisen mochte, kaum ein überwältigendes Vertrauensvotum für die Partei Friedrich Eberts dar, die nur 38 Prozent der Wählerstimmen gewann. Im Grunde sah es danach aus, als sei durch die Wahl so etwas wie das Vorkriegsgleichgewicht der parlamentarischen Kräfte wiederhergestellt worden.⁴¹ Das bedeutete: Wenn die Einheit der sozialistischen Kräfte der erste Grundsatz war, den die Ebertsche Politik auf die Verlustliste setzte, so folgte dem als zweites das Prinzip der Sozialisierung der Wirtschaft, denn die Mehrheitssozialisten waren allein nicht mehr stark genug, um dies durchzusetzen.

Es sind jedoch Zweifel angebracht, ob Ebert und seine engsten Mitarbeiter dies überhaupt als ein Unglück betrachteten. Im November hatte der Rat der Volksbeauftragten, dem spürbaren Verlangen der Parteibasis nach einer durchgreifenden sozialen und wirtschaftlichen Umgestaltung des Landes Rechnung tragend, eine Sozialisierungskommission gebildet, welche die Regierung in dieser Frage beraten sollte. Diese neunköpfige Expertengruppe, zu der Karl Kautsky und Rudolf Hilferding und später auch der Volkswirtschaftler Joseph Schumpeter gehörten, begann konkrete Pläne für die umgehende Verstaatlichung hochkonzentrierter Industrien wie Kohle und Eisen auszuarbeiten. Ihre Arbeit stiess jedoch von Anfang an auf grosse Skepsis von Seiten der Parteioberen, die sich vor den durch übereilte Experimente womöglich ausgelösten Konflikten fürchteten und es für das wichtigste hielten, zunächst einmal den Arbeitsfrieden zu sichern und die Produktion wieder voll in Gang zu setzen. In seiner Rede am 10. Dezember verlieh Ebert dieser Stimmung mit den Worten Ausdruck: «Arbeit ist die Religion des Sozialismus.»⁴²

Einen rührigen Widersacher fand die Kommission auch in Rudolf Wissell, der zusammen mit Noske im Dezember 1918 in den Rat der Volksbeauftragten eingetreten und im Februar zum Leiter des Wirtschaftsministeriums berufen worden war, und in dessen engstem Mitarbeiter innerhalb des Ministeriums, Wichard von Moellendorff. Moellendorff, ein Ingenieur, der sich brennend für die Probleme der nationalen industriellen Organisation interessierte, war während des Krieges Mitarbeiter von Walter Rathenau gewesen und hatte in dieser Funktion Vorschläge für eine Rohstoffkommission ausgearbeitet, auf deren Grundlage Rathenaus Kriegsrohstoffabteilung entstand.⁴³ Er war gleichermaßen ein Gegner der ungezügelten freien Wettbewerbswirtschaft, die in seinen Augen den Krieg mitverschuldet hatte, wie des simplen ideologischen Dogmas, dass die Enteignung der Ausbeuter alle wirtschaftlichen Probleme lösen würde. Er favorisierte stattdessen eine staatlich kontrollierte Wirtschaft mit ausgeprägt autarkistischer Ausrichtung, die auf der partnerschaftlichen Zusammenarbeit von Unternehmern und Arbeiterschaft beruhen und von Technokraten geleitet würde. Der Sozialismus Moellendorffs ähnelte also dem, den Spengler in *Preussenthum und Sozialismus* (1919) propagierte, einem Buch, das ihn stark beeinflusst hatte; es hob gegenüber dem Internationalismus der Sozialisten den Nationalismus, gegenüber der Spontaneität die Disziplin hervor. Wissell, der sich in der Gewerkschaftsbewegung hervorgetan hatte und in der für einen Gewerkschaftsfunktionär typischen Weise das Misstrauen gegenüber Parteintellektuellen mit einer Vorliebe für Disziplin und einer starken persönlichen Überzeugung von der Notwendigkeit sozialer Reformen verband, setzte sich nach Kräften für die Verbreitung der Gedanken seines Assistenten ein.⁴⁴

Er tat dies so wirkungsvoll, dass die Sozialisierungskommission mit ihren Plänen nicht weiterkam und sich im März 1919 sang- und klanglos auflöste. Aber auch aus den Wissell-Moellendorffschen Vorstellungen einer gelenkten Wirtschaft wurde nicht viel, sieht man von einem Sozialisierungsgesetz, das in allgemeinen Begriffen das Prinzip der Gemeinwirtschaftlichkeit als verpflichtendes Ziel für die Regierung und für alle Bürger festlegte, und einem Gesetz zur gemeinwirtschaftlichen Organisation der Kohleindustrie ab, das ein paritätisch aus Vertretern der Regierung, der Bergbauunternehmen und der Arbeiterschaft zusammengesetztes Expertengremium vorsah, das seine Anwendung überwachen sollte. Beide Gesetze nahm die Nationalversammlung im März 1919 ohne grosse Begeisterung an. Sie blieben so gut wie folgenlos, und die Versuche Wissells und Moellendorffs, in Richtung auf weitergehende

und besser ausgearbeitete Formen der staatlichen Wirtschaftslenkung vorwärtszukommen, bei denen «selbstverwaltende Organe» eine wesentliche Rolle spielten, die eine entfernte Ähnlichkeit mit den Arbeiterräten von 1919 aufwiesen und in mancher Hinsicht dem englischen Zunftsozialismus nachempfunden waren, stiessen weder bei den Unternehmern noch bei der Arbeiterschaft auf Wohlwollen, dagegen aber auf die heftige Opposition der parlamentarischen Verbündeten der SPD, also des Zentrums und der Demokraten. Im Juli 1919 schieden beide Männer freiwillig aus dem Ministerium aus, und die Sozialisierung wurde zu den Akten gelegt.

Es war wohl unvermeidlich, dass es so kam. Die Regierung war in den Jahren 1919 und 1920 mit zu vielen anderen Problemen und Krisen konfrontiert, als dass sie genügend Zeit für eine ernsthafte wirtschaftliche und gesellschaftliche Planung hätte aufwenden können.

3. Verfassung, Öffentlicher Dienst, Justiz und Erziehungssystem

Die Mitte Januar in die Nationalversammlung gewählten Abgeordneten versammelten sich einen Monat später in Weimar, der Stadt Goethes und seines Gönners Karl August und zeitweiligen Heimat jenes sprachgewaltigen deutschen Dichters, der seine Landsleute zu lehren versucht hatte, dass wahre Grösse sich nicht nach Reichtum und Macht bemass, sondern sich am Festhalten an moralischen Überzeugungen und an der Hingabe an die Sache der Freiheit zeigte. Ein Zyniker würde vielleicht erklären, in einem Zeitalter, in dem die Worte des Schillerschen Helden Wallenstein nur allzuviel Gültigkeit zu besitzen schienen – «Dem bösen Geist gehört die Erde, nicht dem guten» –, sei diese Heimstatt der Künste ein der wirklichen Welt doch wohl ziemlich weit enthobener Ort gewesen, aber es lässt sich kaum bestreiten, dass er als Schauplatz für die Grundsteinlegung zu einem freien Deutschland geeigneter war als Potsdam oder Berlin. Und dies war schliesslich die Aufgabe, mit der die Nationalversammlung sich – nachdem sie Friedrich Ebert in das neugeschaffene Amt des Reichspräsidenten gewählt und seine Partei beauftragt hatte, mit den anderen Parteien Verhandlungen über die Bildung einer Regierung aufzunehmen – von Februar bis August befasste, dem Monat, in dem die Weimarer Verfassung verkündet wurde.

Zu seiner Zeit wurde dieses Dokument als in sich folgerichtige und gründliche Verkörperung des Gedankens der Volkssouveränität geprie-

sen; in der Rückschau neigen wir, belehrt durch die tatsächliche Entwicklung, eher dazu, die Weimarer Verfassung an den ihr innewohnenden und manchmal geradezu in ihren Tugenden verborgenen Schwächen zu messen, die den Untergang der Republik, den die Verfassung zu verhindern berufen war, mitermöglichten. Ihre Bestimmungen setzten ein Verlangen nach Demokratie und ein Verständnis der mit ihr verbundenen Verantwortung voraus, das im Deutschland des Jahres 1919 noch lange nicht so verbreitet und verwurzelt war wie ihre Schöpfer es zu glauben schienen. Viele von denen, die am lautstärksten ihre demokratische Überzeugung beteuerten, waren im Herzen ebenso monarchistisch gesinnt wie der kein Blatt vor den Mund nehmende Oberst Reinhard. Die Demokratie war ihnen als Mittel recht, mit dem man die Alliierten zu milderen Friedensbedingungen für Deutschland bewegen konnte, aber als die Siegermächte sich in Paris weigerten, ihnen diesen Gefallen zu erweisen, bekehrten sie sich rasch und sehr gründlich wieder zu ihren wirklichen Überzeugungen. Was die grosse Mehrheit des deutschen Volkes anging, so war bei ihr ein Verständnis demokratischer Regierungsformen oder gar ein Wunsch danach weder durch die historische Entwicklung ihres Landes noch durch das Beispiel seiner grossen geschichtlichen Gestalten gefördert worden. Was sollte man denn auch vom deutschen Durchschnittsbürger erwarten, wenn ein Thomas Mann es 1918 fertigbrachte zu sagen: «Ich will nicht die Parlaments- und Parteiwirtschaft, welche die Verpestung des gesamten nationalen Lebens mit Politik bewirkt ... Ich will nicht Politik. Ich will Sachlichkeit, Ordnung und Anstand. Wenn das philisterhaft ist, so will ich ein Philister sein.»⁴⁵ Es war in der Tat philisterhaft – eine Variante der spießbürgerlichen Überzeugung, dass «die beste Regierung eine gute Verwaltung ist». Kaum eine sehr tragfähige Grundlage für eine demokratische Republik.

Denn dies war es, was das Deutsche Reich dem ersten Artikel der Verfassung zufolge nichtsdestoweniger sein sollte; mutig verkündete sie weiter: «Die Staatsgewalt geht vom Volke aus»; und die darauffolgenden Artikel unterstrichen die Macht und die Rechte des Volkes und garantierten sie, soweit Worte etwas garantieren können. Das Volk sollte in geheimer, direkter und allgemeiner Wahl den Reichspräsidenten wählen; sein Wille sollte im Reichstag Gesetz werden, einem Reichstag, der im Vergleich zu seinem Vorgänger aus der Kaiserzeit mehr Rechte besass, während der Reichsrat, der als Nachfolger des Bundesrats die Einzelstaaten repräsentierte, nur noch nominelle Befugnisse besass. Die Gesetzgebung sollte ausschliesslich im Reichstag erfolgen, und vor seinen

Angehörigen hatten der Kanzler und die anderen Minister ihre Politik zu verantworten.

In ihrem Eifer, das Möglichste an Demokratie zu verwirklichen, entschieden sich die Schöpfer der Verfassung für das Prinzip der Verhältniswahl und führten die noch vollkommen unerprobten Möglichkeiten des Volksbegehrens und der Volksabstimmung ein. Aus diesen Neuerungen sollten viele Konflikte erwachsen. Das Verhältniswahlsystem ist zweifellos die beste Methode, wenn man sicherstellen will, dass sich alle politischen Meinungsschattierungen im Parlament niederschlagen, aber es funktioniert am besten in Zeiten des politischen und gesellschaftlichen Friedens und in Situationen, in denen allgemeine Übereinstimmung über die Regeln des politischen Mit- und Gegeneinander besteht. Keine dieser Bedingungen war im Nachkriegsdeutschland erfüllt, und das neue Wahlsystem hatte zur Folge, dass der Gesetzgebungsprozess durch die steigende Zahl der im Reichstag vertretenen Parteien erschwert wurde und eine einzelne Partei kaum noch die Möglichkeit hatte, die Mehrheit zu erringen. So mussten zwangsläufig Koalitionsregierungen gebildet werden, während gleichzeitig dadurch, dass auch antidemokratische Splittergruppen, die sonst vielleicht wegen Mangels an Publizität eingegangen wären, die Gelegenheit zur Selbstdarstellung im Parlament und zur Gewinnung weiterer Wähler erhielten, die Sicherheit der Republik gefährdet wurde. All dies bewirkte eine sozusagen angeborene Unstetigkeit, die sich in einem fortwährenden, für den aussenstehenden Beobachter geradezu belustigenden Wechselspiel, einem Kommen und Gehen der Koalitionen und in unablässigen Neu- und Umbildungen des Kabinetts äusserte. Dies sowie die zu häufige Auflösung des Reichstags mit den dadurch notwendig werdenden Neuwahlen führten allmählich dazu, dass in der Allgemeinheit die Achtung vor dem parlamentarischen System nachliess.

In ähnlicher Weise führten auch die Einrichtungen des Volksbegehrens und der Volksabstimmung, teilweise weil keine Sicherungen gegen ihren Missbrauch eingebaut waren, zu unglücklichen Ergebnissen. Die Bedingungen für die Erzwingung einer Volksabstimmung zu einem beliebigen Thema waren so leicht zu erfüllen, dass die Feinde der Republik dieses Instrument für ihre obstruktiven Zwecke verwenden konnten, wie sie es beispielsweise 1929 bei der Debatte über den Young-Plan taten, die eine der wichtigsten Sprossen auf der Erfolgsleiter Adolf Hitlers gewesen ist. Es ist nicht übertrieben, wenn man sagt, dass die Schöpfer der Weimarer Verfassung sich in ihrem Glauben an die Demokratie dazu verleiten liessen, die mahnenden Ratschläge der grossen liberalen Ver-

fechter der repräsentativen Regierung aus dem 19. Jahrhundert wie John Stuart Mills zu überhören und dem Plebiszit eine gefährlich weitreichende Rolle einzuräumen, denn immerhin konnten mit einer Volksabstimmung Beschlüsse des Reichstages oder des Reichsrats unwirksam gemacht werden.

Das plebiszitäre Gegengewicht zur parlamentarischen Gewalt fand auch in der Position des Reichspräsidenten seinen Ausdruck, der in direkter Volkswahl für eine Amtszeit von sieben Jahren gewählt wurde und weitgehende Befugnisse erhielt. Dazu gehörten neben dem Oberbefehl über die Streitkräfte das Recht, den Kanzler zu berufen und zu entlassen, das Recht, das Parlament aufzulösen und Neuwahlen anzuordnen, und das Recht, unter bestimmten Voraussetzungen eine Volksabstimmung anzusetzen. Es ist zuweilen gesagt worden, die Abgeordneten der Nationalversammlung seien, als sie die Befugnisse des Präsidenten festlegten, von einer Art historischer Sentimentalität übermannt worden und hätten unbewusst einen Ersatz-Kaiser geschaffen. Aber nicht einmal den deutschen Kaisern hatte ein eigens festgelegtes Recht zugestanden, die grundlegenden Gesetze ihres Landes ausser Kraft zu setzen, wie der Reichspräsident es konnte. In Artikel 48 der Weimarer Verfassung hiess es ausdrücklich: «Der Reichspräsident kann, wenn im Deutschen Reiche die öffentliche Sicherheit und Ordnung erheblich gestört oder gefährdet wird, die zur Wiederherstellung der öffentlichen Sicherheit und Ordnung nötigen Massnahmen treffen, erforderlichenfalls mit Hilfe der bewaffneten Macht einschreiten ... Zu diesem Zwecke darf er vorübergehend die in den Artikeln 114, 115, 117, 118, 123, 124 und 153 festgesetzten Grundrechte ganz oder zum Teil ausser Kraft setzen.» Die Abgeordneten, die in ihrer Mehrheit dieser umfassenden Machtverleihung an einen Einzelnen ihre Zustimmung gaben, dachten dabei zweifellos an die Erschütterungen, die über die junge Republik in den ersten sechs Monaten ihrer Existenz hinweggegangen waren, und wollten sicherstellen, dass die Exekutive in Zukunft eine ausreichende Machtfülle besass, um sich neuerlicher kommunistischer Umtriebe erwehren zu können. Sie glaubten wohl, eine vernünftige Vorkehr für den Ausnahmefall getroffen zu haben, und man darf es ihnen vielleicht nachsehen, wenn sie die Möglichkeit, dass aus dem Ausnahmefall ein Normalzustand werden könnte, nicht bedachten. Dieser Mangel an Vorstellungskraft machte die Demokratie gleichwohl verwundbar für die Angriffe ausserparlamentarischer Kräfte, wenn diese mit der Unterstützung eines von seinem Notverordnungsrecht Gebrauch machenden Präsidenten rechnen konnten.

Dies war die Achillesferse der Weimarer Verfassung, durch die in den Jahren nach 1930 kritische Situationen heraufbeschworen werden sollten.

Nicht alle Schwächen der Verfassung beruhten auf demokratischem Übereifer. Eine zumindest war auf eine Neuerung, die man als undemokratisch bezeichnen kann, zurückzuführen – eine Reform des Wahlgesetzes, durch die der persönlich zu wählende Wahlkreiskandidat abgeschafft und die Besetzung der Reichstagsmandate nach Massgabe von Parteilisten vorgenommen wurde. Dies wirkte sich tendenziell zugunsten eines grösseren Einflusses der Parteiapparate aus, weil es die Fraktionsmitglieder im Allgemeinen und die als Minister in einer Koalitionsregierung fungierenden Abgeordneten im Besonderen stärker von ihrer Partei abhängig machte. Es kam allmählich soweit, dass die Lebensdauer eines Kabinetts von den Führungsgremien der beteiligten Parteien abhing, die die Macht hatten, ihre Vertreter aus einer Regierung zurückzuziehen, wenn ihre Wünsche nicht erfüllt wurden, ein Umstand, der die ohnehin gewöhnlich nicht sehr stabilen Koalitionsregierungen noch weitaus brüchiger machte, während er die Bildung lebensfähiger Parteikoalitionen zusätzlich erschwerte.⁴⁶

Weitere Probleme ergaben sich daraus, dass die Nationalversammlung es nicht vermochte, die alte Streitfrage: Zentralismus oder Föderalismus, zu schlichten. Die Geschichte der Weimarer Republik durchzieht eine ununterbrochene Diskussion über die Notwendigkeit einer Reichsreform – der Gedanke einer Neuordnung der bundesstaatlichen Struktur Deutschlands in einer Weise, die die Staatsmacht in den Händen der nationalen Regierung konzentriert und den Rest des Landes zu homogenen und untereinander identischen Verwaltungsbereichen mit einheitlichen untergeordneten Institutionen degradiert hätte –, aber es blieb beim Plan. Die ungebrochene Stärke der partikularistischen Kräfte zeigte sich selbst in der stürmischen Zeit nach November 1918, als die einzelnen Staaten ihre jeweils eigene Revolution hatten, oft kaum beeinflusst vom Lauf der Dinge in der Hauptstadt Berlin. Einer der Faktoren, die dazu beitrugen, dass das Ansehen Johannes Hoffmanns in Bayern zurückging und er gegenüber den Angriffen der extremen Linken verwundbar wurde, war, dass er es versäumte, sich bei der Debatte der Nationalversammlung über die Frage der einzelstaatlichen Rechte kompromisslos gegen jede Einschränkung der Rechte zu stellen, die Bayern vor dem Krieg besessen hatte. Andere Landespolitiker erwiesen sich im Vergleich zu Hoffmann als entschlossenerer Widersacher des Zentralismus; und im Lauf der Debatte wurden viele, von denen man ein Eintreten für mehr Zentralismus hätte erwarten können, wieder unschlüssig

oder wechselten die Front. Es war beispielsweise klar, dass eine Reichsreform wenig Sinn haben würde, wenn dabei nicht die Stellung Preussens im Reich geschwächt wurde. Aber konnte man von der SPD, die grundsätzlich für das zentralistische Prinzip eintrat, wirklich erwarten, dass sie im Angesicht ihrer eigenen politischen Vormachtstellung in Preussen und des Einflusses, den sie dadurch über den grössten Teil Deutschlands gewann, in den alten Ruf von 1848: «Preussen muss aufgehen!» einstimmen würde? Viele Sozialdemokraten sagten nein und waren sich mit den Militärs und den Bürokraten einig darin, keine Veränderung zu wollen.⁴⁷

Und sie bekamen weitgehend ihren Willen. Es wurden gewisse Abstriche an den Rechten der Einzelstaaten gemacht. Diejenigen, denen Bismarck noch die Befehlsgewalt über ihre eigenen Streitkräfte und das Recht zur selbständigen Vertretung in auswärtigen Angelegenheiten belassen hatte, verzichteten nun auf diese Privilegien, und alle Bundesstaaten verloren ihr bis dahin wichtigstes Einflusswerkzeug auf die Reichsregierung, denn das alte System der Matrikularbeiträge wurde abgeschafft, und die Reichsregierung erhielt das Recht, direkte Steuern zu erheben. Aber während sie in dieser Beziehung nachgaben und auch die alleinige Zuständigkeit der Reichsregierung für die Aussen- und Kolonialpolitik, für die nationale Sicherheit, für Währung und Zölle, für Post, Telegraph und Telefon und für die Eisenbahn anerkannten und Lippenbekenntnisse zum Vorrang des nationalen vor dem einzelstaatlichen Recht und zur normensetzenden Kompetenz der Reichsregierung ablegten, behielten die Bundesstaaten doch ein ansehnliches Stück Macht. Sie besaßen Mitwirkungsrechte in den Angelegenheiten, die den direktesten Bezug zum Bürger hatten, vor allem im Bereich des Zivil- und Strafrechts, der Religion, der Erziehung und Bildung und der Wohlfahrtspflege. Dieses Überlappen der rechtlichen Zuständigkeiten und dazu die Tatsache, dass in gewissen Bereichen Reichsgesetze nur mittels einzelstaatlicher Ausführungsbestimmungen praktisch wirksam werden konnten, machten Kompetenzstreitigkeiten und offene Konflikte unausweichlich.⁴⁸ In der Erkenntnis, dass die Legitimität der Republik von vielen nicht anerkannt wurde, fühlten ihre Feinde sich ermutigt, die Unklarheiten in der Beziehung zwischen den Einzelstaaten und der nationalen Regierung zur Obstruktion gegen die Politik des Reichs auszunutzen, und wenn sie dies taten, war es für die Berliner Regierung nicht immer leicht, mit rechtlichen Handhaben einzugreifen. Das Jahr 1923 sollte zeigen, wie gefährlich sich diese vielleicht unvermeidlichen Hemmnisse auswirken konnten.

Und schliesslich wurden die Lebensfähigkeit und die Stabilität der Republik durch Besetzungsfehler und Unterlassungssünden beeinträchtigt, die im Öffentlichen Dienst, im Justizapparat und im Bildungswesen begangen wurden.

In den Novembertagen waren die Reichsregierung und die Länderregierungen sich darin einig gewesen, dass eine radikale Reform des Öffentlichen Dienstes im Sinne einer Entlassung aller Beamten, die dem Kaiser oder örtlichen Fürstenhäusern gedient hatten, nicht durchführbar sei und die bestehende Unordnung und Verwirrung nur noch erhöhen würde. Die Weimarer Verfassung bestätigte diese Entscheidung, indem sie allen Angehörigen des Staatsdienstes ihre «wohlerworbenen Rechte» garantierte (Artikel 129, Paragraph 1) und ihnen politische Meinungs-, Äusserungs- und Versammlungsfreiheit zuerkannte, solange diese Rechte nicht mit ihrer Treuepflicht zum Staat in Konflikt gerieten (Artikel 130, Paragraph 2). Dies hatte zur Folge, dass das alltägliche Verwaltungsgeschäft der Republik in den Händen von Berufsbeamten belassen wurde, die sich vielleicht nicht offen antirepublikanisch äusserten, aber doch in ihrer Gesamtheit in einem grundlegend antidemokratischen Staatsverständnis befangen waren. Dies galt besonders für Preussen, wo die Puttkamerschen Reformen der achtziger Jahre der Bürokratie einen absolutistischen Kastengeist eingepflichtet hatten, den auszurotten sich als unmöglich erwies. Die grosse Mehrheit der Beamten unterhalb der ministeriellen Ebene legte grösseren Wert darauf, die Verwaltungsmethoden der Wilhelminischen Epoche beizubehalten, als sie an die Bedürfnisse einer pluralistischen Gesellschaft mit einem parlamentarischen Regierungssystem anzupassen. Ihr kaum verhohlener Unmut über die fehlende Kontinuität in den Ministerien durch die beständig wechselnden Koalitionen war ein wortloser, aber vielsagender Ausdruck ihrer wahren Gefühle gegenüber der Republik.⁴⁹

In weit spektakulärerer und unerhörter Weise missbrauchten die Richter die ihnen belassenen Ämter. Viele von ihnen interpretierten die ihnen von Artikel 54 der Verfassung garantierte Unabsetzbarkeit als einen Freibrief für die höchstrichterliche Bekundung ihrer monarchistischen Überzeugung in Worten und Taten. Der sozialdemokratische Jurist Gustav Radbruch klagte in seiner Amtszeit als Reichsminister der Justiz darüber, dass «ein Kriegszustand zwischen Volk und Justiz» bestehe,⁵⁰ und sein Parteifreund Julius Leber, dem es 1918 wie Radbruch notwendig erschienen war, am Prinzip der Unabsetzbarkeit der Richter festzuhalten, gestand später ein, dass es ein Fehler gewesen sei, zu Beginn nicht reinen Tisch gemacht zu haben.⁵¹ In vielen deutschen Gerichtssä-

len war es nach 1918 so, dass beleidigende Angriffe auf republikanische Minister und Schmähungen gegen die Republik und ihre Symbole eher gelobt als bestraft wurden, und wenn über Umsturzversuche gegen die Republik verhandelt wurde, konnten rechte Putschisten im Allgemeinen weit grössere Nachsicht erwarten als linke Revolutionäre. Die bayerische Justiz war in dieser Hinsicht besonders berüchtigt, und die vernichtenden Anklagen, die Lion Feuchtwanger ihr in seinem Roman über die bayerische Politik, *Erfolg*, entgegenschleuderte, stellten keine Übertreibung dar. Dies lässt sich etwa illustrieren an dem Unterschied zwischen den harten Urteilen, die nach der Zerschlagung der bayerischen Räterepublik im Mai 1919 gegen deren Mitglieder verhängt wurden, und den lächerlich niedrigen Strafen, mit denen die Mörder Kurt Eisners und Gustav Landauers davonkamen. Das anfängliche Todesurteil für Graf Arco wurde auf eine kurze Festungshaft herabgesetzt; der Soldat, der Landauer zuerst angeschossen und dann zu Tode getreten hatte, erhielt fünf Wochen Festungsarrest, während gegen Major von Gagern, der bei der Mordtat zugesehen hatte, eine Geldstrafe von 300 M verhängt wurde.

Es wäre ein Fehler, in Bezug auf die Art und Weise, in der die Gesetze in politischen Prozessen angewandt wurden, eine zu scharfe Trennlinie zwischen Bayern und den anderen Ländern zu ziehen. Im Strafgesetzbuch hiess es, jeder der die Verfassung des Reichs oder die eines der Länder mit Gewalt umzustürzen versuchte, solle dafür mit lebenslänglichem Gefängnis bestraft werden. Die preussischen Richter, die 1920 die Teilnehmer am Kapp-Putsch aburteilten, und die bayerischen Rechtsprecher, die nach der misslungenen Revolution vom November 1923 über Adolf Hitler, General Ludendorff und ihre Mitkämpfer zu Gericht sasssen, glichen einander sowohl im konsequenten Übersehen dieser Bestimmung als auch im Verhängen von Strafen, die allenfalls symbolischer Natur waren. Und die Verfassung gab kein Mittel gegen diese Art der Ermunterung republikfeindlichen Tuns an die Hand.⁵²

Und sie bot auch keine Möglichkeit, die junge deutsche Demokratie vor der subtileren Unterspülung ihrer Fundamente zu schützen, die ihren Ursprung in den Schwächen des Bildungswesens hatte. Das blieb, was es vor dem Kriege gewesen war: eine Stütze der bestehenden gesellschaftlichen Ordnung und eine Hochburg des kritiklosen Nationalismus, und es nahm nun eine dezidiert antirepublikanische Färbung an.

Es gab 1918 und 1919 viele, die der Meinung waren, die von den deutschen Professoren während des Krieges gezeigte politische Haltung

habe die Notwendigkeit einer durchgreifenden Umgestaltung der Berufungs- und Beförderungspraktiken an den Universitätsfakultäten deutlich gemacht; und es fehlte nicht an Sozialreformern, die mehr Chancengleichheit in der weiterführenden Bildung verwirklichen und die Lehrpläne der Schulen im Sinne demokratischen Gedankenguts erneuern wollten. Ihre Pläne wurden von den Kräften des politischen und religiösen Partikularismus vereitelt und prallten auch an der von vielen Deutschen sorgsam gehüteten Überzeugung ab, dass ihr Land es zu einer Zeit, in der es von den siegreichen westlichen Demokratien als Paria unter den Nationen behandelt wurde, im Interesse seiner Selbstachtung ablehnen müsse, deren Werte zu übernehmen, dass es vielmehr seine eigenen traditionellen Werte neu zur Geltung bringen solle.⁵³ Die Schöpfer der Weimarer Verfassung wählten den Weg des geringeren Widerstandes und entschieden sich gegen Neuerungen. Zwar sprachen sie der Reichsregierung das Recht zu, in Bildungsfragen gewisse bindende Verordnungen zu erlassen (was später in Form periodisch stattfindender Reichsschulkonferenzen verwirklicht wurde), aber das Schulwesen selbst blieb nach wie vor in der Hand der einzelnen Länder.

Es ermangelte der jungen Republik daher auf allen Ebenen einer wirklichen Erneuerung. Die bemerkenswertesten Veränderungen, die an den Universitäten vorgingen, waren die Zunahme der weiblichen Studierenden (die Einführung des Frauenwahlrechts hatte endlich den beharrlichen Widerstand der Universitäten gegen die Zulassung von Studentinnen gebrochen, der in Preussen bis zum Vorabend des Krieges angehalten hatte) und die Einrichtung der demokratisch gewählten Allgemeinen Studentenausschüsse (ASTA) als studentische Interessenvertretung. Ansonsten aber stemmte sich die verschworene Gemeinschaft der akademischen Würdenträger mit aller Macht gegen Reformen in der Verwaltung oder an den Lehrinhalten der Universitäten. Das Machtmonopol verblieb in den Händen der Ordinarien, einer Gruppe, die fast geschlossen konservativ war. Dies zeigte sich darin, dass sie Kollegen mit unkonventionellen Anschauungen oder mit Forschungsinteressen, die sie aus politischen Gründen missbilligten, von den höheren Rängen und Privilegien der akademischen Laufbahn fernhielten. So wurde auf dem Gebiet der Neueren Geschichte, wie der junge Berliner Gelehrte Eckhart Kehr in einem zornigen Plädoyer gegen den Professorenklüngel schrieb, jeder, der die Wirtschafts- und Sozialgeschichte der jüngsten Vergangenheit zu erforschen suchte, kaltgestellt,⁵⁴ während Chronisten oder vielmehr Anachronisten wie Adalbert Wahl, dessen *Deutsche Ge-*

schichte in der Verächtlichmachung liberaler Werte und in ihrem latenten Antisemitismus selbst Treitschke noch übertraf, und Conrad Bornhak, der eine mehrere Neuauflagen erlebende Lobeshymne auf die Regierungszeit Wilhelms II. verfasste, hochgejubelt wurden und jede denkbare Förderung erhielten.⁵⁵

Der Widerstand der Professoren gegen eine Demokratisierung an der Universität selbst fand seine Entsprechung in ihrer Gegnerschaft gegen die Republik. Naturwissenschaftler und Mediziner scheuten kaum weniger als Historiker, Juristen und Germanisten davor zurück, ihre Vorlesungen und Seminare für Angriffe auf «das System» zu benutzen. Nur wenige von diesen gelehrten Panditen hatten eine praktische Alternative zu dem von ihnen abgelehnten Regime anzubieten; die meisten waren eingefleischte Anhänger einer toten Vergangenheit. Es besteht kein Zweifel daran, dass sie bei ihren Zuhörern ein Gefühl der Geringschätzung für die Republik fördern halfen, wenn ihre Studenten es auch, gelangweilt von dem reaktionären Unsinn, den sie predigten, mit zunehmender Zeit und angesichts einer für die Regierung immer kritischer werdenden Situation vorzogen, sich berauschenderen Heilslehren wie etwa dem Nationalsozialismus zuzuwenden, der bis 1929 an 19 deutschen Universitäten zur stärksten politischen Bewegung innerhalb der Studentenschaft geworden war.⁵⁶ Diese Tendenz wäre vielleicht nicht so ausgeprägt gewesen, hätte man etwas getan, um eine Verbreiterung der sozialen Basis, aus der sich die Studenten rekrutierten, zu fördern, aber das geschah nicht. 1928 kamen nur 4,03 Prozent der männlichen und 1,17 Prozent der weiblichen Studierenden an deutschen Universitäten aus Arbeiter- oder Angestelltenfamilien, und bei den technischen Universitäten lauteten die Vergleichsziffern 2,68 und 1,96 Prozent.⁵⁷

Was die elementare Schulbildung betraf, so kam die Verfassung den Forderungen der Reformen nach Chancengleichheit nach, indem sie einen einheitlichen Grundschultyp für alle Kinder vorsah (Artikel 146 und 147). Dieser Bestimmung wurde allerdings durch den Fortbestand privater Vorbereitungsschulen für diejenigen, die über die nötigen Geldmittel verfügten, und durch die den Absolventen dieser Schulen von manchen Gymnasien eingeräumte Vorzugsbehandlung etwas an Wirkung genommen. Was die weiterbildenden Schulen betraf, so forderte die Verfassung, dass die Zulassung zu ihnen nicht von der wirtschaftlichen Lage der Eltern, sondern von der Begabung des einzelnen Schülers abhängen sollte, und legte den regionalen und örtlichen Behörden nahe, für Kinder aus armen Familien finanzielle Mittel bereitzustellen. In der Regierungszeit der Linkskoalition in Thüringen 1922-23 wurde einiges

zur Verwirklichung dieser Grundsätze unternommen, aber diese Massnahmen waren nicht von Dauer, und in den anderen Ländern berief man sich meist auf die Knappheit der Mittel, um den Forderungen der Verfassung auszuweichen.

Das hervorstechendste Merkmal der weiterführenden Bildung in der Weimarer Epoche war – sieht man einmal von einer zu begrüßenden, von den Reichsschulkonferenzen der Jahre 1920-23 eingeleiteten Verbesserung des Niveaus der höheren Mädchenschulen ab – der Fortbestand der sozialen Kennzeichen und der intellektuellen Werte der Vorkriegsperiode. Selbst wo es Neuerungen gab, wiesen sie nach rückwärts. So, als das preussische Kultusministerium einen neuen Typ der ländlichen höheren Schule ins Leben rief und dies mit der erklärten Absicht verband, «die in Dorf und Kleinstadt noch vorzufindenden Kräfte der Gesundheit, des sicheren Gespürs und der angebotenen Eigenschaften» zu fördern und die Vorherrschaft des «Grossstadtgeistes» zu verhindern. Dies war eine verdeckte Kritik an der Republik, deren führende Politiker indirekt als undeutsche Männer gebrandmarkt wurden. In den Büchern, mit denen die Schüler dieser und anderer Schulen arbeiteten, äusserte sich die antirepublikanische Einstellung in eindringlicheren und oft geradezu schrillen Tönen. Geschichtliche, staatskundliche und geographische Texte wie auch Deutschlesebücher strotzten nicht nur vor aggressiv nationalistischen und die monarchische Vergangenheit preisenden Parolen, sondern schrieben auch die Verantwortung für das ganze gegenwärtige Unglück Deutschlands den ausländischen Mächten und der republikanischen Regierung zu. Die Geschichtsbücher waren sich allgemein nicht nur darüber einig, dass Deutschland keinerlei Schuld am Kriegsausbruch trug, sondern auch darin, dass seine Armeen unbesiegt geblieben waren. Wie ein preussischer Text ausführte:

Im Kampf Mann gegen Mann zeigte der Deutsche bis zum letzten Augenblick seine Überlegenheit. Aber ... der Widerstand der Österreicher, Bulgaren und Türken war gebrochen ... Schlechtere Nachrichten trafen ein. «Matrosenaufstand in Kiel!» «Revolution in Berlin!» – «Der Kaiser in Holland!» Damit war jede Möglichkeit eines letzten Abwehrkampfes auf der verkürzten Linie Antwerpen-Strassburg dahin!

Deutschland war, kurz gesagt, von denselben Leuten in die Niederlage gezwungen worden, die es jetzt gerieten.⁵⁸

Dass die Schöpfer der Weimarer Verfassung es versäumten, Bestimmungen einzubauen, die es ermöglicht hätten, diese Art literarischer Sabotage zu verhindern oder abzustellen, war, ebenso wie ihre anderen

Versäumnisse, unter den 1919 gegebenen Umständen und politischen Kräfteverhältnissen verständlich. Aber von allen ihren Unterlassungen war diese vielleicht die bedenklichste, denn sie machte es möglich, dass die Nachkriegsgeneration systematisch mit antidemokratischen Überzeugungen indoktriniert wurde.

4. Der Versailler Vertrag und der Kapp-Putsch

Kein Thema erregte die Schulbuchautoren stärker oder verschaffte ihnen einen besseren Vorwand für versteckte Attacken auf die Republik als der Versailler Vertrag. Dies konnte nicht anders sein, denn es gab wenige Deutsche, die nicht in tiefe Bestürzung verfielen, als seine Bedingungen bekannt wurden. Nachdem sie ihre Hoffnung auf den amerikanischen Präsidenten Wilson gesetzt und sich in einem erstaunlichen Akt des kollektiven Wunschdenkens selbst eingeredet hatten, dass die in Paris zu fassenden Beschlüsse von dem versöhnlichen Geist geleitet sein würden, den Wilson in seiner den Vierzehn-Punkte-Plan erläuternden Rede hatte anklingen lassen, waren sie nun ausser sich, als sie entdeckten, dass die Sieger den älteren Grundsatz *vae victis* anzuwenden gedachten. Am meisten entrüstet waren natürlich die, die am wenigsten Grund hatten, sich zu beschweren: Leute nämlich, die während des Krieges in den grandiosesten Eroberungsträumen geschwelgt und die weitestgehenden Gebietsforderungen aufgestellt hatten. Aber selbst vernünftiger Geister, die harte Friedensbedingungen erwartet hatten und sogar überzeugt waren, dass ihr Land eine Strafe verdient hatte, waren schockiert über den Vertrag, mit dem die Ententemächte in ihren Augen krass gegen ihre eigenen Absichtserklärungen verstießen (z.B. indem sie das deutsche Kolonialreich plünderten), die historischen Tatsachen verfälschten (indem sie Deutschland und seinen Verbündeten die alleinige Verantwortung für den Krieg zusprachen), die Regeln der wirtschaftlichen Vernunft verletzten (indem sie dem deutschen Volk eine unerhörte Reparationslast aufluden, zu deren Rechtfertigung die Kriegsschuld Klausel diente) und, was besonders unbegreiflich war, augenscheinlich jedes Interesse daran vermissen liessen, ob aus Deutschland eine lebensfähige Demokratie wurde oder nicht (warum hätten sie sonst die neue Republik mit solchen Demütigungen überhäuft?).

Es lässt sich einiges für die Berechtigung dieser Reaktion ins Feld führen. Offensichtlich dachten die Siegermächte nur solange über das Verhältnis zwischen der inneren politischen Entwicklung Deutschlands

und der ihm zgedachten Behandlung nach, wie die Räterepublik Béla Kuns sich in Budapest etablieren zu können schien. In dieser Zeit vertraten General Smuts und andere die Ansicht, dass ein versöhnlicher Friede mit Deutschland ratsam sei, um es zu einem verlässlichen Bollwerk gegen den Bolschewismus zu machen, und Lloyd George zeigte sich nicht unbeeindruckt. Aber Béla Kun überlebte nicht, und so konnten sich die Befürworter eines karthagischen Friedens durchsetzen.⁵⁹ Man würde es sich zu einfach machen, wollte man behaupten, ihr Sieg in Versailles habe die Weimarer Republik dem Untergang geweiht; ihr Schicksal war das Ergebnis vieler zusammenwirkender Faktoren. Aber mit Sicherheit war der Versailler Vertrag die unmittelbare Ursache für zwei Krisen, die 1919 und 1920 die Autorität der neuen republikanischen Regierung schwer erschütterten und nebenbei auch schwere Zweifel an der Zuverlässigkeit der mit ihr verbündeten Reichswehrführung aufwarfen.

Die erste dieser Krisen setzte ein, als die deutsche Regierung am 7. Mai 1919 die Bedingungen des Versailler Vertrags mitgeteilt bekam. Die erste Reaktion des Kabinetts Scheidemann war einhellige Ablehnung, und der Kanzler klagte die Ententemächte in einer Rede in der Aula der Berliner Universität am 12. Mai an, sie wollten aus den Deutschen «Sklaven und Heloten (machen), ... die hinter Stacheldraht und Gefängnismauern Zwangsarbeit verrichten» müssten, und erklärte, eine Annahme des Vertrages sei mit der Ehre Deutschlands unvereinbar. Als die Alliierten jedoch die umfangreichen deutschen Änderungsvorschläge ablehnten und am 16. Juni ein Ultimatum übermittelten, das die deutsche Zustimmung innerhalb von fünf Tagen verlangte, da ging die Einheit im Kabinett verloren. Scheidemann, der Aussenminister Brockdorff-Rantzau, der Sozialist Otto Landsberg und die drei Minister der Demokratischen Partei blieben standhaft, aber die restlichen Kabinettsmitglieder wandten sich gegen sie, gestützt auf die Argumente Matthias Erzbergers, der im November an der Spitze der deutschen Delegation den Waffenstillstand mit den Alliierten unterzeichnet hatte und jetzt mit einem, wie es schien, ansteckenden Fatalismus für die Annahme des Vertrages eintrat – was nicht in Vergessenheit geriet und den Vorwand für seine Ermordung durch rechtsradikale politische Banditen im August 1921 lieferte.⁶⁰ Am bittersten für den Kanzler war es, dass seine sozialdemokratischen Genossen im Kabinett und im Reichstag ihm ihre Unterstützung versagten; die Fraktion sprach sich mit 75 zu 39 Stimmen für die Annahme des Vertrags aus. So unterrichtete Scheidemann den Reichspräsidenten Ebert am 20. Juni vom Rücktritt seines Kabinetts.

Diese erste Kabinettskrise in der Geschichte der Republik wurde verschärft durch Aktivitäten innerhalb des Heeres, die sich zu einem Militärputsch auszuwachsen drohten. Das Militär hatte besondere Gründe, den Vertrag abzulehnen. Er forderte nämlich eine Reduzierung der deutschen Streitkräfte auf eine Gesamtzahl von 100'000 Offizieren und Soldaten unter Verzicht auf Flugzeuge, Panzer oder Offensivwaffen sowie eine Auflösung des Generalstabs, der Kriegsakademie und der Kadetenschulen. Solange diese Bedingungen nicht erfüllt waren, würde das Rheinland, das auf Dauer entmilitarisiert bleiben sollte, von Entente-Gruppen besetzt bleiben. Gleichzeitig sollte die Flotte, der Wilhelm II. und Tirpitz sich mit so viel Hingabe gewidmet hatten, zu einem militärisch bedeutungslosen Kriegsspielzeug mit Schiffen nicht über 10'000 t und ohne U-Boote gemacht werden. Schliesslich sollten der Kaiser und andere Heerführer an ein internationales Gericht ausgeliefert werden, das ihnen wegen der Verletzung des Kriegsrechts den Prozess machen sollte. Das deutsche Offizierskorps fühlte sich durch diese Bedingungen, die ja auch den Berufsstand, dem sie ihr Leben geweiht hatten, zu zerstören drohten, beleidigt und entwürdigt.

Schon am 15. Mai diskutierte eine Gruppe in hohem Rang stehender Offiziere, darunter General Walther Reinhardt, der Kommandeur der provisorischen Reichswehr, die nun aufgebaut wurde, um an die Stelle des alten Heeres zu treten, General von Below vom XVII. Korps und General von Lossberg von der Südarmee über die Möglichkeiten einer Ablehnung des Vertrages selbst um den Preis der Wiederaufnahme der Kampfhandlungen, und sie liessen sich auch durch die Warnungen von General Wilhelm Groener aus dem Hauptquartier der noch bestehenden Obersten Heeresleitung nicht beirren, der ihre Ideen als undurchführbar und unter den gegebenen Umständen als möglicherweise verheerend bezeichnete. Die Entzweiung innerhalb des Kabinetts und der höchst zwispältige Standpunkt, den Feldmarschall von Hindenburg einnahm, ermutigten Reinhardt und seine Freunde, für den 19. Juni eine Versammlung der kommandierenden Offiziere nach Weimar einzuberufen, mit der eindeutigen Absicht, die Regierung zu einer Absage an die Alliierten zu zwingen. Am Vorabend des Treffens stellte Reinhardt denn auch Groener vor die Frage, ob die Oberste Heeresleitung bereit wäre, mit der Regierung zu brechen, wenn diese die Bedingungen akzeptierte, und an die Spitze einer Aufstandsbewegung im Osten zu treten. Groener wies diesen Antrag entrüstet zurück und mobilisierte, um die Hitzköpfe zur Vernunft zu bringen, eine imposante Truppe von Stadt- und Provinzbe-

amten sowie Parlamentariern. Diese Leute gaben unmissverständlich zu verstehen, dass ein Militärputsch nur mit sehr geringer öffentlicher Unterstützung rechnen könne und möglicherweise sogar offener Ablehnung und Sabotage begegnen würde. Dies brachte die Zuversicht der Verschwörer ins Wanken, aber sie blieben dennoch hartnäckig und bestanden weiterhin darauf, lieber ihre militärischen Pläne weiterzuverfolgen als sich mit der Kriegsschuld Klausel abzufinden.

Wie ernst es ihnen damit war, zeigte sich wenige Tage später, als die Alliierten die Forderung eines neugebildeten Kabinetts unter der Führung des Sozialdemokraten Gustav Bauer nach Tilgung der für Deutschland beleidigenden Vertragsbestimmungen glatt zurückwies und die deutsche Zustimmung zum Versailler Vertrag spätestens bis 23. Juni verlangte. Unverzüglich machten die Militärs sich bereit loszuschlagen; Below und Lossberg begannen mit der Planung einer Abwehrfront entlang der Elbe; in Berlin diskutierte General von Lüttwitz mit seinem Stab Einsatzpläne für den Notfall; und der geistige Vater der Freikorps, General Maercker, ging sogar zu Gustav Noske und bot ihm die Spitzenposition in einer Militärdiktatur an.

Wie Noske sich verhalten hätte, wäre die Entscheidung ihm überlassen geblieben, können wir nicht sagen. Er hatte über die Frage der Zustimmung zu den Friedensbedingungen schwer mit sich gerungen, aber im Grossen und Ganzen neigte er eher einer Ablehnung zu, wie er ohnehin den Anschauungen der Militärs gegenüber stets aufgeschlossen war und sich geschmeichelt fühlte, wenn sie seinen Rat suchten oder annahmen. Wir können kaum daran zweifeln, dass er mit dem Gedanken spielte, das Angebot Maerckers anzunehmen. So weit kam es jedoch nicht, denn Ebert, der anders als sein Reichswehrminister in kritischen Augenblicken nicht zauderte, rief am 23. Juni, dem Tag, an dem das von der Entente gestellte Ultimatum ablief, Wilhelm Groener an und erklärte ihm, er werde das beträchtliche Gewicht seiner Person in die Waagschale der Vertragsgegner werfen, wenn die Heeresleitung glaubte, dass es eine noch so geringe Aussicht auf erfolgreichen militärischen Widerstand gab. Er bat um eine eindeutige Antwort bis zum Nachmittag.

Groener antwortete stellvertretend für den Feldmarschall, der ein Künstler im Ausweichen vor schwierigen Entscheidungen war. Falls Deutschland den Vertrag ablehnte und den Kampf wieder aufnahm, wäre seine militärische Stellung, wie er Ebert versicherte, hoffnungslos, wie jeder Soldat, glaubte er nicht an Wunder, wissen musste. Es gab keine andere Möglichkeit, als anzunehmen. Wenn die Regierung einen konsequenten Standpunkt einnahm und wenn Noske als Reichswehrmi-

nister öffentlich an die Streitkräfte appellierte, die Unausweichlichkeit der Entscheidung erläuterte und jeden Offizier und Soldaten zur Loyalität aufrief, dann würde der militärische Widerstand zusammenschmelzen. Erneut, wie auch im November des Vorjahres, fühlte Ebert sich durch die Worte Groeners gestärkt. Er befolgte seinen Ratschlag bis ins Detail, riet dem Kabinett, seine unerfreuliche Pflicht zu tun, und schickte den zweifelnden Noske ins Gefecht. Minuten vor Ablauf des Ultimatums erklärte die deutsche Regierung ihre Zustimmung zum Versailler Vertrag.⁶¹

Trotz allem hatte Groener die Tiefe des Unbehagens innerhalb des Heeres unterschätzt, vermutlich vor allem deshalb, weil er die dabei hervorgetretenen Generale mit Ausnahme Reinhardts allesamt als geistige Leichtgewichte betrachtete. Aber auch geistige Leichtgewichte können Dickschädel sein, und dies erwies sich ganz besonders bei Lüttwitz und anderen. Ihr Widerstand gegen die Bestimmungen des Friedensvertrags und ihre Unzufriedenheit mit der Regierung sollten den Juni 1919 überdauern und neun Monate später zu einem unheilvollen Nachspiel führen.

Das Stichwort dazu lieferten die Entente-Mächte mit ihrer gebieterischen Forderung, dass Deutschland den durch den Friedensvertrag festgelegten Truppenabbau so schnell wie möglich vollziehen und, um dem Ziel näher zu kommen, unverzüglich mit der Auflösung der militärischen Hilfsverbände beginnen müsse, da diese zur Aufrechterhaltung der öffentlichen Ordnung in Deutschland nicht länger benötigt würden. Im Juni 1919 und noch einmal mit definitiver Entschiedenheit im August ordnete der Rat der Hauptsiegermächte in Versailles den Rückzug aller deutschen Streitkräfte aus den Gebieten an, die vor 1914 zu Russland gehört hatten. Dies betraf die gemischten Verbände aus deutschen Freikorpskämpfern und baltischen Milizen, die in Zusammenarbeit mit den von den Regierungen der baltischen Staaten aufgestellten Streitkräften und unter dem Kommando von General Rüdiger Graf von der Goltz seit Februar 1919 in Litauen und Lettland gegen die Bolschewiken kämpften. Es war ihnen gelungen, den Westdrang des Bolschewismus zu bremsen, aber im Juni war es zu Reibungen zwischen den Goltz unterstellten Kommandos und ihren baltischen Gastgebern gekommen, und die Regierungen der Entente-Mächte hielten es nun für dringend geboten, dass die deutschen Einheiten zurückbeordert und aufgelöst wurden.⁶² Zur gleichen Zeit erregte das unkontrollierte Wuchern privater Truppen und örtlicher Schutzverbände, das sich in der ersten Hälfte des Jahres 1919 in Deutschland vollzog, ihre wachsende Besorgnis. Es

war schwer zu schätzen, welche Streitmacht sie insgesamt darstellten – etwas später sollte sich Lloyd George darüber beklagen, dass sich 3½ Millionen Waffen in deutschen Händen befänden –, aber man kann wohl davon ausgehen, dass mehr Männer unter Waffen standen, als der Vertrag erlaubte, und dem wollte die Entente abhelfen.

Es kann kein Zweifel daran bestehen, dass ihre Politik inkonsequent und sogar schädlich war. Ebenso wie sie die Existenz der Goltzschen Truppen toleriert hatte, bis diese, auch zum Vorteil der Entente, die rote Gefahr aus dem Baltikum vertrieben hatten, verschloss sie auch jetzt eine lange Zeit die Augen vor einer selbständigen Schutztruppe, die sich in Bayern gebildet hatte: der Einwohnerwehr, die im Februar 1920 unter der energischen Führung von Georg Escherich eine Gesamtmitgliederzahl von 250'000 erreichte und auch mobile Brigaden von beträchtlicher Stärke enthielt, darunter den Bund Oberland mit 9'600 Mann. Dass diese Truppen geduldet wurden, lag womöglich an Spekulationen, die in gewissen Kreisen der französischen Regierung angestellt wurden und um den Gedanken kreisten, die Einwohnerwehr als Trumpfkarte in einem politischen Spiel zu benutzen, das die Lockerung der Beziehungen Bayerns zum Reich und vielleicht sogar seine Loslösung aus dem Reichsverband zum Ziel hatte.⁶³ Doch abgesehen von Bayern, war die Politik der Entente ab Mitte 1919 in sich verhältnismässig folgerichtig. Die baltischen Freikorps wurden gezwungen heimzukehren, und die Alliierten drangen auf ihre Auflösung und zugleich auch auf die aller anderen Einheiten, die nicht in die neue Reichswehr integriert werden konnten, ohne dass man die im Vertrag festgelegte Höchstzahl von 100'000 Mann überschritten hätte.

Die Versuche der Regierung, diese Forderungen zu erfüllen, führten zu einer Reihe von Meutereien auf Seiten der Soldaten. Schon im Juli 1919 befahl Hauptmann Waldemar Pabst Einheiten der Garde-Kavallerie-Schützen-Division unter dem Vorwand, die Kommunisten bereiteten die Besetzung der Hauptstadt vor, in Berlin einzumarschieren. Seine erstaunten Vorgesetzten machten diesen Befehl rückgängig, Pabst wurde entlassen und seine Schützen-Division aufgelöst und im ganzen Land zerstreut.⁶⁴ Aber dies war nur ein Vorgeschmack auf schwerwiegendere Ereignisse, die bevorstanden. Pabst trat bald als führender Kopf einer politischen Organisation mit dem Titel Nationale Vereinigung wieder in Erscheinung, in deren Umfeld sich die entschlossensten Gegner der Republik wiederfanden und die sich auch mit prominenten Sympathisanten wie dem General Ludendorff und seinem Mitarbeiter aus Kriegszeiten, dem berüchtigten Oberst Bauer, schmücken konnte. Diese Vereinigung

begann damit, ernsthafte Pläne für den Sturz der republikanischen Regierung und die Errichtung eines Militärregimes unter der Führung von General von Lüttwitz und eines bis dahin kaum in Erscheinung getretenen ostpreussischen Politikers namens Wolfgang Kapp zu schmieden.

Kapp besass genug politische Intelligenz, um zu wissen, dass ein solcher Putsch nur auf der Grundlage sorgfältiger Vorarbeiten und Verhandlungen mit potentiellen Bündnispartnern in den Parteien und in der Industrie gelingen konnte.⁶⁵ Solche subtileren politischen Einsichten fehlten Lüttwitz, einem dummen und arroganten Menschen, der glaubte, es genüge schon, laut genug mit der Faust auf den Tisch zu schlagen, und die Zivilisten würden kuschen. Als er die Erfahrung machte, dass dem nicht so war, gab er das Signal für den Handstreich, der als Kapp-Putsch in die Geschichte eingegangen ist. Im Februar ordnete die Regierung die Ausmusterung zweier bedeutender Freikorps an, der Baltikum-Brigade der Eisernen Division Bischoffs, die sich bei der Eroberung Rigas aus den Händen der Bolschewiken im Mai 1919 ausgezeichnet hatte, und der 2. Marinebrigade des Korvettenkapitäns Hermann Ehrhardt. Ihre Führer wandten sich an Lüttwitz, und der cholerische General stampfte in Eberts Arbeitszimmer und verlangte die Rücknahme der Befehle, die Beendigung der gesamten Politik des Truppenabbaus, die Entlassung des gegenwärtigen Chefs der Reichswehr, General Reinhardt, der trotz der Rolle, die er in der Krise um die Annahme des Friedensultimatums gespielt hatte, für seine republikanischen Sympathien bekannt war,⁶⁶ Neuwahlen und die Ernennung einer nicht parteigebundenen Regierung von Fachleuten. Leicht fassungslos angesichts dieser Liste von Forderungen, wies Ebert sie doch ohne Zögern zurück, und Noske, der mitanwesend war, erklärte dem General, er solle, wenn er nicht bereit sei, sich der Politik der Regierung zu fügen, seine Entlassung einreichen. Lüttwitz tat nichts dergleichen, sondern erteilte Ehrhardt in Döberitz den Befehl, den Putsch gegen die Republik mit einem Marsch auf Berlin einzuläuten.

Von einem Journalisten über das informiert, was sich zusammenbraute, berief Noske schnellstens die Mitglieder des Hauptquartiers im Reichswehrministerium zusammen; im Laufe der Unterredung musste er zu seiner Verblüffung feststellen, dass er nicht auf die Hilfe der Reichswehr beim Kampf gegen die Meuterer würde zählen können. Reinhardt forderte zwar ein rasches Vorgehen, aber die untergeordneten Kommandeure folgten nicht seinen Befehlen, sondern denen des Generals Hans von Seeckt, des Chefs des Truppenamts der Reichswehr und De-facto-Stabschefs. Seeckt, der wegen seiner hervorragenden Leistun-

gen an der Ostfront im Krieg bei allen seinen Kollegen in hohem Ansehen stand, widersetzte sich in entschiedener Form jeder bewaffneten Verteidigung der Hauptstadt. Die Reichswehr könne nicht auf ihre Kriegskameraden schiessen, ohne sich damit selbst zu zerstören. Die Regierung müsse sich nach anderen Beschützern umsehen.

Und genau dies tat das Kabinett. Während Seeckt sich in aller Ausführlichkeit verabschiedete und den Rückzug in sein Hauptquartier antrat und Ehrhardts Truppen triumphierend in Berlin einzogen, wichen Ebert und seine Minister in kluger Voraussicht zunächst mit dem Auto nach Dresden und dann mit dem Zug weiter nach Stuttgart aus, von wo aus sie die Arbeiterklasse aufriefen, die Republik zu verteidigen. Der Generalstreik, der folgte, machte der glücklosen Regierung der Nationalen Vereinigung, die am 13. März in Berlin gebildet worden war, ein rasches Ende. Kapp und Lüttwitz, die sie anführten, wussten überhaupt nicht, was sie mit der Macht, die ihnen Ehrhardt in die Hände gelegt hatte, anfangen sollten, und der Zusammenbruch der öffentlichen Dienstleistungen und die Unmutskundgebungen, zu denen es in einigen Berliner Garnisonen kam, verwirrte sie und liess sie den Mut verlieren. Am 17. März war ihr Abenteuer beendet.⁶⁷

Es hatte freilich eins deutlich werden lassen: dass die Befehlshaber des Heers sich nicht so gewissenhaft wie Ebert an die am 9. November 1918 geschlossene Vereinbarung gehalten hatten. Die Neutralität Seeckts im Angesicht des Putsches schien zu zeigen, dass die Reichswehr die Republik zwar gegen Angriffe von links verteidigen würde, sich aber nicht verpflichtet fühlte, dieselbe Haltung auch gegen die «nationale» Opposition einzunehmen. Wenn das aber so war, so fragten einige Parteifreunde Eberts, warum sollte die Regierung dann den Auffassungen der Generale weiterhin Beachtung schenken? War jetzt nicht der Zeitpunkt gekommen zu tun, was schon am Anfang hätte getan werden müssen, das alte Offizierskorps zu zerschlagen und eine echt republikanische Armee aufzubauen?

Wenn die logische Antwort hierauf ja gelautet hätte, so wollten es die Umstände doch anders. Der gegen die Putschisten ausgerufene Generalstreik war so machtvoll, dass er bei den Kommunisten neue Hoffnungen auf eine Revolution weckte und in weiten Teilen des Ruhrgebiets Unruhen auslöste, in deren Verlauf eine auf 50-80'000 Angehörige geschätzte «Rote Armee» die grössten Industriezentren besetzt und am 20. März das gesamte Gebiet östlich von Düsseldorf und Mühlheim unter ihre Kontrolle gebracht hatte. Um diese, wie es ihm schien, neuerliche und in grösserem Massstab angelegte spartakistische Revolte niedergeschlagen

zu können, fühlte Ebert sich gezwungen, just die Männer zu Hilfe zu rufen, die ihn eine Woche zuvor im Stich gelassen hatten. General von Seeckt wurde zum Befehlshaber der gesamten nationalen Streitkräfte ernannt und ermächtigt, die Ordnung im Ruhrgebiet wieder herzustellen. Dies tat er ohne Zögern und mit Hilfe der Freikorps Rossbach, Faupel, Pfeffer und Epp sowie der Freikorps Ehrhardt und Bischoff als Sicherungstruppen in Mitteldeutschland. Seeckt setzte diese Freischärler nicht in provokatorischer Absicht ein. Er bewies sehr bald und zur Enttäuschung der eigenwilligen Freikorpsführer, dass er die Disziplin der Truppen aufrechtzuerhalten gewillt war. Aber der eigentlich springende Punkt ist, dass jeder Gedanke daran, diejenigen zu disziplinieren, die im März 1920 nicht bereit gewesen waren, die Republik zu verteidigen – dazu gehörte auch die Berliner Sicherheitspolizei, die sich unerhört pflichtvergessen verhalten hatte⁶⁸ –, fallengelassen wurde. Der einzige, für den die Ereignisse unangenehme Folgen hatten, war Gustav Noske, der seine Stellung verlor, weil er es, wie seine Partei ihm vorwarf, versäumt habe, Lüttwitz unter Kontrolle zu halten. Seinem Nachfolger sollte es, wie sich zeigte, noch weit schwerer fallen, Seeckt unter Kontrolle zu halten, der sich zwar wohlweislich hütete zu putschen, der aber die Reichswehr zu einem selbständigen Gebilde innerhalb des Staates machte, dessen Politik nicht immer im Gleichklang mit der der Regierung stand.

Wenn dies für die Zukunft nichts Gutes verhiess, so galt das auch für eine andere Folge des Kapp-Putsches. Die Vorbereitungen zu diesem Staatsstreich waren dem Kommandanten der Bayerischen Einwohnerwehr, Georg Escherich, bekannt gewesen und hatten ihn veranlasst, mit dem Präsidenten des Regierungsbezirks Oberbayern, Gustav von Kahr, und dem Chef der mitgliederstarken Provinzpolizei, Ernst Pöhner, ein paralleles Vorgehen zu diskutieren. Als die Nachrichten von Erhardts Berlin-Besetzung München erreichten, bedrängte dieses Trio den örtlichen Reichswehrkommandeur, General von Möhl, das Standrecht zu verhängen und sich diktatorische Vollmachten anzueignen. Möhl, der mit Lüttwitz in Verbindung stand, brauchte nicht lange überredet zu werden. Er ging zu Hoffmann, dem sozialdemokratischen Ministerpräsidenten, und erklärte ihm, er könne die Verantwortung für die Aufrechterhaltung der öffentlichen Ordnung nicht übernehmen, wenn Hoffmann nicht zurücktrete. Ausgelaugt von den Unbilden einer Amtsperiode, die nichts als Ärger für ihn bereitgehalten hatte, tat Hoffmann wie geheilsen, und seine sozialdemokratischen Kollegen folgten seinem Beispiel.

Am 17. März wurde Kahr Ministerpräsident und ernannte ein Kabinett, in dem kein Vertreter der Linken sass. Der Generalstreik, der Kapp Einhalt geboten hatte, vermochte nicht, diesen radikalen Machtwechsel in einem Staat rückgängig zu machen, dessen Politik immer schon gegen die Oberhoheit des Reichs gerichtet gewesen war; von jetzt an sollte sie auch noch ausgesprochen antirepublikanische Züge tragen.

5. Die Wahlen vom Juni 1920

Dem Rückschlag für die Sozialdemokraten in Bayern sollte eine politische Niederlage auf breiterer Front folgen, die zu einer bedeutsamen Veränderung in der Politik des Reichs führte. Bei den Reichstagswahlen vom 6. Juni 1920, dem ersten landesweiten Urnengang seit der Wahl zur Nationalversammlung 18 Monate früher, erlitten alle drei Parteien der Weimarer Koalition schwere Verluste. Am härtesten traf es die Demokratische Partei, die mit ihrem Rückgang von den 1919 errungenen 5'641'800 auf nunmehr 2'333'700 Stimmen und mit dem Verlust von 36 ihrer 75 Reichstagsitze die rasche Talfahrt antrat, die sie in die politische Bedeutungslosigkeit führen sollte. Die Stimmenzahl der Zentrumspartei fiel von 6 Millionen auf 3'845'000; allerdings wog dies dadurch weniger schwer, dass von den verlorenen Stimmen 1'200'000 auf das Konto von Wählern ging, die zur Bayerischen Volkspartei (BVP) überwechselten, von der voraussehbar war, dass sie in vielen Fragen zusammen mit dem Zentrum abstimmen würde. Die Zentrumspartei verfügte nun über 64 anstelle von 91 Mandaten, die BVP über 21. Für die SPD war der Kapp-Putsch noch folgenschwerer: Sie fiel von einer Gesamtstimmenzahl von 11'500'000 auf 6'100'000 ab und behielt nur 102 von vorher 163 Reichstagsitzen. Nutzniesserin dieses Erdrutsches war die Unabhängige Sozialdemokratische Partei, die in einem täuschenden Augenblickserfolg (sie sollte an ihren inneren Spaltungstendenzen zugrunde gehen, ehe das Jahr zu Ende war) ihre Reichstagsfraktion von 22 auf 84 Mitglieder ausbauen konnte. Die Kommunisten trugen mit dem Gewinn von vier Mandaten zum Misserfolg der SPD bei.

Aber insgesamt war das Pendel nach rechts geschwungen, wie der Aufstieg der BVP und die merkliche Erholung der anderen bürgerlichen Parteien zeigten. Stresemanns DVP, der nun die Unterstützung, die sie aus Industriekreisen erhielt, zugute zu kommen begann, nahm von 19 auf 65 Sitze zu. Noch erfolgreicher waren die Nationalisten, die jetzt mit einem Zugewinn von 27 und einer Gesamtzahl von 71 Mandaten zur

stärksten bürgerlichen Partei wurden. Alles in allem wurde auf schmerz-
hafte Weise offenkundig, dass die politische Herrschaft über die Repu-
blik zumindest für den Augenblick den Händen der Republikaner ent-
glitten war, denn die Weimarer Koalition verfügte nur über 205 der 452
Reichstagssitze.

In dieser Situation traf die Partei Eberts eine heikle Entscheidung.
Nicht bereit, sich für eine unter stärkerem bürgerlichen Einfluss ste-
hende Koalition zur Verfügung zu stellen, und nicht in der Lage, die
USPD als Koalitionspartner für sich zu gewinnen, zog die SPD sich zu-
rück und machte so den Weg frei für die Bildung der ersten rein bürger-
lichen Regierung der Republik. Dieser Abschied von der Macht sollte
nicht nur ein vorübergehender sein; denn obwohl die SPD sich 1923
noch am Kabinett Stresemann und 1928-30 am Kabinett Müller betei-
ligte, schien es, als ob sie sich selbst in diesen Phasen nach der relativen
Unverantwortlichkeit der Oppositionsbänke geseht hätte. Dadurch ent-
stand die paradoxe Situation, dass die Partei mit der überzeugtesten de-
mokratischen Grundhaltung, die Partei, die 1918 und 1919 die Einheit
des Reichs bewahrt hatte und entschlossen gegen die Kräfte des politi-
schen Extremismus Stellung bezog, es anscheinend nicht ungern sah,
dass die Republik von Parteien regiert wurde, die sich ihrer Erhaltung in
geringerem Masse verpflichtet fühlten als die Sozialdemokraten selbst.
Man versteht von daher, warum ein bekannter Historiker der Linken die
Wahl vom Juli 1920 als «eine Katastrophe für die Weimarer Republik»
bezeichnet hat.⁶⁹

XII. Reparationen, Inflation und die Krise von 1923

Wir versaufen unser Oma ihr klein Häuschen,
ihr klein Häuschen.

Wir versaufen unser Oma ihr klein Häuschen,
und die erste und die zweite Hypothek.
*Populärer Schlager (1922)*¹

Wenn wir nicht endlich aus den ewigen Regierungskrisen herauskommen,
wenn nicht endlich ein starker Mann kommt, der sich den Teufel um Ver-
trauen oder Nichtvertrauen der Parteien kümmert und endlich gründlich
aufräumt, dann können wir in Deutschland getrost einpacken.

*Nordwestdeutsche Handwerkszeitung (1923)*²

Es gab nach 1918 viele Deutsche, denen es unmöglich war, sich mit den politischen Ergebnissen des Krieges abzufinden, und wenn Kurt Tucholsky schrieb, der erste Glaubensartikel im Katechismus der Bourgeoisie laute: «Unter dem Kaiser war alles besser»,³ so war das keine grosse Übertreibung. Bei dieser Stimmung war natürlich ein gewichtiges Stück Nostalgie im Spiel, von der man wohl hätte annehmen können, dass sie bei einer normalen Entwicklung der Dinge mit der Zeit abgeklungen wäre und einer resignierten Aussöhnung mit den neuen Verhältnissen Platz gemacht hätte. Man hätte es erwarten können, wenn die Deutschen zu jener Art der «Normalität» zurückgefunden hätten, zu der Präsident Warren G. Harding seinen amerikanischen Landsleuten den Weg zu weisen vermochte.

Die Weimarer Republik erhielt diese Chance nicht. Ihr Normalzustand war die Krise. Auf den Schock der militärischen Niederlage und das demütigende Erlebnis der Versailler Friedensbedingungen folgte die dramatische Erfahrung der Inflation. Ehe ihr ein Ende gemacht wurde, hatten Millionen von Deutschen, die in passivem Verharren den Übergang vom Kaiserreich zur Republik mitgemacht hatten, Entbehrungen und Verluste erlitten, die ihren Glauben an die Demokratie erschütterten und sie zu zynischen und skeptischen Zeitgenossen machten. Diese Stimmung fand ihre Entsprechung in einer Reihe neuer politischer Gefährdungen der Republik im Jahre 1923. Mit ihnen wurde sie fertig. Weit weniger gut überwand sie unglücklicherweise die Vertrauenskrise, die der ihnen vorausgehende finanzielle Zusammenbruch auslöste.

1. Von Spa bis zur Ruhrbesetzung

All dem zum Trotz, was die antirepublikanischen Propagandisten später behaupteten, entsprang die Inflation weder aus den Ungerechtigkeiten des Versailler Friedensvertrags noch aus der Schwächlichkeit der im November 1918 an die Macht gelangten Politiker. Viel eher wurzelte sie in der Finanzpolitik der Reichsregierung während des Krieges und insbesondere in ihrer Entscheidung, den Krieg statt durch Steuern durch Anleihen zu finanzieren. Als der Reichstag im August 1914 die Regierung ermächtigte, 5 Milliarden M an Rüstungskrediten aufzunehmen, war dies auch mit seiner Zustimmung zur Aufhebung der Beschränkungen verbunden, die dem Umlauf nicht durch Goldreserven gedeckten Papiergelds und der Einrichtung fiskalischer Nebenagenturen – Kreditbanken mit dem Recht, auch solche Sicherheiten und Bürgschaften zu akzeptieren, die für einen Reichsbankkredit nach den vor dem Krieg geltenden Bestimmungen nicht ausreichten – vom Gesetz herkömmlicherweise auferlegt waren. Die Folge war, dass die Druckerpresse zum Hauptinstrument für die Erfüllung der Geldbedürfnisse von Regierung und Privatunternehmen wurde und die Menge des umlaufenden Geldes im Gleichschritt mit den Kriegsausgaben anstieg, so dass am Ende des Krieges die fünffache Geldmenge zirkulierte. Das Resultat war ein deutliches Abrutschen des Währungskurses der Reichsmark auf dem internationalen Markt, wo sie 1918 etwa auf die Hälfte ihres ehemaligen Goldwerts gesunken war.⁴

Bis zum Ende des Krieges blieb dies den Menschen in Deutschland aufgrund des Fehlens einer normalen Geschäftstätigkeit an den Devisenbörsen und aufgrund der weitgehenden staatlichen Wirtschaftsregulierung verborgen, aber dann sprach die Wahrheit sich schnell herum, und der einsetzende Vertrauensschwund gegenüber der nationalen Währung beschleunigte die kriegsbedingte Entwertung noch weiter. Die Unerfahrenheit der ersten Nachkriegsregierungen und der Umstand, dass ihre ganze Kraft von der Aufgabe der Aufrechterhaltung der öffentlichen Ordnung absorbiert wurde, dies waren gewiss Faktoren, die mit verhinderten, dass Massnahmen ergriffen wurden, die die galoppierende Inflation hätten unter Kontrolle bringen können. Aber der Hauptgrund für das Fehlen solcher Massnahmen lag, wie ein Beamter des britischen Schatzamts im November 1921 in überraschender Offenheit schrieb, darin, dass «die Aufgabe durch die Schwere der Deutschland in den er-

sten Jahren nach dem Waffenstillstand auferlegten finanziellen und wirtschaftlichen Lasten unlösbar geworden war».⁵ Die wirtschaftlichen Bestimmungen des Versailler Vertrags und die Reparationspolitik der Siegermächte hatten also ein an sich schon schwieriges Problem noch beträchtlich erschwert, ja, seine Bewältigung der zitierten englischen Auffassung zufolge sogar unmöglich gemacht.

Wenn ich im letzten Satz von der Reparationspolitik der Siegermächte gesprochen habe, so erweckt dies den irreführenden Eindruck, als habe es sich dabei um eine gemeinsam oder mindestens einheitlich gehandhabte Politik gehandelt. Allein, die in Paris versammelten Mächte waren in ihren Auffassungen vom Zweck und vom wünschenswerten Ausmass der Reparationen von Anfang an uneins.

Der amerikanische Experte Norman H. Davis schrieb im Sommer 1919 in momentaner Verärgerung: «Einige der Delegierten wollten Deutschland kaputtmachen, einige wollten Reparationen kassieren, und andere wollten beides. Einige wollten mehr kassieren, als Deutschland zugesagt hatte oder aufbringen konnte; und andere wollten ihm sein gesamtes Kapital nehmen, es kaputtmachen und ihm dann eine umfangreiche Reparationsrechnung präsentieren.»⁶ Zwei Umstände unterstreichen, dass diese Beurteilung im Wesentlichen berechtigt war. Zum einen die Entscheidung der Sieger, den Begriff der Reparationen weiter als bisher zu definieren, darunter nicht allein eine «Entschädigung ... für alle der Bevölkerung der alliierten Länder und ihrem Eigentum durch deutsche Angriffe zu Lande, zur See oder aus der Luft zugefügten Schäden»⁷ zu verstehen, sondern auch die Übernahme der Kosten für die Renten und Pensionen der alliierten Soldaten durch die deutsche Staatskasse, eine Erweiterung, die die Nachfolgelasten für die Weimarer Republik ins Masslose wachsen liess. Und zum zweiten war es die Weigerung der Alliierten, das Problem des Zahlungsmodus der Reparationen anzupacken. Es war allgemein bekannt – zumindest den Finanzberatern der alliierten Regierungen –, dass die Zahlungen nicht in Gold getätigt werden konnten, da die Goldreserven der Reichsbank, die nur etwa 2,4 Milliarden Goldmark ausmachten, sichtlich nicht genügten, die Erwartungen der Alliierten zu erfüllen. Als Alternativen standen die Bereitstellung von Arbeitskräften (für den Wiederaufbau zerstörter Gebiete in den alliierten Ländern) und der Export industrieller oder anderer Güter zur Debatte. Die Regierungen Frankreichs und Belgiens wären bereit gewesen, die erste Hälfte dieser möglichen Lösungen in Betracht zu ziehen, schreckten jedoch aufgrund der zu erwartenden heftigen Opposition ihrer Gewerkschaften und Baufirmen davor zurück, eine Verwirklichung

solcher Vorhaben in grösserem Massstab zu betreiben. Die Briten, die sehr erfreut gewesen wären, wenn ihre Verbündeten sich von Deutschland in lebendiger Arbeit hätten entschädigen lassen, waren, wie Lloyd George im Frühjahr 1919 unmissverständlich klarstellte, rigoros gegen eine Bezahlung in Gestalt von Industrieerzeugnissen. Ohnehin versperrten die alliierten Regierungen Deutschland die Möglichkeit, ein ins Gewicht fallendes Exportprogramm in Gang zu setzen, indem sie seine Handelsflotte und einen beträchtlichen Teil seiner Güterwagenkapazität konfiszierten und in der Folge Zollschranken gegen deutsche Einfuhren aufrichteten. Dies veranlasste einen anderen amerikanischen Berater, Bernard Baruch, zu einer Warnung an die Adresse seiner Regierung, sich nicht auf den Standpunkt «unserer Kriegspartner» zu stellen, «dass Deutschland eine bestimmte Entschädigung bezahlen solle, dass man es ihm aber zugleich unmöglich macht, zu zahlen».⁸

Die Amerikaner konnten es sich freilich leisten, eine distanziertere Haltung als die europäischen Regierungen einzunehmen, die ihren Wählern versprochen hatten, dass Deutschland die Kriegskosten voll bezahlen werde. Die Kluft zwischen dem, was sie versprochen, und dem, was ihre Experten ihnen als allenfalls erreichbar darlegten, war allerdings breit genug, um Lloyd George und Clemenceau davon zu überzeugen, dass die Erwartungen möglicherweise etwas gedämpft werden mussten und sie besser daran täten, ihre Wähler hierauf vorzubereiten. Da dies Zeit in Anspruch nehmen würde, beschlossen sie, keine endgültige Summe festzulegen, bis eine Reparationskommission das Problem gründlich untersucht haben würde. Wie Lloyd George geschickt formulierte: «Wenn jetzt Zahlen genannt würden, würde dies den Deutschen nicht beruhigende Gewissheit geben, sondern ihnen Schrecken einjagen. Jede Zahl, die ihnen keinen Schrecken einjagen würde, wäre niedriger als die Zahl, die er und M. Clemenceau beim gegenwärtigen Stand der öffentlichen Meinung vor ihren Völkern verantworten könnten.»

Gleichwohl verlangten die alliierten Regierungen, dass Deutschland im August 1919 mit den Zahlungen beginnen und bis zum 1. Mai 1921, dem Zeitpunkt, an dem die Reparationskommission ihren Bericht vorlegen würde, 20 Milliarden Goldmark aufbringen solle. Ein Teil dieser Leistungen sowie die nach Mai 1921 getätigten Zahlungen sollten in Form von Warenlieferungen abgewickelt werden, darunter im Einzelnen mindestens 38 Millionen Tonnen Kohle pro Jahr für einen Zeitraum von zehn Jahren sowie grosse Mengen an Holz, Chemikalien und anderen Gütern. Weiterhin wurde Deutschland auferlegt, sämtliche durch die

alliierte Besetzung des Rheinlands verursachten Kosten zu tragen; es sollte aber diese Ausgaben nicht gegen seine Reparationspflichten aufrechnen können.

Diese Vorbedingungen waren drastisch genug, um die deutsche Regierung in tiefe Schwierigkeiten zu stürzen, die unglücklicherweise noch durch einige schädliche Bekundungen des Widerstandswillens verschlimmert wurden. Als Deutschland im Frühling 1920 mit seinen Kohlelieferungen in Rückstand geriet – wofür zum grossen Teil die durch den Kapp-Putsch und den anschliessenden Generalstreik bedingte Unterbrechung der Produktion verantwortlich war –, zeigten die Alliierten eine gewisse Bereitschaft, andere Formen der Entschädigung in Betracht zu ziehen. Die Deutschen wurden aufgefordert, ihre Vorschläge bei einer im Juli 1920 in Spa stattfindenden Konferenz vorzulegen, und prompt erschien dort eine Delegation unter Führung des Kanzlers, des ehrenwerten Zentrumspolitikers Konstantin Fehrenbach, und des Ausenministers Walter Simons. Die Verhandlungen endeten mit einem Fiasko. Weil auch die Frage der Truppenreduzierung auf der Tagesordnung stand, gehörten der deutschen Delegation General von Seeckt und einige Mitglieder seines Stabs an; sie alle trugen Uniform und Auszeichnungen, und die Wirkung, die dies auf die Gefühle ihrer ehemaligen Kriegsgegner hatte, war objektiven Gesprächen nicht zuträglich; schliesslich trugen auch eine Reihe von Bemerkungen, die der neue deutsche Reichswehrminister Otto Gessler der Presse gegenüber machte und in denen er davon sprach, dass es für sein Land unmöglich sei, seine Truppen in dem vom Vertrag vorgeschriebenen Mass zu reduzieren, nicht zur Klimaverbesserung bei.⁹ In dieser hochgespannten Atmosphäre genügte eine Entgleisung des rheinischen Bergbaumagnaten Hugo Stinnes, der als Experte ebenfalls nach Spa eingeladen worden war, um jede Chance für ein Entgegenkommen der Alliierten in der Frage der Kohlelieferungen zunichte zu machen. Josef Wirth sollte später über Stinnes sagen, er sei «der typische Katastrophen-Politiker»¹⁰ gewesen, und zweifellos beherrschte dieser im geschäftlich-wirtschaftlichen Bereich so virtuos agierende Mann die Kunst des politischen Unterhandelns ganz und gar nicht. Unwillig wegen der technischen Diskussionen über die zuwenig gelieferten Kohlemengen, wollte er das Problem dadurch lösen, dass er den Alliierten einen Vortrag über die verblende Wirkung des Sieges hielt und ihnen mit einer völligen Einstellung der Lieferungen drohte. Wie seine beklommenen Kollegen befürchteten, antworteten die Alliierten mit einem Ultimatum: Falls Deutschland nicht innerhalb von 72 Stunden seine Bereitschaft bekundete, das Versäumte

nachzuholen, würden sie das Ruhrgebiet besetzen. Dank des raschen und beredsamen Einsatzes von M. J. Bonn, einem Finanzexperten, der in der britischen Delegation Freunde hatte, wurden noch einige Abstriche an diesen Bedingungen gemacht, aber dennoch konnte nichts über die Tatsache hinwegtäuschen, dass man in Spa eine Chance verspielt hatte; und die deutscherseits an den Tag gelegte Ungeschicklichkeit hatte den Eindruck verstärkt, dass die Deutschen noch nicht geläutert waren.¹¹

Selbst Lloyd George, der Zweifel daran hegte, ob die wirtschaftlichen Sanktionen gerechtfertigt und durchführbar waren, und der sich bemühte, die uneinsichtigeren Franzosen zu mässigen, konnte sich dieses Gefühls nur schwer erwehren, denn das deutsche Verhalten war weiterhin dazu angetan, es zu bestätigen. Die Tatsache, dass Stinnes wegen seines Auftritts als eine Art Nationalheld gefeiert wurde, und die Nachricht, dass die Deutsche Volkspartei öffentlich ihre Unzufriedenheit mit ihren Regierungspartnern äusserte, weil diese das Nachgeben der deutschen Delegation in Spa billigten, solche Dinge liessen jeden Wunsch nach Zugeständnissen an Berlin verstummen. Im Januar 1921 erklärte sich daher der britische Premierminister nach längerem anfänglichen Zögern bereit, einem französischen Plan für die Abwicklung der Reparationsleistungen seine Unterstützung zu leihen, der die Deutschen verpflichten sollte, einen jährlichen Betrag von zunächst zwei Milliarden Goldmark zu entrichten, der im Laufe eines Zeitraums von 42 Jahren dann auf 6 Milliarden jährlich ansteigen würde, und zusätzlich während dieser ganzen Zeit 26 Prozent der deutschen Exporterträge abzuliefern.

Das Beste, was sich über diesen, wie Gustav Stolper ihn genannt hat, «unsinnigen Plan»¹² sagen lässt, ist, dass er der deutschen Regierung Gelegenheit gab, einen Gegenvorschlag zu unterbreiten. Sie tat dies auch, aber in den Augen der Alliierten war ihr Standpunkt unredlich, denn sie bot eine Gesamtsumme von nur 30 Milliarden in bequem zu erfüllenden Raten an. Die deutschen Fachleute waren auf diesen Betrag gekommen, indem sie die vorgesehene Gesamtsumme unter Annahme eines jährlichen Zinsfusses von 8 Prozent auf einen gegenwärtigen Wert von 50 Milliarden Mark reduzierten, von denen sie dann noch die 20 Milliarden abzogen, die Deutschland bis Mai 1921 zu bezahlen verpflichtet war, denn diese seien praktisch bereits beglichen. Bei näherer Betrachtung erwies sich diese Rechnung als höchst dubios, zum Teil, weil sie Vermögenswerte wie die Saarbergwerke, die in die Hände der Alliierten übergegangen waren, zu hoch bewertete und weil sie auch die

Flotte mit in Anschlag brachte, die sich vor Scapa Flow selbst versenkt hatte.¹³ Höchst aufgebracht über dieses arglistige Manöver und zweifellos auch, weil es deutliche Anhaltspunkte dafür gab, dass Deutschland die militärischen Bedingungen des Vertrages noch immer nicht erfüllt hatte (Berichte wiesen auf das rasche Anwachsen der Bayerischen Einwohnerwehr und auf illegale Waffenlieferungen ihres Ablegers Orgesch nach Österreich hin), griffen die alliierten Regierungen zu Sanktionen und besetzten im März die Städte Düsseldorf und Duisburg sowie den Hafen Ruhrort und beschlagnahmten die Zolleinnahmen der besetzten Gebiete.

Ehe die deutsche Regierung sich von diesem Schock erholen konnte, musste sie sich mit dem lange erwarteten Bericht der Reparationskommission auseinandersetzen, der sich mit dem genauen Ausmass der Reparationsschuld befasste. Ende April setzte dieses Gremium die Summe mit einstimmigem Beschluss auf 132 Milliarden Goldmark fest. Die von der Kommission empfohlene Zahlungsweise beinhaltete allerdings eine gewisse Modifikation dieses Betrags. Die Gesamtschuld sollte in drei Serien von Schuldverschreibungen aufgeteilt werden, die die deutsche Regierung den Alliierten zu liefern hatte. Die erste Serie, die A-Schuldverschreibungen, die zum 1. Juli 1923 fällig wurden, sollten sich auf 12 Milliarden Goldmark belaufen; dieser Betrag repräsentierte den noch nicht bezahlten Teil jener 20 Milliarden, die Deutschland bis zum 1. Mai bereits zu entrichten gehabt hätte; die zweite Serie, die B-Schuldverschreibungen im Nennwert von 38 Milliarden Goldmark, sollten der Kommission bis zum 1. November 1921 geliefert werden. Beide Serien konnten von der Kommission nach ihrem Gutdünken ausgegeben werden und würden 5% Jahreszins tragen. Eine dritte Serie von Schuldverschreibungen im Wert von 82 Milliarden Goldmark sollte ebenfalls bis 1. November abgeliefert werden, durfte aber von der Kommission erst dann ausgegeben werden, wenn die deutschen Zahlungen einen Umfang erreicht hatten, der zur Deckung der Zins- und Tilgungslasten aus den Serien A und B genügte. Da diese Zahlungen aber aus einer Steuer auf deutsche Exporte bestritten werden würden und da die Engländer nur zu gut wussten, dass ihre Wirtschaft in jedem Fall unter einer Ausdehnung des deutschen Aussenhandels leiden würde, die gross genug war, um die aus den ersten beiden Schuldscheinserien entstehenden Kosten zu erbringen, kann man mit Fug und Recht bezweifeln, ob es unter den Fragen der internationalen Finanzpolitik einigermaßen Bewanderten irgendjemanden gab, in dessen Augen die C-Schuldverschreibungen mehr waren als eine ziemlich leere Drohung der Alliierten, dass sie die

Schraube auch stärker anziehen könnten, falls die Deutschen sich nicht gutwillig zeigten. Realistisch betrachtet, war die deutsche Reparations-schuld auf 50 Milliarden Goldmark festgesetzt worden.¹⁴

Diese nominelle Verringerung fiel indes praktisch kaum ins Gewicht, denn die Goldmark war eine Abstraktion, die auf dem Vorkriegsverhältnis der Mark zum amerikanischen Dollar beruhte, einem Verhältnis von 4:1. Eine Schuld von 50 Milliarden Goldmark entsprach somit einer Schuld von 12,5 Milliarden Dollar. Um einen solchen Betrag zu bezahlen, hätte man jedoch im Mai 1921 750 Milliarden Papiermark aufbringen müssen, denn die Mark war bereits auf einen Kurs von 1:60 gegenüber dem Dollar gefallen. Sie sollte noch weiter fallen. Als die Alliierten der deutschen Regierung am 5. Mai 1921 den von der Kommission errechneten Betrag mitteilten, verbanden sie dies mit einem Ultimatum, das die bedingungslose Anerkennung der Gesamtschuld und die Überweisung von 1 Milliarde Goldmark (entsprechend 250 Millionen Dollar) innerhalb von 25 Tagen forderte. Diese Summe wurde von der deutschen Regierung aufgebracht, aber nur durch den Verkauf neugedruckter Papiermarknoten an den Devisenbörsen. Die Folge war eine beschleunigte Geldentwertung: Im November war die Papiermark im Verhältnis zum Dollar von 1:60 auf 1:310 gefallen.¹⁵ Die Inflation, die während des Krieges eingesetzt hatte, erhielt nun mächtigen Auftrieb, und sie sollte sich erbarmungslos weiter steigern, bis die Regierung bankrott war.

Noch vor dem Eintreffen der alliierten Note vom 5. Mai hatte das Kabinett Fehrenbach, entmutigt durch die Erfolglosigkeit eines von ihr an die Regierung der Vereinigten Staaten gerichteten Vermittlungersuchens und geschwächt durch den Rückzug der Volkspartei, um seine Entlassung gebeten. Die mühsame Aufgabe, dem Ultimatum nachzukommen – das ausser den finanziellen Leistungen auch noch die Auflösung der Bayerischen Einwohnerwehr und die strikte Befolgung der militärischen Bestimmungen des Friedensvertrags verlangte –, fiel auf die Schultern einer neuen Regierung, an deren Spitze zwei der begabtesten, wengleich nicht glücklichsten Männer Nachkriegsdeutschlands standen: Josef Wirth und Walther Rathenau.

Wirth hatte in der Zentrumspartei im Schatten Matthias Erzbergers gestanden, bis die Laufbahn dieser sprühenden Persönlichkeit durch die Enthüllungen beendet wurde, die der von ihm 1920 gegen Karl Helfferich angestrebte Prozess in Bezug auf seine eigenen politischen Instinktlosigkeiten an den Tag brachte.¹⁶ Wirth trat die Nachfolge Erzbergers als Finanzminister an und zeigte bald, dass er, wenn er auch nicht die technischen Kenntnisse seines Vorgängers besass, ein ebenso ener-

gischer Politiker war und über mehr Offenheit und Weitsicht verfügte. Vom Wesen her Optimist, liess er sich durch Widerstände nicht leicht entmutigen, und mit seiner Bereitschaft zum – ja, seiner Freude am – Treffen von Entscheidungen stand er unter den deutschen Politikern einzig da.¹⁷

Das freimütige Wesen Wirths stand im schroffen Kontrast zu dem seines introvertierten Kollegen Rathenau, der seine öffentliche Laufbahn jetzt durch eine Amtszeit als Wiederaufbauminister und, nach Februar 1922, als Aussenminister krönte. Dass Rathenau der geeignete Mann war, sich der wirtschaftlichen Probleme Deutschlands anzunehmen, war unbestritten, wenn seine technischen Fähigkeiten auch bis zu einem gewissen Grad von persönlichen Schwächen entwertet wurden, insbesondere von einer sehr fruchtbaren Phantasie, aufgrund deren es ihm leichter fiel, sich neue Pläne auszudenken, als konsequent an bereits bestehenden festzuhalten. In der Kunst des unbeirrten Beharrens war er wenig geübt, und er neigte zu periodischen Phasen der Entmutigung und der Melancholie. Die Tatsache, dass er Jude war und sich dessen insgeheim schämte, trug zweifellos zu diesen depressiven Phasen bei; gewiss wirkte sich seine jüdische Religionszugehörigkeit abträglich aus, nachdem er Aussenminister geworden war, denn seine Berufung stellte in den Augen der unbelehrbaren rechten Chauvinisten einen unerhörten Affront dar.¹⁸

Was immer die extremistischen Fanatiker von ihm denken mochten, er besass den Mut, das Unerlässliche zu sehen und dafür einzutreten, dass es getan wurde. Er hegte keinen Zweifel an der Entschlossenheit der Alliierten und am Fehlen einer Alternative zur Erfüllung des Ultimatums vom 5. Mai. Daher sprach er sich in seiner ersten Ansprache an den Reichstag als Aussenminister mutig für die Annahme und die getreuliche Erfüllung der alliierten Bedingungen aus und erinnerte seine Zuhörer mit einem jener originellen Vergleiche, die er liebte und die weniger feinnervige Politiker dazu verleiteten, in ihm einen übermässig bildungsbeflissenen Windbeutel zu sehen, an den letzten Satz des Quartetts (Opus 135) von Beethoven, der «mit langsamen Tönen (beginnt): ‚Muss es sein?‘ und mit einem entscheidenden und kraftvollen ‚Es muss sein‘ (schliesst). Wer nicht mit diesem ‚Es muss sein‘ an seine Aufgabe herantritt, wird immer nur den halben Willen zur Lösung [von Deutschlands Problemen] aufbringen.»¹⁹

Die Wirth-Rathenausche Erfüllungspolitik war weder ihrem Wesen nach negativ noch ausschliesslich vom Geist der Resignation geprägt. Rathenau war ein überzeugter Anhänger von Verhandlungen – wie Lord d’Abernon schrieb, hatte er «seine Leidenschaft für internatiole Konfe-

renzen entdeckt. Er möchte am liebsten, dass sie immer weitergehen»²⁰ –, und er war der Ansicht, man könne, wenn man den keinem Kompromiss zugänglichen Grundsatzfragen auswich und sich konkreten Problemen zuwandte, auf unerwartete Bereiche stossen, in denen eine Verständigung möglich war und die sich allmählich ausweiten würden, bis wenigstens der im Volksmund sogenannte «eiserne Vorhang» zwischen Deutschland und den Westmächten wieder geöffnet wäre.²¹ Mit dieser Auffassung fand er wenig Unterstützung bei den Unversöhnlichen wie Stinnes, der es sich nicht nehmen liess, die Politik Rathenaus soweit er konnte zu sabotieren; es schien jedoch eine Zeitlang so, als könne diese eine empfängliche Saite in französischen Regierungskreisen anschlagen. Im Oktober 1921 führten Gespräche zwischen Rathenau und Louis Loucheur zum sogenannten Wiesbadener Abkommen, das eine Modifikation des Zahlungsverfahrens durch eine Erhöhung des Anteils der in Güterform an Frankreich entrichteten Reparationen vorsah.

Dieses Anzeichen eines Fortschritts erwies sich als trügerisch. Obwohl das Abkommen zunächst von der französischen Presse begrüsst wurde, wurde es bald zum Gegenstand konzentrierter Attacken von selten der Schwerindustrie sowie der chemischen und Elektroindustrie, die die deutsche Konkurrenz fürchteten, und zu diesen Gegnern gesellten sich bald die Handelskammern und die Organisationen der Bau- und der Landmaschinenwirtschaft. Die französische Rechte unter Führung Raymond Poincares benutzte das Wiesbadener Abkommen als Knüppel, mit dem sie auf die Politik des Premierministers Aristide Briand einhieb, der eine gewisse Bereitschaft zum Eingehen auf die Vorschläge von Lloyd George bekundet hatte, der in Anbetracht der wirtschaftlichen Schwäche Deutschlands Zugeständnisse für nötig hielt; ihr Kreuzfeuer war so erfolgreich, dass Briand kurz nach einer Konferenz mit dem britischen Premierminister in Cannes, die eine unfreundliche öffentliche Reaktion hervorrief,²² zu Beginn des Jahres 1922 unvermittelt zurücktrat. Für ihn kam Poincaré, dessen Politik einer rigorosen Durchsetzung der Vertragsbestimmungen jede Hoffnung auf Erleichterungen in der Reparationsfrage für weitere zwei Jahre zunichte machte.

Selbst wenn man von den beteiligten Personen einmal absieht, musste es wohl unvermeidlich so kommen. Das Problem verkomplizierte sich durch die Frage der Kriegsschulden, die die Alliierten bei den Vereinigten Staaten hatten und deren Rückzahlung Washington, wie es deutlich machte, erwartete. Dadurch sah sich die britische Regierung gezwungen, im Laufe des neuen Jahres ihren Alliierten mitzuteilen, dass sie auf

auf die Rückzahlung ihrer Verbindlichkeiten gegenüber England bestehen müsse, und diese in der Balfour-Note vom 1. August 1922 unmissverständlich ausgesprochene Mahnung verurteilte die Versuche Lloyd Georges, die deutsche Belastung zu verringern, zum Scheitern, denn sie veranlasste Franzosen, Belgier und Italiener zur Beibehaltung ihrer kompromisslosen Haltung in Bezug auf die deutschen Verpflichtungen.²³

Unter diesen Umständen konnte die Erfüllungspolitik nicht das bringen, was Rathenau sich von ihr versprach. Poincaré stellte sich, weit davon entfernt, die finanzielle Notlage Deutschlands anzuerkennen, auf den Standpunkt, Berlin richte die Mark bewusst und in ausgeklügelter erpresserischer Absicht zugrunde, und die Alliierten sollten ihren ehemaligen Kriegsgegner finanziellen Kontrollmassnahmen unterwerfen und sich produktive Pfänder sichern – durch die Besetzung von Gebieten, die Einnahmen abwerfen würden –, wenn sie Deutschland schon Zahlungsaufschub oder Erleichterungen in anderer Form gewährten.

Wenn Rathenau eine Chance besessen hatte, diesen Panzer der Hartnäckigkeit zu durchdringen, so wurde sie im April 1922 bei der Wirtschaftskonferenz in Genua vertan, wo der deutsche Aussenminister bewies, dass er sich ebenso ungeschickt verhalten konnte wie es Stinnes in Spa getan hatte. In dem Gefühl, von Lloyd George herabgesetzt zu werden, der seine gewohnten lockeren Gespräche mit allen ausser den Deutschen führte, und in der Furcht, dies weise auf einen bevorstehenden neuen antideutschen Streich hin, liess Rathenau sich zum Abschluss eines separaten Freundschafts Vertrags mit der Sowjetunion überreden. Es gibt keine wirklich beweiskräftigen Argumente dafür, dass dieser Rapallo-Vertrag, mit dem die Historiker sich so ausgiebig befasst haben, viel mehr war als ein Ausdruck der Niedergeschlagenheit Rathenaus,²⁴ und es ist sehr unwahrscheinlich, dass sein Abschluss die Möglichkeit einer umfassenden Regelung der Reparationen in Genua zunichte machte, obwohl dies später so dargestellt worden ist.²⁵ Klar ist allerdings, dass Rathenaus Vorgehen für Poincaré, dessen Misstrauen gegenüber der Sowjetunion nur noch von dem gegenüber Deutschland übertroffen wurde, wie eine Provokation wirken musste.²⁶ Zwei Monate nach der Unterzeichnung des Vertrags war der deutsche Aussenminister tot, ermordet von nationalistischen Fanatikern, die überzeugt waren, dass sie ihrem Land einen Dienst erwiesen, indem sie ihn aus dem Weg räumten.²⁷ Es ist denkbar, dass er noch vor seinem Tod erkannte, dass seine Diplomatie ihren Zweck verfehlt hatte und dass die Erfüllungspolitik bankrott war.

Otto Gessler behauptet in seinen Memoiren, Rathenau habe ihm kurz nach Genua erklärt, die Besetzung des Ruhrgebiets durch Frankreich sei unvermeidlich.²⁸

Der Tod Rathenaus beraubte das Kabinett Wirth seiner Lebensgeister; zwar versuchte der Kanzler es zu retten, indem er die SPD überredete, in die Koalition einzutreten, sein Plan scheiterte jedoch an der Unverträglichkeit von SPD und DVP. In einer Atmosphäre der gegenseitigen Vorwürfe trat Wirth im November 1922 zurück und löste damit eine ernsthafte politische Krise aus. Die Umstände verlangten nach einer neuen Führung und nach neuen Ideen, doch es bot sich kein unumstrittener Nachfolgekandidat für Wirth an, und von den als Anwärter Genannten – Stresemann von der DVP, Konrad Adenauer, der Kölner Oberbürgermeister, und Adam Stegerwald, der Führer der katholischen Gewerkschaftsbewegung – konnte keiner auf eine Mehrheit im Reichstag hoffen. Am Ende war es wie schon bei früheren Gelegenheiten Friedrich Ebert, der die Initiative ergriff und einen Lösungsvorschlag machte. Im November beauftragte er Wilhelm Cuno, den Direktor der Hamburg-Amerika-Linie, mit der Bildung eines Kabinetts.

Diese Entscheidung war nicht so überraschend, wie sie manchem Zeitgenossen erschien. Cuno hatte am Beginn einer ausgezeichneten Karriere im kaiserlichen Zivildienst gestanden, ehe er sich 1917 von Albert Ballin, dessen Nachfolger er dann wurde, überreden liess, in die Hapag einzutreten. Die glänzende Geschäftspolitik, die er dort betrieb, und insbesondere die Tatsache, dass, und die Art, wie er im Juni 1920 eine Vereinbarung mit der American Ship and Commerce Company von Averell Harriman zustande brachte, die der Hapag wieder die vor dem Krieg gehaltene Position einbrachte, hatten in der politischen Welt Eindruck hinterlassen. Er war in der Folge zur Teilnahme an Reparationsgesprächen mit den Alliierten eingeladen worden; er war 1921 als Nachfolger für Erzberger an der Spitze des Finanzministeriums im Gespräch gewesen; und Wirth hatte ihm nach dem Tode Rathenaus das Aussenministerium angeboten. Er war ein Mann, dessen administrative Fähigkeiten und dessen Tatkraft anerkannt waren.

Dennoch fällt es schwer, an dieser Wendung, die die innenpolitischen Geschicke Deutschlands nahmen, etwas Rühmliches zu finden. Die Entscheidung Eberts, Neuwahlen zu vermeiden und Cuno eine Regierung ohne parteigebundene Verantwortung bilden zu lassen, konnte leicht als ein Eingeständnis seiner Skepsis hinsichtlich der weiteren Lebensfähigkeit des parlamentarischen Systems gedeutet werden, und es überrascht, dass die republikanischen Parteien einschliesslich der SPD sich so be-

reitwillig mit der Schaffung dieses schwerwiegenden Präzedenzfalles abfinden. Es verwundert umso mehr, als Cuno keinen Hehl aus seiner Verachtung für die Politiker und ihr Metier gemacht hatte, über das er, wie M.J. Bonn später bemerken sollte, weniger wusste «als ein durchschnittlicher Gewerkschaftsführer, der in einen Ministersessel hineingestolpert ist».²⁹ Sowohl Cuno als auch Ebert scheinen geglaubt zu haben, die Probleme Deutschlands würden sich leichter lösen lassen, wenn es zu einer engeren Zusammenarbeit zwischen der Regierung und der Wirtschaft käme, wie Cuno sie bewirken würde. Das war sicherlich naiv. Was das drückendste Problem des Landes betraf, den Verfall seiner Währung, so hatten Industrie und Banken von Anfang an den Standpunkt vertreten, sich darum zu kümmern sei die Sache der Regierung und nicht die ihre, und hatten jeden Vorstoss zurückgewiesen, der darauf zielte, sie durch die Einziehung ihrer Vermögenswerte oder durch die Erhebung von Sondersteuern in Gold, mittels deren die Geldentwertung vielleicht hätte gebremst werden können, an der Lösung des Problems zu beteiligen. Sie hatten sich auch gegen Vorschläge der Regierung Wirth zur Reform der Währungskontrollbestimmungen und zur Anhebung des Diskontsatzes zur Wehr gesetzt, weil diese Massnahmen angeblich den ausländischen Interessen der deutschen Industrie geschadet hätten.³⁰ Wenn die von Vertretern der Wirtschaft in den letzten Monaten des Jahres 1922 gemachten Vorschläge einen gemeinsamen Nenner aufwiesen, dann lag dieser in der stillschweigenden Voraussetzung, dass die notwendigen Opfer von anderen gebracht werden mussten und dass eine Rückkehr zu normalen wirtschaftlichen Bedingungen es erforderlich machte, dass die von der Arbeiterbewegung 1918-19 errungenen Fortschritte (der Achtstundentag, die überbetrieblichen Tarifvereinbarungen, die Anerkennung der Gewerkschaften als Tarifpartner und die Arbeitslosenunterstützung) wieder abgebaut, die Kapitalsteuern reduziert und die Währung auf unschädliche Weise stabilisiert würde – das bedeutete, dass man sich an den Rat von Leuten hielt, die eine gehörige Achtung vor dem privaten Unternehmertum hatten, statt auf Regierungsexperten zu hören, die der Inflation lieber mit der Waffe der Besteuerung oder mit Hilfe der Goldreserven der Reichsbank zu Leibe rücken wollten.³¹ Diese Gedankenspiele setzten einen so grundlegenden Wandel des Weimarer Systems voraus, dass sie nur um den Preis erneuter Klassenkämpfe in die Tat umgesetzt werden konnten.

Cuno glaubte, als er sein Amt übernahm, bei seinen Bemühungen um ein Abkommen mit den Alliierten über eine endgültige Beilegung der

Reparationsfrage auf die Unterstützung von Industrie und Bankenwelt zählen zu können. Er musste bald erfahren, dass er in dieser Beziehung um keinen Deut besser dran war als sein Vorgänger und dass die Wirtschaftsführer jeder Initiative von seiner Seite, die die Entscheidungsgewalt nicht in ihren Händen beliess, mit tiefer Skepsis gegenüberstanden. Als der Kanzler beispielsweise am 11. Dezember 1922 etwas von dem Schwung wiederzugewinnen suchte, den die Regierung Wirth-Rathenau in ihren letzten Amtstagen eingebüsst hatte, und einen neuen Vorschlag für einen vorläufigen *modus vivendi* unterbreitete, wurde seine Demarche von der Stinnes-Presse wütend angegriffen.³²

Anstatt seinen widerwilligen Partnern gegenüber auf die Autorität der Regierung zu pochen, zeigte Cuno eine gefährliche Neigung, ihren Wünschen zu willfahren; und dies trug dazu bei, dass er eine schwache Figur abgab, als deutlich wurde, dass die französische Regierung beabsichtigte, ein Zurückbleiben Deutschlands mit den Kohle- und Holzlieferungen zum Vorwand für die Besetzung des Ruhrgebiets zu nehmen. Dass die britische Regierung Poincaré bremsen würde, war nicht zu erwarten, weil sie bei den schwierigen Verhandlungen, die zu dieser Zeit in Lausanne stattfanden, für die Wahrung ihrer nahöstlichen Interessen auf die französische Mitarbeit angewiesen war, und die Belgier fühlten sich, während sie die französische Politik insgeheim missbilligten, aus wirtschaftlichen Gründen gezwungen, sie zu unterstützen.³³ Nur ein eindrucksvoller und einleuchtender deutscher Vorschlag konnte zu diesem späten Zeitpunkt noch die Chance eröffnen, dass Poincaré sich besann. Cuno war nicht imstande, einen solchen Vorschlag zu unterbreiten, weil er sich hinsichtlich dessen, was darin enthalten sein sollte, auf den Rat der Bankiers und Industriellen verliess, und die erwiesen sich als unfähig, sich über ihre wirtschaftlichen Sonderinteressen zu erheben. In seiner Note vom 2. Januar 1923 bot Cuno die Zahlung von 20 Milliarden Goldmark an, die in Form internationaler Anleihen aufgebracht werden sollten, und knüpfte selbst diese wenig eindrucksvolle Summe noch an die Bedingungen, dass die Gleichbehandlung Deutschlands auf dem Weltmarkt wiederhergestellt, die Städte Düsseldorf und Duisburg sowie der Hafen Ruhrort geräumt und Zusagen betreffs der endgültigen Räumung des Rheinlands gegeben würden.

Dass Cuno selbst die Chancen dieses Angebots gering einschätzte, zeigt sich daran, dass er Mitte Dezember mit einer ausserordentlichen Demarche Eindruck auf Poincaré zu machen suchte. Er informierte die Regierung der Vereinigten Staaten davon, dass Deutschland bereit sei,

mit allen Anrainerstaaten des Rheins einen von den USA zu garantierenden, auf 30 Jahre befristeten Friedensvertrag abzuschliessen.³⁴ Dieser Vorschlag war ein interessanter Vorläufer des Stresemannschen Garantieplans, der schliesslich zu den Locarno-Verträgen von 1925 führte,³⁵ aber dieses Mal war der Boden dafür noch nicht ausreichend bereitet, und diplomatische Beobachter sahen darin nicht mehr als eine Geste der Verzweiflung. Diese Ansicht tat auch Poincaré ausdrücklich kund, als er den Vorschlag kurzerhand ablehnte. Was das deutsche Reparationsangebot betraf, so wurde es von den Alliierten zu keinem Zeitpunkt in Erwägung gezogen, vor allem weil Poincaré ihnen gar keine Zeit dazu gab. Am 26. Dezember hatte die Reparationskommission erklärt, dass Deutschland sich im Rückstand befinde. Die Regierungen Frankreichs, Belgiens und Italiens bestätigten dies am 9. Januar, und zwei Tage später begannen französische und belgische Truppen, ins Ruhrgebiet einzurücken.

2. Inflation: Wirtschaftliche und soziale Folgen

Für diese Eventualität waren keinerlei Vorkehrungen getroffen worden, denn Cuno hatte bis zum letzten Augenblick auf seiner Überzeugung beharrt, irgendetwas werde geschehen und Poincaré Einhalt gebieten. Seine Reaktion auf das französische Vorgehen beruhte daher nicht auf irgendwelchen rationalen Berechnungen hinsichtlich der deutschen Handlungsmöglichkeiten; es ist indes wichtig, darauf hinzuweisen, dass Cuno in dieser Angelegenheit nicht der einzige ist, dem Vorwürfe zu machen sind. Dem Kabinettsrat, der zusammentraf, um über Abwehrmassnahmen nachzudenken, sass Friedrich Ebert vor und gehörten General von Seeckt und der sozialdemokratische Ministerpräsident von Preussen, Otto Braun, an. Ebert verlangte, Deutschland müsse der Welt zeigen, dass es sich militärischer Gewalt nicht beugen werde, und alle Anwesenden waren sich in der Entscheidung einig, den passiven Widerstand gegen die Ruhrbesetzung zu organisieren.³⁶ In den darauffolgenden Tagen wurde diesem Beschluss breite Zustimmung von Seiten der Parteien und der Gewerkschaften zuteil, und die Presse feierte ihn. So legte sich die Regierung im Überschwang eines unbedachten Patriotismus auf eine Politik fest, von der wieder loszukommen, wie die Erfahrung zeigen sollte, ihr ebenso schwerfallen würde wie daran festzuhalten unmöglich war.

Von allem Anfang an verursachte der Widerstand unerhörte Kosten. Als die Regierung die deutschen Beamten, Eisenbahn- und Fabrikarbei-

ter an der Ruhr anwies, die Zusammenarbeit mit der Besatzungsmacht zu verweigern, beantworteten die Franzosen dies damit, dass sie eigene Beamte zur Leitung der öffentlichen Angelegenheiten und zur Verwaltung des Transportwesens einsetzten, dass sie Bankguthaben und Firmenbestände beschlagnahmten und gegen Streiks mit Einschüchterungen, Ausweisungen und mit Gefängnisstrafen vorgingen. Daraus erwuchs für die deutsche Regierung die Verpflichtung, die Opfer solcher Massnahmen und ihre Angehörigen finanziell zu unterstützen. Gleichzeitig führte die systematische Umwandlung des Ruhrgebiets in einen Wirtschaftskörper unter ausländischer Herrschaft dazu, dass Deutschland lebenswichtige Rohstoffe vorenthalten wurden (85 Prozent der deutschen Kohle kamen von der Ruhr), dass auch im übrigen Deutschland die Produktion beeinträchtigt wurde und als Folge davon schliesslich die Arbeitslosigkeit weiter anstieg. Dadurch erhöhte sich die Zahl derer merklich, die einen legitimen Anspruch auf Entschädigung durch die Regierung zu haben glaubten.

Die Staatskasse konnte diese ausserordentlichen Verpflichtungen aus ihren regulären Mitteln nicht bestreiten. Sie hatte bereits schwer an den Lasten zu tragen, die die Tilgung der Kriegsschulden, die Zahlung von Kriegsoferrenten und die Finanzierung eines stark erweiterten sozialen Wohlfahrtsprogramms verursachten. Die Reparationszahlungen an Frankreich und Belgien waren infolge der Ruhrbesetzung zwar eingestellt worden, die Regierung hielt es jedoch für angebracht, an England und Italien weiterhin zu überweisen, weil sie hoffte, sich die Unterstützung dieser Länder sichern und der Besetzung mit ihrer Hilfe ein Ende bereiten zu können. Weil die bürgerlichen Parteien jedoch vor allem auf der Hut waren, was nach Verstaatlichung oder heimlichem Sozialismus aussah, widersetzten sie sich jedem Versuch, auf ausserordentliche Kapitalsteuern als Mittel zur staatlichen Einnahmesteigerung zurückzugreifen, und die Haltung der Industrie gegenüber Zwangsanleihen und neuen Steuern blieb, wie sie war. Als der Reichsbankpräsident Havenstein und der Finanzminister Hermes im Februar 1923 die bereits verzweifelte finanzielle Situation dadurch zu stabilisieren versuchten, dass sie den Industriellen des Landes eine Dollar-Anleihe zur Zeichnung vorlegten, ernteten sie von Hugo Stinnes (der der Regierung gegenüber bereits klargestellt hatte, er werde nicht zulassen, dass durch die Politik des passiven Widerstands seine privaten Lieferverträge mit französischen Kunden in Mitleidenschaft gezogen würden, und den scharfblickende Beobachter im Verdacht hatten, er verwende Regierungskredite dazu, ausländische Devisen zu kaufen) eine glatte Absage.³⁷

Erst im August, als das Land erste Hungerunruhen erlebte, veranlassten Furcht und Eigeninteresse die Vertreter der Industrie, einer beträchtlichen Anleihe zuzustimmen.³⁸

Dass es nicht gelang, einen Besteuerungsmechanismus auszuarbeiten, der den fiskalischen Bedürfnissen der Regierung genügt hätte, lag teilweise an den mangelnden Führungseigenschaften Cunos und an seiner Unfähigkeit, die Differenzen zwischen Havenstein, Hermes und dem Wirtschaftsminister Becker zu schlichten; aber auch die Parteien trafen eine Schuld. Im März und im Juli krepelten sie Regierungsentwürfe für Steuergesetze gründlich um, so dass sie den Sonderinteressen der sie tragenden gesellschaftlichen Gruppen entsprachen. Als die Fachleute der Dawes-Kommission später das steuerpolitische Fazit der Inflationsjahre zogen, schrieben sie:

Man kann mit gutem Recht sagen, dass die wohlhabenderen Klassen mit weit weniger davongekommen sind, als ihrem gerechtfertigten Anteil an den nationalen Lasten entsprechen hätte, und wir haben es der deutschen Regierung zu ernsthafter Prüfung anheimgestellt, ob sie angesichts der erklärermassen schwierigen Situation der Verwaltung nicht die Besteuerungspraxis, die in den zurückliegenden Jahren gegenüber diesen bestimmten Klassen geübt worden ist, überprüfen und ihre Verpflichtungen auf Goldbasis neu festlegen sollte.³⁹

*Dollarkurs in Mark zu verschiedenen
aus gewählt en Zeitpunkten 1914 und 1919-23
(jeweils Monatsdurchschnitt)*

| | |
|-------------------|---------------------|
| Juli 1914 | 4,20 |
| Januar 1919 | 8,90 |
| Juli 1919 | 14,00 |
| Januar 1920 | 64,80 |
| Juli 1920 | 39,50 |
| Januar 1921 | 64,90 |
| Juli 1921 | 76,70 |
| Januar 1922 | 191,80 |
| Juli 1922 | 493,20 |
| Januar 1923 | 17'972,00 |
| Juli 1923 | 353'412,00 |
| August 1923 | 4'620'455,00 |
| September 1923 | 98'860'000,00 |
| Oktober 1923 | 25'260'208'000,00 |
| 15. November 1923 | 4'200'000'000'000,0 |

Neben ihrer Ungerechtigkeit – der Tatsache, dass Lohn- und Gehaltsempfänger einen unverhältnismässig grossen Anteil aufzubringen hatten – lag der grosse Mangel der Steuerpolitik der Regierung Cuno darin, dass sie nicht für genügend hohe Staatseinnahmen sorgte, um eine Deckung der Verpflichtungen zu gewährleisten. In den Jahren 1920 bis 1923 betrug der Fehlbetrag zwischen den Einnahmen und den Ausgaben des Staats 7'125 Millionen bzw. 6'728 Millionen bzw. 6'136 Millionen bzw. 11'732 Millionen M. Diese Defizite wurden durch «schwebende Schulden» ausgeglichen, eine beschönigende Formel, hinter der sich der Rückgriff auf die Notenpresse verbarg.⁴⁰ Ende 1923 ratterten in 133 Druckereien 1'783 Notenpressen Tag und Nacht, um Geldscheine der Reichsbank zu drucken, die dann von einem Heer von Gepäckträgern in grossen Strohkörben zu den Ausgabeschaltern transportiert werden mussten.⁴¹ Die Auswirkungen, die dies auf den Wert der Mark, gemessen im Verhältnis zum Dollar, hatte, waren katastrophal.⁴²

Es ist selbst heute, in einem Zeitalter, in dem wir mit dem Wort Inflation tagaus, tagein leben, schwierig, einen Eindruck davon zu vermitteln, was es bedeutete, dass der Wert dieses einen Gebrauchsartikels, der dem Menschen mehr als jeder andere als Mittel zur rationalen Einschätzung seiner Lebenslage dient, ins Bodenlose fiel. Für Millionen von Deutschen schufen diese Zahlen eine verkehrte Welt, in der alle bislang vertrauten Orientierungsmarken verrückte neue Formen annahmen und alle alten Wegzeichen bedeutungslos wurden. In der den einfachsten Dingen wie durch Zauberhand ein monströser Wert zuwuchs – der biedere Kohlrabi, der verschämt ein Preisschild über 50 Millionen zur Schau trug, die Pfennigbriefmarke, die soviel kostete, wie man 1890 für eine Villa in Dahlem hätte ausgeben müssen –, in der gleichzeitig aber jeder Wert blosser Illusion war und jeder Geldreichtum von flüchtiger Dauer. «1923», erzählt der Protagonist in Remarques Roman *Drei Kameraden*, «war ich Reklamechef einer Gummifabrik. Das war in der Inflation. Zweihundert Billionen Mark hatte ich monatlich verdient. Zweimal am Tage gab es Geld und jedesmal eine halbe Stunde Urlaub, damit man in die Läden rasen und etwas kaufen konnte, bevor der nächste Dollarkurs rauskam – dann war das Geld nur noch die Hälfte wert.»⁴³ Man konnte, so sollte Malcolm Cowley in seinen Memoiren über die zwanziger Jahre schreiben, «in München um hohe Einsätze spielen und einem tschechoslowakischen Geschäftemacher die Hälfte seines Vermögens abnehmen; wenn man dann aber seinen Gewinn nicht in Champagner und Picasso anzulegen vermochte, konnte man ihn am übernächsten

Tag einem Bettler vorwerfen, ohne ein Wort des Dankes zu ernten. Einmal wollte ein Mann in Berlin zehn Mark für eine Schachtel Streichhölzer bezahlen, als er einhielt und den Geldschein in seiner Hand näher betrachtete. Darauf stand geschrieben: ‚Für diese zehn Mark habe ich meine Tugend verkauft‘. Er schrieb eine lange, tugendhafte Erzählung darüber, erhielt dafür zehn Millionen Mark und kaufte seiner Geliebten davon ein Paar Strümpfe aus Kunstseide.›⁴⁴

Für diejenigen, die pfiffig genug waren, die Gesetze des Überlebens in dieser Welt der abenteuerlich unsteten Werte zu beherrschen, und denen – und darauf kam es noch mehr an – der Besitz eines materiellen Vermögens eine gewisse Bewegungsfreiheit gestattete, waren solche Umstände wie geschaffen und zahlten sich aus. Der Vermögende konnte sich Bankkredite verschaffen und sie in Industriebetriebe oder andere Vermögenswerte investieren. Die Investition brachte risikolosen Profit, und den Kredit zahlte man in entwerteter Währung zurück. Riesige Vermögen entstanden auf diese Weise, und das Beispiel Hugo Stinnes ist nur eines, wenn auch das verblüffendste von vielen, die man anführen könnte. Stinnes war schon vor 1918 ein vermögender Mann, denn er beherrschte die Deutsch-Luxemburgische Bergbaugesellschaft und die Rheinisch-Westfälische Elektrizitätsgesellschaft, das führende Energieversorgungsunternehmen des Ruhrgebiets, und hatte sich in die Speditionenbranche einzukaufen begonnen. Aber erst die durch die Inflation möglich gewordenen Kreditmanipulationen versetzten ihn in die Lage, ganze Wälder aufzukaufen, um Grubenholz für seine Zechen zu gewinnen, den steirischen Erzberg, die grösste Erzlagerstätte in Europa, zu kaufen, in Eisen- und Stahlfirmen in Ungarn zu investieren und in Rumänien chemische, Aluminium- und Holzwerke zu kaufen und sich dazu noch ein Reich von 150 Zeitschriften und Tageszeitungen aufzubauen. Am Ende seiner geschäftlichen Laufbahn besass er Mehrheitsanteile an 69 Baufirmen, 66 chemischen, Papier- und Zuckerfabriken, 59 Zechen, 57 Banken und Versicherungen, 56 Eisen- und Stahlwerken, 49 Braunkohlegruben, 37 Ölfeldern und erdölverarbeitenden Betrieben, 100 metallverarbeitenden Fabriken, 389 Handels- und Transportunternehmen, 83 Eisenbahngesellschaften und Reedereien und an über 100 anderen Unternehmen in verschiedenen Branchen. Als er im April 1924 starb, veröffentlichte die satirische Zeitschrift *Simplicissimus* eine Karikatur, die den Heiligen Petrus zeigte, wie er mit der Himmelsglocke die Engel zusammenruft und sagt: «Stinnes kommt. Jetzt heisst's aufpassen, Kinder, sonst gehört ihm in 14 Tagen der ganze Betrieb!»⁴⁵

Nicht nur die Drahtzieher aus der Hochfinanz konnten in den Tagen der Inflation viel Geld verdienen, sondern auch die Tausende kleiner Spekulanten, der Schieber und «Raffkes», die aus der Not anderer Gewinn zu schlagen wussten, die den Verzweifelten um ein Spottgeld ihren wertvollsten Besitz abkauften und ihn jenseits der Grenze in Holland oder Belgien absetzten, die geschickt den Schwarzen Markt ausnutzten, die knappe Lebensmittel horteten und Minderwertiges zu überhöhten Preisen verkauften. Und ein grosser Teil dieses schnellverdienten Geldes wurde verschwenderisch, prahlerisch, überschwenglich für blendenden Luxus und lärmendes Amusement wieder ausgegeben – und all dies trug zum Verfall der moralischen Normen, zum Anstieg der Kriminalität und zu dem weltverachtenden Zynismus bei, der aus den Liedern, aus den Theaterstücken und aus den satirischen Schriften und Karikaturen der Zeit herausklang. Der steile Sturz der Mark wurde paradoxerweise von einer hektischen Ausgelassenheit begleitet, zu deren eher unschuldigen Äusserungsformen eine regelrechte Tanzwut gehörte, die Deutsche aus allen Schichten zu befallen schien und sie beim Mittagessen und beim Tee, in Ballsälen und Gartenrestaurants und Nachtclubs, am Strand und auf der Strasse tanzen liess, sei es zum kreischenden Klang amerikanischer Jazzmusik oder zu Schlagern wie «Ausgerechnet Bananen», «Mein Papagei frisst keine harten Eier» oder «Was macht der Maier am Himalaya». Dieses ungestüme Verlangen, sich zu amüsieren, und das allgegenwärtige Pochen auf das Motto: «Man lebt ja nur so kurze Zeit und ist so lange tot» war in den Augen vieler Zeitgenossen ein unheilverkündendes Zeichen des gesellschaftlichen Zerfalls.⁴⁶

Das nicht unnatürliche lärmende Übertönen der eigenen Ängste war freilich nicht der einzige greifbare Hinweis hierauf. Weitere Anzeichen fanden sich bei den zahlreichen Kleinbürgern, die durch die Inflation verarmt waren und sich verständnislos fragten, warum sie für ihr getreuliches Festhalten an den Werten der Bescheidenheit, der Sparsamkeit und der Zukunftsvorsorge, die ihnen von Jugend auf eingehämmert worden waren, nun bestraft wurden. Menschen mit einem festgelegten Nominaleinkommen, Inhaber von Sparkonten, Kriegsanleihepapieren, festverzinslichen Schuldverschreibungen, Versicherungsrenten und Pfandbriefen mussten feststellen, dass die Arbeit und die Genügsamkeit von Jahren umsonst gewesen war und dass sie die Pläne und Träume für ihre Zukunft und die ihrer Familien in den Wind schreiben mussten. In Remarques *Der schwarze Obelisk*, dem vielleicht erfolgreichsten unter den Romanen, die die Atmosphäre der Inflationszeit zu schildern versuchten, erklärt eine Witwe den Selbstmord ihres Mannes mit den Worten: «Es

war wegen des Geldes. Es war auf der Sparkasse für fünf Jahre mündelsicher angelegt, und er konnte es deshalb nicht abheben. Es war die Mitgift für meine Tochter aus erster Ehe. Er war der Vormund. Als er es dann vor zwei Wochen abholen konnte, war es nichts mehr wert, und der Bräutigam machte die Verlobung rückgängig ... Meine Tochter hat nur noch geweint. Das hat er nicht ausgehalten. Er glaubte, es wäre seine Schuld ...»⁴⁷ Viele derartige Tragödien spielten sich 1923 in Deutschland ab. Am Ende des Jahres gab es dreimal soviele öffentliche Fürsorgeempfänger wie 1913, und die meisten von ihnen waren alte Leute und Witwen, die normalerweise sorgenfrei von ihren Renten und Ersparnissen hätten leben können.⁴⁸

Auch viele Selbständige endeten auf der Liste der Fürsorgeempfänger. Für die kleinen Händler und Geschäftsleute war es nicht so leicht wie für Stinnes, Kredite zu bekommen, und sie verfügten auch nicht über das Vermögen im Ausland, das sie in die Lage versetzt hätte, ihre Schulden zu tilgen oder sich auf andere Weise aus den von der Geldentwertung geschaffenen Problemen zu befreien. Gänzlich abhängig von ihrem örtlich begrenzten Markt und konfrontiert mit den steigenden Kosten für ihre Rohstoffe und Arbeitsmittel, wurde ihnen infolge der im Juli 1923 in Kraft tretenden staatlichen Preiskontrollen auch noch die Möglichkeit versperrt, diese erhöhten Kosten in der hergebrachten Weise wettzumachen; und ausserdem mussten sie, wie bereits angedeutet wurde, einen unverhältnismässig grossen Teil der Steuerlast tragen. Alles in allem traf die Inflation die Schicht der selbständigen Kleinbürger härter, als der Krieg es getan hatte, und es überrascht daher nicht, dass es vielen von ihnen nicht gelang, ihre Selbständigkeit zu bewahren.⁴⁹

Die Arbeiter litten unter der Inflation in der Regel weniger als kleine Handwerker und Geschäftsleute, weil die Arbeitslosigkeit im ersten Stadium der inflationären Entwicklung noch niedrig war und ihre Löhne dank des Einsatzes der Gewerkschaften jeweils nach oben angepasst wurden. Aber nachdem Ende April die rasante Talfahrt der Mark eingesetzt hatte, verschlechterte sich ihre Lage. Selbst die, die noch einen Arbeitsplatz hatten, sahen ihre Ersparnisse vor ihren Augen zusammenschmelzen, während zugleich die Kluft zwischen den Reallöhnen und den Lebenshaltungskosten sichtlich breiter wurde; und sie waren bald in der Minderzahl. Ende 1923 waren nur 29,3 Prozent aller deutschen Arbeiter voll beschäftigt. Von den in einer Gewerkschaft organisierten Arbeitern waren 23,4 Prozent arbeitslos, und 47,3 Prozent verrichteten Kurzarbeit.

Waren die Gewerkschaften schon nicht in der Lage, ihren Mitgliedern die Arbeitsplätze zu erhalten, so vermochten sie ebensowenig die Rechte zu verteidigen, die sich die Arbeiterbewegung 1918/19 erkämpft hatte. Finanziell geschwächt durch die Entwertung ihrer Pensionskassen und ihrer anderen Rücklagen, verfügten sie nicht mehr über die Mittel, sich gegen die Torpedierung der Mitbestimmungsrechte der Arbeiter, des überbetrieblichen Tarifrechts und des Achtstundentags zur Wehr zu setzen. Der 1918 von Hugo Stinnes und Carl Legien geschlossene Pakt zur gemeinsamen Lenkung der Industrie durch eine Zentralgemeinschaft ging vollständig in die Brüche. Gleichzeitig gelang es den Arbeitgebern, das prinzipielle Recht einzelner Betriebe und Branchen auf eine Verlängerung des Arbeitstages über acht Stunden hinaus durchzusetzen, wenn dies durch staatliche Genehmigung oder durch tarifliche Vereinbarung festgelegt war. Als Folge dieser Entwicklung sowie des Wiederauftauchens gewerkschaftsfeindlicher Verbände wurde der Zehnstudentag in einem grossen Teil der deutschen Betriebe wieder eher zum Normalfall. Bezeichnend war auch, dass eine grosse Zahl von Arbeitern im Laufe des Jahres 1923 ihre Gewerkschaftsausweise zerrissen und dass der Allgemeine Deutsche Gewerkschaftsbund, der zu Anfang des Jahres noch sieben Millionen Mitglieder gezählt hatte, 1924 nur noch deren vier aufwies. Dies änderte sich wieder, aber die Gewerkschaften hatten dabei mehr verloren als einen Teil ihrer Mitglieder. Die Arbeiterbewegung als Ganzes besass nach der Inflationszeit nicht mehr den Zusammenhalt und den Kampfgeist, der bei der Niederschlagung des Kapp-Putsches im März 1920 so gute Dienste geleistet hatte.⁵⁰

Als die am schutzlosesten den Auswirkungen der Inflation preisgegebenen Personengruppen erwiesen sich jedoch die Kranken und die Jüngsten. Steigende Krankenhauspflegekosten und Arzthonorare machten eine angemessene medizinische Behandlung für Millionen von Menschen unerschwinglich, und dies zu einer Zeit, als die emporschnellenden Preise für und der häufige Mangel an wichtigen Grundnahrungsmitteln in weiten Kreisen zu Unterernährung und zum Wiederauftauchen von Epidemien führte, wie sie in den schlimmsten Tagen der alliierten Blockade an der Tagesordnung gewesen waren. Die Sterberate in Grossstädten von mehr als 100'000 Einwohnern stieg in den Jahren 1921/22 von 12,6 auf 13,4 je tausend an und kletterte 1923 noch höher. Auch die Anzahl der Selbstmorde nahm zu, und viele Menschen starben Hungers oder an durch Unterernährung verschlimmerten Krankheiten.

Die Kinder unter 14 Jahren waren ähnlich schwer betroffen wie die Alten und Kranken. Der Mangel an geeigneter Nahrung liess Schulkinder im ganzen Reich abstumpfen und zur leichten Beute von Krankheiten werden. Der Oberbürgermeister von Berlin berichtete 1923, dass 22 Prozent der Buben und 25 Prozent der Mädchen in den Volksschulen in Körpergrösse und Gewicht unter der Altersnorm lagen – 31 Prozent aller Kinder waren aus gesundheitlichen Gründen nicht in der Lage zu arbeiten. Die Fälle von Tuberkulose nahmen in allen Bezirken sprunghaft zu: in Neukölln beispielsweise von 0,5 Prozent 1914 auf 3,2 Prozent 1922. An den Schulen in Berlin-Schöneberg nahmen die Fälle von Rachitis von 0,8 Prozent 1913 auf 8,2 Prozent 1922 zu.⁵¹

Beobachtern, die einen kühlen Kopf bewahrten, war klar, dass die un schönen sozialen Folgen der Inflation vernünftigerweise nicht den republikanischen Regierungen seit 1918 angelastet werden konnten. Die Probleme, mit denen das Land zu kämpfen hatte, waren das Ergebnis des verlorenen Kriegs und des als Quittung dafür erhaltenen Versailler Vertrags, und wenn sie auch von den von republikanischen Regierungen begangenen Fehlern verschlimmert wurden, so war deren Beitrag doch unbedeutend im Vergleich zu dem, was die für ihre antirepublikanische Grundeinstellung bekannte deutsche Wirtschaft durch ihr egoistisches und unverantwortliches Verhalten dazutat. Aber Menschen, die schändlich behandelt werden, neigen nicht zu einem abgewogenen Urteil; und viele von denen, denen Sicherheit und Hoffnung abhanden gekommen waren, suchten sich die bequemste Zielscheibe aus, um Vergeltung zu üben. Die Wirtschaftsverbände der Handwerker und kleinen Geschäftsleute beschuldigten die Regierung einer flagranten Verletzung des Verfassungsartikels 164, des sogenannten Mittelstandsartikels, der es der Regierung unmissverständlich zur Pflicht machte, die wirtschaftliche Freiheit durch die Erhaltung eines selbständigen Mittelstands in Landwirtschaft, Handwerk und Handel zu fördern. In einer Klageschrift sächsischer Handwerker vom Oktober 1923 wurde der Regierung vorgeworfen, sie habe die Interessen des Handwerks den mächtigen und politisch etablierten Wirtschaftsinteressen auf der einen und den Gewerkschaften auf der anderen Seite geopfert und verdiene infolgedessen die Unterstützung des Mittelstands nicht länger. Der Sprecher eines mittelständischen Verbands erklärte in Hamburg, ohne bei seinen Zuhörern auf Widerspruch zu stossen: «... wir (haben) das Vertrauen zum Staat verloren.»⁵²

Dieser Verlust wurde auch nach der Stabilisierung der Währung nicht wieder wettgemacht. In den Bevölkerungsgruppen, die materiell oder

psychisch deklassiert worden waren, blieb diese Abneigung bestehen und spiegelte sich in demokratiefeindlichen politischen Einstellungen wider. Als in den dreissiger Jahren der Nationalsozialismus zur Massenbewegung wurde, war der Mittelstand im Verhältnis zu seinem Anteil an der Bevölkerung in dieser Bewegung überrepräsentiert. Die gleiche Tendenz zeigte sich bei den Angestellten. 1920 war der politisch rechtstehende Gesamtverband deutscher Angestelltengewerkschaften (Gedag) zahlenmässig weit schwächer als der sozialdemokratische Allgemeine Freie Angestelltenbund. Zehn Jahre später hatte letzterer 30 Prozent seiner Mitglieder und seine führende Stellung an den Gedag verloren; die Gruppe der Angestellten war zu diesem Zeitpunkt in der nationalsozialistischen Reichstagsfraktion die am stärksten vertretene Berufsgruppe.⁵³ Der Beginn dieser Entwicklung lässt sich auf die Inflation von 1923 zurückführen.

Es wäre jedoch ein Fehler, sich mit den politischen Spätfolgen der wirtschaftlichen Katastrophe zu befassen, bevor ihre unmittelbaren Auswirkungen diskutiert sind. Diese waren schwerwiegend genug. Ehe das Jahr 1923 zu Ende war, musste die Regierung sich mit der Gefahr einer Revolution sowohl von links als auch von rechts auseinandersetzen, und in beiden Fällen war die Gefahr gross genug, dass sie das Ende des republikanischen Experiments hätte bedeuten können, wären da nicht unkontrollierbare Umstände und persönliche Faktoren gewesen, die es anders bestimmten.

3. Stresemann als Kanzler und die Krisen in Dresden, Hamburg und München

Vom Juni 1923 an hatte die Regierung Cuno das Land praktisch nicht mehr unter Kontrolle, und in der ersten Augustwoche war sie bereit, dies einzugestehen. Die Politik des passiven Widerstands hatte sich als nicht durchhaltbar erwiesen, und ihre Fortsetzung drohte den Staat zu ruinieren. Gleichzeitig schien es kein Mittel gegen den unerbittlichen Kursverfall der Mark zu geben, der nun bedrohliche soziale und politische Folgen zu zeitigen begann. Zwischen Juni und August rollte eine Streikwelle über das Land hinweg. Tausende von Industriearbeitern und Bergleuten gingen im Juni in Oberschlesien auf die Strasse, um gegen die ständig steigenden Lebenshaltungskosten zu demonstrieren, mit denen ihre Löhne nicht mehr Schritt halten konnten. Daran schlossen sich Streiks der Handelsmatrosen in Hamburg, Bremen und Emden und der

Metallarbeiter in Sachsen, Brandenburg und Mecklenburg an. Im Juli wurden die grossen Metallbetriebe Berlins erfasst, wo 100'000 Arbeiter in den Ausstand traten. Im Juli und August kam es, ausgehend von Schlesien, wo bereits seit Mai periodisch Unruhen unter den Landarbeitern aufgeflackert waren, auch in anderen ländlichen Bereichen zu Tumulten mit zunehmend gewalttätigem Charakter. Gleichzeitig entwickelten sich in stark von der Arbeitslosigkeit betroffenen Orten wie im badischen Wiesental im Lauf des Sommers Agitations- und Unruheherde. Etwas, das gefährlich einer von Hunger und Verzweiflung gespeisten Massenbewegung nahekam, schien sich zusammenzubrauen, und die Möglichkeit einer Rückkehr zu der Situation von 1918 war für die Parteien, die hinter der Regierung Cuno gestanden hatten, plötzlich in greifbare Nähe gerückt.

Ihre Geduld war endgültig erschöpft, als ein halbherziger Versuch des Kanzlers, in einer Rede vor dem Reichstag am 8. August seine Politik zu rechtfertigen, noch am gleichen Tag durch einen Streikbeschluss der Druckergewerkschaft *ad absurdum* geführt wurde. Der Ausstand der Drucker legte auch die Druckpressen der Regierung lahm und liess in der Hauptstadt einen bedrohlichen Mangel an Papiergeld entstehen. Die Arbeiter der Stadtbahn und der städtischen Elektrizitätswerke, die Bauarbeiter und das Krankenhauspersonal schlossen sich den Druckern an, und es schien, als sei ein Generalstreik möglich. Wohl wissend, dass die wiedererstarkte Kommunistische Partei von all dem profitierte, informierte die sozialdemokratische Reichstagsfraktion Cuno am 11. August, dass er ihr Vertrauen nicht mehr besass. Es scheint, dass Friedrich Ebert hiervon überrascht wurde, aber er versuchte nicht, den Mann, den er neun Monate vorher zum Kanzler gemacht hatte, zu stützen. Und auch Cuno kämpfte nicht um sein Amt. Er war froh, in die einfachere Welt der Hapag zurückkehren zu können.⁵⁴

Der Mann, der seinen Platz einnahm, sollte in der deutschen Politik zum beherrschenden Mann der nächsten sechs Jahre werden. In dieser Zeit wurde er für viele Deutsche die letzte noch verbliebene Hoffnung für das Überleben der Republik. Gustav Stresemann war als Kandidat für diese Rolle eigentlich ziemlich unpassend. Als junger Mann in der Nationalliberalen Partei der Vorkriegszeit war er ein Bewunderer der Weltpolitik Bülow's gewesen, und im Krieg hatte er zu den lautstarken Annexionisten gehört und bei der Intrige, die zu Bethmanns Sturz führte, die Hände im Spiel gehabt; die Heeresleitung hatte er so kritiklos unterstützt, dass er bald als «Ludendorffs junger Mann» bekannt war.⁵⁵ Die Niederlage von 1918 hatte bei ihm nicht unmittelbar einen Sinneswandel

herbeigeführt. Als überzeugter Monarchist liess er die Hoffnung auf eine Restauration nur langsam und widerwillig fahren. 1920 galt seine Sympathie den Kapp-Putschisten, wenngleich das Fehlschlagen der Aktion ihm die Augen für die Kurzsichtigkeit und den Dilettantismus der rechten Draufgänger öffnete. Es bedurfte der Morde an Erzberger und Rathenau, die ihn zutiefst trafen, um ihm die letzten Illusionen über die sogenannte nationale Opposition zu nehmen. Er wurde zum Anhänger der Republik, weil er sich allmählich davon überzeugte, dass die Alternative zu ihr eine Diktatur von rechts oder – wahrscheinlicher – von links war. Beides würde ungünstige Voraussetzungen für die Verwirklichung der Dinge bieten, die er für wichtig erachtete: für die Anpassung der besten Errungenschaften der alten Ordnung an die Bedingungen des zwanzigsten Jahrhunderts, für die wirtschaftliche Erholung des Landes und seine Rehabilitierung als starkes und geachtetes Mitglied der europäischen Staatengemeinschaft. Als Stresemann die DVP 1920 zum ersten Mal in eine Regierungskoalition führte, tat er es nicht ohne Vorbehalte. In der auf den Sturz Cunos folgenden Krise, zu einem Zeitpunkt, als es schien, als könne sich der Kommunismus in Sachsen und in Thüringen etablieren, und als aufgeschreckte Konservative nach einer militärischen Machtübernahme riefen, stürzte er sich mit ganzem Herzen in den Kampf um die Erhaltung der verfassungsmässigen Regierung.⁵⁶

Stresemann war seit 1920 Vorsitzender des Aussenpolitischen Ausschusses des Reichstags gewesen und hatte sich während des Ruhrkampfes durch seine kenntnisreichen und offenen Worte nicht scheuend, in der ausländischen Presse oft zitierten Angriffe auf die französische Politik die Achtung aller Parteien erworben. Gleichzeitig hatte er den Egoismus der Wirtschaftswelt während der Inflation scharf kritisiert, und seine Forderung nach einer Steuer auf Kapitalanlagen hatte die Unterstützung der SPD gefunden. So kam es, dass er der einstimmige Favorit der gemässigten Parteien und der Sozialdemokraten für die Nachfolge Cunos wurde und in der Lage war, eine Regierung zu bilden, die auf breiterer Grundlage stand als alle anderen seit Bestehen der Republik. Ob dies historisch von Bedeutung sein würde, hing von der Fähigkeit dieser grossen Koalition ab, die galoppierende Inflation rasch zum Stillstand zu bringen und den Gefahren für die Republik zu begegnen, die durch den sozialen Verfall Auftrieb erhielten.

In den Augen des neuen Kanzlers lag der Dreh- und Angelpunkt der ganzen Situation beim passiven Widerstand, der, so unvermindert kata-

strophal seine Wirkungen weiterhin waren, doch soviel symbolische Bedeutung gewonnen hatte, dass es vielen als Verrat erscheinen würde, ihn aufzugeben. Aber wie sah die Alternative aus? Poincaré wich keinen Fussbreit zurück und stellte sich taub für jede Anregung zu neuen Gesprächen, bis die Deutschen ihm die Genugtuung erweisen würden, ihren Widerstand aufzugeben. Die Briten fühlten sich nicht geneigt einzugreifen; im Gegenteil, die Regierung Baldwin stellte sich am 19. September ausdrücklich hinter die französische Position. Aus all dem zog Stresemann den Schluss, dass Deutschland die bittere Medizin schlucken müsse in der Hoffnung, dass dann eine Besserung eintreten würde. Am 26. September kündigte er mit voller Rückendeckung des Präsidenten und des Kabinetts die Beendigung des passiven Widerstands im Ruhrgebiet an.

Obwohl Stresemann diesen Schritt sorgfältig vorbereitet und sich geduldig bemüht hatte, alle politischen Parteien von seiner Unvermeidlichkeit zu überzeugen, wurde er deswegen erbittert befeindet, und das nicht nur von der extrem nationalistischen Presse. Er liess diese Kritik nicht gelten. «Der Mut, die Aufgabe des passiven Widerstandes verantwortlich auf sich zu nehmen», sagte er, «ist vielleicht mehr national als die Phrasen, mit denen dagegen angekämpft wurde. Ich war mir bewusst, dass ich in dem Augenblick, wo ich das tat ... damit nicht nur vielleicht die eigene Stellung in der Partei, ja das Leben auf das Spiel setzte; aber was fehlt uns im deutschen Volk? Uns fehlt Mut zur Verantwortlichkeit.»⁵⁷ Stresemanns energischer Entschluss machte die Anbahnung von Gesprächen zwischen den Besatzungsbehörden an der Ruhr und den örtlichen Industriellen möglich, die zu den sogenannten MICUM (Mission interallié de contrôle des usines et mines) – Vereinbarungen vom 23. November führten, die in Bezug auf die Reparationsleistungen für die Periode bis zum 15. April 1924 einen *modus vivendi* schufen.⁵⁸

Dies war ein wichtiger erster Schritt, aber nun kamen andere Probleme auf die Regierung zu, und es schien ratsam, diese nicht durch das normale gesetzgeberische Verfahren zu bewältigen, sondern mit Hilfe eines Ermächtigungsvotums des Reichstags, das der Regierung die Vollmacht geben würde, Gesetze auf dem Verordnungswege zu erlassen. Nach einigen Widerständen aus den Reihen der Sozialdemokratie, die im Oktober die grosse Koalition zu sprengen drohte,⁵⁹ verabschiedete der Reichstag am 13. Oktober die notwendigen Gesetze. Es war alles andere als zu früh. Im Lande rumorten Gerüchte über bevorstehende Staatsstreiche, und in drei Fällen hatten sie eine gefährliche Grundlage.

Zunächst einmal blieb die Regierung nur knapp von einem neuen Kapp-Putsch verschont. Im Februar 1923, kurz nachdem Litauen das Memelland besetzt hatte und in Deutschland Befürchtungen laut wurden, die Franzosen könnten versuchen, die Besetzung des Ruhrgebiets zur Förderung einer separatistischen Bewegung im Rheinland zu benutzen, hatte sich die Regierung Cuno entschlossen, eine geheime Reservearmee aufzubauen. Mit Billigung des preussischen Innenministers und der Obersten Heeresleitung wurde ein Übereinkommen zur Rekrutierung und Ausbildung von «Arbeitskommandos» getroffen, und im September hatten diese später als Schwarze Reichswehr bezeichneten Verbände bereits 50'000 bis 80'000 Angehörige, die in verschiedenen Reichswehrgarnisonen ausgebildet wurden. Vier Kommandos waren in Küstrin, nicht weit von Berlin, unter dem Befehl von Major Bruno Buchrucker stationiert, einem Offizier, der über mehr Energie als Urteilskraft verfügte und, nachdem er bei der Aufstellung dieser illegalen Streitmacht eine Hauptrolle gespielt hatte, jetzt begierig darauf war, sie in Aktion zu sehen. Er redete sich ein, wenn er nach Berlin marschieren und die Regierung absetzen würde, werde ihn der Chef der Heeresleitung, General Hans von Seeckt, mit der ganzen Macht der regulären Reichswehr unterstützen; und er arbeitete einen ausführlichen Operationsplan aus, der im Oktober zur Ausführung kommen sollte.

Die Signale, die Buchrucker von dem undurchschaubaren Armeeführer und aus seiner Umgebung erhielt, waren jedoch so sibyllinisch, dass sie keine eindeutige Interpretation erlaubten, und der Küstriner Mini-Wallenstein war ein ebenso grosser Zweifler und Zauderer, wie der echte es gewesen war. Er versuchte, die Operation abzublasen, stellte fest, dass seine Untergebenen entschlossen waren, ohne ihn loszuschlagen, beschloss, sie zu verraten und richtete ganz allgemein eine derartig peinliche Verwirrung an, dass die Reichswehr einschreiten und jeden, der greifbar war, verhaften und alle belastenden Fakten verwischen musste, damit sie nicht in die Presse gelangten.⁶⁰

Abgesehen davon, dass dieser fehlgegangene Putsch die Zuverlässigkeit der Reichswehr in ein schiefes Licht rückte – ein Thema, auf das wir noch zurückkommen werden –, lag seine Hauptbedeutung darin, dass er ein Zeichen für die allgemeine Labilität der politischen Verhältnisse war. Diese kam unmittelbar danach auf noch bedrohlichere Weise zum Ausdruck, als die Kommunisten eine Revolution in Gang zu setzen versuchten.

Die Geschichte des deutschen Kommunismus seit 1919 hatte einen wenig erbaulichen Verlauf genommen. Der Idealismus, der offene Aus-

tausch der Ideen, die Vision einer geeint auf ein gemeinsames Ziel zumarschierenden Arbeiterklasse, diese Charaktermerkmale aus den frühen Tagen der Bewegung hatten den Tod Rosa Luxemburgs nicht überlebt. Auf den Parteitag waren Richtungskämpfe in den Vordergrund getreten, mit dem Ergebnis, dass talentierte junge Parteimitglieder wie Paul Levi 1921 und Ernst Reuter ein Jahr später zur Sozialdemokratie überwechselten und die Kommunistische Partei unter den wachsenden Einfluss Moskaus geriet. In ihrem Verhältnis zu den Gewerkschaften und zu anderen Organisationen der Arbeiterklasse wurde Zusammenarbeit immer stärker durch Konkurrenz verdrängt, so dass sie, selbst als sie sich öffentlich zum Grundsatz der Volksfrontpolitik bekannte, durch ihr provozierend ungeschicktes Taktieren potentielle Bündnispartner verprellte. Als die Unabhängige Sozialdemokratische Partei sich im Dezember 1920 spaltete, vereinigte sich ihr linker Flügel mit der KPD, aber viele Unabhängige bedauerten diesen Schritt und fanden den Weg zurück in die SPD. In dem Mass, wie der Griff Moskaus fester wurde, ging die Fähigkeit der KPD zu bündnispolitischen Zugeständnissen an nicht-kommunistische Gruppen, die noch nie sehr ausgeprägt gewesen war, zurück: Das Gros der organisierten Arbeiterschaft reagierte auf die Anerbietungen der KPD mit instinktivem Argwohn.

Dazu kam, dass die KPD für eine Partei, die soviel vom wissenschaftlichen Sozialismus sprach und die Lenin verehrte, der unüberlegte und verfrühte revolutionäre Aktionen scharf verurteilt hatte, eine fatale Abenteuerlust entwickelte. Im März 1921 stürzte sich die Parteiführung gierig auf den Plan eines bewaffneten Aufstandes in Sachsen, den ihr der ungarische Revolutionär Béla Kun mit Rückendeckung der Komintern schmackhaft gemacht hatte. Die Sache wurde zu einem tragischen Fehlschlag, der wenigstens 150 Menschen das Leben kostete, und liess die Mitgliederzahl der KPD von 350'000 auf 180'000 zusammenschrumpfen.⁶¹

Die Inflation und die sie begleitende Not halfen mit, diese Verluste auszugleichen. Im September 1922 besaßen 224'389 Deutsche einen KPD-Ausweis, und eine weitaus grössere Zahl wählte die Partei. In Thüringen und Sachsen, zwei Zentren der Braunkohle-, Kupferspat- und Kalialzförderung mit zahlreichen Stahl- und Metallverarbeitungsbetrieben und den wichtigen petrochemischen Leuna-Werken, erzielte die KPD beträchtliche Durchbrüche in Gebieten, die herkömmlicherweise sozialdemokratisch wählten, und konnte bei den Herbstwahlen zum thüringischen bzw. sächsischen Landtag ihre Stimmenzahl von 8'131 (bei der Wahl von 1921) auf 73'686 bzw. von 117'359 auf 226'864 erhöhen.⁶²

Diese beträchtlichen Erfolge schürten, zusammen mit einigen imposanten Anzeichen für ein geglücktes Fussfassen in Gewerkschaften und Betrieben nicht nur in Mitteldeutschland, sondern auch in den Grossstädten des Nordens, bei einigen Angehörigen der Parteizentrale die Kampfbereitschaft und übertünchten die Erinnerung an die Katastrophe vom März 1921; Parteiaktivisten wie Ruth Fischer und Arkadi Maslow begannen sich über die Untätigkeit ihres vorsichtigeren Parteiführers Heinrich Brandler zu beschweren. Sie wurden in ihrer Haltung bestärkt von der Führung der Komintern, die ein weiteres Mal dekretierte, Deutschland sei reif für die Revolution.

Die Ereignisse in Thüringen und Sachsen liessen diese Auffassung plausibel erscheinen. In Thüringen hatte die sozialdemokratische Regierung im Mai das Vertrauen des Parlaments verloren, und die Reichsregierung hatte sich gezwungen gesehen, die Verantwortung für die Aufrechterhaltung der öffentlichen Ordnung in die Hände des Befehlshabers des Fünften Militärbezirks, General Walther Reinhardt, zu legen. Seine plumpen Versuche, die politische Betätigung zu kontrollieren, drohten die Sozialdemokraten in die Arme der KPD zu treiben. In Sachsen war die Situation noch kritischer. Dort waren die Sozialdemokraten nach einer ähnlichen parlamentarischen Niederlage ein Bündnis mit der KPD eingegangen, das die Unterstützung der KPD für eine neue sozialdemokratische Regierung vorsah und als Gegenleistung dafür die Verpflichtung für diese Regierung beinhaltete, dauernde Ausschüsse einzurichten, die den Arbeitern Verfügungsgewalt über die Industrie verliehen, und die Bildung proletarischer Hundertschaften zum Schutz des Staates vor faschistischen Gefahren förderten. Am 21. März hatte der sächsische Landtag mit knapper Mehrheit den Linkssozialisten Dr. Erich Zeigner zum Ministerpräsidenten gewählt; indem dieser sich in den folgenden Monaten an die der KPD gegebenen Versprechen hielt und eine Kommunalreform in Gang setzte, die eine entschiedene Verlagerung der Macht in die Hände der niederen Klassen anzukündigen schien, und gleichzeitig ein anhaltendes Trommelfeuer der Kritik gegen die Reichsregierung eröffnete, die er beschuldigte, an der Ruhr eine an den Interessen des Grosskapitals orientierte Politik zu betreiben und antirepublikanische paramilitärische Kampftruppen unter ihren Schutz zu stellen, löste er bei der sächsischen Mittelschicht Alarm aus. Der Sturz der Regierung Cuno schien die Drift nach links noch zu beschleunigen. Am 9. September fand in Dresden ein Aufmarsch der proletarischen Hundertschaften statt, bei dem ein sozialdemokratischer Redner einen kurz be-

vorstehenden Kampf zwischen Links und Rechts prophezeite und seinen 8'000 Zuhörern ans Herz legte, sie sollten, wenn dieser Augenblick käme, für die Diktatur des Proletariats kämpfen.⁶³

Und als sei dies nicht genug, musste sich Stresemann schliesslich auch noch über die Lage in Bayern den Kopf zerbrechen. Seit 1919, als die Freikorps die Münchner Räterepublik liquidiert hatten, war die bayerische Politik eine Quelle der Unruhe, und 1923 spitzte sich diese Unruhe gefährlich zu infolge eines Wiederauflebens des Linksextremismus einerseits und der wachsenden Ausbreitung nationalistischer und rassistischer Vereinigungen (Wikingbund, Reichsflagge, Bund Oberland u.a.) andererseits, die unter der Führung von Glücksrittern und früheren Offizieren wie Hermann Ehrhardt und Ernst Röhm standen. Im Sommer 1923 formierten sich diese Gruppen im Verein mit einer weiteren militanten Organisation, der Nationalsozialistischen Deutschen Arbeiterpartei (NSDAP), der ein junger Mann mit ausserordentlicher Rednergabe und grenzenlosem politischen Ehrgeiz namens Adolf Hitler vorstand, zu einem sogenannten Kampfbund.

Bei der konservativ gefärbten und sich auf die gemässigten Parteien stützenden Regierung von Eugen von Knilling wuchs die Besorgnis, dass infolge der durch die schlechte Wirtschaftslage und durch die Ereignisse an der Ruhr und in den Nachbarstaaten Thüringen und Sachsen erzeugten Spannung eine Situation ähnlich der von 1918-19 entstehen könnte, und sie beschloss im Spätsommer 1923, einen Generalstaatskommissar mit besonderen Befugnissen hinsichtlich der öffentlichen Sicherheit zu ernennen. Sie vertraute diese Stellung dem früheren Ministerpräsidenten Gustav von Kahr an, einem Monarchisten mit Verbindungen zu der alten Alldeutschen Bewegung und einem ausgeprägten persönlichen Ehrgeiz. Kahr trat unverzüglich in enge Beziehung zum örtlichen Reichswehrbefehlshaber, General von Lossow, und zum Chef der bayerischen Landespolizei, Hans Ritter von Seisser. Es scheint, dass Triumvirate sehr zum Abenteuerertum neigen, und dieses bayerische Dreigespann bildete keine Ausnahme. Die Beteiligten hofften anscheinend, sich mit Hilfe der Kampftruppen aus der Vormundschaft von Knillings befreien und ihre eigene antirepublikanische Politik durchsetzen zu können. Kahr stand in Verbindung mit Friedrich Minoux, der früheren rechten Hand von Hugo Stinnes; Minoux hatte Kahr davon überzeugt, dass die Regierung Stresemann bald von einem vierköpfigen Direktorium abgelöst würde, dem Otto von Wiedfeldt, der deutsche Botschafter in Washington, Generaldirektor Henrich von der Siemens AG,

General von Seeckt und er selbst angehören würden. Kahr, Lossow und Seisser glaubten ihren Wagen an die Lokomotive dieser Verschwörer anhängen zu können.⁶⁴

Die Tatsache, dass diese etwas unrealistische Kandidatenliste die Namen zweier Soldaten enthielt, beleuchtet eine weitere Schwierigkeit, die Stresemann bei seinen sorgenvollen Betrachtungen über die Probleme in Bayern und Mitteldeutschland zu bedenken hatte. Er konnte sich der Loyalität der Reichswehr nicht völlig sicher sein, besonders für den Fall, dass er sie zum Einsatz gegen die nationalistische Opposition befahl. Als das Reichswehrministerium im Oktober versuchte, Lossow zu einer Beendigung seiner politischen Betätigung in Bayern zu veranlassen, zeigte er sich gänzlich unbeeindruckt, aber die Regierung vermochte wenig gegen ihn auszurichten, weil Seeckt nicht geneigt war, seinen Untergebenen zur Ordnung zu rufen. Dass Seeckt sich möglicherweise an einem antirepublikanischen Putsch beteiligen würde, war keineswegs nur eine leere Wunschvorstellung des Münchner Triumvirats. Im Laufe der Krisenmonate von 1923 zog der General die Möglichkeit, die Macht, sei es auf offene oder sei es auf verdeckte Weise, in die eigenen Hände zu nehmen, ernsthaft in Erwägung. Er hielt Verbindung zu Kahr und bekundete diesem im November in einem Brief, dass er gegen die Sozialdemokratie war, dass ihm die Verfassung nicht behagte und dass er guter Hoffnung war, sie würde bald geändert.⁶⁵ Andererseits war Seeckt, wie ein Intellektueller der Rechten bissig anmerkte, ein Mann, der tapfer zum Rubikon marschierte und sich, dort angekommen, entschloss, angeln zu gehen.⁶⁶ In einem kritischen Augenblick versuchte er einmal, den Präsidenten Ebert davon zu überzeugen, dass Stresemann unfähig war, die Lage zu meistern und das Vertrauen des Heeres verloren hatte – eine Unterstellung, die Ebert entrüstet zurückwies –, er schreckte jedoch stets davor zurück, selbst die Initiative an sich zu reißen.

Stresemann konnte sich dessen natürlich nicht sicher sein, und seine Ungewissheit hinsichtlich der Absichten Seeckts beeinflusste sein taktisches Verhalten gegenüber der Entwicklung in Bayern. Obwohl die Regierung in München Lossow in seinem Ungehorsam bestärkte und obwohl Kahr die Reichsregierung öffentlich in einer Weise angriff, die auf einen unmittelbar bevorstehenden Bruch mit Berlin hindeutete, weigerte sich der Kanzler, die Herausforderung anzunehmen; er zog es vor, abwartend zu taktieren, während er mit der Lage in Sachsen und Thüringen fertig zu werden versuchte, in der er eine unmittelbarere Gefahr für die Sicherheit der Republik sah. Dazu hatte er guten Grund, denn die Zentrale der KPD war im September nach Moskau beordert und von Trotzki,

Radek und Sinowjew davon überzeugt worden, dass die durch den wirtschaftlichen Verfall Deutschlands eröffnete Gelegenheit ergriffen werden müsse, um die Revolution zu machen. Stresemann wusste davon nichts, aber er konnte die deutlichen Hinweise auf eine bevorstehende Aktion, die der kommunistische Abgeordnete Remmele am 8. Oktober vor dem Reichstag gab und die das Parteiorgan *Rote Fahne* in Appellen an die Arbeiterklasse verbreitete, nicht überhören. Als die kommunistische Parteizeitung am 10. Oktober einen Brief Josef Stalins an den Herausgeber abdruckte, der mit den Worten begann: «Die herannahende Revolution in Deutschland ist das wichtigste Weltereignis unserer Zeit», hielt Stresemann den Augenblick für gekommen, in dem er gegen Sachsen einschreiten musste, zum Teil aus der Befürchtung heraus, dass es sonst die Bayern tun würden.⁶⁷

Das unglückliche Opfer dieser Entscheidung war Zeigner, der sächsische Ministerpräsident. Er war kein Kommunist, aber die Richtung, die die bayerische Politik nahm, und die Befürchtungen, zu denen Dinge wie die Küstriner Affäre Anlass gaben, weckten in ihm tiefe Besorgnis und die Entschlossenheit, Sachsen zu einer Bastion der Sozialdemokratie zu machen. Um dies zu erreichen, hielt er es für notwendig, die Kommunisten nun in verbindlicherer Form zur Unterstützung seiner Regierung heranzuziehen, und versuchte dies dadurch zu gewährleisten, dass er ihnen drei Ministerposten gab und eine Regierung der Einheitsfront bildete. Dies stimmte gut mit den Plänen der KPD zusammen, und die Parteizentrale zog prompt von Berlin nach Dresden um. Sie hätte sich die Reise sparen können. Am 13. Oktober befahl General Müller, der Befehlshaber des Vierten Militärbereichs, die sofortige Auflösung der proletarischen Hundertschaften, und als die Regierung Zeigner sich dieser Anordnung zu widersetzen suchte, übernahm Müller das Kommando über die sächsischen Polizeikräfte und liess Reichswehrverbände in die Hauptstadt Dresden einrücken, um, wie er dem Ministerpräsidenten erklärte, «im Freistaat Sachsen verfassungsgemässe und geordnete Verhältnisse wieder herzustellen und aufrechtzuerhalten».

Dies vereitelte nicht nur die geheimen Pläne der Kommunisten, sondern führte auch zum Sturz Zeigners. Bei einer Konferenz von Vertretern aller Organisationen der Arbeiterschaft am 21. Oktober in Chemnitz wurde deutlich, dass keine Bereitschaft zu wirksamen Kampfmassnahmen vorhanden war. Ein leidenschaftlicher Aufruf Heinrich Brandlers zum Generalstreik gegen die Reichswehr stiess auf betretenes Schweigen und hatte nur die eine praktische Folge, dass die Regierung Strese-

manns ihn zum Vorwand nahm, einen weiteren Schritt zu tun und das Problem Sachsen ein für allemal aus der Welt zu schaffen. Am 27. Oktober wurde Zeigner vom Kanzler angewiesen, seine kommunistischen Minister zu entlassen, da ihre Mitgliedschaft in seinem Kabinett «unvereinbar mit verfassungsgemässen Verhältnissen sei»; als der kämpferische Ministerpräsident dies ablehnte, leitete Stresemann gemäss Artikel 48 Massnahmen zu seiner Absetzung in die Wege. Ein ähnliches Vorgehen folgte in Thüringen, ohne dass es in einem der beiden Länder zu nennenswertem Widerstand kam.

Diese entschlossene Tat der Reichsregierung stürzte die kommunistische Parteiführung in völlige Ratlosigkeit, und dies erklärt vielleicht, warum sie, während sie sich nach dem schlimmen Erwachen in Dresden noch missmutig die Augen rieb, nicht in der Lage war, ihren Hamburger Ortsverband von einem Umsturzversuch in der Hansestadt am 23. Oktober abzuhalten. Der detaillierte Schlachtplan, den die Hamburger Spitzengenossen ausgearbeitet hatten, basierte auf der Stärke einer Streitmacht, die nicht mehr als 400 Mann an Stosstruppen und eine Handvoll schlecht bewaffneter Mitläufer umfasste; die örtliche Polizei hatte mit Unterstützung von Marinetruppen und Verbänden der sozialdemokratischen Miliz, der Vereinigung Republik, den Sturm im Wasserglas innerhalb von 24 Stunden gebannt. Dennoch hatte der Hamburger Aufstand weitreichende Nachwirkungen. Zusammen mit dem Fiasko der Kommunisten in Mitteldeutschland trug er dazu bei, dass in Moskau diejenigen Politiker, die am stärksten auf eine revolutionäre Politik in Deutschland gedrängt hatten, an Einfluss verloren. Innerhalb der deutschen Partei führte dies nach der Absetzung Brandlers und einem kurzen Interregnum von Ruth Fischer an der Spitze der Parteizentrale zur vollständigen Unterordnung der KPD unter die Politik von Josef Stalin.⁶⁸

Das Ende der revolutionären Gefahr von links und das gleichzeitige Verlöschen der separatistischen Bewegung im Rheinland, die eine Zeitlang wie ein ernstzunehmender politischer Faktor ausgesehen hatte,⁶⁹ entlasteten Stresemann nicht spürbar, denn noch war das bayerische Problem ungelöst. Und eben die Tatsache, dass dies so war, führte zu neuen Angriffen der SPD auf den Kanzler. Bei den Sozialdemokraten hatte die Absetzung Zeigners grosse Unruhe ausgelöst, und sie verlangten von Stresemann nun, mit gleicher Härte gegen die Bayern vorzugehen, die Ende Oktober alle in ihrem Land stationierten Reichswehrtruppen veranlasst hatten, einen Treueeid auf die Regierung in München zu leisten. Dies war eine grössere Provokation gegen das Reich als alles, was Zeig-

ner getan hatte, und die Sozialdemokraten wollten dem Argument des Kanzlers, dass die Durchführung der Reichsexekution gegen Bayern zum Bürgerkrieg führen könnte, kein Gehör schenken. Als er durchblicken liess, dass er weiterhin die Rolle eines Fabius Cunctator zu spielen gedachte, traten die SPD-Minister am 2. November von ihren Kabinetts-posten zurück.⁷⁰

Dies führte nicht zum sofortigen Ende der Kanzlerschaft Stresemanns, denn Präsident Ebert war willens, die Parlamentsferien zu verlängern, so dass das Fehlen einer Mehrheit für den Kanzler nicht demonstrativ zutage treten und ihn zum Rücktritt zwingen würde. Dies konnte jedoch nicht endlos währen, und ausserdem musste Stresemann in der Zwischenzeit aufgrund des Rückzugs der Sozialdemokraten seine Energie in umständlichen Verhandlungen mit anderen Parteiführern verzetteln und wurde verwundbar für Angriffe aus dem rechten Flügel seiner eigenen Partei – der unter dem Einfluss von Stinnes auf eine Verständigung mit den Nationalisten drängte – und für die Intrigen derjenigen, die an autoritäre Lösungen dachten. Die Zahl der einflussreichen Politiker, die offenkundig bereit waren, nicht nur Stresemann fallenzulassen, sondern auch das Prinzip der verfassungsmässigen Regierung zu opfern, war so gross, dass eine siegreiche Revolution von rechts in Bayern sehr wohl genügend Unterstützung in Berlin hätte finden können, um dem demokratischen System ein Ende zu bereiten.

Dass es nicht soweit kam, ist dem Umstand zuzuschreiben, dass Kahr und seine Bundesgenossen sich unter dem Eindruck der Beseitigung der kommunistischen Gefahr in Sachsen und der Differenzen Stresemanns mit der SPD soweit besonnen hatten, dass sie die Lage nun anders beurteilten und mit ihrer Konfrontationspolitik zurücksteckten. Dieses Nachlassen der Spannung verleitete Adolf Hitler und seine tatendurstigen Nazikämpfer zu dem berühmten Bierkellerputsch vom 8. November 1923, bei dem der junge Führer, moralisch gestützt von General Ludendorff, das ins Wanken geratene Unternehmen an sich zu reissen und die Erweckung Deutschlands einzuläuten versuchte. Das Triumvirat tat Hitler nicht den Gefallen, sich seinem anmassenden Vorhaben anzuschliessen, und liess ihn seiner eigenen Wege gehen; diese führten ihn am Morgen des 9. November die enge Residenzstrasse hinauf und an der Feldherrnhalle vorbei bis an den Rand des Odeonsplatzes, wo eine unfreundliche Salve aus den Gewehren der Landespolizei dem Marsch nach Berlin ein vorzeitiges Ende bereitete, die Verhaftung und spätere Verurteilung des

Führers nach sich zog und der nationalsozialistischen Bewegung ihre ersten Märtyrer verschaffte.⁷¹

Diese Gewehrsalve beendete auch die letzte der politischen Krisen, die es so zweifelhaft gemacht hatten, ob die Demokratie das Jahr 1923 überleben würde. Nach dem 9. November schwächten sich die antirepublikanischen Töne aus Bayern merklich ab. Kahr überlebte zwar als einflussreiche politische Figur, bis Hitler in der Nacht der langen Messer 1934 seine Rache an ihm nahm, doch er nahm Abschied von seinen hochfliegenden politischen Plänen; und die Regierung unter Heinrich Held, die 1924 auf das Kabinett Knilling folgte und bis 1932 im Amt blieb, hegte kein Verlangen, partikularistische Leidenschaften wiederzubeleben. Stresemanns Verzögerungstaktik hatte sich letzten Endes doch als erfolgreich erwiesen. Die SPD war jedoch nicht bereit, dies einzugestehen. Als der Reichstag am 20. November wieder zusammentraf, erneuerte sie ihre Angriffe auf die Politik des Kanzlers gegenüber Sachsen und machte am 20. November gemeinsame Sache mit den Nationalisten, um seiner Regierung das Misstrauen auszusprechen. Ebert harderte wütend mit seiner Partei. «Was euch veranlasst, den Kanzler zu stürzen, ist in sechs Wochen vergessen», sagte er, «aber die Folgen eurer Dummheit werdet ihr noch zehn Jahre lang spüren.» Es ist denkbar, dass manche Abgeordneten ihr Votum später bedauerten, aber wenn sie es taten, besass dies doch keinen Einfluss auf ihr Verhalten in der Folgezeit. Die Grosse Koalition Stresemanns sollte bedauerlicherweise nicht die letzte sein, die sie sprengten.

4. Innere Konsolidierung

Ehe Stresemann gezwungen wurde, sein Amt niederzulegen, hatte er die Massnahmen in Gang gesetzt, die schliesslich zur Stabilisierung der Währung und zur Beendigung der Inflation führten. Nachdem sein sozialdemokratischer Finanzminister Rudolf Hilferding sich vergeblich bemüht hatte, das undankbare Problem zu bewältigen, nutzte der Kanzler die Gelegenheit einer Kabinettsumbildung im Oktober, um ihn durch Hans Luther zu ersetzen, der früher Bürgermeister von Essen und Ernährungsminister im Kabinett Cuno gewesen war. Luther besass ein sanguinisches Temperament und, was noch wichtiger war, eine gehörige Portion Durchsetzungsvermögen; er war nicht der Mann, sich von den Industriellen und Bankleuten, die von der Inflation profitiert hatten, einschüchtern zu lassen; und er erhielt bald einen Partner, der von noch rücksichtsloserer Konsequenz war als er selbst: als Havenstein, der Prä-

sident der Reichsbank, starb und – zum Leidwesen der Bankwelt, die den ihren Interessen gewogeneren Karl Helfferich vorgezogen hätte – von Hjalmar Greeley Schacht abgelöst wurde. Um Ersatz für die alte Mark zu schaffen, die zu dieser Zeit nur noch den billionsten Teil eines Dollars wert war, errichtete Luther eine neue Notenbank, deren Papiergeld, die sogenannte Rentenmark, durch Pfandbriefe gedeckt war, die auf Kapitaleinlagen der Industrie und der Landwirtschaft beruhten. Indem Schacht die Menge der auszubehenden Noten streng begrenzte, der Industrie neue Kredite versagte und die Spekulanten zwang, die 1½ Milliarden Dollar an ausländischen Devisen, die sie gehortet hatten, an die Reichsbank zu verkaufen, bewahrte er die neue Währung davor, dass sie von denen zugrunde gerichtet wurde, die mit ihren Spekulationen die Entwertung der alten Mark in die Höhe getrieben hatten. Infolge seiner Massnahmen konnte die Reichsbank im Lauf des Jahres 1924 ihre Gold- und Devisenreserven verdoppeln, und dies führte, zusammen mit der durch die Beendigung des passiven Widerstands an der Ruhr möglich gewordenen Reduzierung der Staatsausgaben, zu einem ausgeglichenen Staatshaushalt und zur Wiederherstellung des Vertrauens in die nationale Währung; die Inflation war zu Ende.⁷²

Ihr politischer Preis war hoch gewesen, und sie hinterliess Wunden in der kollektiven Psyche der Deutschen, die in den Jahren relativer Stabilität, denen die Republik nun dank dem unter der Kanzlerschaft Stresemanns Erreichten entgegensah, nicht ausheilen sollten.

XIII. Weimarer Kultur

... unsere merkwürdige Zeit: die trübe, verzweifelte, und doch so fruchtbare Zeit nach dem grossen Krieg.

*Hermann Hesse, Morgenlandfahrt (1932)*¹

L'Allemagne n'est pas une entreprise sociale et humaine, c'est une conjuration poétique et démoniaque.

*Jean Giraudoux, Siegfried (1928)*²

Als die Nationalsozialisten an die Macht kamen, verlegten sie sich auf eine Politik der allgemeinen Verunglimpfung der Kultur der Weimarer Epoche; sie verwarfen sie als «KulturBolschewismus» und wollten glauben machen, dass nichts von dem, was Deutsche zwischen dem Kriegsende und 1933 geschaffen hatten, des Ansehens oder Anhörens, des Lesens oder des Nachdenkens wert war. Adolf Hitler soll verachtungsvoll erklärt haben: «Vierzehn Jahre, ein Trümmerfeld!»

Es würde schwer halten, irgendeine naturwissenschaftliche oder geistige Leistung der Nazis zu finden, die dieser Geringschätzung einen Funken von Berechtigung verleihe. Die Kultur der Nazis war, wie wir noch sehen werden, eine *contradictio in adjecto*; das meiste, was sie hervorgebracht hat, war dem sofortigen Vergessen geweiht. Nicht vergessen sind aber die Poesie von Rilke und George und Benn, nicht die Romane der Gebrüder Mann und Hermann Hesses und Alfred Döblins, nicht das expressionistische Theater, nicht die Arbeit des Bauhauses und nicht die Musik Schönbergs. Und damit sind nur einige wenige Beispiele für den Geist und den Phantasie_reichtum genannt, die zu dem Urteil berechtigen, dass die Weimarer Epoche im Reichtum und in der Vielfalt ihrer kulturellen Errungenschaften keiner anderen Ära in der deutschen Geschichte nachsteht. Dass diese Leistungen möglich wurden, ist grösstenteils der Freiheit und der Förderung zu verdanken, die die Republik im Unterschied zu den meisten anderen Staatsformen der Zeit ihren Künstlern und Intellektuellen gewährte, so dass sie sich ihren Bedürfnissen gemäss ausdrücken konnten. Es ist freilich interessant zu sehen, wie wenige von ihnen sich im Geringsten verpflichtet oder geneigt fühlten, im Gegenzug der Republik zu Hilfe zu kommen, als deren Feinde sich in den Jahren der grossen Wirtschaftskrise zum Sturm auf die deutsche Demokratie sammelten.

1. Der Geist der Moderne: Das experimentelle Theater, das Bauhaus und die Neue Musik

Das Weimarer Deutschland ist so oft als Wiege der Moderne bezeichnet worden, dass wir gut daran tun, uns zu erinnern, dass die Mehrzahl der künstlerischen und wissenschaftlichen Bewegungen, die wir mit ihm verbinden – den Expressionismus in Malerei und Literatur, die Architektur des Bauhauses, die relativistische Physik, die Psychoanalyse und Tiefenpsychologie, die Soziologie der Erkenntnis und die atonale Musik –, ihren Ursprung in der Vorkriegszeit hatten und in manchen Fällen – beispielsweise in der expressionistischen Dichtung – bereits vor dem Krieg ihre schönsten Beispiele hervorgebracht hatten.³ Dennoch ist jene Charakterisierung der Weimarer Zeit berechtigt. Zwar gelangen de Broglie, Planck und Einstein sowie Freud, Adler und Jung ihre epochemachenden Entdeckungen schon früher, aber erst in den zwanziger Jahren drangen sie ins öffentliche Bewusstsein und begannen die Einstellung der Menschen zu sich selbst und zu der Welt, in der sie lebten, zu beeinflussen. Erst jetzt wurde das Wort Relativität mit einer kosmischen Bedeutung belegt, erst jetzt kehrten Ausdrücke wie Frustration, Minderwertigkeitskomplex oder Ödipuskomplex in die Umgangssprache ein.⁴ Auch bei Malern wie Kirchner, Schmidt-Rotluff und Nolde war es so, dass sie ihren charakteristischen Stil vor 1914 entwickelt hatten, dass ihre Arbeiten aber vom breiten Publikum nicht zur Kenntnis genommen worden waren, zum Teil weil Wilhelm II. verkündet hatte, dass eine Kunst, die «über die von mir bestimmten Gesetze und Grenzen» hinausgeht, überhaupt keine Kunst ist, und weil die Direktoren staatlich finanzierter Galerien sich in ihrer Einkaufspolitik an diese Richtlinie gehalten hatten. In den zwanziger Jahren erst fielen Rücksichten dieser Art weg, wurden besondere Ausstellungen für moderne Künstler veranstaltet, und die Museumsbesucher gewöhnten sich daran, Bilder zu sehen, die mit allen bis dahin geltenden Regeln der Kunst brachen.⁵

Die Weimarer Kultur war auch deshalb im besten Sinne modern, weil diejenigen, die sie schufen, überzeugt waren, dass sie in einem neuen Zeitalter lebten, in dem alles von Grund auf neu erschaffen werden musste. Die grosse Zäsur des Krieges klappte zwischen ihnen und einer Vergangenheit, deren Institutionen, Traditionen und Werte unrettbar dahingegangen waren, und sie begrüßten dies als eine Befreiung und eine Herausforderung. In einem 1919 veröffentlichten Buch mit dem Titel *Der Zusammenbruch des deutschen Idealismus* gab der konservative

Schriftsteller Paul Ernst seinen Gefühlen mit dem Ruf Ausdruck: «Unsere Zeit ist zu Ende! Gott sei Dank! Sie ist zu Ende. Es zieht eine neue Zeit herauf, die wird eine andere sein.»⁶ Dieses Gefühl des Neubeginns, dieses Bedürfnis, anders zu sein und die Dinge in neuer Weise zu tun, war kennzeichnend für den Stil der zwanziger Jahre. Im schlimmsten Falle führte dies zu jener Art des modischen Mitläufertums, über die Franz Werfel sich in Versen lustig machte, die den modernen Menschen als einen Nacheiferer jeder Modeerscheinung zeigten, die gerade im Schwange war, vom Kommunismus zur afrikanischen Kunst und vom ostasiatischen Mystizismus zum Tanztee.

Eucharistisch und thomistisch,
Doch daneben auch marxistisch,
Theosophisch, kommunistisch,
Gotisch kleinstadt-dombau-mystisch,
Aktivistisch, erzbuddhistisch,
Überöstlich taoistisch,
Rettung aus der Zeit-Schlamastik,
Suchend in der Negerplastik,
Wort und Barrikaden wälzend,
Gott und Foxtrott fesch verschmelzend.⁷

In seinen besten Momenten äusserte sich der Stil der zwanziger Jahre als Freude am Experimentieren mit neuen Ideen und neuen Formen in der Absicht, die Qualität und die leitenden Werte des Lebens zu erhöhen. Dies traf beispielsweise auf das Theater in der Frühzeit der Weimarer Epoche zu, auf das Werk von Walter Gropius und seinen Mitarbeitern im Bauhaus sowie, wenn auch in geringerem Ausmass, auf die musikalische Kompositions- und Aufführungstätigkeit.

Fritz Kortner hat uns in seinen Memoiren eine erregende Schilderung der Premiere von Leopold Jessners Neuinszenierung des *Wilhelm Tell* im Staatlichen (früher Königlichen) Schauspielhaus Berlin im Frühjahr 1919 überliefert. Die Vorstellung versetzte einen grossen Teil des Publikums in helle Empörung, nicht nur weil der Auftritt des Tyrannen Gessler – den Kortner in einer Kostümierung spielte, die mit Uniformschmuck aus allen Teilen des alten Heers verziert war – mit einem Signalton angekündigt wurde, der an den Klang der Hupe einer Staatskarosse des letzten Kaisers erinnerte, sondern auch weil dem Bühnenbild sämtliche vom naturalistischen Theater her gewohnten Bauten fehlten. Als Albert Bassermann mit Teils berühmtem Monolog

Durch diese hohle Gasse muss er kommen

einsetzte, riefen verärgerte Zuschauer dazwischen: «Wo ist sie?» und skandierten in Sprechchören: «Jüdischer Schwindel! Jüdischer Schwindel!»⁸

Diejenigen, die vom Theater opulente und grosszügig ausgestattete Inszenierungen verlangten, kamen auch weiterhin auf ihre Kosten, wenn sie Hans Poelzigs bemerkenswertes Grosses Schauspielhaus besuchten (das baulich eines der wenigen Beispiele für expressionistische Architektur darstellte), wo üppige Operetteninszenierungen wie *Das weisse Rössl* von Benatzky gegeben wurden, oder das Metropoltheater, wo Fritzi Massary und Richard Tauber die Léhar-Operetten *Land des Lächelns* und *Friederike* sangen; oder sie konnten sich im Ausstattungstheater Max Reinhardts erlaben, der seinem schon in der Vorkriegszeit erworbenen Ruf als Schöpfer ausgeklügelter Effekte mit seiner Inszenierung von Vollmoellers *Mirakel* (1923) und seiner berühmten Inszenierung des *Jedermann* von Hofmannsthal bei den Salzburger Festspielen gerecht wurde. Die besten Autoren und Regisseure jedoch hielten sich an die von Jessner gewiesene Richtung, und wenn wir an das Theater der Weimarer Epoche denken, fallen uns vor allem ihre Experimente mit ungewöhnlichen Techniken und ihre nicht immer erfolgreichen Versuche ein, die Bühnendekoration durch die Phantasie des Zuschauers zu ersetzen.

Deutschlands grösster Dramatiker hat einmal einen Aufsatz verfasst, in welchem er den Standpunkt vertrat, die Schaubühne sei eine moralische Anstalt, sei «der gemeinschaftliche Kanal, in welchen von dem denkenden, bessern Teile des Volks das Licht der Weisheit herunterströmt, und sich von da aus in mildem Strahlen durch den ganzen Staat verbreitet».⁹ In den ersten Jahren nach dem Kriege machte sich das deutsche Theater im allgemeinen diese Auffassung von sich selbst und von seiner Aufgabe zu eigen, und der erhobene Zeigefinger spielte seine Rolle selbst in den Sittenkomödien von Feuchtwanger, Sternheim und Rehfish. Am stärksten aber galt dies für die Inszenierungen Erwin Piscators im Theater am Nollendorfplatz in Berlin, wo unter Benutzung verschiedener Techniken – so wurden etwa kurze Filmszenen oder Montagen von Zeitungstitelseiten auf die Bühne projiziert – die Botschaft von der sozialen Revolution ins modische Westend-Publikum getragen wurde,¹⁰ und im expressionistischen Theater.

Lothar Schreyer hat den Expressionismus einmal als die «geistige Bewegung eines Zeitalters» definiert, «das die innere Erfahrung über das äussere Leben stellt», und dem schienen die expressionistischen Dramatiker zuzustimmen, denn sie verliessen sich überwiegend auf die Ab-

straktion und den Symbolismus, kennzeichneten ihre Hauptpersonen häufig, statt ihnen einen Namen zu geben, durch ihre Tätigkeit und liesen sie statt in normaler Sprache in abgehackten, ekstatischen Ausdrücken und Satzketten miteinander kommunizieren.¹¹ «Worte sind verwirrte Sprache», schrieb Gerhart Hauptmann in seinem expressionistischen Stück über Montezuma und Cortez. «Schrei ist Klarheit, Schrei ist Wahrheit!»¹² – Worte, die Thomas Mann zu seinem Porträt des Peeperkorn/Hauptmann in *Der Zauberberg* angeregt haben mögen, der neben einem alles übertönenden Wasserfall eine unhörbare Rede hält, und vielleicht auch zu der in *Unordnung und frühes Leid*, seiner Erzählung über die Inflationszeit, enthaltenen Anspielung auf «Künstler der neueren Schule, (die) in sonderbaren und ... äusserst gezierten und unnatürlichen Tänzerposen auf der Bühne (stehen) und leidvoll (schreien)».¹³ Aber der ekstatische Sprechstil und die Verwendung kahler Bühnenbilder, die die Bewegung der Schauspieler und den Einsatz von Chören erleichterten, dienten zur Betonung des didaktischen Moments: Das Publikum sollte nicht vom dramaturgischen Aufbau eines Stückes, sondern von der durch diese technischen Neuerungen ausgelösten emotionalen Reaktion mitgerissen werden. Das expressionistische Drama versuchte auf diese Weise, bei der Befreiung der Menschheit von alten Irrlehren mitzuwirken, von Krieg und Nationalismus (Reinhard Goerings *Seeschlacht* und Fritz von Unruhs *Heinrich aus Andernach*), von die Massen knechtenden und korrumpierenden sozialen und wirtschaftlichen Verhältnissen (Tollers *Masse Mensch* und Georg Kaisers *Gas*) und von falschen Wertsystemen und die Seele tötenden religiösen Lehren (Bertolt Brechts *Baal* sowie *Sündflut* und *Der blaue Boll* von Ernst Barlach).

Das experimentelle Theater erhielt seine technischen Anregungen zum Teil von einer Bewegung, die mehr zum Wandel des Erscheinungsbilds der modernen Welt beigetragen hat als jede andere in den zwanziger Jahren wirkende Kraft. Die Rede ist vom Bauhaus, das seinen Ursprung in einer Proklamation nahm, die ein 36jähriger Architekt namens Walter Gropius 1919 veröffentlichte und in der er die Gründung einer neuen Schule der Kunst, der Architektur und des technischen Designs in Weimar ankündigte, deren Aufgabe es sein würde, die dunkelhafte Scheidung zwischen Künstler und Handwerker zu beseitigen, eine neue Einheit von Kunst und Technik zu bewirken und das neue Gebäude der Zukunft zu planen und zu schaffen. In Weimar (später in Dessau) gab es für die Bauhaus-Studenten zunächst einen von dem Schweizer Künstler

Johannes Itten ausgearbeiteten Grundkurs in technischer Gestaltung, bei dem sie ermuntert wurden, alles zu vergessen, was sie über Kunst gelernt hatten, und sich ganz auf die spontanen Eingebungen zu verlassen, die sich im Zuge der Weiterentwicklung ihres Gespürs für Material, Farbe und Raum einstellten. Sie gingen dann zu praktischer Gestaltung und Herstellung über, wobei sie unter der Leitung und Anregung fähiger Handwerker und eines Lehrkörpers begabter Künstler arbeiteten wie Lyonel Feininger, Paul Klee, Wassily Kandinsky und Josef Albers (Malerei), László Moholy-Nagy (Fotografie und andere Kunstformen), Herbert Bayer (Graphik), Anni Albers (Textilweberei), Oskar Schlemmer (Bühnenbild), Gerhard Marcks (Bildhauerei) sowie Marcel Breuer und Mies van der Rohe (Möbel- und Architektur).

Das Bauhaus war fast von seinen Anfängen an ein geglücktes Experiment, und seine erste Ausstellung im Sommer 1923 war ein Markstein in der Geschichte der modernen Kunst. Die Höhepunkte dieses mehrwöchigen Festivals, das, teilweise dank der glänzenden Plakate von Herbert Bayer, 15'000 Besucher anzog, waren eine atemberaubende Ausstellung verschiedener das Thema der Veranstaltung «Kunst und Technik: eine neue Einheit» illustrierender Produkte sowie die Vorführung eines von Georg Muche entworfenen Modellhauses mit einer Inneneinrichtung von Marcel Breuer. Zum Programm gehörte auch eine Vorstellung von Schlemmers *Triadischem Ballett*, das neue Möglichkeiten der Bühnenbild- und Kostümgestaltung mit dem Einsatz von Marionetten und Gliederpuppen in der Tanzkunst verband, ein Programm musikalischer Aufführungen von Werken Strawinskis und Hindemiths, die dem Bauhaus häufig Besuche abstatteten, und ein Konzert der Schülerkapelle mit dadaistischer Musik und improvisiertem Jazz.

Das Bauhaus stand, solange es existierte, unter dem Beschuss rechtsstehender Gruppen, die hinter seiner Aktivität lasterhafte politische Ziele vermuteten oder sich über seinen unbekümmerten Umgang mit der Tradition ereiferten. Dies führte zu finanziellen Pressionen, die 1924 den Umzug nach Dessau und kurz vor Hitlers Machtergreifung die erneute Verlegung der Schule, diesmal nach Berlin, notwendig machten. Es wurde bald deutlich, dass das Bauhaus in dem von den siegreichen Nationalsozialisten verbreiteten intellektuellen Klima nicht würde überleben können, und Mies van der Rohe, der 1930 sein Direktor geworden war, löste das Unternehmen auf und ging wie schon vor ihm Gropius, Moholy-Nagy, Breuer, Bayer und Albers in die Vereinigten Staaten, wo sie mit offenen Armen empfangen wurden. Die Freude der Amerikaner

war verständlich. Die Künstler des Bauhauses hatten in den 14 Jahren ihrer Zusammenarbeit gezeigt, dass Gegenstände des täglichen Lebens wie Möbel, Besteck, Porzellan und Lampen so gestaltet werden konnten, dass sich in ihnen Einfachheit, Strenge der Form und Schönheit verbanden, und sie hatten das industrielle Design revolutioniert und zur Entstehung einer neuen Architektur beigetragen. Dies war keine geringe Leistung. Die Bauhaus-Bewegung hatte lange daran gearbeitet, die von Walter Gropius in seiner Eröffnungsrede 1919 auf gestellte Forderung zu erfüllen: «Wir wollen zusammen das Gebäude der Zukunft schaffen ... als kristallenes Symbol eines neuen und aufsteigenden Glaubens.»¹⁴

Die deutschen Beiträge zur Entwicklung der modernen Musik waren in der Weimarer Zeit nicht ganz so eindrucksvoll, aber dennoch bemerkenswert. Der grosse musikalische Revolutionär der Vorkriegsepoche, Richard Strauss, brachte weiterhin Werke hervor, die wohlwollend aufgenommen wurden – *Die Frau ohne Schatten* (1919), *Intermezzo* (1924), *Die ägyptische Helena* (1928) und *Arabella* (1933) –, aber keines von ihnen besass die Originalität und das Erregende seiner früheren Schöpfungen. Die neuen Männer hiessen Hindemith und Schönberg. Als Komponist bemerkenswert vielseitig und mit einem Einfluss, der nicht nur in Deutschland, wo er von 1927 an die Kompositionsklasse der Berliner Hochschule für Musik leitete, sondern auch im Ausland wirksam war, schrieb Hindemith Streichquartette, Liederzyklen nach Texten von Rilke und Georg Trakl, Jazz und Opern, von denen zwei – *Cardillac* (1926) und *Mathis der Maler* (1934) – sich einen Platz im Repertoire der deutschen Bühnen eroberten. Weniger produktiv, aber revolutionärer in seiner Kompositionstechnik war der Schöpfer der Zwölftonskala und der atonalen Musik, Arnold Schönberg, der zum bevorzugten Buhmann der Traditionalisten wurde, ohne sich dadurch aus dem Konzept bringen zu lassen; *Verklärte Nacht* und *Gurrelieder* sind die meistgespielten seiner Arbeiten. Der Einfluss Schönbergs wurde weitergetragen von seinen Schülern Anton Webern und Alban Berg, dem Komponisten der Opern *Wozzek* und *Lulu*. Andere begabte Neuerer, zu deren Stil das allgemeine Publikum leichter Zugang fand als zu den Vertretern der Schönberg-Schule, waren Ernst Krenek, dessen Jazz-Oper *Jonny spielt auf* zur Zeit ihrer Erstaufführung 1927 enthusiastisch gefeiert wurde, heute aber kaum noch gespielt wird, und Kurt Weill, dem seine Musiken zu Brechts *Dreigroschenoper* (1928) und *Mahagonny* (1930) weltweites Ansehen eintrugen.¹⁵

Wie aufgeschlossen das kulturelle Leben der Weimarer Zeit für neue Ideen war, zeigte sich darin, dass die Aufführung der neuen Musik sich

nicht auf die Grossstädte beschränkte. Die Premieren der Strauss-Opern *Die ägyptische Helena* und *Arabella* fanden in Dresden statt; das 100'000 Einwohner zählende Darmstadt, dessen Opernhorizont bis dahin nicht weit über Mozart, Wagner, Bizet und Lortzing hinausgereicht hatte, versuchte sich an Aubers revolutionärer Oper *Die Stumme von Portici* (1828) und war nach Berlin der zweite Aufführungsort von Bergs Oper *Wozzek*;¹⁶ andere Provinzbühnen waren nicht weniger fortschrittlich. Berlin freilich als musikalische Hauptstadt des Landes zeigte mit drei Opernhäusern – der Staatsoper unter der musikalischen Leitung Erich Kleibers, der Kroll-Oper (Otto Klemperer) und der Städtischen Oper (Bruno Walter) –, mit weiteren führenden Dirigenten wie Wilhelm Furtwängler, Fritz Busch und dem Modernisten Oskar Fried und mit einer Vielzahl von Symphonieorchestern, Streichquartetten und Chören sowohl die grösste Vielfalt als auch die grösste Experimentierfreudigkeit. Milhaud, Schönberg, Schostakowitsch und Hindemith fanden ebensoviel Beachtung wie die Altmeister; der Erstaufführung des *Wozzek* in der Kroll-Oper folgte die ebenso klangvolle Premiere von Leos Janáček's *Jenufa* unter der Leitung von Erich Kleiber. Als 1931 Carl Ebert die Nachfolge Walters als musikalischer Direktor der Städtischen Oper antrat, brachte er nicht nur eine Neuinszenierung von Mozarts *Die Entführung aus dem Serail* auf die Bühne, die mit der orthodoxen Auffassung dieses Werkes brach, sondern leitete auch eine bedeutsame Wiederentdeckung Verdis ein. Das Interesse an dem italienischen Komponisten hatte Franz Werfel 1924 mit seinem Roman über ihn neu geweckt, einem Buch, das sowohl eine Absage seines Autors an den Expressionismus als auch einen Angriff auf die musikalische Vorherrschaft Wagners darstellte.¹⁷ Und nun inszenierte Ebert *Macbeth*, das seit dem 19. Jahrhundert nicht mehr gespielt worden war, mit einem Bühnenbild von Caspar Neher und mit Fritz Stiedry am Dirigentenpult, und er liess hierauf eine imponierende, ebenfalls von Neher gestaltete Inszenierung von *Ein Maskenball* unter der Leitung von Fritz Busch folgen.¹⁸

In der Literatur und auf dem Theater, in der bildenden Kunst und in der Musik waren die ganze Epoche der Weimarer Republik hindurch die Kräfte der Moderne kraftvoll am Werk, angeregt durch das in der Nachkriegszeit herrschende Klima und gefördert – moralisch und manchmal auch materiell – von den Regierungen des Reichs und der Länder. Man sollte in diesem Zusammenhang vielleicht vermerken, dass auf Reichsebene die Künste, wenn Sozialdemokraten an der Macht waren, grosszügiger gefördert wurden als unter anderen Regierungen. Die kirchlich

orientierte bayerische Regierung war gegenüber Literaten mit fortschrittlichen Ideen stets misstrauisch, und in Thüringen war es der Sieg des Konservatismus, der das Bauhaus 1923 zwang, von seinem angestammten Sitz fortzuziehen.

2. Lebensformen und Sitten

Die Weimarer Republik erlebte auch eine Revolution im zwischenmenschlichen Umgang und in den Sitten, die ihren Modernitätsanspruch gerechtfertigt erscheinen liess. Wie in anderen Ländern, so hatte auch hier der Krieg einen grundlegenden Wandel in Dingen wie Kleidung, zwischenmenschlichem Umgang, der Einstellung zu Arbeit und Freizeit, in den Familienbeziehungen und den Rechten junger Menschen, in den religiösen Überzeugungen und den Beziehungen der Geschlechter zueinander mit sich gebracht; und in einigen dieser Bereiche war zum Wandel der Einstellungen noch der Einfluss der politischen Instabilität der Nachkriegsjahre, des periodischen Zusammenbruchs der öffentlichen Ordnung und der chaotischen Verhältnisse der Inflationszeit hinzugetreten.

Um es mit einem ganz allgemeinen Begriff zu sagen: Die Säulen der Orthodoxie hatten Risse bekommen. Die Kirchen hatten – weitgehend aufgrund ihrer extrem patriotischen Haltung im Kriege und ihres Festhaltens an überlebten Treueverpflichtungen – viel von ihrem früheren Einfluss verloren. Das Thema des Aufbegehrens gegen die elterliche Autorität kehrte in der expressionistischen Literatur regelmässig wieder, nachdem Walter Hasenclever mit *Der Sohn* (1914) und Franz Werfel mit seiner Kurzgeschichte *Nicht der Mörder, der Ermordete ist schuldig* (1920) die Richtung gewiesen hatten. Die ähnlich motivierte Auflehnung gegen den Ersatzvater, den Lehrer, war als Thema in Roman und Kinofilm sehr häufig – es findet sich ebenso in Leonhard Franks *Die Ursache*, wo ein junger Mann seinen früheren Lehrer tötet, wie in Wilhelm Süskinds *Jugend* wie in den Filmen *Der blaue Engel* von Sternberg (nach Heinrich Manns Roman *Professor Unrat*) und *Mädchen in Uniform* von Carl Froelich und Leontine Sagan –, dass wir darin ohne jeden Zweifel ein Grundanliegen der Literatur der Epoche sehen müssen.

Klagen, wie sie Gustav Wyneken, der zusammen mit Hans Blüher die Jugendbewegung der Vorkriegszeit anführte, 1912 vorgebracht hatte, waren nun nicht mehr denkbar. Wyneken hatte damals geschrieben:

Muss es uns nicht mit Schrecken erfüllen, wenn wir denken, dass diese jungen Menschen, die den grössten Teil des Tages dem Drill einer uniformierten Gelehrsamkeit unterworfen sind, die, in lächerliche Kleidungsstücke gehüllt, mit dem Zeichen der Kurzsichtigkeit ihres Zeitalters auf der Nase vom Haus nach der Schule, von der Schule nach Haus trotzend täglich unser Erbarmen und unseren Zorn wachrufen, diese verarmten Existenzen ... muss es uns nicht tief erschrecken, zu denken, dass diese jungen Menschen von Leben glühen, dass sie schimmern und leuchten können ... und dass sie davon keine Ahnung und danach keine Sehnsucht haben? ... Not tut uns eine neue Jugendkultur, endlich eine Jugendkultur, denn noch nie hat es eine bei uns gegeben. Not tut uns eine neue, eine wirkliche Jugend, denn noch wissen wir kaum, wie Jugend aussieht.¹⁹

Die Befreiung, nach der Wyneken sich sehnte, war nun zum grossen Teil geschafft. Die jungen Leute kuschelten nicht mehr folgsam vor ihren Eltern und ihren Lehrern und deren moralischen und gesellschaftlichen Regeln. Sie waren kritischer und beweglicher als die jungen Leute vor dem Krieg, denn sie waren sich der Vergänglichkeit aller Dinge nur zu bewusst. Einer von ihnen, Klaus Mann, schrieb:

Wir sind in der sonderbaren Lage, ständig alles für möglich zu halten, das macht uns angespannt und bewahrt vor Erstarrung. Haben wir nächste Woche die Monarchie und einen Kaiser im Land? Wir werden uns nicht im mindesten darüber erstaunen. Haben wir übermorgen den kommunistischen Sowjetstaat mit Terror und roter Fahne? Wir sind auf alles gefasst.²⁰

Dies bedeutete jedoch nicht, dass die deutsche Jugend etwa eine neue Sicherheit oder ein klares Bewusstsein dessen gewonnen hätte, was sie in ihrem Leben erreichen wollte. Klaus Mann selbst räumte ein: «Wir sind eine Generation, sei es, dass nur Ratlosigkeit uns vereine. Ist uns sogar das Ziel noch nicht gemeinsam, das uns erst zur Gemeinschaft weihen könnte, so ist es doch das Suchen nach einem Ziel.»²¹ Es schien also, kurz gesagt, als solle sich die Befreiung der deutschen Jugend in ein brennendes «Problem der deutschen Jugend» verwandeln, und als solches wurde diese Frage in der Tat breit und ohne Unterlass diskutiert. Zusammen mit der neoromantischen Idealisierung der Jugendzeit, wie sie für vieles von dem kennzeichnend war, was von der alten Jugendbewegung übriggeblieben war, spielte dies in den letzten Jahren der Republik eine gewisse politische Rolle.

Auch die Befreiung der deutschen Frau von den Fesseln der Vergangenheit hatte ihre zwiespältigen Momente.²² Die Frauen besaßen nun das Wahlrecht; ihre Bildungschancen hatten sich stark verbessert; die Welt der Wirtschaft hatte sich für sie geöffnet, und in den zwanziger Jahren waren 11 Millionen Frauen voll berufstätig, wenn auch in der

grossen Mehrzahl in verhältnismässig untergeordneter Stellung und zu Löhnen, die unter denen ihrer männlichen Kollegen lagen. Im kulturellen Leben der Zeit spielten sie dagegen eine hervorragende Rolle; in der Erinnerung ist die Weimarer Epoche eigentlich sogar untrennbar verbunden mit Namen wie Elisabeth Bergner, Tilla Durieux, Fritzi Massary und Trude Hesterberg im Bereich des Theaters, Sigrid Onegin und Frida Leider auf der Opernbühne, Mary Wigman im Bereich des Balletts, Else Lasker-Schüler, Gertrud von Le Fort und Mechtilde Lichnowsky in der Literatur und Ricarda Huch in der Geschichtswissenschaft. Bewaffnet mit schwererarbeiteten Dokortiteln, stiessen viele andere die Tür zur akademischen Laufbahn auf und machten sich einen Namen in Wissensgebieten wie Psychologie und Soziologie, die weniger traditionsgebunden waren als manche der älteren Disziplinen.

Die deutsche Frau hatte die hässlichen und figurverhüllenden Kleider der Vorkriegsepoche abgelegt, hatte sich vom Zwang des Korsetts befreit und ihre wogende Haarfülle auf die als «Bubikopf» und «Herrenschnitt» bekannten Frisuren gekürzt. Sie hatte sich auch von den überalterten Vorschriften losgesagt, die bestimmten, was sich für eine Frau schickte und was nicht, und hatte alte Tabus über Bord geworfen, die etwa das Besuchen öffentlicher Lokale ohne Begleitung, den Genuss von Tabak und Alkohol oder das Unterhalten vorehelicher Geschlechtsbeziehungen betrafen. Zweifellos gab es auch noch im Deutschland der Weimarer Republik viele Effi Briests, deren Leben von älteren Moralbegriffen und von der Angst vor gesellschaftlicher Ächtung bestimmt war, aber niemand mehr hätte in einer solchen Frau eine typische Vertreterin der neuen Weiblichkeit gesehen. Eine bessere literarische Verkörperung der neuen Frau war da schon die nicht unterzukriegende Heldin von Vicki Baums Roman *Stud, chem. Helene Willfüer*, die den Weg zu ihrem Ziel trotz finanzieller Nöte, persönlicher Tragödien, einer enttäuschten Liebe, eines unehelichen Kindes und trotz eines enormen Opfers an Zeit und Energie für die Probleme ihrer Freundinnen findet, ohne sich je von den Problemen, vor denen ihre männlichen Kollegen verza- gen, entmutigen zu lassen, die sich selbst jener unangreifbaren Gestalt aus der Erzählliteratur des neunzehnten Jahrhunderts, gegenüber dem deutschen Professor, als die moralisch Überlegene erweist und sich schliesslich eine Stellung als Forscherin und ein berufliches Ansehen erkämpft, die es ihr erlauben, die Bedingungen ihres Arbeitsvertrages selbst zu diktieren. Der unerhörte Erfolg dieses Buches, das sieben Auflagen erlebte, kann wohl als Anzeichen dafür gelten, dass viele Frauen

Helene Willfüer als eine der Bewunderung und womöglich des Nacheifers werte Gestalt anerkannten.

Und doch waren die Empfindungen selbst der emanzipiertesten Frauen durchaus zwiespältig. Wie Walter Laqueur geschrieben hat, begrüßten sie das Verschwinden der alten moralischen Konventionen und bedauerten es zur gleichen Zeit; und in ihrer Mehrzahl gebrauchten sie ihr Stimmrecht, um Parteien zu wählen, die dagegen gewesen waren, dass sie es erhielten.²³ Was für eine Rolle nun eigentlich die ihnen gemässe war, das wussten viele von ihnen überhaupt nicht, und während sie einerseits die sensationsträchtigen Seiten der Bücher Vicki Baums verschlangen, lasen sie auch die Erzählungen der angeseheneren Ina Seidel, einer Autorin, die als grundlegende Verantwortungsbereiche der deutschen Frau immer wieder Mutterschaft, Familie, Heim, Feld und Garten hervorhob.²⁴

3. Die Intellektuellen und die Republik: Expressionisten und Vertreter der Neuen Sachlichkeit

Ein hervorstechendes Kennzeichen des Weimarer Kulturlebens war die Abneigung seiner führenden Vertreter gegen die republikanische Verfassung und gegen deren Organe in Regierung und Parlament. Dass ein Eintreten für die Republik von den kommunistischen Intellektuellen nicht erwartet werden konnte, versteht sich von selbst; sie lebten in der Hoffnung auf eine neue und erfolgreichere Spartakuswoche und verkündeten unterdessen in Zeitschriften wie *Die Linkskurve* die Botschaft, dass die Republik nichts anders sei als eine verschleierte Form des Faschismus und in dem Augenblick untergehen werde, in dem die Arbeiterklasse ihr wahres Wesen erkannte.²⁵ Diese Auffassung vom Übergangscharakter der Republik in der deutschen Geschichte gehörte auch zum Einmaleins der Ideologen der Neuen Rechten, die uns im folgenden Abschnitt beschäftigen werden; sie äusserten ihre Verachtung gegenüber dem verfassungsmässigen Staat ebenso unverblümt wie die Publizisten der KPD. Was die Universitätsprofessoren und diejenigen betraf, die sich Hoffnungen auf eine akademische Karriere machten, so waren sie mit wenigen Ausnahmen überzeugte Gegner eines Herrschaftssystems, das immer wieder – wenn auch erfolglos – versuchte, ihre Privilegien einzuschränken, und dessen Wirtschaftspolitik in ihren Augen für die praktische Verminderung ihrer Einkünfte im Gefolge der Inflation verantwortlich war.²⁶

Die Gegnerschaft dieser Gruppen, die in jedem Fall zu erwarten gewesen war, richtete jedoch vermutlich weniger psychologischen Schaden an als jene Mischung aus Gleichgültigkeit, Verachtung und nörgelnder Kritik, die viele Intellektuelle der Republik entgegenbrachten, der sie doch verdankten, dass sie ihre künstlerischen Ziele in Freiheit und Selbstbestimmung verfolgen konnten. Es ist richtig, dass zu dieser Opposition eine ganze Reihe von Journalisten, Autoren, Künstlern, Gelehrten und freischwebenden Akademikern, Mitläufern der literarischen Szene gehörten, deren politische Anschauungen naiv und konzeptlos waren und deren Opposition nur Bedeutung besass, weil sie so verbreitet war und weil die Republik so wenige Verteidiger hatte. Es gab unter ihnen aber auch eine nicht unbeträchtliche Zahl von Männern und Frauen, die aufgrund ihrer beruflichen Leistungen ein breites Ansehen genossen und die der Republik durch ihr Schweigen oder durch ihre zwispältige Haltung zu ihr einen schlechten Dienst erwiesen.

Die Motive der linken Intelligenz in ihrem ablehnenden Verhältnis zur Republik sind nicht schwer zu verstehen. Viele ihrer Angehörigen – darunter die meisten expressionistischen Schriftsteller und Künstler, die nach dem Krieg ein Interesse an Politik entwickelten – hatten höchst unrealistische Hoffnungen in die Revolution von 1918 und in die Führungsrolle gesetzt, die sie im neuen System zu spielen erwarteten, waren dabei aber nicht bereit gewesen, sich das politische Wissen und Handwerkszeug anzueignen, das sie benötigt hätten, um eine solche Führungsrolle spielen zu können. In der Tat hatten die expressionistischen Aktivisten in ihrem Innersten für Politik und Politiker kaum mehr als Verachtung übrig. «Ich kann gar nicht beschreiben», hatte Franz Werfel sich während des Krieges geäußert, «wie contradiktorisch für mich die Begriffe Poesie und Politik sind! Der Politiker abstrahiert, über ihn triumphiert die Bosheit der Macht.» Die Politiker hatten, dieser Überzeugung zufolge, die Menschheit dazu verleitet, ihre besten natürlichen Antriebe zu verraten und zuzulassen, dass brutale Gewalt, Hass und Habgier sich einnisteten. Nur dadurch, dass alte politische Formen und überlebte Herrschaftsstrukturen abgeschüttelt und der Glaube an das wesenhaft Gute im Menschen zur Richtschnur allen Handelns genommen wurde, konnte die Gesellschaft verändert werden, ein Vorgang, der sich, wie der Dichter J. R. Becher schrieb, aus der «einfachen, brüderlichen, ... ganz natürlichen Liebe, [der] Liebe Mensch an Mensch» ergeben würde, aus dem «eindeutigen unanfechtbaren Glauben von der Evolution der Menschheit vom Weg zu Gott, restlos bewiesen durch die Geschichte, [dem] überherrlichen Endsieg der guten Idee».²⁷

An solchen Bekenntnissen – wie sie in Leonhard Franks vielgelesenem Roman *Der Mensch ist gut* wiederholt und in Dutzenden, häufig in sich widerspruchsvollen Beiträgen in Franz Pfemferts Zeitschrift *Aktion* nachgebetet wurden – konnte man sich zwar berauschen, aber es steckte nicht viel dahinter. Die Zahl derjenigen expressionistischen Aktivisten, die auch in einem irgendwie politischen Sinne aktiv waren oder die wie Ernst Toller und Erich Mühsam auf die Barrikaden gingen, um dort mit konkreten Taten für ihre Philosophie einzustehen, war klein. Die allermeisten verliessen sich darauf, dass sie ihre Ziele durch ihre Zungenfertigkeit würden erreichen können, mussten jedoch feststellen, dass ihnen nicht sehr viele Menschen zuhörten. Bei der Arbeiterklasse, zu der sie in der Regel ein sowohl idealisierendes als auch gönnerhaftes Verhältnis hatten und der sie sich als politische Führer andienten (wie der Milliardärssohn in Kaisers *Gas*), kamen sie mit ihrer Mischung aus Anarchismus und Utopismus nicht an. Wie Georg Lukács klug bemerkte, besaßen sie keine wirkliche Kommunikationsmöglichkeit mit dem Proletariat, weil «sie auch ihre gesellschaftlichen Fragestellungen auf die Ebene eines subjektiven Idealismus oder eines mystischen objektiven Idealismus erhoben und kein Verständnis für die gesellschaftlichen Kräfte der Wirklichkeit finden konnten».²⁸

Nicht bereit, sich diesen Kräften der Wirklichkeit zu stellen, neigten die expressionistischen Aktivisten dazu, Verrat zu wittern, wenn andere, praktischer orientierte Personen die schwierigen Probleme der ersten Nachkriegsjahre anpackten und in geduldiger Arbeit die notwendigen Bedingungen für eine neue soziale Ordnung schufen. Die Kompromisse, die man als Preis für die praktischen Fortschritte hatte eingehen müssen, waren ihnen widerwärtig; und in der unter der Kanzlerschaft Stresemanns stabilisierten Republik sahen sie lediglich eine Gesellschaft, die gerade den Dingen, die sie mit ekstatischen Bekenntnissen und Appellen an die Menschlichkeit zu zerstören gehofft hatten, zu neuem Leben verhalf: in der autoritären Bürokratie, der alten Militärkaste, dem Gesellschaftssystem der Vorkriegszeit und den ethischen und moralischen Normen des Bürgertums. Ernst Toller verlieh seiner persönlichen Empörung über diese Entwicklung in seinem späten Stück *Hoppla wir leben!* (1928) Ausdruck; darin kehrt die Hauptfigur, ein Revolutionär, der nach einem Nervenzusammenbruch acht Jahre in einer Heilanstalt verbracht hat, in die Gesellschaft zurück und stellt fest, dass alle Dinge, für deren Abschaffung er gekämpft hat, nach wie vor existieren, und dass alle seine früheren Kampfgefährten sich in der einen oder anderen Weise

an das herrschende System verkauft haben. Als unbeirrbarer Rebell sucht er seinen Kampf wieder aufzunehmen, wird jedoch gefangengenommen und für ein Verbrechen, das er nicht begangen hat, hingerichtet.

Derartige Erlebnisse der Entfremdung waren allen expressionistischen Aktivisten gemein, und es ist bemerkenswert, dass keiner von ihnen zu einem überzeugten Anhänger der Republik wurde. Wer von der Bewegung sein politisches Interesse nach 1924 nicht verlor, wandte sich extremen Weltanschauungen zu: Ludwig Rubiner, J.R. Becher und Bertolt Brecht dem Kommunismus, Arnold Bronnen und Hanns Johst dem Nationalsozialismus. Andere, wie Werfel und Hasenclever, fanden in religiösen, okkultistischen oder existenzialistischen Lehren einen Ersatz für ihre alte revolutionäre Begeisterung oder zogen sich in jene «Innerlichkeit» zurück, aus der heraus man auf die Politik als etwas herabsehen konnte, mit dem der geistige Mensch sich nicht zu befassen brauchte.

Es war eine der Tragödien der Weimarer Republik, dass ihr gerade in dem Augenblick, als die politische und wirtschaftliche Stabilisierung ihr neue Zukunfts- und Lebensaussichten eröffnete, so viele – und nicht nur Expressionisten – den Rücken kehrten. Die Demokratie von Weimar hätte jeden Freund und Anhänger gebraucht, den sie finden konnte; in der literarischen Welt fand sie wenige. Es mag richtig sein, dass die beiden grössten Schriftsteller Deutschlands innerlich für die Republik eingenommen waren, aber es scheint doch, dass sie ihr kein langes Leben zutrauten. Sowohl Thomas Mann als auch Hermann Hesse blickten fasziniert auf den allgemeinen Verfall der Gesellschaft westlichen Typs, auf den wachsenden Materialismus und auf den – ihrer Auffassung nach – im Gang befindlichen Kampf zwischen Anarchie und autoritärem Herrschaftsanspruch. Dies ist das wesentliche Grundmotiv in Thomas Manns Roman *Der Zauberberg* (1924), einem beeindruckenden, aber auch zwiespältigen Werk, das verrät, wie skeptisch der Autor die Möglichkeit beurteilte, dass in einer Zeit der Krise die Vernunft in einer Gesellschaft die Oberhand zu behalten vermochte. Hesse teilte diese Skepsis nicht nur – «bei uns im alten Europa», schrieb er in *Klingsors letzter Sommer* (1920), «ist alles das gestorben, was bei uns gut und unser eigen war; unsere schöne Vernunft ist Irrsinn geworden, unser Geld ist Papier, unsere Maschinen können bloss noch schiessen und explodieren, unsere Kunst ist Selbstmord. Wir gehen unter, Freunde ...»²⁹ –, sondern äusserte sie in Formulierungen, die sich oft wie verdeckte Angriffe auf die Republik anhörten. In seinem einflussreichen Buch *Der Steppenwolf*, das 1927 erschien, kommt eine merkwürdige Traumsequenz vor, in welcher

der Protagonist erlebt, wie er zusammen mit einem emeritierten Theologieprofessor vorbeifahrenden Autos auflauert und ihre Insassen beschiesst. Sie beratschlagen darüber, ob dieses Verhalten zu rechtfertigen ist, und gelangen zu dem Schluss, dass sie, da es ohnehin zu viele Menschen gibt, eine nützliche Aufgabe erfüllen. Der Protagonist sagt:

Ja, was wir tun, ist wahrscheinlich verrückt, und wahrscheinlich ist es dennoch gut und notwendig. Es ist nicht gut, wenn die Menschheit den Verstand überanstrengt und Dinge mit Hilfe der Vernunft zu ordnen sucht, die der Vernunft noch gar nicht zugänglich sind. Dann entstehen solche Ideale wie das des Amerikaners oder das der Bolschewiken, die beide ausserordentlich vernünftig sind und die doch das Leben, weil sie es gar so naiv vereinfachen, furchtbar vergewaltigen und berauben. Das Bild des Menschen, einst ein hohes Ideal, ist im Begriff, zu einem Klischee zu werden. Wir Verrückten werden es vielleicht wieder adeln.³⁰

Das klingt, als breche Hesse eine Lanze für den Irrationalismus und für Herrschaftsmethoden, wie sie Hitler später in ähnlicher Form anwandte. Aber natürlich propagierte *Der Steppenwolf* nichts Derartiges. Wie sein Vorläufer *Demian* (1919) war es vielmehr auch ein geistvolles Buch über das Dilemma des Menschen und zugleich ein Plädoyer für die volle Verwirklichung der menschlichen Möglichkeiten. Aber Passagen wie die oben zitierte konnten selbst die eingefleischtesten Feinde der Republik getrost oder gar mit Begeisterung lesen.

Von bewussteren Absichten geleitet bei ihren Angriffen auf die Republik und ihre Werte und Institutionen waren diejenigen Schriftsteller, die mit der unter dem Schlagwort «Neue Sachlichkeit» bekannten Bewegung verbunden waren. Mitte der zwanziger Jahre von Joseph Roth, Hermann Kesten und Erich Kästner gegründet, setzte diese Gruppe sich «im Gegensatz zu den abstrakten Pathetikern des Expressionismus», aus «lauter Ironikern ... erbitterten Kritikern der herrschenden Gesellschaft, ... lauter Satirikern und Voltairianern» zusammen – so jedenfalls stellte sich für Kesten nach 35 Jahren in der Rückschau das sie verbindende Programm dar.³¹ Sie sahen ihre Aufgaben darin, die Schwächen, Ungerechtigkeiten und Heucheleien ihres Zeitalters blosszustellen, schienen allerdings nur wenig Hoffnung zu haben, dass von irgendeiner Seite Entscheidendes unternommen würde, um das von ihnen Angeprangerte zu ändern. Wenn die Expressionisten in einem vielleicht zu naiven Glauben an die Entwicklungsfähigkeit der Menschen lebten, so waren die Vertreter der Neuen Sachlichkeit in Alfred Döblins Worten «lauter Enttäuschte und Desillusionierte».³² In Döblins bedeutendstem Roman, *Berlin Alex-*

anderplatz (1929), ist der Pessimismus fast allgegenwärtig. Nicht nur, dass der Held, der aus dem Gefängnis gekommen, und entschlossen ist, ein ehrbares Leben zu führen, von kollektiven Kräften, denen die Hoffnungen und Wünsche des Einzelnen gleichgültig sind, wieder zum Verbrechen verleitet, psychisch zerbrochen und am Ende zur Unterwerfung gezwungen wird, das Drama seines Lebens spielt sich zudem auch in Berlin ab, der Stadt, die der Stolz des alten Reiches gewesen war und die nun als «Sodom am Vorabend der Zerstörung» geschildert wird.³³

In Erich Kästners Roman über die Jahre der Wirtschaftskrise, *Fabian. Die Geschichte eines Moralisten* (1931), wird ein noch düsteres Bild der zeitgenössischen deutschen Gesellschaft gezeichnet; hier fehlen auch die vereinzelt Hoffnungsschimmer, die Döblin seinen Lesern in Form religiös-philosophischer Tröstungen zuteil werden lässt.³⁴ Einer seiner Gestalten legt Kästner in diesem Roman eine Theorie der allgemeinen Schuld in den Mund:

Wir gehen an der seelischen Bequemlichkeit aller Beteiligten zugrunde. Wir wollen, dass es sich ändert, aber wir wollen nicht, dass wir uns ändern ... Der Blutkreislauf ist vergiftet ... und wir begnügen uns damit, auf jede Stelle der Erdoberfläche, auf der sich Entzündungen zeigen, ein Pflaster zu kleben. Kann man eine Blutvergiftung so heilen? Man kann es nicht. Der Patient geht eines Tages, über und über mit Pflastern beplastert, kaputt!³⁵

Der Hauptstadt der Republik gegenüber war Kästner sogar noch unnachsichtiger als Döblin. «Soweit diese riesige Stadt aus Stein besteht», sagt Fabian, «ist sie fast noch wie einst. Hinsichtlich der Bewohner gleicht sie längst einem Irrenhaus. Im Osten residiert das Verbrechen, im Zentrum die Gaunerei, im Norden das Elend, im Westen die Unzucht, und in allen Himmelsrichtungen wohnt der Untergang.»³⁶

Die Überzeugung, dass die Gesellschaft moralisch unrettbar zerrüttet sei, war so allgemein, dass sie nicht von ungefähr kommen konnte. Es war sicherlich kein Zufall, dass die Figur des Hochstaplers in der Literatur und im Theater deshalb eine so grosse Rolle spielte – in Rehfischs *Das Duell am Lido* beispielsweise, einem der ersten Bühnenerfolge von Marlene Dietrich, in Thomas Manns fragmentarischem Roman *Felix Krull* (1928) und in Wedekinds *Marquis von Keith*, das 1929 mit Erfolg neu auf die Bühne gebracht wurde.³⁷ Wenn der Kriminelle glorifiziert wird, dann lautet die stillschweigende Annahme, dass das System, das er bestiehlt, es nicht anders verdient hat.

Das politische Handeln der Vertreter der Neuen Sachlichkeit verrät sicherlich diese implizite Voraussetzung. Der Titel von Leonhard

Franks autobiographischem Roman *Links wo das Herz ist* war eine passende Beschreibung für ihren gefühlsmässigen Standort. Ihre Anschauungen in politischen und gesellschaftlichen Fragen reichten von liberal-progressiv bis linksradikal, und gemeinsam war ihnen die eingewurzelte Gegnerschaft gegen Kapitalismus, Imperialismus, Militarismus, Junkertum, gegen den Konservatismus der Kirchen und der Königshöfe und gegen die bürgerlichen Konventionen und Werte. Aber wenn sie auch der Linken zugehörten, so doch gewissermassen nur als gerngesehene Gäste; im Grunde waren sie politisch heimatlos, weil sie sich keiner Parteidisziplin unterwerfen wollten oder konnten. Da sie auf die Prinzipienstrenge der Kommunisten ebenso verächtlich herabsahen wie auf den Opportunismus der Sozialdemokraten, neigten sie dazu, eigene kurzlebige Splittergruppen zu gründen, und trugen damit zur Verzettelung der politischen Kräfte bei; sich ihrer Isolation wohl bewusst, versuchten sie diese durch ein wachsendes Mass an verantwortungsloser Wortradikalität zu kompensieren. Dies war auch das Markenzeichen ihrer journalistischen Arbeit, in der sie unter souveräner Ausserachtlassung des notwendigen politischen Augenmasses die Republik und die sie stützenden Parteien mit gleicher kritischer Elle massen wie deren Feinde auf der Rechten.

Dies traf beispielsweise für Kurt Tucholsky zu, jenen unvergleichlichen Meister des humoristischen Einfalls und grössten deutschen Satiriker seit Heine. Unter den Redakteuren der von Carl von Ossietzky herausgegebenen unabhängigen linken Zeitschrift *Die Weltbühne*³⁸ besass er die bei Weitem fruchtbarste Feder, so dass er unter vier Pseudonymen schreiben konnte; er war ein unermüdlicher Streiter gegen antidemokratische Kräfte und ein gnadenloser Kritiker des deutschen Bürgertums, das in seinen Augen keine Zivilcourage besass und sich heimlich nach einer autoritären Herrschaft zurücksehnte. Sein politisches Urteil wurde jedoch verzerrt durch einen Mangel an Beherrschung und eine Radikalität der Sprache, die zum Nutzen seiner Feinde ausschlugen. Er liess sich nicht in der Überzeugung beirren, dass aus Deutschland ein Schlaffenland geworden wäre, hätte die sozialdemokratische Führung 1918 nicht versagt, und seine Attacken gegen die «Novemberverbrecher» standen dem, was die Ideologen der extremen Rechten von sich gaben, an Masslosigkeit nicht nach. Er verabscheute Ebert noch mehr, als er Seeckt hasste, und er zögerte nicht, ihn einen «mittelbegabten Funktionär» und einen «mittleren Bürger» zu nennen, «die schlimmste Mischung, die denkbar ist: persönlich rein und sachlich schmutzig», und ihm «den vollständigen Sieg der deutschen Reaktion» anzulasten: «...das ist Eberts Schuld».³⁹

Tucholsky beschränkte sich freilich nicht darauf, die Unterlassungs-sünden von 1918 anzuprangern. Er zeigte dieselbe verzerrte Perspektive bei der Beurteilung der Politik der Stabilisierungsperiode. Über den «Stahlhelm», eine Kriegsveteranenorganisation, deren Tätigkeit bei der französischen Regierung und bei anderen, die sich über das Anwachsen paramilitärischer Verbände in Deutschland Sorgen machten, Unruhe auslöste, vermochte er 1927 zu schreiben:

Die wirkliche Gefahr für den europäischen Frieden ... liegt nicht im Stahlhelm ... Die wirkliche Gefahr in Deutschland ist der interfraktionelle Stresemann-Typus. ... Ich gehöre seit dem Jahre 1913 zu denen, die den deutschen Geist für fast unwandelbar vergiftet halten, die nicht an eine Besserung glauben, die die verfassungsmässige Demokratie für eine Fassade und für eine Lüge halten, und die auch heute noch, entgegen allen Zusicherungen und optimistischen Anwendungen, einen hohlen Stahlhelm für lange nicht so gefährlich halten wie einen seidigen Zylinder.⁴⁰

Zwei Jahre später brachte er unter dem Titel *Deutschland, Deutschland über alles* ein Bilderbuch mit Texten heraus, das auch einige billige Verunglimpfungen republikanischer Politiker enthielt, in denen eine erschütternde Naivität hinsichtlich der aussen- und innenpolitischen Probleme, mit denen sie zu ringen hatten, zum Ausdruck kam. Alles in allem fällt es schwer, Paul Sethe zu widersprechen, der, ohne mit Anerkennung für das grosse Talent Tucholskys zu geizen, ihm doch vorwarf, dass er, während die demokratischen Politiker «sich in schwerem Ringen gegen Hugenberg und Hitler verbrauchten, ... (dabeistand) und (sie) verspottete ... Sie hätten Hilfe gebraucht. Erhalten haben sie Verachtung und Gelächter.»⁴¹

Tucholskys Haltung war unter den linken Intellektuellen nur allzuweit verbreitet, und mit ihren fortwährenden Variationen über das Thema der Verdorbenheit der Gesellschaft, in der sie lebten, ermutigten sie, ob sie es wollten oder nicht, diejenigen, die es auf die Zerstörung der Republik abgesehen hatten.

4. Die Rechtsintellektuellen

Nicht alle Weimarer Intellektuellen waren auf der Linken zu finden. Auch die Rechte hatte ihre Ideologen, und deren Einfluss – besonders auf die deutsche Jugend – war verheerend genug, um den Anhängern der Demokratie ernsthaft Sorge zu bereiten. Diesen Einfluss hätten sie nicht besessen, wären sie bloss *laudatores temporis acti* gewesen, Propagandisten der Wiederkehr einer Vergangenheit, die in der Erinnerung

der Menschen rasch verblasste. Sie zeichneten sich jedoch vor allem dadurch aus, dass sie sowohl die Republik als auch das Reich, an dessen Stelle sie getreten war, ablehnten und die apokalyptische Vision einer neuen Revolution heraufbeschworen, die alle Systeme zerschlagen, alle Werte umkehren und ein neues Reich von unvergleichlicher Kraft und moralischer Erhabenheit begründen würde. Sie waren nicht bereit, sich bei der Verfolgung dieses Ziels von hergebrachten Gesichtspunkten leiten zu lassen; sie wandten sich gegen die Auffassung, dass politisches Handeln in seinen Motiven und Zielen rational sein müsse, und sie idealisierten die Gewalt, nicht nur wegen ihrer Nützlichkeit bei der Durchsetzung ihrer Ziele, sondern als Wert an sich. Die meisten von ihnen waren Patrioten und Idealisten, ein Umstand, der ihren literarischen Äusserungen einen hochmoralischen Klang verlieh im Kontrast zu dem Zynismus, den viele Autoren der Neuen Sachlichkeit verströmten; sie waren jedoch auch Nihilisten und Irrationalisten. Sie waren in einem ganz wirklichen Sinn die intellektuelle Avantgarde der Revolution von rechts, die 1933 ins Werk gesetzt wurde; und obgleich die meisten ihrer herausragenden Vertreter auf den Nationalsozialismus und seinen Führer mit Geringschätzung herabsehen, trugen sie viel dazu bei, ihm den Weg zur Macht zu ebnen.⁴²

Zu den einflussreichsten dieser Intellektuellen des radikalen rechten Flügels (oder der «Neokonservativen», wie sie manchmal genannt werden, um sie von den durchschnittlichen Reaktionären und den Anhängern der neuen nationalistischen Parteien abzuheben) gehörten Arthur Moeller van den Bruck und Oswald Spengler. Der eine stammte väterlicherseits aus einer Familie, die eine grosse Zahl preussischer Soldaten, Beamter und evangelischer Pfarrer hervorgebracht hatte, und war schon vor 1918 ein Schriftsteller von Ruf gewesen; der andere war ein pensionierter Lehrer, ein völlig Namenloser, der 1918 die Welt mit seinem sehr umfänglichen Buch *Der Untergang des Abendlandes* überraschte. Die Verschiedenheit ihres Herkommens beeinträchtigte nicht die natürliche Affinität zwischen ihren politischen und weltanschaulichen Auffassungen. Beide waren sie Kulturpessimisten in der Tradition von Nietzsche, Paul de Lagarde und Julius Langbehn; beide wetterten gegen «die furchtbare Gestalt des seelenlosen, rein mechanischen Kapitalismus ..., die alle Gebiete zu beherrschen strebt und jede selbständige, freie Regung und alle Individualität erstickt», sowie gegen die moderne Naturwissenschaft, die seine Dienerin war;⁴³ beide waren überzeugt, dass eine von diesen Kräften und von der zersetzenden Philosophie des demokrati-

schen Liberalismus beherrschte Gesellschaft sittlich entarten müsse und dem Untergang geweiht war; und beide forderten die Heranziehung einer Elite von Übermensch, die Deutschland vor diesem drohenden Schicksal bewahren sollten.

Moeller van den Bruck hatte, ehe die Niederlage von 1918 seinen Schriften zu neuer Aktualität verhalf, seine spätere politische Philosophie in den Hauptzügen bereits entwickelt. Der Erzfeind der deutschen Kultur war in seinen Augen der Liberalismus, dem er alles gleichsetzte, was schwächlich und korrupt war,⁴⁴ und der nach seiner Überzeugung die heroischen Impulse der Menschen zerstörte, indem er das Gute und die Rationalität hervorhob und im Namen der Freiheit zu Ungehorsam und moralischer Nachlässigkeit und im Namen des Fortschritts zu Geldrafferei und verschwenderischem Luxus aufrief. Der Liberalismus verfälschte das wahre Wesen des Lebens, hemmte die natürlichen Instinkte und legte die Energien brach, die der Mensch eigentlich brauchte, um mit der rauhen Wirklichkeit fertigzuwerden; er förderte den Untergang von Kulturnationen, indem er ihre moralische Lebenskraft aussaugte und ihnen die Leidenschaft und den Willen zur Macht raubte. Anhaltspunkte hierfür zeigten sich bereits in den Ländern West- und Südeuropas, die alle Zeichen der Hinfälligkeit aufwiesen, und Deutschland drohte ebenfalls infiziert zu werden, wenn es nicht gelang, in den Herzen seiner jungen Männer den Willen zum Widerstand zu nähren. Der Jugend Vorbilder zu geben war das Anliegen der Schriften Moellers in der Vorkriegszeit gewesen; diesem Zweck diene seine vielbändige Reihe historischer Porträts deutscher Heldengestalten von Hermann dem Cherusker zu Friedrich dem Grossen (*Die Deutschen*, 1904-1910), diene auch sein Plädoyer für eine Wiederkehr der alten preussischen Tugenden der Einfachheit, Ehre und Tapferkeit, die dem vorherrschenden kulturellen Relativismus zum Frass vorgeworfen zu werden drohten (*Der Preussische Stil*, 1914).⁴⁵

Der Krieg überzeugte Moeller davon, dass die Deutschen die Tugenden der Heroen nicht verloren hatten, und auch aus der Niederlage von 1918 folgerte er keineswegs, dass sie nunmehr in der Versenkung verschwinden müssten. Er war einer der ersten und einflussreichsten Verbreiter der «Dolchstoss-Legende», indem er die Auffassung vertrat, Deutschland sei der Sieg durch die Arglist der Alliierten geraubt worden, die sich der angestaubten Ideale des Liberalismus und der Demokratie bedient hatten, um die leichtgläubigen Amerikaner dazu zu bringen, ihnen zu Hilfe zu kommen, und die dann mit der Fata Morgana eines grossmütigen Wilson-Friedens operiert hatten, um das kriegsmüde

Volk zur Aufgabe des Kampfes zu verleiten. Aber «ein Volk ist niemals verloren, wenn es den Sinn seiner Niederlage erkennt». Die Deutschen mussten das auf den Verrat von 1918 aufgebaute System in einer neuen Revolution abschütteln, welche die Wertordnung, die für die gegenwärtige Erniedrigung des deutschen Volkes verantwortlich war, zerstören und das Dritte Reich einläuten würde.

Wie die neue Ordnung beschaffen sein sollte, darüber machte Moeller zu keiner Zeit eindeutige Angaben. Er schien sich eine Gesellschaft vorzustellen, die von allen an das Weimarer Parteiensystem erinnernden Elementen gereinigt sein und eine kooperative Regierungsform besitzen würde und deren politische Führer die Fähigkeiten Friedrichs des Grossen, Bismarcks und Hugo Stinnes' in sich vereinigen würden. Auch noch in Moellers letztem Buch, *Das Dritte Reich* (1925), verschwammen die genauen Konturen des Zukunftsstaats hinter dem Nebel der Rhetorik. Wie sollte man etwa aus einer Sequenz wie der folgenden klug werden?

Der deutsche Nationalismus ist Streiter für das Endreich. Es ist immer verheissen. Und es wird niemals erfüllt. Es ist das Vollkommene, das nur im Unvollkommenen erreicht wird. ... Es gibt nur ein Reich, wie es nur eine Kirche gibt. Was sonst diesen Namen beansprucht, das ist Staat oder das ist Gemeinde oder Sekte. Es gibt nur Das Reich. Der deutsche Nationalismus kämpft für das mögliche Reich. Der deutsche Nationalist dieser Zeit ist als deutscher Mensch immer noch ein Mystiker, aber als politischer Mensch ist er ein Skeptiker geworden. Er weiss, dass die Verwirklichung einer Idee immer weiter hinausgerückt wird, dass die Geistigkeit in der Wirklichkeit sehr menschlich, und dies ist sehr politisch, auszusehen pflegt, und dass Nationen die Idee, die ihnen aufgetragen ist, immer nur in dem Grade verwirklichen, in dem sie sich geschichtlich behaupten und durchsetzen.⁴⁶

Aber vielleicht kam es auf Präzision und Definition weniger an als auf Leidenschaft und auf die Überzeugung, dass eine Veränderung kommen würde, weil sie kommen musste. Auf orientierungslose junge Leute ohne soziale Heimat, die sich von den Rezepten der etablierten Parteien keine Linderung ihres Unbehagens versprochen, wirkte Moellers Programm anziehend, weil es gegen all das gerichtet war, was sie selbst hassten, und weil es eine neue Welt verhies, in der ihre Bereitschaft zum Engagement und ihre besonderen Begabungen belohnt werden würden. Gerade die Tatsache, dass die Moellerschen Ideen so abstrakt waren, liess sie an ihre gedankliche Tiefe glauben, und es wurden Clubs gegründet, in denen über seine Philosophie und über ihre praktischen Verwirklichungsmöglichkeiten debattiert wurde. Einer von ihnen, der im Juni

1919 gegründete Juni-Club, wurde zum Mittelpunkt der gesamten neo-konservativen Bewegung; um ihn sammelten sich Männer wie Paul Fechter, Chefredakteur einer der Stinnes-Zeitungen, Rudolf Pechel von der *Deutschen Rundschau*, der Schriftsteller Hans Grimm, Walter Schotte von den *Preussischen Jahrbüchern* und Otto Strasser, der sich später der nationalsozialistischen Bewegung anschloss und sich noch später wieder von ihr lossagte. Das Hausorgan dieser Gruppe war die von Eduard Stadtler herausgegebene Zeitschrift *Gewissen*, deren Konservatismus sich mit einer immer nachdrücklicher vertretenen Forderung nach einem radikalen Wandel im politischen System, mit Angriffen auf die Grundvoraussetzungen des parlamentarischen Regierungssystems und mit zunehmend unzweideutigeren Bekenntnissen zur Diktatur als dem einzigen erfolgversprechenden Weg zur Inangriffnahme der deutschen Probleme verband.⁴⁷

Durch den Juni-Club trat Oswald Spengler in Verbindung zu Moeller, und ihre Begegnung und die gegenseitige Bewunderung, die sie zur Folge hatte, scheint Spengler zu Korrekturen an dem extremen Pessimismus veranlasst zu haben, der den ersten Band von *Der Untergang des Abendlandes* charakterisiert hatte; dieses Werk, dessen morphologische Geschichtsauffassung auf einem zwanglosen Vergleich zwischen unserem Zeitalter und den späten Jahrhunderten der antiken Welt basiert und mit ausgeklügelten biologischen Analogien aufgeputzt ist,⁴⁸ ist von einem amerikanischen Kritiker kurz und treffend als «eine bedrückendfinstere Vision der Todgeweitheit unserer Zivilisation» beschrieben worden.⁴⁹ Das beträchtliche Aufsehen, das es bei seinem Erscheinen erregte, beruhte teilweise auf dem von vielen Lesern gezogenen Schluss, Spenglers zähflüssige und pedantische Prosa berge nicht nur eine bis zu einem gewissen Grad beschönigende Erklärung für die Niederlage Deutschlands, sondern beweise auch, dass den Siegern im Grunde das gleiche Schicksal bevorstand, da alle Nationen des Abendlandes zum gleichen Zeitpunkt untergehen würden. Nach der Begegnung mit Moeller entdeckte Spengler jedoch gewisse Hoffnungsschimmer. Unter dem Eindruck von Moellers Argument, eine besiegte Macht, die sich mit ihrer Lage auseinandersetze, besitze bedeutsame Pluspunkte gegenüber Siegern, die nicht erkannten, dass ihr Sieg auf äusserlichen Zufälligkeiten beruhte, scheint er sich Gedanken darüber gemacht zu haben, ob Deutschland nicht in einem Zeitalter des allgemeinen Verfalls als die eine siegreiche Macht würde auferstehen können. Er schloss sich dem Feldzug zur Eroberung der deutschen Jugend im Dienste der Verwirkli-

chung dieser Möglichkeit an und half Moellers Aufruf mit zu verbreiten: «Das Tier im Menschen kriecht heran. Afrika dunkelt in Europa herauf. Wir haben die Wächter zu sein an der Schwelle der Werte.»⁵⁰

Spengler war ein ehrgeiziger Mann, der nur zu gerne ein Anstossgeber und Aufrüttler gewesen wäre, ein vertrauter Berater von Männern in hohen Ämtern, ein Mann, dessen Wort in den Kabinetten der Grossmächte Gewicht besass, aber er war unfähig, sich das Vertrauen der in verantwortlicher Stellung Tätigen zu erringen, und seine Versuche, bei den politischen Intrigen von 1923 eine Rolle zu spielen, veranlassten General von Seeckt zu der Äusserung, er wünsche sich, Spengler «wäre mit dem Abendland untergegangen – ein politischer Narr!»⁵¹ Seine späteren Schriften vermochten auch nicht die Wirkung seines ersten Buchs zu erreichen; er neigte, wenn er sich mit zeitgenössischen politischen Fragen befasste, dazu, gegen Menschen und Institutionen, die er nicht mochte, die banalsten und unverantwortlichsten Anklagen zu erheben und sich dann zu blamieren, weil er sie nicht zu belegen vermochte.⁵² Seeckt war nicht der einzige, der ihn für einen Narren hielt. Harry Kessler hörte einen Vortrag, den er im Nietzsche-Archiv gab, und verliess ihn in dem Gefühl, einen «halbgebildeten Scharlatan» gehört zu haben: «ein dicker Pfaffe mit einem fetten Kinn und brutalem Mund trug eine Stunde lang das abgedroschenste, trivialste Zeug vor ... Nicht *ein* eigener Gedanke. Nicht einmal *falsche* Diamanten. Alles einförmig seicht, glanzlos, platt, langweilig. Ja, Spengler hat es fertiggebracht, Nietzsche langweilig zu machen.»⁵³

Es wäre indes ein Fehler, die Bedeutung eines Schriftstellers nur nach dem Eindruck zu beurteilen, den er auf gebildete Geister macht. Es gab viele, vielleicht intellektuell nicht so anspruchsvolle, junge Deutsche, die es im Unterschied zu Kessler keineswegs trivial oder platt fanden, was Spengler zu sagen hatte; und die Einsicht, dass dies so war, bereitete traditioneller orientierten Konservativen wie Thomas Mann und dem bekannten Gelehrten Ernst Robert Curtius Sorge. Diese Männer kam eine aus Entrüstung und Furcht zusammengesetzte Regung an, als sie Spenglers Rede «Über die politischen Aufgaben der deutschen Jugend» (1924) lasen, in der die Zuhörer aufgefordert wurden, kulturellen und ethischen Ballast abzuwerfen, da dieser sie bei der beschwerlichen Reise, die sie unternehmen müssten, nur behindern würde; Spengler führte aus:

Ob jemand Recht hat oder Unrecht, darauf kommt es in der Geschichte nicht viel an. Ob er dem Gegner praktisch überlegen ist oder nicht, entscheidet über den Erfolg ...

Ehrlich, aber sonst nichts, das ist zuwenig für unsere Zukunft... Sich als Material für grosse Führer zu erziehen, in stolzer Entsagung, zu unpersönlicher Aufopferung bereit, das ist auch eine deutsche Tugend. Und gesetzt den Fall, dass in Deutschland in den schweren Zeiten, die uns bevorstehen, starke Männer zum Vorschein kommen, Führer, denen wir unser Schicksal anvertrauen dürfen, so müssen sie etwas haben, worauf sie sich stützen können. Sie brauchen eine Generation, wie sie Bismarck nicht vorfand, die Verständnis für ihre Art zu handeln hat und sie nicht aus romantischen Gefühlen ablehnt, eine ergebene Gefolgschaft, die aufgrund einer langen und ernsten politischen Selbsterziehung in die Lage gekommen ist, das Notwendige zu begreifen und nicht, wie es heute ohne Zweifel der Fall sein würde, es als undeutsch zu verwerfen.⁵⁴

Dieses geringschätzige Abtun der Werte, nach denen sie ihr Leben ausgerichtet hatten, war für Mann und Curtius eine bittere Kränkung. Nicht weniger empörte sie der brutale Determinismus der Spenglerschen Philosophie, sein Beharren darauf, dass es «die unabänderliche Zwangsläufigkeit des Schicksals» war, die seiner Generation ihre Aufgabe bestimmt und ihr den Gehorsam dieser Aufgabe gegenüber zur Pflicht gemacht habe. «Wir Deutsche ziehen uns gar zu leicht auf Schicksal und Tragik zurück», schrieb Curtius traurig und vielleicht in der Erkenntnis, dass das Schicksal orientierungslosen und desillusionierten Menschen dazu dient, das Sich-Drücken vor der Verantwortung für Vergangenheit und Zukunft sowohl zu entschuldigen als auch zu glorifizieren,⁵⁵ und dass gerade deswegen Spengler und Moeller (in dessen Ideensystem das Schicksal ebenfalls eine bedeutende Rolle spielte) so gefährliche Lehrmeister für die deutsche Jugend waren.

Es kann kein Zweifel daran bestehen, dass ihre Lehren und die anderer Neokonservativer, die ins gleiche Horn bliesen, drei Tendenzen verstärkten, die in Deutschland ohnehin schon allzu wirksam waren: den Anti-Intellektualismus, die Befürwortung der Gewalt und die bewusste politische Ignoranz. Als die Intellektuellen der Neuen Rechten sich das Luftschloss ihres nebelhaften Dritten Reichs gebaut hatten, kehrten sie der Vernunft und ihrem Gebrauch den Rücken und erklärten dann diese Tat unverfroren zu etwas Grossartigem. In *Der Untergang des Abendlandes* hatte Spengler die Auffassung vertreten, die Idee des Schicksals stelle die Antwort auf die engstirnige und leblose Theorie der Kausalität dar, wie die Historiker sie vertraten; «die schicksalhafte Logik des Weltwerdens» sei der «kausale(n) Logik der Begriffe und Gesetze» und die «unmittelbare Anschauung des Lebens» einem «mechanische(n) System von Objekten» vorzuziehen.⁵⁶ Ernst Jünger, auf den Spenglers

Buch grossen Einfluss ausübte, machte sich diese Auffassung nicht nur zu eigen, sondern rühmte es als ein Privileg, sich am Hochverrat der Intellektuellen gegen den Intellekt zu beteiligen.⁵⁷ Er und seine Gesinnungsfreunde huldigten dem Glauben, dass besonnenes Handeln ein Zeichen der Unmännlichkeit sei, dass die Eingeweide bessere Ratgeber waren als das Gehirn und dass Leidenschaft und Schweiss und Blut alle Probleme lösen würden. Für Jünger hatte die Barbarei immer etwas Faszinierendes. Indem er im geschilderten Sinne schrieb, kam er ihr einen guten Schritt näher.

In engem Zusammenhang mit dem Anti-Intellektualismus stand eine Einstellung zur Gewalt, die praktisch einer Idealisierung gleichkam. Im scharfen Gegensatz zu den Intellektuellen der Linken, bei denen der Hass gegen den Krieg und der Antimilitarismus zu den ersten Glaubensartikeln gehörten, rechtfertigten die Neokonservativen den Krieg nicht nur als ein Instrument der nationalen Politik, sondern glorifizierten ihn als eine den Einzelnen adelnde Erfahrung. Als im Krieg dreimal verwundeter Frontkämpfer schrieb Jünger in seinem Aufsatzband *Der Kampf als inneres Erlebnis* (1922): «Der Kampf gehört zu den ganz grossen Leidenschaften. Und noch keinen habe ich gesehen, dem nicht der Augenblick des Sieges erschütternder Rausch gewesen wäre. ... Ich möchte diese Kraft nicht missen aus dem Bündel von Leidenschaften, das uns durchs Leben hetzt.»⁵⁸ Der Krieg war für ihn Notwendigkeit und Befreiung zugleich. In ihm «entschädigte sich der wahre Mensch in rauschender Orgie für alles Versäumte. Da wurden seine Triebe, zulange schon durch Gesellschaft und ihre Gesetze gedämmt, wieder das Einzige und Heilige und die letzte Vernunft.»⁵⁹ In der Schlacht, im Kampf Mann gegen Mann und im Grabentod fanden die Menschen ihren Weg zurück zu den Elementen, zu den Quellen des Lebens, zum wahren Sein. Krieg war also Erfüllung, aber auch Vorbereitung. Denn, wie Jünger über den Krieg 1914/18 schrieb:

Dieser Krieg ist nicht das Ende, sondern der Auftakt der Gewalt. Er ist die Hammer-schmiede, in der die Welt in neue Grenzen und neue Gemeinschaften zerschlagen wird. Neue Formen wollen mit Blut erfüllt werden, und die Macht will gepackt werden mit harter Faust. Der Krieg ist eine grosse Schule, und der neue Mensch wird von unserem Schlage sein.⁶⁰

Jüngers gewandte Feder hatte eine ganze Menge mit dem Wiederaufleben der Kriegsliteratur in der Weimarer Epoche zu tun, und es währte nicht lange, da wurden verherrlichende Darstellungen des jüngst vergangenen Völkermordens in Mengen und Auflagen gedruckt, mit denen An-

tikieregsbücher wie Ludwig Renns *Krieg* (1928) und Remarques *Im Westen nichts Neues* (1929) bald nicht mehr mithalten konnten. Rudolf Binding in seinen Memoiren *Vom Kriege* (1924), Georg von der Vring in *Soldat Suhren* (1927), Werner Beumelburg in *Sperrfeuer um Deutschland* (1929) und *Gruppe Bosemüller* (1930) sowie E.E. Dwinger in seiner Trilogie *Deutsche Passion* (1932) strichen die heroischen Aspekte des Krieges anstelle der Leiden heraus, die er mit sich brachte, und halfen wie auch Jünger durch ihre Schriften mit, die Generation, die nicht in den flandrischen Schützengräben gekämpft hatte, davon zu überzeugen, dass das Leben eines Mannes ohne diese Grenzerfahrung unvollkommen war.

Diese Bejahung der Legitimität, ja, des positiven Wertes der Gewalt zwischen Völkern ging einher mit einer Inkaufnahme von Gewaltanwendung im Innern. Wenn das Alte, Vergangene, wie Moeller und die anderen sagten, schlecht war und zerstört werden musste, damit das neue Deutschland erstehen konnte, dann musste es auch erlaubt sein, Gewalt gegen jene anzuwenden, die es zu erhalten versuchten. So verteidigte sich einer der Mörder Rathenaus mit jener Art Logik, die Spengler bewunderte, er habe zwar eine hohe Meinung von den Fähigkeiten des Aussenministers, habe ihn aber gerade deswegen umbringen müssen, denn ein am Leben gebliebener Rathenau hätte dafür sorgen können, dass «aus diesem zusammenbrechenden und verachteten Zeitalter noch einmal Grosses wuchs». ⁶¹ Im Übrigen hatte die radikale Rechte auch ein pragmatisches Argument für die Gewalt im Innern zur Hand. In Ermangelung eines richtigen Krieges konnte sie schliesslich als Behelfsschule für Heldentum und gemeinschaftliche Aktion dienen. In diesem Sinne ermunterte der junge Adolf Hitler seine Braunhemden zu Strassenkämpfen und verlieh den an solchen blutigen Zusammenstössen Beteiligten Auszeichnungen und Medaillen. Er erkannte, dass er mit dem Mittel der organisierten Gewalt gleichzeitig seine Privatarmee trainieren, seinen politischen Rivalen schaden, die Schwäche des herrschenden Regimes demonstrieren und den gewöhnlichen Bürger sowohl einschüchtern als auch ihm imponieren konnte. Die Intellektuellen der Rechten waren die ersten, die den propagandistischen Wert von Gewalt und Terror erkannten und darin die Rechtfertigung für ihre Anwendung sahen.

Und schliesslich war eine nicht zu unterschätzende unheilvolle Folge des Einflusses der Neokonservativen die politische Gleichgültigkeit, zu der sie die junge Generation anhielten, indem sie ihr in vielfältiger Weise und in endloser Wiederholung zu verstehen gaben, dass die Republik nichts taugte und nicht wert wäre, dass man sich für sie einsetze,

und dass es besser war, sie ginge heute unter als morgen. Selbst noch nach 1930, als Hitler die Hand nach der Macht ausstreckte und als nicht mehr schwer zu erraten war, dass das, was auf einen Zusammenbruch der Republik folgen würde, wenig Ähnlichkeit mit der Vision Moeller van den Brucks aufweisen würde, zeigten sich die Ideologen der Rechten unbeirrt und predigten weiterhin die politische Abstinenz.

Zum Nachfolger des Juni-Clubs in den letzten Tagen der Republik wurde der Tat-Kreis, der seinen Namen von der seit 1929 von Hans Zehrer herausgegebenen einflussreichen Zeitschrift *Die Tat* ableitete. Zehrer war ein Mann mit einem lebendigen Verstand, wenn auch von einer etwas oberflächlichen Vielseitigkeit, und seine Auffassungen zu politischen Problemen waren stark von den Schriften von Max und Alfred Weber, Karl Mannheim und Vilfredo Pareto beeinflusst. Er interessierte sich für die Rolle des Intellektuellen in der Gesellschaft und für das Problem des Generationskonflikts, das in den dreissiger Jahren akut wurde, als die Universitäten doppelt so viele Akademiker produzierten, als ihrer Qualifikation entsprechende Stellen vorhanden waren. Er teilte die Verbitterung dieser jungen Akademiker und schürte sie, indem er ihnen empfahl, sie gegen die Republik zu kehren, und indem er von der Notwendigkeit sprach, die neue Elite heranzubilden, die Deutschland regieren würde. Er arbeitete Pläne aus, um diese Idee in die Tat umzusetzen, wobei er aus den Erfahrungen und der Sprache der verschiedenen Jugend- und Studentenvereinigungen schöpfte, so dass die politischen Analysen in der *Tat* oft wie eine Verbindung von Paretos Elitetheorie mit Parolen aus der Jugendbewegung klangen.⁶² Gleichzeitig wurde die Redaktionspolitik der Zeitschrift immer stärker antirepublikanisch und ihre Haltung zu der Frage, ob es in dieser Zeit der Krise nicht angebracht wäre, politische Verantwortung zu übernehmen, kompromisslos negativ. Zehrer's Parole für das junge Deutschland war ein nachdrücklicher Aufruf zur Tatenlosigkeit. «Achtung, junge Front! Draussenbleiben!»⁶³

Im Jahre 1919 schrieb Carl Schmitt, ein glänzender Politikwissenschaftler, der die Auffassungen Moeller van den Brucks und Ernst Jüngers bewunderte und teilte: «Alles Romantische steht im Dienste von anderen unromantischen Energien.» Diese Worte waren prophetisch. Die neokonservativen Intellektuellen waren durchweg Romantiker; ihre Ansichten über das Leben und seine Probleme waren irrational, sie wechselten Rhetorik und Ästhetizismus mit politischer Weisheit und waren ebensowenig wie die expressionistischen Aktivisten bereit, sich der langwierigen politischen Alltagsarbeit zu unterziehen, die für die Be-

wältigung der realen Probleme vonnöten war. Das Dritte Reich, das nun vor der Tür stand, sollte nicht das Reich werden, von dem sie geträumt hatten, noch sollten sie seine Elite sein. Tatsächlich lehnten es fast alle, die hier erwähnt sind, ab, sich in den Dienst seines Führers zu stellen, und einige schlossen sich dem illegalen Widerstand gegen seine Herrschaft an. Dennoch hatten sie in der Zeit ihres grössten Einflusses für ihn gearbeitet, und er war der Nutzniesser ihrer Attacken auf die Werte der Vergangenheit, ihres Auftretens gegen moralische und rationale Normen des persönlichen und öffentlichen Verhaltens, der Nutzniesser ihrer idealisierenden Philosophie der Gewalt und ihrer Mithilfe bei der Erziehung der deutschen Jugend zur politischen Verantwortungslosigkeit.

5. Massenunterhaltung: Film, Rundfunk, Sport

Keine Darstellung der kulturellen Entwicklungen in der Weimarer Zeit wäre vollständig ohne einen Hinweis auf das Erscheinen neuer Formen der volkstümlichen Unterhaltung und besonders ohne die Erwähnung des Films. Die zwanziger Jahre waren das Goldene Zeitalter für den deutschen Film, die Zeit grosser Regisseure wie Carl Mayer, F.W. Murnau und G.W. Pabst, grosser Schauspieler, deren Namen weit über die Grenzen Deutschlands hinaus bekannt wurden, wie Asta Nielsen, Conrad Veidt, Emil Jannings und Marlene Dietrich, künstlerischer Meisterwerke des expressionistischen Films wie *Das Kabinett des Dr. Caligari*, und früher Tonfilme wie Josef von Sternbergs *Der Blaue Engel* (1930) und Fritz Langs *M* (1931).

Die Filme der republikanischen Periode sind ausgiebigen soziologischen und psychologischen Analysen unterworfen worden, deren Autoren darin Erklärungen für das Scheitern der Demokratie oder prophetische Vorahnungen über das Kommende zu finden suchten. Siegfried Kracauer hat in einer faszinierenden Studie den Versuch gemacht zu zeigen, dass der seriöse Film jener Zeit eine geradezu zwanghafte Vorliebe für die Motive des Schicksals und der Autorität und für das Dilemma des vor die unausweichliche Alternative zwischen Tyrannei und Chaos gestellten Einzelnen hegte.⁶⁴ Man sollte sich allerdings hüten, diese Befunde leichtfertig zu verallgemeinern; schliesslich stammen sie von demselben Kracauer, der einige Jahre früher geschrieben hatte, die *Tiller-Girls*, eine amerikanische Tanzgruppe, die während der Inflationsjahre das deutsche Publikum mit wohlgeformten Beinen und präzise dargebotenen Zugnummern begeistert hatte, seien ein Symbol für

den Einzug des Taylorismus in die Kunst, für die Desillusionierung der Gesellschaft durch die kapitalistische Rationalität und für die Zerstörung der «mythischen Kräfte» durch die Technisierung.⁶⁵ Den Filmen, aus denen sich solche schwergewichtigen Schlüsse ziehen liessen, stand eine weitaus grössere Anzahl technisch ausgereifter, aber im Grunde trivialer Kinofilme gegenüber, die sich ungeheurer Beliebtheit erfreuten, wie Erik Charrells *Der Kongress tanzt* (1931) mit Conrad Veidt als Metternich, Willi Fritsch als Alexander I. und Lilian Harvey als die kleine Modistin, deren bittersüsse Romanze mit dem Zaren von einem sentimental Lied musikalisch umrahmt wurde, das den Zuschauern die wehmütige Erkenntnis ins Bewusstsein rief: «Das gibts nur einmal, das kommt nie wieder.»

Der Film war eine Quelle der Unterhaltung, aber auch der Belehrung. Wie Hans Harbeck 1929 in einem Gedicht mit dem Titel «Kino, Kino über alles» sagte, bekam man für das Eintrittsgeld mehr als nur den Hauptfilm zu sehen. Es gab kurze Vorfilme, oft mit Komikern wie Chaplin, Keaton und Lloyd; es gab Natur- und Reisefilme; und nicht zu vergessen: immer die Wochenschau.

Das Boxerdenkmal, festlich eingeweiht,
das Dichtergrab, verweht und eingeschnit,
das Schiff, das eine Beute ward der Wellen,
der Inbegriff all dessen, was hienie-
den gilt als Sensation und *demier cri*,
man sieht's, husch, husch, an sich vorüberschnellen.⁶⁶

Die Welt des Films war, mit den Worten des Dichters, «Kunstwerk und ... Stahlbad für die Nerven». Er hätte zufügen können, dass sie auch optisches Lesebuch und Fahrkarte in alle Welt war.

Der Rundfunk kam später auf. 1925 gab es auf der ganzen Erde erst 600 Rundfunkstationen, und es dauerte bis in die frühen dreissiger Jahre, ehe alle grösseren Städte in Deutschland einen eigenen Radiosender besaßen (Poelzig baute sein Haus des Rundfunks in Berlin 1930) und gewöhnliche Bürger vom Kauf eines eigenen Empfangsapparates zu träumen begannen. Aber dann war es relativ rasch so weit, dass selbst in Dörfern, die zu klein für ein eigenes Kino waren, wenigstens ein Radiogerät stand, und das in solchen Fällen praktizierte gemeinsame Rundfunkhören vermittelte Unterhaltung und Belehrung und trug zum Abbau der kulturellen Lokalborniertheit bei.

Vor dem Ersten Weltkrieg waren Zuschauersportarten in Deutschland kaum bekannt gewesen; in den zwanziger Jahren fesselten sie Deutsche

beiderlei Geschlechts und aller Schichten. Es war ein Jahrzehnt der Supersportler: Tilden, Cochet, Lenglen, Wills auf dem Tennisplatz; Paavo Nurmi, der Welt schnellster Läufer, auf der Aschenbahn; Dempsey, Carpentier und Schmeling im Ring; Gertrude Ederle, die den Kanal schwimmend bezwang; Elly Beinhorn, die um die Welt flog. Wer sie nicht persönlich erleben konnte, der hatte die Möglichkeit, ihre Grosstaten in der Wochenschau zu sehen oder am Radio mitzuverfolgen. Auf der Havel in Berlin trugen die besten Achterboote ihre Wettkämpfe aus, und in allen grossen Städten wurde Fussball gespielt, der nun riesige Menschenmassen anzog. Der Automobilrennsport erfreute sich einer Popularität, die den Bau der Avus in Berlin zur Abhaltung von Rennen gerechtfertigt erscheinen liess; und am allerbeliebtesten waren – jedenfalls in Berlin – die Sechs-Tage-Rennen, zu denen Tausende von Menschen, Proletarier und Snobs, gutsituierte Bürger und Prominente von Leinwand und Bühne in den Sportpalast strömten, wo sie hoch über den surrenden Rädern sassen, Stullen assen und der Musik lauschten und hin und wieder, wenn sich plötzlich das Tempo verschärfte und die Fahrer ihre Spurts anzogen, von jener rasenden Erregung mitgerissen wurden, die den flüchtenden Kassier in Kaisers Drama *Von Morgens bis Mitternachts* so faszinierte.

Kindisch, einer muss der erste werden, weil die anderen schlechter fahren. Oben entblösst sich der Zauber. In dreifach übereinandergelegten Ringen – vollgepfropft mit Zuschauern – tobt Wirkung. ... Vom ersten Rang bis in die Galerie Verschmelzung. Aus siedender Auflösung des Einzelnen geballt der Kern. Leidenschaft! Beherrschung – Unterschiede rinnen ab. Verkleidungen von Nacktheit gestreift. Leidenschaft! – Hier vorzustossen ist Erlebnis. Türen – Tore vorschweben zu Dunst. Posauern schmetterten und Mauern kieselten. Kein Widerstreben – keine Keuschheit – keine Mütterlichkeit – keine Kindschaft: Leidenschaft! Das ist es. Das ist es. Das lohnt. Das lohnt den Griff – das bringt auf breitem Präsentierbrett den Gewinn geschichtet!⁶⁷

Keine republikanische Regierung der Weimarer Zeit vermochte mit einer offiziellen Veranstaltung eine Begeisterung und ein emotionales Engagement zu mobilisieren, wie diese Formen der volkstümlichen Unterhaltung sie hervorriefen. Und es gab unter den Feinden der Republik einige, denen dies nicht entging und die sich Gedanken darüber machten, ob sie Massenveranstaltungen und Massenmedien nicht für ihre eigenen Ziele einspannen und mit Hilfe ihrer Technik einen neuen politischen Stil kreieren konnten, der ihnen die Unterstützung der Massen für einen Sturmangriff auf die Weimarer Demokratie sichern würde.

XIV. Parteipolitik und Aussenpolitik 1924-1930

Die Parteibildungen sind das Nessushemd der Freiheit. Sie kleben am Volk ebenso schmerzlich fest wie Dynastien. ... Wir haben in dem gegenwärtigen Parlamentarismus eine nicht weniger unleidliche Obrigkeit als die frühere, die sich auf Eroberung, Erblichkeit, Gottesgnadentum stützte. Diese aber auf planmässig sanktionierte Täuschungen.

Alfred Döblin (1920)¹

Wenn Sie nicht begriffen haben, dass die Erhaltung der Demokratie und der Republik das wichtigste Interesse der Partei ist, haben Sie nicht das ABC des politischen Denkens begriffen!

Rudolf Hilfferding (1927)²

Die sechs Jahre nach 1924 waren für die deutsche Republik durch aussenpolitische Erfolge und innenpolitische Fehlschläge gekennzeichnet. Es waren die Jahre, in denen es der Diplomatie Stresemanns gelang, beinahe alle seinem Land durch den Friedensvertrag auferlegten Souveränitätsbeschränkungen aus der Welt zu schaffen und Deutschland als mit den anderen Mächten in jeder Hinsicht – mit Ausnahme lediglich der Bewaffnung – gleichberechtigten Partner in die Gemeinschaft der Nationen zurückzuführen. Dies war unbestritten eine grosse Leistung, die von Zeitgenossen als gleichrangig neben die Erringung der preussischen Vormachtstellung durch Bismarck in den Jahren nach 1862 gestellt wurde, und sie war umso bemerkenswerter, als Stresemann jeder seiner Schritte von innenpolitischen Widersachern und Krisen schwergemacht wurde. In der Tat wuchs die innere Zerstrittenheit der Weimarer Politik proportional zur Stärkung der internationalen Position Deutschlands, und auf Stresemanns letzten aussenpolitischen Erfolg folgte innerhalb weniger Monate eine so eklatante Krise der parlamentarischen Regierung, dass in nachdenklichen Beobachtern die Ahnung aufzudämmern begann, die Republik werde vielleicht nicht mehr so lange bestehen, dass die Arbeit ihres langjährigen Aussenministers ihr zugute kommen konnte.

1. Parteien, Koalitionen und Kabinette

Dass die Lebenskraft der parlamentarischen Demokratie nachliess, lag zu einem grossen Teil am Wesen der Parteipolitik, und dies war gewiss einer der traurigsten Aspekte in der Geschichte der Republik. Die Fähigkeit der Parteien zur Zusammenarbeit im Dienste einer effektiven Regierung für das Land fiel Mängeln zum Opfer, an denen sie alle in kleinerem oder grösserem Masse krankten. Dazu gehörten das Fehlen einer kraftvollen Führung, das sich entweder in einer wachsenden Bürokratisierung oder in einer die Handlungsfähigkeit lähmenden Fraktionsbildung äusserte, ein Mangel an Phantasie, der teilweise in einem Festhalten an überholten Lehren und teilweise in einer bedenkenlosen Bereitschaft zum Ausdruck kam, antidemokratische Lösungen für die Probleme des Landes in Betracht zu ziehen, und eine Neigung zur Hintanstellung der Interessen der Nation gegenüber denen einzelner Berufs- oder Wirtschaftsgruppen. Die Folge war, dass schon vor der Weltwirtschaftskrise, die der kurzen Periode des wirtschaftlichen Aufschwungs in Deutschland ein Ende setzte, das Nicht-Funktionieren des Parlamentarismus so offenkundig war, dass eine wachsende Zahl von Bürgern sich abfällig über «das System», die «Bonzen», die sich daran bereicherten, die «ParteiWirtschaft», die sein hervorstechendes Kennzeichen war, und über die Unklarheit und Unstetigkeit äusserten, die es hervorbrachte. Der «ältere, aber leicht besoffene Herr» aus einem Sketch von Tucholsky war eine Art von Sprachrohr für diese Leute, wenn er seine missliche Lage mit den gewinnenden Worten erklärte: «... ick bin so-susahrn ein Opfer von unse Parteisserrissenheit».³

Die Parteien, die von Anfang an für die Republik eingetreten waren, krankten an den oben genannten Mängeln ebenso schwer wie diejenigen, deren demokratische Überzeugung zweifelhaft war. Die sozialdemokratische Partei beispielsweise vermochte sich für die Staatsform, an deren Schaffung sie selbst massgeblichen Anteil gehabt hatte, niemals voll einzusetzen, weil sie nicht fähig oder nicht bereit war, sich von inhaltslos gewordenen Dogmen der Vergangenheit zu befreien. Ihre Geschichte seit 1890 machte es ebenso wie die konkreten Ziele, die sie in ihrem Heidelberger Programm von 1925 niedergelegt hatte, deutlich, dass sie zu einer reformistischen Partei geworden war, die den demokratischen Sozialismus auf evolutionärem Wege zu verwirklichen suchte, und ihre soziale Zusammensetzung und ihre wirtschaftliche Stellung unterstrichen diese Tatsache. Ende der zwanziger Jahre kamen nur 60 Pro-

zent ihrer Mitglieder aus der Arbeiterschaft, während der Rest sich aus Angestellten (10 Prozent), Beamten (3 Prozent), Hausfrauen (17 Prozent) sowie Lehrern, Akademikern, selbständigen Geschäftsleuten und Intellektuellen zusammensetzte. Gleichzeitig nannte die Partei nahezu 200 Zeitungen ihr eigen und hatte einen beträchtlichen finanziellen Anteil an Gewerkschaftsvermögen, Konsumgenossenschaften und an der Bank der Arbeiter, Angestellten und Beamten. Eindeutig war sie eine Partei von Leuten geworden, die mehr zu verlieren hatten als nur ihre Ketten.⁴ Unglücklicherweise besass sie nur wenige Führer, die bereit waren, dies offen zu sagen.

Der Lübecker Sozialdemokrat Julius Leber, dessen Rolle in der Widerstandsbewegung gegen Hitler zur Wiederbelebung seiner Partei nach 1945 beitrug, war der Überzeugung, diese hätte sich in der Weimarer Zeit von einer «absoluten und intoleranten Ideologie» gefangenhalten lassen.⁵ Nicht bereit, sich dazu zu bekennen, dass sie die Revolution nicht mehr für eine geschichtliche Notwendigkeit hielten – da sie sich davor fürchteten, von der KPD als Verräter der Arbeiterklasse beschuldigt zu werden –, hielten die Sprecher der SPD an der Rhetorik und dem Vokabular des revolutionären Marxismus fest, während sie insgeheim in allen wesentlichen Positionen von ihm abrückten. So war das Heidelberger Programm, das auf einem Entwurf von Karl Kautsky, dem Verfasser des Erfurter Programms von 1890, beruhte, sprachlich zum grössten Teil ein Aufguss des letzteren, wobei es darüber hinaus – zweifellos in der Hoffnung, die 1922 von der USPD wieder zur Mutterpartei zurückgekehrten Mitglieder zu loyaler Mitarbeit zu gewinnen – die erweiterte Einbeziehung von Räten in die wirtschaftliche Verwaltung des Landes bejahte.⁶

Dies waren mehr als nur verbale Zugeständnisse an die Vergangenheit, denn sie spiegelten sich in einer stur dogmatischen Haltung der Partei zu wichtigen Fragen wider. Eine der auffälligen Unzulänglichkeiten der SPD in den Tagen des Kaiserreichs war ihre Unfähigkeit gewesen, ein Programm zu entwickeln, das auch für Landarbeiter und Kleinbauern attraktiv hätte sein können; diesen unter elenden Bedingungen existierenden Gruppen hatten die Parteitheoretiker ausser ideologischen Erklärungen kein Hilfsrezept anzubieten. Dieses Manko wurde auch jetzt nicht wettgemacht.

Die Weimarer SPD war stets schnell bei der Hand mit hochtönenden Erklärungen über die Notwendigkeit einer Enteignung der fürstlichen Familien oder einer Parzellierung der grossen ostelbischen Rittergüter, aber sie schaffte es nie, ihre Aufmerksamkeit einmal den Problemen der

Kleinbauern in Gebieten wie Schleswig und Holstein zuzuwenden, wo es 1929 zu Steuerboykotten, zu Massendemonstrationen und zu Bombenattentaten auf Regierungsbehörden aus Protest gegen die Zuckerpreise und die hohen Kreditzinsen kam.⁷ Ohne Gefühl sowohl für die emotionale Bindung der Bauern an ihre Scholle als auch für ihr tiefgehendes Misstrauen gegenüber einer Regierung, die ihre Bedürfnisse so lange ignoriert hatte, liess die SPD es zu, dass das ländliche Deutschland unter den politischen Einfluss des Nationalsozialismus geriet.⁸

Von ähnlicher politischer Kurzsichtigkeit war sie in militärischen Dingen. Es gelang ihr zu keinem Zeitpunkt – vielleicht, weil sie infolge ihres fehlgeschlagenen Versuchs, 1919 eine republikanische Streitmacht neuen Stils zu schaffen, noch immer an kollektiven Gewissensbissen litt –, mit der Militärhierarchie ins reine zu kommen oder wenigstens auf die versöhnlichen Gesten seitens der Militärs zu reagieren. Dass sie eifrig darauf bedacht war, illegitim politische Betätigungen auf Seiten der Soldaten zu brandmarken, war verständlich; weniger verständlich war ihre Neigung, einen extrem pazifistischen Standpunkt einzunehmen, wann immer der Reichstag über Rüstungsvorlagen zu debattieren hatte. Dies brachte sie in den Augen vieler unabhängiger Wähler in den Ruf oder vielmehr Verruf, eine unpatriotische Partei zu sein und die Realitäten des internationalen Lebens nicht zu begreifen. Auf dem Magdeburger Parteitag von 1929 gab Leber seinen Parteigenossen zu bedenken, dass eine Republik, in der zwischen dem Heer und der Arbeiterklasse eine unüberbrückbare Kluft bestand, unmöglich Bestand haben könne. Niemand ging auf seine Mahnung ein, die Diskussion blieb in unverfänglichen theoretischen Bahnen.⁹

Die Führung der Partei hielt sich viel darauf zugute, dass sie aus kampferprobten Realisten bestand. Die Öffentlichkeit sah sie eher als eine Gruppe von Funktionären, die allesamt so farblos waren, dass man praktisch einen vom anderen nicht unterscheiden konnte, und deren Realismus darin bestand, dass sie sorgfältig jedem Risiko aus dem Wege gingen und Initiative und Phantasie innerhalb der Partei erstickten. Diese Beurteilung erscheint im Rückblick nicht ungerechtfertigt. Die Zahl von Gewerkschaftsbossen und Parteibürokraten in der Parteileitung war so gross, dass der Ausdruck «Bonzentum» selbst innerhalb der Partei gang und gäbe war, wenn auf ihr Machtmonopol und ihre selbstherrliche Unzugänglichkeit für unorthodoxe Ideen Bezug genommen wurde. Da sowohl ihre parteiinternen Entscheidungsverfahren als auch ihre taktischen Prinzipien in der grossen Mehrzahl für eine Partei ent-

worfen worden waren, die sich normalerweise in der Opposition befand, hatten sie sich daran gewöhnt, dies nicht nur als den Normalfall, sondern auch als einen wünschenswerten Zustand zu betrachten und waren daher – wie sie 1923, 1926 und 1930 demonstrierten – nicht bereit, diejenigen Zugeständnisse und Kompromisse zu machen, die nötig gewesen wären, um weiterhin oder erneut Macht und Verantwortung ausüben zu können. Die Weimarer SPD verfügte über keine Lassalles oder Vollmars, und diejenigen, die sich zu mitreissenden oder strahlenden Volkstribunen hätten entwickeln können, wurden bald entmutigt und kehrten der Partei den Rücken. Leidenschaftliche Töne wurden selten hörbar, am allerwenigsten im Rahmen der Parteipropaganda, die sich durch deprimierende Vernünftelei und dogmatische Argumentation auszeichnete. Es ist kein Wunder, dass die SPD unter diesen Umständen immer mehr zu einer Partei der alten Männer wurde, von deren Mitgliedern 1930 weniger als 10 Prozent unter 25 Jahre alt waren.¹⁰

Die verhängnisvollen Fehler der SPD waren – und dies erkannten nach 1945 Männer wie Kurt Schumacher, Carlo Schmid, Fritz Erler und Willy Brandt – Selbstzufriedenheit und Engstirnigkeit. Statt dass sich die Führer der Weimarer SPD bemüht hätten, aus ihrer Partei eine für alle Schichten und Klassen attraktive politische Kraft zu machen und sie zur Verteidigung der Republik um sich zu sammeln, handelten sie so, als seien sie nur der Arbeiterklasse Rechenschaft schuldig. In der Praxis bedeutete dies, dass sie ihre Politik nach den Gewerkschaften richteten und nichts taten, was deren Loyalität hätte gefährden können. Dies sollte der Partei und der Republik 1930 nicht wiedergutzumachenden Schaden zufügen.

Wenn die SPD an einem zu starren Dogmatismus krankte, so litt die Deutsche Demokratische Partei am entgegengesetzten Übel. Von Anfang an fiel es ihr schwer, den Wählern begreiflich zu machen, wofür sie eigentlich eintrat, und die Anstrengungen, die sie unternahm, um diesen Mangel zu beheben, führten zu innerparteilichen Streitereien, zu häufigen Rücktritten in der Parteileitung und schliesslich dazu, dass von einem Rumpfvorstand ein Programm verkündet wurde, das dem Namen der Partei Hohn sprach, und in der Tat änderte sie ihren Namen in dem Jahr, in dem sie dann auch zu bestehen aufhörte.

1919 freilich war die DDP noch die drittstärkste Partei des Landes und verfügte über 75 Sitze in der Nationalversammlung. Innerhalb eines Jahres hatte sie fast die Hälfte ihrer ursprünglichen Stärke verloren, und ihre Reichstagsfraktion bestand nach den Wahlen von 1920 nurmehr aus

39 Abgeordneten, eine Zahl, die sie später nie wieder erreichte. Diese galoppierende Schwindsucht war dem Mangel an politischen Fähigkeiten zuzuschreiben, der unter den Gründern der Partei herrschte; diese kamen grösstenteils aus der Fortschrittspartei der Vorkriegszeit und aus akademischen und berufsständischen Gruppen, die vorher nicht unmittelbar am öffentlichen Leben teilgenommen hatten.¹¹ Dem Einfluss von Friedrich Naumann und Max Weber und daher jener Mischung aus Idealismus und Nationalismus verpflichtet, welche die Quintessenz dieser beiden Autoren bildete, waren sie keine Demokraten von echtem Schrot und Korn und fühlten sich im pluralistischen System von Weimar nicht wohl, da es ihren Vorstellungen von einer sozialen Versöhnung im Interesse der nationalen Stärke im Wege zu stehen schien. Ihre Hoffnung, die DDP zum Werkzeug dieser Entwicklung machen und sie in eine Massenpartei umformen zu können, war zum Scheitern verurteilt, weil sie nicht in der Lage waren, zu den Wählern in einer Sprache zu sprechen, die der gewöhnliche Arbeiter und Bürger verstehen konnte. Sie vermittelten immer den Eindruck, sich mehr für abstrakte Begriffe zu interessieren als für die Fragen, die das Volk bewegten, und wenn sie einmal konsequent Stellung bezogen (wie etwa bei ihrem Rückzug aus dem Kabinett wegen des Friedensvertrages oder bei ihrer Opposition gegen die von den anderen Parteien 1919 in der Frage der Volksschulbildung erreichten Kompromisse¹²), waren ihre Motive dafür weder eindeutig noch überzeugend.¹³ In ihrer Frühzeit kamen sie vielen wie eine Versammlung unpraktischer Intellektueller vor. Später wurde die DDP, zum einen aufgrund der Zusammensetzung ihres Präsidiums, zum anderen wegen der Unterstützung, die sie von der Mosse-Ullstein-Presse und insbesondere vom *Berliner Tageblatt* erhielt, dessen Chefredakteur Theodor Wolff einer ihrer Gründer gewesen war, für die breite Öffentlichkeit immer mehr zur Partei der Juden.¹⁴

Dass die DDP bei den Wählern nicht ankam – dies wurde wiederum deutlich bei den Wahlen von 1924, als ihre Reichstagsdelegation auf 25 Mitglieder schrumpfte –, wirkte sich zerstörerisch auf die innere Homogenität der Partei aus und förderte ihr Abrutschen nach rechts. Ihre etatistische Ausrichtung wurde stärker und begann unliberale Formen anzunehmen. Zur Verärgerung des linken Flügels, der von Wolff, Anton Erkelenz, Willy Hellpach und Ludwig Quidde angeführt wurde, distanzierte sich die Parteimehrheit 1926 von der Kritik der SPD am Hineinregieren des Heeres in die Aussenpolitik, und als sie wenig später ein Gesetz (das «Schund- und Schmutzgesetz») unterstützte, das die Veröffentlichungsfreiheit im Interesse der öffentlichen Moral einschränkte,

verliess Wolff die Partei. Seine Freunde folgten seinem Beispiel bald, denn der Parteivorsitzende Erich Koch-Weser und Gertrud Bäumer, die in der Nachfolge Friedrich Naumanns *Die Hilfe* herausgab, übten immer stärkere Kritik an der parlamentarischen Praxis und begannen sich für Ausflüge in den politischen Romantizismus zu erwärmen; insbesondere Gertrud Bäumer sprach davon, dass die Bindungen zur Berliner Presse gelöst und der Anschluss an «völkische und bodengebundene Kräfte» gesucht werden müsse. Als die Republik in ihre letzte Lebensphase trat, liebäugelte eine kläglich verkümmerte DDP, einst Gründungsmitglied der ersten Weimarer Koalition, mit dem Gedanken, sich mit dem Jungdeutschen Orden (Jungdo) zusammenzuschliessen, einem antirepublikanischen und antisemitischen Ableger der Jugendbewegung,¹⁵ der genau jene Art von Teutomanie verkörperte, wie sie die Faszination und den Abscheu Heinrich Heines erregt hatte.¹⁶

Der dritte Partner der ursprünglichen Weimarer Koalition besass grössere Stabilität als die DDP, öffnete sich jedoch ebenfalls zunehmend antidemokratischen Tendenzen. Anders als die DDP hatte das Zentrum in allen Teilen des Landes starken Rückhalt; die römisch-katholischen Elemente hatten in ihm ein, wenn auch keineswegs überwältigendes, Übergewicht (einige seiner Reichstagsabgeordneten waren Protestanten), und seine Mitgliederschaft war gesellschaftlich ausgewogen: Zu seiner Reichstagsfraktion gehörten Gewerkschaftsfunktionäre und Betriebsräte (20 Prozent), Lehrer und Schriftsteller (11,5 Prozent), Geistliche (5,7 Prozent) sowie Industrielle, Geschäftsleute, Gastwirte und Kleinbauern. Diese gemischte soziale Zusammensetzung sorgte dafür, dass die Führung der Partei pragmatischer und flexibler war als die SPD und sich besser auf populäre Strömungen einstellte als die DDP. Das Zentrum war eine Partei, die an Kompromisse glaubte – eine Partei, wie einer ihrer Führer, Joos, es ausdrückte, nicht des «Entweder – oder», sondern des «Warum nicht beides?» –, und so war es ihr möglich, sich sowohl mit Parteien der Linken (wie sie es in Preussen tat) als auch mit solchen der Rechten zu verbinden (wie sie es auf nationaler Ebene im Allgemeinen praktizierte).¹⁷

Infolge der in der Parteipolitik herrschenden Zersplitterung war es spätestens 1925 klar geworden, dass ohne Beteiligung des Zentrums keine Regierung eine parlamentarische Mehrheit finden konnte.¹⁸ Dies tat weder dem Reichstag gut noch der Partei, denn es blähte das Selbstbewusstsein des Zentrums in einer gefährlichen Masse auf und verstärkte ihren latent stets vorhandenen Opportunismus. Solange Männer

wie Wirth, Joos und Marx die Partei beherrschten, war die Gefahr bedrohlicher antirepublikanischer Experimente gering; bei ihnen handelte es sich um überzeugte Demokraten, die die Regeln des parteipolitischen Kräftespiels beherrschten. 1928 jedoch zog Marx sich, erschöpft von den Anstrengungen einer viermaligen Reichskanzlerschaft, aus der Parteiführung zurück, und an seine Stelle trat Monsignore Kaas, der durchsetzte, dass Heinrich Brüning zum Vorsitzenden der Reichstagsfraktion gemacht wurde.¹⁹ Dieses neue Gespann, das am Vorabend der Wirtschaftskrise die Zügel übernahm, mühte sich mit den Unzulänglichkeiten der parlamentarischen Praxis weit weniger geduldig ab als seine Vorgänger und war leichter bereit, andere Lösungen in Erwägung zu ziehen. Hinter Kaas und Brüning standen, diese Tendenz fördernd und jederzeit bereit, die Partei in diese Richtung zu drängen, wenn jene es nicht taten, Politiker, die weniger Skrupel hatten, wie Franz von Papen, der den Opportunismus zu künstlerischer Reife entwickelt hatte.

Von den drei ursprünglichen Weimarer Parteien zeigten also zwei gegen Ende der zwanziger Jahre antidemokratische Tendenzen. In noch stärkerem Masse trat dies freilich bei der Deutschen Volkspartei (DVP) und der Deutschnationalen Volkspartei (DNVP) zutage. Erstere, 1919 von Gustav Stresemann gegründet, um die Tradition des Nationalliberalismus der Vorkriegszeit fortzuführen, war der Republik 1923 zu Hilfe gekommen, indem sie sich an der Grossen Koalition beteiligte. Die Zusammenarbeit mit den Sozialdemokraten war nicht leicht gewesen und hatte viele Parteifreunde Stresemanns vor den Kopf gestossen, die meinten, die Partei müsse ihrem Motto:

Von roten Ketten macht euch frei
Allein die Deutsche Volkspartei

treu bleiben. Die DVP war von ihren Anfängen an die Partei des Besitz- und Bildungsbürgertums, wobei es das erstere war, das mit der Zeit immer mehr den Ton angab.²⁰ Die Partei diente zwar als politisches Sprachrohr eines grossen Teils der akademischen Führungsschicht, ihr hervorstechendes Kennzeichen war jedoch, dass sie auch in Kreisen der Wirtschaft Anklang fand, wo sie sich schon früh durch den Eifer beliebt machte, mit dem sie – als Gegenleistung für finanzielle Zuschüsse – die patente Botschaft verkündete, was für die Industrie gut sei, sei auch gut für die Nation.²¹ Es währte nicht lange, da spielten prominente Industrielle eine führende Rolle in den Gremien der Partei; in den zwanziger Jahren gehörten Männer wie Stinnes, Vogler und Kalle der Reichstags-

fraktion der DVP an, und 1930 gab es zehn DVP-Abgeordnete, die zusammengenommen 77 Direktorenposten innehatten.²²

Diese Tendenz beunruhigte Stresemann, der gehofft hatte, seine Partei könne zum Brennpunkt eines vitalen und realistischen Liberalismus werden, der aber entdecken musste, dass vielen seiner Parteikollegen seine Anschauungen zu fortschrittlich waren. Im Juli 1925 schrieb er verbittert in sein Tagebuch, nachdem er der Partei bei den Wahlen des Vorjahrs gute Dienste geleistet habe, sehe es nun so aus, als brenne die Reichstagsfraktion der Partei, anstatt ihm dankbar zu sein, darauf, ihn loszuwerden.²³ Und drei Jahre später, als in der Partei Unzufriedenheit laut wurde, weil er und sein Kollege Curtius in das Kabinett Müller eingetreten waren, riss ihm der Geduldsfaden, und er beschuldigte die Fraktion, sie besitze nicht «den Mut ..., in einen Gegensatz zu den grossen Arbeitgeber- und Industrieverbänden zu treten»; dabei wies er darauf hin, dass 23 Angehörige der Fraktion eng mit grossen Firmen verbunden waren.²⁴

Besorgt über den wachsenden Einfluss wirtschaftlicher Interessenvertreter in den Gremien der DVP, machte sich Stresemann Gedanken darüber, ob nicht gesetzgeberische Schritte nötig waren, um die finanzielle Förderung der Parteien von privater Seite einzuschränken und an ihre Stelle staatliche Zuschüsse zu setzen. 1929 dachte er auch an die Möglichkeit einer grundlegenden Neuorganisation seiner Partei, welche die Grundlage für ein Zusammengehen mit der Demokratischen Partei schaffen würde.²⁵ Die Beanspruchung seiner ohnehin schwindenden Kräfte durch die Aussenpolitik hinderte ihn daran, diesen Ideen Taten folgen zu lassen, wobei allerdings durchaus fraglich ist, ob sie zu realisieren gewesen wären. Noch ehe das Jahr 1929 vergangen war, sah sich das Land zu vielen schwerwiegenden wirtschaftlichen Problemen gegenüber, als dass sich irgendein Politiker die Zeit genommen hätte, über die Finanzierung der Parteien nachzudenken, und es ist kaum denkbar, dass die 1919 versäumte Schaffung einer lebensfähigen liberalen Partei – die seinerzeit an der gegenseitigen Antipathie zwischen Stresemann und der Führung der DDP gescheitert war²⁶ – zu einem so späten Zeitpunkt noch hätte nachgeholt werden können, bedenkt man die ideologische Verworrenheit, die bei den Demokraten in dieser Phase herrschte, und die Tatsache, dass die DVP einen rechtsorientierten Wirtschaftsflügel hatte, der auf einen versuchten Zusammenschluss mit der DDP wahrscheinlich mit einem geschlossenen Übergang zu den Nationalisten reagiert hätte. Es war zu spät, um der bereitwilligen Unterordnung der Partei unter die Interessen der sie finanzierenden Wirtschaftswelt noch

Einhalt zu gebieten, und als der Tod die starke Persönlichkeit Stresemanns aus dem Spiel nahm, trieb die Partei unter der Führung von Ernst Scholz in stetiger Entwicklung nach rechts. Ihr verhängnisvolles Verhalten im Jahr 1930, das uns weiter unten beschäftigen wird, war der logische Endpunkt einer Tendenz, die bereits 1924 erkennbar gewesen war.

Eine ähnliche Entwicklung spielte sich in der Deutschnationalen Volkspartei ab, die von ihren Anfängen an unter inneren Widersprüchen und ideologischer Unentschiedenheit litt und am Ende dem Einfluss ihrer aggressivsten Elemente anheimfiel. Die Partei begann ihr Dasein mit einer viel weniger homogenen Mitgliederschaft, als die Konservative Partei der Vorkriegszeit sie besessen hatte; sie umfasste nicht nur frühere Mitglieder dieser und der Freikonservativen Partei, sondern auch Überreste der alten «völkischen» Gruppen und der Christlich-Sozialen Partei sowie eine grosse Zahl früherer Nationalliberaler, die nicht im Gefolge Stresemanns zur DVP gegangen waren. Die DNVP war nicht, wie die alte Konservative Partei, ausschliesslich agrarisch und ostelbisch orientiert, schon weil die Hälfte ihrer Wählerstimmen aus dem westlichen Deutschland kam; ihre Reichstagsfraktion repräsentierte neben den grossen Grundeigentümern und Kornproduzenten auch das höhere städtische Bürgertum, gewisse industrielle Vereinigungen, Organisationen wie den Deutschnationalen Handlungsgehilfenverband und verschiedene andere politisch organisierte Berufsgruppen. Dies spiegelte sich in gewissen weltanschaulichen Unvereinbarkeiten wider; zwar waren die meisten Mitglieder der Überzeugung, dass es die Hauptaufgabe ihrer Partei war, um die Revision des Versailler Vertrages und gegen das demokratische System zu kämpfen, aber sie konnten sich auch nicht über die materiellen Interessen von Gruppen hinwegsetzen, die die Partei wohl unterstützten, es jedoch für nötig hielten, ihren Frieden mit dem Regime zu machen. Eine unversöhnliche und frontale Opposition gegen die Republik erschien ihnen politisch unklug, und in einer Verlautbarung von 1918 hatte die Partei eingeräumt, dass es notwendig sei, «auf der Grundlage der parlamentarischen Regierungsform (zu arbeiten), die nach den jüngsten Ereignissen die einzig mögliche ist». Das Fehlschlagen des Kapp-Putsches unterstrich die Weisheit dieser Einsicht, die auf dem Görlitzer Parteitag von 1922 bekräftigt wurde, wo die Partei drauf und dran schien, dem primitiven Junkertum und dem radikalen Antisemitismus eine endgültige Absage zu erteilen.²⁷

Dieser Eindruck täuschte. Die DNVP hatte eine so heterogene Mitgliederschaft, dass sie immer eine gewisse Anzahl von Elementen einschloss, die mit bestimmten Parteibeschlüssen nicht einverstanden wa-

ren, und dass sie sich, gleich ob sie gerade an einer Reichsregierung beteiligt war oder in Opposition stand, stets in höchster Empörung über die Regierungspolitik zu befinden schien. Nach dem Tode Karl Helfferichs machte es auch den Eindruck, als verfüge sie über keine Führer mehr, die fähig waren, ihr Interesse auf reale, anstelle von symbolischen Fragen zu richten. Hergt und Westarp genossen nicht annähernd soviel Ansehen wie Helfferich; weder die Preussen vom alten *Kreuz Zeitungskaliber* wie Oldenburg-Januschau, für die sie prinzipienlose Schwächlinge waren, hielten etwas von ihnen noch die jüngeren und fortschrittlichen Parteimitglieder, in deren Augen ihnen die nötige Phantasie fehlte, um der Partei zu grösserer Popularität zu verhelfen.²⁸

Es war eine von diesen Jungtürken ausgehende Initiative im Gefolge eines enttäuschenden Abschneidens bei den Wahlen von 1928, die eine schwerwiegende politische Richtungsänderung der Partei herbeiführte. In einem Zeitungsartikel vertrat Walter Lambach vom Handlungsgehilfenverband die Auffassung, dass es für seine Partei an der Zeit wäre, in aller Form ihre Bereitschaft zu erklären, in Zukunft im Rahmen der gegenwärtigen Staatsordnung tätig zu sein. Lambach übte Kritik an denen, die noch immer so redeten, als sei die Restauration der Hohenzollern eine reale politische Möglichkeit; er forderte, dass die Partei sich im Interesse eines wahrhaft nationalen Konservatismus für alle Deutschen öffnen solle.²⁹

Der Artikel rief grosse Entrüstung bei der Parteimehrheit hervor, deren erster Gedanke es war, Lambach aus ihren Reihen auszuschliessen, und er spielte dem Mann in die Hände, dem es bestimmt war, den Todesengel der DNVP zu spielen. Alfred Hugenberg, ehemals Direktor bei Krupp, Besitzer eines Zeitungsimperiums, das sich aus dem nach dem Krieg von ihm gekauften Scherl-Verlag entwickelt hatte, und nach 1928 Eigentümer der UFA, der grössten deutschen Filmgesellschaft, wollte sich nicht mit den Erfolgen begnügen, die in der wirtschaftlichen Arena zu erringen waren. Als ein Mann, der, seit er mitgeholfen hatte, den Alldeutschen Verband und die Vaterlandspartei zu gründen, eine anerkannte Rolle in der Politik der deutschen Rechten spielte, war er ein unbeugsamer Gegner der Republik und verachtete alle diejenigen, die ihr gegenüber mehr für möglich hielten als einen vorübergehenden Waffenstillstand. In einem Brief vom September 1927 setzte er dies dem Grafen Westarp auseinander:

Wer sich innerlich mit diesem parlamentarischen System abfindet, gehört geschichtlich zu den vorübergehenden (oder vorüberschwankenden) Erscheinungen, die entwe-

der – das entscheidet die Geschichte – Platzhalter für die Deutschland völlig zerstörenden Mächte sein werden, oder – wenn es gut geht, – lediglich Kärner sind, die ohne gestaltende Gedanken eine Zeitlang die ihr Leben fristende Tagesarbeit tun. Wer theoretisch auf dem Boden der Notwendigkeit *völligen Neu- und Umbaues* unseres jetzigen Staatslebens steht und demnach *den heutigen Staat verachtet* und trotzdem auf die Mitarbeit am Parlamentarismus seine persönliche Laufbahn und Zukunft aufbaut, ist innerlich Krüppel ...³⁰

Der Artikel von Lambach, der zu beweisen schien, dass die Zahl der versöhnungswilligen Parteimitglieder zunahm, verärgerte Hugenberg sehr und weckte in ihm die Entschlossenheit, ihrem Einfluss ein Ende zu bereiten. Als daher seine Freunde seinen Namen in die Debatte um die Nachfolge Westarps warfen, der nach der Wahl von 1928 zurücktrat, erhob er keine Einwände, und im Oktober desselben Jahres wurde er zum Parteivorsitzenden gewählt.

Der Sieg Hugenbergs markierte das Ende des gemässigten Konservatismus und reihte die DNVP jenen Kräften ein, die dem demokratischen System als unversöhnliche Gegner gegenüberstanden. Dies wurde 1929 über alle Massen deutlich, als Hugenberg die Partei im Kampf gegen den Young-Plan in ein Bündnis mit Hitlers NSDAP und Franz Seldtes Stahlhelm führte. Ihr Feldzug erreichte sein Ziel nicht. Aber er verlieh der Hitler-Bewegung einen Anstrich von Seriosität und Legitimität, den sie vordem nicht besessen hatte, während er auf der anderen Seite zum Rücktritt von 14 prominenten Mitgliedern der DNVP führte und in beträchtlichen Teilen der Partei Unzufriedenheit hervorrief. Diese Resultate hätten einem besonneneren Politiker Bedenken eingeflösst, aber Hugenberg war ein rücksichtsloser und selbstbewusster Mann und liess sich von dem Kurs, den er gesetzt hatte, nicht eher abbringen, als bis er sowohl die Republik, die er hasste, als auch die Partei, die sich seiner Führerschaft beugte, in den Untergang gesteuert hatte.³¹

Bedenkt man das Wesen der fünf führenden Parteien und die in ihnen wirksamen Tendenzen, so ist man nicht überrascht zu erfahren, dass zwischen Februar 1919, als Philipp Scheidemann der erste Kanzler der Republik wurde, und Juni 1928, als Hermann Müller sein Kabinett zusammenstellte, 15 verschiedene Regierungen die politische Bühne betraten und wieder verliessen, von denen keine länger als 18 Monate im Amt blieb und manch eine schon nach weniger als drei Monaten wieder in der Versenkung verschwand. Diese hohe Sterblichkeitsrate war, wie schon einmal gesagt, dem Umstand zuzuschreiben, dass im Reichstag so viele Parteien ihre Vertreter sitzen hatten, dass Mehrheiten nur durch

Koalitionsbildung erreichbar waren, und weiterhin dem Umstand, dass die Zahl der möglichen Kombinationen äusserst beschränkt war. Aufgrund des raschen Dahinschwindens der DDP vermochte die ursprüngliche Weimarer Koalition (SPD, Zentrum und DDP) nicht lange eine Mehrheit im Parlament zu behaupten. Die Zahl möglicher Koalitionen, denen dies gelingen konnte, war dadurch begrenzt, dass SPD und DNVP nicht bereit waren, in einer Regierung zusammenzuarbeiten. In der Praxis gab es nur zwei Gruppierungen, die eine reelle Überlebenschance besaßen: einmal Regierungen der Grossen Koalition mit der SPD und allen grösseren Parteien links von der DNVP, und zum anderen Regierungen der Bürgerlichen Koalition mit der DNVP und allen grösseren Parteien rechts von der SPD.

Aber selbst diese potentiell lebensfähigen Kombinationen waren vom Wohlwollen und von den Launen von Parteifunktionären abhängig, die ihre Minister an kurzen Zügeln hielten, und ihre Tätigkeit wurde ständig durch den starken Druck gefährdet, der, sei es von ausserparlamentarischen Interessengruppen, sei es von zu plötzlichem ideologischem Eifer erwachenden Parteiflügeln, auf sie ausgeübt wurde. Wann immer die SPD an einer Reichsregierung beteiligt war, machte sie aufgrund der Kämpfe, die sie mit ihrem eigenen Gewissen ausfocht und aufgrund der Gewohnheit, nervös nach der Reaktion der Gewerkschaften zu schielen, ihren Partnern das Leben schwer, und die wachsende Antipathie zwischen der SPD und der DVP sorgte dafür, dass Mitte-Links-Koalitionen immer schwerer zu bilden und aufrechtzuerhalten waren. So scheiterte im Frühjahr 1926 nach dem Sturz des zweiten Kabinetts Luther das Vorhaben, unter der Führung des energischen Bürgermeisters von Köln, Konrad Adenauer, eine Regierung der Grossen Koalition zu bilden, weil der Führer der DVP, Ernst Scholz, Adenauer erklärte, seine Partei sei nicht bereit, in eine von Sozialdemokraten dominierte Regierung einzutreten.³² In ähnlicher Weise wirkten die allergischen Reaktionen, an denen die DNVP litt, destabilisierend auf die bürgerlichen Koalitionen, indem sie es dem linken Flügel des Zentrums schwermachten, mit den Nationalisten im Geschirr zu bleiben, und diese zu unvermittelten Regierungsaustritten veranlassten, wie es etwa nach dem Abschluss der Locarno-Verträge 1925 der Fall war. Dies alles führte dazu, dass die Republik in der Mehrzahl ihrer Jahre von Minderheitskabinetten regiert wurde, die von Abstimmung zu Abstimmung von Zufallsmehrheiten lebten und jederzeit ein Misstrauensvotum zu gewärtigen hatten, bei

dem sie sicher sein konnten, dass die totalitären Parteien, die KPD und die NSDAP, sich auf die Seite der Opposition schlagen würden.

Das parlamentarische Regieren nahm so immer mehr die Gestalt einer endlosen Kabinettskrise an, bei der die Aufgabe, die Ministersessel zu besetzen, mehr Zeit und Energie in Anspruch nahm als die Regierungsarbeit selbst. Das ödete die Masse der Wähler an und veranlasste sie, sich unterhaltsameren Dingen zuzuwenden. Es war jedoch ein Anlass zu ernster Sorge für Menschen, die erkannten, dass Langeweile unter gewissen Voraussetzungen von den totalitären Bewegungen zu einer Waffe gegen die Republik gemacht werden konnte, und auf dem Kieler Parteitag der SPD von 1927 ermahnte Rudolf Hilferding seine Genossen, in ihrem eifersüchtigen Wachen über das Interesse der Partei nicht zu vergessen, dass die Zukunft des Sozialismus auf dem Überleben der Republik beruhe.³³

Nicht weniger besorgt über die Kleinkarierteheit der Partei als Hilferding zeigte sich der zweite Präsident der Republik, Feldmarschall von Hindenburg. Nach Eberts plötzlichem Tod im Februar 1925 hatte Hindenburg dem Drängen von Freunden nachgegeben und sich zum Präsidentschaftskandidaten der nationalen Parteien küren lassen; er hatte gegen den früheren Kanzler Marx mit knappem Vorsprung (14'655'000 gegen 13'751'000 Stimmen bei weiteren 1'931'000 Stimmen für den kommunistischen Kandidaten Ernst Thälmann) gesiegt. Viele sahen in seiner Wahl einen schweren Schlag für die deutsche Demokratie, jedoch wurde diese Befürchtung durch nichts, was Hindenburg in seinen ersten Amtsjahren tat, bestätigt. Beim Festakt anlässlich der Vereidigung des Marschalls auf die Verfassung notierte Harry Kessler mit Erstaunen, welche Betonung Hindenburg in seiner Ansprache auf das Prinzip der Volkssouveränität und auf das demokratische und republikanische Wesen der Verfassung legte, und ein Freund Kesslers aus der Botschaft in Riga sagte, als sie den Reichstag verliessen: «Eben haben wir die *Geburt* der deutschen Republik erlebt.»³⁴ In den folgenden fünf Jahren war die Rolle Hindenburgs in der Politik eine positive, und er setzte seine Autorität in den Kabinettskrisen dieser Jahre in kluger Weise ein und bemühte sich zusammen mit den Parteien, Auswege aus den verfahrenen Situationen zu finden, die sie mit ihrem verderblichen Hader heraufbeschworen.

Dies sollte nicht so bleiben, zum Teil, weil der Präsident nicht kaltblütig genug war, um die Klagen seiner nationalistischen Freunde, er lasse Novembervbrecher und unpatriotische Elemente gewähren, an sich abprallen zu lassen. Es ist jedoch eine diskutierenswerte Frage, ob er für diese antidemokratische Propaganda so anfällig gewesen wäre,

wenn die Parteien sich anders verhalten hätten. In seiner Ansprache an den Reichstag nach der Leistung des Verfassungseides hatte er an sie appelliert, ihm bei der Wiederherstellung der nationalen Einheit zu helfen: «Diese grosse Aufgabe wird mir dann wesentlich erleichtert werden, wenn auch in diesem Hohen Hause der Streit der Parteien nicht um Vorteile für eine Partei oder einen Berufsstand gehen wird, sondern vielmehr darum, wer am treuesten und erfolgreichsten unserem schwerbedrückten Volke dient.»³⁵ Man kann nicht behaupten, dass die Parteien die geringste Neigung zeigten, diesen Appell zu beherzigen, und ihr Verhalten in der darauffolgenden Zeit erschöpfte langsam, aber sicher sowohl die Kräfte als auch die Geduld des Präsidenten. Seine soldatische Seele empörte sich zunehmend angesichts des – wie es ihm erschien – grundlegenden Mangels an Disziplin und Loyalität, der die nationale Sicherheit in Gefahr brachte, und es dauerte nicht lange, da fing er an, auf Leute zu hören – darunter waren frühere militärische Mitarbeiter, die sein Unbehagen an der dem pluralistischen System innewohnenden Unordnung teilten –, die die Auffassung vertraten, ein strenges Festhalten an der Verfassung und an den Regeln des Parlamentarismus fördere lediglich die Anarchie der Parteienwirtschaft, und die Autorität des Präsidenten lasse sich auf andere Weise besser für den Dienst an Volk und Staat einsetzen.

Präsident von Hindenburg fing erst 1930 an, sich für Ratschläge dieser Art in grösserem Ausmass empfänglich zu zeigen. Die Parteien gingen in dieser Zeit ihren fahrlässigen Weg weiter und machten einem anderen Mann Leben und Beruf schwer, dem die Aufgabe anvertraut war, das nationale Interesse zu schützen und zu fördern. Dieser Mann war der Aussenminister Gustav Stresemann.

2. Stresemanns aussenpolitische Erfolge und ihr Preis

Im Allgemeinen galt, dass Stresemann für seine Aussenpolitik die Unterstützung der gemässigten linken und der mittleren Parteien erhielt, während sie von den Nationalisten, den Nazis, den Kommunisten und vom rechten Flügel seiner eigenen Partei beständig bekämpft wurde. Besonders nach den Locarno-Verträgen von 1925 waren viele Personen des erstgenannten Lagers überzeugt, dass der Aussenminister mit seiner imperialistischen Vergangenheit gebrochen hatte und an der Schaffung eines neuen Europa arbeitete, das Nationalismus und Militarismus in die Schranken weisen und ausrotten würde. Die Parteien der Rechten waren geneigt, sich diese Auffassung, wie es viele liberale Historiker getan ha-

ben,³⁶ zu eigen zu machen und den Aussenminister gerade deshalb scharf anzugreifen, da er ihrer Meinung nach den Feinden Deutschlands in die Hände arbeitete; die Kommunisten hingegen glaubten unterstellen zu müssen, er wolle mit seiner Politik den Weg für einen gemeinsamen Überfall der Locarno-Mächte auf die Sowjetunion freimachen. Heute, da Stresemanns private Aufzeichnungen den Historikern offenstehen, liegt klar zutage, dass seine Anhänger als auch seine Verleumder sich in der Einschätzung seiner Motive und Ziele getäuscht haben.

Stresemann war nicht mehr und nicht weniger ein «guter Europäer» als Austen Chamberlain oder Aristide Briand oder irgendein anderer führender Staatsmann seiner Zeit. Er konnte sich der sentimental Redeweise bedienen, die für den Stil der Befürworter eines zukünftigen vereinten Europa charakteristisch war, ohne indes selbst an diese grosse Vision zu glauben. Er hielt es für seine Pflicht, sich als deutscher Staatsmann mit den drängenden nationalen Erfordernissen seiner Zeit zu befassen, und das Ziel, das er sich setzte, war die Wiedergewinnung der vollen Souveränität und Unabhängigkeit seines Landes, so dass dieses nicht länger auf das Wohlwollen anderer Staaten angewiesen war und sich gegen Angriffe oder Diktate oder indirekt ausgeübten Druck verteidigen konnte. Dies würde erst möglich sein, wenn man zuvor bestimmte näherliegende Ziele erreicht hatte: die Verringerung und schliessliche Aufhebung der Deutschland durch den Vertrag von Versailles aufgebürdeten finanziellen Lasten; den Abzug aller ausländischen Truppen von deutschem Boden; die militärische Gleichstellung mit anderen Mächten; und schliesslich die Revision der deutschen Ostgrenze und vielleicht eine Neuregelung des Verhältnisses zu Österreich durch einen Anschluss oder eine Union.

Dies waren Ziele, die auch innerhalb der Parteien der Rechten von den meisten Leuten als wünschenswert angesehen wurden. Das Ärgerliche war nur, dass sie diese Ziele öffentlich verkündet und baldmöglichst verwirklicht zu sehen wünschten, und dazu kam, dass vielen von ihnen Stresemanns massvoller Wunsch nach einer Wiedererlangung der deutschen Vorkriegsbesitzungen im Osten nicht genügte, sondern dass es sie darüber hinaus nach Polen und der Ukraine gelüstete. Sie wollten nicht begreifen, dass die reale Lage in Europa von der deutschen Aussenpolitik Geduld, Zweideutigkeit und Opportunismus verlangte. Selbst politische Draufgänger mit einer Neigung zu übermässiger Vereinfachung, hatten sie nichts für einen Minister übrig, der das aussenpolitisch Mögliche und Unmögliches stets ebenso scharfsichtig zu scheiden wuss-

te wie einst Bismarck, und der bei einer Gelegenheit gesagt hatte: «So ist das Leben, und es wäre töricht, wenn wir Aussenpolitik vom Standpunkt der Ideologie treiben wollten. Wir müssen die Menschen und die Völker und die Dinge nehmen, wie sind sind.»³⁷

Dies war den Hurratrioten von der DNVP und der Naziartei nicht heldisch genug, und das Trommelfeuer ihrer Kritik ging unerbittlich weiter. Ihre Opposition hätte Stresemann weitgehende Fesseln angelegt, wäre ihm nicht die Unterstützung der Sozialdemokratie und des Zentrums zuteil geworden. Aber auch diese war ihm keineswegs in jedem Fall sicher. Der Realismus des Aussenministers konnte die politische Seele des Gemässigten ebenso empören wie die des Nationalisten, und wenn der Realismus zu penetrant wurde, empörten sich jene, und die Folgen waren zuweilen peinlich.

Stresemann wusste beispielsweise von geheimen Abmachungen zwischen der Reichswehr und der Roten Armee, die die Lieferung von Waffen und die Bereitstellung von Übungsmöglichkeiten für deutsche Soldaten in Spezialbereichen beinhalteten, die dem deutschen Heer nach dem Versailler Vertrag verboten waren.³⁸ Er war nicht begeistert von diesen Abmachungen, unternahm aber auch keine energischen Versuche, ihre praktische Durchführung zu verhindern, da ihn dies in Konflikt mit General von Seeckt, ihrem Initiator, gebracht und die ohnehin schon beträchtliche Opposition des Reichswehrchefs und des Botschafters in Moskau, Graf Ulrich von Brockdorff-Rantzau, gegen die in Locarno erreichte Annäherung an die westlichen Mächte, die zum Angelpunkt der Stresemannschen Aussenpolitik wurde, noch weiter verstärkt hätte. Ausserdem konnte Stresemann, wenn er auch dem Seecktschen Traum eines gemeinsamen sowjetisch-deutschen Annexionskriegs gegen Polen zu keiner Zeit huldigte, die Möglichkeit nicht ausschliessen, dass eine Revision der deutschen Ostgrenze nicht anders als durch die Ausübung militärischen Drucks zu erreichen sein würde; in einem solchen Fall konnten sich die militärischen Verbindungen zu Sowjetrussland als nützlich erweisen. Angesichts dessen drückte Stresemann im Hinblick auf die Vereinbarungen beide Augen zu, und dies hatte zur Folge, dass, als der *Manchester Guardian* sie 1926 enthüllte, die Empörung der SPD ebenso auf ihn wie auf das Heer niederging und dass die Sozialdemokraten seiner Warnung vor weiteren Enthüllungen zu diesem Thema, durch die im Gang befindliche Verhandlungen gefährdet würden, kein Gehör schenkten.³⁹

Trotz des beständigen Störfeuers der Parteien und des dadurch im Ausland weiter genährten Misstrauens gelang es Stresemann, innerhalb

von fünf Jahren einen guten Teil seiner Ziele zu erreichen, teilweise gewiss dank grundsätzlicher Differenzen zwischen den Regierungen Frankreichs und Englands hinsichtlich der deutschen Frage, aber vor allem doch dank seiner unwahrscheinlichen Verhandlungsbegabung. Kein deutscher Staatsmann seit Bismarck hatte auf so glänzende Weise wie er die Fähigkeit bewiesen, Gefahren zu wittern und sie zu meistern, indem er die Initiative ergriff und beibehielt, die Fähigkeit, inmitten wechselnder diplomatischer Situationen Überblick und Augenmass und ein Gefühl für das relativ Wertvollere zu bewahren, und das Talent, bei Verhandlungen hartnäckiger als die jeweiligen Partner zu sein und sich von ihnen keine zweitbesten Lösungen aufnötigen zu lassen.

Als Stresemann mit der Cunoschen Politik des passiven Widerstandes Schluss machte, trieb dies den ersten Keil zwischen England und Frankreich. Die Briten, denen die absehbaren langfristigen Folgen der von Frankreich vertretenen harten Linie nicht behagten, machten sich Stresemanns Schritt zunutze, um einen ursprünglich auf den amerikanischen Aussenminister Charles Evans Hughes zurückgehenden Vorschlag aufzugreifen, der die Regelung des Reparationsproblems einem internationalen Ausschuss von Finanzfachleuten überlassen wollte. Am 12. Oktober 1923 fragte die englische Regierung in Washington an, ob die Vereinigten Staaten bereit seien, sich an einer solchen Prozedur zu beteiligen, und ging, als die Amerikaner positiv reagierten, trotz französischer Einwände daran, die Zusammenkünfte der Kommission in London zu organisieren, aus denen dann im Frühjahr 1924 der Dawes-Bericht hervorging (der nach dem Namen des amerikanischen Vorsitzenden des Expertenausschusses benannt wurde). Dieser Bericht, der in leicht veränderter Form von einer Konferenz der beteiligten Regierungen im August desselben Jahres in London offiziell akzeptiert wurde, führte, um die Hauptpunkte kurz zusammenzufassen, zum Ende der wirtschaftlichen Herrschaft Frankreichs im Ruhrgebiet und zur Einrichtung eines Schiedsgerichts, das in Zukunft allein befugt sein würde, grobe Pflichtverletzungen Deutschlands bei den Reparationen festzustellen und die Durchführung von Sanktionen zu gestatten. Die deutsche Reparationsverpflichtung wurde bekräftigt, und Deutschland musste sich bereit erklären, produktive Pfänder in Gestalt von Reichsbahnpfandbriefen, Industrieobligationen und Zahlungsgarantien auf Grundlage der Einnahmen aus Import- und Verbrauchssteuern zu leisten; die jährlich zu entrichtenden Beträge wurden jedoch nach unten berichtigt und der Zahlungsplan im Interesse Deutschlands modifiziert. Der Dawes-Plan als

Ganzer zielte darauf, ein Problem, das man als für die europäische Harmonie bedrohlich erkannt hatte, zu entschärfen und den westlichen Nationen einen Anreiz zur Gewährung neuer Kredite an Deutschland und zur Beteiligung am erwarteten Aufschwung seiner Wirtschaft zu bieten.⁴⁰

Vielen Deutschen erschien die blosser Anerkennung einer Verpflichtung Deutschlands zur weiteren Zahlung von Reparationen als unpatriotischer Akt, und entsprechend stürmisch war die Reichstagsdebatte über die Ratifizierung des Dawes-Plans Ende August; die Nationalisten, die Kommunisten und die «Völkischen Gruppen» überboten einander in der Wortgewalt ihrer Angriffe auf die «Versklavungspolitik», und ein dem Herzanfall naher Ludendorff rief: «Es ist eine Schande für Deutschland. Ich habe vor zehn Jahren Tannenberg gewonnen; Sie haben heute hier das jüdische Tannenberg gemacht!»⁴¹

Der Aussenminister fand dieses Gehabe unverantwortlich. Mit dem Dawes-Plan konfrontiert, habe er sich, wie er später sagte, in der Lage eines zum Tode Verurteilten befunden, dem eine Gnadenfrist von einem Jahr angeboten wird, falls er sich bereit erklärt, das Pferd des Königs fliegen zu lehren. Ein solches Angebot schlägt man nicht aus; schliesslich «... kann der König (bis dahin) sterben oder ich kann sterben oder das Pferd kann sterben, und schliesslich, wer weiss, vielleicht lernt das Pferd am Ende wirklich fliegen!»⁴² Der Plan bot reale Vorteile – die Freiheit des Ruhrgebiets, die Einbeziehung anderer Länder in die wirtschaftliche Zukunft Deutschlands durch die privaten Investitionen ihrer Bürger –, und wer konnte sagen, ob er nicht noch unerwartete Prämien abwerfen würde? Vielleicht würden die Beziehungen, die Stresemann in London mit Eduard Herriot und Ramsay MacDonald angeknüpft hatte, eine Verständigung in anderen Fragen erleichtern, insbesondere was die Räumung des besetzten Rheinlands und den Rückzug der Interalliierten Militärischen Kontrollkommission betraf, der die Aufgabe oblag, die Erfüllung der militärischen Bedingungen des Versailler Vertrags zu überwachen.

Diese Hoffnungen schienen jedoch zu zerstioben, als die Militärische Kontrollkommission, kurz nachdem der Reichstag den Dawes-Plan ratifiziert hatte, eine umfassende Inspektion in deutschen Fabriken und militärischen Einrichtungen durchführte und dabei so weitgehende offene und getarnte Verstösse registrierte, dass die alliierte Botschafterkonferenz die Aussetzung der für Januar 1925 vorgesehenen Räumung des Kölner Raums ankündigte.⁴³ Dies löste in Berlin grosse Niedergeschlagenheit aus. Stresemann äusserte sich im Kabinett entrüstet über diesen

«Faustschlag gegen die Politik von London», der alles in Frage stelle, was die deutschen Minister dort ausgehandelt hätten; und dort sei nicht nur eine wirtschaftliche und politische Regelung vereinbart, sondern auch der Grundstein für eine Beruhigung der gesamten weltpolitischen Lage gelegt worden.⁴⁴

Diese Beurteilung schien umso zutreffender zu sein, als im Dezember die Labour-Regierung in England stürzte und einem Kabinett mit Austen Chamberlain als neuem Aussenminister Platz machte, über dessen pro-französische Sympathien die wildesten Gerüchte kursierten. Der britische Botschafter Lord d'Abernon wies die Wilhelmstrasse warnend darauf hin, dass die Franzosen Chamberlain wegen eines Bündnisvertrags bedrängten und damit wahrscheinlich Erfolg haben würden, wenn Deutschland nicht dazwischenzufunken versuche;⁴⁵ Stresemann nahm sich die Warnung zu Herzen.⁴⁶ Er fürchtete, ein neues englisch-französisches Abkommen werde die Besetzung des Rheinlandes verlängern und Deutschland zusätzlich in eine so weitgehende Isolation treiben, dass es in eine gefährliche Abhängigkeit von der Sowjetunion geraten würde.

Um dieser Gefahr vorzubeugen, tat der Aussenminister den ersten Schritt auf jenem Wege, der über viele beschwerliche Umwege nach Locarno führen sollte. Am 20. Januar 1925 bat der Unterstaatssekretär Carl von Schubert Lord d'Abernon, London einen inoffiziellen und vertraulichen Vorschlag Deutschlands zu übermitteln, der eine internationale Garantieerklärung für den *status quo* in Westeuropa anregte. Dieser Plan war nicht gerade umwerfend originell (etwas sehr Ähnliches hatte die Regierung Cuno 1922 vergeblich vorgeschlagen), aber er kam zum Ausgleich dafür zur rechten Zeit. Die Frage, wie man den ziemlich unbestimmt gehaltenen Friedensartikeln des Völkerbundvertrags durch Sicherheitsabkommen mit wirksamen Sanktionsbestimmungen Nachdruck verleihen könne, beschäftigte die Regierungen vieler Länder. Dem Entwurf eines gegenseitigen Beistandspaktes war 1923, vor allem wegen der ablehnenden Haltung Englands, die allgemeine Zustimmung versagt geblieben; 1924 lag dem Völkerbund das Genfer Protokoll vor, das wiederum die Engländer für unannehmbar hielten, teilweise, wie Chamberlain einer verduztten Vollversammlung erklärte, weil es zu logisch war, um bei seinen Landsleuten Anklang zu finden,⁴⁷ in Wirklichkeit aber wohl eher deswegen, weil es für England die Verpflichtung beinhaltet hätte, gegen Angriffskriege in Osteuropa einzuschreiten. Allerdings hegte die britische Regierung die Befürchtung, sich bei einer glatten Absage an die vorgelegten Friedenssicherungsinitiativen den

Vorwurf einzuhandeln, sie boykottiere die Versuche zur Lösung des Sicherheitsproblems. Der Vorschlag Stresemanns bot einen Ausweg aus diesem Dilemma an, und Chamberlain, der erkannte, dass er mit dem von ihm favorisierten einfachen englisch-französischen Bündnis bei seinen Kabinettskollegen nicht durchkommen würde, griff, wenn auch mit Bedauern, die deutsche Anregung auf und überredete die Franzosen, sich ebenfalls dafür zu erklären. Dies letztere war nicht so schwierig, wie es vielleicht hätte sein können, wenn Poincaré noch am Ruder gewesen wäre, aber die französischen Wähler hatten seiner Deutschlandpolitik 1924 eine Absage erteilt, und zwar hauptsächlich wegen der ungunstigen Auswirkungen der Ruhrbesetzung; die Zustimmung Frankreichs zum Dawes-Plan im August kam einem Eingeständnis gleich, dass Sicherheitspolitik in Zukunft nicht mehr durch einseitige Schritte einer Nation, sondern nur noch im Rahmen einer internationalen Zusammenarbeit betrieben werden konnte.⁴⁸

Stresemann hatte mit seiner Initiative also Erfolg, aber seine Schwierigkeiten fingen erst an. Bei den Verhandlungen, die im Oktober 1925 zum Abschluss des gegenseitigen Garantievertrags führten, in dem die an den Rhein grenzenden Staaten der Anwendung von Gewalt in ihren wechselseitigen Beziehungen abschworen und zusammen mit Grossbritannien und Italien die Entmilitarisierung des Rheinlandes und die bestehenden deutschen Westgrenzen garantierten, sowie bei den parallel laufenden Verhandlungen über die Bedingungen für eine Aufnahme Deutschlands in den Völkerbund war Stresemann gezwungen, sich, um Bismarcks Worte zu gebrauchen, wie ein Hund zu drehen und zu wenden, der mit einem langen Stock zwischen den Zähnen durch einen dichten Wald läuft. Seiner Ansicht nach waren der Rheinlandvertrag und die deutsche Bereitschaft zum Eintritt in den Völkerbund positive Beiträge zur europäischen Sicherheit, deren logische Folge – wie er dem amerikanischen Botschafter erklärte – die Räumung des gesamten Rheinlands vor 1930, zu einem im Vertrag genau festgesetzten Termin, sein sollte.⁴⁹ Frankreich begrüßte zwar den Verzicht Deutschlands auf gewaltsame Grenzänderungen im Westen, hatte aber den verständlichen Wunsch, diese Garantie auch auf seine Verbündeten im Osten ausgedehnt zu sehen, und es bestand ausserdem darauf, dass Deutschland, wenn es in den Völkerbund aufgenommen würde, dieselben Verpflichtungen übernehmen müsse wie andere Mitgliedsstaaten. Der ersten dieser Forderungen Genüge zu tun hätte nicht nur bedeutet, dass Stresemann sich das Ziel, schrittweise zu einer Revision der Ostgrenzen zu kommen, verbaut hätte (und dass er eine solche Revision wünschte, sprach er im September

1925 in einem Brief an den früheren Kronprinzen unmissverständlich aus),⁵⁰ sondern es hätte auch die öffentliche Unterstützung für seine Politik gemindert und die Reichswehrführung vor den Kopf gestossen. Was den Völkerbund betraf, so hielt der Aussenminister es für wesentlich, dass Deutschland von den in Artikel 16 enthaltenen militärischen Verpflichtungen ausgenommen wurde, damit auf diese Weise die Untereentwickeltheit seiner Rüstung zum Ausdruck kam und damit auch die Befürchtungen der sowjetischen Regierung zerstreut würden, der Beitritt zum Völkerbund signalisiere eine potentielle Bedrohung Moskaus. Für Stresemann war die Sowjetunion nicht wie für seinen Vorgänger Rathenau ein Gegenstand schwärmerischer Faszination, und ebensowenig teilte er die Überzeugung Brockdorff-Rantzaus von einer «Schicksalsbrüderschaft» zwischen Deutschland und der grossen östlichen Macht. Er vergass nie, dass Moskau die Zentrale der Komintern und diese die Ursache für einige seiner innenpolitischen Probleme war. Aber er sah nicht ein, wieso man es sich mit einer Regierung verderben sollte, deren militärische Hilfe eines Tages von Nutzen sein konnte, oder warum man das Gleichgewicht, in das die auswärtigen Beziehungen Deutschlands durch Rapallo gekommen waren, für die, wenn auch unbezweifelbaren Vorteile opfern sollte, die eine Mitgliedschaft im Völkerbund im Hinblick auf die propagandistische und diplomatische Beförderung seiner Ziele bringen würde. «Als Werkzeug gegen Russland», sagte er später zu einer Gruppe von DNVP-Mitgliedern, «würden wir uns nicht benutzen lassen, daher blieben unsere Vorbehalte gegen den Völkerbund bestehen.»⁵¹

Am Ende konnte Stresemann seine Hauptziele – und noch etwas mehr – als erreicht verbuchen, dank seiner Geduld, seines einzigartigen Gefühls für die Wahl des richtigen Zeitpunkts und dank der von ihm weidlich ausgenützten Tatsache, dass Briten und Franzosen die Verhandlungen, nachdem sie einmal publik geworden waren, nicht scheitern lassen wollten. Bei den Gesprächen, die der Zusammenkunft der Diplomaten in Locarno vorausgingen, war es dem Aussenminister nicht gelungen, hinsichtlich der Ostgrenzen und des Völkerbunds die Zusicherungen zu erlangen, auf die es ihm ankam; aber als die Konferenz begonnen hatte und die Presse anfang, vom «Geist von Locarno» zu sprechen, konnten die Westmächte schwerlich Zugeständnisse verweigern, ohne sich in der europäischen öffentlichen Meinung den Vorwurf der Uneinsichtigkeit einzuhandeln. Vor einer allgemeinen Garantie des *status quo* im Osten bereits dadurch geschützt, dass die Briten nicht geneigt waren, in dieser

Zone verbindliche Festlegungen zu treffen, vermochte Stresemann auf der Konferenz einen Plan zu blockieren, der eine französische Garantie für die Schiedsverträge vorsah, die Deutschland mit Polen und der Tschechoslowakei abzuschliessen zugesagt hatte. Ebenso erreichte er, dass Deutschland von der in Artikel 16 der Völkerbund-Charta festgelegten Sanktionsverpflichtung ausgenommen wurde.⁵² In beiden Fällen hatte er sich durchgesetzt, weil er hartnäckiger gewesen war als Chamberlain und der Leiter der französischen Delegation, Aristide Briand. Im Umgang mit diesen beiden hatte er, da er wusste, wieviel Rücksicht sie auf die öffentliche Meinung in ihren eigenen Ländern nehmen mussten, in der Tat praktische Mittel angewandt, die Chamberlain zähneknirschend als «Erpressung» bezeichnete: Er hatte seine Unterschrift unter die Locarno-Verträge von der Räumung des Kölner Raumes und von einer Grundsatzerklärung der Alliierten abhängig gemacht, derzufolge diese einige der Beschwerden, die sie im Dezember wegen deutscher Verstösse gegen die Entwaffnungsbestimmungen eingereicht hatten, zurückziehen, ihre Besatzungstruppen verringern und die Militärische Kontrollkommission nach und nach auflösen würden.⁵³

Wenn auch über die beiden letzteren Fragen noch weitere zwei Jahre gerangelt werden sollte, so hatte Stresemann doch Grund, mit den Ergebnissen von Locarno zufrieden zu sein. Trotz der Schiedsverträge waren der deutschen Verhandlungsfreiheit im Osten keine wirklichen Beschränkungen auferlegt worden, denn wie die Deutschen den Briten schon vor Locarno deutlich gemacht hatten, gingen sie davon aus, dass durch derartige Verträge die Möglichkeit eines Rückgriffs auf Gewalt keineswegs ausgeschlossen war, wenn Schiedssprüche keine Einigung brachten.⁵⁴ Auf der anderen Seite konnte der Aussenminister mit Recht behaupten, dass der Rheinlandpakt dem französischpolnischen Bündnis die Zähne ausgebrochen habe, weil Deutschland nun im Falle eines Krieges mit Polen, in dem es nicht eindeutig der Angreifer war, nicht mehr automatisch einen französischen Angriff befürchten müsse,⁵⁵ und dass die Verträge und der Beitritt zum Völkerbund eine psychologische Atmosphäre schaffen würden, die den territorialen Interessen Deutschlands sowohl im Osten als auch im Westen förderlich war.

Diese Argumente trafen bei den Nationalisten zu Hause auf taube Ohren. Die nationalsozialistische Presse verbreitete das Gerücht, Stresemanns Schwägerin sei mit Poincaré verheiratet, und liess durchblicken, dass ein Attentat die einzig angemessene Antwort auf den Verrat von Locarno sei. Die DNVP-Blätter waren kaum weniger zurückhaltend,

wobei sie allerdings den Verzicht auf Elsass-Lothringen in den Mittelpunkt stellten, der im Rheinland-Pakt mit inbegriffen war. Zum Leidwesen Martin Schieles und anderer DNVP-Abgeordneter, die für die Verträge waren, fasste der Parteivorstand am 23. Oktober den Entschluss, die DNVP-Minister aus dem Kabinett zurückzuziehen, und erteilte der Fraktion die Weisung, gegen die Ratifizierung der Verträge zu stimmen. Dies brachte den Kanzler Hans Luther, der Stresemann nach Locarno begleitet hatte, in Rage. «Wir haben in Locarno», herrschte er Graf Westarp an, «hundertprozentig alles erreicht, was wir uns vorgenommen haben. Noch nie hat eine Delegation einen solchen Erfolg gehabt! Wir sind ein Helotenvolk gewesen, und heute sind wir wieder ein Staat von Weltgeltung. Der Sturmwind der Empörung wird die deutschnationale Partei fortfeigen, wenn sie dieses Werk entzweischlägt, und ich werde mich in diesem Falle selbst auf die Seite des Volkes gegen die Deutschnationalen stellen.» Sein Zorn änderte nichts; der innenpolitische Preis für Locarno war eine langanhaltende Kabinettskrise.⁵⁶

Die Verträge selbst waren hierdurch nicht ernsthaft gefährdet, denn die Stimmen der SPD reichten aus, um die Ratifikation durch den Reichstag sicherzustellen. Aber das Abspringen der Nationalisten beunruhigte den Reichspräsidenten, der ohnehin schon von Brockdorff-Rantzau in Moskau und von Leuten aus der näheren Umgebung von General von Seeckt mit Klagen darüber eingedeckt wurde, dass der Aussenminister das Land an die Westmächte ausliefere. Hindenburgs aussenpolitische Kenntnisse waren im besten Fall kümmerlich zu nennen, und er besass wenig Vertrauen zu Stresemann; er ziehe, wie er bei einer Gelegenheit zugab, solche Aussenminister vor, die mit der Faust auf den Tisch zu schlagen wüssten. Dem Völkerbund traute er nicht, und die Bestimmungen der Locarno-Verträge verwirrten ihn, und erst der geduligen Überzeugungskunst Hans Luthers gelang es, ihm den Nutzen der erzielten Vereinbarungen klarzumachen.⁵⁷

Die Kritik daran erstarb jedoch nicht, und Stresemann musste bis zum Ende seiner Laufbahn noch einen grossen Teil seiner schwindenden Kräfte darauf verwenden, sich gegen Männer wie Brockdorff und Seeckt, die eine ausschliesslich prosovjetiche Aussenpolitik wünschten, und gegen die politischen Träumer der extremen Rechten zu verteidigen, die selbst keine klare Alternative zu bieten hatten, aber mit Hartnäckigkeit auf der Ablehnung der Stresemannschen Politik bestanden. Zudem wurde ihm seine Verteidigung dadurch erschwert, dass Locarno nicht die Erfolge nach sich zog, mit denen er gerechnet hatte, als die

Verträge ratifiziert waren. Er musste vielmehr sehr bald Rückschläge hinnehmen, die ihn entmutigten und verbitterten.

Der erste war das unerwartete Steckenbleiben der deutschen Integration in den Völkerbund; als sich abzuzeichnen begann, dass Deutschland einen permanenten Sitz im Völkerbundsrat erhalten würde, forderten die Regierungen Polens, Spaniens und Brasiliens, dass ihnen derselbe Status zuteil würde.⁵⁸ Stresemann und Luther waren nach Genf gefahren, um bei der förmlichen Einführung Deutschlands zugegen zu sein; sie mussten verärgert und betreten die Rückreise antreten und sich einer feindseligen Presse stellen, die die erlittene «nationale Demütigung» gross herausstellte. Zum Teil um diese Wellen zu glätten und der beharrlich und geschickt geführten Kampagne ein Ende zu bereiten, die sowjetische Regierung habe gegen die Aufnahme Deutschlands in den Völkerbund gearbeitet, hielt Stresemann es für angebracht, im April 1926 mit der Sowjetunion ein neues Abkommen, den Vertrag von Berlin auszuhandeln. Dieser brachte gegenüber den Bestimmungen des Rapallo-Vertrags von 1922 keine bedeutsamen Veränderungen, unterstrich lediglich die Absicht der Signatarstaaten, einander in Krisenzeiten zu konsultieren, sowie die Absicht beider, im Falle eines Angriffes auf den anderen neutral zu bleiben. Wenn Stresemann diese neue Vereinbarung, wie Lord d'Abernon sagte, unterschrieb, weil er es musste, so gab er doch den Russen nichts, das sie nicht schon vorher besessen hatten. Mehr noch, es lässt sich sagen, dass Stresemann, zu dessen diplomatischen Talenten die Fähigkeit gehörte, das Notwendige mit dem Nützlichen zu verbinden, auch mit dem Berliner Vertrag diesem Motto treu blieb, indem er durch ihn seine Verhandlungsposition gegenüber den Locarno-Vertragspartnern verbesserte.

Die erste und unmittelbare Reaktion in London und Paris waren Betroffenheit und Entrüstung, und noch vor Ende des Monats hatten beide Regierungen die Wilhelmstrasse informiert, dass eine Reduzierung der Besatzungstruppen im gegenwärtigen Zeitpunkt nicht in Frage komme. Austen Chamberlain, der innenpolitische Gründe hatte, einen Abzug britischer Garnisonen aus dem Rheinland zu wünschen, und dem der französische Widerstand gegen Truppenreduzierungen missfiel, schrieb an Lord d'Abernon: «Es war mein ernster Wunsch, mit den durch Locarno möglich gewordenen Veränderungen vorwärts zu kommen. Im gegenwärtigen Augenblick wäre es jedoch sinnlos, über weitere Zugeständnisse zu sprechen ... Bei der Aufregung und Unruhe, welche die russisch-deutschen Verhandlungen hervorgerufen haben, könnten wir keinen Schritt weiterkommen.»⁵⁹

Die Regierungen der Westmächte waren jedoch angesichts der anderen Wahlmöglichkeiten, die Deutschland offenstanden, der wohlüberlegten Meinung, dass es unklug sein konnte, wenn man sich seinen Forderungen gegenüber zu verschlossen zeigte. Im Mai 1927 gemahnte Chamberlain seinen Amtskollegen Briand: «Wir liegen mit Sowjetrußland im Kampf um die Seele Deutschlands. In Locarno hatten wir einen Erfolg errungen. Wir hatten ihn gefestigt, als Deutschland dem Völkerbund beitrug; je schwieriger sich jedoch unsere Beziehungen zu Rußland gestalteten, umso wichtiger war es für uns, Deutschland fest an den Westen zu binden»⁶⁰ Dies erklärt mit, warum die Abkühlung zwischen Deutschland und den Westmächten von relativ kurzer Dauer war und warum Stresemann im Dezember 1926 Chamberlain und Briand überreden konnte, die Zusagen, die sie nach Locarno gegeben hatten, wahr zu machen und ihre Besatzungstruppen auf 60'000 Mann zu verringern sowie die Militärische Kontrollkommission aus Deutschland abzuziehen. Diese neuen Konzessionen blieben unberührt von dem Wirbel, den General von Seeckt im Oktober in Deutschland auslöste, indem er ohne Wissen und Billigung der Regierung einen Enkel des letzten Kaisers zu Heeresmanövern einlud – ein Alleingang, mit der das «Genie mit dem Monokel» seine eigene Entlassung herbeiführte⁶¹ –, und auch von den noch höheren Wellen, die der *Manchester Guardian* mit seinem Artikel über die heimliche Zusammenarbeit zwischen Reichswehr und Roter Armee und die SPD mit ihrer Attacke gegen die Regierung wegen ihrer dabei gespielten Mitwisserrolle im Dezember auslösten.⁶² Die Westmächte waren natürlich über diese Verbindungen informiert, schienen jedoch zu der Einsicht gelangt zu sein, dass Deutschland sich durch sie keine bedeutsamen militärischen Vorteile verschaffen konnte;⁶³ klar scheint ebenfalls, dass sie es nicht für angebracht hielten, die deutschen Beziehungen zur Sowjetunion weiterhin als Vorwand für die Nichteinhaltung gegebener Zusagen zu benutzen, besonders nachdem die von Locarno hervorgerufene allgemeine Euphorie durch die im September 1926 doch noch zustande gekommene Aufnahme Deutschlands in den Völkerbund und durch den rhetorischen Überschwang, mit dem dieser Anlass begangen wurde, neu belebt worden war.⁶⁴

Andererseits wurde nichts aus dem kunstvollen Plan einer umfassenden Beilegung aller zwischen Frankreich und Deutschland noch ausstehenden Differenzen, wie Stresemann und Briand ihn bei einer privaten Zusammenkunft in Thoiry im französischen Jura unmittelbar nach der Genfer Vollversammlung erörtert hatten. Der französische Premier hatte bei dieser Gelegenheit von der Möglichkeit nicht nur einer vollständigen

Räumung des Rheinlands, sondern auch von einer Wiedervereinigung des Saargebiets mit Deutschland ohne die im Versailler Vertrag vorgesehene Volksabstimmung gesprochen, wenn Deutschland im Gegenzug bereit wäre, in kürzerer Frist, als vom Dawes-Plan vorgesehen, eine beträchtliche Reparationszahlung an Frankreich zu leisten.⁶⁵ 1927 war Briand diesbezüglich wieder viel unzugänglicher geworden; er leugnete zwar, seine Einstellung geändert zu haben, stellte sich jedoch im Allgemeinen auf den Standpunkt, die öffentliche Meinung in Frankreich und die Haltung des Generalstabs erschwerten neue Zugeständnisse. Dass es Poincaré im Dezember 1926 gelungen war, den Franc zu stabilisieren, hatte etwas hiermit zu tun, denn dadurch war Frankreich nicht mehr so stark genötigt, seine Verhandlungsposition auf Reparationszahlungen auszurichten; es ist aber kaum daran zu zweifeln, dass Briand auch gewisse Entwicklungen in Deutschland irritierten: die beständigen Angriffe gegen Locarno und gegen die deutsche Mitgliedschaft im Völkerbund; das Anwachsen paramilitärischer Verbände wie des Stahlhelms und die Befürchtungen, die sie bei der gesamten Linken hervorriefen (so prophezeite Professor F.W. Foerster warnend, für jeden französischen Soldaten, der das Rheinland verliess, würden zehn Stahlhelmkämpfer aus dem Boden spriessen); die anhaltenden Gerüchte, dass die Deutschen, wenn sie auch in die Forderung eingewilligt hatten, die Festungsanlagen um Königsberg zu schleifen, doch fortfuhren, feste Stützpunkte am rechten Oderufer zu errichten, um sich für zukünftige militärische Operationen gegen den polnischen Korridor zu rüsten,⁶⁶ sowie eine provozierende Rede des Präsidenten von Hindenburg, gehalten am 18. September 1927 anlässlich der Einweihung einer Gedenkstätte bei Tannenberg, in der er kategorisch bestritt, dass Deutschland für den Ausbruch des Krieges verantwortlich war.⁶⁷ In den Augen Briands waren diese Dinge Vorboten zukünftiger Unbill, und er machte sich nun die Auffassung des Obersten französischen Kriegsrats zu eigen, dass alles, was in die Richtung einer vollständigen Räumung des Rheinlandes ging, so lange aufgeschoben werden müsste, bis Frankreich ein neues Festungssystem entlang seiner Ostgrenzen fertiggestellt habe. Im September 1927, als die Locarno-Partner sich in Genf trafen, lehnte er jede Diskussion über das Thema ab.⁶⁸

Für Stresemann konnte dies nur eine herbe Enttäuschung sein. Er war ein erfolgreicher Aussenminister gewesen, eine Tatsache, für die nicht nur der Dawes-Plan, der Rheinland-Pakt, der Beitritt zum Völkerbund und der Abzug der Militärischen Kontrollkommission zeugten, sondern auch die Koordination, die er in die deutsche Aussenpolitik gebracht hat-

te. Die Konkurrenz zwischen ziviler und militärischer Führung, die sich so oft schädlich auf die auswärtigen Beziehungen des Landes ausgewirkt hatte, war schon vor der Entlassung Seeckts zu einem grossen Teil überwunden gewesen. Ein hohes Mass an Einklang und sogar Zusammenarbeit bestand in den Planungen des Aussen- und denen des Reichswehrministeriums; und selbst in Bezug auf die politischen Beziehungen zur Sowjetunion hatten die Militärs den Führungsanspruch des Aussenministers inzwischen anerkannt.⁶⁹ Aber noch hatte Stresemann für sein Land nicht all das getan, was er sich vorgenommen hatte, und solange die Westmächte noch nicht dazu gebracht waren, ihre Truppen vollständig aus Deutschland zurückzuziehen, würde es ihm nicht möglich sein, sich den Aufgaben zuzuwenden, die man sowohl in seinem Ministerium als auch im Reichswehrministerium unverrückbar ins Auge gefasst hatte: der Revision der Ostgrenzen und der Aufnahme von Verhandlungen zur Stärkung der militärischen Position Deutschlands.⁷⁰ Stresemanns Auffassungen hierzu waren nicht identisch mit denen der Militärs – so war er zuversichtlicher als sie, dass die erstgenannte Frage sich auf dem Verhandlungswege lösen lassen würde, und hatte, was die Rüstung betraf, grösseres Interesse daran, dass Deutschland gleichzog, als daran, dass es seine völlige Handlungsfreiheit zurückgewann⁷¹ –, aber es war für ihn keine Frage, dass die staatliche Souveränität Deutschlands erst dann völlig wiederhergestellt sein würde, wenn diese Probleme gelöst waren.

Der Aussenminister entschloss sich daher zu einem erneuten Versuch, die Räumung der zwei noch verbliebenen Besatzungszonen zu erwirken, und weil er den Franzosen so wenige Vorwände wie möglich für weitere Verzögerungen bieten wollte, legte er Wert darauf, beim Eintritt in die anstehenden Verhandlungen eine Regierung hinter sich zu haben, die über eine starke parlamentarische Basis verfügte und einen vorweisbar republikanischen Charakter hatte. Als daher im Frühjahr 1928 das vierte Kabinett Marx über den Konflikt um ein neues Volksschulgesetz stürzte und die Wahlen im Mai einen Linksrutsch brachten, setzte Stresemann sich aktiv für die Bildung einer Regierung der Grossen Koalition ein und schien mit seinen Bemühungen trotz der Schwierigkeiten, die seine eigene Partei ihm machte, deren rechter Flügel erheblich gestärkt aus den Wahlen hervorgegangen war, und trotz seiner angegriffenen Gesundheit, die ihn im Frühsommer zu einem Kuraufenthalt zwang, Erfolg zu haben. Am 28. Juni 1928 hatte Hermann Müller von der SPD ein Kabinett zusammengebracht, dem ausser ihm drei SPD-Minister,

zwei von der DDP, je einer vom Zentrum und von der Bayerischen Volkspartei sowie Stresemann und Julius Curtius von der DVP angehörten.⁷²

Die neue Kombination erwies sich jedoch bald als die *reductio ad absurdum* der Weimarer Parteipolitik, und das Lehrstück über Deutschlands innere Zerrissenheit, das sie bot, war kaum dazu angetan, im Ausland Vertrauen zu erwecken. Die Mühe, die es kostete, sie zusammenzuhalten, zehrte schwer an den Kräften des Aussenministers, der sein aussenpolitisches Pensum noch bewältigen wollte; als er im Oktober 1929 starb, brach sie kläglich in sich zusammen.

3. Das Kabinett Müller und die Krise der Parlamentarischen Demokratie

Von Anfang an wurde sichtbar, dass die Mitglieder des Kabinetts Müller andere, ihnen wichtiger erscheinende Dinge im Kopf hatten als die Aussenpolitik. Selbst Stresemanns eigene Partei verschloss sich seinem Argument, dass eine in sich einige Regierung eine wesentliche Voraussetzung für eine erfolgreiche Aussenpolitik sei, und lehnte es ab, sich zur Unterstützung der Regierung zu verpflichten, es sei denn, sie würde dafür mit einigen Ministerposten in der preussischen Regierung und mit den sich hieraus ergebenden Begünstigungen entschädigt. Das Zentrum erwies sich als ebenso unfähig, sich über das vordergründigste Eigeninteresse zu erheben; es vereitelte die preussischen Pläne der DVP, weil diese das Konkordat Preussens mit dem Vatikan nicht befürworten wollte, und versuchte, seinen Koalitionspartnern noch einen weiteren Kabinettsposten für sich abzapfen, indem es seinen einen Minister für einen Zeitraum von drei Monaten abberief. Was die SPD anging, so neigte sie dazu, alle Fragen der Wirtschaftspolitik und den Interessen der Gewerkschaften unterzuordnen. Diese Haltung der Parteien liess es nicht zu, dass das Kabinett Müller eine Koalitionsregierung im vernünftigen Sinn dieses Wortes wurde. Ihre Mitglieder verfügten über keine gemeinsame Basis, und auf ihre Bereitschaft, eine vom Kabinett verkündete Politik auch wirklich zu unterstützen, war in keinem Fall Verlass.

Dies war auf schmerzliche Weise deutlich geworden, ehe die neuen Minister sich noch richtig in ihren Sesseln niedergelassen hatten. Während der Parlamentsferien 1928 fasste das Kabinett den Beschluss, den Weiterbau des ersten von vier Panzerkreuzern zu genehmigen, die Deutschland gemäss dem Versailler Vertrag unterhalten konnte. Der Bau der Panzerkreuzer war vom vorhergehenden Reichstag bereits ab-

gesegnet worden, und die öffentliche Meinung war überwiegend dafür, da die neuen Schiffe, wie die Einsichtigen erkannten, Deutschland grössere Sicherheit in der Ostsee bieten würden. Doch weder durch diese Erwägung noch durch die Tatsache, dass es ein sozialdemokratischer Kanzler war, der bei der Kabinettsentscheidung den Vorsitz geführt und ihr zugestimmt hatte, liess die SPD sich davon abhalten, der Nation eine Kostprobe der allerkurzsichtigsten doktrinären Unverantwortlichkeit zu bieten. In die Maiwahlen war sie mit dem Schlachtruf gezogen: «Keine Panzerkreuzer, sondern Brot für unsere Kinder!», und sie weigerte sich nun, diesen Standpunkt zu verleugnen. Am 15. August wurden zwei SPD-Resolutionen – eine vom Parteivorstand und eine von der Reichstagsfraktion – verabschiedet, von denen jede die andere ausschloss: In der ersten wurden die SPD-Minister getadelt, weil sie für den Panzerkreuzer gestimmt hatten, die zweite erklärte, die weitere Mitarbeit der SPD in der Regierung sei «in Erwägung der allgemeinen Interessen der Arbeiterschaft» unabdingbar. Die zweite besass wenigstens den Vorteil der Unentschiedenheit hinsichtlich des Panzerkreuzerbaus, doch gerade von ihr trennte sich die SPD in der Folge und liess sich, aufgeschreckt durch die Forderung der Kommunisten nach einer Volksabstimmung über die Panzerkreuzerfrage, dazu verleiten, im Reichstag den Antrag auf einen Stop des Bauprogramms einzubringen und alle Mitglieder ihrer Fraktion, einschliesslich der Minister, auf die Zustimmung zu diesem Antrag zu verpflichten.⁷³

Ein solches Verhalten liess sich nicht einmal aus der Parteitradition heraus rechtfertigen, wie Julius Leber darlegte. «Stehen wir noch», so fragte er, «bei Bebel, Jaurès, dem Erfurter Programm und den französischen Sozialisten, die ein sehr weitgehendes Gesetz zur Verteidigung des Landes angenommen haben, oder vertreten wir den Standpunkt, dass die Sozialisten überall, ohne Rücksicht auf die Rüstungsverhältnisse der anderen Länder, für die Totalabrüstung des eigenen Landes eintreten müssen?»⁷⁴ Das letztere schien der Fall zu sein, und obwohl das Panzerkreuzer-Gesetz dank der energischen Mobilisierungsarbeit, die der neue Reichswehrminister General Wilhelm Groener in den Reihen der rechten Parteien leistete, die Abstimmungsklippe schliesslich problemlos überwand, hatten die Sozialdemokraten in selten einmütiger politischer Kopflosigkeit der Glaubwürdigkeit der Regierung einen Schlag versetzt, von dem sie sich nicht wieder erholte.

Wenn es Stresemann bei dem Gedanken daran, welchen Eindruck dies im Ausland hinterlassen musste, schon angst und bange wurde, so

gab ihm das Verhalten seiner eigenen Partei Grund zu noch grösserer Beunruhigung. Seit 1924 hatte die Aussenpolitik seine Zeit so vollständig in Anspruch genommen, dass er ihrer inneren Entwicklung kaum Aufmerksamkeit widmen können. Als ihr rechter Flügel sich im Dezember 1928 offen mit einer Gruppe von Eisenfabrikanten solidarierte, die sich einem Schiedsspruch widersetzen, den die Regierung anlässlich eines unschönen Interessenkonflikts gefällt hatte, und als sich die DVP Anfang 1929 für die in Preussen erlittene Enttäuschung rächte, indem sie ankündigte, mit ihrer Unterstützung für die Regierung Müller sei nur dann zu rechnen, wenn in deren Finanzpolitik bestimmte – für die anderen Regierungsparteien unannehmbare – Veränderungen einträten, erkannte er – zu spät –, dass dies nicht mehr die Partei war, die er gegründet hatte. Er hatte, wie er einem Mitarbeiter Mitte März schrieb, eine Partei gewollt, die «die Brücke zwischen dem alten und dem neuen Deutschland» sein würde; die DVP, wie sie war, hatte jedes Verlangen danach verloren, die Verantwortung auf sich zu nehmen, die eine solche Rolle erfordert hätte. Sie hatte aufgehört, die «Partei einer Weltanschauung» zu sein und wurde «mehr und mehr zu einer reinen Industriepartei»; und ihre Mitglieder wollten nicht mehr regieren, sondern sich der nationalen Opposition anschliessen, wo sie alle die Schlagwörter loswerden konnten, die sie vom Stahlhelm und von Hugenberg gelernt hatten.⁷⁵

Stresemann tat, was er konnte, um die, wie er fürchtete, unvermeidlichen Folgen dieser Tendenzen hinauszuschieben, während er die anstrengenden Verhandlungen vorantrieb, die zu seinem letzten diplomatischen Erfolg führen sollten. Den Grundstein hierfür hatte er im August 1928 gelegt, als es ihm endlich gelungen war, die Franzosen dazu zu bringen, eine baldige Räumung des Rheinlands ernsthaft in Erwägung zu ziehen und einer erneuten Überprüfung der Reparationsverpflichtungen zuzustimmen. Im Februar machte sich eine internationale Kommission unter Vorsitz des amerikanischen Bankiers Owen D. Young an die Arbeit, die im Juni beendet und deren Ergebnis im August einer Konferenz der interessierten Mächte in Den Haag vorgelegt wurde. Stresemann, der die deutsche Delegation anführte, war verständlicherweise an der beträchtlichen Herabsetzung der jährlichen Reparationsbeträge interessiert, die der Young-Plan zu bringen versprach, aber er war auch entschlossen, den anderen Mächten klarzumachen, dass das deutsche Volk fünf Jahre nach dem Dawes-Plan in keiner finanziellen Übereinkunft einen wirklichen Fortschritt sehen würde, die nicht von einem Zeitplan für die Räumung des Rheinlandes in der vorgesehenen Frist,

das hiess bis 1930, begleitet war. Wie sich herausstellte, brauchte er keine Wunder an Überredungskunst zu vollbringen, um in diesem Punkt durchzudringen. Die Konferenz in Den Haag stand weitgehend im Zeichen eines ununterbrochenen Konflikts zwischen den Finanzexperten der anderen Gläubigernationen und Philip Snowden, dem Schatzkanzler der neuen britischen Labour-Regierung. Dieser, ein reizbarer Mann mit einer verletzenden Zunge, war überzeugt, dass die britische Politik unter den Konservativen schwach und ineffektiv gewesen war, und der Geist der Versöhnung, der mit Locarno assoziiert war, und die Annehmlichkeiten, die zu ihm gehört hatten, interessierten ihn nicht. Er dachte ausschliesslich an den englischen Steuerzahler, in dessen Interesse er einen möglichst grossen Anteil an den vom Young-Plan vorgesehenen Zahlungen herausholen und für einen schnellstmöglichen Wegfall der britischen Aufwendungen für den Unterhalt der Besatzungstruppen auf dem Festland sorgen wollte. Nachdem der erstere Punkt zu seiner Zufriedenheit geregelt war, machte er mit dem in der Räumungsfrage noch zögernden Briand wenig Federlesens; er drohte ihm, England werde seine Truppen in eigener Regie abziehen, wenn Frankreich nicht nachgebe. Der deutsche Aussenminister führte zwei ungewöhnlich harte Unterredungen mit Briand, ehe man sich auf ein Schlussdatum für den Truppenabzug einigen konnte (auf den 30. Juni 1930), aber in der Hauptsache war der Durchbruch der britischen Haltung zu verdanken.⁷⁶

Die Überzeugung Stresemanns, dies würde auf die öffentliche Meinung in Deutschland Eindruck machen und die Ratifizierung des Young-Plans erleichtern, war vermutlich gerechtfertigt, wenngleich es wahrscheinlich ebenso wahr ist, dass seine innenpolitischen Widersacher sich durch ihre masslos übertriebene Reaktion selbst schaden. Hugenberg, der neue Führer der DNVP, hatte schon im Juni 1929 die Grundlage eines publizistischen Feldzugs gegen die zu erwartenden Vereinbarungen entworfen und zur Leitung desselben ein Komitee zusammengestellt, dem Heinrich Class vom Alldeutschen Verband (der den ideologisch-moralischen Grundakkord der Kampagne anschlug, indem er Stresemann als «den Ausbund aller gefährlichen Neigungen unserer Nation» beschrieb, deren «psychische Degeneration sich eindeutig von seiner politischen Dekadenz herleitet»), Franz Seldte vom Stahlhelm und Fritz Thyssen vom Reichsverband der deutschen Industrie angehörten, sowie – dank der Einladung Hugengebgs hier erstmals salonfähig gemacht – der Mann, der alle seine neuen Kampfgefährten nach und nach ausschalten sollte, Adolf Hitler. Im September übersandte

diese Gruppe dem Reichsminister des Inneren den Entwurf eines der Nation zur Abstimmung vorzulegenden Gesetzes. Es verpflichtete die Regierung, die Kriegsschuld Klausel des Versailler Vertrages förmlich zurückzuweisen und die sofortige Räumung der besetzten Zonen zu verlangen; es untersagte der Regierung, jegliche neuen Verpflichtungen einzugehen, die auf einer indirekten Anerkennung der deutschen Verantwortung für den Kriegsausbruch beruhten; und es drohte jedem Minister, der Verträge unterschrieb, die solche Verpflichtungen beinhalten, mit einer Anklage wegen Landesverrats. Dieses unglaubliche Dokument – das Friedrich Stampfer scharfsinnig eine «kaltberechnete Spekulation auf die Dummheit und Unwissenheit» des deutschen Volkes nannte⁷⁷ – vermochte 4'135'000 Unterschriften zu mobilisieren, womit es nach den gesetzlichen Erfordernissen sowohl dem Reichstag als auch der Nation zur Abstimmung vorgelegt werden konnte; aber nach diesem Anfangserfolg verlor die Initiative rasch an Stosskraft. Bei der Lesung vor dem Reichstag stimmten weniger als 100 Abgeordnete für die ersten drei Artikel des sogenannten Freiheitsgesetzes, und über den vierten, den Julius Curtius eine «Infamie» nannte, «die nicht einmal die bittersten politischen Differenzen entschuldigen können», entzweite sich sogar die DNVP, aus deren Fraktion nur 55 Stimmen für Hugenberg übrigblieben. Diese spektakuläre Niederlage verfehlte nicht ihre Wirkung auf die im Dezember abgehaltene Volksabstimmung, denn der Entwurf erreichte bei Weitem nicht die Stimmenzahl, die er benötigt hätte, um Gesetzeskraft zu erlangen.⁷⁸

Dennoch war die Tatsache nicht zu übersehen, dass die 5'825'000 Deutschen, die für das Friedensgesetz stimmten, allem Anschein nach willens waren, die Arbeit des grössten Staatsmannes der Republik zu verwerfen, ihn und seine Mitarbeiter als Verräter zu brandmarken und sich für eine Politik zu entscheiden, die sich trotzig der ganzen übrigen Welt und ihren Begriffen von Recht und Gesetz entgegenstellte. Dies war, zusammen mit den Techniken, die angewandt wurden, um dieses Ergebnis zu erzielen, ein bedeutungsvolles Vorzeichen für die Radikalisierung der deutschen Politik und gleichzeitig der Anfang einer Entwicklung, die durch den Versuch der Mobilisierung der Massen gegen das parlamentarische System gekennzeichnet sein sollte. Curtius nannte die Tätigkeit des Hugenberg-Komitees vor dem Reichstag «einen Angriff auf die Autorität des Staates». Es wäre zutreffender gewesen, sie eine Absage an die Legitimität der demokratischen Republik zu nennen, Ausdruck einer Haltung, die sich die Deutschen in den folgenden Jahren in wachsender Zahl zu eigen machen sollten.

Stresemann vermochte es, bis er am 3. Oktober 1929 starb, zu verhindern, dass auch seine Partei diesen Weg ging. Seinen letzten Dienst erwies er dem Lande, als er auf einer zermürbenden Sitzung der Reichstagsfraktion der DVP am 2. Oktober noch einmal alle seine diplomatischen Gaben in die Waagschale warf, um seine Kollegen davon abzubringen, das in Den Haag Errungene in Frage zu stellen, indem sie die Regierung in einer finanzpolitischen Frage zu Fall brachten, wie es der rechte Parteiflügel offenkundig vorhatte. Er kehrte auf sein Krankenbett zurück, ohne zu wissen, wie die Fraktion sich entscheiden würde; in der Tat entschied sich eine knappe Mehrheit in seinem Sinne. Die DVP blieb in der Regierung, bis der Young-Plan ratifiziert und die Räumung des Rheinlands in vollem Gange war.

Der Sturz des Kabinetts Müller war nichtsdestoweniger nur noch eine Frage der Zeit, und der auslösende Faktor war ebenjene Frage, welche die DVP-Fraktion am 2. Oktober so hitzig debattiert hatte. Im Laufe des vorhergehenden Winters war das Land in eine besorgniserregende wirtschaftliche Rezession geraten, die durch keine staatliche Massnahme gebremst werden konnte. Im Frühjahr 1929 hatte die Zahl der registrierten Arbeitslosen, die bei der Reichsanstalt für Arbeitslosenversicherung (RAV) Unterstützung beantragten, annähernd 1'500'000 erreicht (eine Zahl, mit der natürlich nicht alle Arbeitslosen erfasst waren, so beispielsweise nicht diejenigen, die noch niemals einen Arbeitsplatz gehabt hatten; die wirkliche Ziffer lag weit höher). Die finanziellen Mittel der Arbeitslosenversicherung, die aus Beiträgen von Arbeitnehmern und Arbeitgebern gespeist wurden, wurden von den zu leistenden Zahlungen aufgeessen, und die Reichsanstalt musste einen Regierungszuschuss von nahezu 400 Millionen M in Anspruch nehmen, um bis Juni zahlungsfähig zu bleiben. Die Regierung tat sich bereits schwer, ihren normalen Finanzverpflichtungen nachzukommen, und ein im Mai unternommener Versuch, ihre Finanzkraft durch die öffentliche Ausgabe von Anleihen im Werte von 500 Millionen M (mit 7 Prozent Zins und grosszügigen Steuervorteilen) zu stärken, schlug kläglich fehl: Weniger als zwei Fünftel des Betrags wurden gezeichnet. Es war klar, dass im System der Arbeitslosenversicherung eine Anpassung vorgenommen werden musste, wengleich man es sich zu einfach machte, wenn man, wie es die Hugenberg-Presse und manche Unternehmerverbände zu tun versuchten, die Versicherung selbst als *fons et origo* aller wirtschaftlichen Nöte der Nation brandmarkte und ihren Abbau forderte. Diese Art von Propaganda konnte nur den schärfsten Argwohn der Gewerkschaften er-

regen und eine Atmosphäre erzeugen, in der eine vernünftige Diskussion des Problems der Staatsfinanzen ausserordentlich schwierig wurde.

Dies wurde im September deutlich, als der Finanzminister Rudolf Hilferding und der Arbeitsminister Rudolf Wissell mit Unterstützung der preussischen Regierung einen Plan vorlegten, der bei einer Beibehaltung der bestehenden Leistungen eine Beitragserhöhung sowohl für die Arbeiter als auch für die Arbeitgeber vorsah. Dies löste einen Proteststurm von Seiten der Unternehmer- und Arbeitgeberverbände aus, die sich nun mit der Auffassung Hugenbergs einverstanden erklärten, dass der Schlüssel zur wirtschaftlichen Gesundung in einer Kürzung der Versicherungsleistungen, in der Verpflichtung der Empfänger zum Nachweis ihrer Bedürftigkeit und im Leistungsausschluss für bestimmte Kategorien von Arbeitern sowie in einer durchgreifenden Finanzreform lag, die eine Senkung der Steuern ermöglichen würde. Der Widerhall dieser Forderungen in der DVP war es, der den Anlass für jenen letzten stürmischen Strauss bot, den Stresemann mit seiner Partei ausfocht. Immerhin, der Reichstag entschied sich für die Alternative der Regierung, aber dies brachte keine fühlbare Entspannung der Atmosphäre mit sich. Im Gegenteil, noch ehe der Oktober vorbei war, signalisierte der grosse Börsenkrach in New York, dass die Probleme des Landes eben erst anfangen.

Wenn man die Entwicklung der sich vertiefenden Krise studiert,⁷⁹ dann fällt es nicht leicht, eine politisch einflussreiche Persönlichkeit namhaft zu machen, der der Gedanke an die möglichen Folgen einer Nichtbewältigung der wirtschaftlichen Lage so tiefe Sorge bereitete, dass sie bereit gewesen wäre, das eigene persönliche oder berufliche Interesse zugunsten des Gemeinwohls zurückzustellen. Es war eine Zeit, in welcher der organisierte Egoismus stärker hervortrat als Mut und Inspiration und in der Fatalisten und Opportunisten die Szene beherrschten. Hermann Müller, ein anständiger, jedoch phantasieloser Mann, führte den Vorsitz in der sich verschlechternden Situation mit einer Energielosigkeit, die gewiss teilweise dem Leberleiden zuzuschreiben war, das zu seinem Tode im März 1931 führen sollte. Unter seiner schlaffen Führung gingen die Statthalter und Stallwächter der Koalitionsparteien – Scholz von der DVP, Brüning vom Zentrum, Wissell von der SPD – ihre eigenen Wege, ohne sich viel um Kabinettsolidarität zu scheren, und die Direktoren staatlicher Institutionen scheuten sich nicht, Positionen zu vertreten, die ministeriellen Aussagen zuwiderliefen. In den letzten Monaten des Jahres 1929 brach beispielsweise der Präsident der Reichsbank, Hjalmar Schacht, ein fähiger, aber arroganter und extrem ehrgeiziger Mann, einen Nervenkrieg gegen die Regierung vom

Zaun, indem er versuchte, ihr weitere Kredite zur Unterstützung der Arbeitslosenversicherung zu verweigern, wenn sie nicht nach seinen Vorschlägen gewisse Finanzreformen durchführte. Als der Staatssekretär im Finanzministerium, Johannes von Popitz, ihn zu umgehen versuchte, indem er direkte Verhandlungen um einen kurzfristigen Kredit mit der amerikanischen Bank Dillon & Read aufnahm, gab der Reichsbankpräsident am 6. Dezember eine ausserordentliche Erklärung heraus, in welcher er die Regierung der fiskalischen Verantwortungslosigkeit zieh; das versetzte die Amerikaner in Angst und führte zum Rücktritt Popitz' und seines Chefs Hilferding.⁸⁰

Der neue Finanzminister, Paul Moldenhauer von der DVP, suchte seine Politik den Forderungen Schachts anzupassen, wobei er zugleich hoffte, die Finanzlage werde sich durch die Erhebung neuer landwirtschaftlicher Zölle und neuer Tabaksteuern sowie durch die Reduzierung der Reparationszahlungen bessern, die sich nach dem Inkrafttreten des Young-Plans ergeben würde, dessen letzte Einzelbestimmungen auf einer zweiten Konferenz in Den Haag im Januar ausgearbeitet wurden. Keine der beiden Erwartungen erfüllte sich. Ende Januar sah er sich gezwungen anzukündigen, dass die voraussichtlichen Einsparungen bei den Reparationen kaum ausreichen würden, das Defizit des laufenden Jahres abzudecken, eine Prognose, die von Finanzfachleuten als äusserst optimistisch eingestuft wurde. Was Schacht betraf, so war er unversöhnlich. Nach einem leicht lächerlich wirkenden Besuch in Den Haag, wo er kurz und vergeblich versuchte, in das Verfahren entscheidend einzugreifen, befriedigte er sein inzwischen zwanghaftes Verlangen, seinen Namen in den Schlagzeilen zu sehen, durch einen abrupten Rücktritt von seinem Posten als Reichsbankpräsident; die *Frankfurter Zeitung* nannte diesen Schritt eine offenkundige Demonstration gegen die Regierung.⁸¹

Sein Beispiel regte andere zur Nachahmung an: Scholz und die DVP beriefen sich bereits auf Schacht, um ihren Standpunkt zu untermauern, die Regierung handle unverantwortlich, indem sie sich weigere, die Leistungen der Arbeitslosenversicherung zu kürzen, und nun fing auch noch der neue Vorsitzende der Reichstagsfraktion des Zentrums an, seinerseits Schachtsche Töne von sich zu geben. Als im Februar der Young-Plan dem Reichstag zur Ratifikation vorlag, kündigte Heinrich Brüning an, seine Partei könne die Vereinbarungen nicht akzeptieren, wenn sie nicht eindeutigen Aufschluss über die Finanzverhältnisse des Landes und ihre wahrscheinlichen Auswirkungen auf den Plan erhielt. Obwohl Brüning sich am Ende entschied, die Ratifizierung nicht zu blo-

ckieren, nahm er seine Bedenken doch immerhin mit in den Präsidentenpalast, dem er einen Besuch abstattete, der vordergründig von der Absicht diktiert war, die Etikette zu wahren, indem er sich dem Feldmarschall als neuer Fraktionsvorsitzender vorstellte. Es war eine seltsame Begegnung, bei der Brüning eindeutig andere Dinge im Sinn hatte als nur Finanzreformen. Er sprach über die Achtung, die seine Fraktion vor Hermann Müller habe, und über ihre Absicht, weiter mit ihm zusammenzuarbeiten, solange er bereit war, gewisse notwendige Reformen zu fördern – über die er sich anscheinend nicht näher ausliess. Gleichzeitig machte er freilich deutlich, dass die Mehrheit seiner Parteifreunde wie er selbst vom politischen Temperament her eher einer Zusammenarbeit mit der Rechten zuneigten und dass seine Partei nur wegen der Entgleisungen Hugenberg's zur Zusammenarbeit mit den Sozialdemokraten gezwungen worden sei; als der Name Hugenberg fiel, kam, wie Brüning es schilderte, «ein trauriger Zug über das wie aus Eichenholz geschnitzte Gesicht des Reichspräsidenten, aber auch eine gewisse Härte und Entschlossenheit». Brüning wies darauf hin, dass der Präsident unter den Nationalisten und selbst in der SPD viele Freunde habe und dass er hoffe, er werde «seine grosse Autorität» dazu benutzen, eine Brücke zwischen den konstruktiven Elementen der Linken und der Rechten zu bauen. In diesem Fall werde er, Brüning, sein Bestes tun, um dem Präsidenten bei seinen Bemühungen zu helfen. Hindenburg, der immer schon ein grosser Tränenvergiesser gewesen war, geriet nun sichtlich in Rührung und sagte, Brüning die Hände drückend, mit gebrochener Stimme: «Alle haben mich im Leben verlassen, Sie müssen mir versprechen, mit Ihrer Partei mich am Ende meines Lebens nicht im Stich zu lassen.»⁸²

Es fällt schwer, nicht die Schlussfolgerung zu ziehen, dass Brüning versuchte, seine eigene Zukunft abzusichern für den Fall eines Sturzes des Kabinetts Müller, mit dem er für die allernächste Zukunft rechnete, und dass er bereits über eine radikale Abkehr von der normalen parlamentarischen Regierungsarbeit nachdachte, falls es sich ergab, dass er selbst an die Schalthebel der Macht berufen würde. Wenn diese Unterstellung zutrifft, so lag er mit seiner Einschätzung der Lebenserwartung des Kabinetts Müller durchaus richtig. Die im Raum stehende Auseinandersetzung über die Zukunft der Arbeitslosenversicherung konnte nicht länger hinausgeschoben werden. Entweder mussten die Versicherungsbeiträge erhöht werden, wogegen die Wirtschaft geschlossen Front machte und was auch die DVP nicht hinnehmen wollte, wie Moldenhauer am 24. März feststellte, als er dem Kabinett ein Bündel finanziel-

ler Reformen vorlegte, das auch den Antrag auf eine solche Erhöhung enthielt; oder die Leistungen mussten reduziert werden, ein Vorschlag, der für die Gewerkschaften indiskutabel war, die argwöhnten, dies werde das Vorspiel zu einem allgemeinen Absinken der Löhne sein. Als das Kabinett sich mit diesem vertrackten Problem herumschlug, trat ein Abgeordneter der DDP namens Oscar Mayer mit einem Kompromissvorschlag hervor, für dessen Unterstützung er Brüning gewann; einen Augenblick lang schien es möglich, dass die widerstreitenden Elemente sich auf diesen Vorschlag würden einigen können. Er sah vor, dass die Arbeitslosenversicherung einen jährlichen Regierungszuschuss erhielt, über dessen Höhe bei der Haushaltsdebatte entschieden würde. Falls dieser sich als unzulänglich erwies, sollte die RAV befugt sein, die Quote der Arbeitgeber- und Arbeitnehmerbeiträge um 0,025 Prozent zu erhöhen.

Dies fand die Zustimmung aller Koalitionsmitglieder ausser der Bayerischen Volkspartei (die schmolte, weil die fiskalischen Pläne Moldenhauers auch eine neue Biersteuer enthalten hatten) und der SPD. Die entscheidende Kraft in den sozialdemokratischen Parteigremien war zu jener Zeit nicht der Kanzler, auch nicht der Wirtschaftsminister Robert Schmidt oder der Innenminister Carl Severing, die alle bereit waren, den Mayer-Brüningschen Kompromiss zu akzeptieren, sondern war Rudolf Wissell; er war in der Gewerkschaftsbewegung gross geworden und war in der Partei der glühendste Verfechter staatlicher Sozialpolitik, als deren einen Eckpfeiler er die Arbeitslosenversicherung ansah. In den Augen Wissells war der Kompromiss ein verdeckter Angriff auf das integrierte System der Sozialversicherung, indem er es an einer Stelle aushöhlte und so einem möglichen weiteren Abbau den Weg ebnete. Sein Widerstand machte es notwendig, die Frage der Reichstagsfraktion der SPD zur Entscheidung vorzulegen, und dieses Gremium stimmte unter dem Einfluss Wissells und im Gedenken an seine Abhängigkeit von der Unterstützung der Gewerkschaften mit überwältigender Mehrheit gegen den Mayer-Brüning-Plan.⁸³

Angesichts eines nun vollkommen ratlosen Kabinetts und eines Finanzministers Moldenhauer, der sich kurz und bündig weigerte, den angerichteten Scherbenhaufen zusammenzukehren, legte Müller dem Reichspräsidenten das Rücktrittsgesuch seines Kabinetts vor; Hindenburg akzeptierte es.

Gustav Noske, der selbst genug Arger mit seinen Parteigenossen gehabt hatte, schilderte in seinen Memoiren, wie Rudolf Hilferding sich

bei ihm einmal über den «geradezu untragbaren Zustand» beklagte, «eine Fraktion im Nacken zu haben, die gänzlich führer- und directionslos sei ... [und] dass Leute darin den Ton angaben, die wegen der Frage, ob für die Arbeitslosen 30 Pfennig mehr oder weniger aufgewendet würden, wenn nicht die Partei, so wenigstens die ganze Demokratie und die Republik zum Teufel gehen lassen wollten».⁸⁴ Vergegenwärtigt man sich, wie blind die SPD-Fraktion in der Krise vom März 1930 für alles ausser für die Reaktion der Gewerkschaften auf ihre Entscheidung gewesen ist, so kann man ihm darin nur beipflichten.⁸⁵ Es wäre freilich ein Fehler, in der SPD den einzigen oder auch nur den Hauptschuldigen am Sturz des Kabinetts Müller zu sehen. Das Verhalten der DVP in den entscheidenden Krise vorangehenden 18 Monaten hatte im Zeichen einer immer stärker werdenden Überzeugung gestanden, dass die Aufrechterhaltung des kapitalistischen Systems der freien Konkurrenz mit der Fortdauer der parlamentarischen Demokratie unvereinbar war;⁸⁶ und das Zentrum unter Kaas und Brüning verfiel zunehmend in jenen fatalen Opportunismus, der im Laufe der folgenden drei Jahre sein Hauptkennzeichen bleiben sollte. Keine Partei, gleich, ob sie der Koalition oder der Opposition angehörte, kann von der Verantwortung für das Scheitern der letzten demokratischen Regierung der Republik oder für den Sturz der Republik selbst, der nicht lange auf sich warten liess, freigesprochen werden.

XV. Das Ende von Weimar

Durch die letzten Tagesblätter
Rauscht die welke Politik
Greise schauen nach dem Wetter
Gibt es Putsch?
Futsch ist futsch

Du deutsche Republik!
*Walter Mehring (1931)*¹

Dieser Mensch gehört ja eigentlich gar nicht zu unserer Rasse. Da ist etwas ganz Fremdes an ihm, etwas wie eine sonst ausgestorbene Ur-rasse, die völlig amoralisch noch geartet ist.

*Otto Hintze (1931)*²

Nachdem das Parlament demonstriert hatte, dass es nicht fähig war, Deutschland eine funktionierende Regierung zu geben, verfiel das Land nun in einen Zustand ähnlich dem, der im fünften Jahrzehnt vor Christi Geburt in Rom herrschte, als die zivile Regierung ihre Autorität einbüßte und die Soldaten und die Demagogen die Herrschaft übernahmen. Der Sturz des Kabinetts Müller markierte den Beginn einer Phase militärischer Eingriffe in die deutsche Politik, wie es sie in noch stärkerem Masse nur in den Jahren 1916-18 unter der dritten Obersten Heeresleitung gegeben hatte. Dieses Mal ermangelte es den politischen Generalen freilich an der Bereitschaft, die Verantwortung kühn und offen in ihre Hände zu nehmen. Sie zogen es vor, sich ausgewählter politischer Mittelsmänner zu bedienen, Mohren, die sie beherrschen und deren sie sich entledigen konnten, wenn sie ihre Schuldigkeit getan hatten. Dies war, gelinde gesagt, ein schwieriges Spiel, und sie spielten es nicht besonders gut. Am Ende verloren sie den Mut, und ihr letzter Mohr wurde zu ihrem Meister.

1. Die Regierung Brüning und die Wahl vom September 1930

Hinter der verstärkten politischen Aktivität des Militärs stand die lebhafteste Besorgnis der Generale angesichts des Verfalls der öffentlichen Ordnung, der mit der steigenden Arbeitslosigkeit in den letzten Monaten des Jahres 1929 einherging, und angesichts der offenkundigen Zunahme

des Extremismus, wie er durch Zugewinne der Nationalsozialisten und der Kommunisten bei verschiedenen Kommunalwahlen zum Ausdruck kam. Sie glaubten, wenn diese Entwicklungen nicht gestoppt würden, werde das Land in Verhältnisse ähnlich denen von 1918 zurücksinken und die nationale Einheit womöglich durch einen Bürgerkrieg zerrissen, bei dem das Heer selbst, das letzte Bollwerk der staatlichen Autorität, entzweibrechen würde.

So akut schien dem Verteidigungsminister Müllers diese Gefahr zu sein, dass er im Januar 1930 einen ausserordentlichen Runderlass an die Truppe herausgab, der die Soldaten davor warnte, sich vom Parteienhader oder von den Versprechungen der Demagogen anstecken zu lassen, und sie ermahnte, nicht zu vergessen, dass die Wehrmacht «notwendigster und reinster Ausdruck» der nationalen Einheit und des nationalen Willens sei.³ Der Verfasser dieses Dokuments, Wilhelm Groener, hatte Grund, sich an die Situation von 1918 mit besonderer Deutlichkeit zu erinnern; dies so sehr, dass ihm rhetorische Appelle nicht ausreichend erschienen und er zu dem Schluss kam, dass das Heer wie damals, so auch jetzt wieder die Initiative ergreifen müsse, um der das Reich bedrohenden inneren Polarisierung ein Ende zu setzen. Im Laufe der Wintermonate 1929-30 waren Groener und der Mann, den er «meinen Kardinal *in politicis*» nannte, General Kurt von Schleicher, Chef des Ministeramts im Reichswehrministerium, massgeblich an Planungen und Verhandlungen über eine neue Art von Regierung beteiligt, die an die Stelle des Kabinetts Müller treten sollte, sobald dieses endgültig stolperte. Als das am besten auskalkulierte Denkmodell zur Bewältigung des nationalen Notstands erschien ihnen der Plan, ein Kabinett aus Männern zu bilden, die in keiner Weise durch Verpflichtungen gegenüber einer Partei gebunden waren, die mit dem nationalen Interesse als einziger Richtschnur ihres Handelns als Mannschaft Zusammenarbeiten und die ihre Autorität letzten Endes von der Macht des Präsidenten herleiten würden.⁴ Der Mann, der die besten Voraussetzungen für die Führung einer solchen Regierung mitzubringen schien, war Heinrich Brüning.

Brüning empfahl sich den Generalen aus verschiedenen Gründen – abgesehen von dem auf der Hand liegenden Grund, dass er wohl auf die Unterstützung seiner eigenen Partei würde zählen können, die eine der grössten Reichstagsfraktionen stellte. Er war für seine konservativen finanzpolitischen Ansichten bekannt, was die Wirtschaft mit Beruhigung zur Kenntnis nehmen würde; das Register seines Stimmverhaltens als Abgeordneter wies aus, dass er Heeresvorlagen stets getreulich zugestimmt hatte, und er war fest von der Notwendigkeit einer Revision der

Wiederbewaffnungsklauseln des Versailler Vertrags zugunsten Deutschlands überzeugt; er teilte Schleichers feindselige Einstellung zur Sozialdemokratie, die, wie er glaubte, grosse Teile der Bevölkerung zu materialistischen Lebensauffassungen, lockeren Sitten und unrealistischen Erwartungen verleitet hatte; und als glühend überzeugter Katholik war er nicht abgeneigt, bei schwerwiegenden gesellschaftlichen Problemen autoritäre Lösungen in Betracht zu ziehen. Bei seinen Gesprächen mit dem Feldmarschall hob Schleicher, der in dem Versuch, den alten Mann von der Notwendigkeit eines radikal neuen Regierungsverständnisses zu überzeugen, die Schlüsselrolle spielte, alle diese Eigenschaften Brünings hervor; den Argwohn Hindenburgs hinsichtlich Brünings Katholizismus zerstreute Schleicher durch den Verweis auf das ausgezeichnete soldatische Verdienstkonto des Zentrumsführers, der als Frontoffizier im Weltkrieg ein Eisernes Kreuz erster Klasse errungen hatte.⁵

Diese Taktik hatte Erfolg. In einem langen Gespräch bei einem Spaziergang in den Wäldern von Potsdam am 27. Dezember teilte Groener dem Zentrumsführer mit, dass der Präsident entschlossen sei, nach dem Sturz Müllers ihn, Brüning, mit der Bildung einer Regierung zu beauftragen, und bat ihn dringend, diesem Ruf der Pflicht Folge zu leisten. Als Brüning fragte, ob es nicht besser sei, wenn ein General Kanzler würde – Groener selbst oder Schleicher –, wischte der Reichswehrminister die Frage mit der – angesichts seiner gegenwärtigen Aktivitäten nicht allzu logischen – Bemerkung beiseite, dass dies allen seinen Bemühungen widersprechen würde, die Reichswehr aus der Politik herauszuhalten. Er bestand darauf, Brüning sei der Mann der Stunde, und versicherte ihm (eher zu optimistisch, wie die Ereignisse erweisen sollten), er könne ihm die zuverlässige und beständige Unterstützung des Präsidenten garantieren, weil er dem Feldmarschall in den vergangenen zwölf Jahren so viele gute Dienste erwiesen habe, dass es für Hindenburg «menschlich unmöglich» wäre, seinen Empfehlungen zuwiderzuhandeln, und diese Empfehlungen werde er standhaft zugunsten Brünings ins Feld führen.⁶

Als ihn der Ruf aus dem Präsidentenpalast am 27. März 1930 erreichte, war Brüning also darauf vorbereitet, und er brauchte nicht lange, um sich zu entscheiden. Bei seinem Gespräch mit Hindenburg am folgenden Morgen erklärte er, dass er beabsichtige, ein Kabinett zu bilden, das in der Lage sein würde, einen unabhängigen Kurs zu verfolgen, dass dies jedoch nur mit Hilfe des Notverordnungsrechts des Präsidenten möglich sein werde. Diese Hilfe versprach der Feldmarschall zu gewähren, jedoch, wie er hinzufügte, «selbstverständlich nur soweit, wie es

sich mit der Verfassung, die ich vor Gott beschworen habe, vereinbaren lässt».⁷ Dies genügte Brüning. Er nahm die Berufung an und ging dann daran, sich seine Minister zu suchen, eine Aufgabe, derer er sich gegen alles Herkommen binnen 48 Stunden entledigte.

Auf den ersten Blick unterschied sich das neue Kabinett nicht radikal vom vorausgegangenen. Die vier sozialdemokratischen Minister waren ersetzt, aber sieben andere waren von der Regierung Müller übernommen. Die neuen Gesichter waren Gottfried Treviranus von den Volkskonservativen, Brünings ergebenster Anhänger – sein «treuer Knappe», wie die Zeitgenossen sagten –, der Minister für die besetzten Gebiete wurde,⁸ Martin Schiele, wie Treviranus ein Abtrünniger von der DNVP, der das Ernährungsministerium übernahm, J.V. Bredt von der neuen und kurzlebigen Wirtschaftspartei, der an die Spitze des Justizministeriums rückte, sowie Brüning selbst. Keineswegs auch waren die Angehörigen dieses Kabinetts – zumindest in der Anfangsphase – so unabhängig vom Einfluss der Parteien, wie seine Schirmherren es erhofft hatten. Nur Groener, Treviranus und Schiele waren wirklich ungebunden, während sowohl Bredt als auch Moldenhauer von der DVP, der Finanzminister, stark genug unter dem Einfluss ihrer Parteien standen, um bereits zu einem frühen Zeitpunkt aus dem Kabinett auszuschcheiden.⁹ Aber die neue Kombination wies zwei spezifische Merkmale auf. Das Kabinett war jünger, als man es in Deutschland gewohnt war; sechs frühere Frontkämpfer gehörten ihm an, ein Umstand, der eine kraftvolle Politik und neue Ideen verhiess; und es war sich einig im Respekt vor Brüning. Dank der Loyalität und der Unterstützung, die er bei seinen Kollegen genoss, war Brüning der erste Kanzler seit den 100 Tagen Stresemanns 1923, der sein Kabinett wirklich führte.¹⁰

Brüning verfügte über unbestreitbare Fähigkeiten, wenngleich man bezweifeln mag, ob es gerade diejenigen waren, welche die Situation, vor die er gestellt war, erforderte. Dass er seinem Land in selbstloser Hingabe diene, steht ausser Frage; und es ist klar, dass seinem moralischen Impetus intellektuelle Hilfsquellen und eine Beschlagenheit hinsichtlich der technischen Aspekte der Fragen, mit denen er es zu tun hatte, zu Gebote standen, wie sie kaum einer seiner Vorgänger besessen hatte. Groener gab sich nicht bloss einer Schwärmerei hin, als er einem Freund gegenüber erklärte, er habe nie einen «Staatsmann, Kanzler, Minister, General erlebt, der in seinem Gehirn soviel positives Wissen mit politischer Biegsamkeit verbindet wie Brüning».¹¹ Denselben Eindruck hinterliess der Kanzler bei dem nüchternen britischen Botschafter Sir

Horace Rumbold und bei dessen amerikanischem Kollegen Frederic M. Sackett, der seinem Aussenminister Henry L. Stimson mitteilte, der neue deutsche Kanzler sei «die Entdeckung Europas, ein wirklich grosser Mann».¹²

Diese geistigen Vorzüge gingen jedoch nicht mit den charakterlichen Eigenschaften einher, die ein Politiker braucht, um Erfolg zu haben. Brüning war ein Mann, der eher über Massnahmen als über Menschen nachdachte, und er überbewertete die Macht der Vernunft und der Logik. Wenn er überzeugt war, mit seinem Kurs im Recht zu sein, erwartete er von anderen unbedingt, dass sie dies einsahen oder sich davon überzeugen liessen, und er versäumte es, sich zu fragen, was geschehen würde, wenn sie anderer Meinung blieben, wenn sie gar Vernunft und Logik in den Wind schlugen, weil ihre Gefühle zu stark waren, als dass sie sich gegen ihren Willen hätten überzeugen lassen. Hierdurch verirrte er sich nicht nur in schwerwiegende Fehleinschätzungen der öffentlichen Stimmung, sondern wurde auch verwundbar für die Komplotte nicht so ehrenhafter Männer. In einer Zeit der Leidenschaften und Intrigen und der verbreiteten öffentlichen Niedergeschlagenheit war er der Technokrat reinsten Wassers, dem sowohl die Leidenschaft fehlte, die dem Bismarckschen Umgang mit der politischen Macht innegewohnt hatte, als auch das Charisma und der schwungvolle Optimismus, die seinen grossen Zeitgenossen Franklin Delano Roosevelt charakterisierten. Den Menschen in Deutschland, die politische Führer bevorzugten, die sich nicht scheuen, ihre Gefühle zu zeigen, erschien er als ein kalter, überintellektueller und unsympathischer Mann, und dies trug ebenso sehr wie alles andere zu seinem Scheitern bei.

Dazu kam, dass er im politischen Handeln zu einem hartnäckigen Eigensinn neigte, der die ohnehin schon imposanten Probleme, mit denen er sich auseinandersetzen musste, noch weiter erschwerte, und dies lässt sich nirgends besser illustrieren als an seiner Taktik während der ersten Amtsmonate. Wenn sein Kabinett sich auch nicht auf eine Mehrheit im Reichstag stützen konnte, so ging es doch mit bestimmten Vorteilen ins Rennen, die ein gewiefter Parlamentarier hätte ausnutzen können. Es war kein Geheimnis, dass Brüning auf Hindenburg zählen konnte und dass daher eine Auflösung des Reichstags wahrscheinlich war, wenn es nicht zu einer Zusammenarbeit zwischen Kanzler und Parteien kam. Neuwahlen aber wollten die meisten Parlamentsabgeordneten vermeiden, und Rudolf Breitscheid, dessen Partei unter dem Eindruck der Folgen ihrer Sturheit während der Märzkrise etwas zurückgesteckt hatte, liess dem Kanzler gegenüber zu einem frühen Zeitpunkt durchblicken,

dass die SPD bereit sei, bei der Suche nach parlamentarischen Lösungen für die wirtschaftlichen Probleme des Landes mit ihm zusammenzuarbeiten. Wäre Brüning willens gewesen, bei einzelnen seiner Programmpunkte Kompromisse einzugehen, dann hätte sich vielleicht die Notwendigkeit, die Sondervollmachten des Präsidenten zu beanspruchen, gar nicht ergeben.

Aber Brüning zeigte keine Neigung, dieses Angebot in Betracht zu ziehen. Seiner Ansicht nach lag der Schlüssel zur Behebung der deutschen Schwierigkeiten – der Wirtschaftsflaute, der Arbeitslosigkeit und der wachsenden politischen Gespaltenheit des Landes – in einer Reform der Staatsfinanzen: in der unbarmherzigen und bedingungslosen Wiederherstellung der fiskalischen Verantwortlichkeit mit Hilfe eines integrierten Deflationsprogramms, zu dem Einsparungen, Steuererhöhungen und eine Verringerung der Staatsausgaben gehörten. Ein solches Programm würde keinen Kompromiss und keine Veränderungen zulassen. Das Parlament würde es entweder als Ganzes annehmen oder aber zusehen müssen, wie es über seinen Kopf hinweg mit anderen Mitteln verwirklicht wurde.¹³

Die herausfordernde Sprache, die Brüning bei seiner Erklärung zur Eröffnung des Reichstags am 1. April führte, deutete darauf hin, dass der Kanzler sich bereits der zweiten Alternative verschrieben hatte. Ein Freund, der sich im Laufe dieser ersten Monate mit ihm unterhielt, berichtete: «Er ist entschlossen, bis zum äussersten zu gehen, und ist dabei tief erfüllt von dem Bewusstsein der Schicksalsstunde, in der das deutsche Volk sich befindet.»¹⁴ Er versuchte nicht, vor den aufmerksam lauschenden Parlamentariern seine Gefühle zu verbergen. Dies war, so erklärte er ihnen, eine neue Art von Regierung, nicht wie üblich an eine Parteienkoalition gebunden. Sie hatte ein Programm und war entschlossen, es ohne Verzögerung in die Tat umzusetzen. Wenn der Reichstag dabei mitarbeiten wolle, so würde man dies dankbar zur Kenntnis nehmen, falls nicht, würde es jedoch «der letzte Versuch sein, dies mit Hilfe des gegenwärtigen Hauses durchzuführen».

Als im Juni erste Teile des Programms bekanntgegeben wurden, fanden die Parteien daran vieles auszusetzen. Für die DNVP und die DVP waren die drastischen Steuererhöhungen, die besonders die höheren Schichten und die ledigen Personen trafen, untragbar, umso mehr, als die Zahlungen aus dem Young-Plan und die Arbeitslosenunterstützung weiterlaufen sollten; für die SPD waren die vorgesehenen Einsparungen nicht ausreichend, weil keine Verringerung der Rüstungsausgaben festgelegt war. Am 16. Juli stimmten diese Parteien zusammen mit den ge-

wohnheitsmässigen Neinsagern, den Nazis und den Kommunisten, wesentliche Teile des finanziellen Reformpakets nieder; und als Brüning dies unverzüglich damit konterte, dass er seinen Regierungshaushalt einschliesslich der umstrittenen Massnahmen per Notverordnung verkündete, forderte die Reichstagsmehrheit zwei Tage später die Ausserkraftsetzung dieser Verordnungen; die SPD erklärte, sie stellten einen Angriff auf das Prinzip der Volkssouveränität dar. Dem Gebot der Verfassung folgend, gab der Kanzler dem statt, aber er liess sich nicht aus dem Konzept bringen. Er löste nun den Reichstag auf und setzte die Neuwahlen erst für den 14. September an, den nach der Verfassung spätestmöglichen Termin. Unterdessen setzte er sein finanzielles Reformprogramm mit Hilfe des präsidentiellen Notverordnungsrechts in Kraft.

Der Beamte und bedeutende Gelehrte Arnold Brecht erinnerte sich in seinen Memoiren an eine Passage aus *Sallust*, in welcher der römische Historiker über eine Rede berichtete, die der junge Julius Cäsar im Jahre 63 v. Chr. hielt, als Cicero als Konsul Massnahmen mit zweifelhafter gesetzlicher Grundlage gegen die Anhänger des Verschwörers Catilina getroffen hatte. Cäsar wies darauf hin, dass gefährliche Präzedenzfälle immer von guten Absichten ausgingen und mit Argumenten begründet würden, die schlechte Menschen später zur Rechtfertigung ihrer Verbrechen anführen könnten.¹⁵ Dass Brüning von ehrenwerten Absichten geleitet war, braucht nicht erst gesagt zu werden, aber indem er sie verfolgte, brach er die erste bedeutsame – und, wie es sich herausstellen sollte, nicht wieder zu schliessende – Bresche in die Weimarer Verfassung und wies skrupelloseren Männern den Weg, Männern, die ihn bald zur Seite drängen und die Zerstörung der demokratischen Regierungsform in Deutschland vollenden würden.

Es ist gesagt worden, dass Brüning den Kurs, für den er sich entschieden hatte, wohl kaum eingeschlagen hätte, wäre er imstande gewesen, die Ergebnisse der Septemberwahlen vorherzusehen,¹⁶ und es trifft zweifellos zu, dass sein fehlendes Gespür für die Stimmung in der Öffentlichkeit und für die treibenden Leidenschaften hinter ihr ihn zu falschen Einschätzungen führte. Aber weshalb hörte er nicht auf andere? Es gab 1930 in Deutschland Dutzende von Politikern, die mit den schlimmsten Befürchtungen dem Vorhaben entgegensahen, Wahlen inmitten einer sich verschärfenden Wirtschaftskrise abzuhalten, als viele Menschen ratlos und verbittert und nur allzu aufnahmefähig für radikale Parolen waren. Es war genug Staub aufgewirbelt worden, dass man sehen konnte, wohin der Wind blies; bei den Juniwahlen in Sachsen hatten

die Nazis überraschend stark abgeschnitten, und kommunistische Kundgebungen lockten grosse Zuhörermassen an. Für den Wahlkampf selbst zeichneten sich so gewalttätige Auseinandersetzungen ab, dass die öffentliche Ordnung in Gefahr geraten würde, und man konnte beinahe gewiss sein, dass der kommende Reichstag noch weniger arbeitsfähig und kontrollierbar sein würde als der gegenwärtige, dessen Legislaturperiode noch weitere zwei Jahre lief. Wenn man nicht gewillt war, den Reichstag völlig auszuschalten – und an diesem Punkt waren noch nicht einmal die Generale angelangt –, konnten die Neuwahlen womöglich dazu führen, dass die Position der Regierung unhaltbar wurde.

Brüning muss all dies gehört haben, aber er nahm es nicht zur Kenntnis. Er war nicht nur von der Solidität seines fiskalischen Programms überzeugt, sondern auch von der Richtigkeit der Methoden, mit denen er es zu verwirklichen unternommen hatte; und er ging seinen Weg in bedenkenlosem Ungestüm, weil er sicher war, dass das deutsche Volk seine kraftvolle Führerschaft honorieren würde, indem es dem jetzigen widerspenstigen Reichstag eine Abfuhr erteilte und ein Parlament wählte, das seine Reformen unterstützte. «Der Wahlkampf», schrieb er später, «wurde zu einem Plebiszit über die Notverordnung, aber auch gleichzeitig zu einem Entscheidungskampf zwischen einer sinnlosen Form des Parlamentarismus und einer gesunden, massvollen Demokratie, in der die Regierung, um die öffentlichen Finanzen vor dem Zusammenbruch zu retten, vor dem ganzen Volke den Kampf für diese Aufgabe gegenüber dem Intrigenspiel und der Unvernunft im bisherigen Reichstag aufnehmen müsse.»¹⁷

Wäre Brüning ein Bismarck gewesen, so hätte er dieses Vorhaben trotz der trostlosen wirtschaftlichen Bedingungen vielleicht durchführen können, indem er den prinzipiellen Konflikt dramatisch auf die eigene Person zuspitzte. Aber dazu war der Kanzler nicht fähig. Vor grossem Publikum sprach er unbeholfen und seltsam blutleer, und seinen Reden fehlte jede inspirierende Kraft, was insofern nicht verwunderlich war, als sie grösstenteils von den Opfern handelten, die gebracht werden müssten. Nicht lange, und er wurde der Hungerkanzler genannt, und dieser Spitzname war wohl kaum geeignet, Wählerstimmen anzuziehen. Vielleicht hätte sich sein Image verbessern lassen, wenn der Präsident, dessen Wort bei den Massen immer noch Gewicht besass, ihn offen und leidenschaftlich unterstützt hätte. Aber obgleich die Regierung Brüning mehr als jede frühere seine Regierung war und obgleich die Verordnung, die den Haushaltsplan in Kraft gesetzt hatte, seine Unterschrift trug,

blieb Hindenburg während des Wahlkampfes fast vollkommen passiv. «Der Reichspräsident», verlautete aus seinem Amt, «mischt sich grundsätzlich nicht in den Wahlkampf ein.»¹⁸ Diese Einstellung entwertete alle Argumente, die Brüning zur Rechtfertigung des Rückgriffs auf die Macht des Präsidenten im Konflikt mit einem widerspenstigen Reichstag vorbrachte, und sie verwirrte eine ohnehin schon bedrückte Wählerschaft, die nach allem, was sie aus den einander widersprechenden Reden Brünings und seiner Minister entnahm, nicht mehr wusste, ob sie die Demokratie nun angriffen oder verteidigten und welche Folgen der eine oder der andere Kurs wohl haben würde.

Ehe der Wahlkampf noch zu Ende war, hatte sich ein grosser Teil der Wählerschaft einfach darauf verlegt, nicht mehr zuzuhören, und viele wünschten Reichstag und Bundesrat insgeheim zum Teufel. Und die Wahlergebnisse vom 14. September bestätigten denn auch die schlimmsten Befürchtungen derjenigen, die sich im Juli gegen die Reichstagsauflösung ausgesprochen hatten. Die 35 Millionen Deutsche, die zur Urne gingen – 4 Millionen mehr als 1928, wodurch sich mit 82 Prozent die höchste Wahlbeteiligung seit 1918 ergab –, erteilten dem Reichstag, den Brüning aufgelöst hatte, in der Tat eine Abfuhr, freilich kaum in der Art und Weise, wie der Kanzler es erwartet oder erhofft hatte. Die liberalen Parteien wurden erheblich geschwächt und traten ins Stadium ihres endgültigen Niedergangs: Die DVP verlor eine Million Stimmen und ein Drittel ihrer bislang 45 Mandate; die DDP schickte unter ihrem neuen Namen – Staatspartei – eine in sich zerrissene Fraktion in den Reichstag, die wenige Wochen nach der Wahl von 20 auf 14 Mitglieder schrumpfte, als die Vertreter des jungdeutschen Ordens sich zurückzogen; und die neue Wirtschaftspartei vermochte sich kaum am Leben zu halten.

Dies war für Brüning keine Überraschung, denn er hatte nicht mit einem Wiedererstarken des deutschen Liberalismus gerechnet, dessen parlamentarische Stärke zwischen 1919 und 1928 von 23 Prozent auf nur noch 13 Prozent aller Reichstagsmandate gefallen war, und bei dem seit dem Tode Stresemanns alle Anzeichen darauf hinwiesen, dass er sich in den letzten Zügen wand. Aber Brüning hatte seine Hoffnungen darauf gesetzt, dass die Sozialdemokratie beträchtliche Einbussen erleiden und Hugenberg eine Schlappe erleben würde, die sich zugunsten der gemässigten Konservativen niederschlagen und die Bildung einer starken nationalistischen Koalition der gemässigten Rechten ermöglichen würde. In beidem hatte er sich verrechnet. Die SPD verlor zwar zehn Sitze und um die 600'000 Stimmen, blieb aber mit 143 Reichstagsmandaten stärkste Partei. Und noch grösseren Abbruch tat es Brüning, dass

4'600'000 Deutsche ihre Stimme der KPD gegeben hatten, die mit nunmehr 77 Sitzen über ein grösseres Obstruktionspotential verfügte als zu irgendeinem anderen Zeitpunkt seit ihrer Gründung.

Brünings eigene Partei und ihr süddeutsches Gegenstück, die Bayerische Volkspartei, behaupteten sich; das Zentrum konnte seine Mandatszahl von 62 auf 68 erhöhen. Aber die starke gemässigte Rechte, von der der Kanzler gehofft hatte, sie werde ihm helfen, den neuen Reichstag zu beherrschen, blieb ein Wunschbild. Nicht dass sich die Böcke, die Hugenberg geschossen hatte, nicht gerächt hätten: Die DNVP verlor nahezu 2 Millionen Wähler und musste sich mit 41 gegenüber bisher 73 Sitzen zufriedengeben. Dies wirkte sich jedoch nicht zum Vorteil der Volkskonservativen von Westarp und Treviranus aus, die weniger als 300'000 Stimmen und nur 4 Sitze erhielten, und ebensowenig kam es einer der anderen unabhängigen konservativen Gruppen zugute. Die Wähler, die sich von Hugenberg abwandten, warfen ihre Stimmen – ebenso wie die meisten von denen, die den liberalen Parteien den Rücken gekehrt hatten, und ein vermutlich recht grosser Prozentsatz der 4 Millionen Neuwähler – für die Partei in die Waagschale, die Brüning übersehen hatte, für die NSDAP Adolf Hitlers.¹⁹ 1928 hatten die Nazis 809'000 Stimmen auf sich vereinigt und 12 Reichstagsmandate erobert; im September 1930 betrug ihre Stimmzahl 6'400'000, und dies bedeutete, dass 107 Braunhemden in den neuen Reichstag einziehen würden.²⁰

Diese Ergebnisse waren Gift für das Brüningsche Verfassungsexperiment. Seine Anstrengungen zur Lösung der deutschen Probleme nahmen nun verzweifelte Züge an, und er verlagerte seine Energien zunehmend in den Bereich der Aussenpolitik, in der Hoffnung, dort einen diplomatischen Erfolg ernten zu können, der imposant genug war, ihm die Zügelung der radikalen Kräfte zu gestatten, die die Septemberwahlen hochgespült hatten. In die deutsche Politik war unterdessen eine Tonart eingezogen, wie sie in dieser Gewalttätigkeit und Brutalität noch nicht dagewesen war. Der aufmerksame Beobachter Harry Kessler, der sich zur Zeit der Eröffnung des neuen Reichstags im Oktober in Berlin aufhielt, schrieb:

Den ganzen Nachmittag und Abend grosse Nazimassen, die demonstrierten und am Nachmittag in der Leipziger Strasse die Fensterscheiben der Warenhäuser Wertheim, Grünfeld usw. einschlugen. Abends auf dem Potsdamer Platz Ansammlungen, die «Deutschland erwache», «Juda verrecke», «Heil, Heil» riefen und fortwährend von der Schupo, die auf Lastwagen und zu Pferde patrouillierte, auseinandergetrieben wur-

den ... Das Strassenbild erinnerte mich an das in den Tagen kurz vor der Revolution, dieselben Ansammlungen, dieselben katilinarischen Gestalten herumstrolchend und demonstrierend.²¹

2. Der Nationalsozialismus: Der Führer und die Partei

Der erstaunliche Erfolg der Nationalsozialisten bei den Wahlen vom September 1930 lässt sich nur teilweise mit der anhaltenden wirtschaftlichen Notlage des Landes und der sich vertiefenden Enttäuschung über das Weimarer Parteiensystem erklären. Die Tatsache, dass gerade die Nazis die grössten Nutzniesser dieser Verhältnisse waren, muss vielmehr der Persönlichkeit und der politischen Begabung ihres Führers und der Anziehungskraft der Partei zugeschrieben werden, die er nach ihrem Debakel von 1923 wieder aufgebaut und hochgebracht hatte.

In den Jahren nach 1933 sah man an den Wänden von Dorfkrügen oder städtischen Kneipen oft eine gerahmte Lithographie hängen, die drei Köpfe im Profil zeigte: den Friedrichs des Grossen, den Bismarcks und den Adolf Hitlers. Der Künstler, der vom Propagandaministerium Joseph Goebbels' beauftragt worden war, hatte offenkundig die Aufgabe erhalten, die Legitimität des Regimes mittels einer bildlichen Darstellung zu demonstrieren, die historische Kontinuität suggerierte; und in der Tat mag seine Schöpfung eine beruhigende Wirkung auf diejenigen ausgeübt haben, die über den Bierkrug zu ihr hinaufschielten, mag die Zweifel, die sie vielleicht hinsichtlich der Politik des Führers hegten, verscheucht haben.

Aber wenn sie für bare Münze nahmen, was das Bild glauben machen wollte, dann irrten sie sich, genauso wie jene deutschen Historiker der modernen Schule sich irren, die behaupten, Hitler habe eine Linie fortgeführt, auf der auch Bismarck, Wilhelm II. und Stresemann lagen. Die gedanklichen und realpolitischen Parallelen, die gezogen worden sind, um Hitlers Verwandtschaft mit anderen deutschen Staatsmännern zu beweisen oder die Verwurzelung seines politischen Handelns in der deutschen Tradition zu demonstrieren, sind zu trivial, um zu überzeugen. Adolf Hitler war ein Mann *sui generis*, eine Kraft ohne wirkliche historische Vergangenheit, ein Politiker, bei dem selbst das Deutschtum aufgesetzt war, weil es ein niemals wahrhaft empfundenes und am Ende, im Augenblick der Niederlage, verleugnetes, ein in egoistischen Motiven verankertes und auf die eigene Person beschränktes Deutschtum war, hinter dem sich das Verlangen nach Macht zum Zwecke der eige-

nen Befriedigung und nach der Zerstörung eines Volkes verbarg, dessen Existenz ihn beleidigte und dessen Ausmerzung der krönende Triumph seines Wirkens sein würde. Sowohl das grandios Barbarische seiner politischen Vision als auch die moralische Öde seiner Persönlichkeit machen es unmöglich, ihn in irgendeiner sinnvollen Beziehung mit einem anderen deutschen Staatsmann zu vergleichen. Er steht einzig da.

In den Jahren seines Aufstiegs zur Macht spielte diese Einzigkeit, diese Einsamkeit auch, ihre Rolle. Sie schuf jene Distanz zwischen ihm und seinen Parteigenossen, die er eingedenk der psychologischen Vorteile, die sie ihm einbrachte, bewusst pflegte; und dieser Faktor war nicht der unbedeutendste, als es darum ging, in der Partei das Führerprinzip durchzusetzen und seine persönliche Vormachtstellung unangreifbar zu machen. Sie verlieh seiner Person den Nimbus des Geheimnisvollen, der vielen, die ihm gegenübertraten, Ehrfurcht einflösste und nur wenige unbeeindruckt liess. Sie übertrug seine magische Kraft auf die Massen, die kamen, ihn zu hören, und schlug sie in ihren Bann, noch ehe er zu sprechen begonnen hatte.

Noch unter einem anderen Gesichtspunkt war er einzig. Unter allen herausragenden Gestalten der Weimarer Epoche ist nur er es, von dem man mit Bestimmtheit sagen kann, dass er politische Genialität besass. Es gab einige, die über bestimmte Gaben verfügten, an die er nicht heranreichen konnte – man denkt sofort an Stresemanns Fähigkeiten als Unterhändler –, und es gab viele, die Verstandes- und Charaktereigenschaften besaßen, die ihm vollkommen fehlten und in der Tat vollkommen jenseits seiner Vorstellungswelt lagen. Aber als ein politisches Geschöpf hatte er nicht seinesgleichen unter den Lebenden. In seiner Person verbanden sich unerschütterlicher Wille und ebensolches Selbstbewusstsein, ein wunderbares Zeitgefühl, das ihm sagte, wann er warten und wann er handeln musste, eine intuitive Fähigkeit, die Ängste und Ressentiments der Massen zu erspüren und sie in Worte zu kleiden, die aus jedem, der einen Grund zur Klage hatte, einen Helden im Kampf um die Rettung der Nationalseele machte, eine versierte Beherrschung aller propagandistischen Mittel und Kunstgriffe, grosse Geschicklichkeit in der Ausnutzung der Schwächen von Rivalen und Widersachern und eine Skrupellosigkeit in der Ausführung seiner Pläne, die sich weder von Loyalitätsrücksichten noch von moralischen Erwägungen beirren liess.²²

Mit seinem vollkommenen Glauben an sich selbst und mit seiner Überzeugung, dass er zum Führer der Nation ausersehen war, mit der er nach 1919 sein Geschick identifizierte, hatte Hitler der zusammengewürfelten Mischung aus Nihilisten, entwurzelten Intellektuellen und

Söldnerführern imponiert, die zu Beginn das Rückgrat der Partei bildeten; und in dem langen Winter der Frustration, der auf den zusammengebrochenen Novemberputsch folgte, war es seine offenbar gegen jeden Zweifel gefeierte Zuversicht, die sie noch fester an ihn band. Ehrgeizig zwar und gierig nach Macht und Anerkennung, waren sie doch in ihren nüchternen Augenblicken auch bereit, zu resignieren und ans Aufgeben zu denken. Mehrmals bewahrte Hitler mit seinem Glauben und seinem Willen die Bewegung vor dem Zerfall, bis seine Unterführer schliesslich ebenso inbrünstig an seine Sendung glaubten wie er selbst. Joseph Goebbels war zu schneidendem Zynismus fähig, aber er war durchaus nicht zynisch, als er im November 1928 im *Angriff* seinen Führer pries:

Erkennen mögen viele, organisieren noch mehr, aber aus einer schicksalhaften Erkenntnis durch die Gewalt des Wortes politische Zukunftswerke aufzubauen, das kann heute in Deutschland nur er. Viele sind berufen, aber wenige nur auserwählt. Wir alle sind unerschütterlich davon überzeugt, dass er ihr Wortführer und Wegweiser ist. Darum glauben wir an ihn. Über seiner mitreissenden menschlichen Gestalt sehen wir in diesem Manne die Gnade des Schicksals wirksam sein und klammern uns mit allen unseren Hoffnungen an seine Idee und damit verbunden an jene schöpferische Kraft, die ihn und uns alle vorwärtstreibt.²³

Hitler besass, vielleicht weil er im Glauben an sich selbst so unbeirrbar war, unerhörte Geduldsreserven, er wusste instinktiv, dass in der Politik wie im Krieg das Gefühl für den richtigen Zeitpunkt eine eminent wichtige Rolle spielt. Die Ereignisse von 1923 hatten ihm die Gefahren voreiligen Handelns vor Augen geführt; von da an spielte er ein abwartendes Spiel. Dies sollte sich in der Zeit nach den Wahlen vom September 1930 als ein unschätzbare Vorteil erweisen, und man kann darin mit Recht letzten Endes den Schlüssel zu seinem Erfolg sehen. Je näher die Partei der Macht kam, desto begieriger waren die Unterführer Hitlers, in den Genuss der Vorrechte zu kommen, die sie bot, und es drohte ständig die Gefahr, dass ihre Ungeduld sie geneigt machen würde, auf verlockende, aber politisch ungewichtige Angebote einzugehen, so dass sie sich am Ende mit einem Butterbrot würden kaufen und abspesen lassen. Hitlers Fähigkeit zum Abwarten war es, die dies verhinderte. Er hatte seine eigene innere Uhr und brachte es fertig, gegenüber noch so vielen Argumenten und noch so grossem Druck unnachgiebig zu bleiben, bis sie ihm sagte, dass die Zeit zum Handeln gekommen war.

Geschah dies einmal, so konnte er mit rücksichtsloser Plötzlichkeit und unter totaler Missachtung der bestehenden Risiken zur Tat schrei-

ten. In seiner späteren Laufbahn gab es viele Augenblicke, in denen er Wagnisse einging, die seine Parteigenossen, seine Diplomaten und seine Soldaten mit Furcht und schlimmsten Vorahnungen erfüllten, und öfter als einmal bestätigten die Resultate die Richtigkeit seines Entschlusses. Es war dies ein wesentliches Moment seines diplomatischen Stils nach 1933, und er fuhr damit eine reiche Ernte ein, aber auch schon in den frühen Jahren war es die notwendige Ergänzung zu seiner Abwartetaktik, indem es seiner Politik ein Element der Unberechenbarkeit verlieh, das seine Gegner kennen und fürchten lernten.

Dass Adolf Hitler sich überhaupt aus einem heimatlosen Vaganten in einen einflussreichen Politiker verwandeln konnte, verdankte er seiner Fähigkeit, die Masse in seinen Bann zu schlagen und ihre Gefolgschaft zu gewinnen, und diese Gabe äusserte sich in seinem Erfolg als Redner. Jeder, der Leni Riefenstahls Film *Triumph des Willens* über den Nürnberger Parteitag von 1934 gesehen hat, vermag zu begreifen, warum dies so war, selbst wenn er nicht deutsch versteht, denn die Kraft und die Leidenschaft, die Hitlers Reden beseelten, teilen sich auf spürbare und beunruhigende Weise mit, trotz der mehr als 40 Jahre, die seitdem vergangen sind. Kein Volkstribun in der Geschichte Deutschlands hat es je in so durchschlagender Weise wie er vermocht, die emotionalen Widerstände seiner Zuhörer zu durchbrechen, sie zu Begeisterungs- und Wutausbrüchen zu treiben und ihren Willen zur Verschmelzung mit dem eigenen zu bringen.

Eine wesentliche Voraussetzung für diese Fähigkeit, sein Publikum zu beherrschen und zu hypnotisieren, war seine bemerkenswerte Intuition, die ihn in die Lage versetzte, die Stimmung der Zuhörer zu erspüren und ihre Ängste und Sehnsüchte zu erraten und die Dinge zu sagen, die sie hören wollten, die Dinge, die ihnen bestätigen würden, dass sie recht hatten, wenn sie sich betrogen und im Stich gelassen fühlten, dass ihre Erbitterung gerechtfertigt war, dass die wirklichen Deutschen von gerissenen und unerbittlichen Feinden umgeben waren – von denen die schlimmsten sich in ihrer Mitte eingenistet hatten und sich als Deutsche gebärdeten –, dass die Zeit der wirklichen Deutschen aber so unaufhaltsam wie ein Frühlingsgewitter kommen werde und dass dann Köpfe rollen würden. Otto Strasser, ein früher Anhänger Hitlers, der später mit ihm brach, sagte einmal:

Vergleichbar einer delikaten Membrane, die die feinsten Vibrationen des Menschenherzens übermittelt, hat dieser Mann es verstanden, mit einer Intuition, die keine Gabe des Verstandes ersetzen könnte, sich zum Lautsprecher der geheimsten Wünsche, der häufig unbekennbaren Instinkte, der intimen Leiden und Unruhen eines Volkes zu ma-

chen ... Adolf Hitler betritt einen Saal. Er prüft die Atmosphäre ... einige Minuten lang, er tastet, er sucht, er passt sich an. Plötzlich bricht er los ... Seine Rede schnell wie ein Pfeil von der Sehne des Bogens, er trifft jeden Einzelnen an seiner verwundbaren Stelle, er setzt das Unterbewusstsein der Menge in Freiheit ... Er sagt, was das Herz seiner Zuhörer zu vernehmen wünscht.²⁴

Da die Unzufriedenheit seiner Zuhörer sich gegen ganz verschiedene Dinge richtete und oft auch unbestimmt war, lag ihm daran, sie auf bestimmte Ziele zu lenken, und unter diesen Zielen nahmen der Versailler Vertrag, der Young-Plan, der Völkerbund, die parlamentarische Demokratie, die all diese Dinge zuliess, und die Juden, die in ihrem politischen und wirtschaftlichen Leben eine herausragende Rolle spielten, die ersten Plätze ein. Bei seinem Bemühen, dem Durchschnittsdeutschen die Überzeugung einzuimpfen, dass dies die Ursachen aller seiner Probleme und Sorgen waren, bewies Hitler eine meisterhafte Beherrschung propagandistischer Techniken, hinter denen sich gleichwohl eine grundsätzliche Geringschätzung der intellektuellen Fähigkeiten des einfachen Mannes verbarg. In *Mein Kampf*, dem Buch, das er 1924 während seiner Gefangenschaft in Landsberg schrieb, formulierte er den Grundsatz: «Jede Propaganda hat volkstümlich zu sein und ihr geistiges Niveau einzustellen nach der Aufnahmefähigkeit des Beschränktesten unter denen, an die sie sich zu richten gedenkt. Damit wird ihre rein geistige Höhe umso tiefer zu stellen sein, je grösser die zu erfassende Masse der Menschen sein soll.»

Und noch einmal:

Die Aufnahmefähigkeit der grossen Masse ist nur sehr beschränkt, das Verständnis klein, dafür jedoch die Vergesslichkeit gross. Aus diesen Tatsachen heraus hat sich jede wirkungsvolle Propaganda auf nur sehr wenige Punkte zu beschränken und diese schlagwortartig solange zu verwerten, bis auch bestimmt der Letzte unter einem solchen Worte das Gewollte sich vorzustellen vermag. Sowie man diesen Grundsatz opfert und vielseitig werden will, wird man die Wirkung zum Verflattern bringen ...²⁵

Die Didaktik, deren sich Hitler bei seinen Volksreden bediente, baute auf diesen Grundsätzen sowie auf zwei weiteren psychologischen Prinzipien auf: zum einen, dass Argumente durch Vorbehalte oder durch Zugeständnisse an die Gegenseite an Durchschlagskraft verlieren, so dass der kompromisslose und kategorische Stil in der Regel auch der überzeugendste ist; zum zweiten, dass Unwahrheiten am besten in äusserst übertriebener Form an den Mann gebracht werden. Kleine Falschheiten kämen im Leben der Masse Tag für Tag vor, sagte er einmal zynisch,

doch es würde ihr nie in den Sinn kommen, kolossale Lügen zu fabricieren, «... und sie wird an die Möglichkeit einer so ungeheuren Frechheit der infamsten Verdrehung auch bei anderen nicht glauben können». Je grösser also die Lüge, umso wahrscheinlicher ist es, dass sie geglaubt wird. Und im Übrigen hinterlässt «auch ... die frechste Lüge» stets Spuren, selbst wenn sie entlarvt worden ist.²⁶ Diese zynische Erkenntnis stand Pate bei den böartigen Rufmordkampagnen, mit denen Hitler und seine Paladine gegen Personen vorgingen, die ihnen im Weg standen oder deren Ansehen zu schädigen sie für nötig hielten. Sowohl Stresemann als auch Brüning litten darunter, und auch viele weniger prominente Männer wie der unglückliche Dr. Weiss, der Stellvertretende Polizeipräsident von Berlin, den Goebbels, dem Rezept seines Lehrmeisters gehorchend, unerbittlich verfolgte.²⁷

Auch im Bereich der optischen Propaganda bewies Hitler grosses Talent – die höchst wirkungsvolle Hakenkreuzfahne entwarf er selbst²⁸ –, und auch mit der Art, sich zu kleiden, mit der Unverwechselbarkeit seines persönlichen Automobils und mit der revolutionären Nutzung des Flugzeugs in Wahlkämpfen konnte er sich publikumswirksam profilieren; dazu kam, dass er sich Mitarbeiter suchte, die in der Lage waren, die Aktivitäten der Partei mit überraschenden und imposanten Effekten aufzuwerten. Noch die kleinste Naziveranstaltung war ein inszeniertes Schauspiel mit Zeremoniell und Parade und Flaggen und Musik; sprach dabei der Führer, so wurde die Veranstaltung zur religiösen Zeremonie; und der jährliche Parteitag war jedesmal grandioses Ausstattungstheater, darauf ausgerichtet, die Getreuen zu begeistern, ausländische Beobachter zu beeindrucken und den potentiellen Feind durch eine Demonstration geeinten Willens und gebändigter Macht einzuschüchtern. Es wäre schwierig nachzuweisen, in welchem Masse all dies zum Erfolg der Partei bei den Wahlen vom September 1930 oder zu den aussenpolitischen Triumphen des Naziregimes nach 1933 beitrug; aber dass es ein bedeutsamer Beitrag war, daran können wir nicht zweifeln.²⁹

Hitlers Überzeugungskunst bewies ihre Wirksamkeit nicht nur auf Massenkundgebungen. Im Verlauf seines Aufstiegs bewies er in aussergewöhnlichem Masse die Fähigkeit, sich die Sympathie von Leuten zu verschaffen, die ihm zunächst misstrauisch oder gar feindselig gegenüberstanden, und sie zu seinen Anschauungen zu bekehren. Dass ihm dies so gut gelang, rührte zum Teil von einer Art verbalem Taschenspielertrick her, der die Gesprächspartner glauben machte, wenn sie die Dinge auf seine Weise taten, werde das die Richtigkeit *ihrer* Prinzipien

beweisen (ein schönes Beispiel hierfür war die meisterhafte Art, wie er bei den Verhandlungen Ende der dreissiger Jahre gegenüber dem Möchtegern-Realisten Neville Chamberlain mit dem Begriff «Realismus» operierte),³⁰ und zum Teil von dem Geschick, mit dem er ihre Schwächen erkannte und sie sich zunutze machte. Dieses Talent setzte er nach 1933 effektiv in der Aussenpolitik ein, es spielte jedoch auch innenpolitisch eine wichtige Rolle und war von Anbeginn an ein wirksames Mittel zur Stärkung seiner Autorität in der Partei. Zu seiner Technik gehörte es auch, den Ehrgeiz, die Eifersucht und die Habgier seiner Untergebenen für seine Zwecke einzuspannen, indem er besondere Gunstbezeugungen und Vorrechte gewährte, so dass Verpflichtungen oder Abhängigkeiten entstanden, indem er zulies, dass sich Rivalitäten entwickelten und indem er bestimmte Personen oder Gruppen gegen andere ausspielte. Die Nationalsozialistische Partei war zu keiner Zeit das monolithische, zentralisierte Gebilde, als das sie in der offiziellen Propaganda dargestellt wurde, denn ihr Führer sorgte dafür, dass sie in zahlreiche miteinander rivalisierende Unterorganisationen gespalten blieb, die durch seine persönliche Autorität im Gleichgewicht gehalten und kontrolliert wurden. In der Geschicklichkeit, mit der er dies zuwege brachte, sehen wir eine weitere, und nicht die unbedeutendste, seiner politischen Begabungen vor uns.

Schliesslich war auch Hitlers Bedingungslosigkeit, seine gänzliche Skrupellosigkeit des Handelns ein bedeutsamer Faktor für seinen politischen Erfolg. Er war sich bewusst, dass Gewalt und Terror ihre eigene schreckliche Faszination ausüben und dass die brutale Gewaltanwendung ebenso viele Leute anzieht, wie sie abstösst. Er gelangte in der Frühzeit der Bewegung zu der Überzeugung, dass ein blutiger Strassenkampf eine bessere Werbewirkung für die Partei hatte als ein Dutzend Flugblätter; und im Lauf der Zeit fand er Gründe zu glauben, dass die vorsätzliche Liquidierung politischer Gegner als Mittel, um aller Welt eindringlich vor Augen zu führen, wie ernst man es meinte, nicht weniger wirkungsvoll war. Wenn die Grösse einer Lüge ihre Glaubwürdigkeit erhöhte, dann erhöhte das Ausmass eines Verbrechens die Wahrscheinlichkeit, dass der Feind Angst bekam und der Neutrale zum Mitgehen gebracht werden konnte. Das wichtige war, dass man ernst genommen wurde, und der Gefährliche wird immer ernst genommen. Die Tatsache, dass Hitler sich diese Einsicht faktisch zu eigen gemacht und sie in seinem politischen Handeln skrupellos praktiziert hat, sollte, wenn man seine politische Genialität auf ihre Bestandteile hin analysiert, nicht ausser Acht gelassen werden.

Gewiss war es eine Binsenweisheit, wenn Rudolf Hess auf dem Höhepunkt der jährlichen Nürnberger Jubelfeiern zu rufen pflegte: «Die Partei ist Hitler, Hitler ist die Partei!», doch enthebt uns dies nicht der Notwendigkeit, uns mit der Zusammensetzung der NSDAP um 1930 und mit der Frage zu beschäftigen, auf welche sozialen Gruppen sie die grösste Anziehung ausübte.

Im Gegensatz zu fast allen anderen Parteien der Weimarer Zeit zielte die Nationalsozialistische Deutsche Arbeiterpartei mit ihrer Propaganda nicht auf eine einzelne gesellschaftliche oder wirtschaftliche Klasse oder Interessengruppe. Das war nicht immer so gewesen. In ihren Anfangstagen betrachtete die Partei sich selbst als – und war auch in den Augen einer noch immer unter der dramatischen Wirkung der Ereignisse von 1918 stehenden Mittelschicht – eine Partei der Linken. Noch 1922-23 wies sie, wenn ihr auch eine nicht unbeträchtliche Zahl von Glücksrittern, gescheiterten Existenzen und Nihilisten angehörten (die Gruppe, die sich 1930 rühmte, die «alte Garde» der Partei zu sein), einen unverhältnismässig grossen Anteil von Arbeitern in ihrer Mitgliederschaft auf,³¹ und ihre Aufrufe richteten sich mit besonderer Intensität auf die Arbeiterklasse. Während des Wahlkampfes von 1924 bezeichnete die *Nordwestdeutsche Handwerkszeitung* die NSDAP als eine «reine Arbeiterbewegung» und warnte ihre Leser vor dem «bolschewistischen Gift in schwarzweiss-roter Verpackung».³² Als Hitler jedoch im Dezember 1924 aus Landsberg entlassen wurde und sich dem Wiederaufbau der Partei und ihrer Umstellung von der revolutionären zur Legalitätstaktik widmete, erkannte er auch, dass das Vorhaben, den marxistischen Parteien die Arbeiterklasse abzuwerben, gescheitert war. Die Nazi-propaganda änderte nun ihre Tonart, und die Partei begann, sich um die Unterstützung anderer gesellschaftlicher Gruppen zu bemühen.³³ Sie gab nicht länger vor, eine Klassenpartei zu sein, sondern wurde zur «Sammelpartei», offen für jeden, dem der Zustand des Vaterlandes und die Fehler des republikanischen Systems ernste Anliegen waren. Wenngleich sie sich weiterhin eine Arbeiterpartei nannte, zeigt eine berufliche Aufschlüsselung ihrer Mitglieder für 1930 an, dass die Arbeiterklasse entschieden unterrepräsentiert war. Der prozentuale Anteil an der Gesamtmitgliederschaft, den angestellte Gehaltsempfänger (mit 25,6 Prozent), Selbständige und Personen mit arbeitsunabhängigem Einkommen (mit 20,7 Prozent), Beamte (mit 8,3 Prozent) und Bauern (mit 14 Prozent) stellten, war jeweils weit höher – in den ersten beiden Fällen sogar doppelt so hoch – als ihr Anteil an der Gesamtbevölkerung. Der Prozent-

satz an Arbeitern dagegen lag (mit 28,1 Prozent) nahezu um 18 Prozent niedriger als ihr Bevölkerungsanteil.³⁴

Mit einer so gestreuten Mitgliederschaft durfte die NSDAP nicht auf ideologische Geschlossenheit hoffen, und das erklärt, warum es den Nazis leichter fiel, sich gegen etwas, als sich für etwas zu erklären. Die vielleicht beste Definition der Bewegung war die von Gregor Strasser in einer Rede im Berliner Sportpalast 1932 gegebene: «Nationalsozialismus ist das Gegenteil von dem, was heute ist!»³⁵ Gewiss, es existierte ein Parteiprogramm, die sogenannten 25 Punkte, aber die waren eine verworrene Mischung aus nationalistischen, antisemitischen und pseudo-sozialistischen Forderungen, die entweder von ärgerlicher Unbestimmtheit waren oder einander gegenseitig widersprachen.³⁶ Der Führer schenkte den wirtschaftspolitischen Punkten des Programms wenig Beachtung, da sie in seinen Augen ohnehin zur Disposition standen; denn für ihn bestand der Zweck der Innenpolitik nicht darin, bestimmte wirtschaftliche oder soziale Pläne zu verwirklichen, sondern das deutsche Volk auf die grossen aussenpolitischen Aufgaben vorzubereiten, die es erwarteten.³⁷ Joseph Goebbels betrachtete das gesamte Programm als einen Hemmschuh und erklärte rundheraus: «Wenn ich die Partei gegründet hätte, würde ich überhaupt kein Programm aufgestellt haben!»³⁸ Naziredner, die von ihren Zuhörern aufgefordert wurden, genaueren Aufschluss über die Bedeutung der 25 Punkte zu geben, wiegelten solche Fragen ab und griffen auf die Formel Strassers zurück. Peter Drucker hörte einmal, wie einer von ihnen auf einer Bauernversammlung ausrief: «Wir wollen keinen höheren Brotpreis! Wir wollen keinen niedrigeren Brotpreis! Wir wollen keinen unveränderten Brotpreis! Wir wollen einen nationalsozialistischen Brotpreis!»³⁹

Die logischen Mängel, auf die Aussenstehende spöttisch verweisen konnten, taten der Anziehungskraft der Partei keinerlei Abbruch, schon gar nicht in den Augen desjenigen Teils der Mittelklasse, welcher die Grenzschicht der deutschen Gesellschaft bildete, des zwischen dem wohlhabenden Bürgertum auf der einen und der organisierten Arbeiterklasse auf der anderen Seite eingequetschten und angstvoll dem vermeintlichen Verlust seiner wirtschaftlichen Stellung entgegensehenden Mittelstands. Dieser Hort des deutschen Spiessbürgertums und des Kitsches, das bevorzugte Objekt der schonungslosen Karikaturen von George Grosz, war aufgrund seiner besonderen strukturellen Schwäche, seiner Führungslosigkeit und seiner Erbitterung die potentiell revolutionärste Klasse in Deutschland; und dass dieser Mittelstand nach 1929

langsam, aber sicher dem Nationalsozialismus in die Arme trieb, darin bestand seine verhängnisvolle Rolle.

An einem widersprüchlichen Parteiprogramm störten sich weder der Mittelstand als Ganzer noch seine stärker organisierten Elemente in Handwerk und Kleingewerbe. Ein Sprecher der letzteren erklärte 1930, es sei töricht anzunehmen, dass all jene, die für die NSDAP stimmten, deren Programm zur Gänze akzeptierten. Der springende Punkt war, dass «die innerliche Ablehnung gegenüber einzelnen Programmpunkten ... jedoch bei diesen Wählern leichter [wiegt] als die Hoffnung, dass nur der Nationalsozialismus noch die Kraft habe, den verfahrenen Karren aus dem Dreck zu ziehen».⁴⁰ Ähnlich verhielt es sich auch mit den Kleinbauern, die für den Nationalsozialismus votierten; sie fühlten sich vermutlich weniger von den speziellen Forderungen des landwirtschaftlichen Programms angesprochen, das die Partei nach 1930 entwickelte, als von den antisemitischen und antikapitalistischen Parolen der Naziredner und von dem Versprechen, dass die Landwirtschaft in einem nationalsozialistischen Staat wieder die Ehre und das Ansehen geniessen werde, die sie verdiente. Und was schliesslich die Scharen von Mittelschicht-Jugendlichen betrifft, die sich nach 1929 dem Nationalsozialismus zuwandten – ein Phänomen, das auf die Armeechefs soviel Eindruck machte, dass sie, wie der britische Militärattaché berichtete, erklärten: «Es ist die Jugendbewegung. Sie ist nicht zu bremsen!»⁴¹ –, so machten sie sich wohl kaum die Mühe, das Programm überhaupt zu lesen; ihnen dürfte an der Nazibewegung vielmehr vor allem gefallen haben, dass sie Ideale verkündete, die sie bewunderten – Kameradschaft, Treue, Tapferkeit, Opferbereitschaft –, und dass sie ihnen ein Ventil für ihre unterdrückten oder frustrierten Gefühle und Sehnsüchte bot.

Die Partei suchte ihren Einfluss bei all diesen Gruppen zu vergrössern, indem sie bestehende mittelständische Organisationen unterwanderte und, wo immer möglich, unter ihre Kontrolle brachte. Ganz aussergewöhnlich gut gelang ihr das beim Deutschnationalen Handlungsgehilfenverband (DHV), wo es nationalsozialistischen Elementen nach und nach gelang, die jüngeren Funktionäre gegen ihren Vorsitzenden Max Habermann zu mobilisieren, der Verbindungen zu den Volkskonservativen hatte und ein Anhänger Brünings war. 1931 war der DHV zu einem Anhängsel der NSDAP geworden und als solcher höchst nützlich zur Erschliessung neuer Möglichkeiten für die Partei, weitere Gruppen aus der Angestelltenschicht zu sich herüberzuziehen – und ganz nebenbei auch eine nicht unbedeutende Geldquelle. In Schleswig-Holstein, einem Schwerpunkt der Kleinbauernagitation, drangen die Nationalsozialisten

in die regionalen Gliederungen des Bauernverbands und in die dörflichen «Schicksalsgemeinschaften» ein, und 1931 wies die NSDAP-Führung ihre Mitglieder an, allerorten in den Land- und Bauernbund einzutreten, und brachte so diese Organisation unter ihre Kontrolle. Wichtiger noch war, dass es den Nazis gelang, die Bastion des Reichslandbundes zu nehmen, der nach dem Krieg die Tradition des Bunds der Landwirte fortgesetzt hatte und bis 1930 von den ostdeutschen Grossgrundbesitzern beherrscht worden war. Nach dem September 1930 hielt der RLB es für notwendig, sich nach einer schlagkräftigeren politischen Interessenvertretung umzusehen, als die DNVP und die kurzlebige Christlich-Nationale Bauern- und Landvolkpartei sie bieten konnten, und suchte engeren Anschluss an die siegreiche NSDAP.

Die Methode, sich in den örtlichen Gliederungen wirtschaftlicher Interessenverbände Einfluss zu verschaffen und dann deren Mitglieder gegen die Vorstände auf Reichsebene zu mobilisieren, bewährte sich auch bei den Organisationen des Handwerks, so etwa beim Nordwestdeutschen Handwerkerbund und beim Reichsverband des deutschen Handwerks; zugleich brachte die hemmungslos antisemitische Kampagne gegen die grossen Kaufhäuser und die Konsumgenossenschaften, die von den Nazis 1929 gestartet wurde, allmählich die meisten mittelständischen Handelsverbände unter den Einfluss der Nationalsozialistischen Kampfgemeinschaft gegen Warenhaus und Konsumverein. Und auch der Erfolg der Nationalsozialisten in den Studentenorganisationen an den Universitäten, der zum ersten Mal bei den AStA-Wahlen von 1929 offenbar wurde, ist auf diese Taktik der Infiltration und Koordination zurückzuführen, denn die nationalsozialistischen Studentengruppen verstanden es geschickt, die nationalistischen und rassistischen Verbindungen und Bruderschaften im Sinne ihrer Ziele zu manipulieren.⁴²

Dank der ausserordentlichen Gaben ihres Führers, dem breiten Echo, das ihre Propaganda fand, und ihrer erfolgreichen Taktik gegenüber den mittelständischen Organisationen strahlte die Nationalsozialistische Partei in den Monaten nach ihrem grossen Wahlerfolg Stärke und Zuversicht aus. Aber sie war noch nicht an der Macht, und ob sie es je sein würde, hing von ihrer Fähigkeit ab, ihren Schwung beizubehalten und die Gruppen, deren Unterstützung sie gewonnen hatte, weiter an sich zu binden. Ihre Schwäche war, dass sie anders als die SPD und das Zentrum nicht über eine historisch gewachsene innere Stabilität und Kontinuität verfügte. Wie Karl Dietrich Bracher geschrieben hat,⁴³ war der Natio-

nalsozialismus eine «Glückseligkeitsreligion», die bei unzufriedenen Menschen aller Art offene Ohren fand und die sich beeilen musste zu beweisen, dass sie etwas für diese Unzufriedenen zu tun vermochte, wenn sie die eben Bekehrten nicht wieder an andere Demagogen verlieren wollte.

Für Hitler und seine Anhänger warf der Wahlerfolg vom September 1930 schwierige und auch dringende neue Probleme der Taktik und der Zeitabstimmung auf. Da Hitler sich an die Folgen des Fiaskos von 1923 erinnerte und ausserdem sicher war, dass Hindenburg, Brüning und Groener nicht zögern würden, gegen einen Putsch alle der Staatsmacht verfügbaren Kräfte zu mobilisieren, hatte er sich darauf festgelegt, die Macht mit legalen Mitteln zu erstreben, und das hiess, indem er sich durch die Stimmen der Wähler und durch parlamentarisches Taktieren das Recht auf die Kanzlerschaft erwarb. «Im Prinzip», erklärte er seinen Anhängern in München kurz nach der Wahl, «sind wir keine parlamentarische Partei, denn damit stünden wir im Widerspruch zu unserer ganzen Auffassung. Wir sind nur zwangsweise eine parlamentarische Partei, und was uns zwingt, ist die Verfassung ... Der Sieg, den wir gerade erungen haben, (ist) nichts anderes als der Gewinn einer neuen Waffe für unseren Kampf.»⁴⁴ Das klang ein wenig lahm und vertröstend, als wolle er die erwartungsvollen Getreuen ermahnen, von den jüngsten Ereignissen nicht zuviel zu erwarten, sich in Geduld zu üben und zu begreifen, dass diese Dinge ihre Zeit brauchten.

Aber was, wenn die Zeit gar nicht für Hitler arbeitete? Was, wenn Brüning sich von dem am 14. September erlittenen Rückschlag erholte und mit Hilfe einer Wende der wirtschaftlichen Konjunktur oder eines die öffentliche Meinung beeindruckenden diplomatischen Erfolgs seine Machtstellung wieder festigen konnte? Diese Fragen müssen Hitler sehr auf der Seele gelegen haben, als das Jahr 1930 zu Ende ging.

3. Das Streben nach aussenpolitischen Erfolgen und der Sturz Brünings

Unterdessen schien sich freilich alles gegen Brüning verschworen zu haben. Wie erwartungsvoll er auch immer den wirtschaftlichen Himmel absuchte, nichts deutete darauf hin, dass die Sonne durch die dunklen Wolken brechen würde. Als er sein Amt antrat, bewegte sich die Zahl der registrierten Arbeitslosen in der Nachbarschaft von 3 Millionen; im Dezember 1930 zählte man 4'380'000; 12 Monate später sollten es

5'615'000 sein. Unter diesen Umständen – mit einer Arbeitslosenzahl, die ungefähr einem Zehntel der Gesamtbevölkerung entsprach, war es für den Kanzler unmöglich, sich eine gesicherte Machtposition zu schaffen, umso weniger, als er hartnäckig an einer Wirtschaftspolitik festhielt, die, ähnlich wie die von der Hoover-Administration in den Vereinigten Staaten betriebene, von der Voraussetzung auszugehen schien, dass Wirtschaftskrisen so wenig von Menschenhand beeinflusst werden konnten wie Stürme oder Gewitter und dass man einfach abwarten musste, bis sie sich ausgetobt hatten.

Zur selben Zeit schlug ein Versuch Brünings, nach einem Bismarck-schen Rezept vorzugehen und seine innenpolitischen Probleme durch einen diplomatischen Triumph zu überspielen, fehl, und dies nicht zuletzt infolge von Fehlern, für die er die Verantwortung zu tragen hatte. Ganz besonders hatte er sich zum Ziel gesetzt, eine Verminderung der Zahlungen nach dem Young-Plan, wenn nicht ihren vollständigen Wegfall zu erreichen, ein Vorhaben, das, wie er glaubte, durch seine Finanzreform im Innern begünstigt werden und sie zugleich vervollständigen würde.⁴⁵ Und dahinter sah er einen noch grösseren Triumph auf ihn warten, die Zurückgewinnung der Waffengleichheit für sein Land mit Zustimmung der anderen Mächte. Dies war etwas, das alle Parteien, vom rechten Flügel der SPD bis zur NSDAP, als wesentlich betrachteten,⁴⁶ was bedeutete, dass er kaum verfehlen würde, damit eine breite Unterstützung für die Regierung zu mobilisieren; ausserdem lag diese Sache auch den Förderern Brünings, Groener und Schleicher, sehr am Herzen. Die Ziele des Kanzlers waren also in jeder Hinsicht folgerichtig; die Fehler lagen in der Taktik, die er anwandte, um sie zu erreichen.

Seine Position war zugegebenermassen schwierig. Die unerfreuliche politische Lage in Deutschland zwang ihn dazu, eine Aussenpolitik zu betreiben, die nach innen hin gehörig nationalistisch, fürs Ausland jedoch versöhnlich wirkte. Er musste sich nicht nur um Zugeständnisse von den anderen Mächten bemühen, sondern musste sie der öffentlichen Meinung zuliebe fordern. Da dies dazu angetan war, die französische Regierung, der bereits die Ergebnisse der Septemberwahlen und deren mögliche Weiterungen Sorge bereiteten, zu alarmieren, musste er Engländer und Amerikaner davon überzeugen, dass er wirklich auf eine Verständigung mit Frankreich hinarbeitete und dass es unvernünftig von den Franzosen wäre, wenn sie dies nicht anerkannten, und musste die beiden Regierungen bitten, ihm zu helfen, Frankreich behutsam einer umfas-

senden Regelung der Frage nahezubringen. So erklärte er im Dezember 1930 dem amerikanischen Botschafter Sackett, er glaube, dass «eine vollständige Einigung mit Frankreich im Rahmen einer politischen Befriedung der ganzen Welt das wirklich entscheidende Ziel sei», dass dies jedoch aufgrund «innerfranzösischer politischer Faktoren» nicht durch direkte Gespräche erreicht werden könne.⁴⁷ Sackett war hiervon ebenso beeindruckt wie von Brüning's Vorschlag, die Regierung der Vereinigten Staaten solle erwägen, eine internationale Konferenz einzuberufen, damit man sich in einer koordinierten Weise mit allen besonders lästigen Fragen auseinandersetzen konnte.

Die Engländer waren Brüning zwar wohlgesonnen, aber dennoch skeptischer; sie sahen, dass der deutsche Kanzler eine ganze Menge forderte und als Gegenleistung nichts als die Hoffnung anzubieten hatte, dass er, wenn er bekam, was er wollte, den Rechtsextremismus vielleicht niederhalten konnte. Ausserdem war das britische Aussenministerium ungehalten über die anmassende Sprache, die Brüning und seine Mitarbeiter in ihren aussenpolitischen Verlautbarungen anschlugen. Schon im Juli 1930 wies der Ständige Unterstaatssekretär für Auswärtiges, Sir Robert Vansittart, auf Reden von Curtius und Treviranus aus der jüngsten Vergangenheit hin, in denen der gegenwärtige Status des Saarlands als unnatürlich bezeichnet worden und die Äusserung gefallen war, Deutschland könne sich nicht «mit seiner gegenwärtigen Ostgrenze zufriedengeben». Die deutsche Regierung, so warnte er, schien darauf versessen zu sein, eine Pandorabüchse voller Schwierigkeiten aufzuklappen, und man dürfe nicht überrascht sein, wenn sie demnächst vom Anschluss zu reden beginne.⁴⁸

Diese Vermutung war wohlbegründet. Der Rückschlag bei den Septemberwahlen verlieh Brüning's diplomatischen Offensiven eine neue Dringlichkeit und seinen für deutsche Ohren bestimmten Erklärungen zu aussenpolitischen Fragen einen schrilleren Klang. «Wir sind kürzlich», schrieb ein Beamter des britischen Aussenamts im Oktober an die Berliner Botschaft, «vom plötzlichen ... unerwarteten Auftauchen einer deutschen Forderung nach Abschaffung der Entmilitarisierungsbestimmungen im Rheinland überrascht worden.»⁴⁹ Dass Brüning derartiges geschehen liess, war kaum geeignet, seinen Wunsch nach einer allgemeinen Befriedung zu bezeugen; ebensowenig liess sich sein Drängen auf den Bau eines zweiten Panzerkreuzers mit den Armutsbeteuerungen vereinbaren, mit denen er seine Forderung nach einer Revision des Young-Plans unterstrich.⁵⁰ Weit grössere Unruhe löste es jedoch aus, als sich die Befürchtungen Vansittarts im März 1931 bestätigten: Unvermittelt erschienen in der Presse Meldungen, dass die Regierungen Deutsch-

lands und Österreichs beabsichtigten, eine Zollunion zwischen ihren Ländern zu errichten.⁵¹

Es steht zu bezweifeln, ob dieses Projekt selbst unter Zuhilfenahme spitzfindigster rechtlicher Konstruktionen mit den Bestimmungen des Friedensvertrags und des Genfer Protokolls von 1922 in Einklang zu bringen gewesen wäre, wenngleich es immerhin theoretisch denkbar ist, dass man die rechtlichen Hindernisse auf dem Verhandlungsweg hätte ausräumen können. Aber die auffälligste Eigenschaft der gemeinsamen Ankündigung war, dass hier nicht jene diplomatischen Sondierungen vorausgegangen waren, wie sie Stresemann stets praktiziert hatte; auch hatte man keinen Versuch unternommen, die Franzosen oder den Völkerbund zu konsultieren. Es war eine diplomatische Improvisationsübung, ein Vorpreschen nach Kaiser-Wilhelm-Art; und das Projekt ging so gründlich schief, dass es im Nachhinein so gut wie unmöglich ist herauszufinden, von wem es ursprünglich ausging. Der Staatssekretär Meissner glaubte, Aussenminister Curtius habe einen widerstrebenden Kanzler überredet, dem Plan zuzustimmen;⁵² Brüning selbst behauptete, er sei noch unter der Kanzlerschaft Müllers im Aussenministerium ausgeheckt worden und habe eine gewisse Eigendynamik entwickelt.⁵³ Die Frage ist akademisch; Realität ist, dass Brüning die Verantwortung trug und die politische Zeche bezahlen musste, als Franzosen und Tschechen Hintergedanken und Stossrichtung des Projekts richtig erkannten⁵⁴ und es blockierten, indem sie darauf bestanden, dass es dem ständigen Internationalen Gerichtshof vorgelegt wurde, der es als Verstoss gegen geltendes Vertragsrecht verurteilte. Der diplomatische Rückschlag allein war schon demütigend genug. Schlimmer noch war die Tatsache, dass das Projekt Zollunion, indem es den Argwohn der Mächte gegen die Absichten Deutschlands von Neuem weckte, die Zugeständnisse, um die Brüning sich bemühte, erschwerte und, da es wahrscheinlich die Verspätung verursachte, mit der die französische Regierung Präsident Hoovers Vorschlag einer Aussetzung aller Kriegsschuldzahlungen annahm, die möglichen positiven Auswirkungen dieses Plans auf die deutsche Wirtschaftslage abschwächte.

Die Folge davon waren ein stetiger Popularitätsverlust Brünings und ein damit einhergehender Autoritätsschwund seiner Regierung, der sich in einer Zunahme der Gewalttätigkeiten im Innern widerspiegelte – der Kriminalität, der Arbeitskämpfe, des politischen Terrorismus und der blutigen Strassenkämpfe zwischen Nazi-Sturmtruppen und Kommunisten. Hitler mochte sich selbst und die NSDAP-Führung zur Legalität verpflichtet haben, er versuchte jedoch nicht, die lokalen Organisationen

seiner Partei in ihren Aktivitäten zu bremsen. Im Gegenteil rechtfertigte er sie in seiner vielfach publizierten Rede vor dem Düsseldorfer Industrieclub im Januar 1932 mit pathosgeladenen Worten:

Ich weiss sehr wohl, meine Herren, wenn Nationalsozialisten durch die Strassen marschieren und es gibt plötzlich abends Tumult und Radau, dann zieht der Bürger den Vorhang zurück, sieht hinaus und sagt: «Schon wieder bin ich in meiner Nachtruhe gestört und kann nicht schlafen ...» Aber vergessen Sie nicht, dass es Opfer sind, wenn heute viele Hunderttausende von SA- und SS-Männern der Nationalsozialistischen Bewegung jeden Tag auf den Lastwagen steigen, Versammlungen schützen, Märsche machen müssen, Nacht um Nacht opfern, um beim Morgengrauen zurückzukommen – entweder wieder zur Werkstatt und in die Fabrik oder aber als Arbeitslose die paar Stempel Groschen entgegenzunehmen ... Wenn die ganze Nation heute den gleichen Glauben an ihre Berufung hätte wie diese Hunderttausende, wenn die ganze Nation diesen Idealismus besässe: Deutschland würde der Welt gegenüber heute anders dastehen.⁵⁵

Abgesehen davon, dass er die zahlenmässige Stärke seiner Kampfverbände übertrieb, um seinen Zuhörern zu imponieren, hüllte Hitler einen Schleier patriotischer Romantik über kriminelle Tätlichkeiten und Morde, die Nacht für Nacht von jugendlichen Banditen verübt wurden, die das Abzeichen seiner Partei trugen. 1931 verging kaum eine Woche ohne Schiessereien, Bombenattentate und planmässig vorbereitete Aktionen, die eine Spur der Zerstörung und des Blutvergiessens hinter sich zurückliessen.⁵⁶

Die eigentliche Zielscheibe dieser Anschläge auf die öffentliche Ordnung war Brüning, aber der Kanzler nahm die Herausforderung nicht an. Er war zu sehr mit seinem, wie Groener es nannte, «Spiel mit fünf Kugeln à la Bismarck»⁵⁷ beschäftigt, mit seiner Suche nach dem immer wieder entschlüpfenden aussenpolitischen Triumph, den er sich in den Kopf gesetzt hatte, als dass er noch viel Zeit für innenpolitische Angelegenheiten gehabt hätte, und so überliess er das Problem der inneren Sicherheit, während er in der zweiten Hälfte des Jahres 1931 von Hauptstadt zu Hauptstadt reiste, seinem Innenminister – diesen Posten nahm von Oktober 1931 an Wilhelm Groener ein, der zugleich weiterhin als Reichswehrminister fungierte – und den Regierungen der Bundesländer. Dies sagte nicht allen zu, denn sie kamen mit dem Naziterror enger in Berührung als der Kanzler und machten sich mehr Gedanken darüber, wohin er vielleicht führen konnte. Im November kam die Frankfurter Polizei in den Besitz von Papieren (den «Boxheimer Dokumenten»), die

sich als detaillierte Pläne für eine Machtübernahme der SA und anderer Naziorganisationen im Falle eines kommunistischen Putschversuchs und für die Errichtung einer Diktatur entpuppten, die das Privateigentum und die Steuern beseitigen und kurzen Prozess mit Staatsfeinden und Juden machen sollte.⁵⁸ Wer konnte wissen, ob die Nazis nicht im geeigneten Augenblick einen solchen Plan in die Tat umsetzen würden, vielleicht im Frühjahr 1932, wenn in Preussen und anderen Ländern Landtagswahlen stattfinden würden? Einige Länderregierungen waren der Meinung, dass etwas getan werden musste, um dem vorzubeugen, ehe es zu spät war, und wurden, als ihr Drängen unbeachtet blieb, zunehmend unzufriedener mit Brüning, und ihre Kritik an seinen mangelnden Führungsqualitäten wuchs.

Sie waren damit nicht allein. Im Frühjahr 1932 waren die Hoffnungen des Mittelstandes auf den Nullpunkt gesunken, denn der Schutz und die Hilfe, die sie von den Brüning'schen Notverordnungen erwartet hatten, waren ihnen nicht zuteil geworden, und ihre Enttäuschung war gross.⁵⁹ Unter dem Eindruck der Tatsache, dass der Kanzler zunehmend gezwungen war, auf die Unterstützung der SPD zu bauen, um ein Misstrauensvotum des Reichstags oder Forderungen nach einer Rücknahme der Verordnungen zu verhindern, wuchs bei einigen der führenden Industriellen des Landes die Furcht, er werde zu einem Werkzeug der Sozialdemokraten, und dies werde sich in seiner Steuerpolitik niederschlagen.⁶⁰ Diese Furcht liess sie zwar nicht Hals über Kopf in die Arme Hitlers rennen – die Höhe der Zuschüsse, die vor 1933 aus der Industrie an die NSDAP flossen, ist stark übertrieben worden⁶¹ –, aber die Einladung an Hitler, vor dem Industrieclub in Düsseldorf zu sprechen, war zumindest ein Zeichen dafür, dass die Wirtschaftsführer ihre Optionen offenhielten, und was Hitler hierdurch an Geldmitteln gewann, verlor Brüning. Die ostelbischen Grossgrundbesitzer, die in beständiger Angst vor einer Einstellung der staatlichen Subventionen und vor Plänen zur Parzellierung grosser Landgüter lebten, kamen gleichzeitig zu der Überzeugung, dass Hans Schlange-Schöningen, der im November 1931 Kommissar für die Osthilfe wurde, ein Befürworter des, wie sie es nannten, Agrarbolschewismus war, und ihre Begeisterung für Brüning, die seiner Religion wegen ohnehin nie sehr gross gewesen war, schwand rasch dahin.⁶²

Der Präsident selbst wurde unzufrieden mit seinem Kanzler, nachdem es Brüning nicht gelungen war, die Nazis zu einem Einschwenken auf eine von anderen Parteien unterstützte Vereinbarung zur Verlängerung der Amtszeit des Präsidenten zu bewegen; man hätte damit eine Neu-

wahl und die Störung der öffentlichen Ordnung, die sie sicherlich mit sich bringen würde, vermeiden können. Für Hindenburg war es eine Kränkung, dass er gegen einen Kommunisten (Ernst Thälmann) und einen früheren Gefreiten (Hitler) antreten musste, und es war demütigend, nach dem ersten Wahlgang im März 1932 zu erfahren, dass fast die Hälfte der Nation gegen ihn gestimmt hatte, darunter auch die Bewohner Tannenbergs und des masurischen Seenbezirks, wo er seinen grössten militärischen Sieg errungen hatte. Bei der Stichwahl im April siegte er ziemlich klar – mit 19,4 Millionen Stimmen gegenüber 13,4 Millionen für Hitler und 3,7 Millionen für Thälmann –, aber doch nur mit Hilfe der Stimmen des Zentrums und der Sozialdemokratie, während viele seiner alten Freunde und Gefährten ins Lager Hitlers überwechselten. Die Präsidentschaftswahlen liessen beim Feldmarschall ein unerklärliches Resentiment gegen den Kanzler zurück, das in der Folge eine wichtige Rolle spielte.⁶³

Am verhängnisvollsten für Brüning war es, dass die Militärs das Vertrauen zu ihm verloren. Dies galt nicht für Groener, der dem Kanzler gegenüber bis zum Ende loyal blieb. Aber der kaltblütige Pokerer Schleicher war im Frühjahr 1932 zu der Überzeugung gekommen, dass das Experiment Brüning gescheitert war. Nicht nur, dass die parlamentarische Abhängigkeit des Kanzlers von der SPD die politischen Kräfte vor den Kopf stiess, die sich eigentlich um ihn hätten sammeln sollen, auch seine Aussenpolitik hatte sich festgefahren und war in der Tat sogar verfehlt. Schleicher war überzeugt, dass eine Vergrösserung des Heeres aus Gründen der nationalen Sicherheit und der inneren Beruhigung absolut unerlässlich war; sie würde solche Niederlagen wie das Scheitern der Zollunion in Zukunft unmöglich machen und das Heer in die Lage versetzen, Hitlers SA in sich zu integrieren und damit eine reale Bedrohung des legitimen Machtmonopols der Reichswehr abzuwenden. Seiner Ansicht nach hätte Brüning die Gelegenheit der bevorstehenden Abrüstungskonferenz in Genf ergreifen und für Deutschland Waffengleichheit mit seinen Nachbarn fordern und, wenn seine Wünsche nicht erfüllt wurden, die Konferenz sabotieren sollen. Als deutlich wurde, dass Brüning diese Taktik nicht akzeptieren würde, dass er vielmehr beabsichtigte, der Reparationsfrage Priorität einzuräumen, und stärker an Gleichstand und Truppenverringerung interessiert war als an völliger Aufrüstungsfreiheit, entschied Schleicher, dass er gehen musste.⁶⁴

Der Hebel, mittels dessen er den Kanzler aus dem Amt hievte, wurde ihm von seinem Chef in die Hand gegeben; Mitte April wurde Groener

in seiner Funktion als Innenminister bei Brüning und Hindenburg vorstellig und überzeugte sie, indem er sich auf die hartnäckigen Forderungen einzelner Länderregierungen, insbesondere der sozialdemokratischen Regierung Preussens berief, davon, dass Hitlers SA und SS im Interesse der inneren Sicherheit kraft Notverordnung verboten werden mussten. Schleicher gab anfänglich vor, die Notwendigkeit dieses Schrittes einzusehen, aber gleichzeitig dirigierte er aus dem Hintergrund den Protestchor aus militärischen und nationalistischen Kreisen, der im Verteidigungsministerium und im Präsidentenpalast die Fensterscheiben erzittern liess. Groener versuchte Brüning vor dem Sturm zu schützen, indem er als Reichswehrminister zurücktrat.⁶⁵ Das reichte nicht aus. Mit Briefen höherer Wehrmachtsoffiziere bombardiert, die sich beschwerten, die Auflösung der SA stelle einen schweren Schlag gegen die Wehrkraft des Landes dar, den Einflüsterungen seines Sohnes ausgesetzt, der ein Vertrauter Schleichers war, und die Tatsache, dass das republikanische Reichsbanner von der Verbotsanordnung ausgenommen war, ein weiteres Zeichen für Brünings Willfährigkeit gegenüber der SPD darstellte, und mit den wütenden Protesten seiner agrarischen Freunde gegen die im Mai verkündete Absicht der Regierung konfrontiert, einen Plan zur Förderung neuer Bauernsiedlungen voranzutreiben, kam Präsident Hindenburg zu dem Schluss, dass er vom Kanzler und dessen Ministern hintergangen wurde. Am 29. Mai erklärte er Brüning, seine Regierung sei schwer in Misskredit geraten, und er, der Präsident, werde keine von ihr vorgeschlagenen Notverordnungen mehr unterzeichnen. Dies war ein Todesurteil, und Brüning wusste es. Am Tag darauf reichte er den Rücktritt seines Kabinetts ein.

4. Die Regierung Papen

Von allen Widersachern, mit denen Hitler es in den letzten Monaten vor seiner Machtübernahme zu tun hatte, war Kurt von Schleicher der fähigste und der gefährlichste. Ein kultivierter Mann mit Charme und zynischem Witz und mit der Fähigkeit, sich bei Menschen aus ganz verschiedenen Kreisen beliebt zu machen (er stand dem jüdischen Finanzmann Jakob Goldschmidt ebenso nahe wie Oskar von Hindenburg, dem Sohn des Präsidenten), verfügte dieser prototypische Bürogeneral über eine kühle politische Intelligenz, eine erstrangige strategische Begabung und über einen grossen Vorrat an Mut und Geduld. Seine grösste Schwäche war es, dass er am liebsten hinter den Kulissen operierte und zur

Ausführung seiner Pläne andere Personen vorschob. Dies machte ihn verwundbar für die Schwächen seiner politischen Werkzeuge und machte ihm eine absolute Kontrolle über die heiklen Operationen, die er in Gang setzte, unmöglich. Dazu kam, dass er vergass, dass man auch *zu* schlau sein kann, und schliesslich stolperte er darüber, dass er in dem Ruf stand, ebendies zu sein.

Einer der Gründe dafür, dass Schleicher Brünings Sturz betrieb, war seine Überzeugung, dass der Kanzler einen Fehler begangen hatte, indem er versuchte, Hitler im frontalen Angriff zu erledigen, und dass dies zum erfolgreichen Abschneiden des Führers bei den Landtagswahlen vom 24. April 1932 beigetragen hatte; die NSDAP war nun in allen Landtagen ausser dem bayerischen die stärkste Partei.⁶⁶ Solange Hitler für eine grosse Zahl von Menschen der vermeintliche Messias war, würden ihm Massnahmen dieser Art nur Sympathien einbringen. Die wirksamere Art, mit ihm fertig zu werden, bestand darin, ihn zur Teilhaberschaft an einer breiten nationalen Koalition zu überreden, wo er die Verantwortung für getroffene Entscheidungen im positiven wie im negativen Sinn würde mittragen müssen und wo er im Laufe der Zeit systematisch seiner gegenwärtigen Machtmittel entledigt werden konnte. Die Regierung Papen, die Schleichers Idee war, war als Keimzelle einer solchen Koalition gedacht.

Als Schleicher Hindenburg bedrängte, Franz von Papen zum Nachfolger Brünings zu ernennen, glaubte er, sein Wunschkandidat habe keine festgefügt eigenen Überzeugungen und werde sich seiner Führung anvertrauen. Er wusste, dass die Stärke Papens eher in seinen Beziehungen lag – er war ein katholischer Adliger und ehemaliger Ulanenoffizier und hatte die Tochter eines saarländischen Industriellen geheiratet – als in seiner Intelligenz; und als ein Freund zu bedenken gab, dass der neue Kanzler nicht dafür bekannt war, einen klugen Kopf zu besitzen, hatte Schleicher entgegnet: «Den braucht er nicht. Er ist ein Hut!» Papens Minister, bei deren Auswahl Schleicher ein gewichtiges Wörtchen mitzureden hatte, konnten in dieser Hinsicht auch nicht mehr vorweisen als ihr Kabinettschef; die meisten von ihnen waren Männer ohne Verbindungen zum oder Basis im Parlament, waren Aristokraten und Bürokraten mit so ausgesprochen konservativen Anschauungen, dass Harry Kessler sich zu der Bemerkung veranlasst sah, ihre gemeinsame Philosophie stelle eine Kombination aus Dummheit und Rückschrittlichkeit dar, wie sie seit der Regierung Polignac von 1830 nicht dagewesen sei.⁶⁷ Die erste Reaktion des Landes auf die neue Regierung war eine Mischung aus ungläubigem Staunen und Entrüstung, und an dieser Ein-

stellung änderte sich auch nicht viel, als die Westmächte auf der Konferenz von Lausanne im Juni dem neuen Kanzler zugestanden, was sie Brüning vorenthalten hatten: die Aufhebung des Young-Plans und die Beendigung der Reparationszahlungen. Wie andere der Weimarer Republik gemachte Zugeständnisse, kam auch dieses zu spät, um ihr noch zu helfen.

Die Regierung Brüning war im Reichstag von der Bereitschaft der SPD abhängig gewesen, sie gewähren zu lassen; um seinem Nachfolger eine Frist zur Einarbeitung in sein Amt zu sichern, liess Schleicher sich vom Führer der NSDAP das Versprechen einer ähnlichen wohlwollenden Duldung geben. Der Preis dafür war zum einen die Zusage, dass Neuwahlen angesetzt würden, und zum anderen die Rücknahme der Verordnung, die das öffentliche Auftreten von SA und SS verbot. Ernst Thälmann erklärte, dies sei eine offene Einladung zum Mord, und es lässt sich schwerlich bestreiten, dass er damit recht hatte, wenn man daran denkt, was sich abspielte, als das Verbot aufgehoben wurde. In den folgenden fünf Wochen gab es allein in Preussen nahezu 500 tätliche Auseinandersetzungen zwischen den triumphierenden Sturmabteilungen und ihren speziellen Feinden, wobei 99 Personen getötet und mehr als tausend verletzt wurden; am 10. Juli starben 17 Menschen bei Strassenkämpfen in verschiedenen Landesteilen; und am 17. Juli führte ein Parademarsch der Nazis durch die Arbeiterviertel von Hamburg-Altona zu einer Strassenschlacht, bei der ebenfalls 17 Menschen das Leben verloren.⁶⁸

Eine der Ironien, von denen die Geschichte der Weimarer Republik so viele aufweist, ist, dass diese Verbrechen den Vorwand für einen Schlag – nicht etwa gegen ihre Urheber, sondern gegen das letzte wirkliche Bollwerk der deutschen Demokratie lieferten. Am 20. Juli 1932 setzte Papen per Verordnung die preussische Regierung ab mit der Begründung, sie sei unfähig, die öffentliche Ordnung aufrechtzuerhalten, und wurde selbst zum Reichskommissar mit uneingeschränkter Befehlsgewalt über das Land. Weder von den abgesetzten Ministern noch von der Polizei noch vom Reichsbanner aus regte sich der geringste Widerstand; und die Gewerkschaften, die 1920 den Kapp-Putsch gestoppt hatten, machten keinen Versuch, die bravouröse Aktion von damals zu wiederholen. Die Achtung vor den Buchstaben des Gesetzes und die Angst vor der Arbeitslosigkeit verbündeten sich zugunsten Papens, der mit seinem Handstreich den alten Dualismus zwischen Preussen und dem Reich beendete und die Machtmittel des grössten Bundesstaats zusammen mit einer gutausgerüsteten Polizeitruppe von 90'000 Mann in seine Hände brachte.⁶⁹ Die Aktion Papens fand den Beifall der Wehrmacht,

die den Dualismus – der ihr in der Zeit des Kaiserreichs höchst willkommen gewesen war – in den Jahren der sozialdemokratischen Vorherrschaft in Preussen als eine potentielle Gefahr betrachtete. Schleicher hatte allen Grund, mit seinem neuen Kanzler zufrieden zu sein, der nicht nur ihm mit dem Posten des Reichswehrministers freie Hand gegeben hatte, die deutsche Strategie für die Abrüstungskonferenz in Genf zu bestimmen,⁷⁰ sondern mit seinem Staatsstreich auch Hitler, wenn dieser aufgrund seines Sieges bei der Landtagswahl vom April eine Regierung in Preussen bilden würde, wichtige Machtmittel vorzuenthalten versprach, die andernfalls gegen das Reich hätten eingesetzt werden können.⁷¹ Darüber hinaus war der Staatsstreich genau der demonstrative Stärkebeweis, der Hitler vielleicht dazu bringen konnte, ein Zusammengehen mit Papen zu erwägen, womit er Schleicher die Möglichkeit geben würde, ihm Fesseln anzulegen.

Aber Hitler dachte nicht daran, in die Regierung einzutreten, es sei denn zu seinen eigenen Bedingungen. Die Reichstagswahlen, die er sich als Preis für die Duldung des Kanzlers Papen ausbedungen hatte, wurden am 31. Juli abgehalten und liessen die Anzahl der Nazimandate von 107 auf 230 ansteigen. Obwohl die Gesamtstimmenzahl der NSDAP sich seit der zweiten Reichspräsidentenwahl nicht erhöht hatte und obwohl manche Beobachter sagten, sie habe ihren Zenith erreicht, fühlte ihr Führer sich, als Schleicher ihn am 5. August in Fürstenberg zu einem Gespräch empfing, berufen, die ganze Macht zu fordern: die Kanzlerschaft für sich selbst, die Ministerien des Innern, der Justiz und der Landwirtschaft für seine Partei und dazu die Posten des Ministerpräsidenten und des Innenministers in Preussen sowie ein Ermächtigungsgesetz, das es ihm gestatten würde, mit Verordnungen zu regieren. Schleicher gab sich unverbindlich, und dieses Verhalten scheint Hitler als Zustimmung gedeutet zu haben. Er wurde bitter enttäuscht. Am 13. August wiesen Schleicher und Papen alle seine Forderungen zurück und boten ihm lediglich die Vizekanzlerschaft im gegenwärtigen Kabinett und eine unbestimmte Zusage an, dass Papen nach einer angemessenen Frist seinen Posten für ihn räumen werde; und am gleichen Nachmittag hielt ihm Präsident von Hindenburg, nachdem er ihn gefragt hatte, ob er die Regierung zu unterstützen beabsichtige und eine verneinende Antwort erhalten hatte, einen Vortrag über Pflichtbewusstsein und lieferte, was schlimmer war, der Presse einen Bericht über sein Gespräch mit Hitler, aus dem sein Missfallen nur allzu deutlich hervorging.

Es besteht kein Zweifel daran, dass die Ereignisse vom 13. August, bei denen fraglos Schleicher die Fäden zog, Hitler schadeten, und sie

hätten ihm noch mehr geschadet, wenn er der berserkerhaften Wut, die ihn in den Tagen unmittelbar nach dem Gespräch aufwühlte, freien Lauf gelassen hätte. Wenn es je einen Zeitpunkt gegeben hat, an dem er nahe daran war, den Forderungen jener hitzköpfigen Revoluzzer in seiner Partei nachzugeben, die die Macht durch einen Gewaltstreich erobern wollten, dann war es in diesen Tagen, und wäre er diesem Impuls gefolgt, so hätte er damit höchstwahrscheinlich seine Chancen ein für allemal verspielt. Aber auch so verführte ihn sein Verlangen nach Rache zu einer schwerwiegenden Fehlkalkulation. Am 12. September brach er den Waffenstillstand mit Papen und zwang den Kanzler, zur Vermeidung eines Misstrauensvotums den Reichstag aufzulösen. Bei den Neuwahlen vom 6. November 1932 wurde ihm die Quittung dafür präsentiert. Das Fiasko vom 13. August und die weidlich publizierte Abkanzelung des Gefreiten durch den Präsidenten, die moralische Empörung vieler Menschen darüber, dass Hitler öffentlich fünf SA-Männer in Schutz nahm, die im August in Potempa auf brutale Weise einen unbewaffneten Kommunisten ermordet hatten, sowie die Tatsache, dass eine beträchtliche Zahl von Menschen es müde wurde, darauf zu warten, dass Hitler an die Macht kam, und sich entweder in die politische Passivität zurückzogen oder zur KPD überliefen, all dies führte zum ersten schweren Rückschlag, den die NSDAP auf ihrem Weg zur Macht erlitt. Die Partei verlor zwei Millionen Wähler und musste selbst in Bezirken, die man als Nazi-Hochburgen betrachtet hatte, wie etwa in Schleswig-Holstein, schwere Einbussen hinnehmen; im Ganzen verlor sie 34 Reichstagsitze, während die KPD deren 11 hinzugewann. Schleicher ging davon aus, dass diese Ergebnisse Hitler wohl oder übel empfänglicher für Angebote zur Beteiligung an der Macht machen oder aber Elemente in seiner Partei in Versuchung führen würden, sich mit der Regierung zu arrangieren, ehe es dazu zu spät war.

Der praktischen Prüfung dieser Hypothesen stand freilich ein ernstzunehmendes Hindernis im Wege. «Was sagen Sie nun?» witzelte Schleicher hämisch, «Fränzchen hat sich selbst entdeckt.»⁷² In der Tat schickte sich der Herrenreiter Papen an, in wirklich männlicher Manier die Peitsche zu schwingen.

Der Versuche müde, Hitler zur Aufgabe seiner Isolation zu überreden, hatte er in Zusammenarbeit mit seinem Innenminister Freiherrn von Gayl, einem ziemlich primitiven, hinterwäldlerischen Junker, eine grundlegende Verfassungsreform ausgearbeitet, die durch ein Dekret des Präsidenten in Kraft gesetzt werden sollte und die demokratische Republik in ein autoritäres, ständisches Staatswesen verwandeln würde,

in dem die Volkssouveränität abgeschafft war und eine kleine Elite von Besitzenden über die grosse Masse der Untertanen herrschen würde. Diese Vorstellungen waren von so verblüffender Naivität, dass sie kaum Beachtung verdienten oder sie wenigstens kaum verdient hätten, wäre da nicht der Umstand gewesen, dass ihre Verwirklichung im Bereich des Möglichen lag. Papen besass viele Freunde in der Wirtschaft und – über Gayl – in der ostelbischen Aristokratie. Wichtiger noch, er hatte in den wenigen Monaten seiner Kanzlerschaft einen solchen Einfluss auf Hindenburg gewonnen, dass man nicht wissen konnte, was der alte Mann vielleicht für ihn zu tun bereit war.

Schleicher ist im Urteil der Nachwelt so schlecht weggekommen, dass man häufig auf die freilich kaum je durch schlüssige Belege gestützte Annahme trifft, seine Motive seien stets persönlicher Ehrgeiz und Machtwille gewesen. Es fällt schwer, in seiner Entscheidung, Papen zu stoppen, eine Spur von dieser Art Selbstsucht aufzufinden, und man fühlt sich viel eher veranlasst zu glauben, dass er vor allem an sein Land und an die Armee dachte, der er sein Leben geweiht hatte, als er Oberstleutnant Eugen Ott von der Wehrmachtsabteilung seines Ministeriums den Auftrag erteilte, ein Planspiel zum Problem der Bewältigung einer Krise durchzuführen, in deren Mittelpunkt ein Generalstreik und die aus ihm entstehenden Komplikationen standen. Bei der Anlage des Planspiels ging Ott korrekterweise vom ungünstigsten anzunehmenden Fall aus. Er dachte an die jüngste Zusammenarbeit zwischen Nazis und Kommunisten bei einem Transportarbeiterstreik, der ganz Berlin lahmgelegt hatte, und nahm es als sicher an, dass dies sich im Falle einer ernststen politischen Krise vielleicht auf breiterer Basis wiederholen würde, da diese beiden Parteien zusammen 18 Millionen Wähler hatten, von denen sie zumindest einen Teil mobilisieren konnten. Die mit dem Planspiel befasste Gruppe kam zu dem Schluss, dass die Regierung nicht über ausreichende Kräfte (in Heer, Polizei und zivilen Not- und Hilfsdiensten) verfüge, um mit einer solchen Eventualität fertig zu werden und zu gleicher Zeit die Ostgrenze zu schützen, falls die Polen es sich in den Kopf setzen sollten, die Lage zu ihren Gunsten auszunützen.⁷³

Bei einer spannungsgeladenen Sitzung in der Reichskanzlei am 1. Dezember suchte Schleicher Hindenburg davon zu überzeugen, dass der Plan Papens sowohl gefährlich als auch überflüssig wäre, da bei der NSDAP Zerfallstendenzen sichtbar wurden, denen man nachhelfen konnte. Er drang nicht durch, und selbst seine scharf formulierte Bemerkung, Hindenburg breche seinen Eid, die Verfassung zu schützen, wenn

er dem Verlangen Papens nachgäbe, erzielte beim Feldmarschall, der sich unbeirrt vor den Kanzler stellte, keine Wirkung. Erst einen Tag später, als Schleicher den Bericht der Ott-Gruppe vorlegte, gab Hindenburg in einer in den Memoiren Papens vielleicht zu sehr hochstilisierten, tränenreichen Szene klein bei. Der Feldmarschall war noch verständigen genug, militärische Realitäten zu erkennen, wenn sie ihm vor Augen gehalten wurden. «Ich bin zu alt geworden», sagte er, «um am Ende meines Lebens noch die Verantwortung für einen Bürgerkrieg zu übernehmen. Dann müssen wir in Gottes Namen Herrn von Schleicher sein Glück versuchen lassen.»⁷⁴

5. Das Scheitern von Schleichers grossem Plan

Adolf Hitler war noch zwei Monate von der Übernahme der Macht entfernt, die er begehrte, als Schleicher – ohne es zu wollen, aber in Ermangelung anderer Kandidaten – Kanzler wurde. Der Führer konnte dies natürlich nicht voraussehen. Seit Monaten schon hatte er getan, was für einen Politiker in einer Situation, die sich zu seinen Ungunsten zu verschieben scheint, stets das schwierigste ist: Er hatte dem Druck seiner Anhänger standgehalten, die ihn drängten, sich mit dem Erreichbaren zu begnügen, ehe es zu spät war. Später war er verständlicherweise stolz auf seine Beharrlichkeit und rühmte sich: «Wenn ich nicht die innere, unbestechliche Gewissheit habe, das ist die Lösung, so muss sie aussehen, mache ich nichts. Und wenn die ganze Partei mir in den Ohren liegt: handle!»⁷⁵ Aber so einfach, wie es klingt, kann es nicht gewesen sein, und sicher war die Möglichkeit immer da, dass die Partei seines Abwartens überdrüssig werden und sich von ihm abwenden würde.

Dies war es, worauf Schleicher setzte. Er spürte die Ungeduld der Anhänger Hitlers. Seit August stand er in Verbindung mit Gregor Strasser, dem populären Leiter der Nazi-Parteioorganisation, einem Mann, der über die unruhige Stimmung an der Basis der Partei gut informiert war. Noch ehe die Papen-Krise ihren Höhepunkt erreicht hatte, waren Schleicher Andeutungen zugetragen worden, dass Strasser bereit sei, seiner Partei den Rücken zu kehren, und dass er, wenn er dies tat, nicht allein sein würde. Diese Möglichkeit eröffnete einem Gedanken, der bei Schleicher schon seit einiger Zeit keimte, eine reale Verwirklichungschance – der Idee einer Koalition zwischen Gruppen der Arbeiterbewegung (katholischen und unabhängigen Gewerkschaften und Arbeiterorganisationen der Nazis), die mit voller Unterstützung des Militärs in der

Lage sein würde, nicht nur eine politische, sondern auch eine wohltuende geistige Revolution zu bewirken. Die Ähnlichkeiten zwischen diesen Vorstellungen Schleichers und Ideen, wie sie Spengler in *Preussenthum und Sozialismus*, Jünger in *Der Arbeiter* und Schleichers Freund Hans Zehrer in seinen Leitartikeln in der *Tat* zum Ausdruck brachten, sind verblüffend, wenngleich es zugegebenermaßen unmöglich ist zu sagen, wie unmittelbar diese Schriften das Denken dieses pragmatischen politischen Praktikers beeinflusst haben. Ohne alles ideologische Beiwerk: In einem Land, das zunehmend antikapitalistisch wurde und in dem die Achtung vor dem Militär bei allen Schichten und Klassen tief verwurzelt war, schien ein Bündnis zwischen Arbeiterbewegung und Militär unendlich realitätsnäher als die reaktionäre Phantasterei Papens.⁷⁶

Freilich, ob eine solche Kombination zustande kommen konnte, hing davon ab, ob diejenigen, die sich Schleicher als Verbündete wünschte, auch bereit waren, unter seiner Führung anzutreten, und dies war, wie sich zeigte, nicht der Fall. Die ersten Annäherungsversuche des Generals an die Gewerkschaften waren erfolgreich gewesen, und Theodor Leipart und Wilhelm Eggert von der SPD sowie Bernard Otto von der katholischen Gewerkschaftsbewegung hatten ein nahezu brennendes Interesse an einer Zusammenarbeit gezeigt. Aber ehe noch irgendeine Vereinbarung zustande kam, hatte Rudolf Breitscheid von der SPD die Begeisterung seiner Parteigenossen dadurch gedämpft, dass er sie an die Unterstützung erinnerte, die Schleicher dem Staatsstreich Papens gegen die sozialdemokratische Regierung in Preussen gewährt hatte, und sie ermahnt, ihm nicht zu vertrauen; danach war die Wahrscheinlichkeit nur noch gering, dass der Kanzler bei den Gewerkschaften einen fühlbaren Rückhalt finden würde.⁷⁷

Entscheidender noch war, dass sich das Strasser-Manöver zerschlug. Auch hier wieder wurde Schleicher von einer seiner politischen Spielfiguren im Stich gelassen: Strasser erwies sich nicht nur als ein unschlüssiger, sondern auch als ein politisch so unbedarfter Mensch, dass er, als er sich endlich entschlossen hatte, mit Hitler zu brechen, den fatalen Fehler beging, nach Italien in Urlaub zu fahren, statt dass er sich mit allen Kräften der Aufgabe gewidmet hätte, einen Massenexodus aus der NSDAP in Gang zu setzen. Es war Hitler, der sich in der Krise der Partei der Situation gewachsen zeigte und seine skeptischen Jünger in einer ehrfurchtgebietenden Rede, in der er allen Leidenschaften und Spannungen, die sich während der langen Monate des Wartens in ihm angestaut hatten, freien Lauf liess, auf den Weg des Gehorsams zurückscheuchte;

er löste die administrative Kernzelle der Partei, die Politische Organisation auf, deren Haupt Strasser gewesen war, und richtete ein neues zentrales Parteibüro unter Rudolf Hess ein, das ihm die Unterstützung einer geschlossenen Partei sicherte.

Das war das Aus für Schleichers grossen Plan. Er gestand seine Niederlage nicht gleich ein; er war ein beherzter Mann und hartnäckig dazu, und er versuchte weiterhin, die Arbeiterschaft für sich zu mobilisieren, indem er ein neues Arbeitsbeschaffungsprogramm zur Dämpfung der Arbeitslosigkeit vorlegte und das Ostsiedlungsprogramm wiederbelebte, das erstmals zu Brüning's Zeiten in die Diskussion gebracht worden war. Diese Massnahmen stimmten diejenigen nicht um, deren Beifall sie hätten finden sollen, in deren Augen sie jedoch eher clevere, dem Stimmenfang dienende Manöver waren als ernstgemeinte Reformvorhaben, und sie verschreckten die Wirtschaft und den Grundbesitz nachhaltig. Es erwies sich immer deutlicher, dass die Gewieftheit des Politikers Schleicher seinem Erfolg am meisten im Wege stand, und so sah er sich am 23. Januar gezwungen, zu Hindenburg zu gehen, ihm einzugehen, dass sein Versuch, eine neue Mehrheit aufzubauen, fehlgeschlagen war, und ihn um die Auflösung des Reichstags und das Verbot sowohl der NSDAP als auch der KPD durch Notverordnung zu bitten. Hindenburg weigerte sich mit dem Hinweis darauf, dass dies lediglich eine Notstandssituation der Art heraufbeschwören würde, wie der General sie erst vor zwei Monaten beschrieben und für militärisch nicht kontrollierbar erklärt hatte; fünf Tage später, als Schleicher sein Verlangen erneut vorbrachte, ertete er wiederum ein Nein. In der Zwischenzeit hatte der Kanzler erfahren, dass der Präsident Geheimgespräche mit Papen über die Bildung einer neuen Regierung geführt hatte, und nun trat er verärgert zurück, nicht ohne Hindenburg des Vertrauensbruchs zu beschuldigen.

Im Januar 1933 herrschte in weiten Teilen des Auslands die Überzeugung, dass nun eine offene Militärdiktatur folgen würde, da das Militär es nicht zulassen werde, dass der Patron der Mörder von Potempa in die Stellung emporstieg, die einst Bismarck eingenommen hatte. Dieser Gedankengang war in zweierlei Hinsicht fehlerhaft. Zum einen war das Offizierskorps der Groener-Sleicherschen Politik des Mitmischens der Militärs in der parlamentarischen Politik herzlich überdrüssig. Derartige Aktivitäten erschienen ihnen als eine Verletzung der Seecktschen Theorie einer über der Politik stehenden Reichswehr, und dieser Theorie wollten sie möglichst bald wieder Geltung verschaffen. Zum zweiten

hegten sie keinen übermässig starken Widerwillen gegen Hitler. Im Gegenteil, seit 1930 in Ulm drei Leutnants wegen der Verteilung nazistischer Literatur in den Kasernen verurteilt worden waren, hatte der Nationalsozialismus unter den jüngeren Offizieren und Mannschaften stetig an Boden gewonnen; ihnen sagten die nationalistischen Appelle der Partei und ihre Versprechungen zu, dass es Gelegenheiten zu Tat, Bewährung und Beförderung geben werde, wenn sie an die Macht kam.⁷⁸ Selbst unter den höheren Offizieren und in Schlüsselstellungen gab es eine beträchtliche Zahl von Soldaten, die der Nazi-Bewegung und ihrem Führer wohlgesonnen waren: General Werner von Blomberg und General Walter von Reichenau waren für ihre diesbezüglichen Auffassungen bekannt. Wäre Hitler zu der Taktik von 1923 zurückgekehrt, die Reichswehr hätte zweifellos ihre Pflicht getan und hätte ihm Einhalt geboten. Aber es stand nicht zu erwarten, dass sie Widerstand leisten würde, wenn ihm vom Präsidenten angeboten wurde, die Macht zu übernehmen, und es ist bemerkenswert, dass Schleicher bei aller Enttäuschung über das Misslingen seines Vorhabens, Hitler auszumanövrieren, niemals daran dachte, an das Heer zu appellieren, damit es dem Führer im letzten Augenblick noch seinen Triumph verwehre.⁷⁹

So blieb die Reichswehr im Januar 1933 neutral und liess es zu, dass die Republik, die ihr seit dem Ebert-Groener-Pakt von 1918 jede Hilfe und Anerkennung gewährt hatte und die zu schützen sie feierlich verpflichtet war, einem Mann in die Hände gegeben wurde, der keinen Zweifel daran gelassen hatte, dass er entschlossen war, ihr den Garaus zu machen. Der einzige Soldat, der einen Versuch unternahm, Hitler den Weg zur Kanzlerschaft zu verwehren, war Hindenburg, der den Gefreiten nicht mochte und seinen Günstling Papen wieder an seiner Seite haben wollte. Doch Papen selbst hatte eingesehen, dass dies unmöglich war und dass es nur ein Mittel gab, die Unterstützung der NSDAP zu gewinnen, die jede Regierung benötigen würde, die stark genug sein wollte, um die Stabilität wiederherzustellen und das Anwachsen des Kommunismus zu stoppen: Und dieses Mittel war, Hitler den Posten zu geben, den er begehrte. Er musste jedoch gezwungen werden, die Macht mit Männern zu teilen, die imstande waren, ihn, wenn nötig, zu bremsen; und Papen hatte den Vorsitz bei Gesprächen zwischen der Naziführung und den Köpfen der verschiedenen nationalistischen Gruppen geführt, bei denen die richtige Kombination ermittelt werden sollte. Am 30. Januar hatte man eine Vereinbarung zustande gebracht und die Zustimmung des Präsidenten eingeholt. Hitler wurde Kanzler in einem Koalitionskabinett, dem Papen als Vizekanzler, Hugenberg von der DNVP

und Seldte vom Stahlhelm als Wirtschafts- beziehungsweise Arbeitsminister und Blomberg als Reichswehrminister angehörten. Ausser Hitler waren in dem neuen Kabinett noch zwei weitere Nazis vertreten: Wilhelm Frick als Innenminister und Hermann Göring als Minister ohne Geschäftsbereich.

Papen und seine Freunde waren mit dem Ergebnis zufrieden. «Wir rahmen also Hitler ein», sagte einer von ihnen.⁸⁰ Diese Bemerkung sollte in keiner Sammlung berühmter letzter Worte fehlen.

XVI. Die Nazidiktatur: Instrumente der Macht

Wir werdend Volk, wir sind der rohe Stein –
Du, unser Führer, sollst der Steinmetz sein;
der Steinmetz, der mit schöpferischer Gewalt
den Stein erlöst von seiner Urgestalt.
Schlag immer zu! Wir halten dulddend still,
da deine strenge Hand uns formen will.

Heinrich Anacker (1931)¹

Der letzte Umschwung in der deutschen Politik erregte kein grosses Aufsehen in der internationalen Presse, die sich weniger für die Vorgänge in Berlin interessierte als für den Amtsantritt Franklin D. Roosevelts in Washington und für die Vorbereitungen zur Weltwirtschaftskonferenz in London. Diejenigen Korrespondenten, die über den neuen deutschen Kanzler berichteten, äusserten dabei nicht die Erwartung, dass irgendeine bedeutungsvolle Veränderung bevorstehe, und ebenso wenig verrieten sie eine Vorahnung dessen, was die Zukunft bringen sollte. Die meisten von ihnen hoben die Tatsache hervor, dass die Nazis nur drei Posten im neuen Kabinett erhalten hatten und dass dies eine zu unsichere Machtposition war, um ihnen ein langes Verbleiben im Amt zu garantieren. Diejenigen, die eine Prophezeiung wagten, schienen der Ansicht zu sein, dass Hitler bei all seinem revolutionären Gehabe in der Vergangenheit sich doch im Alltag des Amtes die Zähne ausbeissen und in jedem Fall unter der sorgfältigen Bewachung eines konservativen Syndikats stehen würde, das von Hugenberg, Papen und den Armeechefs, dem neuen Reichswehrminister Blomberg und dem Chef der Heeresleitung Werner von Fritsch, angeführt wurde.

Diese Einschätzung der Situation stimmte mit der der nichtnationalsozialistischen Angehörigen des Kabinetts überein, die zu der Überzeugung gelangt waren, dass sie Hitler, indem sie ihm die Kanzlerschaft überlassen, mit einer blossen Schimäre der Macht abgespeist hatten, statt ihm wirkliche Macht zu geben, während sie sich selbst in einer Position wähnten, aus der heraus sie seine Bewegung für ihre eigenen Ziele einspannen konnten. «Wir haben ihn uns engagiert!» erklärte Papen grossspurig einem seiner Freunde,² und zu einem anderen, der in dieser Hinsicht seine Zweifel angemeldet hatte, sagte er: «Was wollen Sie

denn? Ich habe das Vertrauen Hindenburgs. In zwei Monaten haben wir Hitler in die Ecke gedrückt, dass er quietscht.»³

Diese Prognosen waren die ersten von vielen im Lauf der Karriere Hitlers, die von der Realität widerlegt wurden. Insbesondere Papens kraftmeierische Ankündigung war eine groteske Täuschung, die zeigt, wie wenig dieser samtene Amateur den Naziführer bei seinen nicht eben seltenen Begegnungen mit ihm kennengelernt hatte. Hitler dachte nicht daran, sich von seinen Kabinettskollegen manipulieren zu lassen. Er war entschlossen, nicht nur sich ihres hemmenden Einflusses zu entledigen, sondern den gesamten Staatsapparat seinem eigenen Willen und seiner Führung unterzuordnen und im gleichen Zuge alle unabhängigen Institutionen und Behörden zu zerschlagen, die, weil sie zu gewissen eigenmächtigen Entschlüssen fähig waren, seinen hochfliegenden Plänen für ein Drittes Reich im Wege stehen mochten.⁴ Die zwei Monate, in denen der neue Kanzler nach Papens Ansicht abgewirtschaftet haben würde, genügten ihm ganz im Gegenteil, das Fundament für diesen Prozess der Machtergreifung und der Unterwerfung zu legen. Auf diesem Fundament wuchs in den Jahren danach das Gebäude des totalitären Staats.

Von einem, sei es stilistischen, sei es logischen Standpunkt aus gesehen, war es zu keiner Zeit ein homogenes oder ein in sich widerspruchsfreies Gebäude. Traditionelle Elemente verbanden sich darin auf unerquickliche Weise mit revolutionären und verliehen dem Ganzen ein in sich unstimmißes Gepräge. Die Funktionen, die in einigen seiner Abteilungen ausgeübt wurden, schienen keinem anderen Zweck zu dienen als der Neutralisierung dessen, was in anderen geleistet wurde, und es gab einige Abteilungen, die man in einem Anfall von Geistesabwesenheit angebaut und dann vergessen zu haben schien. Es war für die, die in einem Teil des Gebäudes tätig waren, immer schwierig zu erfahren, was in den anderen vor sich ging, und die Kommunikation untereinander war oft genug ganz unmöglich. Die einzigen störungsfreien Informationskanäle waren die, die zur Wohnung des Architekten hinauf – und vor ihr herabließen; und dies war in der Tat der Leitgedanke bei der Errichtung des Gebäudes gewesen: die bewusste Absicht, sämtliche Teile des Ganzen von *seinen* Befehlen abhängig zu machen. Es war in seiner äusserlichen Erscheinung imposant genug, um auf eine desorientierte und leichtgläubige Welt Eindruck zu machen – und ähnelte in dieser Beziehung wie auch in seiner inneren Widersprüchlichkeit jenem merkwürdigen Vergnügungszentrum am Potsdamer Platz in Berlin, das sich Haus Vaterland nannte⁵ –, aber es war sozusagen nicht «sturmfrei», und die Stürme sollten kommen.

1. Die Festigung der Macht: Reichstagsbrand und Ermächtigungsgesetz

Dass die Hoffnungen der Konservativen, sie könnten den neuen Kanzler unter Kontrolle halten, auf Sand gebaut waren, zeigte sich von Anbeginn an. Den ersten Sieg über seine nationalistischen Kabinettskollegen trug Hitler schon davon, ehe er noch den Amtseid geleistet hatte, indem er mit Erfolg auf die sofortige Auflösung des Reichstags und die Ansetzung von Neuwahlen im März drängte. Hugenberg, der kommen sah, dass Hitlers Massenpartei wohl oder übel von jedem Erfolg, den die Regierung errang, profitieren würde, wehrte sich hiergegen mit allen Kräften, vermochte jedoch die anderen nicht auf Vordermann zu halten, so dass der Führer bekam, was er wollte: die Gelegenheit, erneut an das deutsche Volk zu appellieren, dieses Mal mit dem beträchtlichen Vorteil im Rücken, den ihm die seinem Amt innewohnende Autorität und die Unterstützung durch den Reichspräsidenten gewährten. Nahezu sofort begann er sich auf subtile Weise von den nicht-nationalsozialistischen Kabinettsmitgliedern zu distanzieren. In seinen Reden, angefangen bei der programmatischen Erklärung vom 1. Februar,⁶ gelang es ihm, den Eindruck zu vermitteln, dass sie noch immer den Auffassungen nachhingen, durch die Deutschland in den vergangenen 14 Jahren soviel Schaden zugefügt worden sei, und dass sie die neue Politik im Grunde nicht begriffen, die, wie sein Parteigenosse Frick kurz und bündig definierte, durch «den Willen und die Kraft zu handeln» gekennzeichnet war. Die in diesen Äußerungen stillschweigend vorausgesetzte Prämisse lautete: Je früher Hitler die Möglichkeit bekam, eine Politik seiner eigenen Prägung zu machen, desto besser für Deutschland. Dies brachte der Führer auch in der langen Ansprache an die Befehlshaber der Reichswehr zum Ausdruck, die er am 3. Februar in der Wohnung des Generals von Hammerstein-Equord hielt und die deutlich darauf abzielte, bei der bewaffneten Macht für sich und seine Bewegung zu werben und die Generale davon zu überzeugen, dass ihre eigenen Interessen am besten von einem durch «straffste autoritäre Staatsführung» charakterisierten Regime gewahrt würden, da nur ein solches den Marxismus und den Pazifismus austilgen und den Weg zur Beseitigung der durch den Versailler Vertrag aufgezwungenen Behinderungen ebnen könne.⁷

Bei seinen Ausführungen vor den Generalen war Hitler sorgfältig bemüht, seinen Zuhörern zu versichern, dass er die Wehrmacht als den ein-

zigen legitimen Waffenträger innerhalb des Staats betrachtete. Er zögerte jedoch nicht, in dem, wie Konrad Heiden es ausdrückte, alles entscheidenden revolutionären Akt des Nationalsozialismus⁸ die Hände nach den Staatsorganen auszustrecken, die ausserhalb der unmittelbaren Kontrolle des Heeres standen: nach den Polizeikräften. Das Werkzeug, dessen er sich hierfür bediente, war Hermann Göring, der in seiner Eigenschaft als preussischer Innenminister die Dinge mit einer so brutalen Rücksichtslosigkeit und einer solchen Missachtung von Gesetz und Tradition vorantrieb, dass sein nomineller Vorgesetzter, der Vizekanzler und Reichskommissar für Preussen, von Papen, einfach überrumpelt wurde und Göring schalten und walten liess. Dieser begann damit, dass er die Polizeipräsidenten von vierzehn preussischen Städten in den Ruhestand versetzte und Dutzende untergeordneter Beamter ohne Umstände aus dem Dienst entliess; sodann ernannte er den Berliner SS-Gruppenführer Kurt Daluege zum «Kommissar zur besonderen Verwendung» und betraute ihn mit der Aufgabe, die gesamten Polizeikräfte von unzuverlässigen Elementen zu säubern. Am 17. Februar wies er alle örtlichen Polizeidienststellen an, gute Arbeitsbeziehungen zur SA, SS und zum Stahlhelm herzustellen und mit diesen Organisationen bei der Bekämpfung der Linken zusammenzuarbeiten, «wenn nötig unter Rückgriff auf den bedingungslosen Waffengebrauch». Mit jener Mischung aus Unbekümmertheit und moralischer Skrupellosigkeit, die seinen Stil kennzeichnete, kommentierte Göring seinen Befehl: «Wenn Sie nach rechtmässiger Ausübung Ihres Dienstes im Kampf gegen Verbrechertum und internationales Gesindel Ihre Waffe gezogen haben, sollen Sie in Zukunft nicht mehr durch Presse und Untersuchungsausschüsse in den Dreck gezogen werden ... Sie werden in diesem Fall voll und ganz von mir gedeckt werden ... Sollte es die Lage erfordern, alle Mittel einzusetzen, dann wird nicht gezögert, auch die schwerste Waffe anzuwenden.» Fünf Tage später ordnete er an, die Polizei solle sich angesichts der wachsenden Gefahr, die von der radikalen Linken drohe, mit Hilfskräften verstärken, und machte deutlich, dass dabei nur auf Angehörige der «nationalen Verbände» zurückgegriffen werden solle. In der Praxis bedeutete dies die Legalisierung des Naziterrors auf der Strasse, denn trotz aller Versicherungen, die Hilfstruppen stünden in jedem Fall unter dem Kommando der regulären Polizeibehörden, war dies nur selten der Fall.⁹

Zur Verbesserung der Wahlchancen seiner Partei trug Görings Politik fraglos einen bedeutenden Teil bei, denn SA-Verbände konnten nun, indem sie sich durch Armbinden als Hilfspolizei auswiesen, straflos die

Versammlungen anderer Parteien platzen lassen. Nützlich in dieser Beziehung war auch die Verordnung des Präsidenten vom 4. Februar, die das zeitweilige Verbot von Zeitungen oder öffentlichen Versammlungen erlaubte, wenn diese «Organe, Einrichtungen, Behörden oder leitende Beamte des Staates beschimpft oder verächtlich gemacht» oder falsche Informationen verbreitet hatten, welche die «lebenswichtigen Interessen des Staates gefährden». Unter dem Schutz dieser weitgefassten Verordnung, die ironischerweise von den Amtsvorgängern Hitlers ausgearbeitet worden war, die dabei die Möglichkeit eines Vorgehens gegen seine eigene Partei im Auge gehabt hatten, ging Göring daran, nicht nur die kommunistische Presse zu unterdrücken, sondern auch den Zeitungen der SPD und des Zentrums auf nationaler und regionaler Ebene knebelnde Auflagen zu erteilen. Die Versuche, gegen diesen flagranten Angriff auf die Pressefreiheit zu protestieren, blieben fruchtlos. Als im Februar in der Kroll-Oper in Berlin Intellektuelle und Künstler einen Kongress zu diesem Thema abhielten, wurde dieser nach der Verlesung einer Erklärung Thomas Manns von der Polizei mit der Begründung aufgelöst, es seien darin atheistische Bemerkungen enthalten gewesen, welche die öffentliche Moral gefährdeten.¹⁰

Diese Art der Einschüchterung sorgte dafür, dass öffentliche oppositionelle Äusserungen auf ein Minimum zurückgeschraubt wurden und die Regierungsparteien einen entschieden günstigeren Ausgangspunkt im Wahlkampf besaßen; sie hatten auch den Vorteil des Zugangs zum Rundfunk, der unter staatlicher Kontrolle stand. Im Wahlkampf waren es die Nazis, die von diesem noch verhältnismässig unbekanntem Instrument der Massenbeeinflussung den geschicktesten Gebrauch machten. In Joseph Goebbels besaßen sie einen genialen Propagandisten, der die in dem neuen Medium steckenden Möglichkeiten sofort erfasste und dafür sorgte, dass die wichtigsten Reden Hitlers von allen Rundfunksendern übertragen und mit seinem eigenen Text kommentiert wurden, der geschickt darauf berechnet war, dem Hörer zu Hause ein Gefühl von der Begeisterung zu vermitteln, in die der Führer sein Publikum versetzte. In negativer Anerkennung der Fähigkeiten Goebbels kursierten bald Witze, die eine Ergänzung für die Tabelle der physikalischen Einheiten vorschlugen: Ein Goeb als Masseinheit für die Energie, die vonnöten ist, hunderttausend Radioapparate zugleich abzuschalten.¹¹

Es gab im Februar und März 1933 genug nicht abgeschaltete Radios, die für eine Verbesserung der Wahlchancen der Nazi-Partei sorgen konnten, wenngleich die Frage rein spekulativ ist, ob der Rundfunk hier

eine wichtigere Rolle spielte als die Verfolgungs- und Einschüchterungspolitik, die gegen die Parteien der Linken betrieben wurde. Gewiss ist jedoch, dass letztere intensiviert und verschärft wurde, nachdem am Abend des 27. Februar das Reichstagsgebäude niederbrannte.

Die Debatte über die Urheberschaft an diesem Brand ist noch im Gange und wird wahrscheinlich niemals zur allseitigen Zufriedenheit zu Ende geführt werden. Man muss allerdings sagen, dass trotz jüngster Versuche, die These der Alleintäterschaft des wirrköpfigen holländischen Vagabunden Marinus van der Lubbe zu stützen, der des Verbrechens für schuldig befunden und dafür hingerichtet wurde, die von einem internationalen Komitee unter der Leitung von Walther Hofer aus Bern zusammengetragenen Belege den Schluss sehr nahelegen, dass der Brand von einer SA/SS-Sondergruppe im Auftrag des Himmler-Mitarbeiters Reinhard Heydrich und des Leiters der Polizeibehörde im preussischen Innenministerium Kurt Daluge gelegt wurde.¹² Wer das Feuer verursacht hatte, war jedoch weniger wichtig als das, was darauf folgte. Hitler und Göring verloren keine Zeit, die Tat der Kommunistischen Partei in die Schuhe zu schieben und diese Beschuldigung zur Rechtfertigung eines vernichtenden Schlags gegen die noch verbliebenen Reste des demokratischen Systems zu benutzen. Ehe der Morgen des 28. Februar dämmerte, waren 4'000 kommunistische Funktionäre und Parteimitglieder verhaftet und in einem Aufwasch mit ihnen Intellektuelle und Akademiker, die sich den Zorn der Nazi-Partei zugezogen hatten und von denen manche – der Anarchist Erich Mühsam beispielsweise und der Herausgeber der *Weltbühne*, Carl von Ossietzky – die Qualen, die auf sie warteten, nicht überleben sollten. Noch vor der Mittagsstunde hatte Hitler einen erschütterten Präsidenten, dem man weisgemacht hatte, dass eine kommunistische Revolution unmittelbar bevorstehe, dazu gebracht, die verhängnisvollste von allen Notverordnungen zu unterzeichnen, die seinen Namen trugen.

Diese «Verordnung zum Schutz von Staat und Volk» hob alle Grundrechte der Bürger für die Dauer des Notstands auf, ermächtigte die Reichsregierung, in jedem Bundesstaat, dessen Regierung sich als nicht fähig oder nicht willens erwies, die öffentliche Ordnung und Sicherheit wiederherzustellen, wenn die Situation dies erforderte, sämtliche Befugnisse zu übernehmen, und bedrohte eine Reihe von Verbrechen, von denen einige als Straftatbestände ganz neu geschaffen waren, mit Tod oder Gefängnis, darunter Verrat, Anschlag auf ein Mitglied der Regierung, Brandstiftung in öffentlichen Gebäuden, Anstiftung zum Tumult und

Widerstand gegen die Bestimmungen der Verordnung.¹³ Es war ein erneuter Beleg für die Unfähigkeit und Schwäche der nationalistischen Kabinettsmitglieder, dass sie dieser ausserordentlichen Machtbewilligung an den Nazi-Führer ihre Zustimmung gaben. Der Verordnung waren keine Durchführungsbestimmungen des Reichsinnenministers beigefügt, so dass ihre Interpretation dem Innenminister jedes Bundesstaats überlassen blieb, eine Vorkehrung, die Hermann Göring für Preussen eine erschreckende Handlungsfreiheit gewährte; und was schlimmer war, anders als ähnliche Verordnungen, die Präsident Ebert 1923 erlassen hatte, enthielt diese keinerlei Bestimmungen, die einer verhafteten Person eine sofortige Anhörung und einen Anspruch auf anwaltliche Hilfe, Rechtsmittel und Wiedergutmachung bei fälschlicher Anschuldigung garantierten. Dies war, wie Arnold Brecht später schrieb, «eine furchtbare Lücke».

Die Polizei konnte solche Personen (die sie für die von ihr angestrebte Art der öffentlichen Ruhe und Ordnung als schädlich betrachtete) verhaften und die Verhaftensdauer unbeschränkt ausdehnen. Sie konnte Verwandte ohne jede Nachricht über die Gründe und das weitere Schicksal des Festgenommenen lassen. Sie konnte verhindern, dass ein Rechtsanwalt oder andere Personen ihn besuchten oder die Akten einsehen. Sie konnte ihn behandeln, wie es ihr passte, z.B. ihn mit Arbeit überanstrengen, ihn mangelhaft ernähren und unterbringen, ihn zwingen, verhasste Sprüche zu wiederholen oder Lieder zu singen, ihn foltern, um ein Geständnis oder die Denunzierung anderer zu erzwingen, und schliesslich im Falle der Gehorsamsverweigerung oder eines Nervenzusammenbruchs ihn prügeln oder erschiessen ... Sie konnte alles dies tun, unter der einzigen Voraussetzung, dass ihre Vorgesetzten es zuliessen.¹⁴

Am 2. März 1933 wurde Hitler von einem Korrespondenten des *Daily Express* gefragt, ob die Aufhebung der individuellen Grundrechte ein Dauerzustand bleiben werde. Der Nazi-Führer antwortete mit einem entschiedenen Nein und fügte hinzu: «Wenn die kommunistische Gefahr beseitigt ist, wird die normale Ordnung der Dinge zurückkehren.»¹⁵ In Wirklichkeit schuf die Verordnung vom 28. Februar eine wichtige Voraussetzung für die normale Ordnung der Dinge unter dem nationalsozialistischen Regime. Ihre Bestimmungen und die Praktiken und Institutionen, die aus ihr erwuchsen – Verhaftung auf blossen Verdacht hin, Gefangenhaltung ohne Urteil und alle die mit den sich in Deutschland nun wie eine bösartige Seuche verbreitenden Konzentrationslagern verbundenen Schrecken –, blieben bis zum Ende des Dritten Reichs bestehen – und das Blatt Papier, das Hindenburg unterzeichnet hatte, diente noch

zur Rechtfertigung der Todesurteile für diejenigen seiner Militärkameraden, die im Juli 1944 seinen tragischen Irrtum zu korrigieren versuchten.

Zunächst einmal, in den Tagen, die auf ihre Verkündung folgten, wurde die Verordnung gegenüber den wirklichen oder vermeintlichen Feinden der NSDAP eingesetzt. In der letzten Woche des Wahlkampfes wurde die gesamte marxistische Presse zum Schweigen gebracht; für die SPD erwies es sich als unmöglich, einen effektiven Wahlkampf zu führen; und selbst angesehene bürgerliche Parteiführer wie Brüning und Stegerwald vom Zentrum mussten erleben, wie ihre Kundgebungen von pöbelnden Nazis gesprengt wurden, und gerieten mehr als einmal persönlich in Lebensgefahr.

Trotz alledem blieb die Partei Hitlers bei den Wahlen vom 5. März 1933 weit hinter dem erhofften absoluten Sieg zurück. Es gelang ihr, zusammen mit ihren Koalitionspartnern eine deutliche Mehrheit im Reichstag zu erzielen, wie die Tabelle zeigt; aber SPD und Zentrum hielten stand und kamen nahe an ihre gewohnte Mandatszahl heran, und selbst die KPD hatte nahezu fünf Millionen Stimmen verbucht und 81 Sitze errungen. Wenn das Kabinett geschlossen blieb, konnte es mit der ordentlichen Gesetzgebungsarbeit fortfahren; aber es konnte nicht auf gesetzlichem Wege die Verfassung ändern, denn dazu war eine Zweidrittelmehrheit vonnöten, und eine solche zu verhindern waren die anderen Parteien noch immer stark genug.

Ergebnisse der Wahl vom 5. März 1933

| | Sitze |
|---------------------------------|-------|
| NSDAP | 288 |
| Kampffront Schwarz-Weiss-Rot | 52 |
| Zentrum | 73 |
| Bayerische Volkspartei | 19 |
| Deutsche Volkspartei | 2 |
| Christlich-Sozialer-Volksdienst | 4 |
| Deutsche Staatspartei | 5 |
| Deutsche Bauernpartei | 2 |
| Württembergischer Landbund | 1 |
| SPD | 120 |
| KPD | 81 |

Die Frage war freilich, ob sie auch gewillt waren, dies zu tun, und nach dem 7. März mehrten sich die Zeichen dafür, dass sie es nicht waren. Die Nazipresse bejubelte die Ergebnisse der Reichstagswahlen und die

bedeutsamen Zugewinne der Partei bei den Landtagswahlen in den Bundesstaaten als eine Revolution, und die örtlichen Gliederungen der Partei feierten den Erfolg mit einer Verhaftungssorgie, mit Plünderungen in jüdischen Geschäften und Kaufhäusern, mit Angriffen auf die oppositionelle Presse und mit gewalttätigen Ausschreitungen auf den Strassen, die die Überzeugung verrieten, dass, wer ein braunes Hemd trug, an geltendes Recht und Gesetz nicht gebunden war. Hitler selbst wurde kühner: Er wandte die Bestimmungen der Verordnung vom 28. Februar gegen diejenigen Länder an, in denen es noch bedeutende oppositionelle Kräfte gab. In den zwei Wochen, die auf die Wahlen folgten, beorderte die Regierung mit dem Argument, die örtlichen Behörden seien nicht in der Lage, die Ordnung aufrechtzuerhalten – die in der Hauptsache von betrunkenen SA- und SS-Horden gestört wurde –, reguläre Truppen oder auch SA- und SS-Verbände nach Württemberg, Baden, Bremen, Hamburg, Lübeck, Sachsen, Hessen und Bayern, setzte die legal amtierenden Regierungen unter dem Vorwand, die Weimarer Verfassung zu schützen, ab und ernannte an ihrer Stelle Reichskommissare. Die Regierung Held in Bayern suchte mit energischen Appellen den Reichspräsidenten gegen seinen zielstrebigem Kanzler zu mobilisieren, musste sich jedoch von Staatssekretär Meissner erklären lassen, dass Beschwerden an die Regierung zu richten seien, die nach Auffassung Hindenburgs «in eigener Machtvollkommenheit gehandelt hatte». Held blieb nichts anderes übrig, als sein Amt an Franz Ritter von Epp abzutreten, den früheren Freikorpsführer, der 1919 mitgeholfen hatte, die Münchner Räterepublik zu zerschlagen.¹⁶

Angesichts dieser Erfolge Hitlers verfielen diejenigen, die sich dem Nationalsozialismus widersetzt hatten, zunehmend in Resignation und Fatalismus. Angehörige des republikanischen Reichsbanners begannen sich um die Aufnahme in den Stahlhelm zu bewerben; die Führung des ADGB, des Dachverbands der Gewerkschaften, verkündete im März ihre Bereitschaft, ihre Bindungen an die SPD zu lösen und mit der neuen Regierung zusammenzuarbeiten; und Tausende, die bis dahin den Parteien der Mitte angehört hatten, traten in die NSDAP ein und erwarben sich damit den wenig schmeichelhaften Anspruch, zu den «Märzgefallenen» zu gehören.¹⁷ Noch ehe Hitler in aller Form die uneingeschränkte Macht gefordert hatte, war daher die potentielle Opposition dagegen in fataler Weise geschwächt, insbesondere angesichts der Tatsache, dass einflussreiche katholische Bischöfe darauf zu drängen begannen, dass ihre Kirche sich mit der Nazi-Bewegung arrangiere.

Am 21. März besuchte Hitler in einer sorgfältig inszenierten Feier, für deren Gestaltung Joseph Goebbels, seit dem 11. März Reichsminister für Volksaufklärung und Propaganda, seine ganze Energie und Kunst aufgeboten hatte, mit dem betagten Reichspräsidenten die Potsdamer Garnisonkirche, deren Geläut Generationen von Soldaten ermahnt hatte, treu und gottesfürchtig zu sein

– Üb' immer Treu' und Redlichkeit
Bis an das kühle Grab
Und weiche keinen Finger breit
Von Gottes Wegen ab –

und gelobte symbolisch, dass er den Traditionen und Werten der Vergangenheit verpflichtet bleiben würde. Diese Travestie war als psychologische Vorbereitung für die Abstimmung über das Ermächtigungsgesetz gedacht, das Hitler zwei Tage später vom Reichstag forderte, als dieser sich in der Kroll-Oper versammelte; aber für den Fall, dass sie ihre Wirkung verfehlen würde, sorgten SA und SS, die in Potsdam noch in disziplinierter Aufstellung angetreten waren, diesmal für Spektakel, indem sie sich wie eine Bande blutrünstiger Landsknechte aufführten, alle Zugänge zum Opernhaus abriegelten und mit mörderischen Schlachtrufen wie «Wir fordern das Ermächtigungsgesetz – sonst gibt's Zunder!» die Luft erzittern liessen. Vor dem Hintergrund dieser furchteinflössenden Begleitmusik forderte Hitler ein auf vier Jahre befristetes Gesetz, das die Regierung ermächtigen würde, unter Verzicht auf verfassungsmässige Formen und Einschränkungen die ihr zur Bewältigung der Probleme des Landes notwendig erscheinenden Bestimmungen zu erlassen; er versprach, dass das Gesetz nur dazu dienen werde, das deutsche Volk von der Handlungsfähigkeit und Stabilität seiner Regierung zu überzeugen, und dass keine Massnahmen ergriffen würden, die den Rechten des Reichstags, des Reichsrats, des Präsidenten oder der Länder Abbruch täten.

Obwohl keiner der 81 gewählten KPD-Abgeordneten auf seinem Platz war (ein düsterer Witz: Sie galten offiziell als «postalisch un auffindbar»¹⁸) und obgleich 26 sozialdemokratische Abgeordnete ebenfalls daran gehindert worden waren, den Versammlungsort zu erreichen, verfügten die Nazis auch unter Einschluss ihrer nationalistischen Bündnispartner nicht über die notwendige Zweidrittelmehrheit der anwesenden Stimmberechtigten, um die Verabschiedung des Gesetzentwurfs zu sichern. Da Otto Wels in einer mutigen Ansprache deutlich machte, dass die SPD fest bleiben werde, lag die Entscheidung bei der Zentrumspartei.

tei und der eng mit ihr verbundenen Bayerischen Volkspartei. Heinrich Brüning behauptete später, das Zentrum habe seine Zustimmung davon abhängig gemacht, dass die Verordnung vom 28. Februar in einigen Punkten modifiziert wurde, und habe dem Gesetz erst zugestimmt, als Hitler dies zugesagt hatte – ohne sich allerdings später daran zu halten.¹⁹ Dass die Zentrumsführung einige Anstrengungen unternahm, ihre Bedingungen durchzusetzen, trifft zweifellos zu, wenngleich ihre Bemühungen grösstenteils darauf abzielten, von Hitler eine Garantie zu erhalten, dass er die katholischen Schulen nicht antasten und die Konkordate zwischen dem Vatikan und den Bundesländern nicht widerrufen würde. Es liegen jedoch gute Gründe für die Annahme vor, dass das Verhalten der katholischen Parteien am 23. März aus der Argumentation heraus zu erklären ist, die Monsignore Kaas in der Fraktionssitzung vertreten hatte: dass Hitler, wenn er das, was er wollte, nicht durch das Ermächtigungsgesetz bekam, zu unangenehmeren Mitteln greifen würde, um es sich zu verschaffen, und dass es klüger war, sich zu fügen und auf Gegenleistungen zu hoffen.²⁰

Am Ende stimmten nur die 94 Sozialdemokraten gegen das Ermächtigungsgesetz, und so wurde Hitler mit 58 Stimmen über der notwendigen Mehrheit am Nachmittag des 23. März 1933 zum «von der Demokratie grossgezogenen und vom Parlament gewählten» Diktator,²¹ jeder wirklichen Kontrolle durch seine Kabinettskollegen und durch den Präsidenten enthoben und mit der Macht ausgestattet, das politische und gesellschaftliche System in Deutschland nach seinen Vorstellungen zu formen.

2. Die Gleichschaltung

Dem Auf- und Ausbau des neuen diktatorischen Regimes gingen die Beseitigung derjenigen Institutionen und Strukturen des Weimarer Systems, die in einem nationalsozialistischen Staat keinen sinnvollen Zweck mehr erfüllten, und die Disziplinierung und Ausrichtung derjenigen voraus, auf die man nicht verzichten konnte. Der Ausdruck, mit dem dieser Vorgang beschrieben wurde, hiess «Gleichschaltung» – ein unklarer und unpersönlicher Begriff, der nichts von der Ungerechtigkeit, dem Terror und dem Blutvergiessen verrät, die sich dahinter verbargen. Konkret bedeutete die Gleichschaltung in ihrem ersten Stadium, dass der öffentliche Dienst gesäubert, das Weimarer Parteiensystem abgeschafft, die Landesregierungen und -parlamente und der alte Reichsrat aufgelöst

und die Gewerkschaften von der neuen Arbeitsfront verschlungen wurden. Noch ehe die Gleichschaltung vollzogen war, hatte sie innerhalb der nationalsozialistischen Partei selbst zu einem disziplinarischen Aderlass geführt, ein Vorgang, der, indem er die Reichswehrführung blossstellte, den Beginn der Gleichschaltung der bewaffneten Macht markierte, die im Februar 1938 abgeschlossen war.

Niemand erkannte deutlicher als Hitler, wie wirkungsvoll ein unabhängiger und nicht formierter Öffentlicher Dienst die Absichten einer Regierung torpedieren konnte. Er hatte nicht die Absicht, es zu einer Wiederholung dessen kommen zu lassen, was der Republik widerfahren war, weil sie es versäumt hatte, in Bürokratie und Justiz Auslese zu halten, und so ging er rasch daran, sich wenn auch nicht die ideologische Anpasstheit, so doch wenigstens den totalen Gehorsam der Staatsdiener zu sichern. Am 7. April 1933 verkündete er ein Gesetz über die Wiederherstellung des Berufsbeamtentums, das in der Folge durch eine Reihe erläuternder Verordnungen modifiziert und ausgeweitet wurde, welche die Unkündbarkeit und andere rechtliche Sicherungen für solche Beamte aufhoben, die nicht den Massstäben ihrer Vorgesetzten entsprachen oder ihre politische Zuverlässigkeit oder ihre rein arische Abstammung nicht beweisen konnten. Welche Auswirkungen diese Bestimmungen hatten, dafür zeugt die Tatsache, dass von 1663 Angehörigen des preussischen Höheren Staatsdienstes 12,5 Prozent aus politischen oder rassischen Gründen und 15,5 Prozent aufgrund fehlender Qualifikation entlassen wurden. In anderen Ländern, wo die Zahl der der SPD angehörenden Beamten kleiner war und das Gesetz weniger rigoros gehandhabt wurde, betrugen die entsprechenden Durchschnittszahlen 4,5 und 5 Prozent.²² Praktisch alle Beamten jüdischer Abstammung wurden Opfer dieses Gesetzes (ehemalige Kriegsteilnehmer blieben eine Zeitlang in den meisten Ländern unbehelligt, ebenso wie die meisten Nicht-Juden, die in der Vergangenheit nicht durch besonders selbständiges Denken oder durch die Intensität ihrer demokratischen Grundüberzeugung aus dem Rahmen gefallen waren). Diejenigen, die diese Säuberung überstanden, hatten keinen Anlass, sich in Sicherheit zu wiegen. Es lag vollkommen auf der Hand, dass das weitere Verbleiben im Amt mit Kadavergehorsam erkaufte werden musste.

Die neuen Machthaber versuchten nicht sogleich, die Justiz zu säubern oder an der Unabhängigkeit und den hergebrachten Rechten der Richter zu rütteln, wengleich sie sehr darauf achteten, dass bei neuen Ernennungen auf ideologische Zuverlässigkeit geachtet wurde. Aber es

fällt schwer, an die Unabhängigkeit und Neutralität der deutschen Justiz zu glauben, nachdem Hitler sich nach den Morden vom 30. Juni 1934 zum «Obersten Richter» Deutschlands erklärt und nachdem Justizbeamte und Staatsdiener diesen Anspruch anerkannt hatten, indem sie einen Eid leisteten, dem Führer zu dienen. Im April 1942 machte der Reichstag allen vielleicht noch vorhandenen Illusionen ein Ende, indem er der Forderung Hitlers nachkam und ihm die Befugnis verlieh, jeden Richter, dessen Urteile er als zu milde betrachtete oder dessen Amtsführung mangelnde Treue zum Nationalsozialismus offenbarte, abzusetzen. Doch schon vor diesem Zeitpunkt waren politische Eingriffe in Justizvorgänge alltäglich geworden, und oft wurden richterliche Urteile von betroffenen Parteiorganen glattweg ignoriert. Die deutsche Justiz war weitgehend demoralisiert, schon ehe das Gesetz von 1942 in Kraft trat und lange bevor der Volksgerichtshof, dem die Hyäne Roland Freisler vorsass (von dem Fallada in seinem gut recherchierten Roman *Jeder stirbt für sich allein* ein ätzendes Porträt zeichnete), mit seinen Schauprozessen und seinen vorfabrizierten Urteilen aus der deutschen Justiz eine Farce gemacht hatte.²³

Im Umgang mit den juristischen Berufen im Allgemeinen zeigte das neue Regime weniger Skrupel als bei der Behandlung der Richter im Besonderen. Der nationalsozialistischen Theorie zufolge waren Rechtsanwälte als Interessenvertreter der Bewegung zu betrachten und hatten sich nach ihren Zielen und nach ihrer Auffassung von den Bedürfnissen des deutschen Volkes zu richten. Um sich eine Anwaltschaft dieses Typs heranzuziehen, verkündete die Regierung am gleichen Tag, an dem sie ihr Gesetz zur Wiederherstellung des Berufsbeamtentums in Kraft setzte, ein Gesetz über die Zulassung zum Anwaltsberuf, das strenge rassische und politische Auswahlmassstäbe einführte. Gleichzeitig wurden die Anwälte zur Mitgliedschaft in von der Partei kontrollierten «Kampfbünden» und «Akademien» gezwungen, um sich dort «schulen» zu lassen, und erhielten die Weisung, sich an die Direktiven des späteren Generalgouverneurs im besetzten Polen, Hans Frank, zu halten, der aufgrund seiner juristischen Verdienste um die Bewegung in ihrer «Kampfzeit» zum «Reichskommissar für die Gleichschaltung der Justiz in den Ländern und die Erneuerung der Rechtsordnung» ernannt wurde.²⁴

Wenn es unter dem neuen System für die Juristen noch einen, wie auch immer beengten Platz gab, so wurde bald deutlich, dass dies nicht für die Politiker der alten Schule galt. Die Tage des politischen Pluralismus waren mit der Verabschiedung des Ermächtigungsgesetzes gezählt, wenngleich es einige Monate dauerte, ehe dies zur Gewissheit wurde.

Die Verhaftung ihrer Abgeordneten nach dem Reichstagsbrand bedeutete für die Kommunistische Partei das Ende ihrer politischen Tätigkeit; und nach der unversöhnlichen Rede von Otto Wels bei der Debatte über das Ermächtigungsgesetz hatte auch die Führung der SPD Grund zu glauben, dass das Schicksal ihrer Partei besiegelt war. Allein, wenn auch ihre Unterorganisationen, insbesondere das Reichsbanner, sich in den Ländern wachsender Angriffe ausgesetzt sahen, so blieb doch die Parteileitung noch monatelang in zwei Lager gespalten; die einen hielten es für dringend geboten, dass die SPD ihr Hauptquartier nach Prag verlegte und von dort aus eine Offensive gegen den Nationalsozialismus eröffnete, die anderen hofften weiter, es liesse sich eine Verständigung mit der neuen Regierung erreichen, die einen solchen Schritt unnötig machen würde.²⁵ Die Diskussion hierüber wurde am 22. Juni unsanft beendet, als die Regierung jede weitere Aktivität der SPD im Reich verbot, sie zu einer staats- und volksfeindlichen Organisation erklärte und ihr Vermögen beschlagnahmte.

Das von der preussischen Regierung ausgesprochene Betätigungsverbot für die SPD galt auch für die Deutsche Staatspartei (der letzten Verkörperung der DDP), die mit der SPD bei den Märzahlen Wahlabkommen getroffen hatte. Dies genügte, um die Staatspartei zur Auflösung zu bringen. Ihr folgte rasch die DVP nach – oder vielmehr das kümmerliche Häufchen, das von ihr übriggeblieben war: Am 29. Juni gab sie ihren Geist auf. Es ist denkbar, dass Gustav Stresemann, wäre er noch am Leben gewesen, eine gewisse Befriedigung in der Tatsache gefunden hätte, dass seine Partei immerhin länger Bestand hatte als die DNVP. Was die nationalistische Partei noch an Stärke besessen hatte, wurde dadurch ausgehöhlt, dass sich unter ihren Anhängern und in ihrer Reichstagsfraktion die Neigung breit machte, in einem Anschluss an die NSDAP die beste politische Lösung zu sehen; diese Tendenz erhielt Auftrieb, nachdem Franz Seldte im April zu den Nazis gestossen war und Hitler die Führung des Stahlhelms, dem viele DNVP-Mitglieder angehörten, angeboten hatte. Die hartnäckigen Versuche Hugenbergs, durch die Umbildung der Partei in eine Deutsch-Nationale Front eine unabhängige Position zu bewahren, zeitigten nur den Erfolg, dass Hitler sich veranlasst sah, gegen die neue Formation eine Einschüchterungskampagne auf Länderebene in Gang zu setzen und einen Frontalangriff auf die Politik Hugenbergs als Wirtschafts- und Landwirtschaftsminister zu veranlassen, der von mittelständische Interessen vertretenden Parteigruppen und vom Landwirtschaftsexperten der NSDAP, Walter Darré, geführt wurde.

Hugenbergs Stellung im Kabinett wurde schliesslich infolge seines arroganten und erfolglosen Auftretens auf der Weltwirtschaftskonferenz im Juni vollends unhaltbar, und sein Rücktritt am 26. Juni zog die Auflösung seiner Partei einen Tag später nach sich.²⁶

Übriggeblieben waren jetzt nur noch die katholischen Parteien – und sie fielen nunmehr jenem Opportunismus zum Opfer, durch den sich die Politik des Zentrums seit der Gründung der Partei nach der Schlacht von Königgrätz stets ausgezeichnet hatte. Vom März an waren führende Angehörige der katholischen Kirche in Deutschland, darunter die Kardinäle Faulhaber aus München und Bertram aus Breslau, in zunehmendem Masse zu der Einsicht gelangt, dass das weitere Bestehen der Partei konfessionellen Interessen abträglich sein könnte, und diese Einstellung verstärkte sich, als Hitler bei seinem ersten aussenpolitischen Vorstoss durchblicken liess, dass er bereit war, mit dem Vatikan ein Reichskonkordat abzuschliessen. Bei den darauffolgenden Verhandlungen sprachen sich sowohl Monsignore Kaas, der sich aus der Zentrumsführung zurückgezogen hatte, um sich ausschliesslich kirchlichen Angelegenheiten zu widmen, als auch der päpstliche Staatssekretär Eugenio Pacelli (später Papst Pius XII.) entschieden für eine Politik der Anpassung aus, um den Weiterbestand katholischer Schulen und anderer Einrichtungen in Deutschland zu gewährleisten. Im Interesse der Sicherstellung dieses Ziels fand sich der Vatikan bereit, der Forderung Hitlers nachzugeben, dass das Konkordat einen Artikel enthalten sollte, der katholischen Geistlichen das Recht absprach, sich politisch zu betätigen.²⁷ Der Abschluss des Reichskonkordats, der von der katholischen Öffentlichkeit in Deutschland wohlwollend begrüsst wurde, machte die Parteiführung vollkommen kampfunfähig, und nach einigen verzweifelten Versuchen, den Nazis in letzter Minute Garantien für die persönliche Sicherheit und die berufliche Zukunft seiner führenden Funktionäre abzuhandeln (Garantien, die nicht so unzweideutig gegeben wurden, dass Brüning und andere, die in der Vergangenheit die Nazis verunglimpft hatten, sich durch sie hätten abhalten lassen, ins Ausland zu gehen), wurde das Zentrum durch Beschluss der Parteileitung am 5. Juli aufgelöst. Die Bayerische Volkspartei hatte sich am Vortage auf ähnliche Weise verabschiedet.²⁸

Dieser traurigen Serie von Abgängen unmittelbar auf dem Fusse folgte am 14. Juli 1933 die Verabschiedung eines Gesetzes, das die NSDAP zur einzigen legalen Partei in Deutschland erklärte und jeden Versuch, eine neue Partei ins Leben zu rufen oder im Rahmen der alten Parteien weiterzuarbeiten, mit Gefängnisstrafe bis zu drei Jahren be-

drohte. Die Folge war, dass sich der einst so Streit-, aber gelegentlich auch fruchtbare Reichstag in einen Resonanzkörper für die Stimme des Führers oder, wie es ein anonymes Witzbold ausdrückte, in den teuersten Gesangsverein des Landes verwandelte. Ganz funktionslos wurde er jedoch nicht. Hitler befand, dass er einen eindrucksvollen Rahmen für seine programmatischen Erklärungen und für seine aussenpolitischen Grundsatzreden abgab; und man konnte ihn auch als Instrument verwenden, wenn es darum ging, Gesetze, die gegen den Wortlaut oder den Geist der Notverordnung vom 28. Februar verstießen, zu legitimieren oder Demarchen an den Mann zu bringen, die auf den normalen diplomatischen Wegen nicht schnell genug ans Ziel gekommen wären. Doch ähnelte der neue Reichstag in nichts einer wirklichen parlamentarischen Versammlung, und wenn darin nach dem Juli 1933 noch ein freies Wort zu irgendeinem Thema gesprochen worden wäre, dann wäre wohl der Putz von den Wänden gefallen.

Es wäre unlogisch gewesen, wenn man den Parlamenten der Länder grössere Befugnisse belassen hätte als ihrem nationalen Widerpart. Und in der Tat wurde das gesamte Regierungsgefüge der Länder im Laufe des Jahres 1933 systematisch demontiert. Dieser Prozess setzte im März mit der bereits erwähnten Absetzung der Regierungen und der Einsetzung von Reichskommissaren oder Reichsstatthaltern in den meisten Ländern ein. Ende März ermächtigte eine Reichsverordnung die neuen Regierungen, Gesetze und Verordnungen ohne Zustimmung ihrer Landtage zu erlassen, und am 7. April 1933 wurden die Machtbefugnisse der Statthalter durch ein neues «Gesetz zur Gleichschaltung der Länder mit dem Reich» erweitert, während zugleich den Landtagen untersagt wurde, gegen die Massnahmen des Statthalters oder seiner Verwaltungsorgane mit Misstrauensvoten aufzutreten. Schliesslich wurde das Schicksal der Länderregierungen durch eine Verfassungsänderung besiegelt, die der neue Reichstag am 30. Januar 1934 beschloss: das «Gesetz über den Neuaufbau des Reiches»; es verfügte, dass die Parlamente der Länder aufgelöst wurden, dass ihre souveränen Rechte nunmehr auf das Reich übergingen, dass ihre Regierungen in Zukunft der Reichsregierung unterstellt sein und ihre Statthalter unter der Kontrolle des Reichsministers des Inneren stehen würden.²⁹

Dass dieses Gesetz keine so unmissverständliche Angelegenheit war, wie sein lapidarer Wortlaut es glauben machte, wurde bald deutlich, und die Gründe hierfür und die Konflikte, zu denen es führte, werden unsere Aufmerksamkeit später beschäftigen. Aber zumindest machte die Ver-

kündigung des Gesetzes vom 30. Januar 1934 klar, dass das bundesstaatliche Prinzip, das in Deutschland seit 1867 geherrscht hatte, ebenso beseitigt war wie die äusseren Formen, in denen sich das politische Leben bisher abgespielt hatte. Die Auflösung des Reichsrats im Februar durch ein Gesetz, das die beim Inkrafttreten des Ermächtigungsgesetzes abgegebenen Garantien einfach missachtete, unterstrich den Übergang von dem Regierungssystem, das Bismarck und seine republikanischen Nachfolger für erhaltenswürdig erachtet hatten, zu einem Staat der Zentralisierung und der nationalen Konzentration.

Während die Demontage des verfassungsmässigen Gefüges vor sich ging, betrieb die nationalsozialistische Führung auch die Gleichschaltung all jener organisierten Interessengruppen, die in der Zeit des Kaiserreichs und der Republik politischen Einfluss ausgeübt hatten. Nach einer Periode beträchtlicher Verwirrung und einigen würdelosen Versuchen des ADGB, sich beim neuen Regime anzubiedern, wurden die Gewerkschaften am 2. Mai 1933 Opfer einer SA- und SS-Invasion und wurden in der Folgezeit einer zentral gelenkten Massenorganisation, der Deutschen Arbeitsfront (DAF) einverleibt, deren Führer, der Kölner Gauleiter Robert Ley, besser für seine Trinkfestigkeit als für sein Interesse an den Problemen der Arbeiterklasse bekannt war. Dies tat indes seiner Qualifikation keinen Abbruch, denn die DAF hatte nicht die Aufgabe, die gewohnten Funktionen einer Arbeiterorganisation zu erfüllen, sondern sollte vielmehr als Kontrollorgan dienen und dafür sorgen, dass die Arbeiterschaft ohne selbstgewählte Führer oder Interessenvertreter und in einem Zustand der Unorganisiertheit und Machtlosigkeit blieb.³⁰

Die alten Organisationen des Mittelstands, die in den Jahren 1930-32 bei der Formierung der Opposition gegen die Regierung Brüning eine herausragende Rolle gespielt hatten, erlitten ein ähnliches Schicksal. Im Frühjahr 1933 unter die Kontrolle des Nationalsozialistischen Kampfbunds für den gewerblichen Mittelstand (NSKB) geraten, suchten sie unter ihrem energischen Führer Theodor von Renteln ihr altes Vorhaben, die Schliessung der grossen Kaufhäuser wie Wertheim und Tietz in Berlin im Interesse der kleineren Geschäftsleute, nun durchzusetzen. Aber der politische Vorteil, der aus der Unterstützung dieses Ziels zu schlagen war, bedeutete der NSDAP nicht mehr so viel wie vor 1933, und als Beamte des Wirtschaftsministeriums auf die volkswirtschaftlichen Kosten einer Schliessung der Warenhäuser – den Verlust an Arbeitsplätzen und Investitionen – und auf die nachteiligen Auswirkungen hinwiesen, die dies voraussichtlich für die wirtschaftliche Erholung ha-

ben würde, blies die Parteiführung die Aktion schleunigst ab. Hitler selbst stimmte – nicht ohne Widerstand und Verärgerung – zu, dass auch die im jüdischen Besitz befindlichen Kaufhauskonzerne wie der von Hermann Tietz unangetastet bleiben würden. Gleichzeitig löste die Kanzlei des Führers den NSKB auf und teilte seine einzelnen Abteilungen im September 1933 einer neugeschaffenen Nationalsozialistischen Handwerks-, Handels- und Gewerbeorganisation (NS-HAGO) zu, der, wie bald deutlich wurde, lediglich eine repräsentative Funktion zuge-dacht war.³¹

Das Los der verschiedenen landwirtschaftlichen Verbände war nicht weniger traurig. Seit den siebziger Jahren des 19. Jahrhunderts hatten die agrarischen Organisationen eine einflussreiche politische Rolle innerhalb des deutschen Konservatismus gespielt, aber ihre Macht hatte unter demselben Auszehrungsprozess gelitten, dem auch die Deutsch-nationale Volkspartei anheimgefallen war, und als letztere den Geist aufgab, beschlossen sie ihre Selbstauflösung. Die politischen Verbände der Kleinbauern gerieten nach dem Januar 1933 unter die Kontrolle örtlicher NS-Bauernführer, deren Tätigkeit von dem neugeschaffenen Reichsnährstand unter Walter Darré koordiniert wurde; Darré wurde dann im Januar 1934 zum Reichsbauernführer ernannt.

Den Vertretungsorganen der Schwerindustrie gelang es, sich einer Gleichschaltung im strengen Sinne zu entziehen, und zwar vor allem deshalb, weil Hitler vor den Industriekapitänen Respekt bezeugte. Zu Otto Strasser hatte er im Oktober 1930 gesagt: «Halten Sie mich für so verrückt, dass ich die deutsche Grossindustrie zerstören will? Die Unternehmer haben sich auf Grund ihrer Tüchtigkeit an die Spitze gearbeitet. Und auf Grund dieser Auslese, die wiederum die höhere Rasse beweist, haben sie ein Recht, zu führen.»³² Durch diese Einstellung des Führers und durch ihre intimen persönlichen Beziehungen zu Männern wie Hermann Göring und Hjalmar Schacht geschützt, waren die Führer der deutschen Industrie nicht um die Mittel verlegen, plumpe Eroberungsversuche wie den der SA im April 1933 abzuwehren, als die Braunhemden versuchten, die Führung des Reichsverbands der deutschen Industrie zu säubern und die Organisation mit ihren eigenen Leuten zu unterwandern. In den ersten Jahren der Diktatur wurde viel über einen Neuaufbau der Industrie nach dem Prinzip des Ständestaats gesprochen, der von den Wirtschaftsführern selbst verwirklicht werden sollte; Fritz Thyssen wurde von Hitler dazu ermächtigt, diesen Gedanken auszuarbeiten, aber aus dem Projekt selbst wurde nichts. Tatsache war, dass zwischen den Vorstandsetagen der Industrie und den obersten

Parteistellen eine Gemeinsamkeit der Interessen bestand, die eine Gleichschaltung, wie andere gesellschaftliche Gruppen und Institutionen sie hatten hinnehmen müssen, hier unnötig machte. Der Industrie wurde daher ein grosser Freiheitsspielraum zugestanden, für den sie freilich insofern bezahlte, als sie sich zur Komplizin der Hitlerschen Pläne machte und die Verantwortung hierfür auf sich laden musste.

Als das Jahr 1934 anbrach, waren die Fundamente des totalitären Staates fest und gründlich gelegt, und der Schöpfer der Diktatur hatte sich von den Fesseln der demokratischen Verfassung und vom Risiko ernsthafter Opposition seitens unabhängiger politischer oder wirtschaftlicher Interessengruppen befreit.³³ Es existierten nur noch zwei potentielle Gefahrenquellen für seine Herrschaft: die bewaffnete Macht, die bislang vom Prozess der Gleichschaltung unberührt geblieben war, und seine eigene Partei, in der es wie in anderen revolutionären Bewegungen vor ihr zu inneren Unruhen gekommen war, die eine ernstzunehmende Spaltungsbewegung in der Partei nährten. Dass diese beiden Probleme zusammentrafen, verschärfte sie zwar einerseits, eröffnete andererseits aber Wege zu ihrer gleichzeitigen Lösung im Juli 1934; die Mittel, mit denen dabei vorgegangen wurde, gaben der Welt ein erschreckendes Beispiel für die Skrupellosigkeit und Unberechenbarkeit, mit der Deutschlands neuer Führer handeln konnte.

Alles in allem konnte die Reichswehr mit Hitlers Verhalten während seines ersten Amtsjahres zufrieden sein. Seine Ansprache an ihre Kommandeure im Februar 1933 und seine Rede in der Garnisonskirche hatten den Eindruck erweckt, dass er nicht nur die geschichtliche Tradition gebührend respektierte, sondern auch die Absicht hatte, die Rechte der militärischen Führung zu achten und ihre Belange zu fördern. Das neue Wehrgesetz vom 20. Juli 1933 hatte diejenigen Bestimmungen der Weimarer Wehrverfassung beseitigt, die dem Offizierskorps nicht genehm waren (die Zuständigkeit ziviler Gerichte für bestimmte, Militärpersonen betreffende Rechtsfälle und die Mitbestimmung gewählter Vertreter der Truppe bei Kommandoentscheidungen).³⁴ Hitler hatte sich bei Beförderungen und Ernennungen im Bereich der höheren Ränge so gut wie nicht eingemischt; und das einzige Mal, als er es versuchte, im Herbst 1933, als bekannt wurde, dass Hammerstein von seinem Posten als Chef der Heeresleitung zurücktreten wollte, den Generalmajor Walther von Reichenau zu seinem Nachfolger zu nominieren, und damit nicht durchkam, weil die Gruppenoberbefehlshaber Rundstedt und Leeb Wider-

spruch erhoben und Hindenburg sich rundheraus weigerte, seinem Vorschlag zu folgen, gab er ohne Bitterkeit nach und akzeptierte die Ernennung von General von Fritsch.³⁵ Diejenigen höheren Offiziere, die die aussenpolitische Voreingenommenheit Seeckts teilten, waren ungehalten über den Abbruch der militärischen Zusammenarbeit mit der Roten Armee und den Abschluss des Freundschaftspaktes mit Polen im Januar 1934,³⁶ aber ihr Missvergnügen hieran wurde von ihrer Genugtuung darüber ausgeglichen, dass der Führer im Oktober 1933 beschloss, die deutsche Delegation von der Abrüstungskonferenz in Genf zurückzurufen, und in der Folgezeit den Armeechefs gegenüber durchblicken liess, dass das Truppenamt darangehen könne, die Zahlen für die Präsenzstärke nach oben zu korrigieren, und dass sie damit rechnen konnten, in den nächsten Monaten vollwertige Panzer zu erhalten.³⁷

Auf der anderen Seite gerieten die Reichwehrgenerale zunehmend in Sorge, ob Hitler imstande sein würde, die ungebärdigere Elemente in seiner Partei im Zaum zu halten, die mit ihren weitgehenden Ansprüchen, sollten sie sie durchsetzen können, die Stellung der Reichswehr im Staate schwer beeinträchtigen würden. Befürchtungen dieser Art verstärkten sich in den ersten Monaten des Jahres 1934 so weit, dass die Reichswehrführung Hitler gegenüber einen Argwohn entwickelte, der für diesen gefährlich werden konnte.

Der Grund dieses Argwohns war die SA. Noch bis vor Kurzem hatten die Generale den braunen Verbänden Sympathie entgegengebracht; so waren sie im April 1932 mit dem Versuch der Regierung Brüning, die SA aufzulösen, nicht einverstanden gewesen, da sie in ihr eine möglicherweise wertvolle Reservetruppe für den Kriegsfall sahen. Aber in den vergangenen Monaten war die SA sprunghaft angewachsen (als sie sich im Anschluss an Seldtes Kapitulation vor Hitler den Stahlhelm einverleibt hatte, zählte sie nach manchen Schätzungen über vier Millionen Mann); sie rüstete sich mit modernsten Waffen aus und bildete Spezialeinheiten, die sich nicht mehr mit der Rolle eines in erster Linie politischen Verbandes vereinbaren liessen, wie sie sie in der Vergangenheit gespielt hatte. Und die Gerüchte wollten nicht verstummen, dass ihr Chef, der alte Kämpfer und Glücksritter Ernst Röhm, vorhatte, aus ihr die Armee der neuen Zeit zu formen, eine Armee, deren Scharnhorst er sein würde und die mit ihren braunen Massen die bisherige reguläre Reichswehr in sich aufsaugen würde.

Diese Gerüchte waren nicht aus der Luft gegriffen, und die Reichswehrführer waren nicht die einzigen, die darüber in Unruhe gerieten.

Schon seit Mitte 1933 beobachtete Hitler die zunehmende Erbitterung in den Reihen der SA darüber, dass die Regierung ihre übersteigerten Erwartungen hinsichtlich der totalen Machtübernahme des Nationalsozialismus nicht erfüllte. Viele von denen, die auf der Strasse für den Führer gekämpft hatten, waren der naiven Überzeugung gewesen, wenn er erst einmal an der Macht war, würden sich für sie alle Banktresore und die Türen zu all den beruflichen Positionen öffnen, die durch die Verjagung der Volksfeinde frei würden. Sie waren bitter enttäuscht, als Hitler sich weigerte, die Gefolgschaftstreue zum einzigen Kriterium für das berufliche Vorwärtskommen zu machen, und Röhm stand nicht an, mit diesen Gefühlen Politik zu machen. Im Juni 1933 liess er in einem Artikel in den *Nationalsozialistischen Monatsheften* einen scharfen Angriff auf solche Amtsinhaber vom Stapel, die sich zwar Nationalsozialisten nannten, in Wirklichkeit aber die Sache der Revolution verraten hatten; er warnte sie: «Ob es ihnen passt oder nicht – wir werden unseren Kampf weiterführen. Wenn sie endlich begreifen, um was es geht: mit ihnen! Wenn sie nicht wollen: ohne sie! Und wenn es sein muss: gegen sie!»

Diese Worte waren Herausforderung genug, um eine unmittelbare Erwiderung seitens des Führers zu provozieren; am 6. Juli sagte er in einer Ansprache an seine Reichsstatthalter klar und deutlich: «Die Revolution ist kein permanenter Zustand. ... Man muss den freigewordenen Strom der Revolution in das sichere Bett der Evolution lenken. Die Erziehung der Menschen ist dabei das wichtigste. ... Die Ideen unseres Programms verpflichten uns nicht, wie Narren zu handeln und alles umzustürzen, sondern klug und vorsichtig unsere Gedankengänge zu verwirklichen.» Indes wollte Hitler es lieber nicht zu einer Zuspitzung des Konflikts kommen lassen, und so verlegte er sich zunächst auf ein Wechselbad von versteckten Drohungen (wie bei seiner Ansprache an die Gauleiter am 2. Februar 1934, als er die «Narren» brandmarkte, die da behaupteten, «die Revolution sei nicht beendet») und beschwichtigenden Zugeständnissen (wie der Ernennung Röhrs zum Reichsminister ohne Geschäftsbereich im Dezember 1933), in der Hoffnung, der SA-Führer werde sich zu seinem Standpunkt bekehren.³⁸

Diese Taktik verfiel jedoch nicht, umso weniger, als Röhm mit seinen Ideen zur Neugestaltung der Wehrmacht bei Hitler keinerlei Gehör fand. Bei einem Gespräch, das er Anfang 1934 mit Hermann Rauschning führte und an dem der Mangel jeglicher Vorsicht ebenso bemerkenswert ist wie die Intensität der Wut und der Enttäuschung, die es verrät, erklärte Röhm:

Adolf ist gemein. Er verrät uns alle. Er geht nur noch mit Reaktionären um. Seine alten Genossen sind ihm zu schlecht. Da holt er sich diese ostpreussischen Generäle heran. Das sind jetzt seine Vertrauten ... Was ich will, weiss Adolf genau. Ich habe es ihm oft genug gesagt. Kein zweiter Aufguss der alten kaiserlichen Armee. Sind wir eine Revolution oder nicht? Allons enfants de la patrie! Wenn wir es sind, so muss aus unserem Elan etwas Neues entstehen, wie die Massenheere der französischen Revolution. Wenn wir das nicht sind, gehen wir vor die Hunde. Da muss etwas Neues her, versteht ihr mich? Eine neue Disziplin. Ein neues Organisationsprinzip. Die Generäle sind alte Schuster, denen kommt keine neue Idee ... Ich bin der Scharnhorst der neuen Armee, merkt ihr das nicht, Leute? Begreift ihr das nicht, dass was kommen muss, neu und frisch und unverbraucht. Das Fundament muss revolutionär sein. Aufpfropfen lässt sich das hernach nicht. Hier gibt es nur einmal die Gelegenheit zu was Neuem, Grossem, womit wir, weiss der Himmel, die Welt aus den Angeln heben können. Aber der Hitler tut mich verträsten.³⁹

Es lässt sich nicht sagen, wie lange Hitler Disziplinlosigkeiten dieser Art hingenommen hätte, wäre er in seinen Entschlüssen vollkommen frei gewesen. Aber vom Beginn des Jahres 1934 an wurde er auf die Unzufriedenheit aufmerksam gemacht, die in der Reichswehrführung herrschte, weil er es unterliess, Röhm zu massregeln, und diese Hinweise zu ignorieren, wagte er nicht. Er wusste, dass Reichspräsident Hindenburg, der jetzt 84 Jahre alt und bei sichtlich schlechter Gesundheit war, nicht mehr lange leben konnte. Er wollte, wenn das Unvermeidliche eintrat, das Amt des Reichspräsidenten mitsamt den militärischen Befugnissen, die es beinhaltete, übernehmen. Und es war ihm bitter klar, dass eine Reichswehr, die sich von den Sturmabteilungen seiner Partei in ihrer Existenz bedroht fühlte, seine Amtsübernahme zu verhindern versuchen und gute Aussichten haben würde, dass ihr dies auch gelang.

Bis zu welchem Grade die Generale diese Unsicherheit Hitlers für sich ausbeuten konnten und welche Methoden sie dabei anwandten, ist noch eine umstrittene Frage.⁴⁰ Fest steht indes, dass Hitler von März an – schwankend und zwischenzeitlich von Skrupeln und Unschlüssigkeit geplagt – auf einen Entscheidungskampf mit der SA und ihrem rebellischen Führer zusteuerte und dass, als es zu der blutigen Abrechnung kam, zu seinen Komplizen nicht nur persönliche Rivalen und Widersacher Röhm's wie Hermann Göring und der Führer der SS Heinrich Himmler gehörten, sondern auch die Generale der Reichswehr. Es gibt keine Zweifel mehr an der Verwicklung der Reichswehr in die Nacht der langen Messer vom 30. Juni 1934, als Röhm und Dutzende weiterer SA-Führer von SS-Leuten aus ihren Betten geholt und im Münchner Gefängnis Stadelheim und in der ehemaligen Kadettenanstalt Berlin-Lich-

terfelde ohne Gerichtsurteil erschossen wurden. Blomberg und Reichenau, Fritsch und Generalleutnant Ludwig Beck, der Chef des Truppenamts, waren vermutlich schockiert und entrüstet, als sie erfuhren, dass die Aktion auch eine Reihe von Leuten das Leben gekostet hatte, die gar nichts mit der SA zu tun hatten: Gustav Kahr, der Hitler 1923 in den Rücken gefallen war, Gregor Strasser, der im November 1932 mit ihm gebrochen hatte, Edgar Jung und Erich Klausener, die im Verdacht standen, gegen das Regime zu arbeiten, und, schlimmer noch, zwei hochangesehene Offiziere, Kurt von Schleicher und Generalmajor Kurt von Bredow, ein enger Mitarbeiter Schleichers. Doch hatten alle vier Reichswehrführer von der geplanten Operation gewusst, hatten mitgeholfen, ihr Gelingen zu sichern, indem sie den SS-Einheiten, die mit dem Befehl, Röhm und seine Leute zu erledigen, nach München geschickt wurden, Transportmittel und Waffen zur Verfügung stellten; und sie hatten reguläre Heeresverbände in Alarmbereitschaft versetzt, die im Falle eines starken Widerstands der SA hätten eingesetzt werden können.⁴¹

Und sie machten auch keinerlei Versuch, ihre Missbilligung kundzutun, nachdem sie erfahren hatten, dass die Aktion weit über das hinausgegangen war, was sie erwartet hatten. Am 1. Juli gab Reichswehrminister von Blomberg einen Tagesbefehl an die Truppe heraus, in welchem er den «soldatischen Entschluss und beispielhaften Mut» lobte, den der Führer bei der Beseitigung der «Meuterer und Verräter» gezeigt habe; zu ihnen zählte Blomberg offenbar – da er nichts Gegenteiliges sagte – auch seine toten Kameraden Schleicher und Bredow. Und als einen Monat später Hindenburg starb, liessen es die Führer der Reichswehr ohne Zögern zu, dass der Mann, der ihnen die SA-Gefahr vom Halse geschafft hatte, an die Stelle des Feldmarschalls trat. Sie nahmen es nicht nur hin, dass Hitler die Verschmelzung der Ämter des Kanzlers und des Reichspräsidenten verkündete und sich selbst unter dem Titel Führer und Reichskanzler in dieses Amt einsetzte, sondern banden sich auch am 2. August 1934 zusammen mit allen Offizieren und Mannschaften der Reichswehr durch eine feierliche Erklärung an ihn:

Ich schwöre bei Gott diesen heiligen Eid, dass ich dem Führer des deutschen Reiches und Volkes, Adolf Hitler, dem Oberbefehlshaber der Wehrmacht, unbedingten Gehorsam leisten und als tapferer Soldat bereit sein will, jederzeit für diesen Eid mein Leben einzusetzen.⁴²

Als Gegenleistung für diese umfassende Zusicherung bekamen die Reichswehrführer, was sie zu brauchen glaubten: Am 20. August gab

Hitler in einem Brief an Blomberg die formelle Zusage, nötigenfalls stets «für den Bestand und die Unantastbarkeit der Wehrmacht einzutreten in Erfüllung des Testaments des verewigten Generalfeldmarschalls und getreu meinem eigenen Willen, die Armee als einzigen Waffenträger in der Nation zu verankern». Es ist denkbar, dass Hitler diese Worte, als er sie schrieb, ernst meinte; der Vorgang, der die SS zu einem weit gefährlicheren Nebenbuhler der Reichswehr machen sollte, als die SA es jemals gewesen war, setzte erst später im selben Jahr ein. Wie dem auch sei, der Brief war ein billiges Entgelt für das, was man nur als moralische Kapitulation der Heerführer bezeichnen kann. Mit dem Schwur vom 2. August 1934 hatte die Reichswehr ihre eigene Gleichschaltung vollzogen.

3. Partei und Staat: Kompetenzkonflikte, Misshelligkeiten und die SS

Als Hitler im August 1934 dem alten Feldmarschall im Amt nachfolgte, schaffte er den Titel Reichspräsident ab und nannte sich Führer und Reichskanzler. Mit dieser Änderung sollte nicht etwa Hindenburg eine Ehre erwiesen werden, indem man sein Amt mit ihm sterben liess – wenngleich Hitler es damals so darstellte –, sondern Hitler wollte damit den Grundstein für seinen Anspruch legen, dass seine Autorität auf einer höheren Legitimation beruhte als die aller seiner Vorgänger, nicht auf der blossen Tatsache, dass ihm die organisierte Staatsgewalt als Erbe zugefallen war, sondern auf seiner historischen Mission als Führer einer Bewegung, welche die Hoffnungen und Sehnsüchte des deutschen Volkes verkörperte.

Die nationalsozialistischen Staatsrechtler beeilten sich, das neue Prinzip wissenschaftlich zu verbrämen. So schrieb Ernst R. Huber, der ein Talent besass, imposante, wenn auch nicht immer einleuchtende Formulierungen zur Rechtfertigung nationalsozialistischer Ansprüche zu kreieren, die «Führergewalt» habe alle vorhergehenden Formen staatlicher Autorität abgelöst, und ihre Rechtfertigung liege ausschliesslich in ihr selbst:

Der Führer vereinigt in sich alle hoheitliche Gewalt des Reiches; alle öffentliche Gewalt im Staat wie in der Bewegung leitet sich von der Führergewalt ab. Nicht von ‚Staatsgewalt‘, sondern von ‚Führergewalt‘ müssen wir sprechen, wenn wir die politische Gewalt im völkischen Reich richtig bezeichnen wollen. Denn nicht der Staat als eine unpersönliche Einheit ist der Träger der politischen Gewalt, sondern diese ist dem Führer als dem Vollstrecker des völkischen Gemeinwillens gegeben. Die Führer-

gewalt ist umfassend und total; sie vereinigt in sich alle Mittel der politischen Gestaltung; sie erstreckt sich auf alle Sachgebiete des völkischen Lebens; sie erfasst alle Volksgenossen, die dem Führer zu Treue und Gehorsam verpflichtet sind. Die Führergewalt ist nicht durch Sicherungen und Kontrollen, durch autonome Schutzbereiche und wohlervorbene Einzelrechte gehemmt, sondern sie ist frei und unabhängig, ausschliesslich und unbeschränkt.⁴³

Dieser Abschnitt wirkt weniger überzeugend als vielmehr apodiktisch; was darin ausgesprochen wird, ist kaum mehr als eine nachträgliche Rechtfertigung der Gleichschaltung. Wir brauchen nicht bei der Frage zu verweilen, ob Hitler ein wirkliches Anrecht auf die grosse Machtfülle besass, die er bis August 1934 an sich gezogen hatte; jedoch kommen wir nicht umhin zu fragen, wie effektiv er diese Macht in der Regierung seines Landes einsetzte. Im Laufe der dreissiger Jahre liess sich eine ansehnliche Zahl von Menschen in den westlichen Ländern, enttäuscht darüber, dass es ihren eigenen Regierungen nicht gelang, einfache Lösungen für die Probleme ihrer Länder zu finden, von der Nazi-Propaganda zu dem Glauben verleiten, die totalitäre Diktatur in Deutschland sei dabei, ihre Überlegenheit gegenüber den pluralistischen Demokratien zu beweisen, und der Gedanke an einen möglichen Konflikt mit einem so reibungslos funktionierenden Musterstaat machte ihnen Angst. Erst als dieser Konflikt schliesslich doch kam, entdeckten sie nach und nach, dass ihre Befürchtungen übertrieben gewesen waren; und die nach dem Kriege angestellten Analysen der Regierungs- und Herrschaftsstrukturen im Dritten Reich haben gezeigt, dass das Bild des perfekt funktionierenden Nazi-Staats niemals viel mehr als ein Mythos gewesen ist. Partei und Staat waren keineswegs, wie die Nazi-Propagandisten es so gerne verkündeten, eine harmonisch verbundene, vom Willen des Führers gelenkte Einheit; ihr Verhältnis zueinander war vielmehr von gegenseitigem Misstrauen, eifersüchtigem Wettbewerb und sich überschneidenden Zuständigkeiten gekennzeichnet; und Hitler versuchte diese Dinge weder abzustellen noch auch nur zu missbilligen. Schon eine flüchtige Untersuchung der Regierungstätigkeit auf nationaler und örtlicher Ebene widerlegt die propagandistische Selbstdarstellung des Nazi-Staates auf schlagende Weise.

Wie vor 1933, so wurde auch im Dritten Reich der Grossteil der Regierungsarbeit in den verschiedenen Ministerien geleistet, wo Männer mit langjähriger Berufserfahrung tätig waren. Im Allgemeinen wurden die Ministerien hervorragend geführt. Man kann über die mangelnde Zivilcourage von General von Blomberg und seinen Adjutanten sagen,

was man will, bei der Bewältigung ihrer militärischen Pflichten bewiesen sie grosse Tüchtigkeit; Hitler beklagte sich zwar zuweilen darüber, dass sie zu wenig Inspiration besässen und gute Gelegenheiten zu einer forcierten Vergrösserung der Streitkräfte, die er ihnen gab, ungenutzt liessen,⁴⁴ doch waren sie es, die mit ihrer sorgfältigen und methodischen Arbeit die wichtigsten Voraussetzungen für die glänzenden deutschen Siege von 1939 und 1940 schufen. Das Auswärtige Amt war bis zum Ende des Jahrzehnts und insbesondere auf der Ebene der Staatssekretäre und Unterstaatssekretäre an Talenten ebenso reich wie jedes andere Aussenministerium in Europa. Die Ministerien der Finanz und der Wirtschaft verfügten in Graf Schwerin von Krosigk und Hjalmar Schacht über kraftvolle und ideenreiche Leiter; und der Reichsjustizminister Franz Gürtner und sein persönlicher Referent Hans von Dohnanyi bewiesen sowohl einen bewunderungswürdigen Respekt für die Traditionen ihres Hauses als auch den Mut, diese Traditionen zu verteidigen. Unter den von Altnazis geführten Ministerien ragte das Propagandaministerium besonders heraus; sein Chef Joseph Goebbels hatte, was fachlichtechnisches Können betrifft, in Europa vermutlich nicht seinesgleichen.

Freilich wurde alles, was in diesen Ministerien an Tatkraft und Ideenreichtum vorhanden war, durch bestimmte äussere Bedingungen an der Entfaltung gehindert. Zum einen litt die Arbeit der Ministerien darunter, dass es keine systematische Geschäftsordnung für die Koordinierung ihrer Politik oder auch nur für den Informationsaustausch untereinander gab, so dass man in dem einen Ministerium häufig nicht wusste, woran in den anderen gearbeitet wurde. Das alte Kabinettsystem war der raschen Durchsetzung der Führerdiktatur zum Opfer gefallen. Nicht dass es kein Kabinett mehr gegeben hätte; aber es trat selten zusammen, und wenn, dann unter Umständen, die keine Gelegenheit zu wirklich sinnvollen Diskussionen oder zum Informationsaustausch boten, und Schwerin von Krosigk sollte sich darüber beschweren, dass er und seine Kollegen von wichtigen Ereignissen wie der Aufkündigung der Entwaffnungsbestimmungen des Versailler Vertrags im März 1935 und der Bildung der Achse im November 1936 erst aus den Zeitungen erfuhren.⁴⁵ Die Reichskanzlei, deren demonstrativer Existenzzweck darin bestand, die Verbindung zwischen Hitler und den Ministerien zu besorgen, stellte kein adäquates Kommunikations- und Koordinierungsinstrument dar, und ihr Leiter Heinrich Lammers sah seine Aufgabe eher darin, die in den Ministerien produzierten Arbeitspapiere und Dokumente dem

Führer vorzulegen, als sie auf dem Laufenden zu halten oder gar bei Hitler dafür einzutreten, dass sie im Interesse einer effektiven Arbeit vor gewissen Einmischungen und Störungen geschützt wurden, die ihre Produktivität und Unabhängigkeit bedrohten.

Es wäre freilich ohnehin wohl vergeblich gewesen, Hitler hierauf anzusprechen, denn niemand anders als er selbst war für die Nöte der Ministerien verantwortlich. Er hatte nicht nur eine Kanzlei zur Verfügung, sondern deren vier – die Reichskanzlei unter Lammers; eine von Otto Meissner geleitete Präsidialkanzlei; die Kanzlei des Führers der NSDAP; und den Stab des Stellvertreters des Führers (später Parteikanzlei), dem der Führerstellvertreter Rudolf Hess und dessen rechte Hand und späterer Nachfolger Martin Bormann vorstanden –, deren jeweiliger Aufgabenbereich nicht präzise abgegrenzt war. Meissner, der sowohl unter Ebert als unter Hindenburg als Staatssekretär gedient hatte, war mehr auf sein Verbleiben im Amt bedacht als auf die Ausübung politischer Macht, und Hess war ein schwermütiger und introvertierter Mann, der hin und wieder in längere Phasen der Untätigkeit zu verfallen pflegte. Bormann jedoch war sowohl tatkräftig als auch machthungrig, und er machte sich die Passivität seines Chefs und Hitlers Mangel an System zunutze, um sich für alles zuständig zu fühlen und sich in jedermanns Angelegenheiten einzumischen. Mit wachsendem Einfluss kümmerte er sich um die Arbeitsvorgänge in den verschiedenen Ministerien und insbesondere um ihre Personalpolitik; hier machte er sich zum Vorreiter des Prinzips der absoluten ideologischen Zuverlässigkeit bei der Einstellung und Beförderung von Partei- und Staatsbediensteten.⁴⁶

Bormann, zunächst lediglich als ein Ärgernis betrachtet, entwickelte sich zu einer ernsten Gefahr für die Funktionsfähigkeit der Ministerien, und die späten dreissiger und die ersten Kriegsjahre waren durch häufige ministerielle Klagen über seine Einmischungen gekennzeichnet. Am meisten unter seinen Aktivitäten zu leiden hatte der Innenminister Wilhelm Frick, der sich als Autor des Gesetzes über das Deutsche Beamtentum vom 26. Januar 1937 verpflichtet fühlte, die Ministerialbeamten sowohl vor den Versuchen der Partei, Beförderungskriterien schädlicher Art durchzusetzen, als auch vor der Forderung Bormanns zu schützen, der Beamte müsse die Treue gegenüber der Partei höherstellen als den Gehorsam gegenüber seinen Vorgesetzten. Frick obsiegte in einer Reihe erbittert geführter Auseinandersetzungen, wurde am Ende jedoch von seinem zäh und verbissen kämpfenden Widersacher zermürbt, der mit seinem Geschick, stets neue Beschwerdeanlässe zu finden (beispiels-

weise, dass Beamte mit jüdischen Ehefrauen nicht entlassen wurden oder dass Parteimitglieder auf Beförderungslisten in der Minderzahl waren), Hitler nach und nach auf seine Seite zu ziehen vermochte. Im November 1941 beklagte sich Frick in einem Brief an den Führer über diese unablässigen Angriffe, die sein eigenes Bemühen untergruben, das Berufsbeamtentum zu einer von preussischer Pflichtenauffassung ebenso wie von nationalsozialistischem Geist und Charakter geprägten Stütze des Staates zu machen. «In immer steigendem Masse», schrieb er, «greifen nach meinen und aller übrigen Ressorts übereinstimmenden Beobachtungen im Berufsbeamtentum verbitterte Gefühle mangelnder Würdigung seiner Leistungen und Verdienste um sich.» Solche Gefühle seien, so fügte er hinzu, verständlich in Anbetracht der Tatsache, dass

das Beamtentum in der Öffentlichkeit, ja sogar in der Parteipresse allen möglichen Angriffen ausgesetzt (ist), die zum Teil auf falscher Information, zum Teil aber auch auf mangelnder Sachkunde oder gar böswilliger Entstellung beruhen, und gelegentliche Fehler, wie sie in allen grossen Organisationen einmal vorkommen, zum Ausgangspunkt für verantwortungslose, an die schlimmsten Zeiten des Klassenkampfes erinnernde Verallgemeinerungen nehmen. ... Das Beamtentum leidet ferner schwer darunter, dass neue Aufgaben nicht ihm, sondern Parteiorganisationen übertragen werden, obgleich es sich um echte Verwaltungsaufgaben handelt.

Dieser Appell führte nicht zu einer Verbesserung der Situation, ja, ehe das Jahr um war, hatte Frick den Kampf praktisch aufgegeben und sich damit einverstanden erklärt, dass in seinem persönlichen Geschäftsbereich einer von Bormanns Leuten als Amtsleiter eingesetzt wurde. Dies demoralisierte die Beamtenschaft vollends, und die unweigerliche Folge war ein Absinken des Leistungsniveaus in den Ministerien.⁴⁷

Fricks Hinweis darauf, dass gewisse Verwaltungsaufgaben anderen Stellen übertragen wurden, lohnt ein näheres Eingehen. Vom ersten Tag der Diktatur an mussten die Ministerien mit den unvermeidlichen Kompetenzstreitigkeiten leben, die durch solche Doppelzuständigkeiten verursacht wurden. Hitler hatte eine besondere Vorliebe dafür, eigene Behörden und Stellen für die Behandlung von Problemen einzurichten, die sich mit geringerem Verwaltungsaufwand auch im Rahmen der bestehenden Ministerialbürokratie hätten bearbeiten lassen, und manchmal beraubten diese Sonderämter die eigentlich zuständigen Ministerien mit den Methoden eines bürokratischen Imperialismus nach und nach jeglicher sinnvollen Funktion. Das Reichsarbeitsministerium etwa musste sich trotz der Tatsache, dass es mit Franz Seldte einem einigermassen

prominenten Nazi unterstellt worden war, diesen Prozess der erzwungenen Funktionsabtretung gefallen lassen: Vom Mai 1933 an stand es im Schatten der Deutschen Arbeitsfront Robert Leys, und später musste es einige weitere Aufgaben an den Generalbevollmächtigten für den Arbeitseinsatz, Fritz Sauckel, abgeben.⁴⁸ Nachdem Hitler 1936 den Vierjahresplan in Kraft gesetzt hatte, baute Hermann Göring, der mit seiner Durchführung beauftragt war, eine Organisation auf, die sich praktisch an die Stelle des Wirtschaftsministeriums setzte.

Die Ministerialbeamten, auf deren Kosten dieser institutionelle Wildwuchs ging, mochten sich vielleicht ein wenig mit der Schadenfreude darüber trösten, dass die Sonderämter das, was sie gewonnen hatten, oft in verzehrenden Machtkämpfen untereinander wieder verloren. Görings Stellung geriet nach und nach durch den raschen Aufstieg von Fritz Todt ins Wanken, der im Juni 1936 zum Generalinspekteur für das deutsche Strassenwesen ernannt und mit der Aufgabe betraut wurde, ein neues Autobahnnetz aufzubauen, und der mit so grossem Erfolg arbeitete, dass Hitler ihn 1938 zum Generalbevollmächtigten für die Leitung der Bauvorhaben im Rahmen der Vierjahresplanorganisation ernannte. Mehr Hitler als Göring gegenüber verantwortlich, baute sich Todt rasch einen eigenen Herrschaftsbereich auf, die Organisation Todt, die ein Netz von Planungs- und Verwaltungsstellen umfasste, die Projekte wie den Bau des deutschen Westwalls vorbereiteten und durchführten und durch den Abschluss von Verträgen mit Privatfirmen Personal für den Arbeitseinsatz beschafften. Todt erreichte den Höhepunkt seiner Macht 1940, als er zusätzlich zu seinen anderen Funktionen noch den Posten eines Reichsministers für Munition und Bewaffnung übernahm; dann jedoch zog sein Machtzuwachs die eifersüchtige Aufmerksamkeit anderer Parteigrössen auf sich. Ihn selbst schützte zwar die grenzenlose Bewunderung und Unterstützung, die er von Hitler erfuhr, vor seinen Nebenbuhlern, aber sein Nachfolger Albert Speer fand sich bald in einen erbarmungslosen Kleinkrieg mit Männern wie Sauckel, Bormann und Heinrich Himmler, dem neuen Mann der Stunde, verwickelt.⁴⁹

Am weitesten verschont von Einmischungen und Ämterkonkurrenz blieben die Ministerien, deren Fachgebiet so viel technisches Wissen voraussetzte, dass Dilettanten sich nicht heranwagten. Schwerin von Krosigk im Finanzministerium konnte im Allgemeinen unbehelligt seine Politik machen, und auch die militärische Führung brauchte Übergriffe in ihren engeren Zuständigkeitsbereich zunächst nicht ernsthaft

zu befürchten; dies änderte sich erst in den Kriegsjahren, als Hitler auf strategischem und selbst auf operativem Gebiet die Entscheidungsgewalt zunehmend für sich selbst beanspruchte und Himmler den alten Gedanken Röhms wiederbelebte, die Berufsmilitärs einer neuen Volksarmee einzugliedern.⁵⁰ Das Aussenministerium jedoch, das zu Stresemanns wie zu Bismarcks Zeiten für seinen Bereich dieselbe Monopolstellung eingenommen hatte wie die Heeresleitung für den ihren, musste sich von Anfang an die Konkurrenz von Parteistellen gefallen lassen, die eine eigene Aussenpolitik betrieben oder in bestimmten internationalen Fragen eine Sachkunde für sich beanspruchten, die sie den Berufsdiplomaten absprachen. So gab es etwa das im April 1933 ins Leben gerufene Aussenpolitische Amt der NSDAP (APA), dessen Leiter Alfred Rosenberg sich schmeichelte, der Mann zu sein, der die deutsche Aussenpolitik nach streng weltanschaulichen Massstäben ummodeln würde, aber durch ein ganz ausserordentliches Mass an Torheit seine eigene Stellung rasch untergrub; die Dienststelle Ribbentrop, deren Chef, ein ehemaliger Weinimporteur, Hitler mit seinen Fremdsprachenkenntnissen und seinen guten Beziehungen zur internationalen *haute volée* so imponierte, dass er nicht nur seine Berichte ernst nahm, sondern ihn zur Entrüstung der Profis in der Wilhelmstrasse 1934 zum Leiter des Amtes für aussenpolitische Sonderfragen (Dienststelle Ribbentrop) im Stab von Rudolf Hess und 1936 zum Botschafter in London machte; und die Auslandsorganisation der NSDAP (AO) und die Volksdeutsche Mittelstelle, die mit deutschen Volksgruppen im Ausland Verbindung hielten und mit ihrer Arbeit dabei häufig erheblichen Zündstoff in den normalen diplomatischen Geschäftsgang brachten. In das Durcheinander, das aus diesem Amterwildwuchs resultierte, kam erst mehr Ordnung, als Ribbentrop 1938 Aussenminister wurde, aber auch danach trat keine sehr grosse Besserung ein, da der neue Minister Ungereimtheiten neuer und eigener Art in sein Amt einbrachte.⁵¹

Die Ursachen für diese mehrfache Überlappung der Zuständigkeit sind nicht ausschliesslich in der organisatorischen Nachlässigkeit Hitlers und im persönlichen Karrierestreben seiner Parteigenossen zu sehen; es war dabei auch ein bewusster Hintergedanke im Spiel. In der «Kampfzeit» der Bewegung hatte Hitler gelernt, sich an das alte Motto: «Teile und herrsche» zu halten; er hatte ein Geschick dafür entwickelt, Gewichte und Gegengewichte so zu verteilen, dass seine miteinander wetteifernden Gefolgsleute auf ihn als den Schiedsrichter in ihren Konflikten angewiesen blieben, so dass seine eigene Position nie in Frage gestellt wurde. Die Methode, jede Vollmacht durch die Erteilung einer

Gegenvollmacht an jemand anders auszugleichen, wurde nach der Machtergreifung zum Kennzeichen seiner Regierungspraxis. Nicht einmal alte Parteigenossen wie Goebbels waren gegen diese Behandlung gefeit. Zu seinen Befugnissen als Propagandaminister gehörte die Aufsicht über alles, was in Deutschland publiziert wurde, aber seine Versuche, diese Macht wahrzunehmen, stießen auf starken Widerstand von Seiten Max Amanns und Otto Dietrichs, die von Hitler als Reichsleiter für die Presse bzw. als Reichspressechef eingesetzt worden waren. Goebbels war kein Erfolg beschieden, als er Hitler um eine Klärung der Verhältnisse zwischen diesen Funktionen ersuchte, und ebensowenig, als er sein Kontrollrecht im Bereich der kulturellen Propaganda gegen Übergriffe von Männern wie Rosenberg und Göring und seine Zuständigkeit für die Auslandspropaganda gegen die Anmassungen Ribbentrops zu verteidigen suchte. Erst in der zweiten Kriegshälfte, als Hitler sich in die Wolfsschanze zurückgezogen hatte, um alle seine Kräfte der Leitung der militärischen Operationen zu widmen, stellte er die Propaganda in allen ihren Äusserungsformen unter die alleinige Kontrolle Goebbels' und beauftragte ihn mit der moralischen Mobilmachung der Nation für den totalen Krieg.⁵²

Konkurrenz, Kompetenzkonflikte und Mehrfachzuständigkeiten charakterisierten während des Dritten Reichs auch die Verwaltung auf regionaler und örtlicher Ebene. In den Gemeinden sollte der Bürgermeister der allein verantwortliche und regierende politische Führer sein, wie die Gemeindeverordnung vom 30. Januar 1935 bestimmte, aber wenn er nicht auch gleichzeitig Ortsgruppenleiter war – was in fast allen Kleinstädten, aber nur in 60 Prozent der Grossstädte der Fall war –, waren Reibungen zwischen Partei und ziviler Regierungsgewalt nahezu unvermeidlich. Auf Länderebene war die Situation komplizierter. Das Gesetz vom 30. Januar 1934 hatte die alten Länderparlamente aufgelöst und damit, wie es schien, den ersten Schritt auf dem Wege zu einer umfassenden Reform getan, die die letzten Spuren des Partikularismus beseitigen würde. Doch zu dieser Reform kam es nicht, und die Länder blieben im Gegensatz zu ihren Parlamenten bestehen und mit ihnen ihre alten Vorurteile gegen die Zentralregierung in Berlin. Deren Autorität repräsentierten in den Ländern die Reichsstatthalter und die Länderinnenminister, die beide gegenüber dem Reichsinnenminister Wilhelm Frick verantwortlich waren, einem Verfechter von Reichsreform und Zentralisierung, ferner auch andere Länderressorts, sofern sie mit dem entsprechenden Reichsministerium gleichgeschaltet waren, was etwa für die

Landesjustizministerien vom April 1935 an zutraf. Die partikularistischen Kräfte setzten sich aus unterschiedlichen Elementen zusammen, aber im Allgemeinen gehörten zu ihnen die Bürgermeister der grösseren Städte, die Kreis- und Ortsgruppenleiter der Partei und besonders die Gauleiter (oder zumindest diejenigen Gauleiter, die nicht durch eine Ernennung zum Reichsstatthalter oder durch eine Belehnung mit anderen Regierungsstellen vereinnahmt worden waren). Als Spitzenfunktionäre der Partei mit einem weit zurückreichenden Register der Gefolgstreue zu Hitler bauten die Gauleiter darauf, dass der Führer ihre Auffassung nicht unbeachtet lassen würde, und zögerten nicht, eine Politik der Zentralisierung zu sabotieren, die ihrer Überzeugung nach darauf hinauslief, dass man das Land den Bürokraten überantwortete. Der Nachdruck, mit dem Gauleiter Fritz Sauckel im Januar 1936 die schädlichen Folgen der Zentralisierung brandmarkte, und sein Beharren darauf, dass die Stärke der nationalsozialistischen Bewegung auf den lebendigen Kräften beruhte, die nur in den Gauen zu finden waren und nur von den örtlichen Parteiführern zur Tat gerufen werden konnten, verbauten vermutlich jede Möglichkeit einer wirklich umfassenden Reichsreform. Freilich gestanden dies weder Hitler noch Frick ein. Letzterer versuchte weiterhin, die Beziehungen zwischen dem Reich und den Ländern sowie zwischen Staat und Partei auf eine rationalere Grundlage zu stellen, während der Führer in seinen Zielvorstellungen schwankend blieb. Unter diesen Umständen entwickelte sich das deutsche Staatswesen zunehmend zu einem anarchistischen Behördenschwungel, dessen innere Widersprüche und Konflikte zu schlichten die Reichskanzlei nach ihrem eigenen Geständnis nicht in der Lage war⁵³ und in dessen Mitte mächtige Paladine sich eigene Machtbereiche aufbauten, in denen sie herrschten wie ein Vizekönig in einer abgelegenen Provinz.⁵⁴

Wenn Effektivität bedeutet, dass man seine materiellen und intellektuellen Energien möglichst produktiv für die Erreichung vernünftiger, dem Gemeinwohl dienender Ziele einsetzt, dann ist eines klar: dass ein solches Regime eine effektive Arbeit nicht zulies. Die Kraft und die anfänglichen grossen Erfolge der Hitlerschen Aussenpolitik trübten einer grossen Zahl von Menschen in Deutschland und im Ausland den Blick für diese und für die weitergehende Einsicht, dass das Regime im Wesentlichen nur von einer Kraft zusammengehalten und vor Revolution, Chaos und Untergang bewahrt wurde: vom organisierten Terror; und das Instrument dieses Terrors war die SS.

Die Ursprünge der SS reichen ins Jahr 1925 zurück, als Hitler nach seiner Freilassung aus dem Gefängnis Landsberg die NSDAP wieder

aufbaute. Da er erfahren musste, dass es nicht möglich war, den ursprünglichen Kampfverband der Partei, die SA, seinen Wünschen entsprechend zu reorganisieren (schon damals beanspruchte SA-Chef Röhm grössere Selbständigkeit, als Hitler sie ihm zuzugestehen bereit war, und zog sich zurück, als er sich damit nicht durchsetzen konnte), forderte der Führer einen Angehörigen seiner alten Leibwache aus den Tagen des Münchner Putsches auf, eine neue Einheit aufzustellen, die sich als Schutztruppe für ihn und andere Parteiführer, als Sicherheits-truppe bei Parteiversammlungen und für andere Aufträge und Aufgaben verwenden lassen würde, etwa für die Mitgliederwerbung oder für den Verkauf von Anzeigen für die Parteizeitung, den *Völkischen Beobachter*. Im Spätsommer desselben Jahres trat diese Stabswache, nun unter der neuen Bezeichnung Schutzstaffel, bereits in Erscheinung, aber sie schien keine grosse Zukunft zu besitzen; als im November 1926 die SA unter Hauptmann Pfeffer von Salomon neu aufgebaut wurde, wurde auch die SS der neuen Führung unterstellt und als eine verhältnismässig bedeutungslose Nebeneinheit geführt.⁵⁵

Dies änderte sich mit der Ernennung Heinrich Himmlers zum Führer der SS, denn dieser Fanatiker mit dem Kaninchengesicht, der sich dem Rassismus und dem Blut- und Boden-Kult in ihren schlimmsten Auswüchsen verschrieb, war andererseits auch ein kluger Praktiker der Machtausübung mit einem guten Gespür für günstige Gelegenheiten. Er kalkulierte nüchtern, dass die SA in dem Masse, wie sie sich vergrösserte und in ihrer Zusammensetzung proletarischer und in ihrem Verhalten ungehobelter wurde, an Nutzen und Zuverlässigkeit verlieren würde, und so ging er daran, aus der SS eine Verkörperung all dessen zu machen, was die SA nicht war – eine disziplinierte Elitetruppe, rekrutiert vor allem aus früheren Offizieren und aus arbeitslosen Akademikern und rückhaltlos dem Führer ergeben. Himmler sah in der SS von Anfang an mehr als eine blossе Leibwache; er wollte aus ihr eine Kadernschule für die Führungsschicht des zukünftigen nationalsozialistischen Staates machen, und wahrscheinlich träumte er schon damals von den systematischen Experimenten zur Züchtung einer Zukunftsrasse, für deren Durchführung später die berühmten Ordensburgerrichtet wurden, aus denen ein neues germanisches Rittergeschlecht hervorgehen sollte.

Hitler war von den Fortschritten, die die SS unter Himmlers Führung machte, und von den Eigenschaften, durch die sie sich auszeichnete, beeindruckt und prägte für sie die Parole: «SS-Mann, Deine Ehre heisst Treue». Weitere und gewichtigere Vertrauensbeweise sollten folgen. Als es 1934 zu belastenden polizeilichen Enthüllungen über die Tätig-

keit der Nachrichten- und Spionageabteilung der SA kam, erteilte Hitler der SS ein Zuständigkeitsmonopol für diesen Bereich, und Reinhard Heydrich, ein ehemaliger Funkoffizier der Marine, der zur rechten Hand Himmlers wurde, baute rasch seinen gefürchteten Sicherheitsdienst (SD) auf, dessen Aufgabe zunächst einmal darin bestand, den Kommunismus und andere die deutsche Volksseele bedrohenden Denkrichtungen zu bekämpfen, und dessen Endzweck es war, das Denken aller Deutschen unter strenger Kontrolle zu halten.⁵⁶ Dies stellte eine bedeutsame Erweiterung der Aufgaben der SS dar und markierte den Beginn ihrer ideologischen Betätigung, die sich darüber hinaus auch in der Errichtung eines Rasseamtes unter der Leitung Walter Darrés manifestierte, eines Blut-und-Boden-Fanatikers, der später Reichsbauernführer wurde. Wenn die SS in späteren Jahren das Recht für sich beanspruchte, die Rassen- und Siedlungspolitik der Partei zu bestimmen, so lässt sich dieser Anspruch im Wesentlichen auf die Gründung des SD im Jahr 1931 zurückführen.

Zu einem nennenswerten politischen Machtfaktor wurde die SS jedoch erst allmählich nach der Machtergreifung 1933. Heydrich soll im März 1933 verkündet haben, damit, dass sie die Tür zur Macht aufgestossen, habe die Partei ihre Aufgabe erfüllt und könne nun stillgelegt werden. «Jetzt wird die SS in die Polizei eindringen und mit ihr eine neue Organisation schaffen.»⁵⁷

Dies war, wie sich zeigte, nicht ganz so einfach, wie er anscheinend geglaubt hatte, aber das taktische Prinzip hatte er zutreffend formuliert. Im März 1933 übernahm Himmler den Posten des Münchner Polizeipräsidenten und benutzte diese verhältnismässig unbedeutende Machtstellung dazu, Einfluss auf die Gauleiter und den Innenminister Adolf Wagner zu gewinnen, der ihn schon zwei Monate später zum Befehlshaber über die gesamte bayerische Politische Polizei gemacht und ihm das Konzentrationslager zu Dachau unterstellt hatte. Die brutale Zweckmässigkeit, mit der er diese Macht ausübte, verschaffte ihm Ansehen bei anderen Parteiunterführern, die wussten, dass Reichsinnenminister Frick die Absicht hatte, alle Landespolizeien unter seine zentrale Kontrolle zu stellen. Die Statthalter zogen es vor, dem Beispiel Wagners zu folgen, und vertrauten ihre Polizeikräfte Himmler an, umso eher, als dieser ihre Oberaufsicht auch in Zukunft anzuerkennen versprach und bei der Verteilung von SS-Posten für sie und ihre Mitarbeiter grosszügig verfuhr. Schon Anfang 1934 kontrollierten Himmler und Heydrich alle politischen Polizeien in Deutschland mit Ausnahme der preussischen, und im April 1934 konnten sie auch dort Fuss fassen, denn die Abrechnung mit Röhms zeichnete sich ab und Hermann Göring, dem die preussische Ge-

heime Staatspolizei (Gestapo) persönlich unterstellt war, wollte sich für den bevorstehenden Machtkampf der Unterstützung Himmlers sicher wissen. Er stimmte daher am 20. April der Ernennung Himmlers zum Stellvertretenden Chef und Inspekteur der Gestapo und zwei Tage später der Berufung Heydrichs zum Leiter ihrer eigentlichen Zentrale, des Geheimen Staatspolizeiamts, zu. Görings Weisungsbefugnis seinem neuen Mitarbeiter gegenüber stand lediglich auf dem Papier. Im November ordnete er an, dass alle die Gestapo betreffende Korrespondenz nicht an sein Amt, sondern direkt an Heydrich zu richten sei – und Himmler übte von da an in Preussen seine polizeiliche Gewalt ebenso uneingeschränkt aus wie in den anderen Ländern. Dieser rasche Machtzuwachs beunruhigte den Reichsinnenminister, der Hitler nach den Ereignissen vom 30. Juli 1934 warnte, Himmler werde, wenn man ihn nicht bremste, zu einer grösseren Gefahr werden, als Röhm es gewesen war. Er stiess damit auf taube Ohren; zwar versuchte er auch in den folgenden Jahren, ein gewisses Mass an staatlicher Kontrolle über die Aktivitäten Himmlers durchzusetzen, blieb damit aber erfolglos. Ein Führerbefehl vom 17. Juni 1936 ermächtigte den Reichsführer SS Himmler, die gesamte polizeiliche Tätigkeit (im kriminalistischen wie im politischen Bereich) im Reich gleichzuschalten, und verlieh ihm den Titel Chef der Deutschen Polizei im Reichsministerium des Innern. Diesem letzteren Zusatz konnte Frick keine grosse Genugtuung abgewinnen, denn seine Weisungsbefugnis war ebenso nominell wie die von Göring, wenngleich der Innenminister für Himmler weiterhin ein unbequemer Kontrahent war und es bis 1943 blieb, als der Reichsführer SS selbst das Innenministerium übernahm und Frick als Reichsprotektor nach Böhmen abgeschoben wurde.⁵⁸

Der erfolgreiche Schlag gegen Röhm, bei dem die SS-Leibstandarte Adolf Hitler, eine von Sepp Dietrich kommandierte Eliteeinheit, eine führende Rolle spielte, verschaffte Himmler noch mehr Macht, denn nun wurden auch die bisher von der SA kontrollierten Konzentrationslager wie das in Oranienburg bei Berlin seiner Verantwortung unterstellt. Dazu kamen noch die Lager, die schon bisher von der SS geleitet worden waren; 1934 existierten bereits mehr als 15 Konzentrationslager, die sich hinsichtlich der Haftmethoden, der Organisation der Zwangsarbeit und hinsichtlich der Bestrafungspraktiken erheblich voneinander unterschieden. Himmler ging nun, indem er das Konzentrationslager Dachau, dessen Aufbau und Arbeitsmethode Theodor Eicke ersonnen hatte und das seit Frühjahr 1933 unter SS-Leitung stand, zum Vorbild nahm, daran,

das gesamte KZ-System zu rationalisieren und zu vereinheitlichen. Er machte Eicke, einen Mann, der in der Bürokratisierung des Terrors Pionierarbeit geleistet hatte, zum Inspekteur der Konzentrationslager und Führer der SS-Wachverbände. Diese letzteren, die Ende 1934 insgesamt etwa 2'000 Mann zählten, vergrößerten sich von da an sehr schnell. Es waren dies die gefürchteten Totenkopfverbände, die später, als Hitler die Endlösung der Judenfrage angeordnet hatte, die Massenmorde in Auschwitz und Treblinka verübten; freilich begingen sie auch schon vorher unzählige bestialische Verbrechen.⁵⁹

Die Reichswehrführung hatte das Vorgehen der bewaffneten SS-Einheiten gegen die SA im Juni 1934 gutgeheissen. Weniger erfreut waren die Generale, als Himmler im Laufe des Jahres, das auf dieses Blutbad folgte, zusätzlich zu der von Sepp Dietrich kommandierten Eliteeinheit noch zwei weitere aufstellte. Denn damit schien das Gespenst, dem die Militärs den Kopf abgeschlagen zu haben glaubten, von Neuem aufzuerstehen, und um dem einen Riegel vorzuschieben, beeilten sie sich, von Hitler das Versprechen zu erwirken, dass er das militärische Gewaltmonopol der Reichswehr respektieren werde. Doch dieser Erfolg war nicht von Dauer. Am 17. August 1938 erteilte der Führer Himmler die Erlaubnis, seine bewaffneten Einheiten durch die Überstellung von Männern aus der allgemeinen SS sowie durch die Einziehung von Rekruten zu stärken. Ende 1938 zählten die sogenannten SS-Verfügungstruppen und die Totenkopfverbände zusammen 20'000 Mann. Es war dies der Kern der Waffen-SS, durch die der Reichsführer eines Tages das reguläre Heer ersetzen zu können hoffte.⁶⁰

Inmitten des Wirrwarrs miteinander konkurrierender Dienststellen, Ämter und Organisationen, die das Regierungsgefüge des Dritten Reiches bildeten, war die SS das effektive Herrschaftsinstrument par excellence. An keinerlei gesetzliche Vorschriften gebunden und verantwortlich nur gegenüber ihrem Befehlshaber – und über ihm dem Führer selbst –, bestimmte sie uneingeschränkt über Leben und Freiheit der Menschen in Deutschland; wen immer sie wollte, konnte sie unter einem beliebigen Vorwand verhaften, internieren und wegen unbewiesener oder erfundener Verbrechen über kürzere oder längere Zeiträume gefangenhalten (selbst nachdem das Regime sich offenkundig fest etabliert hatte, sank die Zahl der in Konzentrationslagern inhaftierten Deutschen nie unter 10'000); sie konnte ihre Häftlinge unmenschlichen körperlichen Torturen aussetzen, und wer es wagte, Kritik an der nationalsozialistischen Wirklichkeit zu üben oder die Verbrechen des Regimes beim

Namen zu nennen, konnte ohne Verfahren ermordet werden. Das Wissen um die Ungeheuerlichkeiten, die die SS täglich beging, das Wissen um die Konzentrationslager, die stets bereit waren, neue Häftlinge aufzunehmen, das Wissen darum, dass viele, die in ein Lager gebracht wurden, spurlos verschwunden blieben, all dies war den Menschen in Deutschland stets gegenwärtig, und die Angst, die dieses Wissen auslöste, trug erheblich dazu bei, dass sie sich der Diktatur unterwarfen. Der staatliche Terror war im Dritten Reich die unübersehbarste politische Realität, und dieser Tatsache trug der Reichsführer SS Rechnung, als er seinen Gefolgsleuten 1937 erklärte, ihre Aufgabe erschöpfe sich nicht darin, die neue Ordnung lediglich zu schützen; sie hätten sie vielmehr erst zu schaffen.⁶¹

XVII. Die nationalsozialistische Revolution: Wirtschaftliche und gesellschaftliche Entwicklungen

Ich bin nämlich kein Dukatenmännchen.
*Hjalmar Schacht an Walther Darré (24. März 1936)*¹

Das Volk lebt nicht für die Wirtschaft oder die Wirtschaftsführer, Wirtschafts- oder Finanztheorien, sondern die Finanz und die Wirtschaft, die Wirtschaftsführer und alle Theorien haben ausschliesslich diesem Selbstbehauptungskampf unseres Volkes zu dienen.

*Adolf Hitler (August 1936)*²

Insgesamt darf hier gesagt werden, dass wir Deutschen endlich lernen müssen, den Juden und jede vom Juden geschulte Organisation nicht als Menschen unserer Artung und Träger unserer Denkweise anzusehen.

*Heinrich Himmler (5. März 1936)*³

In seiner 1941 verfassten meisterhaften Untersuchung zur Struktur und Funktionsweise des Nationalsozialismus sprach Franz Neumann die Einsicht aus, dass der Terror die Klammer bildete, die eine Gesellschaft zusammenhielt, in der alle alten Strukturen und hierarchischen Bindungen im Prozess der Gleichschaltung systematisch zerstört worden waren. Aber er hob auch die bedeutsam integrative Wirkung des materiellen Fortschritts hervor und zögerte nicht, solchen Leistungen der deutschen Wirtschaft wie der Beendigung der Arbeitslosigkeit, der Steigerung der Produktion und dem Aufbau neuer Industrien das Prädikat «atemberaubend» zu verleihen.⁴ Aus dem Munde eines Mannes, der sein Land hatte verlassen müssen und wohl kaum dazu neigte, dem Regime, das ihn dazu gezwungen hatte, unnötige Komplimente zu machen, ist eine solche Einschätzung interessant genug, um uns zu einer Beschäftigung mit der Wirtschaftspolitik Hitlers, mit der Frage nach ihren Erfolgen und mit ihren gesellschaftlichen Auswirkungen und sozialen Kosten zu veranlassen.

1. Die wirtschaftliche Erholung: Leistungen und Probleme 1933-1936

Es scheint festzustehen, dass Hitler, als er im Januar 1933 Kanzler wurde, noch keine sehr klaren Vorstellungen darüber besass, welche

Wirtschaftspolitik er betreiben würde. Sein politischer Instinkt muss ihm jedoch gesagt haben, dass die Voraussetzung für die Festigung seiner Macht darin bestand, dass es ihm gelang, eine Änderung der Zustände zu erreichen, die seinen Amtsvorgängern zum Verhängnis geworden waren. Es waren zwar Anzeichen vorhanden, dass die Weltwirtschaftskrise ihren Höhepunkt überschritten hatte, aber die Arbeitslosenzahl lag noch immer über 6 Millionen, und in der Landwirtschaft herrschten noch dieselbe Verarmung und Verschuldung, die 1932, ausgehend von Schleswig-Holstein, in ganz Norddeutschland zu Bauernunruhen geführt hatten. Bis die Märzahlen vorüber waren und die Politik der Gleichschaltung leidlich in Gang gesetzt war, kam der Führer nicht dazu, sich mit diesen Problemen zu befassen, aber es wurde schon früh deutlich, dass er denjenigen seiner Parteifreunde, die für radikale wirtschaftspolitische Lösungen eintraten und meinten, es sei höchste Zeit, die ökonomischen Forderungen des Parteiprogramms in die Tat umzusetzen und die den mittelständischen Verbänden gegebenen Zusagen einzulösen, kein Gehör schenkte. Hitler war, wie bereits oben angedeutet, kein Sozialist, und als Bewunderer der Macht und der Mächtigen dachte er gar nicht daran, denen nachzugeben, die sich in der romantischen Vorstellung ergingen, nun würden die grossen, mächtigen Wirtschaftskonzerne zerschlagen und das Land kehre zu den einfacheren Verhältnissen der Vergangenheit zurück. Hätte Hitler dies getan, so hätte er damit die Verwirklichung seiner bereits weitgehend ausgereiften aussenpolitischen Pläne unmöglich gemacht; er konnte diese Ziele, daran scheint es für ihn nie einen Zweifel gegeben zu haben, nur mit Hilfe und unter bestmöglicher Ausnutzung der kapitalistischen Wirtschaft, ihres technischen Wissens und des kaufmännischen Könnens ihrer Führungskräfte erreichen, indem er sich also auf die Kräfte stützte, denen es in erster Linie zu verdanken war, dass sich Deutschland in den zurückliegenden 50 Jahren zu einer Macht ersten Ranges entwickelt hatte.

Dass seine Gedanken in diese Richtung gingen, zeigte sich, als er im März 1933 Hjalmar Schacht zum Präsidenten der Reichsbank berief. Wer sich erinnerte, welche Rolle dieser eiserne Verteidiger der kapitalistischen Ordnung bei der Kabinettskrise von 1930 gespielt hatte, konnte nicht zweifeln, dass seine Ernennung von Hitler als eine Geste des guten Willens gegenüber Grossindustrie und Banken gedacht war, als ein Zeichen, dass trotz der weiterhin schlechten Wirtschaftslage keine gefährlichen Experimente zu befürchten waren. Einen Monat zuvor hatte der Kanzler angekündigt, die Reichsregierung werde «das grosse Werk der Reorganisation der Wirtschaft unseres Volkes mit zwei grossen Vierjah-

resplänen lösen: Rettung des deutschen Bauern zur Erhaltung der Ernährungs- und damit Lebensgrundlage der Nation. Rettung des deutschen Arbeiters durch einen gewaltigen und umfassenden Angriff gegen die Arbeitslosigkeit.»⁵ Nun führte er zwar die Arbeitsbeschaffungspolitik seiner Vorgänger weiter, unternahm jedoch davon abgesehen nichts zur Erfüllung seiner Versprechungen, ehe er nicht den Rat führender Industrieller eingeholt hatte, und es dauerte bis in den Sommer, ehe ein Programm vorgelegt wurde, das nationalsozialistischen Ursprungs war.

Der Reinhardt-Plan, benannt nach dem damaligen Staatssekretär im Finanzministerium, pumpte mehr als eine Milliarde RM in eine Vielzahl öffentlicher Bauvorhaben wie Strassen- und Kanalprojekte, Verwaltungsneubauten und ähnliches, stellte Subventionen für private Baufirmen zur Renovierung heruntergekommener Wohngebäude und zur Errichtung von Neubauten bereit und förderte und belohnte durch die Gewährung von Steuervorteilen Investitionsvorhaben in der Werkzeugmaschinen- und Landmaschinenindustrie. Dass das Schwergewicht auf der Ankurbelung des privatwirtschaftlichen Sektors lag, sicherte dem Plan die Zustimmung der deutschen Wirtschaft, eine Zustimmung, die sich bald zur Begeisterung steigerte, als sich ein Bestandteil des Programms, der vorgesehene Ausbau eines nationalen Autobahnnetzes, rasch einer immer stärkeren Förderung erfreute. Der Autobahnbau, der nicht nur Tausenden von Bauarbeitern sowie Ingenieuren und Architekten einen Arbeitsplatz sicherte, sondern auch die Automobilindustrie und deren Zulieferbranchen beflügelte, wurde zum Stolz der Nation und spielte für die wirtschaftliche Erholung Deutschlands eine ähnliche Rolle wie die National Recovery Administration für Roosevelts New-Deal-Politik. Die Nazi-Propagandisten zogen alle Register, um dieses Unternehmen als den vor der Welt erbrachten Beweis für die Tatkraft und die Ernsthaftigkeit zu verkaufen, mit denen das Regime an die Bewältigung der Hauptprobleme des Landes heranging; Zeitungen und Radio berichteten ausführlich über Stand und Fortgang der Arbeiten, wobei sie die grosse Zahl und Vielfalt der dabei beschäftigten Arbeiter hervorhoben und das Vorhaben als symbolische Verkörperung einer im Entstehen begriffenen neuen «Volksgemeinschaft» feierten. Dies alles verfehlte nicht seine Wirkung, auch nicht auf die Arbeiter, denen man im Mai das Recht entzogen hatte, sich gewerkschaftlich zu organisieren; es stärkte die persönliche Stellung des Führers und es hatte die psychologische Wirkung, die Menschen glauben zu machen, dass die Verhältnisse sich besserten.

Was die Arbeitslosigkeit betraf, so war das zweifellos richtig, denn die staatlichen Arbeitsbeschaffungsprogramme, die Belebung der privaten Wirtschaftstätigkeit durch die finanziellen Hilfen der Regierung, die Förderung der Arbeitsteilung, die Einrichtung formell freiwilliger Arbeits- und Landarbeitsdienste durch die Partei und die Berufsausbildungsprogramme der Arbeitsfront sorgten für einen starken Rückgang der Zahl der Beschäftigungslosen.⁶ Wie dauerhaft diese Verbesserungen waren und ob sie allein ausgereicht hätten, die Grundlage für eine gesunde und gedeihende Wirtschaft zu legen, lässt sich nicht beurteilen, denn über alle diese Programme begann sich bald der Schatten dessen zu legen, was als «Verwaltungswirtschaft» bezeichnet worden ist und dem Ziel untergeordnet war, Deutschland in einem enormen Kraftakt wiederaufzurüsten.

Bei seinem Gespräch mit den Reichswehrführern am 2. Februar 1933 hatte Hitler seine Absicht bekanntgegeben, baldmöglichst die Wiederaufrüstung in grossem Umfang in Angriff zu nehmen. «(Der) Aufbau der Wehrmacht (ist die) wichtigste Voraussetzung für (die) Erreichung des Ziels: (die) Wiedererringung der politischen Macht.» In einem solchen Vorgehen lagen jedoch Gefahren; wenn Deutschland militärisch wieder erstarkte, würde sich «zeigen, ob Frankreich Staatsmänner hat».⁷ Bis gegen Ende des Jahres verzichtete Hitler darauf, den französischen Widerstandswillen durch einen zu provokativen Schritt wie etwa die Einführung der allgemeinen Wehrpflicht auf die Probe zu stellen; er hatte sie den Generalen zwar versprochen, verschob sie aber zunächst noch; auch eine spürbare Steigerung der Rüstungsproduktion vermied er vorläufig. Aber nachdem er im Oktober 1933 die deutsche Mitarbeit bei der Abrüstungskonferenz und im Völkerbund aufgekündigt hatte, ohne dass die Westmächte mit Gegenmassnahmen antworteten, wurde er wagemutiger und liess die Wiederaufrüstung mit voller Kraft anlaufen. Das Jahr 1934 erlebte einen sprunghaften Anstieg der Staatsausgaben im militärischen Bereich; zwischen 1934 und 1936 verdoppelten sich die Rüstungsausgaben noch einmal und stiegen auch in den folgenden Jahren weiter an; während zwischen 1933 und 1938 44½ Milliarden RM für diesen Zweck ausgegeben wurden, waren es allein 1939 30 Milliarden.⁸ In Arbeitsplätze übersetzt, war dies genug, um dem Land zur Vollbeschäftigung zu verhelfen, umso mehr, als die Aufrüstungspolitik in ihrer Konsequenz zur Entstehung neuer Industrien führte. Dies folgte daraus, dass Hitler sich schon früh die Zielvorstellung eines sich selbst versorgenden, d.h. autarken Deutschlands zur wirtschaftspolitischen Maxime gemacht hatte.

Ohne Zweifel waren es die Erinnerung an die katastrophalen Folgen der englischen Seeblockade für die deutsche Wehrkraft im Ersten Weltkrieg und die Einsicht in die Abhängigkeit Deutschlands vom Import strategisch wichtiger Stoffe wie Kautschuk, Kupfer, Rohmetalle und Mineralöle, die Hitler zu dieser Einstellung bewogen. Er interessierte sich schon seit Langem, für die Herstellung von Ersatzstoffen. 1934 hatte er – ein weiteres Beispiel für jene administrative Zweigleisigkeit, die er so gern praktizierte – seinen Sonderberater für Wirtschaftsfragen, einen Parteifunktionär namens Wilhelm Keppler, zum Aufbau einer Behörde ermächtigt, die sich mit Möglichkeiten zur Ersatzstoffherstellung beschäftigen sollte, die dem orthodoxeren Wirtschaftsministerium zu zeitaufwendig und nicht praktikabel genug erschienen; es entstand die Dienststelle Keppler, die mit Grundlagenforschung zu Problemen der Herstellung künstlichen Kautschuks (Buna) und synthetischer Fette sowie der Verarbeitung minderwertiger Erze begann, und deren Ergebnisse sich nach 1936 als brauchbare Bausteine für das Ersatzstoffprogramm des Vierjahresplans erwiesen.

Experimente dieser Art fanden die warme Unterstützung der Schwerindustrie und der führenden Chemiekonzerne einerseits und der militärischen Führung andererseits. Die Herstellung synthetischer Stoffe, entweder durch Polymerisation oder durch Kohlehydrierung, erforderte Investitionen für den Bau neuer Fertigungsstätten und Maschinen, wie sie selbst die finanzkräftigsten Firmen nicht aus eigenen Mitteln aufbringen konnten. Falls freilich der Staat diese Kosten übernehmen wollte, waren sie überaus gerne zur Zusammenarbeit bereit, umso eher, als die dabei zu entwickelnden neuen Techniken durchaus profitable Nebenprodukte hervorbringen konnten. Schon im Dezember 1933 hatte der IG-Farben-Konzern eine stattliche Subvention für die Entwicklung synthetischer Kraftstoffe in seinen Leuna-Werken erhalten; und im Jahr darauf gründete er zusammen mit dem führenden Kalikonzern Deutschlands, der Wintershall AG, und den grössten Braunkohlebetrieben die staatlich geförderte Braunkohle Benzin AG (Brauhaus) zur Herstellung von Benzin aus Braunkohle. Ähnliche Unternehmen wurden ins Leben gerufen, um eine Kunstwolle-Industrie auf Zellulose-Basis und einige Verhüttungsbetriebe aufzubauen, in denen aus minderwertigen Erzen Metalle gewonnen wurden.⁹

Die Experimente der IG-Farben mit synthetischen Kraftstoffen erweckten im Reichsluftfahrtministerium lebhaftes Interesse, und dies aus naheliegenden Gründen. Die leidenschaftlichste und dauerhafteste Un-

terstützung von militärischer Seite fand der Autarkie-Gedanke allerdings beim Heer, wo ein tatkräftiger Major im Wehrmachtsamt, Georg Thomas, mit einigem Erfolg versucht hatte, seine Vorgesetzten, darunter den Kriegsminister General Werner von Blomberg, mit den Grundbegriffen der «Wehrwirtschaft» vertraut zu machen. Thomas war kein begeisterter Anhänger Adolf Hitlers – in der Tat wurde er nach dem Anschlag auf Hitler am 20. Juli 1944 verhaftet und blieb bis Kriegsende in verschiedenen Konzentrationslagern interniert, weil der SS Anhaltspunkte dafür in die Hände gefallen waren, dass er sich 1938 und 1939 oppositionell betätigt hatte –, aber er hatte seit 1928 die wirtschaftliche Mobilmachungsabteilung des Heeres geleitet, und sein fachlicher Ehrgeiz überwog die Bedenken, die er hinsichtlich der möglichen Folgen der Politik Hitlers hegen mochte. In seinen Memoiren schrieb er: «... als Ende 1934 der Auftrag an mich erging, Deutschlands Wirtschaft wieder wehrhaft zu machen, (habe ich mich) mit meiner ganzen Arbeitskraft dieser Aufgabe angenommen. Ich tat es, weil ich auf dem Standpunkt stand, dass ein wehrloses Deutschland inmitten der hochgerüsteten Staaten eine Unmöglichkeit darstellte und eine Gefahr für die Erhaltung des Friedens war. Die Westmächte hatten, dem Versailler Vertrag widersprechend, nicht abgerüstet, Russland rüstete in grossem Umfange auf, in Deutschland musste also etwas geschehen.»¹⁰

Thomas trat nicht nur für die Wiederaufrüstung ein, sondern befürwortete auch eine durchgreifende wirtschaftliche Mobilmachung. In einer im Winter 1933/34 für seine Vorgesetzten verfassten Denkschrift forderte er nicht nur den systematischen Aufbau von Betrieben zur Produktion von Ersatzstoffen, sondern riet auch – in einer Art Rückbesinnung auf die Arbeit Walter Rathenaus – dringend zur Berufung von Rohstoffkommissaren, die sich der Aufgabe annehmen müssten, in Vorratslagern strategisch wichtige Materialien zu sammeln und genau festzustellen, wo Versorgungsengpässe drohten.¹¹

Alle diese Massnahmen wirkten sich positiv auf die allgemeine Beschäftigungslage aus; aber neben dem Fortschritt, den sie brachten, warfen sie auch Probleme auf. Nicht alle Wirtschaftsbranchen profitierten vom Wiederaufrüstungsprogramm und von der Anwendung neuer Techniken – die Konsumgüterindustrie und die exportabhängigen Wirtschaftszweige (Fertigwaren, Elektroindustrie, Schiffahrtsunternehmen und andere) konnten mit einiger Berechtigung geltend machen, dass ihre Geschäfte darunter litten –, und mancher Betrieb, der normalerweise vielleicht am Rüstungsboom partizipiert hätte, musste bald feststellen, dass die Regierung es vorzog, bei den grössten und technologisch fort-

geschrittensten Firmen zu bestellen. Je mehr sich die Kriegsrüstung beschleunigte, desto deutlicher trat eine Tendenz zur zunehmenden Zentralisierung und Monopolisierung der Wirtschaft hervor, und selbst Unternehmer, die vom Regime Dankbarkeit erwarten zu können glaubten, weil sie Hitler schon vor 1933 unterstützt hatten, mussten erfahren, dass dies ihre Firmen nicht vor der Auflösung oder Konfiszierung schützte; ein Beispiel dafür bot der Thyssen-Konzern. Besonders betroffen waren allerdings Zwergbetriebe und Einzelhandelsgeschäfte, besonders nach dem Inkrafttreten des Vierjahresplans 1936; von ihnen wurden viele Opfer von Bestimmungen, die, wie es hiess, erlassen worden waren, um unwirtschaftlich oder unzuverlässig arbeitende Betriebe zu eliminieren, die aber in Wirklichkeit der Förderung der Kriegswirtschaft dienten, indem sie eine Rationalisierung der Produktionsprozesse und einen effektiveren Einsatz der vorhandenen Arbeitskräfte bewirkten. Wenn Betriebe auf diese Weise in Schwierigkeiten gerieten, war es verständlich, dass sich ihre Eigentümer, um Schutz und Rückhalt zu finden, an Freunde wandten, die in hohen Stellungen der Regierung oder der Partei sassen, und dies zeitigte Folgen, die nicht nur unerquicklich, sondern der Leistungsfähigkeit von Verwaltung und Wirtschaft auch äusserst abträglich waren.

Ein schwerwiegenderes Problem warf die ungünstige Zahlungsbilanz auf. Von den neuen Ersatzstoffindustrien konnte man nicht erwarten, dass sie den deutschen Bedarf an strategischen Materialien von heute auf morgen würden decken können, und dies bedeutete, dass Metalle, Kraft- und Brennstoffe und Kautschuk nach wie vor in grossen Mengen eingeführt werden mussten. Normalerweise wären solche Importe mit den Devisen bezahlt worden, die der deutsche Export einbrachte, aber dessen Erlöse waren dafür zu diesem Zeitpunkt zu gering, zum Teil wegen des Sinkens der Weltmarktpreise für Fertigwaren bei gleichzeitig steigenden Rohstoffkosten, zum Teil aufgrund von Importzöllen und -beschränkungen, die die meisten Staaten im Gefolge der Weltwirtschaftskrise zum Schutz ihrer eigenen Wirtschaft eingeführt hatten, sowie zu einem bedeutenden Teil auch deswegen, weil die ausländischen Verbraucher nach allem, was sie über die Brutalität gehört hatten, mit der die Nazis gegen innenpolitische Gegner vorgehen, deutsche Produkte nicht gerne kauften; vielerorts, besonders in den USA, kam es zu regelrechten Boykottaktionen. Hjalmar Schacht versuchte als Reichsbankpräsident und – von August 1934 an – Wirtschaftsminister, das Aussenhandelsdefizit mit Hilfe des Neuen Plans vom September 1934

zu überwinden; der Grundgedanke des Plans war, den deutschen Aussenhandel durch zweiseitige Vereinbarungen mit Ländern anzukurbeln, deren Regierungen bereit waren, von deutschen Käufern als Zahlungsmittel Reichsmarkgutschriften zu akzeptieren und zum entsprechenden Wert Waren auf dem deutschen Markt zu kaufen. Dies war eine bewusste Abkehr vom Meistbegünstigungsprinzip und von den normalen Geschäftsbräuchen im Welthandel, die in den westlichen Ländern beträchtliche Kritik auslöste; es gelang Schacht jedoch, mit 25 Ländern vor allem Südosteuropas und Südamerikas solche Kompensationsverträge abzuschliessen und den deutschen Aussenhandel zwischen 1934 und 1936 um 19 Prozent zu steigern. Unter normalen Umständen hätte dies vollauf zur Finanzierung der erforderlichen Einfuhren genügt.¹²

Doch das unersättliche Verlangen der Rüstungsindustrie nach Rohstoffen, insbesondere nachdem Hitler im März 1935 die Entwaffnungsbestimmungen des Versailler Vertrags aufgekündigt und die allgemeine Wehrpflicht wieder eingeführt hatte, wirkte dem ebenso entgegen wie die gleichzeitig auftretende Notwendigkeit zu steigenden Lebensmittleinfuhren.

Dass sich dieses letztere Problem stellte, lag nur zum Teil an schlechten Ernteergebnissen. Die Schuld trug hauptsächlich die nationalsozialistische Landwirtschaftspolitik, weil sie mehr an politischen und ideologischen Prioritäten orientiert war als an wirtschaftlichen Überlegungen. Die erste Jahreshälfte 1933 verwandte man darauf, die Führer der alten landwirtschaftlichen Verbände auszuschalten – beispielsweise Andreas Hermes, den Präsidenten der Vereinigung der christlichen deutschen Bauernvereine und des Reichsverbands der deutschen landwirtschaftlichen Genossenschaften, der ein erklärter Gegner der NSDAP gewesen war und den man sich schon lange zum Abschuss vorgemerkt hatte¹³ – und die Bauernverbände unter Walther Darré gleichzuschalten. Darré, im Januar 1934 zum Reichsbauernführer ernannt, hatte schon 1933 die Nachfolge Hugenberg's als Reichsminister für Ernährung und Landwirtschaft angetreten, nachdem der frühere DNVP-Chef sein Amt im Juni zur Verfügung gestellt hatte. Er war, wie Schacht geschrieben hat, mehr Philosoph als praktischer Politiker;¹⁴ er nahm das klangvolle Gerede über die Mystik des fruchtbaren Bodens ernst, das vor 1933 zum Einmaleins von Parteirednern bei Auftritten in ländlichen Gebieten gehört hatte, und träumte davon, Deutschland wieder zu einem Agrarstaat zu machen. Diesem Ziel entsprach das Reichserbhofgesetz vom 29. Oktober 1933, das etwa ein Drittel aller deutschen Bauernhöfe – durchweg

solche mittlerer Grösse (mit über 125 Hektar), die von rassisch einwandfreien Deutschen bewirtschaftet wurden – zu Erbhöfen erklärte, und ihren Eigentümern das alleinige Anrecht auf die Berufsbezeichnung «Bauer» zusprach. Diese Höfe sollten auf alle Zeiten unveräusserlich und unteilbar bleiben, und für ihre Verschuldung wurde eine Höchstgrenze festgesetzt. Das Gesetz sollte für eine Stabilisierung der Wirtschaft und der Bevölkerung in den ländlichen Gebieten sorgen, indem es den Besitz eines solchen Hofes zur Ehre deklarierte, aber viele Bauern sahen darin vor allem ein Zwangsmittel, das sie an ihre Scholle fesselte und sie weiterhin der Konkurrenz der Grossgrundbesitzer aussetzte; und diese Konkurrenz war umso drückender, als die Erbhofbauern infolge der gesetzlichen Kreditbeschränkungen ihre Betriebe nicht in dem Masse modernisieren und mechanisieren konnten, wie die grossen es taten, denen keine solche Beschränkungen auferlegt waren. Unter dem Strich bewirkte das Gesetz Verbitterung und Stagnation und vermochte auch die Landflucht nicht einzudämmen, die durch die lukrativeren Arbeitsplätze, die die Industrie bot, gefördert wurde.¹⁵

Gereichte schon das Erbhofgesetz der landwirtschaftlichen Erzeugung eher zum Schaden, so galt dies erst recht für die Gesetze vom 15. August (zum «Ausbau der Landwirtschaft») und 13. Oktober 1933 (zur «Errichtung eines Reichsnährstandes mit der Befugnis zur Festsetzung von Produktionsmengen und Preisen»). Die Versuche Darrés, den bäuerlichen Lebensstandard durch eine Reduzierung der bebauten Ackerfläche zu heben, waren dilettantisch und hatten katastrophale Folgen. Zwischen 1933 und 1935 nahmen die Erträge an Weizen, Gerste und Futtergetreide durchschnittlich um 15 Prozent ab; die Kartoffelerzeugung sank um 10 Prozent, und in der Fleisch- und Milchproduktion gab es ähnliche Rückgänge. Es wurde deutlich, dass viele Deutsche, wenn diese Einbussen nicht durch erhöhte Einfuhren wettgemacht wurden, den Gürtel würden enger schnallen müssen; nichts wäre der Partei peinlicher gewesen, als zugeben zu müssen, dass der Nationalsozialismus zu einer Verschlechterung der Ernährungslage geführt hatte. Da die Nahrungsmittelmenge, die Deutschland gegenwärtig einfuhrte, nur 64 Prozent des Standes von 1928 betrug, schien eine Erhöhung ohne Weiteres vertretbar. Andererseits sah man sich jedoch steigenden Importen industrieller Rohstoffe sowie der Tatsache gegenüber, dass 83 Prozent des deutschen Aussenhandels auf der Basis Ware gegen Ware abgewickelt wurden, so dass das Land nur für 17 Prozent seiner Exporte frei verfügbare Devisen erhielt; eine Erhöhung der Lebensmittelimporte musste

also, sofern man nicht auf rüstungswichtige Rohstoffe verzichten wollte, zu Zahlungsbilanzschwierigkeiten führen.

In dieser Frage kam es 1935 zu einer scharfen Konfrontation zwischen Darré und Schacht, als der Reichsbauernführer sich gezwungen sah, um Kredite zur Finanzierung zusätzlicher Fett-Importe zu bitten. Schacht, der schon mit Bestürzung die Rüstungsexplosion und die immensen Kosten der von ihm scharf abgelehnten Experimente zur Ersatzstoffherstellung beobachtete, hatte die Absicht, diese Entwicklungen zu verlangsamen, indem er die Devisenaufsicht der Reichsbank als Bremse benutzte, und es schien, als habe er sich entschlossen, die Kreditwünsche Darrés zum Anlass für eine zugespitzte Auseinandersetzung über das Problem zu nehmen. Er weigerte sich, die verlangten Kredite zu bewilligen; nun griff Hitler ein und beauftragte Hermann Göring, den Konflikt durch eine Entscheidung zu beenden, welche «die deutsche Volksernährung» sicherstellte, und Göring – der mit dem rasanten Ausbau der Luftwaffe selbst ein gut Teil zu den Schwierigkeiten der Reichsbank beitrug – genehmigte die Verausgabung von 12'400'000 RM in Devisen für diesen Zweck. Mit diesem vermittelnden Eingreifen legte Göring den Grundstein für seinen Aufstieg zum wirtschaftspolitischen Grosswesir des Hitlerreiches, aber abgesehen davon löste seine Entscheidung weder das Ernährungs- noch das Devisenproblem. 1936 klopfte Darré mit neuen Forderungen an, denn die Lebensmittelknappheit hatte nun so ernste Formen angenommen, dass manche Grundnahrungsmittel um 50 Prozent teurer waren als im Jahr davor. Lind das Zahlungsbilanzproblem verschärfte sich bedrohlich, als die Sowjetunion und Rumänien im Frühjahr 1936 Exportbeschränkungen für Erdöl ankündigten und bekanntgaben, dass sie in Zukunft nur noch gegen Devisenbarzahlung liefern würden. Alles deutete darauf hin, dass andere Rohstofflieferländer diesem Beispiel folgen würden, denn mit einem Devisendefizit von über 500 Millionen RM schien Deutschland allmählich zu einem riskanten Kunden zu werden.¹⁶

Schachts Rezept zur Bewältigung des Problems war denkbar einfach und orthodox: Wenn das Land nicht genug Geld hatte, um seine Einkäufe zu bezahlen, dann durfte es nicht mehr so viel kaufen, musste mit anderen Worten zu sparen beginnen. Es konnte sich nicht Kanonen und Butter zugleich leisten, dazu reichten die Staatseinnahmen und die Exporterlöse nicht aus. Da der Führer eben erst erklärt hatte, dass er nicht bereit sei, die Lebensmittelversorgung einzuschränken, musste die Sparsamkeit eben auf Kosten der Kanonen gehen. Schon im Dezember 1935

hatte Schacht an General von Blomberg geschrieben: «Sie erwarten von mir, dass ich für Ihren Bedarf die nötigen Devisen beschaffe. Ich erwidere darauf ergebenst, dass ich hierzu unter den obwaltenden Verhältnissen keine Möglichkeit sehe.»¹⁷ Bei Gesprächen mit Regierungspräsidenten und Gauleitern, die sich ernste Sorgen über den Steuer- und Preisdruck zu machen begannen, trat er in den ersten Monaten des Jahres 1936 energisch für diese seine Auffassung ein und brachte sie auch bei privaten Diskussionen mit Hitler und anderen Parteiführern zur Geltung.

Es ist schwer zu entscheiden, ob es Naivität oder Selbstüberschätzung war, die Schacht zu dem Glauben verleitete, er könne Hitler dazu überreden, das Tempo der Aufrüstung zu drosseln, indem er ihm klarmachte, dass dies sowohl aus gewichtigen finanzpolitischen Gründen als auch aus Rücksicht auf die im internationalen Handel gültigen Vereinbarungen unerlässlich war. Wenn er von der Notwendigkeit predigte, den Haushalt auszugleichen und sich beim Umgang mit Gläubigern an die bewährten Regeln zu halten, muss er dem Führer wie ein absonderlicher Pedant und Kleinigkeitskrämer vorgekommen sein. Eine kriegstüchtige Armee war nun einmal, so muss Hitler mit der ihm eigenen brutalen Unkompliziertheit gedacht haben, eine teure Angelegenheit, aber wenn sie den Zweck erfüllte, für den man sie aufgebaut hatte, würde sie am Ende doch alle Kosten wieder hereinbringen. Ein Wirtschaftsminister musste dies doch einsehen und sollte sich, statt über Schulden zu jammern, Mittel und Wege einfallen lassen, wie man dem Land über die Jahre hinweghelfen konnte, die zwischen dem grossen Schuldenmachen und den Eroberungszügen lagen, die alle Schulden bedeutungslos machen würden. Natürlich zeigte der Führer kein Verständnis für den Reichsbankpräsidenten. Er scheint vielmehr zu dem Schluss gekommen zu sein, dass zwischen den Anschauungen Schachts und seinen eigenen ein unüberbrückbarer Gegensatz klaffte und dass die wirtschaftlichen Vorbereitungen für den militärischen Kraftakt, mit dem er seine grandiosen aussenpolitischen Zielsetzungen verwirklichen würde (Zielsetzungen, in denen er soeben dadurch beflügelt worden war, dass die Westmächte keinerlei Gegenwehr gezeigt hatten, als er im März das Rheinland militärisch besetzte¹⁸), Auftrieb erhalten würden, wenn man eine neue psychologische Offensive startete und mit ihrer Durchführung einen Mann betraute, der glaubte, statt zu zweifeln. Die neue Offensive war der Vierjahresplan, und der Mann war Hermann Göring.

2. Der Vierjahresplan 1936-1939

Im August 1936 arbeitete Hitler in seinem Berghof auf dem Obersalzberg eine ausführliche Denkschrift zur Wiederaufrüstungs- und Wirtschaftspolitik aus, die seine innersten Gedanken so unverhüllt zum Ausdruck brachte, dass er sich entschloss, den Inhalt vor jedermann ausser vor Göring und Blomberg geheimzuhalten.¹⁹ Sie begann mit einer Schilderung der Gefahr, die der Bolschewismus für Europa darstellte, und der Prophezeiung, Deutschland drohe, wenn es nicht bereit war, diesem Feind entgegenzutreten und ihn zu besiegen, nicht etwa nur ein neues Versailles, sondern die völlige Vernichtung. «Wenn es uns nicht gelingt, in kürzester Frist die deutsche Wehrmacht in der Ausbildung, in der Aufstellung der Formationen, in der Ausrüstung und vor allem auch in der geistigen Erziehung zur ersten Armee der Welt zu entwickeln, wird Deutschland verloren sein! ... Es haben sich daher dieser Aufgabe alle anderen Wünsche bedingungslos unterzuordnen.»

Die mit den wirtschaftlichen Entscheidungen beauftragten Männer sollten daran denken, dass ihre einzige Pflicht darin bestand, das deutsche Volk in die Lage zu versetzen, sich in der politischen Welt zu behaupten. Die Zeit der fruchtlosen Debatten über Lebensmittel- und Rohstoffknappheit und der verantwortungslosen Vorschläge, beide Probleme auf Kosten des nationalen Aufrüstungsprogramms zu lösen, war vorbei. In solchen Vorschlägen zeige sich ein gänzlich «Verkennen – um mich nicht schärfer auszudrücken – der vor uns liegenden Aufgaben und militärischen Erfordernisse». Endgültige Lösungen für die wirtschaftlichen Probleme Deutschlands könnten in jedem Falle erst dann gefunden werden, wenn man seinem Volk einen grösseren Lebensraum erobert hatte.

Die Aufgabe, vor der die Wirtschaft stand, war daher eine zweifache: zunächst einmal vorläufige Lösungen für die Ernährungs- und Rohstoffprobleme zu finden, und zum zweiten die Grundlage für den «Selbstbehauptungskampf» zu schaffen. Hitler forderte analog zur militärischen eine wirtschaftliche Mobilmachung, die, ohne das Aufrüstungstempo zu beeinträchtigen, die Lebensmittelversorgung gewährleisten und Deutschland in die Lage versetzen würde, sich selbst mit den notwendigen strategischen Materialien zu versorgen. Im Einzelnen verlangte er die Lösung des Kraftstoffproblems innerhalb einer Frist von 18 Monaten, die grosstechnische Produktion von synthetischem Kautschuk, den

sofortigen Ausbau der Eisen- und Stahlindustrie und vermehrte Anstrengungen zur Gewinnung von Metallen aus minderwertigen Erzen, ferner die Überwindung der Importabhängigkeit bei der Versorgung mit Industriefetten und die Entwicklung von Leichtmetallen.

Unüberhörbar war bei all dem ein drohender Unterton. Vier wertvolle Jahre waren schon verloren, und die Schuld daran trugen – wenigstens zum Teil – die Bürokraten des Wirtschaftsministeriums, die mit ihrem «Lamentieren und Feststellen unserer Devisennot» Sand ins Getriebe gestreut hatten. Was die Devisenschwierigkeiten betraf, so müsse unbedingt und unverzüglich untersucht werden, in welchem Mass deutsche Staatsbürger im Ausland Devisenwerte horteten; die bloße Existenz solcher Auslandsvermögen stelle einen Akt der Sabotage gegen das nationale Interesse und die Sicherheit des Landes dar. Der Reichstag müsse, schrieb Hitler, zwei Gesetze verabschieden, eines, das auf Wirtschaftssabotage die Todesstrafe setzte, und eines, das das Judentum als Ganzes für alle Schäden verantwortlich erklärte, die der deutschen Wirtschaft durch einzelne Sabotageakte entstünden. Es dürfe keine Zeit mehr verloren werden. «Die deutsche Armee muss in vier Jahren einsatzfähig sein. Die deutsche Wirtschaft muss in vier Jahren kriegsfähig sein.»²⁰

Hermann Göring las Schacht und anderen Ministern am 4. September Auszüge aus dieser Denkschrift vor und fügte euphorisch hinzu: «Alles, was wir jetzt tun, muss so sein, als befänden wir uns in unmittelbarer Kriegsgefahr.»²¹ Zu diesem Zeitpunkt wusste er schon, dass er der verantwortliche Leiter des neuen Vierjahresplans sein würde, den Hitler auf dem Parteitag in Nürnberg am 9. September offiziell bekanntgab. Göring nahm diese Verantwortung mit der grenzenlosen Selbstüberzeugung auf sich, die ihn zu allen Zeiten auszeichnete und die doch von seiner Neigung, Probleme zu unterschätzen und Einzelheiten keine Beachtung zu schenken, ebenso oft Lügen gestraft wurde wie von seiner bekannten Gefallsucht, über die sich die Berliner in einer Parodie eines Lieds von Claire Waldoff lustig machten:

Rechts Lametta – links Lametta
Und der Bauch wird immer fetta!
In de Luft, da is er Meesta –
Hermann heessta! Hermann heessta!

Die Befugnisse, die ihm Hitler in seiner Verordnung zur Durchführung des Vierjahresplans vom 18. Oktober 1936 einräumte, waren, wenigstens auf den ersten Blick, erstaunlich. Nachdem die Verordnung zu-

nächst die Bedeutung einer «einheitlichen Lenkung aller Kräfte des Deutschen Volkes und die straffe Zusammenfassung aller einschlägigen Zuständigkeiten in Partei und Staat» hervorhob, ermächtigte sie Göring «zum Erlass von Rechtsverordnungen und allgemeinen Verwaltungsvorschriften» und ferner dazu, «alle Behörden, einschliesslich der Obersten Reichsbehörden, und alle Dienststellen der Partei, ihrer Gliederungen und der ihr angeschlossenen Verbände anzuhören und mit Weisungen zu versehen».²² Man kann freilich nicht behaupten, dass Göring von diesen weitgehenden Vollmachten einen besonders produktiven Gebrauch gemacht hat.

Zum einen verausgabte er während des ersten Jahres den Grossteil seiner Energie in den immer wieder aufflammenden Machtkämpfen mit rivalisierenden staatlichen und Parteistellen. Diese mörderischen Kraftproben, die sich in jedem Winkel des nationalsozialistischen Staatsgefüges abspielten, wurden in den mit der Aufrüstung befassten Bereichen mit besonderer Verbissenheit ausgetragen. Schon vor dem Anlaufen des Vierjahresplans hatte es sowohl innerhalb der Wehrmacht – zwischen den verschiedenen Waffengattungen beispielsweise, aber auch zwischen der Reichswehr als Ganzer und dem Wehrwirtschafts- und Rüstungsamt im OKW – als auch zwischen der Wehrmacht und Schacht, der zusätzlich zu seinen anderen Ämtern noch das eines Bevollmächtigten für die Kriegsbereitschaft bekleidete, Auseinandersetzungen über Kompetenzen und Ziele gegeben. Nun stürzte sich Göring in einen Konflikt mit Schacht und Blomberg. Es bestanden natürlich grundlegende Auffassungsunterschiede zwischen ihm und dem Wirtschaftsminister; aber auch nachdem die dauernden Beschwerden Schachts den Führer im November 1937 veranlasst hatten, ihn seines Ministeramts zu entheben, liessen die Bruderkämpfe zwischen den Ressorts nicht nach: Nicht lange, und Göring lag in Fehde mit Schachts Nachfolger Walter Funk, während er sich gleichzeitig mit Händen und Füßen dagegen wehrte, dass die Fachleute des Kriegsministeriums auch nur den geringsten Einfluss auf die wirtschaftlichen Planungen nahmen. Dies letztere mochte vielleicht in einer latenten Abneigung gegen die Wehrmachtführung und in dem Wunsch begründet sein, sie auszustechen; diesen Schluss legt jedenfalls das Verhalten Görings in der Affäre vom Februar 1938 nahe, die Blomberg zum Rücktritt zwang und zu einer Reorganisation der Kommandostruktur der Streitkräfte führte.²³

Diese Dinge hielten Göring davon ab, sich auf den Aufbau einer funktionsfähigen Organisation zur Durchführung des Vierjahresplans zu konzentrieren, und verleiteten ihn dazu, seinem Planungsapparat immer

neue Abteilungen anzugliedern, die anderen, vermeintlich rivalisierenden Behörden, die Aufgaben streitig machten. Auf diese Weise entstand eine Verwaltungsstruktur, die zu verschachtelt und unbeweglich war, um effektiv arbeiten zu können, und die im September 1938 einer grundlegenden Neugliederung unterzogen werden musste.

Die Politik, die Göring als verantwortlicher Leiter des Vierjahresplans machte, spiegelte seinen Charakter wider: Sie war egozentrisch, draufgängerisch bis zur Unbesonnenheit und im Ganzen ohne Augenmass und Überblick. Von Zeit zu Zeit wandte er die Mittel der Beschlagnahme und der Erhebung von Sondersteuern an, in der Hoffnung, dadurch das Zahlungsbilanzproblem entschärfen zu können. Im Frühjahr 1937 konfiszierte er, angeregt vielleicht von einem Hinweis, den Hitler in seiner geheimen Denkschrift vom Vorjahr gegeben hatte, alle Fremdvermögen, die deutsche Staatsbürger im In- und Ausland besaßen, und beschleunigte gleichzeitig die Eintreibung von Forderungen aus dem Exportgeschäft. Zu einem Zeitpunkt, an dem der Welthandel sich wieder zu beleben begann, war dies eine unangebrachte Massnahme, die nach hinten losging; und Schacht warf dem Reichsmarschall in einem alles andere als höflichen Brief vor, er habe «damit einen Eingriff in Substanteile vorgenommen, deren regelmässiger Devisenertrag an Zinsen und Dividenden nunmehr in unseren laufenden Deviseneingängen fehlt».²⁴ Und selbst da, wo Görings Planungsstrategie von guten Ideen getragen war, kehrten sich die Ergebnisse auf lange Sicht ins Negative, weil er nicht bereit war, sich mit massvollen Gewinnen zufriedenzugeben. Nach dem Ausbruch des spanischen Bürgerkriegs rief Göring in Deutschland ein Unternehmen namens Rovag ins Leben, das in Zusammenarbeit mit einer entsprechenden spanisch-deutschen Firma namens Hisma die Lieferung spanischer Erze im Austausch gegen deutsche Fertigprodukte in die Hand nahm, und sein Hauptgeschäftsführer in Spanien rechnete später vor, die Hisma habe 1937 1'620'000 Tonnen Eisenerz, 956'000 Tonnen Pyrit und 7'000 Tonnen diverser anderer Erze nach Deutschland geliefert.²⁵ Als Göring jedoch später die spanische Regierung dazu zu bringen versuchte, Deutschland eine Mehrheitsbeteiligung an den bedeutendsten spanischen und marokkanischen Bergbaugesellschaften einzuräumen²⁶ und als seine Bevollmächtigten anfangen, nicht nur gegen ausländische Bergbauinteressenten, sondern auch gegen Vertreter des deutschen Wirtschaftsministeriums und gegen den deutschen Botschafter und seinen Stab zu intrigieren,²⁷ irritierte dies General Franco so sehr, dass er mit wirtschaftlichen Zugeständnissen an die Deutschen sehr zurückhaltend wurde und sich zu ihnen nur noch bereit fand,

wenn die Kriegslage es gebot, und selbst dann bremste er, wo es ging. Im Mai 1939, als der Bürgerkrieg sich der Entscheidung näherte, weigerte sich Franco, mit Göring zu einem Gespräch über die zukünftige Politik zusammenzutreffen, obwohl der Reichsmarschall auf einem unweit der spanischen Küste ankernden deutschen Schiff auf seine Einladung wartete.²⁸

Es liegt zuwenig statistisches Material vor, als dass man ein abgewogenes Urteil über den Beitrag fällen könnte, den der Vierjahresplan zur wirtschaftlichen Entwicklung in Deutschland zwischen 1936 und dem Kriegsausbruch leistete. Fest steht jedoch, dass er die Ziele, die Hitler in seiner Denkschrift vom August 1936 formuliert hatte, nicht erreichte. Angesichts der weit unter den anvisierten Werten liegenden Produktionsziffern für Kraftstoffe, Industrieöle und -fette und Leichtmetalle konnte im Herbst 1939 von einer auch nur annähernden Selbstversorgung durch das Ersatzstoffprogramm noch keine Rede sein. Die Folge war ein Fortbestehen des Devisenmangels, obgleich hier zwischendurch gewisse Erleichterungen eingetreten waren, so etwa durch den überraschenden Aufschwung, den der Welthandel 1937 nahm und der zu einer Steigerung der deutschen Exporte – insbesondere für den Maschinenbau und die Schiffszubehör- und Elektrobranche – um 23% und zu Devisenmehreinnahmen im Wert von 150 Millionen RM führte, oder durch den unerwarteten Geldsegen von 295 Millionen RM an Gold und Devisen, den der Anschluss Österreichs bescherte.²⁹

Göring behandelte das Devisenproblem stets mit sehr viel Gleichmut wie etwas Nebensächliches. Die Rede, die er in Wien unmittelbar nach dem triumphalen Einzug der deutschen Truppen im März 1938 hielt, kommentierte der französische Botschafter André François-Poncet mit den sarkastischen Sätzen:

Herr Göring hat ein gigantisches Füllhorn über seine Zuhörer ausgegossen. Gulliver, wie er den Liliputanern aufischt, hätte man sagen mögen. Es schien, als habe der Marschall in seinen Taschen unerschöpfliche Schätze verborgen. Geld spielte offensichtlich in seinen Augen keine Rolle. Die Verschuldung des Reichs, die bereits die Summe von 57 Milliarden Mark erreicht hat, wird weiter steigen.

Alle die Methoden, nach denen in Deutschland vorgegangen worden ist, werden auch in Österreich zur Anwendung kommen, und zweifellos mit denselben Absichten. Es ist bezeichnend, dass an der Spitze der von Herrn Göring zugesagten Heilmittel die Wiederbewaffnung, die Vergrößerung der Kriegsgerät herstellenden Fabriken und der Bau neuer Flugzeugfabriken und Flugplätze standen.³⁰

Diese Sorglosigkeit war vielleicht nicht einmal ganz unverständlich. Der kompetenteste Analytiker des Vierjahresplans schrieb im Zusammenhang mit der trotz aller Autarkiebestrebungen anhaltenden Abhängigkeit Deutschlands vom Welthandel über den Vierjahresplan: «Hätten die ausländischen Regierungen Hitlers Aussenpolitik mit einer umfassenden Wirtschaftsblockade beantwortet, so wäre die Schwäche der wirtschaftlichen Aufrüstung sichtbar geworden.»³¹ Aber natürlich taten sie es nicht. 1938 und 1939 schienen die Westmächte noch zu glauben, eine Politik der Beschwichtigung durch wirtschaftliche Zugeständnisse werde Hitler zu einem friedfertigen und saturierten Nachbarn machen, und sie verzichteten nicht nur darauf, die deutsche Regierung zur Ausgleichung ihrer Handelsdefizite und zur Rückzahlung ihrer Auslandsschulden aufzufordern, sondern gaben sich doppelte Mühe, Hitler wirtschaftliche Vergünstigungen zukommen zu lassen, sooft er eine seiner Ungeheuerlichkeiten vollbracht hatte. Im März 1938 erteilte die britische Regierung der Bank von England bereitwillig die Genehmigung, das Guthaben der österreichischen Nationalbank der Reichsbank zu überschreiben; und nachdem deutsche Truppen im März 1939 in Prag einmarschiert waren und die endgültige Zerschlagung der Tschechoslowakei besorgt hatten, machte das britische Schatzamt keine Anstalten zu verhindern, dass das tschechoslowakische Goldguthaben von £ 6 Millionen von der Bank von England zur Bank für Internationalen Zahlungsausgleich transferiert wurde, und man war bereit, darüber hinaus auch gesperrte tschechische Guthaben zur Verfügung zu stellen.³² Angesichts solcher Nachgiebigkeit musste für Göring und seinen Führer die Versuchung immer grösser werden, vor dem Druck der wirtschaftlichen und finanziellen Zwänge die Flucht nach vorne anzutreten. Vielleicht würden neue militärische Abenteuer diese inneren Probleme nicht nur überspielen, sondern reale Erleichterungen bringen.

Wenn das Ersatzstoffprogramm auch nicht die in es gesetzten Erwartungen erfüllte, so sollte doch nicht übersehen werden, dass es zu einem beträchtlichen industriellen Wachstum und zur Entwicklung wichtiger neuer Produktionstechniken führte, insbesondere für die Herstellung von Lederwaren, Zellulose, Kunststoffen, künstlicher Seide und Gumiwaren. Und dies war nicht die einzige strukturelle Veränderung, die sich in der deutschen Wirtschaft als Folge des Vierjahresplans vollzog. Zunächst führte er verständlicherweise zu einer Verlagerung der Investitionsschwerpunkte zuungunsten des Wohnungsbaus und der Verbrauchsgüterherstellung, wengleich sich der Rückgang hier erst in den

Kriegsjahren fühlbar machte.³³ Und er brachte, was wichtiger war, bedeutsame regionale Strukturveränderungen, insofern als sich das Schwergewicht der industriellen Erzeugung aus dem Westen in das südliche Mitteldeutschland verlagerte. Teils aus strategischen Gründen, teils aus Rücksicht auf die geographische Lage der grossen Braunkohlevorkommen wurden die im Zuge des Vierjahresplans errichteten grossen Chemiebetriebe in dem Gebiet zwischen Braunschweig, Magdeburg und Halle-Leipzig angesiedelt: die Leuna-Werke bei Merseburg, die Buna-Werke in Schkopau; die Aluminiumindustrie konzentrierte sich in Bitterfeld, und Werke zur synthetischen Kraftstoff- und Heizölherstellung befanden sich in Zeitz, Magdeburg und Böhlen.

Der Vierjahresplan verstärkte ferner die ohnehin schon ausgeprägte Tendenz zur Konzentration und Monopolisierung der wirtschaftlichen Macht in den Händen weniger Grossfirmen. Als Beispiel hierfür lässt sich der Aufstieg der IG-Farben nennen, die zu beherrschendem politischen und wirtschaftlichen Einfluss gelangte, als Göring ihr Vorstandsmitglied Carl Krauch zu seinem Generalbevollmächtigten für Sonderfragen der chemischen Erzeugung ernannte und ihm im August 1938 die Oberaufsicht über Mineralöl-, Gummi-, Leichtmetall- und Sprengstoffproduktion übertrug. Göring benutzte Krauch dazu, den Einfluss der Wehrmacht auf die wirtschaftliche Planung zurückzuschrauben und auf Fragen der Waffen- und Munitionsproduktion zu begrenzen. Krauch spielte die ihm zugedachte Rolle mit Erfolg, indem er seinem Chef stichhaltiges Beweismaterial für die Unproduktivität der militärischen Planungsstäbe lieferte; und in der Folge baute er die IG-Farben zu einem chemischen Mammutkonzern aus und machte sie zum Modellbeispiel für die Partnerschaft von Staat und Grossindustrie auf dem rüstungswirtschaftlichen Sektor.

Das auffälligste Kennzeichen dieser Zusammenarbeit war die weitgehende Entscheidungsfreiheit, die der Industrie hinsichtlich der Nutzung von Rohstoffen und Energien sowie in Bezug auf Methoden und Ziele eingeräumt wurde. François-Poncet, der dies aufmerksam registrierte, schrieb im Juli 1937:

... das Unterfangen, dem sich die Hitler-Regierung verschrieben hat, entzieht sich in seinem Empirismus der Einordnung in schematische Kategorien. Während die Machthaber des Dritten Reichs einerseits ihren Einfluss und ihren Druck auf die Schlüsselindustrien verstärken, scheint ihnen andererseits, wenigstens bis jetzt, nicht an einer direkten Übernahme der Geschäfte, an einer Ablösung des Systems der kapitalistischen Ausbeutung durch eines der staatlichen Wirtschaftslenkung zu liegen ... Die

letzten von Herrn Göring, dem «Beauftragten des Führers für den Vierjahresplan», getroffenen Entscheidungen beinhalten einesteils gesetzliche Vorkehrungen umfassenden Charakters, die dem Staat praktisch die Möglichkeit geben, die Produktion im gesamten Metallbereich zu steuern, andererseits aber einen Grad an praktischer Ausführung, der sich durch weit mehr Zurückhaltung auszeichnet.³⁴

Die Bedingung dafür, dass eine so weitgehende praktische Entscheidungsfreiheit gewährt wurde, war freilich, dass die Industrie sich zum bewussten Komplizen der staatlichen Pläne machte, die zu verwirklichen sie mithalf. Nicht umsonst sassen die Direktoren der IG-Farben und anderer Firmen nach dem Krieg in Nürnberg auf der Anklagebank.

3. Die Arbeiterklasse und der Nationalsozialismus

In seiner geheimen Denkschrift vom August 1936 hatte Hitler gefordert, die Wehrmacht müsse innerhalb von vier Jahren kriegsbereit sein. Inwieweit wurde dieses Ziel erreicht?

Es ist keine Frage, dass die deutschen Streitkräfte im August 1939 zu furchteinflössender Stärke herangewachsen waren. Sie verfügten über 103 vollständig ausgerüstete Heeresdivisionen, darunter 5 gepanzerte und 4 halbgepanzerte Divisionen mit einem Gesamtbestand an 3'200 Panzern, über mindestens 3'646 Einsatzflugzeuge und eine Seestreitmacht von 57 Unterseebooten, 22 Zerstörern, 9 Kreuzern und 6 Panzerkreuzern. Zwar war die deutsche Marine schwächer als die britische, aber in der Gesamtstärke der Wehrmacht war Deutschland den Streitkräften jedes seiner Nachbarn überlegen, und dieses kampfbereite Heer war bei den Krisen von 1938 und 1939 ein gewichtiger Einflussfaktor.³⁵

Andererseits steht es zweifelsfrei fest, dass diese Streitmacht für die Ziele, die Hitler sich und ihr gesteckt hatte, nicht adäquat gerüstet war und dass ein grösseres Mass an Einigkeit und Willenskraft auf Seiten seiner Gegner dies sofort an den Tag gebracht hätte. Der Polenfeldzug von 1939 war für die Deutschen zwar nicht sehr kräftezehrend, aber doch erwiesen sich die Lücken in der Munitionsversorgung und in der Beweglichkeit der motorisierten Einheiten als so schwer zu schliessen, dass die gesamte Wehrmacht danach einige Monate lang nicht zu einer weiteren Offensive fähig war. Den Angaben des Generalquartiermeisters des Heeres zufolge gewährleisteten die Munitionsbestände, die im Oktober 1939 zur Verfügung standen, lediglich die Versorgung eines

Drittels der strategischen Divisionen für vier Wochen; Ersatzteile für beschädigte Panzer und Lastwagen waren nur schwer zu erhalten, und die motorisierten Einheiten waren vor April 1940 nur beschränkt einsatzbereit; der Nachschub an Reifen und Benzin war sehr dürftig. Wenn Hitler sich mit seiner Forderung, Frankreich noch vor Weihnachten 1939 anzugreifen, durchgesetzt hätte, wäre das Ergebnis nach Meinung seiner Generale mit höchster Wahrscheinlichkeit eine Katastrophe gewesen.

Diese Mängel kamen für diejenigen Militärfachleute, die den sachkundigsten Überblick über die Möglichkeiten der wirtschaftlichmilitärischen Mobilmachung besaßen, nicht überraschend. Schon im November 1936 hatte Oberst (später General) Georg Thomas in einer Rede vor der Reichsarbeitskammer mit beträchtlichem Nachdruck darauf hingewiesen, dass die von Hitler gesteckten Ziele nur erreicht werden konnten, wenn man ein umfassendes Programm der wirtschaftlichen Kriegsvorbereitung in Gang setzte; zu einem solchen Programm würde die Verhängung von Beschränkungen für bestimmte, nicht direkt mit der Rüstungsproduktion zusammenhängende Wirtschaftsbereiche ebenso gehören wie eine strenge Reglementierung des Arbeitsmarktes, Lohn- und Preiskontrollen und ein gewissenhaft sparsamer Umgang mit Rohstoffen und Ressourcen.³⁶ Thomas wirkte auch in den darauffolgenden vier Jahren energisch im Sinne dieser Auffassungen, die auch die Unterstützung des Reichskommissars für die Preisüberwachung, Josef Wagner, und des Reichsbauernführers Walther Darré fanden.³⁷ Thomas' Argumente waren unbestreitbar folgerichtig, aber dennoch wurde kein Versuch unternommen, seine Forderungen im Einzelnen zu erfüllen. Im Gegenteil, sooft die Rede davon war, etwas in dieser Richtung zu unternehmen, meldeten sich entweder einflussreiche Parteistellen zu Wort, um dies zu verhindern, oder die Staatsführung weigerte sich, die Verantwortung für die notwendigen gesetzlichen Schritte zu übernehmen. Die «Verwaltungswirtschaft», wie sie oft genannt worden ist, krankte in der Tat daran, dass keine Weisungen erteilt wurden. Weit von einer totalitären Lenkung entfernt, litt die wirtschaftliche Entwicklung nach 1936 im Gegenteil darunter, dass nach wie vor das darwinistische Prinzip herrschte: Rüstungsindustrie, Verbrauchsgüterindustrie und Sondergruppen der Partei (wie etwa die Organisatoren des Hitlerschen Städteverschönerungsprogramms) rissen sich in einem Wettstreit, der die Volkswirtschaft teuer zu stehen kam, um Rohstoffe, Facharbeiter und Devisen; zugleich förderte ein hohes Lohnniveau in der Investitionsgüterindustrie sowohl eine inflationäre Entwicklung als auch eine Landflucht, die eine Bedrohung der Lebensmittelversorgung zur Folge hatte.

Und der Hauptgrund für diese Situation war, dass man in den oberen Rängen der NSDAP das unangenehme Gefühl hatte, das deutsche Volk und insbesondere die deutsche Arbeiterklasse werde nicht bereit sein, die zu einer Beseitigung der Missstände erforderlichen Opfer zu bringen.

Es ist nicht einfach, ein objektives Fazit dessen zu ziehen, was die deutschen Arbeiter als Klasse unter der Herrschaft des Nationalsozialismus gewannen oder verloren, oder ein realistisches und verallgemeinerbares Urteil über ihre politische und psychische Einstellung zum Hitlerregime abzugeben. Die Gleichschaltung hatte die deutschen Arbeiter der Rechte beraubt, die sie in Jahren des geduldigen Kampfes errungen hatten: des Rechtes der politischen Wahl, des Rechtes, sich zu organisieren und durch selbstgewählte Vertreter kollektive Tarifverträge abzuschließen – und in der darauffolgenden Zeit mussten sie zuweilen Beschränkungen ihrer persönlichen Bewegungs- und Berufsfreiheit hinnehmen (wobei die Vorschriften freilich nur selten streng eingehalten wurden). Für die ältere Generation war dies ein Verlust an Freiheit, der nicht leicht zu verschmerzen war; für jüngere Arbeiter, die nie einer Gewerkschaft angehört oder einer anderen Partei als der NSDAP ihre Stimme gegeben hatten, wogen diese Einbussen psychologisch lange nicht so schwer.

Immerhin, selbst für die, die am stärksten darunter litten, wurden diese Minuspunkte von gewissen unbestreitbar positiven Entwicklungen aufgewogen, deren wichtigste die Überwindung der Arbeitslosigkeit war. Die Zahl der Beschäftigungslosen fiel von etwas über 6 Millionen Anfang 1933 auf 1 Million 1936, wobei die letztere Zahl insofern unrealistisch ist, als sie auch die strukturelle und die jahreszeitlich bedingte sowie die durch Rohstofflücken hervorgerufene Arbeitslosigkeit enthält. Man kann für den Zeitraum nach 1936 praktisch von einer Situation der Vollbeschäftigung in Deutschland sprechen. Die offiziellen Zahlen besagen, dass die Zahl der beschäftigten Personen zwischen August 1937 und August 1939 von 19'660'000 auf 21'650'000 stieg, während die Arbeitslosenzahl von einer halben Million auf 34'000 zurückging. Im Herbst 1938 hatte die Zahl der Beschäftigten eine nie dagewesene Höhe erreicht, und dies trotz der Tatsache, dass nahezu eine Million junger Männer in der Wehrmacht dienten; und nach der Rechnung des Reichsarbeitsministers mangelte es der Wirtschaft an etwa einer Million Arbeitern.³⁸

Die Tatsache, dass jedermann, der arbeiten konnte und auch wollte – mit Ausnahme der Juden –, auch einen Arbeitsplatz fand (und dass die meisten Behinderten und Schwerbeschädigten – wiederum mit dersel-

ben Ausnahme – Unterstützungsgelder von Parteieinrichtungen wie der Winterhilfe bezogen), ist wichtiger als die umstrittene Frage, ob die Löhne höher oder niedriger waren als in der Zeit der Republik, eine Frage, die für den Wirtschaftshistoriker von grösserem Interesse ist, als sie es für einen deutschen Arbeiter 1936 war. Man kann sagen, dass in den Vorkriegsjahren die Reallöhne allgemein durch von der Regierung gesetzte Normen konstant gehalten wurden, die einen wirkungsvollen Schutz vor inflationären Entwicklungen boten, andererseits aber nicht so rigoros durchgesetzt wurden, dass der materielle Anreiz verlorengegangen wäre. Fachliches Können wurde belohnt, und der sich vergrössernde Abstand zwischen den Löhnen der gelernten und denen der ungelerten Arbeiter veranlasste eine immer grössere Zahl junger Arbeiter, an staatlich unterstützten Berufsfortbildungsprogrammen teilzunehmen. Die Durchschnittslöhne hielten mit den Lebenshaltungskosten Schritt, und dies trotz der Tatsache, dass die Abzüge für Arbeitslosen-, Kranken- und Unfallversicherung, für Lohn- und Kopfsteuer sowie für Sozialhilfeeinrichtungen der Partei insgesamt 18 Prozent vom Bruttolohn betrug. Der Brotpreis und die Preise anderer Grundnahrungsmittel gingen in den ersten Jahren des Regimes aufgrund schlechter Ernten und behördlicher Fehlkalkulationen eher in die Höhe (wenngleich die verschärften Preiskontrollbestimmungen des Vierjahresplans diesem Trend gewisse Grenzen setzten), und für Bekleidung musste man 1937 13 Prozent mehr ausgeben als 1928; dagegen gingen die Kosten für Heizung und Strom zurück, und die Mieten wurden staatlich reglementiert. Da der Wohnungsbau 1937 nahezu den Stand von 1928 wiedererreicht hatte, lebten die meisten Menschen in vertretbaren Wohnverhältnissen, und da der Kalorienverbrauch pro Kopf nach einem 6prozentigen Rückgang in den Jahren 1929-32 wieder auf den früheren Wert angestiegen war, hatten sie auch genug zu essen. David Schoenbaum zufolge wiesen der Trend von der Margarine zur Butter und der zunehmende Verbrauch an Fleisch und Kaffee auf einen alles in allem steigenden Lebensstandard hin.³⁹ Am besten bezahlt wurden die Arbeiter in den technisch hochentwickelten Industriezweigen; nur wenig geringer waren die Löhne in der Metallbranche, der Bauwirtschaft und beim Bergbau; die verhältnismässig hohe Kaufkraft der dort Beschäftigten trug zum Aufschwung der Verbrauchsgüterindustrie und zu einem Ansteigen der Einfuhren von Wollwaren, Tabak, Kaffee und Kakao sowie Luxuswaren bei, und diese Importe belasteten natürlich die Devisenbilanz. Die Zahl der Radioapparate, Staubsauger und Küchengeräte, die 1939 in Deutschland hergestellt und verkauft wurden, war für General Thomas ein

Grund zur Besorgnis, aber abgesehen davon ein Indiz für eine qualitative Verbesserung der Lebensbedingungen.⁴⁰

Zusätzlich zu diesen unbestreitbaren Verbesserungen kamen die deutschen Arbeiter auch in den Genuss nicht unbedeutender staatlicher Ergänzungsleistungen. Die Partei führte eine systematische und erstaunlich erfolgreiche Kampagne zur Verbesserung der Arbeitsbedingungen in Industrie- und Gewerbebetrieben durch, und von Zeit zu Zeit wurden spezielle Aktionen gestartet, die etwa zur Einhaltung der Gesundheits- und Sicherheitsvorschriften am Arbeitsplatz aufriefen, aber auch gegen die tagtägliche Monotonie gewisser Arbeitsabläufe gerichtet waren und die Schaffung von Annehmlichkeiten für die Arbeiter wie Musik, lebende Pflanzen und Auszeichnungen für besondere Leistungen propagierten.⁴¹ Unternehmer, die sich sträubten, solche nicht gerade billigen Neuerungen einzuführen, wurden von den Arbeitervertrauensleuten und von den Betriebsräten zur Einsicht gebracht; diese waren durch das Gesetz zur Ordnung der nationalen Arbeit vom 20. Januar 1934 als innerbetriebliche Mitspracheorgane geschaffen worden, Organe, die freilich von der Partei streng an der Kandare geführt wurden.

Grössere Anerkennung als diese wichtigen, aber wenig aufregenden Reformen fanden wohl die vielfältigen Freizeitprogramme, die im Rahmen der KdF (Kraft durch Freude)-Organisationen angeboten wurden. Der bezahlte Urlaub für den Durchschnittsarbeiter hatte sich seit der Weimarer Zeit verdoppelt und lag nun bei jährlich 12 bis 15 Tagen. Diese Freizeit suchte die Partei so weitgehend wie möglich zu organisieren, indem sie eine Reihe sportlicher und kultureller Ferienprogramme anbot und gross in das Reiseveranstaltungsgeschäft einstieg. Auf eigenen Passagierschiffen beförderte die KdF Tausende von Menschen zu den norwegischen Fjorden und in die sonnigen Gefilde von Madeira und Mallorca und veranstaltete auch viele weniger aufwendige Reisen innerhalb Deutschlands. Diese Reglementierung der Freizeit hatte gewiss ihren ideologischen Zweck zu erfüllen, aber die angebotenen Reisen waren so preiswert (sie wurden teilweise aus den beschlagnahmten Vermögenswerten der Gewerkschaften subventioniert), dass viele deutsche Familien davon Gebrauch machen konnten, für die eine Urlaubsreise vorher unerschwinglich gewesen war. Allein 1938 nahmen offiziellen Statistiken zufolge 180'000 Deutsche an Kreuzfahrten teil, und insgesamt 10 Millionen – davon drei Fünftel Arbeiter – beteiligten sich an Urlaubsreisen verschiedenster Art.⁴² Die KdF versprach noch weitergehende

Reisemöglichkeiten dadurch zu schaffen, dass sie jedem deutschen Arbeiter den Besitz eines eigenen Automobils ermöglichen würde; die Erfüllung dieser Zusage wurde zwar durch den Ausbruch des Krieges verhindert, aber die Tatsache, dass die Deutschen von 1937 an den Volkswagen in Produktion wussten, dürfte sich auf die Einstellung vieler Arbeiter zum Hitlerregime positiv ausgewirkt haben.⁴³

Es scheint in der Tat, dass die NSDAP mit ihren Versuchen, die Arbeiterklasse davon zu überzeugen, dass sie es gut mit ihr meinte, einen gewissen Anklang fand. In einem Land, das in der Vergangenheit stets durch ein starres System der sozialen Schichtung charakterisiert gewesen war, konnte es vermutlich nicht ausbleiben, dass Dinge wie die völlige rechtliche Angleichung der Arbeiter an die Angestellten – ein Hauptmerkmal sowohl des Gesetzes zur Ordnung der Nationalen Arbeit als auch des Arbeitszeitgesetzes von 1938 – einen stärkeren Eindruck hervorriefen, als sie es vielleicht anderswo getan hätten. Die Nazi-Propaganda suchte die Kluft zu überbrücken, die im Kaiserreich und selbst noch in der Zeit der Republik zwischen der Arbeiterklasse und dem Rest der Gesellschaft bestanden hatte,⁴⁴ und sie tat dies, indem sie die schwere körperliche Arbeit als eine edle Tätigkeit verherrlichte und ihre lebenswichtige Bedeutung für das Wiedererstarken der Nation hervorhob. Als der Arbeitsdienst, der in der Zeit vor 1936 noch ein wichtiger Faktor für die Überwindung der Arbeitslosigkeit war und allen Schulabgängern sowie Personen ohne in anderen Wirtschaftsbereichen dringend benötigter Qualifikationen zur Pflicht gemacht wurde, stellte die Zugehörigkeit zu ihm der offiziellen Propaganda zufolge ein Vorrecht und eine Ehre dar, und die Männer, die bei der Urbarmachung von Sumpfgebieten und beim Deichbau an der Ostsee mitarbeiteten oder auf den ostelbischen Gütern bei der Ernte halfen, wurden als Soldaten im Dienst ihres Landes gefeiert. Dass dies seine psychologische Wirkung nicht verfehlte, wird sichtbar, wenn man Leni Riefenstahls Film über den Parteitag von 1934, *Triumph des Willens*, verfolgt, der zeigt, wie der Führer eine Parade des Arbeitsdienstes abnimmt.

Wirkungslos blieben auch nicht die nivellierenden Aspekte der nationalsozialistischen Wirtschaftspolitik. Das Gesetz über die Ordnung der Nationalen Arbeit bestimmte, dass Fabriken und Werkstätten als «Betriebsgemeinschaften» anzusehen seien, innerhalb derer zwar das Führerprinzip gelten sollte (der Unternehmer war der «Betriebsführer», die Arbeiter bildeten seine «Gefolgschaft») und die Verantwortlichkeiten abgestuft blieben, in der jedoch keine Klassenunterschiede anerkannt werden sollten, da der Betrieb, um produktiv arbeiten zu können, eine

Gemeinschaft gleichberechtigter Individuen sein müsse.⁴⁵ Dieser Anspruch auf Standesgleichheit wurde ergänzt durch die Forderung nach Chancengleichheit. Prinzipiell stand allen Arbeitern der Weg nach oben offen. Sie wurden für Leistung und Eigeninitiative belohnt und konnten sich dementsprechend beruflich und finanziell verbessern; und sie wurden ermuntert, dies durch die Teilnahme an Berufsbildungsprogrammen und durch die Wahrnehmung anderer Weiterbildungsmöglichkeiten zu tun. «Der Arbeiter wird sich immer mehr bewusst», verkündete ein Funktionär der Arbeitsfront im Januar 1939 voller Stolz, «dass er die Möglichkeit hat, entsprechend seinen Verdiensten in seinem Betrieb ganz nach oben zu kommen.»⁴⁶ Dass dieses Ideal in Wirklichkeit oft durch Vetternwirtschaft ersetzt wurde und dass die Aufstiegschancen nur für die da waren, deren politische Auffassung unverdächtig war, ist natürlich nicht zu bestreiten, aber es muss doch Tausende von Arbeitern gegeben haben, denen ihre Zukunft und die ihrer Familie so viel bedeutete, dass sie bereit waren, den politischen Preis für die ihnen winkenden materiellen Vorteile zu zahlen.⁴⁷

Im September 1933 sagte Hitler in einer Rede vor dem Allgemeinen Wirtschaftsrat: «Man muss ein Volk dazu erziehen, dass es durch dick und dünn mit seiner Regierung marschiert und dass es sich mit seiner Regierung absolut verbunden fühlt, ein Volk, in das man die ganzen Momente psychologischer Art sofort hineingeben kann, das man aufputschen kann, das man begeistern kann und das man mitreißen kann. Wenn das nicht möglich ist, sind alle Massnahmen vergeblich, muss man kapitulieren.»⁴⁸ In welchem Ausmass war es der Gesellschafts- und Wirtschaftspolitik der Nazis gelungen, die Arbeiterklasse in diesem Sinn zu erziehen?

Wie immer die Antwort auf diese Frage lauten mag – und sie lässt sich nicht mit auch nur annähernder Sicherheit beantworten –, feststeht, dass bei einflussreichen Funktionären und Organen der nationalsozialistischen Bewegung Gewissheit herrschte, dass das gewünschte pädagogische Ziel nicht erreicht war und dass man trotz aller materiellen Verbesserungen für die Arbeiterklasse nicht mit jener bedingungslosen Erfolgstreue rechnen konnte, die Hitler als erforderlich bezeichnet hatte.

Eines dieser Organe war die Deutsche Arbeitsfront (DAF), die im Mai 1933, unmittelbar nach der Zerschlagung der Gewerkschaftsbewegung, mit dem (erst im November 1933 nachträglich verkündeten) Ziel ins Leben gerufen worden war, alle im Arbeitsleben stehenden Deutschen zu nationalsozialistischer Gesinnung zu erziehen.⁴⁹ Der zum Führer der

DAF auserkorene Robert Ley hatte hervorgehoben, welcher Preis für ein Scheitern an dieser Aufgabe zu zahlen sein würde. An die gewandt, die einst der Gewerkschaftsbewegung angehört hatten, sagte er:

... ich sage Ihnen, meine Herren, einem Staate ist nichts gefährlicher als heimatlose Menschen. Da hat selbst der Kegelclub oder Skatclub eine staatsertaltende Aufgabe. Da geht der Mensch abends hin und weiss damit, wohin er gehört ... hier war es eben von eminent grossem Wert, dass die Arbeitsfront diese zwölf Millionen Menschen wieder an ihren Platz im Staate setzte. Es waren zum Teil ja Gegner, die ohnehin schon von Misstrauen und Hass erfüllt waren. Wenn nun der Staat gesagt hätte: nein, ihr kommt gar nicht in Frage, wir wollen euch nicht, vielleicht einmal eure Kinder, aber euch nicht, ihr seid verstossen – glauben Sie mir, das wäre verhängnisvoll geworden.⁵⁰

Der zurückhaltende – ja, besorgte – Tenor dieser Worte trat in den folgenden Jahren noch deutlicher hervor. Wie andere Naziführer verwandte auch Ley einen grossen Teil seiner Energie auf den Versuch, seinen Zuständigkeitsbereich zu erweitern, für die DAF Aufgaben an sich zu ziehen, die in den Betrieben von den Arbeitervertrauensleuten geleistet wurden, die dem Arbeitsminister Franz Seldte verantwortlich waren, und im Bereich der Berufsausbildung einen bestimmenden Einfluss auf das Wirtschaftsministerium zu gewinnen.⁵¹ Und stets bediente er sich, um diesen Ausbau seiner Hausmacht zu rechtfertigen, des Arguments, die DAF verstehe von der Arbeiterklasse mehr als die anderen Behörden und könne die Grenzen ihrer Bereitschaft, sich für das Regime einzusetzen, besser beurteilen.

In der Tat liess die DAF sehr schnell die Erziehung sein und verlegte sich auf Werbung. Sie machte zu keiner Zeit den Versuch, bei ihren Schulungsprogrammen besonders hervorzuheben, dass zur Festigung und Ausbreitung des Nationalsozialismus von der Arbeiterklasse Disziplin und ein beträchtliches Mass an Opferbereitschaft zu fordern sei. Im Gegenteil lag das Hauptmotiv für die Gegnerschaft zwischen Ley und Seldte darin, dass der Arbeitsminister überzeugt war, dass Opfer notwendig würden, und wie Georg Thomas für eine auf umfassende Aufrüstung ausgerichtete Wirtschaftsplanung eintrat. Aber sooft in den Jahren nach 1936 Forderungen nach einer verstärkten Reglementierung der Arbeitsplatzwahl und der Löhne und Arbeitszeiten, nach Produktionsbeschränkungen für die Verbrauchsgüterindustrie oder nach durchgreifenden antiinflationären Massnahmen laut wurden, waren Ley und die DAF die ersten, die dagegen mit dem Argument zu Felde zogen, die Arbeiterklasse werde sich dies nicht gefallen lassen.

Leys Stellung in der NSDAP – er und Rudolf Hess kontrollierten zusammen den Parteiapparat – sorgte dafür, dass seine Auffassungen nicht unbeachtet bleiben konnten; aber selbst wenn sein Einfluss geringer gewesen wäre, hätte er in dieser Frage auf die Hilfe mächtiger Verbündeter zählen können. Die grosse Mehrzahl der Gauleiter war wie er überzeugt, dass der Rückhalt, den die Partei in der Arbeiterklasse genoss, wankend werden würde, wenn man die Arbeiter zu sehr in ihrer wirtschaftlichen Freiheit beschnitt, und diese Auffassung wurde im Allgemeinen von Joseph Goebbels und der Parteipresse geteilt. Natürlich befürchteten diese Leute nicht, dass es zu so etwas wie einem Volksaufstand kommen würde. Sie wussten, dass der alles beherrschende Machtapparat der SS dies nicht zulassen würde. Aber man musste mit Sabotageakten und allen möglichen unangenehmen Formen des passiven Widerstands rechnen, und dazu durfte man es ihrer Meinung nach nicht kommen lassen.

Gegen diese Argumente waren Seldte und Darré und die Wehrmacht, die alle mehr staatliche Kontrolle wünschten, machtlos. Hitler gab stets sehr viel auf das, was seine Gauleiter sagten,⁵² und in diesem Fall kamen sie, wie auch Ley, mit ihrem Rat seiner eigenen Auffassung entgegen, dass Massnahmen, die sich politisch nachteilig auswirken konnten, zu unterlassen waren. Wirtschaftliche Fragen interessierten ihn ohnehin nicht sehr, und er neigte in dieser wie auch in anderen Fragen, mit deren Komplexität er nicht zu Rande kam, zu der Überzeugung, jedes Problem lasse sich durch eine Anstrengung des Willens lösen. Wenn die Streitkräfte, wie die Generale sagten, an Materialmangel litten, dann musste es andere Mittel geben, dem abzuhelfen, als dass man dem deutschen Volk auf Kosten der eigenen Popularität Opfer abverlangte. Der Führer hielt sich an den Rat der Parteiführer und stellte sich taub für die Forderungen derjenigen, die ihm erklärten, es gebe nur die Wahl zwischen mehr staatlicher Lenkung und unzulänglicher militärischer Kampfbereitschaft. Er weigerte sich, dieses Entweder-Oder anzuerkennen und wurde in dieser Haltung auch durch die Erfolge bestärkt, die ihm in der Aussenpolitik zufielen. Im März 1939, als deutsche Truppen die Rest-Tschechoslowakei besetzten, schrieb ein Stabsoffizier:

... erhebliche Mengen Kriegsgerät aller Art (Geschütze, Munition vor allem) schon im Abtransport nach Deutschland, ein ungeheurer Kraftzuwachs. Bis jetzt allein tausend kriegsverwendungsfähige Flugzeuge. Der Führer sei strahlend ... Sehr grosse Rohstoffvorräte ... Treibstoffvorräte bis zu sechs Wochen, Kohle genügend ... Viel Geld

und Auslandsvaluten vorhanden ... Der Führer kann nicht früh genug einen Überblick über das Kriegsmaterial bekommen und drängt dauernd ...⁵³

In Bezug auf den Arbeitskräfteeinsatz blieben die Massnahmen der «Verwaltungswirtschaft» daher Stückwerk. Massnahmen, wie sie erforderlich gewesen wären, um jene totale wirtschaftliche Mobilmachung zu erreichen, die Thomas wollte – längere Arbeitszeiten, straffere Arbeitsdisziplin, Erschwerung des Arbeitsplatzwechsels und der Abwerbung von Fachkräften, Senkung des Lebensstandards usw. –, wurden niemals ernsthaft in Angriff zu nehmen versucht. Das Dienstpflichtgesetz vom 14. März 1938, das die Mobilisierung brachliegender Arbeitskraftreserven für nationale Aufgaben zum Ziel hatte, und die Dienstpflichtverordnung vom 22. Juli 1938, die erlassen wurde, weil man für den Bau einer Festungslinie im Westen 400'000 Arbeiter auf die Beine bringen musste, wurden niemals mit aller Konsequenz in Anwendung gebracht, und für die meisten waren die Arbeitseinsätze nur von kurzer Dauer.⁵⁴ Der Erlass zur Ordnung der Löhne vom 25. Juni 1938, der darauf abzielte, die Arbeitsdisziplin zu festigen und den Wechsel des Arbeitsplatzes zu erschweren, wurde ebenso locker gehandhabt. Bis zum Ausbruch des Krieges und auch später noch beließ man die Arbeiterklasse im Genuss der wirtschaftlichen und sozialen Errungenschaften, die sie erlangt hatte und deren wahren Preis zu zahlen, ja auch nur zu erfahren, ihr erspart blieb.

4. Die Frauen und der Nationalsozialismus

Als die Nationalsozialisten 1933 und 1934 Massnahmen zur Behebung der ihnen als Erbe zugefallenen wirtschaftlichen Schwierigkeiten ergriffen, gehörte dazu auch eine Kampagne zur Hinausdrängung verheirateter Frauen aus dem Berufsleben. Und als die Regierung sich 1939 weigerte, für die Rüstungsindustrie eine allgemeine Frauenarbeitspflicht einzuführen, war dies eine wichtige Ursache für das Weiterbestehen des Arbeitskräftemangels und der daraus resultierenden Produktionsausfälle. Diese Beispiele illustrieren, welche wichtige Rolle Frauen in der Wirtschaft der nationalsozialistischen Periode spielten, aber sie werfen auch ein Licht auf die von der Nazi-Bewegung gesetzten ideologischen Vorzeichen und auf den Beitrag, den diese zu dem eigenständigsten und verwegenen unter den gesellschaftspolitischen Experimenten des Regimes leisteten.

Es ist nicht daran zu zweifeln, dass die nationalsozialistische Ordnung in ihrer Einstellung zur Frau ebenso repressiv und reaktionär gewesen ist

wie der italienische Faschismus, dessen Antifeminismus sie nicht nur übernahm, sondern noch konsequenter und wirksamer praktizierte. In den Augen der nationalsozialistischen Ideologen waren die Fortschritte, die unter der Republik in Richtung einer Befreiung der Frau von den Fesseln und den Zwängen der Wilhelminischen Epoche erzielt worden waren, eine untragbare Zumutung, und die Figur der emanzipierten Berlinerinnen der zwanziger Jahre, deren Hohelied in den Chansons von Walther Mehring und Kurt Tucholsky gesungen worden war, betrachteten sie als eine Bedrohung sowohl für die Vorherrschaft des Mannes als auch für die bürgerliche Moral als auch für die Zukunft der Rasse. Für sie war es etwas Unnatürliches, wenn eine Frau eine politische oder akademische Karriere anstrebte oder sich sonst in einem Bereich betätigte, der ausserhalb des ihrem Geschlecht zugewiesenen Rahmens lag. «Kann die Frau», fragte einer der Volksprediger der Nazi-Ideologie, «sich denn etwas Schöneres vorstellen, als mit ihrem Mann in ihrem gemütlichen Heim zu sitzen und innerlich auf den Webstuhl der Zeit zu lauschen, wie er durch Jahrhunderte und Jahrtausende die Schuss- und Kettfäden der Mutterschaft webt?»⁵⁵

Die NSDAP hatte ihre Einstellung bereits 1921 deutlich zum Ausdruck gebracht, als sie die Zugehörigkeit von Frauen zur Parteileitung für ausgeschlossen erklärte, und später dehnte sie diesen Grundsatz auf ihre untergeordneten politischen und organisatorischen Gliederungen aus. Unter den 108 braunbehemdeten Abgeordneten, die im September 1930 in den Reichstag einzogen, war keine einzige Frau, während andere Parteien fähige Volksvertreterinnen wie Clara Zetkin und Toni Sender, Gertrud Bäumer und Maria Lüders vorweisen konnten. Nachdem sie den Staatsapparat erobert hatten, gingen die Nazis daran, den gesamten Öffentlichen Dienst ebenso zu entweiblichen wie die Institutionen, die ihn mit Nachwuchs versorgten. Viele verheiratete Frauen, die in hohen Beamtenstellungen tätig waren, und viele Ärztinnen wurden auf der Stelle entlassen; ein Erlass des preussischen Innenministeriums vom April 1934 verfügte die Entlassung aller weiblichen Staatsangestellten, die nicht darauf angewiesen waren, sich selbst zu ernähren; und eine Säuberung des Justizapparates kulminierte 1936 in dem Verbot für Frauen, sich als Richterinnen, Staatsanwältinnen oder Assessorinnen zu betätigen. Die Zahl der Lehrerinnen an Volks- und weiterführenden Schulen wurde verringert; in den Lehrplänen für Mädchenschulen wurde das Schwergewicht auf die hauswirtschaftlichen Fächer verschoben; und die Zahl der zum Universitätsstudium zugelassenen Frauen

wurde drastisch gekürzt, so dass etwa 1934 von 10'000 Bewerberinnen mit Hochschulreife nur 1'500 angenommen wurden.

Gegenüber der Beschäftigung von Frauen in anderen Berufen nahmen die Nazis eine differenziertere Haltung ein. Selbstverständlich machten sie keine Anstalten, in Bezug auf die mehr als 4 Millionen Frauen etwas zu unternehmen, die steuerlich unter der Rubrik «Familienmihilfe» geführt wurden und in landwirtschaftlichen oder handwerklichen Familienbetrieben oder in Verkaufsläden einen vielstündigen unbezahlten Arbeitstag hatten. Diese Tätigkeiten wurden sogar als «frauengerecht» eingestuft, als wichtiger gesellschaftlicher Faktor anerkannt und durch die Gründung eines Arbeitsdienstes für Mädchen gefördert; dieser zunächst freiwillige Dienst wurde ab Januar 1939 für alle Frauen unter 25 Jahren obligatorisch; man wollte auf diese Weise die bäuerliche und häusliche Wirtschaft, insbesondere die Bauersfrauen und die Mütter mit vielen Kindern unterstützen.⁵⁶ Die Partei versuchte auch nicht, Frauen zur Aufgabe ihres Berufs zu zwingen, die als Lohnarbeiterinnen in einem gewissen Konkurrenzverhältnis zu ihren männlichen Kollegen standen, wenngleich während der ersten Jahre, als die Arbeitslosigkeit noch hoch war, Forderungen dieser Art in der Partei einen starken Widerhall fanden. Aber man verzichtete darauf und übte stattdessen indirekten Druck aus oder bot Anreize an; so wurden etwa die kommunalen Behörden angewiesen, Familien, bei denen eine Frau (Ehefrau oder Tochter) mitverdiente, dazu zu bewegen, dass sie soziale Solidarität übten und auf den Arbeitsplatz der Frau verzichteten; und man bot jungen Frauen ein zinsloses Darlehen von durchschnittlich 600 RM, wenn sie sich aus dem Beruf zurückzogen und heirateten.⁵⁷

Diese Massnahmen bewirkten zwar kurzfristig einen Rückgang der Arbeitslosigkeit, führten aber langfristig nicht zu einer Abnahme der Zahl der in Handel und Industrie beschäftigten verheirateten Frauen. Durch die technische Rationalisierung erhöhte sich die Anzahl der Arbeitsplätze, die auch mit Frauen besetzt werden konnten (die oft anpassungsfähiger waren als Männer), und die Tatsache, dass sie zu einem geringeren Stundenlohn arbeiteten, machte sie in den Augen der Arbeitgeber nicht unsympathischer. Die Zahl der berufstätigen Frauen erhöhte sich zwischen 1936 und 1938 von 4,52 Millionen auf 5,2 Millionen, wobei in der Investitionsgüterindustrie eine grössere prozentuale Zunahme zu verzeichnen war als in der Verbrauchsgüterindustrie. Kein Wirtschaftszweig blieb ihnen verschlossen, sieht man einmal von solchen Bereichen ab, die von den Arbeitern grosse Körperkraft verlangten, wie der Bergbau, die Metallverhüttung und das Baugewerbe. In der che-

mischen, der gummiverarbeitenden und der Elektroindustrie herrschte 1939 ebenso wie in der Textil- und der Nahrungsmittelindustrie eine solche Nachfrage nach weiblichen Arbeitskräften, dass ihre Stundenlöhne zu klettern begannen.⁵⁸

Die in den ersten Jahren des Regimes geführte Kampagne zur Reduzierung der Zahl der berufstätigen Frauen war immerhin insofern von Erfolg gekrönt, als sie auf einem anderen Gebiet zu einem erwünschten Ergebnis führte. Wie anderen totalitären Regimen lag auch dem nazistischen viel an einer hohen Geburtenrate, und es sah eines seiner Ziele darin, den drastischen Abwärtstrend der jährlichen Geburtenzahl (von 2 Millionen zu Beginn des Jahrhunderts auf 1,3 Millionen 1925 und 971'000 im Jahr 1933) umzukehren. Das Ehestandsdarlehen, das man jungen Frauen bot, die bereit waren, ihren Arbeitsplatz zur Verfügung zu stellen, war nur einer von mehreren materiellen Anreizen, die das Regime gewährte, um die Fruchtbarkeit zu fördern. Jungen Paaren, die aus finanziellen Erwägungen heraus zögern mochten, eine Familie zu gründen, winkten ein seit 1934 verdoppelter Steuerfreibetrag für jedes Kind (während der Steuersatz für Unverheiratete erhöht worden war), grosszügige Mutterschaftsvergünstigungen, Familienzuschüsse, die mit steigender Kinderzahl geometrisch anwuchsen, Zuschüsse für die Schul- und Berufsbildung der älteren Kinder, verbilligte medizinische Leistungen und Familienrabatte bei Eisenbahnfahrkarten sowie spezielle Wohlfahrtsleistungen von Einrichtungen der Winterhilfe. Für eine zusätzliche psychologische Aufwertung des Kinderkriegens sorgten einerseits Parteiorganisationen wie die Mutterschule, in der schwangere Frauen auf Probleme der Mutterschaft, der Hygiene und der Mutter- und Hausfrauenrolle vorbereitet wurden, andererseits die unablässige Propaganda, die die Würde der Mutterschaft und ihre vaterländische Bedeutung hervorhob und besonders fruchtbare Exemplare des weiblichen Geschlechts mit Auszeichnungen belohnte; wer beispielsweise acht Kinder zur Welt gebracht hatte, bekam das Mutterkreuz in Gold verliehen.⁵⁹

Bevölkerungsexperten mögen zwar den kausalen Zusammenhang bezweifeln, aber das nationalsozialistische Deutschland brachte es im Unterschied zu allen anderen von Weissen bewohnten Ländern fertig, einen Geburtenzuwachs zu erzielen. 1934 wurden 1'002'000 Kinder geboren, 31'000 mehr als im Jahr davor, und die Zahl stieg von da an stetig weiter, bis auf 1'410'000 registrierte Geburten 1939. Während 1933 auf 1'000 Frauen im gebärfähigen Alter 58,9 Geburten kamen, waren es 1939 84,8.⁶⁰

Denjenigen Frauen, die danach strebten, sich in der Öffentlichkeit zu betätigen, hatte die Partei einen, wie Tim Mason es genannt hat, beschränkten Emanzipationsersatz zu bieten; sie wurden ermuntert, andere Frauen organisatorisch zusammenzufassen und sie ideologisch zu unterweisen; dies geschah im Rahmen der nationalsozialistischen Frauenschaften, die schliesslich 7 Millionen Mitglieder zählten und sich einer Reihe von Tätigkeiten wie der Herausgabe von Frauenzeitschriften und der Veranstaltung von Kultur- und Bildungsprogrammen widmeten. Die Nazi-Presse suchte die These zu belegen, dass Treue zu den Idealen der Partei mit hervorragenden Leistungen in der Kunst, in den sozialen Diensten und in anderen Bereichen durchaus vereinbar war, und feierte Frauen wie die Filmregisseurin Leni Riefenstahl,⁶¹ die Fliegerin Hannah Reitsch und die Führerin der NS-Frauenschaft und vierfache Mutter Gertrud Scholz-Klink ebenso als Vorbilder wie Emmy Göring, eine ehemalige Schauspielerin, und Magda Goebbels, deren modische Extravaganz die deutschen Frauen in der Überzeugung bestärkte, dass es für eine gute Nationalsozialistin kein absolutes Muss war, sich im schmucklosen Stil des Bundes deutscher Mädchen zu kleiden. Jeder Versuch freilich, zu vergangenen feministischen Vorstellungen zurückzukehren oder mit zu grossem Eifer für bessere Entfaltungsmöglichkeiten für Frauen in der Partei einzutreten, wurde argwöhnisch verfolgt, und Sophie Rogge-Börner, die sich dagegen zur Wehr setzte, dass selbst die Arbeit der Frauenschaften unter männlicher Aufsicht stand, wurde 1937 mit einem offiziellen Rede- und Veröffentlichungsverbot belegt.⁶²

Indes scheint auf Seiten der Frauen die Neigung nicht gross gewesen zu sein, gegen die offizielle Einstellung zu ihrem Geschlecht Widerspruch zu erheben. Was wir wissen, lässt eher auf das Gegenteil schliessen. Der häufig bemühte Vergleich zwischen dem Antifeminismus und Antisemitismus der Nazis ist nicht ganz unsinnig – beides diente dazu, vielfältige Vorurteile und Unzufriedenheiten auf einzelne Zielgruppen zu lenken – aber im Hinblick auf ersteren scheint es, als hätte sich die Mehrheit der Betroffenen gar nicht als Opfer gefühlt. Wenn Hitler in einer Ansprache an die NS-Frauenschaften auf dem Parteitag von 1934 den Gegensatz zwischen der Welt des Mannes – dem Staat und dem Kampf für die Gemeinschaft – und «der Welt der Frau» hervorhob, «einer kleineren Welt», zu der «ihr Mann, ihre Familie, ihre Kinder und ihr Heim» gehörten, fand er damit bei einer Generation von Frauen, denen die Annehmlichkeiten dieser kleineren Welt vorenthalten geblieben waren, mehr Zustimmung als Ablehnung, ganz besonders bei den einfluss-

reichen Frauenverbänden, die mit der Deutschnationalen Partei und der evangelischen Kirche verbunden waren. Und wenn Goebbels argumentierte, die «Entfernung der Frauen aus dem öffentlichen Leben (erfolge) einzig und allein, um ihnen die Würde ihres Wesens wiederzugeben», klang das für viele Frauen aus der Mittelschicht überzeugend, die sich von dem Kult geschmeichelt fühlten, den die Nazis um die Gestalt der idealen deutschen Frau und Mutter veranstalteten. Denjenigen Frauen, denen dieses Ideal nicht zusagte oder die aufgrund äusserer Umstände nicht in den Genuss der vom Regime gewährten Vergünstigungen kommen konnten, brachte der wirtschaftliche Aufschwung, den das Land unter Hitler nahm, andere Vorteile. Als nach 1936 eine Zeit grösseren Wohlstands anbrach, wurden die bis dahin gegen die Beschäftigung von Frauen in Gewerbe und Industrie geübten Sanktionen gelockert, und langsam aber sicher eröffneten sich ihnen bessere und auch lukrativere Möglichkeiten. Paradox, dass ausgerechnet ein Regime, das in seiner Einstellung zur Rolle der Frau in der Gesellschaft eine reaktionäre Ideologie vertrat, in mancher Hinsicht zur Verbesserung ihrer realen Stellung beitrug.⁶³

Was Adolf Hitler betrifft, so war er, wie wohl bekannt ist, bei der grossen Mehrheit der deutschen Frauen nicht nur beliebt, sondern genoss ihre nahezu abgöttische Verehrung; niemals machten sie ihn verantwortlich für die Verbrechen, die unter seiner Herrschaft verübt wurden; sie kreideten sie seinen Gefolgsleuten an, während sein Bild unbefleckt blieb. An diesem kritiklosen Glauben an den Führer hielten sie unbeirrt fest, bis ihnen die Trümmer des Dritten Reichs um die Ohren flogen.

5. Entrechtung und Enteignung der Juden

In seinen Memoiren beschreibt Albert Speer, wie er am 10. November 1938, am Morgen nach den abscheulichen Pogromen der «Reichskristallnacht», durch die Fasanenstrasse in Berlin ging; in dieser Nacht war die Berliner Synagoge dem Erdboden gleichgemacht und waren jüdische Gemeindehäuser und Synagogen in anderen Städten geplündert oder schwer beschädigt, über 7'000 jüdische Geschäfte zerstört, nahezu hundert Juden getötet und Tausende gezüchtigt und bedroht worden. Speer schreibt, in dieser Nacht sei, wenn er es auch zu diesem Zeitpunkt noch nicht erkannte, mehr in Scherben gegangen als nur Glas; mit der Inszenierung der Kristallnacht habe Hitler einen Rubikon überschritten, und es habe etwas begonnen, «das mit der Vernichtung einer Gruppe un-

seres Volkes enden sollte». ⁶⁴ Als Zeuge seiner Zeit war Albert Speer von seltener Borniertheit. Die Ursprünge des Rassenhasses, der zur Vernichtung der deutschen Juden führte, reichten nämlich zeitlich weit vor die Kristallnacht zurück. Sie lassen sich auffinden in der Reaktion breiter Bevölkerungsteile auf bestimmte gesellschaftliche Umschichtungen, die Deutschlands verspäteten, aber stürmischen Aufstieg zur Industriemacht im neunzehnten Jahrhundert begleiteten, und in der Herausbildung eines gehässigen rassistischen Antisemitismus in der Wilhelminischen Epoche, der so lange latent blieb, bis er unter dem Eindruck der militärischen Niederlage und des wirtschaftlichen Zusammenbruchs zur wirkungsvollen Kampfparole der rechtsradikalen Fanatiker und Demagogen wurde, die den Kampf gegen die Weimarer Verfassung anführten. Ihr politisch fähigster Kopf, Adolf Hitler, war auch derjenige, der am zwanghaftesten dem Hass gegen die Juden und der Angst vor ihnen verfallen war. Wie Lucy Dawidowicz schreibt, «waren die Juden Hitlers fixe Idee. Er war überzeugt, dass sie die Ursache alles Bösen, allen Unheils und allen tragischen Geschicks waren, dass sich das ganze Weltgeschehen auf ihr Wirken zurückführen liess wie auf ein unerbittlich waltendes Naturgesetz ..., dass sie die Heerscharen des Bösen waren, die er in göttlichem Auftrag zu vernichten hatte.» ⁶⁵ Es ist kaum zu bezweifeln, dass Hitler die Kristallnacht und weit Schlimmeres schon im Sinn hatte, lange ehe er an die Macht kam, und eine ernste Vorwarnung auf die Greuel, die folgen sollten, waren die antijüdischen Gesetze, die Hitler in Kraft setzte, unmittelbar nachdem das Ermächtigungsgesetz vom März 1933 seiner Willkür Tür und Tor geöffnet hatte. Wenn er mit seinem Antisemitismus in den ersten Jahren Zurückhaltung übte, dann nicht, weil er etwa in seinen eigentlichen Absichten unsicher geworden wäre, sondern lediglich aus Sorge über die Reaktion des Auslands auf eine Verfolgung der Juden und über die möglicherweise schädlichen wirtschaftlichen Folgen eines übereilten Vorgehens.

Die Woge der antijüdischen Gewaltakte, die Hitlers Ernennung zum Kanzler auf dem Fusse folgte – pöbelnde Banden, häufig aus uniformierten SA-Leuten bestehend, schlugen die Schaufenster jüdischer Kaufhäuser ein, plünderten die Auslagen und griffen jüdische Bürger tötlich an –, hatte im Ausland empörte Reaktionen ausgelöst und in den westlichen Demokratien zur Erörterung möglicher gemeinsamer Repressalien gegen Deutschland und zu nicht wenigen spontanen Boykottaktionen gegen deutsche Waren geführt. Es war typisch für Hitler und seinen Glauben an eine weltweite jüdische Verschwörung, dass er überzeugt war,

diese Proteste im Ausland seien ausschliesslich von Juden gesteuert und könnten durch einen allgemeinen Boykott jüdischer Geschäfte in Deutschland zum Verstummen gebracht werden. «Vielleicht», sagte er Goebbels am 26. März, «werden sich dann die ausländischen Juden eines Besseren besinnen, wenn es ihren Rassegenossen in Deutschland an den Kragen geht.»⁶⁶ Der Boykott wurde Anfang April verkündet und galt für drei Tage, verfehlte jedoch vollkommen seinen Zweck; und die Wirtschaftsfachleute, allen voran Reichsbankpräsident Schacht, bemühten sich, Hitler klarzumachen, auf welchen wackligen Beinen die deutsche Handels- und Zahlungsbilanz stand und was passieren könnte, wenn ausländische Geschäftspartner Deutschland die kalte Schulter zeigten. Wenn wir seiner eigenen Darstellung Glauben schenken können, führte Schacht eine ausgesprochen deutliche Sprache und machte Hitler auch später, nachdem er Wirtschaftsminister geworden war, immer wieder ernste Vorhaltungen: «Die quälende Verfolgung einzelner jüdischer Personen unter Führung oder Mitwirkung parteimässiger Stellen und das Versagen der staatlichen Organe demgegenüber lässt den jüdischen Boykott gegen den deutschen Export immer wieder aufflammen, weil jeder, auch der kleinste Fall sofort gross aufgemacht und verbreitet wird nach dem bekannten Wort von Schopenhauer: dass, wenn einem Juden in Frankfurt einmal auf den Fuss getreten wird, die ganze internationale Presse von Moskau bis San Franzisko ein Wehgeschrei erhebt.»⁶⁷ Andere Berater hoben hervor, dass unkontrollierte Ausschreitungen der SA gegen jüdische Geschäfte für das gesamte Wirtschaftsleben in den betroffenen Vierteln schädlich waren und dass die Verwüstung von Kaufhäusern wie Wertheim und Tietz in Berlin kein Verständnis bei Menschen fand, die gewohnt waren, ihre Einkäufe in diesen im Hinblick auf Bedienung, Auswahl und Preisgünstigkeit vorbildlichen Häusern zu tätigen, ganz zu schweigen von den Tausenden von Verkäufern und Verkäuferinnen, die die beständigen Störungen an ihren Lohntüten zu spüren bekamen.

Dieses letztere Argument war von besonderer Überzeugungskraft in der Zeit, als die Vollbeschäftigung noch nicht erreicht war, und hatte es zunächst so ausgesehen, als wolle das Regime die Schliessung der jüdischen Geschäfte erzwingen, so bemühte es sich im Gegenteil bald darum, sicherzustellen, dass sie weiter betrieben wurden, weil man von ihrer Schliessung eine Verschlechterung der wirtschaftlichen Lage befürchtete. Im Textil- und Einzelhandel blieben jüdische Firmen bis 1938 tätig und machten gute Geschäfte, und insbesondere in Berlin und Ham-

burg vermochten angesehene und anspruchsvolle Häuser ihren alten Kundenstamm zu behaupten, obwohl sie in jüdischem Besitz waren. Was das Finanzgewerbe betraf, so konnten jüdische Firmen an der Berliner Börse uneingeschränkt tätig bleiben, und Bankhäuser wie Mendelssohn, Bleichröder, Arnhold, Dreyfuss, Straus, Warburg, Aufhäuser und Behrens waren noch bis 1937 aktiv.⁶⁸

Abgesehen von diesem Freiheitsspielraum, den man ihnen beliefs, wurden die deutschen Juden systematisch aller ihrer anderen Rechte beraubt. Durch gezielte Anwendung des Gesetzes zur Wiederherstellung des Berufsbeamtentums und seiner Durchführungsbestimmungen liess Hitler sie aus ihren Stellungen in der staatlichen Verwaltung, in der Justiz, in der Ärzteschaft und im Hochschulwesen ausschalten,⁶⁹ während das Gesetz gegen die Überfüllung der deutschen Schulen und höheren Lehranstalten (vom 25. April) ihren Kindern das Recht auf höhere Bildung verwehrte und durch die Einrichtung der Reichskulturkammer (am 29. September) und durch das Inkrafttreten des Pressegesetzes (vom 4. Oktober) die Voraussetzungen für ihren Ausschluss aus dem Literatur- und Kunstbetrieb geschaffen wurden. Wie diese Gesetze und andere, etwa das Gesetz zur Aufhebung der Einbürgerung (vom 14. Juli), das osteuropäischen Juden und anderen «Unerwünschten», die in der Weimarer Zeit eingebürgert worden waren, die deutsche Staatsbürgerschaft wieder absprach, in der Praxis angewandt werden sollten, ging aus einem Erlass vom 11. April hervor; dieser setzte fest, dass als Nicht-Arier jeder gelten sollte, der von nicht-arischen, insbesondere von jüdischen Eltern oder Grosseltern abstammte; wer Beamter werden oder bleiben wollte, musste hinfort seine arische Abstammung durch Vorlage überzeugender Dokumente belegen.

Als Hitler seine ersten aussenpolitisch bedeutsamen Erfolge feierte – mit der Volksabstimmung an der Saar im Januar 1935 und mit der demonstrativen Aufkündigung der Entwaffnungsbestimmungen des Versailler Vertrages im März⁷⁰ –, löste dies bei den Parteianhängern eine Welle der Siegesbegeisterung aus, die sich in neuen barbarischen Ausschreitungen gegen jüdisches Eigentum und jüdische Mitbürger niederschlug. Im Sommer 1935 war die Tauentzienstrasse in Berlin mit Plakaten geschmückt, auf denen stand: «Wer beim Juden kauft, ist ein Volks Verräter!», und in Münchner Parkanlagen verkündeten Hinweisschilder: «Juden sind hier unerwünscht.»

Erneut erhob Schacht Einspruch, und da das Regime sich ausserdem darüber Gedanken machte, dass offene antisemitische Kundgebungen sich negativ auf die Zahl der Teilnehmer und Besucher der Olympischen

Spiele 1936 in Berlin auswirken könnten, sah es sich veranlasst, dem Treiben Einhalt zu gebieten; aber bei Gelegenheit des Parteitags vom September 1935 vollendete Hitler, wie um seinen Anhängern die Gewissheit zu geben, dass er keine Zugeständnisse mehr an das internationale Judentum machen werde, die Entrechtung der deutschen Juden: Das Reichsbürgergesetz vom 15. September beraubte die deutschen Juden ihrer Staatsangehörigkeit und der letzten Hoffnungen, die sie vielleicht noch hinsichtlich eines gesetzlichen Schutzes gehegt hatten, indem es die arische Blutzugehörigkeit zur Voraussetzung für die deutsche Staatsbürgerschaft erklärte und ergänzend betonte: «Der Reichsbürger ist der alleinige Träger der vollen politischen Rechte nach Massgabe der Gesetze.» Das am gleichen Tage erlassene Gesetz zum Schutz des deutschen Blutes und der deutschen Ehre wurde mit einer Präambel eingeleitet, in welcher der Reichstag seiner einstimmigen Überzeugung, dass «... die Reinheit des deutschen Blutes die Voraussetzung für den Fortbestand des deutschen Volkes ist», Ausdruck verlieh und seinen «unbeugsamen Willen» kundtat, «die deutsche Nation für alle Zukunft zu sichern ...». Das Gesetz selbst verbot Eheschliessungen zwischen deutschen Staatsangehörigen und jüdischen Männern bzw. Frauen und bedrohte die Zuwiderhandlung ebenso wie die Unterhaltung ausserehelicher Beziehungen zwischen Deutschen und Juden mit Gefängnisstrafen.⁷¹

Die Nürnberger Gesetze von 1935 erinnern an die Handlungsweise eines primitiven Stammes, der missliebige Angehörige aus seinem Territorium verbannt und für vogelfrei erklärt. Es war kein Zufall, dass Mitglieder der Regierung Hitlers zu dieser Zeit anfangen, darüber nachzudenken, wie man die Ausgestossenen am besten berauben könnte. Als man die Olympischen Spiele hinter sich gebracht hatte und keine aussenpolitischen Rücksichten mehr einer offenen antijüdischen Politik im Weg standen, liess Hitler selbst sich eine neue Methode einfallen, wie man sich in den Besitz der Reichtümer des verhassten Feindes bringen konnte. In seiner Denkschrift vom August 1936 stellte er den Grundsatz auf, dass die jüdische Volksgruppe als Ganze für alle Schäden verantwortlich zu machen sei, die der deutschen Wirtschaft von einzelnen Juden zugefügt würden, und verlangte ein entsprechendes Gesetz. Hermann Göring versuchte nach diesem Grundsatz zu handeln, als er im Frühjahr 1937 die jüdischen Devisenvermögen beschlagnahmte, und ebenso auch nach der Kristallnacht, aber in beiden Fällen war der Ertrag enttäuschend, und der Reichsmarschall begann darüber nachzudenken, ob es nicht gewinnbringender sein würde, zu einer direkten Enteignungspolitik überzugehen.

Endgültig zu dieser Überzeugung gelangte er vielleicht aufgrund dessen, was sich in Wien in den Tagen und Wochen nach dem Anschluss Österreichs abgespielt hatte; mit einer Göring und auch anderen Deutschen zunächst imponierenden Begeisterung und Gründlichkeit hatten sich dort die Österreicher der Aufgabe gewidmet, bei ihren jüdischen Mitbürgern plündern zu gehen – wobei sie, wie die SS-Zeitung *Schwarzes Korps* bewundernd schrieb, «mit ehrlicher Freude» zu Werke gegangen seien und innerhalb von 14 Tagen geschafft hätten, «was wir in unserem langsamen, schwerfälligen Norden bis zum heutigen Tage nicht zuwege gebracht haben». ⁷² Einen Monat später liess Göring das erste einer ganzen Reihe von Enteignungsgesetzen in Kraft treten. Eine für alles Weitere grundlegende «Verordnung über die Anmeldung des Vermögens von Juden» vom 26. April 1938 verpflichtete alle Juden, eine vollständige Aufstellung über ihre in- und ausländischen Vermögensverhältnisse abzugeben, soweit diese über 5'000 RM lagen, und setzte fest, dass «der Beauftragte für den Vierjahresplan ... die Massnahmen treffen [kann], die notwendig sind, um den Einsatz des anmeldepflichtigen Vermögens im Einklang mit den Belangen der deutschen Wirtschaft sicherzustellen». Mit der Arisierung jüdischer Unternehmen wurde von Juni an Ernst gemacht; einen Monat später erhielten die jüdischen Ärzte die Mitteilung, dass sie ihre Praxis binnen drei Monaten schliessen müssten; im September erfuhren die jüdischen Rechtsanwälte, dass sie bis zum 30. November Zeit hätten, dasselbe zu tun; und im Oktober verkündete Göring, es sei erforderlich, dass die Juden vollständig «aus der Wirtschaft entfernt» würden. ⁷³ Dann folgten, ausgelöst durch die Ermordung eines deutschen Botschaftssekretärs durch einen polnisch-jüdischen Studenten in Paris am 7. November, die Ausschreitungen der Kristallnacht, in deren Gefolge die Juden nicht nur die erlittenen Schäden selbst bezahlen mussten (denn der Staat beschlagnahmte die von den Versicherungen ausgezahlten Beträge), sondern auch zur Zahlung einer Kollektivstrafe von einer Milliarde RM gezwungen wurden. Am gleichen Tag, an dem Göring diese Tributsumme kassierte, erliess er eine Verordnung zur Ausschaltung der Juden aus dem deutschen Wirtschaftsleben, die Juden die Tätigkeit in Einzelhandelsgeschäften, Versandhäusern, in selbständigen Handwerksberufen, im Handel, in der Wehrmacht und in Unternehmensleitungen untersagte. ⁷⁴ Kurz gesagt: Als das Jahr 1939 anbrach, waren die Juden misshandelt und ausgeplündert, ihrer Bürgerrechte beraubt und schliesslich auch um ihren Lebensunterhalt gebracht worden.

Man könnte an dieser Stelle fragen, wer von diesen erzwungenen Vermögensabtretungen profitierte. Göring als verantwortlicher Leiter des kriegswirtschaftlichen Programms betonte stets, dass sie nicht als «Wohlfahrtsplan für unfähige Parteigenossen» zu verstehen seien, womit er vielleicht auf die weitere Entwicklung in Österreich anspielte, wo es bis Ende 1938 3'500 Parteimitglieder zum Posten eines «kommissarischen Verwalters» beschlagnahmter jüdischer Vermögenswerte gebracht hatten. Der Beauftragte für den Vierjahresplan betonte nachdrücklich, dass jüdisches Eigentum dem Reich gehöre.⁷⁵ In Wirklichkeit waren die Hauptnutznießer jedoch, wie die *Frankfurter Zeitung* im Mai 1935 feststellte, von Anfang an die Grossunternehmen, die dadurch, dass sie die unter Druck geratenen jüdischen Firmen auf- und auskauften, ihren Besitzstand abrundeten und ausweiteten; und dieser Prozess setzte sich in verschiedenen Abwandlungen fort, als 1938 die Arisierung offen proklamiert wurde. Auf eine kurze Formel gebracht, förderte die Enteignungspolitik den ohnehin schon ausgeprägten Trend zur Kapitalkonzentration und Monopolisierung. Zwischen 1932 und 1939 nahm die Zahl der Bankhäuser in Deutschland von 1'350 auf 520 ab, und die meisten von denen, die geschluckt wurden, waren jüdische Firmen wie S. Hirschland in Essen. Die Aneignung jüdischer Firmen ermöglichte die Errichtung bedeutender neuer Kartelle in der Textilindustrie und kam ganz allgemein grossen und finanzstarken Konzernen zugute, so etwa der Otto-Wolff-Gruppe, die die Eisen- und Stahlwerke Thäie übernahm, Friedrich Flick, der Rawack und Grünfeld Montaninteressen schluckte, und dem Mannesmann-Konzern, der die Firma Wolff-Netter-Jacobi und die Hahnschen Werke übernahm.⁷⁶ Die hieraus resultierende Konzentration in der Eisen- und Stahlindustrie mag der beschleunigten Aufrüstung dienlich gewesen sein; man kann jedoch wohl kaum behaupten, dass der Monopolisierungsprozess auf dem Verbrauchsgütersektor irgendetwas anderes brachte als Riesenprofite für die Monopole.

6. Der Endlösung entgegen

Bei den Diskussionen, die dem Erlass der Verordnung zur Ausschaltung der Juden aus dem deutschen Wirtschaftsleben vorangingen, äusserte Reinhard Heydrich, der Chef des Sicherheitsdienstes (SD) in der SS, in dessen Amt seit 1934 eine eigene Abteilung für jüdische Angelegenheiten bestand mit der Auflage, Vorschläge zu einer langfristigen Lösung

der jüdischen Frage zu entwickeln, Göring gegenüber, den Juden ihre Geschäfte wegzunehmen sei bestenfalls eine Zwischenlösung. «Das Hauptproblem, nämlich die Juden aus Deutschland hinauszuerwerfen, bleibt bestehen.» Der berüchtigte Sicherheitschef schlug Göring vor, eine Politik der Auswanderung in Erwägung zu ziehen, wie sie sein Mitarbeiter Adolf Eichmann in Wien nach dem Anschluss in Gang gesetzt hatte, eine Politik, die den Juden zwei Möglichkeiten zur Wahl offenliess: entweder Zwangsarbeit und Konzentrationslager oder die Emigration.

Göring war einverstanden, freilich, wie es scheint, unter dem Vorbehalt, dass man Möglichkeiten fand, die Emigration für diejenigen, die sie erzwangen, gewinnträchtiger zu machen; im Januar 1939 wurde die Reichszentrale für jüdische Auswanderung unter Heydrich eingerichtet und erhielt den Auftrag, mögliche Verfahrensweisen auszuarbeiten. Aber die Ereignisse nahmen 1939 zu rasch ihren Lauf, als dass dieser Plan sich noch hätte in Angriff nehmen lassen, und der herannahende Krieg machte eine organisierte Auswanderung bald unmöglich. Hitler dachte jedoch ohnehin bereits über die von Heydrich vorgeschlagene Lösung hinaus. Am 21. Januar führte er ein vertrauliches Gespräch mit dem tschechoslowakischen Aussenminister Chwalkovski, bei dem er diesem erklärte, «die Juden würden bei uns *vernichtet*. Den 9. November 1918 hätten die Juden nicht umsonst gemacht, dieser Tag würde gerächt werden.»⁷⁷ Eine Woche später verkündete er vor dem Reichstag in einer Rede zum 7. Jahrestag seiner Machtergreifung, wenn das internationale Judentum die Welt in einen neuen Krieg stürzen wolle, dann werde «das Ergebnis nicht die Bolschewisierung der Erde und damit der Sieg des Judentums sein, sondern die Vernichtung der jüdischen Rasse in Europa».⁷⁸

XVIII. Kultureller Niedergang und politischer Widerstand

Dicht gedrängt die Tausende, die Minister Dr. Goebbels mit dem deutschen Grusse willkommen heissen. Fanfaren schmettern, die Bläser der Staatskapelle geben den festlichen Auftakt. Dann leitet das philharmonische Orchester unter der sicheren Stabführung Peter Raabes mit Beethovenklängen über zu den machtvollen, richtunggebenden Worten, die der Führer in seinem Werke ‚Mein Kampf über das Verhältnis von Kunst und Volk findet. Staatsschauspieler Lothar Müthel spricht sie ganz einfach, in bezwingender Klarheit. Und wieder Musik, diesmal aus Pfitzners ‚Von Deutscher Seele‘.

‚Deutschland, erwache!‘, der aufrüttelnde Ruf hallt durch den Saal. Heilrufe grüssen noch einmal Dr. Goebbels, als er an das Rednerpult tritt. Der Minister beginnt mit einem historischen Rückblick und erinnert an seine früheren Worte von der schöpferischen Freiheit, von der Kunst, die freibleibe in ihren eigenen Entwicklungsgesetzen, aber gebunden sei an die sittlichen, sozialen und nationalen Grundsätze des Staates.

‚Es entspricht nicht der Loyalität«, so führte der Minister weiter aus, die der schaffende Künstler dem neuen Staate schuldet, wenn nationalsozialistische Forderungen, die im Geiste der kämpfenden Bewegung ihre Rechtfertigung finden, als von gewissen Kreisen kommend, verdächtigt und diskreditiert werden. Denn der Nationalsozialismus ist nicht nur das politische und soziale, sondern auch das kulturelle Gewissen der Nation.»

Berliner Lokal-Anzeiger (7. Dezember 1934)

Ein Land ist nicht nur das, was es tut, – es ist auch das, was es verträgt, was es duldet.

Kurt Tucholsky an Arnold Zweig (1934)

Bei einem Gespräch, das Adolf Hitler im November 1938 dem ausländischen Pressekorps gewährte und in dem er sich mit bestürzender Offenheit äusserte, machte er aus seiner Abneigung gegen Intellektuelle keinen Hehl. «Leider», führte er aus, «man braucht sie ja, sonst könnte man sie eines Tages, ja, ich weiss nicht, ausrotten oder so was. Aber leider, man braucht sie.»¹

Hier sprach nicht der verhinderte Künstler, sondern der praktische Politiker. Der Führer wusste, dass ein fester Rückhalt bei der Intelligenz zu den Dingen gehörte, die das Vertrauen des einfachen Bürgers zu seiner

Regierung am wirksamsten förderten, und dass das Fehlen dieses Rückhalts eine der entscheidenden Schwächen der Weimarer Republik gewesen war. Vom Beginn seiner Kanzlerschaft an war er darauf aus, sich die Gefolgschaft deutscher Künstler, Schriftsteller und Wissenschaftler zu sichern, und dies gelang ihm in bemerkenswertem Ausmass. Gewiss, viele von denen, die zu den anerkanntesten Vertretern des deutschen Geisteslebens zählten, gingen ins Exil, so schnell es ihnen möglich war, so dass Deutschland von da an auf kluge und begabte Köpfe wie Thomas und Heinrich Mann, Arnold und Stefan Zweig, Franz Werfel und Jakob Wassermann, auf die bedeutenden Meister der Bauhaus-Schule, auf Maler wie Beckmann, Kokoschka und Schwitters, auf Architekten wie Mies van der Rohe und Marcel Breuer, auf Musiker wie Kurt Weill, auf Meisterregisseure wie Sternberg und Fritz Lang sowie auf zahlreiche Gelehrte und Lehrer verzichten musste, deren Wissen und Können stattdessen anderen Ländern zugute kommen sollte. Doch an Zahl konnten es diejenigen, die emigrierten, nicht annähernd mit denen aufnehmen, die als führende Repräsentanten aller Sparten der intellektuellen Tätigkeit den Nationalsozialismus jubelnd willkommen hiessen und seinem Führer mit allen Anzeichen echter Begeisterung ihre Unterstützung zusagten.

1. Die Intellektuellen und der Nationalsozialismus

Es fällt nicht schwer, Gründe für diese zustimmende Reaktion anzuführen. In vielen Fällen war sie die Folge einer politischen Naivität, die den unvermeidlichen Preis für die traditionelle Entrücktheit der deutschen «Dichter und Denker» von der praktischen Realität darstellte, und einer widerspruchsvollen Sehnsucht nach dem Gemeinschaftserlebnis, wie sie sich häufig hinter jener «Innerlichkeit» verbarg. Weitere Motive lagen in der überraschend stark ausgeprägten Überzeugung, die deutsche Kultur sei in der republikanischen Periode zu «international» geworden – dieses Gefühl hatte 1931 zu einer geräuschvollen Sezession an der Preussischen Akademie der Künste geführt –, und in dem Glauben, dass die Zeit für eine Erneuerung und Bekräftigung nationaler Wertsetzungen gekommen war und dass Hitler genau das meinte, wenn er von der Notwendigkeit einer lebendigen Verbindung zwischen Volk und Kultur sprach. In vielen Fällen spielten auch die Erbitterung über einen vermeintlichen Mangel an Wertschätzung und die Hoffnung eine Rolle, dass verkannte Begabungen unter dem Nationalsozialismus Anerken-

nung und Erfolg finden würden. Auch die Bewunderung für Gewalt, Terror und Brutalität, zu der viele Intellektuelle neigen, war nicht ohne Einfluss. Und schliesslich war bei allzuvielen die Furcht vor den Folgen im Spiel, die es für sie haben konnte, wenn sie das Regime nicht unterstützten.

Diese Angst, das elementarste aller Gefühle, war es, die jene beklagenswerten Beispiele an persönlicher Feigheit und Untreue hervorbrachte, die Thomas Mann 1939 in seinem Tagebuch festhielt: der erfolgreiche Berliner Architekt, der, um seine Karriere nicht zu gefährden, einräumte, dass seine Frau Jüdin war, aber beteuerte, dass er mit ihr seit acht Jahren keine intimen Beziehungen mehr unterhielt; oder die Künstler der Münchner satirischen Zeitschrift *Simplicissimus*, die ihre frühere Republiktreue und ihre vielen giftigen antinazistischen Karikaturen wegzuretuschieren versuchten, indem sie behaupteten, von einem ihrer Kollegen, Theodor Heyne, angestiftet worden zu sein.² Aber keine Zwangslage vermag zu erklären, warum Männer wie Gerhart Hauptmann und Carl Schmitt, Martin Heidegger und Gottfried Benn, die eine anerkannte Stellung innehatten und breites Ansehen genossen, freiwillig zum Nationalsozialismus überschwenkten und damit den Propagandisten der Partei ein Argument gegen jene lieferten, die dem Regime vorhielten, es werde von den besten Köpfen und den bedeutendsten Künstlern des Landes abgelehnt.

Man möchte argwöhnen, dass Hauptmann, gleich, welche Regierung 1933 an die Macht gekommen wäre, Anlass gefunden hätte, ihr seine Unterstützung anzubieten. Aus dem hageren jungen Radikalen von 1890, der mit seinem Stück *Die Weber* das Publikum schockiert und aufgerüttelt hatte, war mit den Jahren eine gewichtige und etablierte gesellschaftliche Figur geworden; stolz auf seine vermeintliche Ähnlichkeit mit dem grössten Dichter Deutschlands, die er auf jede erdenkliche Weise herauszustreichen versuchte (zur grossen Belustigung von Joseph Goebbels, der ihn einen «Gewerkschafts-Goethe» nannte), genoss er seinen Prominentenstatus. Hauptmanns politische Auffassungen waren stets verschwommen und unbeständig gewesen, und während des Krieges und in den Jahren der Republik war er mit drolliger Regelmässigkeit hin- und hergeschwenkt, um am Ende jedesmal lautstark der Politik und den Parteien sein Vertrauen auszusprechen, die gerade das Übergewicht besaßen. Daher war seine Haltung zum Nationalsozialismus nur so lange unklar, wie dessen Sieg noch in Zweifel stand. Nachdem Hitler aber einmal seine Macht gefestigt hatte, wurde Hauptmann zu einem seiner wärmsten Bewunderer; er brachte es fertig, nach einer Rede Hit-

lers, in der der Führer Winston Churchill als einen «wahnsinnigen Säuerer» bezeichnet und die Juden als «Weltbrandstifter» beschimpft hatte, zu schreiben, Hitler sei tatsächlich «durchaus Platonist, also Ideen (mensch), eigentlich human, national und europäisch universell».

Über Hitlers aussenpolitische Erfolge geriet er ins Schwärmen – «Ich fühle das Ereignis im Blut!» schrieb er nach der Besetzung des Sudetenlands –, und zu keinem Zeitpunkt schien er sich Gedanken darüber zu machen, ob sie am Ende nicht vielleicht einen verheerenden Preis kosten würden, ja, er schien auch an anderen Aspekten der nationalsozialistischen Herrschaft nichts auszusetzen zu haben. «Ich muss endlich», schrieb er 1938, «diese sentimentale Judenfrage für mich ganz und gar abtun: Es stehen wichtigere, höhere deutsche Dinge auf dem Spiel – und man spürt Grösse und Kraft der Organisation.» Hans von Brescius hat die Ansicht vertreten, dass in all dem mehr unschuldige Unwissenheit steckte als Opportunismus und dass man Hauptmann am ehesten gerecht wird, wenn man sein Verhalten als Lehrbeispiel für die Verführbarkeit der Bürgerseele betrachtet.³ Wie dem auch sei, dieser Naive war ein prominenter Mann, und sein «Ich sage ja zum Nationalsozialismus!» am Vorabend der Wahl vom März 1933 war zweifellos nicht ohne Einfluss auf die Einstellung solcher Menschen, die der politischen Meinung von Filmstars und anderen Prominenten Bedeutung beimessen.

Bei den drei anderen neubekehrten Nationalsozialisten handelte es sich um schwerwiegendere Fälle. Carl Schmitt war der meistgelesene und angesehenste Staatsrechtler seiner Zeit; sein Renommee verdankte er seiner Begabung, treffend-eingängige Formulierungen zu kreieren (von ihm stammt neben anderen Dingen auch der überstrapazierte Ausdruck «Pluralismus»), und seinem literarischen Stil, dessen Eleganz und Klarheit die dem Schmittschen Denken eigentümliche fröhliche Blutrünstigkeit all denen schmackhaft machten, denen die Mängel des demokratischen Systems Anlass zur Sorge waren. Ein moderner Machiavellist, hielt Schmitt sich nicht mit moralischen Betrachtungen auf, sondern vertrat den Standpunkt, wenn man eine vernünftige Politik machen wolle, müsse man zunächst das abgenutzte Vokabular und die gewundene Halbherzigkeit der Liberalen über Bord werfen. Unfähig, die Gewalt und den Konflikt als die eigentlichen Grundelemente des politischen Prozesses anzuerkennen, hatten die liberalen Theoretiker selbst die politische Sprache gefälscht und denaturiert, hatten den Begriff der Macht wie ein Schimpfwort verwendet und unentwegt verkündet, Konflikte liessen sich durch wirtschaftliche Zugeständnisse oder durch ein

vernünftiges Miteinanderreden vermeiden. Überdies hatten sie die verderbliche Lehre verbreitet, der Staat sei, bei Lichte besehen, nichts anderes als ein durch Übereinkunft zustandegekommenes Organ, dessen Lebensfähigkeit auf einem Kompromiss zwischen gesellschaftlichen Gruppen beruhe. In der Weimarer Epoche hatte diese Theorie zur Rechtfertigung jenes Vorgangs gedient, in dessen Verlauf das Deutsche Reich zu einem zusammenhanglosen Gemenge von Regierungs- und Verwaltungsabteilungen geworden war, mit einem Reichstag, der unfähig war, die ihm zustehenden Aufgaben zu erfüllen, und einer Regierung, die nicht die Macht besass, Entscheidungen zu treffen.

Schmitt scheint selbst gefühlt zu haben, dass die Radikalität seiner Auffassungen für den durchschnittlichen Deutschen zu scharf sein könnte; 1928 schrieb er, das Bedürfnis der Menschen nach dem legalen Schein sei grösser als ihr politisches Verständnis, und sie würden die Beseitigung der Verfassung bereitwilliger hinnehmen, wenn sie mit Mitteln betrieben würde, die von der Theorie her zu rechtfertigen wären, als wenn sie durch einen Putsch oder eine Revolution erfolgte. Als Deutschland 1932 in die langwierige Verfassungskrise hineintrieb, die mit der Machtergreifung Adolf Hitlers ihren Abschluss fand, lieferte Schmitt den Deutschen in einem Aufsatz mit dem Titel *Der Begriff des Politischen* das, was sie seiner Ansicht nach wollten. Darin entwickelte er mit kasuistischer Spitzfindigkeit die These, aktuelle Situationen brächten ihre eigene Legalität hervor, und Notlagen setzten gesetzliche Normen ausser Kraft: «Souverän ist, wer über den Ausnahmezustand entscheidet.»⁴ Dies wurde weithin als Hinweis darauf gewertet, dass Schmitt einer der Urheber des Papenschen Staatsstreichs in Preussen im Juli 1932 gewesen sei.⁵ Das trifft nicht zu, wengleich Schmitt diese Aktion bejahte und sie in einem Artikel in der *Deutschen Juristenzeitung* im August rechtfertigte. In jedem Fall war seine Theorie von grenzenloser Geschmeidigkeit, und er bediente sich ihrer bald selbst, um seine prompte Parteinahme für Hitler zu erklären, wie er es etwa in einer Rede an der Handelshochschule im Januar 1933 und später im selben Jahr noch einmal in seiner Antrittsvorlesung an der Kölner Universität tat. Seine These von der «Überlegenheit des Existentiellen über das bloss Normative» und seine Ausführungen über die rechtlichen Folgen dieser Überlegenheit erhielten ihre endgültige Form in einem im Juli 1934 erschienenen weiteren Artikel in der *Deutschen Juristenzeitung*, in welchem er die Rechtmässigkeit des Hitlerschen Blutgerichts gegen die SA vom 30. Juni durch den ihm und sich selbst genügenden Nachweis darlegte, dass der Führer sein eigenes Gesetz nicht nur machte, sondern es auch war.

Dass Martin Heidegger den Weg zum Nationalsozialismus fand, erklärt sich aus einer Neigung zur Selbstversunkenheit, die an Weltfremdheit grenzte, und aus einem Provinzialismus, der seinen allgemeinen Gedankengängen einen archaischen, wenn nicht primitiven Zug verlieh. Als Philosoph in einem Grade mit Ehrerbietung überhäuft, der wohl übertrieben zu nennen ist (Jean Amery hat ihn knapp und respektlos als «einen Denker» charakterisiert, «in dessen Ahnenreihe wir die Bilder von Pascal und Kierkegaard erkennen, der aber – Gott war schon tot! – zu nichts gelangen konnte als zu schlichter Transzendentalphilosophie konventioneller Prägung»⁶), widmete sich Heidegger der Untersuchung des Lebens und Seins der gewöhnlichen Menschen und der Grundprobleme ihres Erlebens – der Sorge, der Angst, des Todes. Die herkömmlichen sprachlichen Mittel und Begriffe der Philosophie lehnte er als für dieses Vorhaben untauglich ab und versuchte zu einer Art existentiellen Diskurs zu gelangen, der dem «Sein von Seienden» unmittelbar ans Herz dringen würde. Das Ergebnis, wie er es in seinem grössten Werk *Sein und Zeit* kundgab, verwirrte viele Leser und regte Günter Grass (in seinem Roman *Hundejahre*, wo er den Heideggerschen Jargon parodierte) zu der Bemerkung an, Heidegger, die Nazis und der Generalstab der Wehrmacht hätten zusammen die deutsche Sprache verdorben und für jeden sinnvollen Zweck unbrauchbar gemacht.⁷

Mit den immerwährenden und unveränderlichen Problemen des täglichen Daseins beschäftigt, verwarf Heidegger Vernunft, Wissenschaft und Technik, die in seinen Augen an jenen ursprünglichen Tatbeständen nichts zu ändern vermochten, und er wollte von der Geschichte nichts wissen, vielleicht weil in ihr der Wandel eine ebenso grosse Rolle spielt wie die Kontinuität. Heidegger, der niemals aus der Enge seines Heimatortes Messkirch ausbrach, gelangte zu einer Idealisierung des ruhigen Lebens auf dem Lande, des Dahinfließens der Tage und Jahreszeiten, der Fruchtbarkeit des Bodens, der Verwurzelung des Menschen. Er war Bodenmystiker, Antirationalist und Fatalist in einem; und genau diese Züge waren es natürlich, die ihn den Nationalsozialismus leidenschaftlich willkommen heissen liessen; in seiner berüchtigten Antrittsrede als Rektor der Freiburger Universität begrüsst er Hitler 1933 als den Führer, der von der Vorsehung auserwählt und von allen Wesenskräften der deutschen Seele in seiner Mission bestätigt worden sei; in der Erfüllung derselben würden Führer und Geführte zu einem Fleisch zusammenwachsen, «geführt von der Unerbittlichkeit jenes geistigen Auftrags, der das Schicksal des deutschen Volkes in das Gepräge seiner Geschichte zwingt».⁸

Heideggers Liaison mit den Nazis war nicht von grosser Dauer, währte aber immerhin so lange, dass der Philosoph bei feierlichen Anlässen demonstrativ präsentiert werden und dem neuen Regime einige bemerkenswert beflissene Ergebenheitsbekundungen erweisen konnte, ehe er, wie Adorno es ausgedrückt hat, in seine «Abwehrtechnik des Sich-Entziehens in Ewigkeit»⁹ zurückfiel. Wir haben wenig Grund, dem abschliessenden Urteil des Grasschen Protagonisten Walter Mathern zu widersprechen, der, nachdem er vergebens versucht hat, des schwer zu fassenden Philosophen habhaft zu werden, zu dem Hund spricht, der einmal Hitler gehört hat: «Denk mal nach, Hund, aber ohne Vernunft! ... Der war gut gegen Kopfschmerzen und half gegen das Denken. ... Der und der Andere haben sich gegenseitig erfunden.»¹⁰

Zwischen der Gedankenwelt Heideggers und der von Gottfried Benn bestanden deutliche Parallelen, denn Benn, ein Poet, den Edgar Lohner in seiner stilistischen Genauigkeit mit Eliot, in seiner Vielseitigkeit mit Pound, in seiner formalen Originalität und seiner Verwendung des Dialekts mit Auden und in seinen inhaltlichen Aussagen mit Wallace Stevens verglichen hat,¹¹ neigte ebenfalls zu Ausfällen gegen die Rationalität und zu der Überzeugung, dass die Geschichte sinnlos und absurd sei. Aber Benn trieben auch die Einsamkeit und die Verbitterung, die für viele Intellektuelle der Weimarer Zeit charakteristisch waren. Einerseits hielt er daran fest, dass der Schriftsteller nichts tun konnte und sollte, um in den Lauf einer dummen und verbrecherischen Welt einzugreifen, und dass seine einzig legitime Betätigung darin bestand, Erfahrungen in sich aufzuspeichern, die seine schöpferischen Kräfte anregten. Andererseits war er mit einem Leben als weltabgeschiedener Ästhet niemals so zufrieden, wie er glauben machen wollte. Gewiss, mit der Weimarer Republik wollte er nichts zu tun haben, sie betrachtete er mit Abscheu, zum Teil deswegen, weil sie darauf bestand, Steuern von ihm zu kassieren, während er nicht einsah, warum «die freien Berufe ... wieder herhalten (müssen), den verkrachten und verlumpten Staat zu finanzieren».¹² Es war jedoch seine – durch ein Gemisch von Ideen, die teils auf Nietzsche und teils auf Spengler zurückgingen, bestärkte – Überzeugung, dass Deutschland noch zu retten war, wenn auch freilich nur durch eine Revolution, welche die Umwälzung von 1918 rückgängig machen würde, eine «Regenerierung durch Emanation von spontanen Elementen». «Immanente geistige Kraft», schrieb er, «wird es wohl sein, die den Staat erhält, produktive Substanz aus dem Dunkel des Irrationellen. Und hier könnte die Stelle sein, wo es politisch wird: das an sich nihilistische Problem der Kunst.»¹³

Dies bedeutete vermutlich, dass Benn der Überzeugung war, die Rettung Deutschlands hänge davon ab, dass ein Regime zur Herrschaft gelangte, das der intellektuellen Elite die ihr zustehende Anerkennung zuteil werden liess. Und 1933 machte er sich selbst glauben, dass ein solches Regime gekommen war. Mit noch grösserer Begeisterung als Heidegger forderte Benn die deutsche Intelligenz auf, diesen «geschichtlich logischen Sieg der nationalen Idee» zu begrüssen und darin mehr zu sehen als bloss einen Regierungswechsel: eine «neue Vision von der Geburt des Menschen». Überwältigt von einem «Schicksalsrausch», wie er es nannte, glaubte er in dem neuen Staat eine Verkörperung der völligen «Identität von Macht und Geist, Individualität und Kollektivität, Freiheit und Notwendigkeit» zu entdecken. Der Führer war «das Schöpferische, in ihm sammeln sich die Verantwortung, die Gefahr und die Entscheidung, auch das ganze Irrationale des ja erst durch ihn sichtbar werdenden geschichtlichen Willens, ferner die ungeheure Bedrohung, ohne die er nicht zu denken ist, denn er kommt ja nicht als Muster, sondern als Ausnahme, er beruft sich selbst, man kann natürlich auch sagen, er wird berufen, es ist die Stimme aus dem feurigen Busch, der folgt er. ... (In seinem Sieg) zeigt sich das Elementare, Unausweichliche, immer weiter um sich greifend Massive der geschichtlichen Verwandlung.» «Es erscheint mir nun nicht zweifelhaft», fügte er hinzu, «dass aus dieser Verwandlung noch einmal ein neuer Mensch in Europa hervorgehen wird, halb aus Mutation und halb aus Züchtung: der deutsche Mensch.»¹⁴

Thomas Manns Sohn Klaus schrieb aus seinem Marseiller Exil, diejenigen Intellektuellen, die Hitler aus freien Stücken unterstützten, seien nur zu oft die Opfer ihrer Ichbezogenheit und ihrer fehlenden geistigen Disziplin. «Eine zu starke Sympathie mit dem Irrationalen», schrieb er, «(führt) zur politischen Reaktion, wenn man nicht höllisch genau achtgibt. Erst die grosse Gebärde gegen die ‚Zivilisation‘ – eine Gebärde, die, wie ich weiss, den geistigen Menschen nur zu stark anzieht – plötzlich ist man beim Kultus der Gewalt, und dann schon beim Adolf Hitler.»¹⁵ Das liess Benn keine Ruhe, und er antwortete mit einem zornigen Artikel mit dem Titel «Antwort an die literarischen Emigranten». Der Inhalt und die Sprache dieser Tirade – mit ihren höhnischen Spitzen gegen die «Amateure der Zivilisation und Troubadoure des westlichen Fortschritts», mit ihrem Wortgepolter über eine neue deutsche «Auffassung vom Wesen des Menschen ... dahingehend, dass er zwar vernünftig sei, aber vor allem ist er mystisch und tief», und mit ihrem trot-

zigen Bekenntnis zur «Schicksalsgemeinschaft» des deutschen Volkes¹⁶ – bestätigten nur, dass Mann recht hatte. Wären Schmitt und Heidegger und Bann und andere nicht so eifrig mit der Vernunft ins Gericht gegangen, hätten sie sich ihrer vielmehr bedient, so hätten sie vielleicht schon damals merken können, was sie später schockiert entdecken mussten: dass Hitler nämlich keinen der Werte verkörperte, die sie ihm zugeschrieben hatten, dass sein kultureller Horizont eng war und seine Toleranz gegenüber Schriftstellern und Künstlern, die die Grenzen dieses Horizontes überschritten, minimal, und dass er mit ihnen rein politische Ziele verfolgte. Er dachte nicht im Entferntesten daran, die Herausbildung einer intellektuellen Elite zuzulassen, die realen Einfluss im Staat ausüben würde. Die Intellektuellen sollten eine ausschliesslich repräsentative Funktion erfüllen. Sie sollten angepasst sein und in ihrer Anpasstheit dem deutschen Volk und vielleicht auch der übrigen Welt das beeindruckende Schauspiel einer weltanschaulich geschlossenen nationalsozialistischen Intelligenz bieten.

2. Kulturelle Säuberungen, offizielle Kunst und der Film

Mit brutaler Offenheit bekannte dies der Mann, der im März 1933 das neugeschaffene Ministerium für Propaganda und Volksaufklärung übernahm. Von nun an dürfe es, so verkündete Joseph Goebbels, keine Disharmonie mehr geben zwischen den kulturellen Äusserungsformen und der ideologischen Propaganda des Staates; das gesamte intellektuelle Leben müsse einer zentralen Steuerung unterworfen werden. Um diese kulturelle Gleichschaltung zu gewährleisten, wurde im September 1933 durch Gesetz eine Reichskulturkammer ins Leben gerufen, die über separate Abteilungen für Malerei und Bildhauerei, Literatur und Musik, Theater, Film, Rundfunk und Presse verfügte und der alle «Kulturschaffenden» und alle in verwandten Berufen Tätigen angehören mussten (ausgenommen waren Künstler ohne ausreichenden arischen Abstammungsnachweis; sie wurden ausdrücklich ausgeschlossen). Als Goebbels das Amt des Präsidenten dieser Reichskulturkammer übernahm, erklärte er zynisch, er sei nunmehr in der Lage, den Intellektuellen den Schutz zu gewähren, von dem sie immer gesagt hatten, sie brauchten ihn. Der Ton, in dem dies gesagt wurde, liess keinen Zweifel daran, dass der Schutz nicht kostenlos zu haben sein würde.

Indes räumte Hitler seinem Propagandaminister, seiner charakteristischen Methode treubleibend, nicht die unangefochtene Verfügungsge-

walt im kulturellen Bereich ein, sondern schuf dem Reichsministerium ein Gegengewicht in Gestalt einer neuen Parteistelle. Es war dies das Amt zur Überwachung der Weltanschaulichen Schulung und Erziehung der NSDAP, und sein Leiter war Alfred Rosenberg, ein Mann, der im Hinblick auf kulturelle Uniformität dezidierte Auffassungen vertrat und seit 1929 einen erbitterten Krieg gegen alle modernen Entwicklungen in Kunst und Literatur führte. Sein Kampf bund für deutsche Kultur, der in den Jahren vor der Machtübernahme für eine Reihe gewaltsamer Störaktionen gegen Filme und Theaterstücke verantwortlich war, die seinem Chef nicht gefielen (so etwa gegen den Film *Im Westen nichts Neues* nach dem Roman von Erich Maria Remarque), wurde jetzt zum verlängerten Arm (oder zur kulturellen SA) des neuen Parteiamts und war die treibende Kraft hinter den Bücherverbrennungen, den Schwarzen Listen, der «Säuberung» der Museen und der Zerstörung undeutscher Kunstwerke, hinter all den Erscheinungen also, die in den Jahren nach 1933 einen so auffälligen Bestandteil des deutschen Kulturlebens bildeten.

Eine Institution, die sich sowohl für Goebbels als auch für Rosenberg als natürliche Zielscheibe anbot, war die erlauchte Preussische Akademie der Künste, die ihre Gründung Friedrich I. verdankte und seit seiner Zeit ein Hort der geistigen Elite Deutschlands gewesen war. Allerdings war ihr auch schon vor 1933 nicht von allen Seiten her Bewunderung zuteil geworden. «Völkische» Intellektuelle kritisierten, dass viele ihrer Mitglieder für modernistische und internationalistische, der deutschen Kultur fremde Tendenzen in der Kunst standen, und machten aus ihrer Verärgerung über die beträchtliche Zahl jüdischer Mitglieder kein Hehl; nach der Bildung des Kabinetts Hitlers warteten diese Kritiker begierig auf eine Gelegenheit, einen Frontalangriff gegen die Akademie zu starten. Sie erhielten sie Anfang Februar, als Heinrich Mann, der Vorsitzende der Literaturabteilung in der Akademie, und Käthe Kollwitz, Mitglied der Abteilung für Malerei, einen Aufruf unterzeichneten und veröffentlichten, der die sozialistischen und kommunistischen Parteien aufforderte, bei der für Anfang März angesetzten Reichstagswahl mit vereinten Kräften zu operieren, um Deutschland vor einem «Versinken in die Barbarei» zu bewahren.¹⁷

Ohne zu zögern informierte der Reichskommissar für Kultur in Preussen, Bernhard Rust, den Präsidenten der Akademie, Max von Schilling, dass er nicht davor zurückschrecken werde, die Akademie oder aber mindestens ihre Literaturabteilung aufzulösen, wenn sie nicht Massnahmen gegen ihre aus der Reihe tanzenden Mitglieder ergriff.

Schilling schien durch diese Drohung so in Furcht versetzt, dass er nicht mehr in der Lage war, darauf hinzuweisen, dass Mann und Kollwitz lediglich ein von der noch geltenden Weimarer Verfassung garantiertes Recht in Anspruch genommen hatten. Er führte stattdessen ein persönliches Gespräch mit Käthe Kollwitz über die möglichen Konsequenzen, den ihr Schritt für die Akademie haben könnte, worauf die bekannte Mälerin ohne zu zögern ihren Austritt aus der Akademie erklärte. Schilling berief daraufhin eine ausserordentliche Versammlung der Akademie ein, die über die Angelegenheit beraten sollte; im Verlauf dieser Sitzung gab Mann, der keine ganz genauen Vorstellungen darüber zu haben schien, was er unterschrieben hatte und warum, dem Beispiel der Kollwitz folgend, ebenfalls seinen Rücktritt bekannt. Damit waren jedoch nicht alle anwesenden Mitglieder einverstanden, und der Architekt Martin Wagner sprach sich nicht nur gegen den, wie er sagte, ungerechtfertigten Druck aus, der auf Mann ausgeübt werde, sondern versuchte auch eine Abstimmung darüber zu erreichen, ob das Verhalten des Präsidenten von der Mehrheit der Anwesenden gebilligt werde. Dagegen erhob Gottfried Benn mit Erfolg verfahrenstechnische Einwände, worauf auch Wagner prompt seinen Austritt erklärte.

Zu diesem Zeitpunkt hatte sich bereits der Kampfbund für deutsche Kultur in die Angelegenheit eingemischt und forderte eine gründliche Säuberung der Akademie. Als daher die Literaturabteilung am 13. März zusammentraf, um einen Nachfolger für ihren zurückgetretenen Präsidenten Heinrich Mann zu wählen, geschah dies in einer ziemlich gespannten Atmosphäre. Die Zahl der Anwesenden war ungewöhnlich gering, was zum Teil daran lag, dass für auswärtige Mitglieder kein Reisekostenzuschuss gewährt worden war, und dieser Umstand mag erklären, warum Gottfried Benn die Mehrheit der Stimmen erhielt. Seine erste Amtshandlung war, die Beschliessung einer Resolution vorzuschlagen, durch welche sich die Abteilung klar und deutlich hinter die nationalsozialistische Bewegung stellte. Die Mitglieder wurden aufgefordert zu erklären, dass sie die veränderte geschichtliche Lage anerkannten, dass sie sich jeder politischen Betätigung enthalten würden und bereit waren, jede nationale Aufgabe, die man ihnen auftrug, in standhafter Loyalität zu erfüllen. Nach flüchtiger Diskussion wurde die Entschliessung in mündlicher Abstimmung angenommen, aber als man sie der gesamten Mitgliederschaft zur Bestätigung vorlegte, stiess man auf Schwierigkeiten. Zwar fand sich eine Mehrheit bereit, die Resolution zu unterschreiben, aber Alfons Paquet, Alfred Döblin, Thomas Mann und

Ricarda Huch zogen es vor, stattdessen ihre Mitgliedschaft aufzukündigen, und René Schickele, Jakob Wassermann und Rudolf Pannwitz verweigerten ihre Zustimmung, ohne jedoch zurückzutreten.

Ricarda Huchs Austritt aus der Akademie war für Schilling, Benn und die Sekretäre der Literaturabteilung, Lörke und Amersdorffer, die sich tatkräftig für die Resolution stark machten, besonders peinlich. Ihr historisches und erzählerisches Werk genoss allgemeine Bewunderung, und man konnte ihr weder ein marxistisches noch ein jüdisches Odium anhängen. Schilling bedrängte sie, ihre Austrittserklärung zurückzuziehen. Die deutsche Gesinnung und die nationale Einstellung, die ihrem Werke innewohnten, machten dies, so argumentierte er, erforderlich. Ihre Antwort war eindeutig und vernichtend. «Dass ein Deutscher deutsch empfindet», schrieb sie,

möchte ich fast für selbstverständlich halten; aber was deutsch ist und wie Deutschtum sich betätigen soll, darüber gibt es jetzt verschiedene Meinungen. Was die jetzige Regierung als nationale Gesinnung vorschreibt, ist nicht mein Deutschtum. Die Zentralisierung, den Zwang, die brutalen Methoden, die Diffamierung Andersdenkender, das prahlerische Selbstlob halte ich für undeutsch und unheilvoll. Bei einer so sehr von der staatlich vorgeschriebenen abweichenden Auffassung halte ich es für unmöglich, in einer staatlichen Akademie zu bleiben. Sie sagen, die mir von der Akademie vorgelegte Erklärung werde mich nicht an der freien Meinungsäußerung hindern. Abgesehen davon, dass eine loyale Mitarbeit an den satzungsgemäss der Akademie zufallenden nationalen kulturellen Aufgaben im Sinne der veränderten geschichtlichen Lage eine Übereinstimmung mit dem Programm der Regierung erfordert, die bei mir nicht vorhanden ist, würde ich keine Zeitung oder Zeitschrift finden, die eine oppositionelle Meinung druckte. Da bleibt das Recht der freien Meinungsäußerung in der Theorie stecken. ... Hiermit erkläre ich meinen Austritt aus der Akademie.»¹⁸

Diese kompromisslose Erklärung fand wenig Resonanz, weil sie der Öffentlichkeit vorenthalten wurde; ja, als die Liste der aus der Akademie Ausgetretenen der Presse übergeben wurde, fehlte der Name Ricarda Huchs. Es ist denkbar, dass das Ausbleiben jeder heftigen öffentlichen Reaktion die neuen Machthaber davon überzeugte, dass es keinen Grund zu vorsichtiger Zurückhaltung mehr gab. Sie warteten nicht mehr, bis unerwünschte Mitglieder von selbst zurücktraten, sondern verlegten sich darauf, sie durch Ministererlass auszuschliessen; bis zum Ende des Jahres hatte man auf diese Weise die Hälfte der 1932 Mitglieder der Literaturabteilung entfernt. In den anderen Abteilungen der Akademie (Bildende Künste und Musik) verlief die Entwicklung im Wesentlichen ebenso, wenn auch langsamer. Auf die freigewordenen Plätze rückten Künstler und Schriftsteller, die als begeisterte Anhänger des neuen Re-

gimes bekannt waren, die jedoch bald feststellen mussten, dass sie mit dieser Auszeichnung nichts gewonnen hatten, da die hinausgedrängten Mitglieder das Ansehen der Akademie mit sich genommen hatten. Ohnehin erfüllte die Akademie der Künste im nationalsozialistischen Staat keine sinnvolle Funktion. Sie stand ganz im Bann der Reichskulturkammer und verabschiedete zur Rechtfertigung ihrer Existenz hin und wieder, wenn die Regierung es im Hinblick auf die öffentliche Meinung im Ausland für nützlich hielt, eine Resolution, in der sie der Politik des Regimes ihre Unterstützung aussprach; so etwa im Oktober 1933, als Hitler die deutsche Mitgliedschaft im Völkerbund aufkündigte.

Heinrich Heine hatte sich einmal über die Leidenschaft der Deutschen lustig gemacht, endlos über das Wesen des wahren Deutschtums zu debattieren.¹⁹ Er hätte in den Jahren nach 1933 wenig zu lachen gehabt, als für Hunderte deutscher Schriftsteller und Künstler der bloße Vorwurf, undeutsch zu sein, das vorzeitige Ende ihrer Schaffenslaufbahn bedeutete. Das Vorgehen gegen die Preussische Akademie der Künste war nur eine von vielen Aktionen gegen vermeintliche Feinde des deutschen Geistes und Kulturbolschewiken. So kam es zu Bücherverbrennungen (wie etwa bei der Pseudo-Wartburg-Zeremonie vor der Friedrich-Wilhelms-Universität in Berlin, wo die Schriften von Marx, Heine, Freud, Remarque, Kästner, Tucholsky und Dutzenden anderer bedeutender Autoren unter lautem Jubel den Flammen überantwortet wurden), zu Bibliothekssäuberungen, zur Verstümmelung von Museums- und Galeriebeständen, zu Störungen bei Ausstellungen und Konzerten, zu Hetzkampagnen gegen Verleger und Produzenten, zu schwarzen Listen und Entlassungen. Den abbildenden Künsten wurde ganz besondere Aufmerksamkeit geschenkt; die nationalsozialistische *Deutsche Korrespondenz* forderte 1933, alle Kunstwerke, die ausländischen Einfluss verrieten, müssten aus den Museen entfernt, und alle Regisseure, die nicht von einem wirklich deutschen Geist geleitet waren, entlassen werden. Die ersten «Ausstellungen entarteter Kunst» wurden im gleichen Jahr veranstaltet und zu handgreiflichen Attacken auf die Werke von Liebermann, Slevogt, Corinth, Marees und Munch genutzt, die als entartete und die deutsche Moral untergrabende Machwerke beschimpft wurden. Es gab anfänglich einen gewissen Widerstand gegen solche Aktionen, besonders als sich daraus eine umfassende Kampagne gegen alle modernen Tendenzen in der Kunst entwickelte; so eilte der Berliner Ortsverband des Nationalsozialistischen Deutschen Studentenbundes den Expressionisten Schmidt-Rottluff, Barlach und Nolde zu Hilfe und priess

sie als Vertreter einer neuen und spezifisch deutschen Kunstbewegung. Aber Hitlers persönlicher Kunstgeschmack war zu primitiv, als dass er diese Abweichung hätte zulassen können; er verabscheute den Expressionismus und nicht nur ihn, sondern jede Form der Malerei, die nicht im trivialsten Sinn realistisch war, und erklärte einmal, die «sogenannte ‚moderne Kunst‘ (sei) der Ausfluss einer anmassenden und schamlosen Arroganz oder eines einfach erschreckenden Mangels an Können». Derartige Bilder «könnten von unbegabten Kindern zwischen acht und zehn Jahren gemalt worden sein».²⁰ Kunst, so erklärte er 1935, müsse für das Volk verständlich sein, an seine edelsten Instinkte appellieren und in ihm den Stolz auf sein Land und den Wunsch wecken, ihm zu dienen.

Diese Auffassung liess keinen Raum für die entstellten Gestalten Schmidt-Rottluffs und seine schreienden Farben, keinen Platz auch für Barlachs schwer enträtselbare Geistkämpfer; und Emil Nolde verhalf weder seine Blut-und-Boden-Philosophie noch selbst seine Parteimitgliedschaft zur offiziellen Anerkennung seines Malstils. Im Vertrauen darauf, den Willen des Führers zu vollstrecken, bliesen Goebbels, Rosenberg und unzählige selbsternannte lokale Parteizensoren zum Frontalangriff auf die moderne Kunst, die sie mit kultureller Anarchie gleichsetzten. Nicht lange, und es war eine landesweite Säuberung von Museen und Galerien im Gang, die ihren symbolischen Höhepunkt in der berüchtigten Ausstellung «entarteter Kunst» fand, die 1937 in München zusammengestellt und später auch in Berlin gezeigt wurde. Dieser aufwendige und dabei entschieden unlogische Versuch, dem deutschen Volk zu zeigen, wovor der Nationalsozialismus es zu schützen vorgab, wurde dadurch möglich, dass man 25 Museen geplündert hatte, darunter die Berliner Nationalgalerie, der allein Gemälde im Wert von mehr als einer Million Mark abgenommen wurden. In ganz Deutschland wurden Tausende von Gemälden und Grafiken beschlagnahmt; manche von ihnen wurden verkauft, andere von Parteihonoratioren vereinnahmt (so etwa von Hermann Göring, der es sich als leidenschaftlicher Kunstsammler schon vorher angewöhnt hatte, als Wandschmuck für seine Galadiners Gemälde aus Museen auszuleihen, es aber mit dem Zurückgeben nicht immer so genau nahm²¹), manche mutwillig zerstört. 1939 wurden in der Hauptfeuerwache zu Berlin 1'004 Gemälde und 3'825 Zeichnungen öffentlich verbrannt.²²

Den deutschen Komponisten widerfuhr im Wesentlichen die gleiche Behandlung. Rosenbergs Kampfbund und Goebbels' Reichsmusikkammer (eine Zweigstelle der Reichskulturkammer) wetteiferten miteinan-

der in ihren Bemühungen, die deutsche Musik von jüdischen und ausländischen Einflüssen zu reinigen und den führenden musikalischen Zentren des Landes nationalsozialistische Grundsätze einzuimpfen. Die Berliner Hochschule für Musik und andere hochangesehene Akademien gerieten bald ebenso unter die Kontrolle ihrer Parteigänger wie die führenden Organe der Musikkritik, und ein der modernen Musik entschieden unzuträgliches Klima zog ein. Während die Musik Richard Wagners im Dritten Reich verehrt wurde, wurden Phantasie und Kühnheit, wie er sie besessen hatte, mit Argwohn verfolgt, und alles, was gewagter klang als Bruckner oder Pfitzner, wurde als «futuristische Verwilderung» gebrandmarkt, eine Beschimpfung, die Paul Graener, nach 1933 Vizepräsident der Reichsmusikkammer, häufig verwendete. Die selbsternannten Tugendwächter der deutschen Kultur liessen die Musik von Richard Strauss gelten – wie man unterstellen möchte, vor allem deshalb, weil es bei dem weltweiten Ansehen, das er genoss, entlarvend gewesen wäre, ihn offen zu bekämpfen, und auch, weil er ein eitler Mensch war und nichts dagegen hatte, nationalsozialistische Kulturfeste mit seiner Anwesenheit zu beehren. Doch war und blieb Strauss für die Nazi-Zensoren stets ein Objekt des Misstrauens; dass er sich für seine komische Oper *Die schweigsame Frau*, die 1934 auf die Bühne gebracht wurde, der Mitarbeit Stefan Zweigs bediente, verärgerte sie; und als er zehn Jahre später seinen 80. Geburtstag feierte, bestimmte Martin Bormann, dieses Ereignis dürfe in der Presse nicht gewürdigt werden, da sich Strauss «schwer gegen die Forderungen der Volksgemeinschaft vergangen hat.»²³

Paul Hindemith, einem Komponisten von bemerkenswerter Originalität und Vielseitigkeit, wurde eine unsanftere Behandlung zuteil. 1934 verweigerte die Reichsmusikkammer die Genehmigung zur Aufführung seiner neuen Oper *Mathis der Maler*, vermutlich wegen einer Szene, die als Kritik an den Bücherverbrennungen der Nazis gedeutet werden konnte, und in der Folge wurden ihm öffentliche Vorwürfe daraus gemacht, dass er mit jüdischen Musikern zusammenarbeitete und 1929 ein unmoralisches komisches Werk (*Neues vom Tag*) komponiert hatte, in dem die Protagonistin in der Badewanne sitzend gezeigt wurde. Der Dirigent Furtwängler legte in einer geistvollen Verteidigungsschrift für Hindemith, die in der *Deutschen Allgemeinen Zeitung* erschien, das Lächerliche dieser Anklagen bloss, zog jedoch, als man ihn beschuldigte, eine Demonstration gegen die Regierung veranstaltet zu haben, schleunigst den Kopf ein und entschuldigte sich persönlich bei Goebbels. Den-

noch wurde er, «um den anderen ein Beispiel zu geben», seiner Posten als Dirigent des Philharmonischen Orchesters und als Direktor der Staatsoper enthoben.²⁴ Und Hindemith? Trotz seiner Verdienste als Lehrmeister junger Musiker wurde er ein Paria in seinem eigenen Land. 1938 wurden seine Werke bei einer «Ausstellung entarteter Musik» zusammen mit denen von Mahler, Krenek und Weill präsentiert; der Ausstellungskatalog bezeichnete sie als «Ausdrucksform eines regelrechten Hexensabbats und des frivolsten geistig-künstlerischen Bolschewismus ..., des Triumphs des Untermenschentums, der unverschämten jüdischen Arroganz und der vollständigen geistigen Verkommenheit. Zwischen jüdischer Musik und deutscher Musik liegen Welten ..., Atonalität bedeutet Entartung.»

Das meiste von dem, was, von den Nazis gefördert, an die Stelle dessen trat, das man vertrieben, zerstört oder zum Verstummen gebracht hatte, war von so minderwertiger Qualität, dass es nachgerade peinlich war. Was als nationalsozialistische Kunst figurierte, spiegelte, sofern es nicht blosse Verkleidung für Propaganda war, die ästhetischen Ideale der kulturell rückständigen Mittel- und Unterschichten wider: moralisierendes Gehabe, pathetisches Heldentum, Sentimentalität und emphatische Beschwörungen der deutschen Volksseele und der Heiligkeit des Bodens beherrschten die Szene. Das gebildete Lesepublikum war gezwungen, seine durch die Bücherverbrennungen gelichteten Regale mit den Werken zweitrangiger und parteifrommer Schriftsteller wie Beumelburg, Blunck, Johst, Kolbenheyer, Grimm und Borries von Münchhausen zu füllen – eine geistige Unterernährung mit schweren und lang anhaltenden Folgen –, denn noch in den sechziger Jahren waren deutsche Studenten mit den Werken Heinrich Manns, Alfred Döblins und Stefan Zweigs nicht vertraut, ganz zu schweigen von den expressionistischen Schriften der zwanziger Jahre, deren Lektüre ihrem Aufbegehren vielleicht eine vernünftiger Orientierung verliehen hätte.

Am literarischen Vermächtnis der Vergangenheit konnten die Nazis schwerlich rütteln, abgesehen davon allerdings, dass sie Neuerscheinungen der Werke von Heinrich Heine verhinderten. Der grosse Satiriker bereitete ihnen ständigen Ärger, denn viele seiner Gedichte waren fest im Bewusstsein des Volkes verankert, und es war nahezu unmöglich, zu einem Liederabend zu gehen, bei dem seine Verse nicht gesungen wurden. Man versuchte, dem dadurch abzuhelpen, dass man das Gedicht *Die Lorelei*, das man nicht gut aus den Gedichtbänden verbannen konnte, mit «Anon» (Dichter unbekannt) signierte und anregte, dass für die von

Schubert und Schumann zu Heine-Gedichten gemachten Vertonungen neue Texte geschrieben würden. Dieses Unterfangen war so idiotisch, dass der Lyriker Borries von Münchhausen sich 1936 in einem Artikel dagegen aussprach, den er allerdings wohlweislich mit der Erklärung schloss: «Ich nenne Heinrich Heine einen Schweinehund.»²⁵ NS-Behörden in Heines Geburtsstadt Düsseldorf rächten sich an dem Dichter, indem sie Geldmittel beschlagnahmten, die vor 1933 für die Errichtung eines Heine-Denkmals gesammelt worden waren, und damit ein neues Rathaus bauten. (Dies war nicht das einzige Beispiel für schäbige Gehässigkeit gegen die Toten: Die Zerstörung des Denkmals des Komponisten Mendelssohn-Bartholdy in Leipzig führte zum Rücktritt des dortigen Oberbürgermeisters Carl Goerdeler und war vielleicht der auslösende Impuls für seinen Entschluss, aktiven Widerstand gegen das Regime zu leisten).

Wenn es um die öffentliche Aufführung von Werken verstorbener Autoren ging, bewiesen die NS-Zensoren beträchtlichen Spürsinn. Goethe und Shakespeare galten als ungefährlich; Schiller dagegen war stets ein verdächtiger Fall: überaus politisch und zu sehr darauf bedacht, Verlockung und Missbrauch der Macht aufzuzeigen. *Fiesco* und *Don Carlos* wurden für «unerwünscht» erklärt, und auch die Aufführung des *Wilhelm Tell* wurde nach einigem Hin und Her untersagt. Heibel und Kleist blieb dieses Los erspart, wobei die Theater jedoch für die Stücke des letzteren bestimmte Änderungsaufgaben erhielten.

Die Zensoren hielten sich nicht immer an eine klare Linie. Die nationalsozialistische Theaterpolitik litt an inneren Widersprüchen, weil die Befugnisse der Goebbelschen Reichstheaterkammer zwar theoretisch allumfassend waren, sich aber in der Praxis nicht auf das Preussische Staatstheater erstreckten, wo Göring seinem Günstling, dem Schauspieler und Regisseur Gustav Gründgens, ein Mass an Freiheit beließ, über das andere nicht verfügten. Da das Theater Goebbels zudem nicht sehr interessierte, kamen Stücke, die er missbilligte, doch häufig auf die Bühne. Nach dem Anschluss Österreichs übte eine Zeitlang Baldur von Schirach einen beträchtlichen Einfluss auf die Spielpläne des Wiener Burgtheaters aus, und 1943 liess er Ibsens *Gespensster* wieder aufführen, obwohl das Stück zwei Jahre zuvor in Weimar als entartet abgesetzt worden war.²⁶

Für Theaterfreunde, deren Geschmack zum modernen Theater hintendierte, waren magere Zeiten angebrochen, denn fast alles, was in der Zeit der Republik entstanden war, stand auf der Verbotsliste, und das meiste von dem, was nach 1933 geschrieben wurde, hätte auch dorthin gehört. Das Publikum musste zwischen verherrlichenden Darstellungen

der Nazi-Bewegung wie Johsts *Schlageter* (1933) und Schwänken aus dem Dorfleben wählen, die mit rustikalem Humor und mit anzüglichen Hinweisen darauf überfrachtet waren, dass es das Hauptgeschäft der Menschen sein sollte, sich um ihre Fortpflanzung zu kümmern. Das Stück, das 1934 in Berlin den Kritikerpreis gewann und ein Jahr später noch immer gespielt wurde, war eine Bauernkomödie mit dem Titel *Krach um Jolanthe*, in der sich alles um ein Schwein drehte. Wie es hiess, war es Hitlers Lieblingsstück – eine Unterstellung, die in jedem Land, in dem kritische Massstäbe galten, als ein Fall von Majestätsbeleidigung betrachtet worden wäre. Goebbels war freimütig genug, voller Verachtung auf das Theater seiner Zeit herabzusehen; er soll erklärt haben: «Nur Klassiker und auf der anderen Seite nur naive Harmlosigkeiten, das ist für unsere Zeit zu wenig.»²⁷

Nachdem die weiter oben beschriebenen Säuberungen vollzogen waren, stellte sich, wie im Theater, so auch in der bildenden Kunst, ein beklagenswerter Zustand ein. Das Beste, was sich über die Sorte Malerei und Bildhauerei sagen lässt, die von der NS-Bewegung bevorzugt wurde, ist, dass sie nicht schlechter war als der sozialistische Realismus, der in der Sowjetunion vorherrschte. Ihr bewährtes Motiv waren superaktive – und zumeist uniformierte – junge Menschen (eine Spezialität des Wandmalers Jürgen Wegener), idealisierte SA- oder SS-Leute und nackte, aber sorgfältig jeder Erotik beraubte teutonische Frauen in unnatürlichen symbolischen Posen wie auf Adolf Zieglers *Die vier Elemente*, das Hitler sich in seinem Zimmer im Haus des Führers in München über den Kamin hängte, und auf dem *Urteil des Paris* von demselben Maler, einem Gemälde, auf dem die Bewerberinnen wie junge Matronen aussehen, die einen Modeschöpfer besuchen, der zu verlegen ist, bei ihnen Mass zu nehmen. Die offiziösen Bildhauer des Regimes waren Arnold Breker und Josef Thorak, klassizistische Realisten, die sich Themen wie «Die Partei», «Kameradschaft», «Bereitschaft», «Opfer» und «Arbeit» zuwandten und die Fassaden und Innenhöfe der neuen öffentlichen Gebäude und die Fronten der neuen Autobahnbrücken mit überlebensgrossen und muskelbepackten Heldengestalten bevölkerten, die in kraftvoller Gemeinschaft tätig waren.²⁸

Hitler hoffte zutiefst, dass die Errungenschaften des Nationalsozialismus ihren Ausdruck in Meisterwerken der Architektur finden würden, die einer staunenden Nachwelt als unvergängliche Andenken erhalten bleiben würden als «das Wort in Stein».²⁹ Er malte sich aus, selbst Architekt zu sein, und zweifellos verfügte er über Phantasie und ein Gefühl

für räumliche Proportionen, aber diese Gaben wurden entwertet von seinem Verlangen, alle Bögen gewaltiger und alle Kuppeln breiter und höher zu machen als alles, was bisher existierte. Man kann mit Fug und Recht sagen, dass die architektonischen Meisterleistungen der NS-Zeit die waren, bei denen Hitlers Neigung zum Übermass sich den Anforderungen der Nützlichkeit unterordnete (wie bei den Autobahnen); und ferner jene kurzlebigen Kombinationen aus Säulenhallen, Licht und Menschenmassen, die von Jahr zu Jahr bei den Parteitagen von Nürnberg für die dramaturgischen Höhepunkte sorgten. Die nach 1933 errichteten öffentlichen Gebäude imitierten klassische Formen, ohne die Grazie und Leichtigkeit ihrer Vorbilder zu erreichen. In der Tat vermitteln die meisten Schöpfungen der Hitler-Architekten Paul Ludwig Troost und Albert Speer – ebenso wie all das, was Hitler und Speer für den Wiederaufbau Berlins nach dem Kriege geplant hatten – den Eindruck einer nicht vom Funken des Geistes erleuchteten Gewalt. Sie haben nichts Erhebendes an sich. Im Gegenteil, sie vermitteln das Gefühl einer brutalen, drohenden Schwere, was natürlich angesichts des Systems, das sie hervorbrachte, nicht einmal unpassend ist.

In einem Bereich der Kunst lieferten die Nazis einen nicht unbeträchtlichen Beitrag, und zwar auf dem Gebiet des Films. Goebbels war, wie er 1933 erklärte, überzeugt, dass «Filme eines der modernsten und wissenschaftlichsten Mittel der Massenbeeinflussung darstellen. Daher darf eine Regierung sie nicht ausser Acht lassen.» Er schuf im Juli 1933 ein Filmamt, das später zu einer Zweigstelle der Reichskulturkammer umgewandelt wurde, und er unterhielt auch im Propagandaministerium eine spezielle Filmabteilung; durch die Verstaatlichung der vier grössten Produktionsgesellschaften – UFA, Terra, Tobis und Bavaria – kam der überwiegende Teil des deutschen Filmmarkts unter seine Kontrolle, so dass er die Mittel in die Hand bekam, die von seinem Stab ausgearbeiteten Ideen zu verwirklichen.

Goebbels bewies bei der Handhabung dieser Macht eine bemerkenswerte Zurückhaltung. Er war sich bewusst, dass Filme für die meisten Menschen eine Form der Realitätsflucht darstellten, und erkannte, welche wichtige Funktion sie gerade dadurch für die Menschen und für das Regime erfüllten; er spürte auch, dass ein zu grosser Anteil von Propaganda auf der Leinwand zum Gegenteil dessen führen würde, was er erstrebte. Er gestattete deshalb den Filmgesellschaften, weitgehend so weiterzumachen, wie sie es bisher getan hatten, und erleichterte ihnen dies, indem er beliebte Filmstars gegen politische oder rassistische Angriffe eifriger Parteifunktionäre in Schutz nahm. Unter den 1907 abend-

füllenden Spielfilmen, die zwischen 1933 und 1945 in Deutschland hergestellt wurden, waren nur 96, die auf unmittelbare Anregung des Propagandaministeriums entstanden, und Goebbels forderte gerade bei diesen Filmen eine so hohe künstlerische Qualität, dass die Zuschauer sie nicht als bloße Propaganda abtun würden.

Er tat dies nicht ohne Erfolg; die besten der von ihm geförderten Filme finden bei Cineasten nicht nur wegen des Geschicks Anerkennung, mit dem sie ihre politische Botschaft übermitteln. Sein erstes erfolgreiches Projekt war *Hitlerjunge Quex*, 1933 unter der Regie von Hans Steinhoff entstanden, das Hohelied auf die Jugend, die Opferbereitschaft und das Hakenkreuz; der Film erzählt die Geschichte eines empfindsamen Jungen aus einer Arbeiterfamilie, der der kommunistischen Jugendbewegung angehört, sich jedoch danach sehnt, Mitglied in der Hitlerjugend zu werden, ein Traum, der zwar Wirklichkeit wird, aber für ihn tödlich endet: Beim Verteilen von Flugschriften in einem kommunistischen Stadtviertel wird er erstochen. Die eingängige Handlung, die ausdrucksvolle Kamera von Konstantin Tschet und der wirkungsvolle Einsatz musikalischer Elemente, wobei sich besonders das Lied der Hitlerjugend einprägt:

Unsre Fahne flattert uns voran,
in die Zukunft ziehn wir Mann für Mann.
Wir marschieren für Hitler durch Nacht und durch Not,
mit der Fahne der Jugend für Freiheit und Brot.
Unsre Fahne flattert uns voran.
Unsre Fahne ist die neue Zeit.
Und die Fahne führt uns in die Ewigkeit.
Ja, die Fahne ist mehr als der Tod.

All dies trug dem Film eine wohlverdiente Popularität ein. Weitere bemerkenswerte Filme, bei deren Entstehung Goebbels die Hand im Spiel hatte, waren *Der Herrscher* (1937) unter der Regie von Veit Harlan und mit Emil Jannings in der Rolle eines aufgeklärten Industriellen, der sein Vermögen der «Volksgemeinschaft» übergibt, die die Führer der Zukunft hervorbringen wird; *Jud Süß* (1940) von Harlan mit Werner Krauss und Ferdinand Marian, ein antisemitischer Film, der auf Anordnung Himmlers allen Polizei- und SS-Einheiten vorgeführt wurde; *Ich klage an* (1941) von Wolfgang Liebeneiner, ein klug gemachtes und bewegendes Plädoyer für die Euthanasie; *Heimkehr* (1941) von Gustav Ucicky mit Paula Wessely, ein Film über angebliche Greuelthaten der Polen gegen die dortige deutsche Minderheit; und ein Film, mit dem Goeb-

bels versuchen wollte, ein Eisensteins *Panzerkreuzer Potemkin* vergleichbares Kunstwerk zu schaffen – eine flammende Anklage gegen die Behandlung des Burenvolks durch die Engländer vor und nach dem Krieg in Südafrika, *Ohm Krüger* (1941) von Hans Steinhoff mit Janings als Krüger, Hedwig Wangel als Queen Victoria und Gründgens als Joseph Chamberlain. Auch die Filme über Friedrich den Grossen mit Otto Gebühr in der Hauptrolle – Johannes Meyers *Fridericus* (1936) und Harlans *Der grosse König* (1942) – und die zwei Filme von Liebeneiner über Bismarck – *Bismarck* (1940) und *Die Entlassung* (1942) mit Paul Hartmann in der Rolle des Eisernen Kanzlers – sollen hier erwähnt werden, weil sie nicht nur gut und interessant gemacht waren, sondern auch in geschickter Form für das Führerprinzip und in gedanklicher Übertragung für die Rechtmässigkeit der Diktatur Adolf Hitlers warben.³⁰

Hitler war auch der Held der beiden NS-Filme, die ausserhalb Deutschlands am bekanntesten geworden sind und ihrer filmischen Qualitäten halber Bewunderung erregt haben, und deren Herstellung interessanterweise nicht von Goebbels, sondern vom Führer selbst angeregt wurde. Es waren dies *Triumph des Willens* (1935) und *Olympia* (1937) von Leni Riefenstahl, einer ehemaligen Tänzerin und Schauspielerin, die in den zwanziger Jahren unter der Regie von Arnold Franck in verschiedenen romantischen Bergfilmen gespielt, sich dann selbst als Regisseurin versucht und 1932 zusammen mit Bela Balász einen Film mit dem Titel *Das blaue Licht* gedreht hatte, der die Bewunderung des leidenschaftlichen Kinogängers Hitler erregte. Er bestellte Leni Riefenstahl 1934 zu sich und bat sie, einen Film über die nationalsozialistische Bewegung zu machen, für den er ihr den Titel *Triumph des Willens* vorgab.³¹ Mit dreissig Kameras und einem Stab von 120 Technikern fuhr sie nach Nürnberg, um dort den Parteitag von 1934 zu filmen; aber was dabei herauskam, kann, wie Kracauer hervorgehoben hat, kaum als blosses zeitgeschichtliches Filmdokument bezeichnet werden, denn die Vorbereitungen für den Parteitag waren mit denen für die Filmarbeit abgestimmt. Das Produkt war ein entrücktes Abbild der Realität: Die Marschkolonnen und die jubelnden Zuschauer, das Fahnenmeer und die Fanfarenklänge, die ausgefeilten Zeremonien und selbst die Türme und Giebeldächer von Nürnberg wurden für die propagandistischen Absichten der Regisseurin dramaturgisch eingespannt.³² Aber die Verwirklichung dieser Absichten ergab einen Film von unbezweifelbarer Schönheit und Kraft. Man versteht ohne Weiteres, warum Parteimitglieder, die in ihrer Loyalität zur Bewegung durch die Ereignisse vom Juli 1934 er-

schlittert worden waren, durch diesen Film von ihren Zweifeln geheilt und von Neuem in ihrem Glauben an die unbesiegbare Kraft des Nationalsozialismus bestärkt wurden. Leni Riefenstahls zweiter Film für Hitler zeigt die gleiche gekonnte Verbindung technischer, ästhetischer und politischer Kunstgriffe. Sein Thema waren die Olympischen Spiele von 1936 in Berlin; aus ihnen wurde – durch die künstlerische Vision der Regisseurin transformiert – ein Tribut an die Jugend, an den Sport und an den Wettbewerbsgeist, aber auch ein Zeugnis dafür, dass Deutschland unter der Führung Adolf Hitlers wieder eine bedeutende Stellung in der Welt erlangt hatte.

3. Presse, Universität und Schule

Wenn die Kunst sich in Deutschland nach 1933 – mit Ausnahme des Films – in einem bedauernswerten Zustand befand, so bestand keine Chance, dass sich daran infolge einer offen geäußerten Unzufriedenheit und Kritik etwas ändern würde. Denn die Institutionen, die in einer freien Gesellschaft normalerweise die wirksamsten Plattformen für Kritik und Reformforderungen sind – die Presse und die Universitäten –, fanden sich mit der Zerstörung der deutschen Kultur durch die Nazis ab.

Im Falle der Presse kann man sich vorstellen, dass dies nur widerwillig geschah. Aber die Rechte und Freiheiten, die durch das Pressegesetz von 1874 und durch Artikel 118 der Weimarer Verfassung garantiert gewesen waren, verschwanden mit der Verkündung der Februar-Verordnungen von 1933, und die Partei sorgte in den darauffolgenden Monaten, indem sie ihren Einfluss auf Zeitungen und Zeitschriften in dreifacher Weise verstärkte, für eine gefügte Presse. Im Juni 1933 fiel der Verband der deutschen Zeitungsverleger, der seit 1894 bestand, der Gleichschaltung anheim; Max Amann, der Leiter des Eher-Verlags und Direktor des Zentralverlags der NSDAP, in dem der *Völkische Beobachter* und andere Parteiblätter herauskamen, wurde Vorstandsvorsitzender des Verbandes und begann durch seine rechte Hand Rolf Rienhardt eine alarmierende Kontrolltätigkeit in Bezug auf die persönliche Korrespondenz und das Privatleben seiner Mitglieder zu entfalten. Amann wurde auch Präsident der 1933 eingerichteten Reichspressekammer und erhielt zwei Monate später, als es eine die Aufgaben dieses Organs ausführlich beschreibende Verordnung jedem verlegerisch Tätigen zur Auflage machte, Mitglied dieser Kammer zu werden, die Befugnis, die Voraus-

setzung für eine solche Mitgliedschaft zu definieren und Verleger auszuschliessen und ihre Druckereien entschädigungslos stillzulegen, wenn sie diese nicht erfüllten. Er machte von dieser Macht bedenkenlos Gebrauch, um Konkurrenz für die Parteipresse mundtot zu machen; so verweigerte er in seinem ersten Amtsjahr 1473 Verlegern die Mitgliedschaft in der Reichspressekammer bzw. schloss sie aus, und bis 1936 waren im Zuge der, wie Hale schrieb, «umfangreichsten Beschlagnahmung privaten Eigentums, die im Dritten Reich vorgekommen ist»,³³ vier Fünftel aller deutschen Verlage ausgeschaltet.

Mittlerweile hatte die Verabschiedung des sogenannten Reichs-schriftleitergesetzes im Oktober 1933 den deutschen Nachrichtenlieferanten noch straffere Fesseln angelegt. Dieses Gesetz zog eine Trennungslinie zwischen den Verlegern, die für die finanziellen Belange ihrer Zeitschriften verantwortlich waren, und den Herausgebern und Redakteuren, die für die darin gedruckten Texte sorgten, und machte letztere dem Staat gegenüber für veröffentlichte Meinungsäußerungen verantwortlich. Selbst wenn die «Arier-Paragrafen» nicht gewesen wären, die zu dieser Zeit bereits viele der fähigsten und mutigsten Journalisten des Landes zum Schweigen gebracht hatten, hätte das «Schriftleitergesetz» ausgereicht, jede freie Meinungsäußerung unmöglich zu machen, denn die Strafe für die, die offen ihre Meinung sagten, war furchtbar und liess nie lange auf sich warten.

Diese beiden Kontrollmechanismen wurden durch einen dritten ergänzt: das Monopol der Regierung auf die Verwaltung von Informationen und ihr bestimmender Einfluss auf die Art und Weise, wie sie der Öffentlichkeit präsentiert wurden. Einer der ersten Schritte der Regierung nach der Machtergreifung Hitlers war die Übernahme des Wolffschen Telegraphenbüros, des offiziellen Nachrichtendienstes, und der Telegraphenunion Alfred Hugenburgs und die Zusammenfassung beider zum Deutschen Nachrichtenbüro (DNB), das von da an als das Filter fungierte, durch das alle aus dem Ausland kommenden Nachrichten hindurch mussten, ehe sie an die Presse gelangten. Informationen aus dem Inland wurden natürlich derselben Kontrolle unterworfen, und der Reichspressechef Otto Dietrich entschied darüber, was und wieviel die Pressevertreter an Mitteilungen erhielten. Die Reporter bekamen es nicht nur mit den von Dietrich herausgegebenen Bestimmungen zu tun, sondern auch mit einer Serie weiterer «Weisungen» und «Sprachregelungen», die von der Regierungspressestelle verfügt wurden, die Goebbels im Juli 1933 übernommen hatte. Darin wurden nicht nur die Themen

vorgeschrieben, denen die Presse ihre besondere Aufmerksamkeit zuzuwenden hatte, sondern es wurde auch mit äusserster, oft lächerlich anmutender Penibilität alles Geschriebene unter die Lupe genommen, die verschiedensten Dinge (zum Beispiel Schottenwitze) aus entweder unersichtlichen oder unlogischen Gründen verboten und bestimmte Formulierungen für vom ideologischen Standpunkt aus unerwünscht erklärt.

Keine der grossen deutschen Zeitungen überstand diese Kontrollmassnahmen, ohne Konzessionen zu machen, die einem Verrat an den Grundsätzen gleichkamen, die für ihre Arbeit in der Vergangenheit gegolten hatten. Die Herausgeber der bei Ullstein erscheinenden *Vossischen Zeitung* erkannten bereits im März 1933, dass es soweit kommen würde, so dass dieses bedeutende Blatt, das seit dem achtzehnten Jahrhundert für die Sache des Liberalismus gefochten hatte, freiwillig sein Erscheinen einstellte. Die führende Zeitung des Mosseschen Presseimperiums, das *Berliner Tageblatt*, das ebenso unerschütterlich für die Republik eingetreten war wie «Tante Voss», starb im Gegensatz dazu einen langsamen Tod. Ein prophetischer Leitartikel vom 3. Januar 1933, in dem Theodor Wolff voraussagte, dass unter der neuen Regierung «auch ohne offenen Staatsstreich alles irgend Mögliche unternommen werden [würde], um die Gegner einzuschüchtern und mundtot zu machen, die SS und die SA zu befriedigen und den Getreuesten, die so lange auf diesen Tag gewartet haben, die verdiente Belohnung zu verleihen», wurde ihm von den NS-Führern nicht vergessen, und sechs Wochen später wurde das *BT* kraft der Verordnung vom 28. Februar eingestellt und erschien erst wieder, nachdem die Redaktion kräftig durchgeschüttelt und die redaktionelle Kontrolle einem nazifreundlich gesonnenen Mitarbeiter namens Karl Vetter und einem SA-Mann namens Obst anvertraut worden war. Unter der Leitung dieser beiden Dilettanten, die ihr Büro in der Resi-Bar hatten, einem Tanzcafé mit Tischtelefonen in der Berliner Hasenheide, verkam die Zeitung zu einem bedeutungslosen Partei-blättchen mit einem demoralisierten Redaktionsstab. Später wurde ihr wieder ein Hauch von Leben eingeblasen, weil Joseph Goebbels die Zeitung, wie sie unter Theodor Wolff gewesen war, bewundert hatte und ein Presseorgan brauchte, dem im Ausland eine gewisse Beachtung zuteil würde. Der Propagandaminister überredete Paul Scheffer, einen hervorragenden Auslandskorrespondenten, der das Moskau-Büro des *BT* geleitet hatte, die Zeitung zu übernehmen, und Scheffer nahm das Angebot an, in der Hoffnung, das Goebbelsche Prestigebedürfnis werde dafür sorgen, dass ihm die knebelnden Auflagen erspart blieben, unter denen die anderen Zeitungen litten. Das Experiment war nicht von Er-

folg gekrönt, und nach zweieinhalb Jahren bat Scheffer darum, von seinen Pflichten entbunden zu werden, und kehrte als Berichterstatter ins Ausland zurück, zunächst in den Fernen Osten und später als Korrespondent des *BT* nach Washington. Die Unabhängigkeit des *BT* war – wie die der *Frankfurter Zeitung*, die Goebbels ebenfalls als Fühler zur Aussenwelt bestehen liess – zum grössten Teil nur schöner Schein. Die gemessen objektive Sprache seiner Leitartikel konnte nicht über die Tatsache hinwegtäuschen, dass es stets für die NS-Regierung Partei nahm. Wenn es jede auftauchende Frage von zwei Seiten beleuchtete, so nur, um – jedenfalls bei Dingen von nationalem Belang – schliesslich zu dem Ergebnis zu kommen, dass die Hitlersche Sichtweise die richtige war.³⁴

Es stand nicht zu erwarten, dass Zeitungsredakteure, die sich der Strafen bewusst waren, mit denen Kritik geahndet wurde, sich selbst in Schwierigkeiten hineinreiten würden, indem sie künstlerische Theorien oder Massstäbe bekämpften, die von der Partei oder von wichtigen Parteimitgliedern gutgeheissen wurden. Einige wenige tapfere Geister versuchten, mit indirekten Mitteln etwas auszurichten. Gert H. Theunissen zum Beispiel, Kunstkritiker der *Kölnischen Zeitung*, brachte seinen Abscheu über den Verfall der Qualitätsmassstäbe in der bildenden Kunst dadurch zum Ausdruck, dass er über Ausstellungen, die im Haus der Deutschen Kunst unter der Schirmherrschaft Hitlers stattfanden, überschwänglich begeisterte Berichte schrieb, in denen er penibel die Zahl der gezeigten Bilder vermerkte, die am häufigsten vertretenen Themen aufzählte, Künstler, die ihr Talent an der deutschen Familie, der deutschen Landschaft, der deutschen Arbeitsfreude und so weiter versuchten, mit Lob überschüttete, seine Ehrfurcht vor der Grossartigkeit der Skulpturen Thoraks und vor Elke Ebers wunderbarer Fähigkeit beteuerte, bei ihren Porträts von SA-Männern deren Kinnriemen äusserst lebensecht wiederzugeben, und ausgiebig über die Symbolik von Werken wie Zieglers *Vier Elemente* philosophierte. Dieses Verfahren zur Blossstellung der Banalität der Nazi-Kunst verdient Beachtung und Bewunderung; aber es fand keine breite Nachahmung und hatte so gut wie keine praktischen Folgen.³⁵

Die Universitäten taten sich ebenso schwer wie die Presse, dem Verfall der kulturellen Wertmassstäbe aufrechten Widerstand entgegenzusetzen. Das normale Gesicht, das sie nach dem Januar 1933 zeigten, war ein demoralisiertes. Die Euphorie, mit der die ältere Professorgeneration den Sturz der Republik, die sie immer verachtet hatte, begrüsstet, wich rasch lebhafter Unruhe, als deutlich wurde, dass die neuen Führer

des Reichs nicht die Absicht hatten, die Ansprüche und die traditionellen Freiheiten der Ordinarien zu respektieren. Hitlers Misstrauen gegenüber allen akademisch geschulten Intellektuellen sass so tief, dass er nicht einmal wahrhaben wollte, welche Bedeutung der Universität als einer Schule für die Techniker zukam, die eine industrialisierte Gesellschaft brauchte, wenn sie effektiv funktionieren sollte; und für die anderen Aufgaben der Universität – die Grundlagenforschung und die Arbeit in den geisteswissenschaftlichen Fächern – hatte er nichts als Verachtung übrig. Er machte demgemäss auch keinerlei Anstalten, dem Reichsminister für Wissenschaft, Kunst und Volksbildung, Bernhard Rust, die Vollmacht zur Entwicklung einer konsequenten Universitätspolitik zu erteilen; stattdessen wurden die Hochschulen dem Gutdünken der Gauleiter überlassen, deren Ansichten über die akademische Bildung oft noch primitiver waren als die ihres Führers.

Die Universitäten vermochten sich von der Ausschaltung der Juden aus ihren Fakultäten und von den vielen freiwilligen Abgängen von Gelehrten, die 1933 erkannten, dass unter dem neuen Regime keine ernstzunehmende wissenschaftliche Arbeit mehr möglich sein würde, nicht zu erholen. So gut wie alle Forscher der Max-Planck-Institute gaben ihre Stellung auf – ein unermesslicher Verlust für die deutsche Wissenschaft –, und andere Wissenschaftsbereiche erlitten ähnliche Aderlässe. Für die Geschichtswissenschaft bedeutete dies beispielsweise, dass die vielversprechendsten Gelehrten der nachrückenden Generation – Hajo Holborn, Hans Rothfels, Dietrich Gerhard, Theodor Ernst Mommsen, Felix Gilbert, Hans Kohn – ihre intellektuelle Kraft und Kreativität amerikanischen Studenten zugute kommen liessen, während in ihrer Heimat die Lehrstühle, auf denen sie hervorragende Arbeit hätten leisten können, an zweitrangige Köpfe wie K. A. von Müller fielen, dessen Befähigung sich auf glänzend geschriebene biographische Aufsätze beschränkte, der sich den Nazis jedoch durch seine die Jugend idealisierende Einstellung und durch seine Überzeugung empfahl, dass das Jahr 1933 einen Wendepunkt in der Geschichte, den Sieg des jungen Deutschlands über die Kräfte des Verfalls und der Auflösung markierte. Göring und Hess hatten 1919 in den Seminaren Müllers gesessen, und Walter Frank, der Leiter des neuen Reichsinstituts für die Geschichte des neuen Deutschlands, hatte bei ihm promoviert. Dank dieser Verbindungen wurde Müller 1935 als Nachfolger Meineckes Herausgeber der *Historischen Zeitschrift* und vergalt seine Ernennung mit einem Schwall jener mit Zitaten stets reicher als mit Sinn gesegneten Prosa, die zum stilistischen Grundelement

nationalsozialistischer Feierstunden wurde: «Die deutsche Geschichtswissenschaft kommt nicht mit leeren Händen zum neuen deutschen Staat und seiner Jugend ... Es ist ein verpflichtendes Erbe, welches die neue Jugend von ihr übernimmt, um es in einer neuen, tief umgewandelten Zeit erwerbend zu besitzen.»³⁶

Auch weniger befähigte Männer als Müller konnten sich, mit Hilfe einer Mischung aus Byzantinismus und Intrigantentum, den Weg zu sicheren Stellungen an der Universität ebnen; sie brauchten nur ihre älteren Kollegen wegen mangelnder nationalsozialistischer Gesinnung oder zu geringen Einsatzes für die neue politische Ordnung zu denunzieren. Welche wichtige Rolle dies bei der Umwandlung angesehener Hochschulen in «braune Universitäten» spielte, zeigt die Tatsache, dass, wie eine 1938 durchgeführte Untersuchung des Ministeriums ergab, innerhalb von fünf Jahren 45 Prozent aller festbesoldeten Stellen an deutschen Universitäten den Inhaber gewechselt hatten.³⁷

Universitäten aber, die so systematisch um ihre begabtesten Gelehrten gebracht wurden, konnten gegen den Verfall der kulturellen Masstäbe unter der Nazi-Herrschaft weder Protest einlegen noch Lösungsrezepte anbieten, denn sie waren selbst Teil jenes allgemeinen Vorgangs. Dies galt in doppeltem Masse, weil sie in den Jahren nach 1933 mehr und mehr die Kontrolle über die Hochschulzulassung verloren, und zwar an die Jugendorganisation der Nationalsozialisten, die Hitlerjugend. Der Führer der HJ, Baldur von Schirach, ein gesellschaftlich bekannter junger Mann, der es selbst nicht geschafft hatte, einen akademischen Grad zu erwerben, und vielleicht gerade deswegen das Vertrauen Hitlers besass, hegte dem etablierten Bildungswesen gegenüber ein tiefes Ressentiment und hatte den ehrgeizigen Plan, sowohl die Universitäten als auch die höheren Schulen revolutionär umzugestalten, indem er konservative Lehrer aus dem Unterrichtswesen ausschaltete und kraftvolle junge nationalsozialistische Pädagogen an ihre Stelle setzte, die statt der Vermittlung von Bücherwissen Charakterbildung und körperliche Ertüchtigung in den Vordergrund rücken würden. Um diesen Gedanken einer Verwirklichung näherzubringen, ermunterte er die HJ-Mitglieder, gegen die Methoden ihrer Lehrer zu rebellieren und über ihre Loyalität zu den Zielen der NS-Bewegung zu wachen; zugleich wurde ein so grosser Teil ihrer Zeit für Märsche, Übungen und Wochenendausflüge in Anspruch genommen, dass sie nie dazu kamen, ihre Hausaufgaben ordentlich zu machen. 1934 beschwerte sich der Rektor des Karls Gymnasiums in Stuttgart beim Erziehungsminister, die HJ sei für einen 33prozentigen

Rückgang des Schülerwissens in Latein, Griechisch, in den modernen Sprachen und in Mathematik verantwortlich und habe, indem sie es den Schülern unmöglich mache, zu Hause Bücher zu lesen, ein ebenso starkes Nachlassen der Literaturkenntnisse verschuldet.

Klagen wie diese fanden zwar beim Erziehungsministerium Verständnis und Rückhalt, aber die Aktivitäten Schirachs wurden deswegen nicht eingedämmt. Ein Gesetz vom Dezember 1936 machte die Mitgliedschaft in der HJ allen Jugendlichen im Alter von 10-18 Jahren zur Pflicht; Schirach wurde zum Reichsjugendführer ernannt und unabhängig vom Erziehungs- und Innenministerium, denen er bis dahin unterstellt gewesen war. Er führte nicht allein seinen Feldzug gegen die schulischen Unterrichtsmethoden fort – mit dem Erfolg einer Demoralisierung der Lehrerschaft – sondern setzte auch durch, dass aktive Verdienste in der HJ gegen mangelnde Leistungen in der Schule aufgerechnet werden konnten. Dies führte tendenziell zur Entwertung des Reifezeugnisses und machte die politische Zuverlässigkeit anstelle der geistigen Leistungsfähigkeit zur ersten Voraussetzung für die Zulassung zum Universitätsstudium.

Die Folgen dieser Entwicklung waren ebenso tiefgreifend wie die der Säuberung der Fakultäten. 1939 war es so weit, dass ein grosser Prozentsatz der deutschen Hochschulstudenten infolge der antiintellektuellen Ausrichtung ihres Unterrichts und der fehlenden Vermittlung grundlegender Fertigkeiten und Arbeitsmethoden nicht fähig war, wissenschaftliche Seminar- und Laborarbeit zu leisten. Eine Reihe peinlich ungeschminkter Berichte des Sicherheitsdienstes der SS enthüllte alarmierend hohe Durchfallquoten – von mehr als 40 Prozent beispielsweise in Medizin – und verzeichnete bittere Klagen der Universitätsverwaltungen, die kurz gefasst besagten, dass die Seminare des ersten Studienjahrs inzwischen grösstenteils zur Auffüllung von Wissenslücken dienten, dass die Studienanfänger weder über naturwissenschaftliches Grundwissen noch über Fremdsprachenkenntnisse verfügten und dass man, sofern man nicht davon abgehe, das Abitur zur Richtschnur für die Hochschulzulassung zu nehmen, von der Universität nicht mehr erwarten könne, dass sie eine neue Generation von Lehrern und Gelehrten hervorbringe. Alle Anzeichen, so hiess es weiter, verstärkten sich, dass ausländische Studenten den Absolventen deutscher Gymnasien deutlich überlegen waren; so schlecht ausgebildet und so wenig zu anhaltender konzentrierter Arbeit fähig waren die meisten deutschen Abiturienten, dass ein Lehrer verzweifelt ausgerufen hatte: «Wie sollen aus solchen Leuten die geistigen Führer des neuen Reiches werden?»³⁸

4. Die Widerstandsbewegung

Diejenigen Deutschen, die im Allgemeinen am lautesten darauf pochten, dem Volk der Dichter und Denker anzugehören, merkten wahrscheinlich am allerwenigsten, zu welchem schlechten Witz diese Kennzeichnung unter der Herrschaft des Nationalsozialismus wurde. Joseph Goebbels hatte längst erkannt, dass der ästhetische Geschmack des Durchschnittsbürgers nicht so fein entwickelt war, dass er die literarischen Qualitäten eines Blunck oder einer Berens-Totenohl von denen eines Thomas Mann hätte unterscheiden können, und die Reichskulturkammer hatte ein grosses Geschick darin entwickelt, Messing als Gold zu verkaufen. Aber es gab auch viele Deutsche, denen die systematische Entwertung aller kulturellen Werte, die seit 1933 um sich gegriffen hatte, Grund zur Beschämung und Sorge war, und es ist nicht zu bezweifeln, dass diese Sorge einer der Faktoren war, die zur Entstehung einer Widerstandsbewegung gegen die nationalsozialistische Herrschaft beitrugen.

Dabei war vermutlich jene negative Form des Widerstands, die man später als «innere Emigration» bezeichnet hat, von grösserer Bedeutung als die Verschwörung, die zum Attentat auf Hitler am 20. Juli 1944 führte. An aktiven Widerstand zu denken, geschweige denn ihn zu planen, war nicht leicht in einem Land, dessen Regierung ein Machtmonopol besass, von dem sie, wie sie wiederholt gezeigt hatte, gegen wirkliche oder vermeintliche Feinde skrupellos und ohne Rücksicht auf rechtliche oder moralische Erwägungen Gebrauch zu machen bereit war, und trotz ihrer Exzesse die Unterstützung grosser Teile der Bevölkerung genoss; es ist verständlich, dass die Mehrheit derjenigen, die im Herzen gegen Hitler waren, ihren Gefühlen lieber durch eine innere Abwehrhaltung Rechnung trugen, als durch positive Aktionen irgendwelcher Art. Die «innere Emigration» liess hin und wieder ein Buch entstehen, das als versteckter Angriff auf das Regime gelesen werden konnte, so etwa Werner Bergengruens *Der Grosstyrann und das Gericht* (1935), eine verwickelte Geschichte über Mord und Hofintrige im Italien der Renaissance, und Ernst Jüngers *Auf den Marmorklippen* (1939).³⁹ Erich Kästner freilich, der sich, obwohl man 1933 seine Bücher mitverbrannt hatte, in der Hoffnung, seine Feder gegen das Regime einsetzen zu können, geweigert hatte, Deutschland zu verlassen, musste sich am Ende mit der Erkenntnis abfinden, dass ein schlichter Schriftsteller nicht mehr tun konnte, als «als Augenzeuge dazubleiben und eines Tages literarisch

Zeugnis davon abzulegen, was er gesehen hat»;⁴⁰ und diese Haltung machten sich viele andere Deutsche in vielen Lebensbereichen zu eigen.

Die ersten Versuche, dem Regime aktiveren Widerstand zu leisten, wurden innerhalb der Organisationen der deutschen Arbeiterbewegung unternommen; aber sie erstickten im Keim, zuerst, weil es im Januar 1933 an einer entschlossenen Führung fehlte, und in der Folge, weil die Linke in sich zerstritten war. Es ist denkbar, dass ein energischer Aufruf zur Tat durch die Führer der Sozialdemokratischen Partei und der Gewerkschaften ein Echo gefunden hätte, das machtvoll genug gewesen wäre, die Pläne Hitlers just in dem Augenblick zu durchkreuzen, als er sich zu ihrer Verwirklichung anschickte. In mehreren deutschen Städten fanden Ende Januar 1933 Massendemonstrationen statt, die sich wirksam hätten koordinieren lassen, und einige Einheiten des sozialdemokratischen Kampfverbands, des Reichsbanners, standen bewaffnet bereit und brannten darauf loszuschlagen. Aber die Parteiführer zögerten, vom verfassungsmässigen Weg abzuweichen, ehe Hitler dies getan hatte; sie wollten nicht die Verantwortung für den Beginn einer Auseinandersetzung übernehmen, die vielleicht mit einem Blutbad enden würde;⁴¹ und sie waren nur zu rasch damit bei der Hand, ihre Untätigkeit mit dem Argument zu verbrämen, die neue Regierung werde ohnehin nicht lange währen. Die Gelegenheit, die sie vorübergehen liessen, kam nicht wieder; schon im Juni 1933 waren die Gewerkschaften nach einem flüchtigen Versuch, sich mit dem neuen Regime gutzustellen, von der NS-Arbeitsfront aufgesogen und die SPD für illegal erklärt. Noch war eine starke Bereitschaft zum Widerstand vorhanden, insbesondere bei den jüngeren Angehörigen der Arbeiterbewegung, und in allen bedeutenden städtischen Zentren bildeten sich Untergrundgruppen – wie die Sozialistische Arbeiterpartei und der Rote Stosstrupp, der seinen Anfang an der Berliner Universität nahm und zu dem nach Hitlers Machtergreifung frühere Mitglieder des Reichsbanners stiessen. Diese Gruppen waren untereinander schlecht koordiniert; sie hatten unterschiedliche Vorstellungen in Bezug auf Ziel und Taktik, und sie verbrachten viel Zeit mit ideologischen Diskussionen und Streitereien mit der sozialdemokratischen Parteiführung, die ihren Sitz 1933 nach Prag verlegt hatte. Dass dies so war, ist verständlich. Die Schwierigkeiten einer sozialistischen Oppositionstätigkeit waren diesmal unendlich viel grösser als in den Tagen des Bismarckschen Sozialistengesetzes. Damals hatte sich die Wirksamkeit der Untergrundarbeit in der steigenden Zahl in den Reichstag gewählter sozialistischer Abgeordneter widergespiegelt und bestätigt, und damit

auch in der Möglichkeit, diese politische Macht zur Blockierung der Regierungspolitik einzusetzen. Nach der Abschaffung des parlamentarischen Regierungssystems war nun nicht mehr feststellbar, ob die Flugblätter, die die Angehörigen der sozialistischen Untergrundgruppen unter Gefahr für Leib und Leben verteilten, überhaupt von irgendjemandem gelesen wurden.

Die geheime Tätigkeit der Sozialdemokratischen Partei hätte umfassender und nutzbringender sein können, wären die Voraussetzungen für eine Zusammenarbeit mit der kommunistischen Untergrundbewegung gegeben gewesen, die nach den die KPD nahezu vernichtenden Massenverhaftungen vom Februar 1933 unter grossen Schwierigkeiten aufgebaut worden war. Aber die sozialdemokratischen Führer gedachten nur allzu verbittert des Jahres 1932, als die KPD bei der Schwächung der Republik mit den Nazis zusammengearbeitet hatte, und sie hegten wenig Hoffnung, ein einiges Gespann mit Leuten bilden zu können, deren Taktik sich stets streng nach dem richtete, was das Politbüro in Moskau gerade als politische Marschroute festlegte. Zwischenzeitlich gab es immer wieder Verhandlungen zwischen Untergrundorganisationen der Sozialdemokraten und der Kommunisten, und aktive Impulse für ein Zusammengehen gingen von der Gruppe «Neu Beginnen» aus, deren Kopf, der unter dem Pseudonym Miles schreibende kluge Taktiker und Analytiker Walter Löwenheim, ein deutsches Gegenstück zur französischen Volksfront aufbauen zu können hoffte. Diese Möglichkeit wurde zunichte gemacht durch Intrigen der KPD gegen die Prager Parteileitung und durch den Rückzug der Kommunisten aus der Widerstandsbewegung nach dem Abschluss des Hitler-Stalin-Pakts im August 1939.

Nach Ausbruch des Krieges gelangten sozialdemokratische Führungspersönlichkeiten wie Wilhelm Leuschner, Julius Leber und Carlo Mierendorff zu der Überzeugung, dass ein wirksamer Kampf gegen das Regime unmöglich war, wenn man nicht zu bürgerlichen Widerstandsgruppen und zu oppositionellen Elementen innerhalb der Ministerialbürokratie und des Heeres Kontakt aufnahm. Die Versuche, die eigene Tätigkeit mit der der Kommunisten zu koordinieren, die nach dem Juni 1941 wieder aktiv geworden waren, wurden nie ganz abgebrochen, waren im Ergebnis aber negativ oder – in einem Fall – schädlich. Kommunistische Widerstandszellen erwiesen sich als hochgradig anfällig für eine Unterwanderung durch Gestapo-Agenten. 1942 wurde die «Rote Kapelle», eine Gruppe, der es gelungen war, ihre Agenten in verschiedenen Ministerien zu plazieren, von der Geheimpolizei zerschlagen, und ihre Initiatoren wurden gehenkt; zwei Jahre später ereilte eine kommunistische Zelle, die Anton Saefgow und Franz Jakob in Berli aufgebaut

hatten, das gleiche Schicksal; die Polizei nahm die Verhaftung während eines Treffens vor, zu dem Julius Leber und Adolf Reichwein gekommen waren in der Absicht, Genaueres über die Ziele der Kommunisten zu erfahren. Leber, der als sehr ernsthafter Kandidat für die Kanzlerschaft nach einem geglückten Staatsstreich gegen Hitler gegolten hatte, starb im Konzentrationslager.⁴²

Wenn die Widerstandstätigkeit der politischen Linken imposante Ergebnisse vermissen liess, so muss andererseits gesagt werden, dass sich ihre Aktivität vorteilhaft von der der etablierten Kirchen unterschied, deren organisatorisches Gerüst im Gegensatz zu dem der linken Parteien und Gewerkschaften den Prozess der Gleichschaltung überlebt hatte. Ihre Haltung zum Nationalsozialismus war höchst zwiespältig, wenn auch beide Kirchen ihre Fähigkeit bewiesen, immer dann eine feste Gegenposition zu beziehen, wenn die Regierungspolitik wichtige christliche Glaubenssätze verletzte oder kirchliche Interessen bedrohte. Es war die lebhafteste, in einer offenen Verurteilung der staatlichen Kirchenpolitik von den Kanzeln herab gipfelnde Opposition der evangelischen Kirche, die Hitler 1935 davon abbrachte, das Experiment der Einführung einer neuen «deutschen» Religion unter einem von ihm selbst ausgewählten Reichsbischof, Ludwig Müller, weiterzuführen. Entsprechend widersetzte sich die katholische Kirche mutig der staatlichen Euthanasiepolitik und konnte eine gemässigtere Handhabung durchsetzen. Aber keine der Kirchen zeigte die geringste Neigung, gegen andere Verbrechen des Regimes Stellung zu beziehen; während die Katholiken es beispielsweise mit beträchtlichem Geschick zu verhindern vermochten, dass ihre Jugendorganisationen von der Hitlerjugend unterwandert wurden,⁴³ legten sie keine derartige Energie an den Tag, um gegen die Verletzung grundlegender Menschenrechte durch die Nazis oder gegen die Abschaffung der geistigen und künstlerischen Freiheit zu Felde zu ziehen. Die autoritäre Tradition, in der beide Kirchen standen, lähmte ihre Kritikfähigkeit und ihr kollektives Gewissen. So ist es etwa bemerkenswert, dass die Kirchen, als 1939 der Krieg kam, ihre Gläubigen ermahnten, sich ihrer patriotischen Pflicht bewusst und bereit zu sein, sich für ihr Vaterland zu opfern, ein Gebot, das nach dem Angriff auf die Sowjetunion 1941 noch nachdrücklicher verkündet wurde. Angehörige der Katholischen Friedensliga, die den Wehrdienst verweigerten, wurden liquidiert, ohne dass die Kirche den Versuch machte einzugreifen; in der Tat sind Fälle dokumentiert, in denen Gefängnisgeistliche solchen aus Ge-

wissensgründen den Dienst in der Hitler-Armee verweigernden Männern die Sakramente nicht erteilten.⁴⁴

Dies ist freilich ein Thema, bei dem Verallgemeinerungen gefährlich sind; man sollte nicht vergessen, dass es einzelne Männer der Kirche gegeben hat – den Berliner Pastor Martin Niemöller beispielsweise, seinen Freund und Gefährten Dietrich Bonhoeffer und Friedrich Weissler von der Bekennenden Kirche –, die vom Anfang der Hitlerdiktatur an Widerstand gegen das stillschweigende Einverständnis der Kirchen mit der Rassen- und Rechtspolitik des Regimes leisteten.⁴⁵ Schon vor den schrecklichen Pogromen vom November 1938 hatten diese und andere Männer aufgehört, die Warnungen ihrer ängstlicheren Brüder oder Vorgesetzten zu beherzigen, und waren von einer seelsorgerischen Form des Widerstands allmählich zu direkteren Formen übergegangen. Manche von ihnen gebrauchten ihre Predigten zu unverhüllten Angriffen auf das Regime und büssten dafür – wie der Berliner Domprobst Lichtenberg, der zwei Jahre Gefängnis erhielt, weil er öffentliche Gebete für die Juden abhielt, nach Verbüßung dieser Strafe nicht freigelassen wurde und auf dem Transport nach Dachau starb. Andere – wie Bonhoeffer, der für seine Betätigung ebenfalls mit dem Leben zahlte – verlegten sich auf das Mittel der Verschwörung; sie suchten Kontakt zu Gruppen ähnlicher gesinnter Menschen, die mit wirksameren Waffen, als Worte es waren, gegen das Regime vorgehen wollten. Manche fanden auf diese Weise den Weg in sozialistische Widerstandszellen; das galt für eine Reihe von katholischen Geistlichen, die früher in der katholischen Gewerkschaftsbewegung aktiv gewesen waren. Andere wieder wurden in mittelständischen Gruppen tätig, zu denen sie den Weg über Familienbeziehungen, Studienbekanntschaften oder andere Verbindungen fanden.

Im Unterschied zur französischen Widerstandsbewegung ruhte die deutsche auf einer nur schmalen gesellschaftlichen Basis. Trotz ihrer sozialistischen und gewerkschaftlichen Komponenten erfasste sie zu keiner Zeit, wie es in Frankreich der Fall war, die Massen der Arbeiterklasse oder gar den Mittelstand. Sie war in einem sehr realen Sinne eine Bewegung von Offizieren ohne Soldaten oder – von einer anderen Seite beleuchtet – eine breite und untereinander unverbundene Ansammlung einzelner Gruppen von Intellektuellen, Beamten, Diplomaten und Soldaten, von denen meist keiner genau wusste, was die anderen taten. Eine führende Rolle innerhalb dieser Verschwörungsnester spielten Vertreter der angesehensten Familien Deutschlands (Helmuth Graf von Moltke beispielsweise und Peter Graf Yorck von Wartenburg), Botschafter wie

Ulrich von Hassell, der zuletzt in Rom tätig war, und Graf Werner von der Schulenburg, der als Botschafter in Moskau an der Aushandlung des Hitler-Stalin-Paktes beteiligt war, Kommunalpolitiker wie der frühere Oberbürgermeister von Leipzig, Carl Goerdeler, und Wissenschaftler wie Erwin Planck. Einige dieser Verschwörer versuchten es mit fehlgeleiteten oder zeitlich falsch angesetzten Aktionen und endeten als Gefangene der Gestapo, wie Dr. Arvid Harnack und Oberleutnant Harro Schulze-Boysen und ihre Gefährten von der Roten Kapelle, die für ihre Spionagetätigkeit zugunsten der Sowjetunion sterben mussten. Manche verirrten sich in abstrakten Spekulationen und Debatten darüber, wie die deutsche Aussenpolitik nach dem Sturz des Nationalsozialismus aussehen sollte. Aber es gab auch andere Widerstandskämpfer – insbesondere die Gruppe, die sich um Carl Goerdeler scharte –, die, soweit es die Verhältnisse zuließen, in systematischer Form auf praktische Ziele hinarbeiteten.⁴⁶

In den letzten Jahren vor 1939 war es ihr Bestreben, ihr Land vor der Katastrophe zu bewahren, in die, wie sie mit wachsender Überzeugung glaubten, Hitler es stürzen würde; in der Erkenntnis, dass sie allein zu schwach waren, dieses Ziel zu erreichen, versuchten sie die Westmächte zu einer Politik zu bewegen, die Hitler den Weg verlegen und ihn, indem sie sein Prestige minderte, vielleicht vom Thron stürzen würde. Indem sie Emissäre nach London und Paris ausschickten – Goerdeler selbst, als Vertreter der Robert-Bosch-Werke getarnt,⁴⁷ und Adam von Trott zu Solz, der als ehemaliger Rhodes-Stipendiat gute Drähte nach England besass – und indem sie sich anderer Mitverschwörer bedienten, die dem Diplomatischen Dienst angehörten (beispielsweise Theodor Kordt in der Londoner Botschaft), versuchten sie den Regierungen der Westmächte klarzumachen, dass ein Krieg unvermeidlich war, wenn sie sich nicht dazu aufrafften, den Forderungen Hitlers entgegenzutreten; ferner gaben sie zu verstehen, sie würden für den Fall, dass die Westmächte eindeutig gegen Hitler Stellung bezogen und dieser dennoch nicht nachgab, einen Putsch gegen ihn durchführen, dem der Erfolg schwerlich versagt bleiben würde. Aus Gründen, die im folgenden Kapitel deutlich werden, waren die Regierungen der Westmächte nicht bereit, den Kurs zu steuern, den man ihnen nahelegte, und der Krieg, den die Widerstandsbewegung zu verhindern gehofft hatte, rückte unerbittlich näher. Der Ausbruch der Kampfhandlungen zwang die Bewegung zu einer grundlegenden Änderung ihrer Taktik. Realistisch war nun nur noch eines: Pläne für die Er-

mordung Hitlers zu schmieden, denn nur der Tod des Führers konnte eine Rückkehr zum Frieden erzwingen, ehe Deutschland zerstört wurde.

Die Männer um Goerdeler waren natürlich nicht in der Lage, derartige Pläne selbst auszuführen, und ebensowenig durften sie hoffen, mit einem Appell an das deutsche Volk etwa eine Massenbewegung gegen das Regime in Gang setzen zu können. Wenn sie Hitler beseitigen wollten, mussten sie zunächst einmal wirksame Machtmittel in die Hände bekommen, und es war ihnen klar, dass nur das Offizierskorps des Heeres in der Lage war, diese Machtmittel zu stellen. Gewiss, es war nicht mehr die homogene Gruppe, die es einst gewesen war. Das halbsbrecherische Wiederaufrüstungsprogramm, das 1935 in Gang gesetzt worden war, hatte zwangsläufig dazu geführt, dass junge Männer in die Offiziersränge aufgenommen wurden, denen aufgrund ihrer gesellschaftlichen Herkunft diese Laufbahn in der Vergangenheit verschlossen geblieben wäre, und viele von ihnen hatten eine jahrelange nationalsozialistische Indoktrination hinter sich, die sie gegenüber jeder anderen Loyalitätsverpflichtung unempfindlich gemacht hatte. Die Aufstiegsmöglichkeiten, die sich durch die rasante Vergrößerung des Heeres ergaben, brachten auch Zwietracht in die Armee: Ehrgeiz, Eifersucht und das Bemühen, sich für das eigene Fortkommen die Hilfe einflussreicher äusserer Kräfte zu sichern, machten sich auf allen Rangebenen breit. Viele Offiziere, die in ihrem Innersten Hitler verabscheuten, hatten keine Lust, ihre Karriere aufs Spiel zu setzen, indem sie ihre Ansichten bekanntmachten, und diese Männer würden einem Widerstand gegen Hitler ebenso ablehnend gegenüberstehen wie die grosse Zahl der «Parteisoldaten». Andererseits gab es unter den höchsten Dienstgraden noch immer eine Vielzahl von Offizieren, die den Idealen Hans von Seeckts und der Auffassung treu geblieben waren, dass das Heer eine autonome, vom Parteeinfluss freizuhaltende Kraft im Staate war und seinen Daseinszweck darin hatte, die lebenswichtigen Interessen des Staates zu schützen.

Der führende Kopf unter denen, die dieser Auffassung waren, war General Ludwig Beck, bis 1938 Stabschef des Heeres. Er war der Ansicht, das Offizierskorps müsse, gerade weil das deutsche Volk stets eine Art Ehrfurcht vor dem Militär besessen hatte, das ihm entgegengebrachte Vertrauen dadurch belohnen, dass es die Nation vor Schaden bewahrte. Für einen Ehrenmann gab es keinen Weg, sich dieser Verantwortung zu entziehen. Wenn sich herausstellte, dass Hitler einen verhängnisvollen Kurs eingeschlagen hatte, war es ihre moralische Verpflichtung, ihm mit jedem zu Gebote stehenden Mittel den Weg zu verlegen. «Die Geschichte», schrieb er, «wird diese Führer mit einer Blut-

schuld belasten, wenn sie nicht nach ihrem fachlichen und staatspolitischen Wissen und Gewissen handeln ... Es ist ein Mangel an Grösse und an Erkenntnis der Aufgabe, wenn ein Soldat in höchster Stellung in solchen Zeiten seine Pflichten und Aufgaben nur in dem begrenzten Rahmen seiner militärischen Aufträge sieht, ohne sich der höchsten Verantwortung vor dem gesamten Volk bewusst zu werden.»⁴⁸

Beck durfte nicht damit rechnen, das gesamte Offizierskorps oder auch nur eine Mehrheit unter seinen Angehörigen zu dieser Auffassung bekehren zu können; immerhin aber war sie überzeugend und ansteckend genug, um eine bemerkenswerte Anzahl von Offizieren in Schlüsselpositionen auf seine Seite zu ziehen. 1938 planten sie einen Putsch gegen Hitler, der vielleicht erfolgreich gewesen wäre, hätten die Westmächte ihn nicht unterlaufen, indem sie vor den Forderungen Hitlers kapitulierten; und in den Kriegs) ahren koordinierten sie ihre Aktivitäten mit denen der Gruppe um Goerdeler und arbeiteten durchdachte Pläne aus, die schliesslich zum Attentat vom 20. Juli 1944 führten; an diesem Tag versuchte Oberst Claus Schenk von Stauffenberg, Hitler mit einer Bombe zu töten, die bei einer Stabsbesprechung in seinem Hauptquartier in Rastenburg in Ostpreussen explodierte.

Dieses Ereignis und seine verwickelten Nachspiele, die zum Zusammenbruch der Verschwörung führten, sind nur allzugut bekannt, als dass sie einer detaillierten Schilderung an dieser Stelle bedürften. Man darf jedoch die Frage stellen, warum ein so mühevoll erstellter Plan mit einem Fehlschlag endete, und man kommt nicht umhin, die Verantwortung dafür den Militärs anzulasten. Im Mai 1944 schrieb Ernst Jünger, der als Stabsoffizier in Paris darüber orientiert war, dass so etwas wie ein Militärputsch in der Luft lag, in sein Tagebuch: «Die Generale sind meist energisch und dumm ... Oder sie sind gebildet, und das geht auf Kosten der Brutalität, die zu ihrem Handwerk gehört. So mangelt es stets irgendwo, entweder am Willen oder an der Übersicht. Höchst selten ist diese Einigung von Tatkraft und Bildung, wie man sie bei Cäsar und Sulla sah oder in unseren Zeiten bei Scharnhorst und Prinz Eugen.»⁴⁹ Sicherlich gab es unter denen, die an der Spitze der Verschwörung gegen Hitler standen, keinen Sulla, ausser vielleicht Stauffenberg, der, als er Stunden nach der Explosion in Rastenburg nach Berlin in die Bendlerstrasse zurückkehrte, zu seiner Erschütterung erfahren musste, dass seine Mitverschwörer nichts unternommen hatten, die Macht in der Stadt an sich zu reissen, weil sie nicht sicher waren, dass Hitler wirklich tot war. Zweifel und Unschlüssigkeiten dieser Art hatten die Entschluss-

kraft der soldatischen Verschwörer in all den Jahren seit 1938 gelähmt, und nun, im Juli 1944, erwiesen sie sich als fatal.

Die Unentschlossenheit der Verschwörer entsprang teilweise dem moralischen Dilemma, dass alle Offiziere 1934 ihren Amtseid auf Hitler geleistet hatten; vielen von ihnen erschien daher eine Widerstandsaktion als unehrenhaftes Verhalten. Um der Wahrheit gerecht zu werden, muss man jedoch sagen, dass ihr politisches Dilemma noch schwerer lösbar war.⁵⁰ Diejenigen, die der Überzeugung waren, dass ihre Verpflichtung gegenüber dem Land und dem deutschen Volk schwerer wog als ihr auf Hitler geleisteter Eid, und die sich der Argumentation von Beck anschlossen, das «militärfromme Volk» der Deutschen erwarte von den Offizieren nicht nur, dass sie Hitler den Weg in die Katastrophe versperren, sondern werde ihre Versuche, gegen ihn vorzugehen, auch unterstützen, glaubten in ihrem tiefsten Inneren nicht daran, dass dies wirklich so war. Sie erkannten, dass ihre langjährige Zusammenarbeit mit dem Diktator und ihr in vielen kritischen Situationen zu Tage getretener Mangel an Courage, gegen sein Vorgehen zu protestieren, dem Ansehen ihres Standes geschadet hatten. Zu lange währte nun schon ihre Verbindung mit dem Führer, als dass ein Bruch mit ihm bei der Masse des Volkes auf Verständnis stossen konnte. Dies galt erst recht, nachdem der Krieg ausgebrochen war. Im Juli 1940 schrieb Fritz Lehmann in sein Tagebuch, wenn die Menschen in Deutschland noch im September 1939 nachdenklich und besorgt gewesen seien, so «übertönen [nun aber] die Siegesfanfaren jedes Wort der Kritik und jeden Gedanken der Sorge um die Zukunft».⁵¹ Solange diese Atmosphäre vorherrschte, durfte die soldatische Widerstandsbewegung nicht auf breite Unterstützung hoffen.

Es gab auch gar keine Hinweise darauf, dass sich diese Stimmung im weiteren Verlauf des Krieges in signifikantem Masse änderte, nicht einmal, als auf die ersten Siege Rückschläge in Afrika und Russland folgten; ohnehin verhinderte die immer wirksamere Kontrolle, die die Gauleiter über den zivilen Sektor ausübten, jede wirkliche Kommunikation zwischen den Militärs und den Massen. Bei den seltenen Anlässen, zu denen Differenzen zwischen der Generalität und dem Führer ans Licht der Öffentlichkeit drangen, verstand es das Propagandaministerium geschickt, der Bevölkerung den Eindruck zu vermitteln, diese Anzeichen einer inneren Opposition beruhten auf Defätismus, reaktionären aristokratischen Bestrebungen und der Unfähigkeit der militärischen Führer, die revolutionäre Dynamik der nationalsozialistischen Bewegung zu

verstehen. Es gelang Goebbels in überraschend starkem Masse, militärische Bedenken in politische Aktivposten für die Partei zu verwandeln.

Die Zaghaftheit und die Skrupel, unter denen die Verschwörer in Uniform 1944 litten, rührten zum grossen Teil aus der Einsicht her, dass sie den Kontakt zu den Menschen in Deutschland so gründlich verloren hatten, dass sie nicht mit einem breiten Verständnis für ihr Vorgehen rechnen konnten, sondern erwarten mussten, als Verräter und Defätisten angesehen zu werden. Dass diese Einschätzung nicht unbegründet war, zeigte sich darin, mit welcher Bereitwilligkeit die amtlichen Erklärungen zum Juli-Attentat von der Masse der Deutschen akzeptiert wurden. «Hitler ist mit einem Male wieder der Mann des Volkes», schrieb ein zeitgenössischer Beobachter, «für den selbst viele ehemalige und we-sensmässige Marxisten mit dem Augenblick ihre Sympathien entdeckten, wo er ‚von Generalen und Monarchisten‘, von ‚Aristokraten‘, wie man sie auch nennt, beseitigt werden sollte. Ein Anschlag auf den Führer ist eine grosse Schurkerei, ... natürlich die Aristokraten ..., die wollen die Monarchie wieder haben!»⁵²

Auch diese Einsicht lag nicht weit neben der Wahrheit. Man kann einerseits die moralischen Motive hinter dem Attentatsversuch gegen Hitler bewundern, ohne andererseits zu verkennen, dass die Führer der Verschwörung eine archaische Politik vertraten. Es ist nicht übertrieben zu sagen, dass Beck und Goerdeler politische Romantiker waren, die von den gesellschaftlichen und geistigen Veränderungen, die sich in Deutschland binnen zweier Generationen vollzogen hatten, nur eine äusserst verschwommene Vorstellung besaßen, und die zu glauben schienen, es sei das Beste für ihr Land, den Kalender auf das Jahr 1913 zurückzustellen. Aus zwei im Nachlass Goerdelers gefundenen längeren Denkschriften wird deutlich, dass ihr gesamter Denkhorizont unliberal und antidemokratisch war und dass sie eine Gesellschaft errichten wollten, die eher durch starre Ordnung als durch Wandel und Veränderung charakterisiert sein würde. Der Staat der Zukunft, wie er ihnen vorschwebte, sollte nicht auf einem parlamentarischen, sondern auf einem eher ständischen Modell beruhen; vorgesehen war ein kompliziertes Wahlsystem, das die Möglichkeiten der direkten Wahl einschränkte, der Wehrmacht sollte eine Kontrollfunktion zufallen, und an der Spitze des Staates sollte ein Monarch stehen. Das Ganze sollte ein autoritärer Wohlfahrtsstaat werden, in dem die Bürger zwar nicht mehr die willkürliche Gesetzlosigkeit und den Terror der totalitären Diktatur hätten fürchten müssen, aber auch nicht die uneingeschränkte Freiheit der politischen Wahl besaßen hätten.⁵³

Einen Monat vor dem Attentatsversuch auf Hitler sagte Generalmajor Henning von Tresckow – vielleicht unter dem Einfluss der Misserfolgsahnungen, welche die Verschwörer beseelten – zu Graf Stauffenberg: «Das Attentat muss erfolgen, *coûte que coûte* ... Denn es kommt nicht mehr auf den praktischen Zweck an, sondern darauf, dass die deutsche Widerstandsbewegung vor der Welt und vor der Geschichte den entscheidenden Wurf gewagt hat. Alles andere ist daneben gleichgültig.»⁵⁴ In diesen Worten leuchtet vielleicht die wahre Bedeutung der deutschen Widerstandsbewegung auf: Sie wollte dazu dienen, zukünftige Generationen von Deutschen daran zu erinnern, dass es Männer gegeben hatte, die gegen das verbrecherische Schreckensregime Hitlers kämpften und ihr Leben aufs Spiel setzten, um seiner die Moral und die kulturelle Kraft ihrer Nation zugrunderichtenden Herrschaft ein Ende zu setzen. Es fällt allerdings schwer, der Beurteilung Ralf Dahrendorfs zu widersprechen, für den die Widerstandsbewegung zwar «ein Ruhmesblatt deutscher Geschichte», aber kaum ein Schritt auf dem Wege Deutschlands zu Freiheit und Demokratie war. Bei allem Idealismus, der die Verschwörer vorwärts trieb, handelten sie doch im Namen einer gesellschaftlichen Tradition, auf deren Grundlage lediglich eine autoritäre Herrschaft erwachsen konnte.⁵⁵

XIX. Hitler und Europa: Aussenpolitik 1933-1939

Si le Führer a pu triompher ... au cours de son aventureuse carrière, des obstacles innombrables que le hasard et ses adversaires ont semés sur ses pas, ce n'est pas seulement grâce à son acharnement et à son opiniâtreté, mais encore grâce à une habilité politique qui n'a fait que croître avec le temps. Il ignore tout respect de la parole donnée ... Cette rouerie, cette roubardise, ont trompé plus d'un cerveau subtil...
*André François-Poncet (8. Februar 1933)*¹

Die Vorsehung hat mir das letzte Wort gesprochen und mir den Erfolg gebracht.
*Adolf Hitler (November 1939)*²

Die anfänglichen Erwartungen, welche die Regierungen der Westmächte in Bezug auf Hitlers wahrscheinlichen aussenpolitischen Kurs hegten, zeichneten sich durch ein ausserordentlich ausgeprägtes Wunschdenken aus. Obwohl die Ereignisse innerhalb Deutschlands deutlich zeigten, dass die neuen Machthaber des Landes im Umgang mit Andersdenkenden weder Gesetz und Moral noch herkömmliche Normen menschlicher Anständigkeit gelten liessen, zeigten sich die Politiker in London und Paris keineswegs erschreckt angesichts der daraus möglicherweise für das zukünftige Verhalten Deutschlands als Mitglied der internationalen Gemeinschaft zu ziehenden Schlüsse. Sie wollten in den im Zuge der Gleichschaltung verübten Brutalitäten, die sie ohnehin für eine vorübergehende Erscheinung hielten, kein Omen für die Aussenpolitik erblicken und neigten der Überzeugung zu, Hitler werde sich, nachdem er sich erst einmal in Musse mit den aussenpolitischen Problemen bekanntgemacht hatte, als Revisionspolitiker entpuppen, wie seine Vorgänger darauf aus, die Bestimmungen des Versailler Vertrages zu ändern, die die Handlungsfreiheit seines Landes noch immer einengten, und wie sie zufrieden, wenn die Westmächte sich zu einigen massvollen Zugeständnissen bereitfanden.

Selbst unter gebührender Berücksichtigung der Tatsache, dass Regierungen, die selbst mit drückenden politischen und wirtschaftlichen Problemen zu kämpfen haben, sich ungern zu eingehend mit neuen potentiellen Problemquellen beschäftigen, lässt sich diese Haltung nur als borniert bezeichnen. Hitler selbst hatte ihnen in unzähligen Reden und in einem sehr ausführlichen Buch zu verstehen gegeben, dass sie sich in

der Einschätzung seiner aussenpolitischen Absichten täuschten, und ihre eigenen diplomatischen Vertreter in Deutschland hatten dies in jüngster Zeit bestätigt. André François-Poncet beispielsweise, seit 1931 französischer Botschafter in Berlin, machte seine Regierung am 8. Februar 1933 in seinem ersten ausführlichen Bericht über den neuen Kanzler und seine Pläne warnend darauf aufmerksam, dass Hitler ein Mann der Tat und nicht nur der grossen Worte sei – oder vielmehr ein Mann der Tat *wegen* der vielen grossen Worte, mit denen er die Erwartungen seiner Anhänger angeheizt hatte. Nach den vielen Versprechungen, die er gemacht hatte, würde sich «der ewige Agitator nicht der Notwendigkeit entziehen können, zu handeln». Die aussenpolitischen Ziele des Führers mochten noch nicht sehr klar definiert sein, aber die Westmächte wären, so hob François-Poncet hervor, gut beraten, sich über zwei Dinge Gedanken zu machen: dass Hitler sich von der Verfolgung seiner Ziele niemals durch Zusagen und Beteuerungen abhalten lasse, die er gegenüber anderen abgegeben hat; und dass er, was wichtiger war, «kein Mann der Vergangenheit ist, und dass sein Ziel nicht wie bei Herrn Hugenberg darin besteht, ausschliesslich und lediglich die Verhältnisse von 1914 wiederherzustellen».³

Noch nachdrücklicher warnte der britische Botschafter, Sir Horace Rumbold.⁴ Dieser erfahrene, altgediente Diplomat, der 1891 in den auswärtigen Dienst eingetreten war, seine Regierung in der Schweiz, in Polen, der Türkei und Spanien vertreten hatte und 1928 als Botschafter nach Berlin gekommen war, spürte die Faszination, die von Hitler ausging, und war vielleicht der erste ausländische Beobachter, der erkannte, dass der Führer nicht bloss ein Phantast war, sondern eine ernste Gefahr für die europäischen Nachbarn Deutschlands und für den Weltfrieden darstellte. Es war kein Zufall, dass Hitler diesen unbestechlichen Durchleuchter seiner Absichten verabscheute und ihn später, in den Jahren des Weltkriegs, als «diesen Trunkenbold Sir Rumbold» betitelte; Hitler erzählte, als er dem britischen Botschafter 1933 erklärt habe, er betrachte alle im Versailler Vertrag niedergelegten deutschen Verpflichtungen als unter Zwang eingegangen und daher nichtig, habe Rumbold unter Glucksen geantwortet: «Wunderbar! Ich sage meiner Regierung sofort Bescheid!»⁵ Was der Botschafter London wirklich mitteilte – in einer Reihe von Berichten, die in einer vom 26. April 1939 stammenden bemerkenswerten Analyse des Hitlerschen Denkens gipfelten –, lief auf die Forderung hinaus, irgendjemand in der englischen Regierung solle anfangen, sich ernsthaft mit dem Buch *Mein Kampf* zu befassen, da die-

ses Werk nicht nur die wesentliche Beziehung zwischen dem, was gegenwärtig in Deutschland geschehe, und dem, was sich früher oder später im aussenpolitischen Bereich anbahnen würde, erklären könne, sondern auch deutlich machen werde, warum die zukünftige Politik Hitlers mit nahezu sicherer Gewissheit eine Politik der Expansion und des Krieges sein würde. Rumbold äusserte die Vermutung, dass Hitler «liebend gerne jedes heute noch existierende Exemplar von *Mein Kampf* unter Verschluss nehmen würde», und fügte mahndend hinzu: «Ich fürchte, es wäre falsch, sich irgendwelche Hoffnungen auf eine Rückkehr zur Vernunft oder auf eine grundlegende Änderung in den Ansichten des Kanzlers und seiner Umgebung zu machen ... Ich ... glaube, dass die Nachbarn Deutschlands allen Grund zur Wachsamkeit haben und dass sich für sie die Notwendigkeit ergeben könnte, sich über ihre Haltung zu den sich in diesem Lande anbahnenden Entwicklungen rascher klar zu werden, als sie es sich vielleicht vorgestellt haben.»⁶

Die französische Regierung zeigte sich von den Berichten ihres Botschafters beeindruckt genug, um zu einer höchst misstrauischen Haltung gegenüber Berlin zu gelangen, die sich 1934 vorübergehend zu dem Versuch verdichtete, eine Einschüchterungspolitik gegenüber Deutschland in die Wege zu leiten. Die Regierung MacDonald-Baldwin in England indes zeigte sich, von innenpolitischen Problemen stark in Anspruch genommen, taub für die Warnrufe aus Berlin (und zu gegebener Zeit auch für die französischen Vorschläge, eine Politik der Härte einzuschlagen). Für die Leute in Whitehall war Rumbold ebenso ein Schwarzmaler wie diejenigen, die seine Auffassung teilten, wie sein Dritter Sekretär Duncan Sandys, der 1933 voraussagte, dass Hitler die Remilitarisierung des Rheinlandes plante und durchführen werde,⁷ und der ständige Unterstaatssekretär für Auswärtiges, Sir Robert Vansittart, der in einem Memorandum vom 28. August 1933 den Anschluss Österreichs an Deutschland bei der ersten sich bietenden Gelegenheit und den darauffolgenden Griff nach dem polnischen Korridor ankündigte.⁸ Sie zogen es vor zu glauben, dass die Erfahrung der Macht Hitler zähmen und ihn zu einem ehrenwerten internationalen Mitbürger machen würde, und sie sahen keinen Grund, warum sie sich ohne Not selbst Kopfschmerzen bereiten sollten, indem sie über eigenwillige Äusserungen nachgrübelten, die Hitler 1924 zu Papier gebracht hatte.

Das war ein Fehler, denn Hitler nahm die in *Mein Kampf* formulierten aussenpolitischen Grundsätze nur allzu ernst: dass für ein Land in der Lage, in der sich Deutschland befand, nur eine dynamische Politik möglich war, dass die Ausschaltung potentieller innenpolitischer Gegner

Voraussetzung für die Durchführung einer solchen Politik war, dass eine blosser Rückkehr, sei es zu den Zielen der wilhelminischen Politik, sei es zu den Grenzen von 1914, den wirtschaftlichen und sicherheitspolitischen Bedürfnissen Deutschlands nicht genüge, dass der Erwerb neuen Lebensraums in Osteuropa wesentliche Voraussetzung für die Zukunft der deutschen Rasse war und Richtschnur aller deutschen Politik sein müsse und dass ein solcher Kurs ein hohes Kriegsrisiko, insbesondere im Hinblick auf Frankreich, in sich barg, das man auf sich nehmen und für das man sich durch eine diplomatische Bündnispolitik, durch ein militärisches Wiedererstarben und durch den Aufbau einer inneren Front wappnen müsse.⁹ Dass dies nicht nur eine Ansammlung von Hirngespinnsten war, die Hitler unter dem Eindruck der französischen Besetzung der Ruhr niedergeschrieben hatte,¹⁰ zeigt sich darin, dass Hitler 1928 ein zweites Buch schrieb, das niemals veröffentlicht und erst nach dem Ende des Zweiten Weltkriegs entdeckt wurde; darin skizzierte er, in etwas gedrängter und kategorischerer Form, dieselben Gedankengänge. An einer Stelle des Buches beschrieb er vier für Deutschland denkbare aussenpolitische Strategien, von denen er die ersten drei – völlige Passivität, Bemühen um ein rein wirtschaftlich verstandenes Wohlergehen und Revision des Versailler Vertrages zur Wiederherstellung der Grenzen von 1914 – ohne weiteres verwarf und sich darauf festlegte, der für Deutschland einzig mögliche Kurs bestehe in einer «klaren, weit-schauenden Raumpolitik». Er fügte hinzu:

Es wendet sich damit von allen weltindustriellen und welthandelspolitischen Versuchen ab und konzentriert stattdessen alle seine Kräfte, um unserem Volk durch die Zuweisung eines genügenden Lebensraums für die nächsten 100 Jahre auch einen Lebensweg vorzuzeichnen. Da dieser Raum nur im Osten liegen kann, tritt auch die Verpflichtung zu einer Seemacht in den Hintergrund. Deutschland versucht erneut, auf dem Wege der Bildung einer ausschlaggebenden Macht zu Lande seine Interessen zu verfechten.

Dieses Ziel entspricht ebenso höchsten nationalen wie völkischen Anforderungen. Es setzt ebenfalls grosse militärische Machtmittel zur Durchführung voraus, bringt aber Deutschland nicht unbedingt in Konflikt mit sämtlichen europäischen Grossmächten. So sicher auch hier Frankreich Deutschlands Feind bleiben wird, so wenig liegt in der Natur eines solchen aussenpolitischen Zieles für England und besonders für Italien ein Grund zur Aufrechterhaltung der Feindschaft des Weltkriegs.¹¹

Dies ist nicht der einzige Beleg für die Kontinuität des Hitlerschen aussenpolitischen Denkens, über den wir verfügen. Die in seinen beiden Büchern vorgebrachten grundlegenden Argumente finden sich auch in programmatischen Äusserungen wie seiner Rede vor dem Industrieclub

in Düsseldorf im Januar 1932 wieder, in der er verkündete, Deutschland werde niemals in der Lage sein, es mit anderen Nationen aufzunehmen, ehe der Parteienwirrwarr und das oppositionelle Geschrei nicht durch einen Prozess der inneren Konsolidierung aus der Welt geschafft waren und ein «eisenharter Volkskörper» an ihre Stelle getreten war;¹² oder in seiner Rede an die Generale im Februar 1933, in der er offen über die Gleichschaltung und die Wiederaufrüstung als notwendige Voraussetzungen für eine Politik der Lebensraumgewinnung für das deutsche Volk sprach.¹³ Und auch der Gedanke eines Krieges gegen Frankreich, der der Inangriffnahme dieses letzten Zieles vorhergehen würde – ein Gedanke, der sich wie ein roter Faden durch alle seine aussenpolitischen Äusserungen seit 1919 zog, als er erklärt hatte: «Das deutsche Elend muss durch deutsches Eisen zerbrochen werden! Diese Zeit muss kommen!»¹⁴ –, verlor keineswegs an Intensität. In seinem ersten Gespräch mit einem ausländischen Staatsmann nach der Machtergreifung erklärte Hitler im Juli 1933 dem ungarischen Ministerpräsidenten Julius Gombó: «Ich werde Frankreich zermalmen!»¹⁵

Nachdem Hitler Kanzler geworden war, fand er es zunächst einmal nicht mehr angebracht, seine wahren Absichten an die grosse Glocke zu hängen. Er erkannte, dass er verwundbar war und Zeit brauchte, und bestärkte daher in den ersten Monaten die demokratischen Regierungen in ihren Illusionen, damit sie nicht irgendetwas zur Durchkreuzung seiner Pläne unternahmen, ehe er noch imstande war, sie daran zu hindern. In der Tat bekräftigte er den Eindruck, dass nicht mit einem grundlegenden Wandel in der deutschen Politik zu rechnen war, dadurch, dass er im Aussenministerium und im diplomatischen Dienst das Personal belies, das unter seinen Vorgängern gedient hatte; so behielt er Freiherrn von Neurath und Bernhard von Bülow als Aussenminister beziehungsweise Staatssekretär und legte keine Hand an die Botschafterposten, ausgenommen im Falle der Vertretung in Washington, wo Botschafter von Prittwitz seinen Platz aus eigenem Entschluss räumte.¹⁶ Gleichzeitig waren seine eigenen öffentlichen Äusserungen zur Aussenpolitik von einer Sanftheit und Versöhnlichkeit, die auf bewundernswerte Weise geeignet waren, ausländische Kritiker zu entwaffnen und die Herzen derer zu erwärmen, die entschlossen waren zu glauben, der Nationalsozialismus sei keine Bedrohung für den Frieden. Hitler bewies in seinen ersten Amtsmonaten, dass er unverkennbare diplomatische Gaben besass, insbesondere was den Gebrauch öffentlicher Erklärungen als Mittel der politischen Werbung betraf. Seine Rede vom 17. Mai 1933 zur Abrüstungs-

frage strotzte so sehr von Bekundungen seiner Bereitschaft zur Zurückstellung deutscher Forderungen nach Rüstungsgleichheit um fünf Jahre, zum Verzicht auf Offensivwaffen und zur Zulassung einer unabhängigen Prüfkommision, welche die paramilitärischen NS-Verbände inspizieren sollte, dass sie eine merkliche Entspannung der Atmosphäre bewirkte – und ganz nebenbei auch den Gesprächen über einen allgemeinen Boykott des deutschen Handels wirksam ein Ende setzte.¹⁷

Hermann Rauschning, der Hitler einige Jahre lang nahestand und seine diplomatische Begabung bewunderte, schrieb einmal, der Führer lasse sich bei aller Kontinuität, die seine Aussenpolitik aufweise, durch diese doch nicht in seiner Handlungsfreiheit einengen, und er habe es bei der Verfolgung seiner Ziele «wirklich bis zu einer Virtuosität in der elastischen Taktik gebracht».¹⁸ Das war in den ersten Jahren das Kennzeichen seiner Politik. Während er das Misstrauen seiner Nachbarn einzuschläfern versuchte, benutzte er die so gewonnene Atempause, um den Prozess der Gleichschaltung durchzuführen und die ersten Vorbereitungen für die allumfassende Wiederaufrüstung zu treffen, die später in Gang gesetzt wurde. Gleichzeitig wartete er auf die Gelegenheit, sich aus Verpflichtungen, die Stresemann und Brüning eingegangen waren und die lästig zu werden versprochen, zurückzuziehen. Und schliesslich traf er seine Einschätzungen bezüglich der Haltung, die die verschiedenen Mächte wahrscheinlich einnehmen würden, wenn er anfing, sich seinen wirklichen Zielen zuzuwenden. Dieser Vorgang beinhaltete eine ganze Reihe abgestufter Prüfungen, mit denen er auf die Probe stellen wollte, wie weit die Westmächte fähig wären, in wirksamer Zusammenarbeit den *status quo* zu bewahren, und wie gross ihre Bereitschaft wäre, ihn mit Gewalt von seinen Plänen abzuhalten.

1. Die Jahre der Verwundbarkeit 1933-1934

Die gegenwärtig hinderlichste der deutschen Verpflichtungen war die Teilnahme an der Abrüstungskonferenz, die 1932 in Genf zu tagen begonnen hatte; und Hitler bewies ein für einen Neuling auf dem Felde der Aussenpolitik recht bemerkenswertes Geschick in der Art und Weise, wie er sich dieser Verpflichtung entledigte. Bei den Diplomaten an Ort und Stelle herrschte darüber nicht eitel Freude, und der deutsche Chefunterhändler Rudolf Nadolny war der nicht unberechtigten Überzeugung, die Tatsache, dass die anderen Mächte

Deutschland auf lange Sicht die Waffengleichheit garantiert hatten, stelle einen nicht unbeträchtlichen Erfolg dar, auf dessen Grundlage weitergebaut werden solle. Aber Hitler zeigte sich hiervon weder beeindruckt noch war er daran interessiert, neue Zugeständnisse herauszuholen, die lediglich einen Stein des Anstosses beseitigen würden, aus dem er noch Kapital schlagen wollte. In seinen Augen stellte die Möglichkeit, dass die anderen Mächte sich auf einen Rüstungsbegrenzungsplan einigen könnten, der Deutschland gegenüber so grosszügig war, dass er ihm keinen einleuchtenden Grund zur Ablehnung bot, eine Gefahr dar, die um jeden Preis vermieden werden musste. Deutschland musste die Taue kappen, nicht weil, wie er später Rauschning gegenüber erklärte, das deutsche Volk dies forderte, weil es «sehen» wollte, «dass etwas geschieht», weil «das Volk es satt (hat), an der Nase herumgeführt zu werden»,¹⁹ sondern weil jede Form der Rüstungskontrolle der deutschen Wiederaufrüstung im Wege stehen würde, der, wie Hitler seinem Kabinett am 8. Februar mitteilte, nun die erste Priorität eingeräumt werden müsse.²⁰ Man musste es jedoch unbedingt vermeiden, als Friedensstörer zu erscheinen. Wenn der deutsche Auszug kam, so wurde Nadolny später im gleichen Monat von seinem Aussenminister informiert, «muss als Ursache das Fehlen einer Abrüstungsabsicht auf französischer Seite erscheinen».²¹

Hitler vermochte diese Taktik schliesslich zu verwirklichen, indem er sich politischer Manöver bediente, die sein Taktieren in der Sudetenkrise fünf Jahre später vorwegnahmen: Er stellte in Genf Forderungen, von denen er einigermaßen sicher sein konnte, dass die anderen Mächte sie nicht akzeptieren würden. Er bestand darauf, dass blosser Waffengleichheit für Deutschland nicht genüge und dass, da die anderen Mächte sich nicht entschliessen konnten, ihre Streitkräfte auf die Stärke der deutschen zu reduzieren, alle Kontrollen aufgehoben werden müssten, so dass Deutschland nach eigenem Ermessen einen wirklichen Gleichstand herbeiführen konnte. Dieser kompromisslosen Forderung weigerten sich die Franzosen nachzugeben; mit britischer Unterstützung bestanden sie auf der Festlegung einer Bewährungszeit, in der Deutschland seinen guten Willen beweisen und einen Hinweis darauf geben konnte, wohin seine Absichten zielten. Dies lieferte Hitler den Vorwand, den er brauchte, und am 14. Oktober 1933 verkündete er, einen auf einen Kompromiss vorschlag hinzielenden italienischen Vorstoss vom Tisch wischend, dass Deutschland sowohl seine Teilnahme an der Genfer Konferenz als auch seine Mitgliedschaft im Völkerbund aufkündige, welche letzteren er stets als ein Symbol für den zweitrangigen internationalen Status Deutschland betrachtet hatte und für dessen Mit-

glieder – einschliesslich der deutschen Vertreter – er persönlich nur Verachtung übrig hatte.²² Hitler sollte seinen Generalen später erzählen, dieses Vorgehen sei 1933 «ein schwerer Entschluss» gewesen. «Die Zahl der Propheten, die erklärten, es werde zur Besetzung des Rheinlands führen, war sehr gross, die Zahl der Gläubigen war sehr gering.»²³ Es sollte sich erweisen, dass dies nur die erste in einer langen Reihe von Gelegenheiten war, bei denen sich die Beurteilung Hitlers als zutreffender erwies als die seiner professionellen Ratgeber. Er sah richtig voraus, dass keine der anderen Regierungen willens war, Repressalien gegen Deutschland zu ergreifen, nur weil es einen Schritt getan hatte, der seinen souveränen Rechten entsprach; und er setzte geschickt auf diese Abneigung, zunächst, indem er mit einer am 12. November abgehaltenen Volksabstimmung demonstrierte, dass das deutsche Volk in seiner überwältigenden Mehrheit seinen Schritt unterstützte, und des Weiteren, indem er vor dieser Abstimmung in seinen Reden laut und wiederholt beteuerte, Deutschland sei, solange es als gleichberechtigter Partner behandelt werde, vorbehaltlos bereit, sich an allen Seiten zum Vorteil erreichende Vereinbarungen zur Rüstungskontrolle oder zu anderen Fragen zu halten. Dies weckte bei den anderen Regierungen das Gefühl, Hitler werde, wenn sie ihn nur richtig behandelten und nicht den Fehler machten, ihm mit Drohungen zu kommen, von sich aus wieder zum Völkerbund und zu den Abrüstungsgesprächen zurückkehren. Dieser Glaube war bemerkenswert langlebig, insbesondere in England; noch im Frühjahr 1939 erweckte Neville Chamberlain den Eindruck, als huldige er ihm, und erklärte Reportern, nach seiner Meinung bestünden gute Aussichten für eine Wiedereröffnung der Abrüstungsgespräche unter Beteiligung Deutschlands noch vor Jahresende.

In Wirklichkeit hatte der Führer ein für allemal mit gemeinsamen Sicherheitsvereinbarungen jeglicher Art gebrochen. Er fuhr fort, seinen Glauben an internationale Zusammenarbeit zu beteuern, aber immer, wenn ihm ein konkreter Vorschlag zur tatsächlichen Verwirklichung vorgelegt wurde, wich er aus oder lehnte auf indirekte Weise ab, wobei er sich zuweilen des Arguments bediente, er sei zwar bereit, jede Vereinbarung zu akzeptieren, die der Sache des Friedens dienlich wäre, ziehe es jedoch vor, wenn solche Vereinbarungen bilateraler Natur seien. So bemüht waren die anderen Mächte, an die Friedfertigkeit seiner Absichten zu glauben, dass sie bei mehr als einer Gelegenheit den Fehler begingen, ihre umfangreicheren Projekte fallen zu lassen und Abkommen der Art einzugehen, wie er sie bevorzugte; sie vergassen dabei,

dass zweiseitige Vereinbarungen am leichtesten zu brechen sind.

Der erste bemerkenswerte Erfolg in dieser Richtung gelang Hitler im Januar 1934, als er zur allgemeinen Verblüffung der diplomatischen Welt einen Nichtangriffspakt mit Polen abschloss. Vielen deutschen Diplomaten und Militärs erschien dies als eine bedauerliche Abkehr von einem aussenpolitischen Grundsatz, als offener Bruch mit der von Brockdorff-Rantzau und Seeckt begonnenen Politik. Pläne für eine kriegerische Auseinandersetzung mit Polen zu schmieden gehörte sowohl im Reichswehrministerium als auch im Aussenministerium zur Tradition; und der Volkszorn gegen die Polen wurde von häufigen Zwischenfällen im Korridor und in Danzig am Leben gehalten. Aber Hitler machte dies 1933 nervös, insbesondere angesichts des unberechenbaren Temperaments des polnischen Diktators Pilsudski. Er befürchtete, ein zu provokatives Verhalten der Danziger Nationalsozialisten könne zu einer polnischen Intervention führen, aus der sich womöglich ein Krieg entwickelte, für den er noch nicht gerüstet war. Das Jahr 1933 hindurch hielt er daher nicht nur die Danziger Parteigenossen an der kurzen Leine, sondern ergriff auch die diplomatische Initiative, indem er Fühler zu den Polen ausstreckte. Er liess sich nicht durch die Befürchtungen beirren, denen sein neuer Botschafter in Moskau, Nadolny, Ausdruck verlieh: dass ein Abkommen mit Polen die Sowjetunion in die Arme des Westens treiben würde; er schloss sich vielmehr der Ansicht Bülow's an, «die Bäume der französisch-russischen Aufforstung (würden) nicht in den Himmel wachsen ... Dass Russland ins französische Lager abwandert oder abtreibt ... Einschwenken der Sowjetunion in die Front unserer Gegner ... das sind Redensarten ohne eine aktuelle Realität dahinter.»²⁴ Deutschlands diplomatische Isolation nach seinem Austritt aus dem Völkerbund²⁵ liess es angebracht erscheinen, eine Verständigung mit seinem östlichen Nachbarn anzustreben, um unerwünschten Geschehnissen möglichst vorzubeugen. Hitler legte den hohen Parteifunktionären seine Position am 18. Oktober dar und erklärte Rauschning, der damals Senatspräsident in Danzig war, dass er einen Vertrag mit Warschau wolle, von dem man sich später wieder lossagen konnte, wenn dies wünschenswert war. «Alle Abmachungen mit Polen haben nur vorübergehenden Wert. Ich denke gar nicht daran, mich ernstlich mit Polen zu verständigen.»²⁶

Hitlers Motive sind leichter zu verstehen als die der polnischen Regierung. Aufschlüsse über letztere lassen sich vielleicht im polnischen Nationalismus und in dessen nicht seltener Neigung finden, Illusionen

über die Stärke und die Möglichkeiten Polens hervorzubringen.²⁷ Der kommende Mann in Warschau war Oberst Jozef Beck, ein eleganter, sardonischer Offizier, der 1926 aktiven Anteil an Pilsudskis Staatsstreich genommen hatte und seither ein enger Weggefährte des Diktators war. Beck war ebenso wie Hitler ein Gegner multilateraler diplomatischer Vereinbarungen und glaubte, dem Interesse Polens sei am besten mit zweiseitigen Abkommen gedient. Er begrüßte den Pakt mit Deutschland nicht nur, sondern betrachtete ihn, nachdem er am 26. Januar 1934 durch die gemeinsame Erklärung der beiden Regierungen rechtsgültig geworden war, als eine herausragende Errungenschaft der polnischen Aussenpolitik. Er rang sich zu der Überzeugung durch, dass das Dritte Reich einen besseren Verbündeten abgab als ein republikanisches Deutschland, das zur Politik von Rapallo zurückgekehrt wäre, oder ein nationalistisches, das beständig versucht hätte, die polnische Regierung zur Rückgabe 1919 gewonnener Gebiete zu zwingen. Er machte sich keine Illusionen über Hitlers Expansionsdrang, glaubte aber, dass dieser sich primär gegen Österreich und die Tschechoslowakei richten und dass Polen, wenn die Grenzen neu gezogen wurden, unter den Gewinnern sein würde. Er dachte nicht daran, sein Land zu einem Satelliten Deutschlands werden zu lassen oder auch nur seine Politik ausschliesslich auf Deutschland hin zu orientieren. Er schien zu glauben, der Pakt werde die polnische Position gegenüber den Russen stärken und ihn in die Lage versetzen, im Interesse der polnischen Sicherheit ein Gleichgewicht zwischen Deutschland und der Sowjetunion halten zu können.²⁸ Diese Beurteilung war unrealistisch und wurde auf tragische Weise widerlegt.

Für Hitler brachte der Pakt ausser einer Entspannung der Atmosphäre an den deutschen Ostgrenzen noch weitere Vorteile. Er machte jeder Aussicht auf eine Annäherung zwischen Polen und der Tschechoslowakei ein Ende, eine Annäherung, die seinen langfristigen Plänen sehr im Wege gestanden hätte. Eine noch unmittelbarere Folge war, dass der Abschluss des Paktes es ihm leichter machte, dem für ihn gefährlichsten unter den von den anderen Mächten gestarteten Versuchen auszuweichen, Deutschland in ein kollektives Vertragssystem zurückzuzwingen, innerhalb dessen es einer gewissen Kontrolle unterworfen gewesen wäre. Es war dies der Plan des französischen Aussenministers Jean-Louis Barthou zu einem umfassenden osteuropäischen Sicherheitsbündnis. Als politischer Realist, der in den ersten aussenpolitischen Schritten Hitlers die Vorbereitung für einen schwerwiegenden Angriff auf den *status quo* erblickte,²⁹ beabsichtigte Barthou, durch ein Netz gegenseitig-

ger Beistandsverträge und einen zusätzlichen, von Polen, den Donau- und Balkanstaaten, von Frankreich, der Sowjetunion und Deutschland zu unterzeichnenden regionalen Sicherheitspakt dem Führer Zügel anzulegen. Die Sowjetunion sollte gleichzeitig dem Völkerbund beitreten und Mitgarant der Locarno-Verträge werden. Barthou war sich bewusst, dass die sowjetische Regierung sich wegen einer Situation in Fernost, die allmählich die Grössenordnung eines Krieges ohne Kriegserklärung gegen Japan annahm, über die Absichten Hitlers Sorgen machte, besonders angesichts des deutsch-polnischen Nichtangriffspakts und des gleichzeitigen Abbruchs der Beziehungen, die zwischen der Reichswehr und der Roten Armee bestanden hatten; und er hatte die Einzelheiten seines Plans sogar in Gesprächen mit Maxim Litwinow, dem sowjetischen Kommissar für Auswärtiges, ausgearbeitet. Dies war Hitler nicht entgangen, und er fühlte sich gezwungen, die Verwirklichung von Barthous Plan zu blockieren, was immer dies auch kostete. Die polnische Regierung enthub ihn der Notwendigkeit, allein den Neinsager spielen zu müssen, indem sie den Plan in Bausch und Bogen zurückwies, obgleich Barthou alles daransetzte, Beck zum Mitmachen zu bewegen, und obwohl nach dem Tod des französischen Aussenministers (er wurde im Oktober 1934 in Marseille ermordet) dessen Nachfolger Pierre Laval erneut deswegen in ihn drang.³⁰

1934 war ein gefährliches Jahr für Hitler. Die SA-Krise vom Juni gefährdete seine Autorität innerhalb der Partei, und die Methoden, die er anwandte, um ihrer Herr zu werden, verstärkten im Ausland seinen Ruf als brutaler und gesetzloser Diktator. Die Entwicklung der österreichischen Frage zeitigte noch schlimmere Wirkungen. Die Ermunterung und Unterstützung, die das NSDAP-Hauptquartier in München den österreichischen Nationalsozialisten im Kampf gegen die Regierung Dollfuss im Februar 1934 zuteil werden liess, führte nicht nur zu einer Reihe wütender Proteste der österreichischen Regierung, sondern bewirkte auch eine fühlbare Verschlechterung der italienisch-deutschen Beziehungen.³¹ Eine Reise Hitlers nach Venedig im Juni, mit der er die Atmosphäre entspannen wollte, indem er Mussolini davon überzeugte, dass die Anschlussfrage momentan nicht aktuell war, brachte nur eine vorübergehende Erleichterung.³² In der falschen Annahme, dass der Duce bereit sei, Dollfuss seinen Schutz zu entziehen und die Dinge in Österreich ihren Weg gehen zu lassen, setzte Hitler die Unterstützung der österreichischen Nazipartei in forciierter Weise fort; das Ergebnis war der misslungene NS-Putschversuch im Juli in Wien, der zum Tode des

Kanzlers Dollfuss und zum unverzüglichen Erscheinen italienischer Divisionen in Kampfuniform am Brenner-Pass führte.³³ Kaum ein verantwortlicher Politiker in Europa hegte den geringsten Zweifel an der Beteiligung Hitlers bei diesen Geschehnissen, wengleich er sich nach dem Fehlschlagen der Revolte in ausgiebigen Erklärungen davon distanzierte; und rasch flackerte das Interesse an Plänen zur kollektiven Gewährleistung der internationalen Sicherheit neu auf.

Es war jedoch, wie wir gesehen haben, nur ein momentanes Interesse. Die der Aussenpolitik Mussolinis innewohnende Unstetigkeit machte es der italienischen Regierung unmöglich, eine Führungsrolle zu spielen oder auch nur die politischen Bestrebungen anderer Mächte wirksam zu unterstützen. Die anhaltende innere Krise in Frankreich, die auf die Strassenkämpfe im Februar in Paris und den Sturz der Regierung Daladier folgte, entzweite die französische Nation und entzog ihrer Aussenpolitik im Laufe der Zeit alle Energie,³⁴ wengleich die Gespräche mit der Sowjetunion in unsystematischer Form weitergeführt wurden und dazu führten, dass die Sowjets im Juli dem Völkerbund beitraten.³⁵ England war nicht in der Verfassung, irgendwelche Initiativen zu ergreifen. Im Gegenteil, wichtige Männer im politischen Establishment wie Lord Allen of Hurtwood und Lord Lothian waren stark beunruhigt angesichts der Tendenzen, die die französische Politik zeigte, und arbeiteten aktiv für eine Vertiefung der Beziehungen zu Deutschland,³⁶ und der Aussenminister Sir John Simon lehnte Vereinbarungen wie die im Barthou-Plan vorgesehenen, die ein britisches Engagement in Osteuropa heraufzubeschwören drohten, entschieden ab. Und da Hitler klug genug war, für den Rest des Jahres jede weitere provokative Aktion zu vermeiden, waren die Spannungen vom Juni bald vergessen.

In den letzten Monaten des Jahres 1934 konzentrierte der Führer alle Aufmerksamkeit auf die Vorbereitungen zur Saar-Abstimmung, die im Januar 1935 abgehalten wurde und mit einem überwältigenden Votum für Deutschland und mit der Rückkehr des Gebiets in das Reich endete. Dieser Erfolg, den zu verhindern die anderen Mächte keine Anstalten machten, markierte den Beginn einer neuen Phase in der Politik Hitlers. Er hatte nun den Zeitraum seiner grössten Verwundbarkeit unversehrt überstanden und hatte es dank der die anderen Mächte ablenkenden und entzweierenden Probleme, dank seines eigenen taktischen Geschicks und einer guten Portion Glück vermocht, sich binnen zweier Jahre von den Fesseln des europäischen Sicherheitssystems zu befreien und zugleich die Politik der Gleichschaltung und der Wiederaufrüstung fortzuführen und damit die notwendigen Voraussetzungen für die Verwirklichung

seiner Zukunftspläne zu schaffen. Jetzt war er soweit, dass er den Widerstandswillen der Westmächte gegen diese seine weitreichenden Vorhaben auf die Probe stellen konnte.

XIX. Hitler und Europa: Aussenpolitik 1933-1939

Si le Führer a pu triompher ... au cours de son aventureuse carrière, des obstacles innombrables que le hasard et ses adversaires ont semés sur ses pas, ce n'est pas seulement grâce à son acharnement et à son opiniâtreté, mais encore grâce à une habilité politique qui n'a fait que croître avec le temps. Il ignore tout respect de la parole donnée ... Cette rouerie, cette roublardise, ont trompé plus d'un cerveau subtil... *André François-Poncet (8. Februar 1933)*¹

Die Vorsehung hat mir das letzte Wort gesprochen und mir den Erfolg gebracht. *Adolf Hitler (November 1939)*²

Die anfänglichen Erwartungen, welche die Regierungen der Westmächte in Bezug auf Hitlers wahrscheinlichen aussenpolitischen Kurs hegten, zeichneten sich durch ein ausserordentlich ausgeprägtes Wunschdenken aus. Obwohl die Ereignisse innerhalb Deutschlands deutlich zeigten, dass die neuen Machthaber des Landes im Umgang mit Andersdenkenden weder Gesetz und Moral noch herkömmliche Normen menschlicher Anständigkeit gelten liessen, zeigten sich die Politiker in London und Paris keineswegs erschreckt angesichts der daraus möglicherweise für das zukünftige Verhalten Deutschlands als Mitglied der internationalen Gemeinschaft zu ziehenden Schlüsse. Sie wollten in den im Zuge der Gleichschaltung verübten Brutalitäten, die sie ohnehin für eine vorübergehende Erscheinung hielten, kein Omen für die Aussenpolitik erblicken und neigten der Überzeugung zu, Hitler werde sich, nachdem er sich erst einmal in Musse mit den aussenpolitischen Problemen bekanntgemacht hatte, als Revisionspolitiker entpuppen, wie seine Vorgänger darauf aus, die Bestimmungen des Versailler Vertrages zu ändern, die die Handlungsfreiheit seines Landes noch immer einengten, und wie sie zufrieden, wenn die Westmächte sich zu einigen massvollen Zugeständnissen bereitfanden.

Selbst unter gebührender Berücksichtigung der Tatsache, dass Regierungen, die selbst mit drückenden politischen und wirtschaftlichen Problemen zu kämpfen haben, sich ungern zu eingehend mit neuen potentiellen Problemquellen beschäftigen, lässt sich diese Haltung nur als borniert bezeichnen. Hitler selbst hatte ihnen in unzähligen Reden und in

einem sehr ausführlichen Buch zu verstehen gegeben, dass sie sich in der Einschätzung seiner aussenpolitischen Absichten täuschten, und ihre eigenen diplomatischen Vertreter in Deutschland hatten dies in jüngster Zeit bestätigt. André François-Poncet beispielsweise, seit 1931 französischer Botschafter in Berlin, machte seine Regierung am 8. Februar 1933 in seinem ersten ausführlichen Bericht über den neuen Kanzler und seine Pläne warnend darauf aufmerksam, dass Hitler ein Mann der Tat und nicht nur der grossen Worte sei – oder vielmehr ein Mann der Tat *wegen* der vielen grossen Worte, mit denen er die Erwartungen seiner Anhänger angeheizt hatte. Nach den vielen Versprechungen, die er gemacht hatte, würde sich «der ewige Agitator nicht der Notwendigkeit entziehen können, zu handeln». Die aussenpolitischen Ziele des Führers mochten noch nicht sehr klar definiert sein, aber die Westmächte wären, so hob François-Poncet hervor, gut beraten, sich über zwei Dinge Gedanken zu machen: dass Hitler sich von der Verfolgung seiner Ziele niemals durch Zusagen und Beteuerungen abhalten lasse, die er gegenüber anderen abgegeben hat; und dass er, was wichtiger war, «kein Mann der Vergangenheit ist, und dass sein Ziel nicht wie bei Herrn Hugenberg darin besteht, ausschliesslich und lediglich die Verhältnisse von 1914 wiederherzustellen».³

Noch nachdrücklicher warnte der britische Botschafter, Sir Horace Rumbold.⁴ Dieser erfahrene, altgediente Diplomat, der 1891 in den auswärtigen Dienst eingetreten war, seine Regierung in der Schweiz, in Polen, der Türkei und Spanien vertreten hatte und 1928 als Botschafter nach Berlin gekommen war, spürte die Faszination, die von Hitler ausging, und war vielleicht der erste ausländische Beobachter, der erkannte, dass der Führer nicht bloss ein Phantast war, sondern eine ernste Gefahr für die europäischen Nachbarn Deutschlands und für den Weltfrieden darstellte. Es war kein Zufall, dass Hitler diesen unbestechlichen Durchleuchter seiner Absichten verabscheute und ihn später, in den Jahren des Weltkriegs, als «diesen Trunkenbold Sir Rumbold» betitelte; Hitler erzählte, als er dem britischen Botschafter 1933 erklärt habe, er betrachte alle im Versailler Vertrag niedergelegten deutschen Verpflichtungen als unter Zwang eingegangen und daher nichtig, habe Rumbold unter Glucksen geantwortet: «Wunderbar! Ich sage meiner Regierung sofort Bescheid!»⁵ Was der Botschafter London wirklich mitteilte – in einer Reihe von Berichten, die in einer vom 26. April 1939 stammenden bemerkenswerten Analyse des Hitlerschen Denkens gipfelten –, lief auf die Forderung hinaus, irgendjemand in der englischen Regierung solle anfangen, sich ernsthaft mit dem Buch *Mein Kampf* zu befassen, da dieses Werk nicht nur die wesentliche Beziehung zwischen dem, was ge-

genwärtig in Deutschland geschehe, und dem, was sich früher oder später im aussenpolitischen Bereich anbahnen würde, erklären könne, sondern auch deutlich machen werde, warum die zukünftige Politik Hitlers mit nahezu sicherer Gewissheit eine Politik der Expansion und des Krieges sein würde. Rumbold äusserte die Vermutung, dass Hitler «liebend gerne jedes heute noch existierende Exemplar von *Mein Kampf* unter Verschluss nehmen würde», und fügte mahndend hinzu: «Ich fürchte, es wäre falsch, sich irgendwelche Hoffnungen auf eine Rückkehr zur Vernunft oder auf eine grundlegende Änderung in den Ansichten des Kanzlers und seiner Umgebung zu machen ... Ich ... glaube, dass die Nachbarn Deutschlands allen Grund zur Wachsamkeit haben und dass sich für sie die Notwendigkeit ergeben könnte, sich über ihre Haltung zu den sich in diesem Lande anbahnenden Entwicklungen rascher klar zu werden, als sie es sich vielleicht vorgestellt haben.»⁶

Die französische Regierung zeigte sich von den Berichten ihres Botschafters beeindruckt genug, um zu einer höchst misstrauischen Haltung gegenüber Berlin zu gelangen, die sich 1934 vorübergehend zu dem Versuch verdichtete, eine Einschüchterungspolitik gegenüber Deutschland in die Wege zu leiten. Die Regierung MacDonald-Baldwin in England indes zeigte sich, von innenpolitischen Problemen stark in Anspruch genommen, taub für die Warnrufe aus Berlin (und zu gegebener Zeit auch für die französischen Vorschläge, eine Politik der Härte einzuschlagen). Für die Leute in Whitehall war Rumbold ebenso ein Schwarzmaler wie diejenigen, die seine Auffassung teilten, wie sein Dritter Sekretär Duncan Sandys, der 1933 voraussagte, dass Hitler die Remilitarisierung des Rheinlandes plante und durchführen werde,⁷ und der ständige Unterstaatssekretär für Auswärtiges, Sir Robert Vansittart, der in einem Memorandum vom 28. August 1933 den Anschluss Österreichs an Deutschland bei der ersten sich bietenden Gelegenheit und den darauffolgenden Griff nach dem polnischen Korridor ankündigte.⁸ Sie zogen es vor zu glauben, dass die Erfahrung der Macht Hitler zähmen und ihn zu einem ehrenwerten internationalen Mitbürger machen würde, und sie sahen keinen Grund, warum sie sich ohne Not selbst Kopfschmerzen bereiten sollten, indem sie über eigenwillige Äusserungen nachgrübelten, die Hitler 1924 zu Papier gebracht hatte.

Das war ein Fehler, denn Hitler nahm die in *Mein Kampf* formulierten aussenpolitischen Grundsätze nur allzu ernst: dass für ein Land in der Lage, in der sich Deutschland befand, nur eine dynamische Politik möglich war, dass die Ausschaltung potentieller innenpolitischer Gegner

Voraussetzung für die Durchführung einer solchen Politik war, dass eine blosser Rückkehr, sei es zu den Zielen der wilhelminischen Politik, sei es zu den Grenzen von 1914, den wirtschaftlichen und sicherheitspolitischen Bedürfnissen Deutschlands nicht genüge, dass der Erwerb neuen Lebensraums in Osteuropa wesentliche Voraussetzung für die Zukunft der deutschen Rasse war und Richtschnur aller deutschen Politik sein müsse und dass ein solcher Kurs ein hohes Kriegsrisiko, insbesondere im Hinblick auf Frankreich, in sich barg, das man auf sich nehmen und für das man sich durch eine diplomatische Bündnispolitik, durch ein militärisches Wiedererstarren und durch den Aufbau einer inneren Front wappnen müsse.⁹ Dass dies nicht nur eine Ansammlung von Hirngespinnsten war, die Hitler unter dem Eindruck der französischen Besetzung der Ruhr niedergeschrieben hatte,¹⁰ zeigt sich darin, dass Hitler 1928 ein zweites Buch schrieb, das niemals veröffentlicht und erst nach dem Ende des Zweiten Weltkriegs entdeckt wurde; darin skizzierte er, in etwas gedrängter und kategorischerer Form, dieselben Gedankengänge. An einer Stelle des Buches beschrieb er vier für Deutschland denkbare aussenpolitische Strategien, von denen er die ersten drei – völlige Passivität, Bemühen um ein rein wirtschaftlich verstandenes Wohlergehen und Revision des Versailler Vertrages zur Wiederherstellung der Grenzen von 1914 – ohne Weiteres verwarf und sich darauf festlegte, der für Deutschland einzig mögliche Kurs bestehe in einer «klaren, weitschauenden Raumpolitik». Er fügte hinzu:

Es wendet sich damit von allen weltindustriellen und welthandelspolitischen Versuchen ab und konzentriert stattdessen alle seine Kräfte, um unserem Volk durch die Zuweisung eines genügenden Lebensraums für die nächsten 100 Jahre auch einen Lebensweg vorzuzeichnen. Da dieser Raum nur im Osten liegen kann, tritt auch die Verpflichtung zu einer Seemacht in den Hintergrund. Deutschland versucht erneut, auf dem Wege der Bildung einer ausschlaggebenden Macht zu Lande seine Interessen zu verfechten.

Dieses Ziel entspricht ebenso höchsten nationalen wie völkischen Anforderungen. Es setzt ebenfalls grosse militärische Machtmittel zur Durchführung voraus, bringt aber Deutschland nicht unbedingt in Konflikt mit sämtlichen europäischen Grossmächten. So sicher auch hier Frankreich Deutschlands Feind bleiben wird, so wenig liegt in der Natur eines solchen aussenpolitischen Zieles für England und besonders für Italien ein Grund zur Aufrechterhaltung der Feindschaft des Weltkriegs.¹¹

Dies ist nicht der einzige Beleg für die Kontinuität des Hitlerschen aussenpolitischen Denkens, über den wir verfügen. Die in seinen beiden Büchern vorgebrachten grundlegenden Argumente finden sich auch in programmatischen Äusserungen wie seiner Rede vor dem Industrieclub

in Düsseldorf im Januar 1932 wieder, in der er verkündete, Deutschland werde niemals in der Lage sein, es mit anderen Nationen aufzunehmen, ehe der Parteienwirrwarr und das oppositionelle Geschrei nicht durch einen Prozess der inneren Konsolidierung aus der Welt geschafft waren und ein «eisenharter Volkskörper» an ihre Stelle getreten war;¹² oder in seiner Rede an die Generale im Februar 1933, in der er offen über die Gleichschaltung und die Wiederaufrüstung als notwendige Voraussetzungen für eine Politik der Lebensraumgewinnung für das deutsche Volk sprach.¹³ Und auch der Gedanke eines Krieges gegen Frankreich, der der Inangriffnahme dieses letzten Zieles vorhergehen würde – ein Gedanke, der sich wie ein roter Faden durch alle seine aussenpolitischen Äusserungen seit 1919 zog, als er erklärt hatte: «Das deutsche Elend muss durch deutsches Eisen zerbrochen werden! Diese Zeit muss kommen!»¹⁴ –, verlor keineswegs an Intensität. In seinem ersten Gespräch mit einem ausländischen Staatsmann nach der Machtergreifung erklärte Hitler im Juli 1933 dem ungarischen Ministerpräsidenten Julius Gömbös: «Ich werde Frankreich zermalmen!»¹⁵

Nachdem Hitler Kanzler geworden war, fand er es zunächst einmal nicht mehr angebracht, seine wahren Absichten an die grosse Glocke zu hängen. Er erkannte, dass er verwundbar war und Zeit brauchte, und bestärkte daher in den ersten Monaten die demokratischen Regierungen in ihren Illusionen, damit sie nicht irgendetwas zur Durchkreuzung seiner Pläne unternahmen, ehe er noch imstande war, sie daran zu hindern. In der Tat bekräftigte er den Eindruck, dass nicht mit einem grundlegenden Wandel in der deutschen Politik zu rechnen war, dadurch, dass er im Aussenministerium und im diplomatischen Dienst das Personal belies, das unter seinen Vorgängern gedient hatte; so behielt er Freiherrn von Neurath und Bernhard von Bülow als Aussenminister beziehungsweise Staatssekretär und legte keine Hand an die Botschafterposten, ausgenommen im Falle der Vertretung in Washington, wo Botschafter von Prittwitz seinen Platz aus eigenem Entschluss räumte.¹⁶ Gleichzeitig waren seine eigenen öffentlichen Äusserungen zur Aussenpolitik von einer Sanftheit und Versöhnlichkeit, die auf bewundernswerte Weise geeignet waren, ausländische Kritiker zu entwaffnen und die Herzen derer zu erwärmen, die entschlossen waren zu glauben, der Nationalsozialismus sei keine Bedrohung für den Frieden. Hitler bewies in seinen ersten Amtsmonaten, dass er unverkennbare diplomatische Gaben besass, insbesondere was den Gebrauch öffentlicher Erklärungen als Mittel der politischen Werbung betraf. Seine Rede vom 17. Mai 1933 zur Abrüstungs-

frage strotzte so sehr von Bekundungen seiner Bereitschaft zur Zurückstellung deutscher Forderungen nach Rüstungsgleichheit um fünf Jahre, zum Verzicht auf Offensivwaffen und zur Zulassung einer unabhängigen Prüfkommision, welche die paramilitärischen NS-Verbände inspizieren sollte, dass sie eine merkbare Entspannung der Atmosphäre bewirkte – und ganz nebenbei auch den Gesprächen über einen allgemeinen Boykott des deutschen Handels wirksam ein Ende setzte.¹⁷

Hermann Rauschning, der Hitler einige Jahre lang nahestand und seine diplomatische Begabung bewunderte, schrieb einmal, der Führer lasse sich bei aller Kontinuität, die seine Aussenpolitik aufweise, durch diese doch nicht in seiner Handlungsfreiheit einengen, und er habe es bei der Verfolgung seiner Ziele «wirklich bis zu einer Virtuosität in der elastischen Taktik gebracht».¹⁸ Das war in den ersten Jahren das Kennzeichen seiner Politik. Während er das Misstrauen seiner Nachbarn einzuschläfern versuchte, benutzte er die so gewonnene Atempause, um den Prozess der Gleichschaltung durchzuführen und die ersten Vorbereitungen für die allumfassende Wiederaufrüstung zu treffen, die später in Gang gesetzt wurde. Gleichzeitig wartete er auf die Gelegenheit, sich aus Verpflichtungen, die Stresemann und Brüning eingegangen waren und die lästig zu werden versprochen, zurückzuziehen. Und schliesslich traf er seine Einschätzungen bezüglich der Haltung, die die verschiedenen Mächte wahrscheinlich einnehmen würden, wenn er anfang, sich seinen wirklichen Zielen zuzuwenden. Dieser Vorgang beinhaltete eine ganze Reihe abgestufter Prüfungen, mit denen er auf die Probe stellen wollte, wie weit die Westmächte fähig wären, in wirksamer Zusammenarbeit den *status quo* zu bewahren, und wie gross ihre Bereitschaft wäre, ihn mit Gewalt von seinen Plänen abzuhalten.

2. Samstagsüberraschungen, Rheinland-Coup, Achse und Antikominternpakt 1935-1937

In der Art und Weise, wie er dabei vorging, bewies er einmal mehr seine Unverfrorenheit und seine Fähigkeit zu abrupten Entschlüssen. Im Februar 1935 tüftelten die Regierungen Englands und Frankreichs, immer noch bemüht, von den festgefahrenen Abrüstungsverhandlungen etwas zu retten, einen neuen Plan aus, der Deutschland die Waffengleichheit zusicherte, sofern es sich verpflichtete, sich an bestimmten Vereinbarungen zur Begrenzung des Luftkriegs und zur Kontrolle gewisser Waffentypen zu beteiligen, an der Ausarbeitung neuer Pläne zu wechselseitigen Beistandsabkommen mitzuarbeiten, die für Sicherheit in Ost- und Mitteleuropa sorgen sollten, und dem Völkerbund wieder beizutreten. Sir John Simon und sein Mitarbeiter für Völkerbundsangelegenheiten, Anthony Eden, arrangierten eine Reise nach Berlin, um mit Hitler Einzelheiten des Plans zu besprechen. Den Führer überfiel jedoch eine schlimme Erkältung – wobei die Ansteckung, wie man sagte, von der Veröffentlichung eines englischen Weissbuchs über erforderliche Verteidigungsmassnahmen ausging, das sich offen und kritisch mit den deutschen Aufrüstungsanstrengungen auseinandersetzte –, und der Besuch wurde bis zu seiner Wiedergenesung verschoben. Er sollte sich als Dauerpatient erweisen. Am 8. März 1935 enthüllte Hitler in der ersten seiner später so genannten Samstagsüberraschungen, dass Deutschland eine neue Luftwaffe besitze; und eine Woche später machte er zunichte, was von dem englisch-französischen Plan noch übrig war, indem er seine Absicht ankündigte, sich nicht länger an die militärischen Bestimmungen des Versailler Vertrages zu halten und das Heer von der vertraglich festgelegten Stärke von 100'000 Mann auf eine 36 Divisionen und annähernd 550'000 Soldaten umfassende Streitmacht auszubauen.

Dass sich das ganze bestehende Machtgefüge in Europa verändern würde, wenn man Hitler diese einseitige Aufkündigung des Friedensvertrags durchgehen liess, war klar. Es stand zu bezweifeln, ob Frankreich in der Lage sein würde, dem neuen deutschen Heer eine zahlenmässig ebenbürtige Armee entgegenzustellen, ohne dass es sein Wehr-

pflichtgesetz in einer Weise änderte, die ernste innenpolitische Schwierigkeiten heraufbeschwören würde. Als daher die Regierungen Grossbritanniens, Frankreichs und Italiens am 11. April ihre Vertreter nach Stresa schickten, um über die deutschen Ankündigungen zu beraten, geschah dies in einer Stimmung tiefer Besorgnis. Angesichts der inneren Probleme der westlichen Staaten und des vordringlichen Interesses des Duce an der Situation in Abessinien, wo der bewaffnete Zusammenstoss bei Wal-Wal im Dezember eine Ereignisfolge in Gang gesetzt hatte, die zu einem baldigen italienischen Eingreifen führen sollte, war von Anfang an klar, dass von keiner Seite aus ein Verlangen nach gemeinsamen militärischen oder wirtschaftspolitischen Sanktionen gegen Deutschland bestand. Die drei Mächte gaben stattdessen eine volltönende Solidaritätserklärung heraus, in der sie die deutsche Ankündigung einstimmig verurteilten und durchblicken liessen, dass sie sich entschlossen gegen jede weitere Verletzung der Friedensvertragsbestimmungen stellen würden. Eine Woche später verurteilte der Völkerbund die deutsche Politik in einer schärfer formulierten Verlautbarung.

Mit gewohnt ironischem Unterton kommentierte Sir Eric Phipps, der Nachfolger Rumbolds in Berlin, die Reaktion Hitlers auf diese Erklärungen:

Hitler kratzte sich am Kopf, als er aus Stresa hörte; er verlor ihn, als er aus Genf hörte ... Von drei mächtigen Gegnern verurteilt zu werden ... ist eine Sache; von einer Institution verurteilt zu werden, der Bolschewiken, Tschechen und Letten angehören, ganz zu schweigen von anderen rassisch minderwertigen Schwächlingen, ist etwas ganz anderes und mehr, als der schöne nordische Blonde ertragen konnte, zumal es in seinen blauen Augen den Gipfel der Heuchelei darstellte. Baron von Neurath erzählte mir im Vertrauen, dass Herr Hitler ihn, kaum, dass er von der Genfer Resolution erfahren hatte, telefonisch nach München beordert und fünf Stunden lang gegen ihn gewütet habe, ohne, wenn ich richtig berichtet bin, zwischendurch einen Schluck zu trinken oder einen Bissen zu essen. General Göring und Dr. Goebbels bedrängten den Kanzler, die Luftwaffe innerhalb der kürzest möglichen Frist auf die doppelte Stärke auszubauen.³⁷

Aber so wütend war der Führer nicht, dass er sich zu etwas Unüberlegtem hätte hinreissen lassen. Schon vor der Stresa-Konferenz hatte er den seinerzeit verschobenen Besuch Simons und Edens erhalten und hatte sich sehr über Simons beinahe pathetische Bereitschaft gewundert, den Beteuerungen seiner Friedfertigkeit Glauben zu schenken,³⁸ und er entschloss sich nun, zu seiner altbewährten Technik zurückzukehren und potentiell gefährliche Situationen dadurch zu entschärfen, dass er alles

das sagte, was friedliebende Menschen gerne hören. In einer am 21. Mai gehaltenen grossen aussenpolitischen Rede bot er seinen Nachbarn an, zweiseitige Vereinbarungen mit ihnen abzuschliessen, die Unabhängigkeit Österreichs anzuerkennen und sich aus seinen inneren Angelegenheiten herauszuhalten, sowie die Abmachungen von Locarno einschliesslich der Entmilitarisierungsbestimmungen für das Rheinland einzuhalten.³⁹ Wie vertrauenerweckend dies wirkte, zeigt sich in den Ratschlägen, die der normalerweise skeptische Phipps seiner Regierung übermittelte.

Die Regierung Seiner Majestät mag zu der Entscheidung gelangen, dass es zum jetzigen Zeitpunkt nicht wünschenswert ist, ein Abkommen mit diesem Lande zu schliessen. ... Ich hoffe sehr, dass sie sich nicht durch die blosser Erinnerung an die vergangenen Untaten oder Vertrauensbrüche von Herrn Hitler wird abschrecken lassen. Schliesslich führt er nunmehr nahezu 70 Millionen arbeitsame, produktive und beherzte, um nicht zu sagen, kriegerische Menschen an. Er ist wie die meisten Menschen ein gemischter Charakter, und er kann sich wie die meisten Menschen seit den alten, ein wenig banditenhaften Tagen in München weiterentwickelt haben. Wenn seine Unterschrift erst einmal auf einem Vertrag steht, wird sie sein Volk binden, wie keine andere es könnte. Grossbritannien hingegen braucht sich durch sie nicht auf einen Zustand unziemlicher Schwäche festlegen zu lassen; es muss sich durch sie nicht blindmachen lassen gegen die unbezweifelbaren Gefahren, die vor uns liegen. Und wenn es zum Schlimmsten kommen und Hitler ein aus freien Stücken feierlich gegebenes Versprechen brechen sollte, dann hätten wir doch gewiss einen umso festeren Boden zum Kämpfen unter unseren Füssen, weil wir Hitler auf die Probe gestellt haben?⁴⁰

Dass Phipps damit offene Türen einrannte, wurde einen Monat später deutlich, als seine Regierung, ohne ihre Verbündeten zu konsultieren, ein Marineabkommen mit Deutschland schloss. Die Möglichkeit eines solchen Vertrages war zum ersten Mal und beinahe beiläufig von Hitler selbst bei einem allgemein gehaltenen Gespräch über Rüstungsvereinbarungen erwähnt worden, das er im November 1934 mit dem britischen Botschafter führte,⁴¹ und sie kam erneut und in konkreterer Form bei den Gesprächen des Führers mit Simon und Eden im März 1935 zur Sprache.⁴² Bei beiden Gelegenheiten wurde das Verhältnis von 35:100 erwähnt, wobei beide Seiten davon ausgingen, dass bei einem solchen Stärkeverhältnis die britische Flottenüberlegenheit nicht bedroht sein würde und dass es Deutschland hauptsächlich darauf ankam, die Ostseeküste gegen russische oder französische Angriffe zu sichern. Die Reaktion der Öffentlichkeit und der Presse in England war kühl; der *Manchester Guardian* hielt angesichts der Aufkündigung der Entwaffnungsbe-

stimmungen des Versailler Vertrags durch Hitler eine «höfliche Ablehnung» für die einzig angemessene Antwort auf jedes von seiner Seite kommende Angebot zu Flottenvereinbarungen, und die *Times* wies darauf hin, dass die vertragliche Festsetzung eines Stärkeverhältnisses zwischen der deutschen und der englischen Flotte «an anderer Stelle die Proportionen durcheinanderbringen» und die Schwierigkeiten vergrößern würde, mit denen sich die allgemeine Flottenkonferenz, die später im gleichen Jahr zusammentreten sollte, auseinandersetzen musste. Trotz dieser von Anfang an bestehenden Skepsis und trotz der Tatsache, dass, als am 4. Juni eine deutsche Delegation zu Gesprächen in London eintraf, deren Leiter Joachim von Ribbentrop durch die ultimative Art, in der er die deutschen Vorstellungen präsentierte, beinahe einen unvermittelten Abbruch der Verhandlungen provozierte, erklärten sich die Engländer nicht nur mit dem Stärkeverhältnis von 35:100 einverstanden, sondern gestanden Deutschland auch eine 45-Prozent-Quote in der Unterwasser-Bewaffnung und prinzipiell eine Parität in dieser Kategorie zu.⁴³

In der offiziellen Erklärung vom 19. Juli, mit der Sir Robert Vansittart diese Kapitulation vor den deutschen Forderungen gegenüber dem wütenden französischen Botschafter rechtfertigte, hiess es, es sei doch wohl gewiss, dass

keine englische Regierung das von Deutschland einseitig vorgelegte Angebot hätte zurückweisen können, ohne sich die Missbilligung der öffentlichen Meinung zuzuziehen und ihrer innenpolitischen Stellung und damit ihren politischen Zukunftsaussichten Abbruch zu tun. Es war nicht länger möglich, sich auf einen rein legalistischen Standpunkt zu stellen, und es war nicht mehr als ein Gebot der Vernunft, wenn wir die Gelegenheit ergriffen und die Deutschen auf einen Maximalwert festlegten, ehe sie ihre Forderungen auf eine unvernünftige und beunruhigende Höhe schraubten.⁴⁴

Dass die Rücksichtnahme auf die öffentliche Meinung die britische Entscheidung zu einem bedeutsamen Teil mitbestimmte, ist ohne Zweifel richtig. Gerade in den Tagen, als die Gespräche stattfanden, trat im Amt des Premierministers der Wechsel zwischen MacDonald und Stanley Baldwin ein. Angesichts der im Oktober anstehenden Wahlen und im Wissen darum, wie stark die pazifistische Stimmung im Land war und welche Wirkung es haben konnte, wenn die Labour-Partei öffentlich den Vorwurf erhob, Konservatismus sei gleichbedeutend mit kostspieligen Rüstungsprojekten, war Baldwin bereit, jeder Vereinbarung zuzustimmen, die ihm ein Gegenargument liefern konnte.⁴⁵ Dies erklärt freilich nicht, warum die britische Regierung in diesen Vertrag hineinrannte, ohne vorher die Franzosen zu konsultieren; die Erklärung, die am mei-

sten für sich hat, ist, dass sie unter dem Druck der Admiralität handelte, deren Flottenstab zu dem Schluss gekommen war, dass die englische Flotte einem gleichzeitigen Kampf gegen Japan und die stärkste kontinentaleuropäische Seemacht nicht gewachsen war, und der daher sehr daran lag, bis zum Zustandekommen einer einvernehmlichen Regelung mit den Japanern eine Übereinkunft mit Deutschland zu erzielen, die einen Rüstungswettkampf zur See wie vor 1914 verhindern würde.⁴⁶ Die durch die unterschiedlichen Differenzen, die bei der Flottenkonferenz von 1930 zutage getreten waren, hervorgerufene starke antifranzösische Stimmung in der britischen Admiralität – die übrigens auf Gegenseitigkeit beruhte – spielte vermutlich eine Rolle bei der Entscheidung, die Vereinbarung ohne vorherige Rücksprache mit den Franzosen einzugehen.⁴⁷

Dank des englisch-deutschen Flottenabkommens löste sich die kurzlebige gemeinsame Front gegen Hitler in einen erbitterten Schlagabtausch gegenseitiger Vorwürfe zwischen London und Paris auf, der solange anhielt, bis der dritte Gesprächspartner der Stresa-Konferenz beschloss, sich die Uneinigkeit der europäischen Mächte zunutze zu machen, indem er seine Streitkräfte in Abessinien einmarschieren liess. Aus dem diplomatischen Aufruhr, den Mussolinis militärisches Abenteuer auslöste, vermochte Hitler ohne grosse eigene Anstrengungen Kapital zu schlagen. Irgendwelche Gegenmassnahmen gegen das Ausmass oder das Tempo seiner Wiederaufrüstungspolitik standen nun nicht mehr zur Debatte; er hatte es nicht mehr nötig, ein Interesse am Abschluss neuer Sicherheitsverträge vorzugaukeln, und konnte alle diesbezüglichen Vorschläge mit brutaler Entschiedenheit zurückweisen, ohne Konsequenzen befürchten zu müssen.⁴⁸ Dass ein Teil der Kräfte Italiens in Afrika gebunden war, eröffnete Deutschland die Möglichkeit, die ersten Schritte zu einer wirtschaftlichen und politischen Durchdringung der Donau- und Balkanländer zu tun; ferner erwarb sich Hitler durch seine Weigerung, sich an irgendwelchen Schritten zu beteiligen, die Mussolini in der Zeit seines Engagements in Abessinien ungelegen gekommen wären, die Dankbarkeit des Duce und legte so den Grundstein für die 1936 erfolgte Bildung der Achse Rom-Berlin.⁴⁹ Noch bedeutsamer war, dass die Zwietracht, die der Afrika-Feldzug zwischen den Unterzeichnermächten des Locarno-Vertrags säte, ihm einen Vorwand lieferte, letzteren für ungültig zu erklären und sich an die Verwirklichung seines nächsten Ziels, die Remilitarisierung des Rheinlands, zu machen.

Bei einem Gespräch mit seinem Botschafter in Rom, Ulrich von Hassell, sagte Hitler im Februar 1936, er habe ursprünglich die Absicht ge-

habt, diesen Schritt bis zum Frühjahr 1937 aufzuschieben. Doch habe ihn die politische Entwicklung, obwohl er sich darüber im Klaren gewesen sei, dass «Deutschland militärisch noch nicht so weit war», zu der Überzeugung gebracht, dass die psychologischen Voraussetzungen zum Handeln in diesem Augenblick so gut waren, dass diese Schwäche nicht ins Gewicht fiel.⁵⁰ Die Konfrontation der Mächte im Mittelmeerraum hatte einen Höhepunkt erreicht, und die Engländer drängten nun auf die Verhängung von Olsanktionen gegen Italien. Es kam dazu, dass sowohl die britische als auch die französische Regierung mit gutem Grund daran zweifeln mussten, ob sie in ihrem Lande einen ausreichenden öffentlichen Rückhalt genossen, wobei Paris noch zusätzlich durch die hitzige Debatte über den französisch-sowjetischen Pakt in starke Bedrängnis geraten war, den die Abgeordnetenkammer Ende Februar ratifizieren sollte. Keines der westlichen Länder würde in der Verfassung sein, eine an anderer Stelle auf es zukommende Herausforderung anzunehmen, wenn der Herausforderer nur mit genügendem Nachdruck auftrat und eine einleuchtende diplomatische Rechtfertigung vorweisen konnte; und diese würde der französisch-sowjetische Pakt liefern, der sich als Verletzung der Locarno-Verträge darstellen liess.

Diese Interpretation der Lage erwies sich als zutreffend. Sowohl London als auch Paris waren sich darüber klar, dass Hitler die Wiedererlangung der vollen Souveränität über das Rheinland als eines seiner politischen Hauptziele betrachtete;⁵¹ und die französische Regierung war von ihren Vertrauensleuten im Rheinland und von ihren Militärattachés in Berlin und Bern wiederholt warnend darauf hingewiesen worden, dass über kurz oder lang mit einer deutschen Initiative gerechnet werden müsse.⁵² François-Poncet hatte nach einem am 21. November 1935 mit Hitler geführten Gespräch die Ansicht vertreten, es sei leicht möglich, dass der Führer Frankreich wieder, wie schon im März 1935, vor vollendete Tatsachen stellen werde, «indem er die bereits wartenden Garnisonen und Kasernen besetzt und sich darauf verlässt, dass wir als Gefangene unserer innenpolitischen Streitigkeiten und unserer Friedensliebe keine Hand rühren werden»; einen Monat später warnten Angehörige des schweizerischen Generalstabs ihre französischen Freunde vor einer möglicherweise schon für den 30. Januar, den Jahrestag der Machtübernahme, vorgesehenen deutschen Aktion.⁵³ Allen diesen Hinweisen zum Trotz brandmarkte die französische Regierung weder öffentlich die deutschen Absichten, noch setzte sie ihre Streitkräfte in Bereitschaft, einem deutschen Schlag entgegenzutreten. Stattdessen geriet

der französische Aussenminister Pierre Étienne Flandin, als Ende Februar in der deutschen Presse eine Kampagne gegen den französisch-sowjetischen Pakt einsetzte, die den so lange in den Wind geschlagenen Warnungen eine gewichtige Aktualität verlieh, in Panik und beschwor seinen Amtskollegen Eden, der inzwischen englischer Aussenminister geworden war, nur ja alle Schritte zu unterlassen, die auf eine Verhängung von Ölsanktionen gegen Italien durch den Völkerbund abzielten, in der Hoffnung, eine gemeinsame englisch-französisch-italienisch-belgische Front gegen das deutsche Vorgehen im Rheinland auf die Beine stellen zu können; darüber hinaus fragte er an, ob die britische Regierung Frankreich Rückendeckung geben würde, falls es sich gezwungen sah, vorläufig einseitige Massnahmen zu ergreifen. Als Eden dem britischen Kabinett am 5. März die Angelegenheit vortrug, gab es konsternierte Gesichter und eine verworrene Debatte, an deren Ende der Beschluss gefasst wurde, Frankreich unter der Voraussetzung zu unterstützen, dass es keine militärischen Schritte in Erwägung zog, ferner die Forderung nach Ölsanktionen zurückzustellen und die Möglichkeit gemeinsamer Gespräche zwischen allen Locarno-Mächten als Versuch zur Abwendung einer Krise zu erkunden.⁵⁴

All dies kam zu spät. Am 2. März hatte Hitler den Streitkräften den Befehl erteilt, am 7. März ins Rheinland einzumarschieren,⁵⁵ ein Befehl, der prompt ausgeführt wurde, obwohl es im Generalstab des Heeres starke Bedenken gab, da man sich der Begrenztheit der eigenen Reserven an Soldaten und Waffen bewusst war und die Zuversicht des Führers nicht teilte.⁵⁶ Als die Truppen einrückten, trugen die deutschen Botschafter den Aussenministern ihrer Gastgeberländer eine diplomatische Note vor, in der die französische Regierung angeklagt wurde, durch den Abschluss eines Bündnisses mit der Sowjetunion, das eindeutig gegen Deutschland gerichtet war und dadurch eine doppelte Gefährlichkeit erhielt, dass es von einem der Form nach genau gleich gestalteten sowjetisch-tschechischen Bündnis ergänzt wurde, den Vertrag von Locarno zunichte gemacht zu haben. Aus Gründen der Notwehr, so fuhr die Note fort, sei Deutschland gezwungen gewesen, die volle und uneingeschränkte Souveränität über das Rheinland wieder zu beanspruchen. Um jedoch einer falschen Interpretation ihrer Beweggründe vorzubeugen, wünsche die deutsche Regierung deutlich zu machen, dass sie bereit war, mit den Regierungen Frankreichs und Belgiens über die Markierung entmilitarisierter Zonen auf beiden Seiten ihrer mit Deutschland gemeinsamen Grenze zu verhandeln, mit den Regierungen dieser Staa-

ten Nichtangriffspakte abzuschliessen, für die Grossbritannien und Italien die Garantie übernehmen konnten, ähnliche Verträge mit den Staaten Osteuropas zu schliessen, über gegenseitige Garantien gegen Angriffe aus der Luft zu verhandeln und wieder in den Völkerbund zurückzukehren, sobald dort gewisse Reformen durchgeführt waren.⁵⁷

Diese Note allein reichte aus, die britische Regierung zu entwarnen;⁵⁸ und sie brachte, wie der deutsche Botschafter Hoesch wenig später feststellte, nicht nur eine Reihe prominenter Politiker dazu, das deutsche Vorgehen offen zu billigen, sondern war vermutlich auch mit einer Ursache dafür, dass bei einem grossen Teil der Öffentlichkeit die Ansicht vorherrschte, Deutschland habe lediglich getan, was auch andere Staaten normalerweise taten, nämlich seine Grenzen gegen mögliche militärische Angriffe gesichert.⁵⁹ Dennoch hatte Winston Churchill wahrscheinlich recht, als er später schrieb, dass England, hätten die Franzosen sofort zu den Waffen gegriffen, nicht darum herumgekommen wäre, an ihre Seite zu treten.⁶⁰ Die französische Regierung indes entschied sich, es trotz des Drängens von Paul-Boncour, Mandel und anderer Kabinettsmitglieder nicht zu tun,⁶¹ und zwar mit Rücksicht auf die Haltung der Militärs.

In seinem Buch über den Zusammenbruch Frankreichs schrieb General André Beaufre, als er in den Generalstab eintrat, habe ihn sein unmittelbarer Vorgesetzter beiseite genommen und zu ihm gesagt: «Übrigens, der General [Gamelin, der Chef des Generalstabs] hat keinen Mumm.»⁶² Als die französische Regierung am 8. März 1936 anfragte, ob die Streitkräfte in der Lage seien, die deutschen Besatzungstruppen aus dem Rheinland zu vertreiben, demonstrierte Gamelin, wie er zu diesem Ruf gekommen war, indem er erklärte, er habe die Regierung darauf hingewiesen, dass der französisch-sowjetische Pakt zu einer solchen Reaktion der Deutschen führen werde und dass es einer allgemeinen Mobilmachung bedürfe, wenn man ihnen jetzt entgegentreten wolle. Da selbst dies die Deutschen womöglich nicht dazu bringen werde, sich zurückzuziehen, und da eine grössere militärische Aktion notwendig werden könne, müsse man alles daransetzen, sofort auch britische und italienische Truppen ins Spiel zu bringen und sich von der belgischen Regierung die Genehmigung zu einem Vormarsch französischer Truppen durch ihr Staatsgebiet zu sichern.⁶³ Über die Stärke der aktuell aufgebotenen und potentiell aufzubietenden deutschen Truppen scheint Gamelin die unrealistischsten Befürchtungen gehegt zu haben, und es gelang ihm mit so gutem Erfolg, diese an seine Regierung weiterzugeben, dass man

in Paris den Gedanken an ein selbständiges Vorgehen aufgab und sich von den Engländern dazu überreden liess, den Verhandlungsweg einzuschlagen. Dies endete, nachdem man einige Monate lang ergebnislos hinter den Irrlichtern hergejagt war, die Hitler mit seiner Note vom 7. März angezündet hatte, ohne jedes Resultat.

Unter Einsatz von 19 Infanteriebataillonen und 13 Artillerieeinheiten, dazu zweier Flugabwehrbataillone und zweier Staffeln von je 27 einsitzigen Kampfflugzeugen ohne Reserven, einer insgesamt 22'000 Mann starken Truppe, zu der noch die lokalen Polizeikräfte von 14'000 Mann kamen⁶⁴ (wogegen Gamelin von einer 265'000 Mann starken Streitmacht ausging, die dem deutschen Oberkommando im Rheinland zur Verfügung stehe⁶⁵), war es Hitler gelungen, das nach dem Ersten Weltkrieg errichtete Sicherheitssystem zu sprengen. Die Remilitarisierung des Rheinlandes war ein Sieg nicht nur insofern, als sie das internationale Prestige Deutschlands stärkte; sie hatte auch die psychologische Folge, den ausschliesslich defensiven Charakter der strategischen Konzeption Frankreichs zu enthüllen, und dies führte zu verheerenden Wirkungen bei den Verbündeten Frankreichs. Ehe das Jahr um war, bemühte sich der König von Belgien um Entbindung von den 1920 und 1935 vertraglich eingegangenen Verpflichtungen, und seine Regierung liess die Absicht fallen, die Maginot-Linie bis nach Belgien hinein zu verlängern, und steuerte wieder einen strengen Neutralitätskurs an.⁶⁶ Auch in der Kleinen Entente begann es zu rumoren: Politiker mit einem Blick für die vielversprechendste Chance begannen sich über die Vorteile Gedanken zu machen, die es haben mochte, auf das Pferd Hitlers zu setzen. Alles in allem konnte der Führer beim Anblick der fallenden Aktien Frankreichs mit gutem Grund frohlocken: „Ja, dem Mutigen gehört die Welt. Ihm hilft Gott.“⁶⁷

Es war nur natürlich, dass seine Gedanken sich nun seinen langfristigen Plänen für Osteuropa zuwandten, wenn auch vorläufig vielleicht nur, um einen systematischeren Überblick über die Vorbereitungen zu gewinnen, die getroffen werden mussten, bevor man an ihre Verwirklichung gehen konnte. Auf die wachsende Ungeduld, mit der er seine Forderungen nach einer Beschleunigung des Wiederaufrüstungsprogramms vorbrachte – Forderungen, die in seiner Denkschrift vom August 1936 gipfelten –, ist bereits weiter oben eingegangen worden.⁶⁸ Parallel dazu liefen neue Bemühungen, Verbündete zu gewinnen, die, wenn die Zeit gekommen war, seinen Zug nach Osten entweder aktiv unterstützen oder die Versuche Dritter abwehren würden, ihm in die Quere zu kommen.

In *Mein Kampf* hatte Hitler den «grossen Mann südlich der Alpen» als einen natürlichen Verbündeten für eine aktive deutsche Aussenpolitik bezeichnet, aber noch grössere Bedeutung hatte er England als dem wertvollsten Bündnispartner beigemessen, den es für Deutschland zu gewinnen gelte, solange seine politischen Führer und die Wesensart seines Volkes Deutschland die Gewähr für jene Brutalität und Zähigkeit boten, durch die sich die englische Politik historisch stets ausgezeichnet habe.⁶⁹ Das britische Verhalten während der Rheinland-Affäre war nicht geeignet, ihm die Vorteile einer solchen Verbindung in einem düsteren Licht erscheinen zu lassen (im Gegenteil scheint es seine Überzeugung erhärtet zu haben, dass Grossbritannien sich unter seinem neuen König Edward VIII. von Frankreich ab- und Deutschland zuwenden werde), und im Mai entschloss er sich, ihre Realisierbarkeit auszuprobieren; dabei bediente er sich des Mannes als Unterhändler, der das Flottenabkommen nach Hause gebracht hatte. Am 15. Mai führte Joachim von Ribbentrop ein langes Gespräch mit einem engen Freund des Premierministers Stanley Baldwin, namens Tom Jones, der auf seine Einladung nach Deutschland gekommen war, und drängte ihn, Baldwin die Zustimmung zu einer Zusammenkunft mit Hitler abzurufen, bei der «Fragen diskutiert werden» sollten, die «über das Schicksal von Generationen entscheiden werden». Dann reichte er Jones an Hitler weiter, der seinen brennenden Wunsch zum Ausdruck brachte, mit dem Premierminister zu sprechen, und allem Anschein nach durchblicken liess, bei einem solchen Gespräch würde nicht nur über die Zukunft des Völkerbunds, sondern auch über potentielle Unruheherde in Osteuropa, darunter Österreich und die Tschechoslowakei, sowie über die Notwendigkeit einer Verbesserung der englisch-deutschen Beziehungen gesprochen, die vielleicht durch einen Wechsel im Amt des britischen Botschafters in Berlin bewerkstelligt werden könne. Jones, einer der überzeugtesten und naivsten der Männer, die als «Beschwichtigungspolitiker» in die Geschichtsbücher eingegangen sind, war von diesen Aufmerksamkeiten überwältigt und kehrte mit dem festen Vorsatz nach England zurück, Baldwin zur Annahme der Einladung zu bewegen. Der Premierminister war sehr angegan von dem, was Jones ihm erzählte, und zeigte grosses Interesse an einem Treffen mit Hitler, bis sein Aussenminister eingriff. Eden hatte mit französischer Hilfe versucht, die Deutschen zur Annahme einer Art Ersatzvereinbarung für Locarno zu drängen, und er machte seinem Regierungschef deutlich, dass die Einladung aus Berlin ein Versuch war, von dieser Frage abzulenken und einen Keil zwischen London und Paris

zu treiben. Dies versetzte Baldwin in Schrecken, und er liess den kaum aufgeblasenen Versuchsballon eines deutsch-englischen Spitzengesprächs zur Enttäuschung seiner prodeutschen Freunde wieder platzen.⁷⁰

Wenn Hitler auch, wie jemand aus seiner Umgebung sagte, hierüber «tief enttäuscht» war, so gab er doch nicht gleich auf. Als im Sommer der deutsche Botschafter in London, Leopold von Hoesch, starb, ernannte er an seiner Stelle Ribbentrop, und dieser selbstbewusste Dilettant, dessen durchgreifendes Bemühen, einen unverwechselbar nationalsozialistischen Diplomatienstil zu entwickeln, zu einem Kult der Taktlosigkeit geführt hatte, der letzten Endes gegen seine Urheber ausschlug, machte sich an das Unterfangen, die Engländer durch die verhüllte Androhung schrecklicher Konsequenzen für den Fall ihrer Weigerung in ein Bündnis mit Deutschland zu zwingen, das unter anderem beinhalten sollte, dass sie den Deutschen freie Hand im Osten gewährten. Bei seinen Gastgebern, denen es ohnehin schwer fiel, Ribbentrop ernst zu nehmen, bewirkte er damit nichts anderes, als dass es ihnen die Sprache verschlug; sie weigerten sich höflich, die Angelegenheit zu diskutieren.⁷¹ Diese Zurückweisung und die kalte Schulter, die ihm die Briten im Gesellschaftsleben zeigten, erbitterten den Botschafter, der 1937 in einem geheimen Memorandum schrieb: «Jeder Tag, an dem in Zukunft ... unsere politischen Erwägungen nicht grundsätzlich von dem Gedanken an England als unserem gefährlichsten Gegner bestimmt würden, wäre ein Gewinn für unsere Feinde.»⁷²

Im Unterschied dazu wurde die Annäherung an Italien ohne grosse Schwierigkeiten erreicht und brachte einige unvorhergesehene Vorteile mit sich.⁷³ Hitlers Erfolg im Rheinland trug hierzu bei, indem er die Westmächte in ihrer Absicht uneins werden liess, Ölsanktionen gegen Italien zu verhängen, wodurch die Truppen Mussolinis in die Lage versetzt wurden, ihren Abessinien-Feldzug im späten Frühjahr 1936 zu Ende zu führen. Daraufhin wäre es vielleicht von Seiten des Duce zu einer Wiederaufnahme der früheren Beziehungen zu Grossbritannien und Frankreich gekommen, hätte sich nicht die öffentliche Meinung in den westlichen Ländern über die Grausamkeiten entrüstet, die die Italiener in der letzten Kriegsphase begangen hatten; dies hinderte die Regierungen dieser Staaten im Gegensatz zu Hitler daran, Mussolinis neues Reich anzuerkennen. Dazu kam, dass der Sieg in Afrika bei Mussolini noch hochfliegendere Ambitionen geweckt hatte; er wollte jetzt demonstrieren, dass Italien die beherrschende Macht im Mittelmeerraum war; und der Ausbruch des Bürgerkrieges in Spanien bot ihm Gelegenheit, diesen

Anspruch zu unterstreichen. Er brannte darauf einzugreifen und stellte mit Genugtuung fest, dass das nationalsozialistische Deutschland bereit war, ihn darin zu unterstützen, indem es seinerseits eingriff.

Für dieses neue Abenteuer, das die Profis im Ausenministerium und im Oberkommando der Wehrmacht wegen der damit verbundenen politischen Risiken und wirtschaftlichen Kosten in Alarmstimmung versetzte, hatte Hitler verschiedene Motive. Indem er die Sache der Rebellen unterstützte, konnte er sich als Verteidiger der westlichen Kultur gegen die bolschewistische Gefahr aufwerfen, als deren Verkörperung ihm die republikanische Regierung in Spanien nebst ihren Sympathisanten anderswo galt; zu letzteren zählte die Volksfrontregierung in Frankreich, die vom deutschen Propagandaministerium als Werkzeug des Moskauer Politbüros dargestellt wurde. Mit dieser Taktik versuchten die Nazis, ihrer anhaltenden Kampagne gegen den französisch-sowjetischen Pakt neues Gewicht zu verleihen und die Uneinigkeit und die moralische Verunsicherung bei ihrem westlichen Nachbarn zu schüren. Es schien darüber hinaus gut möglich zu sein, dass dieses Eingreifen Deutschland wirtschaftliche Vorteile in Gestalt von Vergünstigungen beschern würde, die General Franco in Würdigung geleisteter Dienste gewähren würde, Vergünstigungen, die die Kosten einer militärischen Intervention mehr als einspielen und der deutschen Wiederaufrüstung zugute kommen würden. Auch würde Spanien als Manöverplatz für die Erprobung der deutschen Waffen und Kampftechniken dienen, deren Furchtbarkeit man vor aller Welt demonstrieren konnte. Die bedingungslose Anwendung von Gewalt und Terror hatte Hitler bei seinem Aufstieg zur Macht gute Dienste geleistet: So viele einerseits davon abgestossen worden waren, die Zahl derer, denen er damit imponierte, ja die dadurch sogar angelockt wurden, war ebensogross oder noch grösser. Wenn man nun deutsche Bomber rücksichtslos gegen zivile Ziele einsetzte, zeitigte dies vielleicht in grösserem Massstab ähnliche Wirkungen.⁷⁴

Ferner versprach ein Zusammengehen mit Mussolini in Spanien noch andere Vorteile, nicht nur hinsichtlich des psychologischen Eindrucks, den es auf andere Länder machen würde, sondern weil es das Augenmerk Mussolinis von anderen Bereichen, an denen ein starkes deutsches Interesse bestand, fernhalten würde. Es war kein Zufall, dass im gleichen Monat, in dem das italienische Engagement in Spanien begann, der Nachfolger Dollfuss' in Wien, Kurt von Schuschnigg, ein neues Abkommen mit der deutschen Regierung schloss, das ganz offenkundig den Spannungen ein Ende setzen sollte, die seit dem Putsch von 1934 zwischen Österreich und seinem nördlichen Nachbarn geherrscht hat-

ten. Als Gegenleistung für eine Zusage Deutschlands, sich nicht in die inneren Angelegenheiten Österreichs einzumischen, verpflichtete sich der österreichische Kanzler, eine Politik zu betreiben, die stets auf dem Grundsatz beruhe, «dass Österreich sich als einen deutschen Staat betrachtet», und gab mündlich die Zusage, dass kulturelle und soziale deutsche Organisationen in seinem Lande tätig werden konnten und dass die Mitglieder der «nationalen Opposition» – im Klartext also die Befürworter eines engeren Anschlusses an Deutschland – einen grösseren Anteil an der politischen Verantwortung erhalten sollten.⁷⁵ Diese eindeutige Ablösung des italienischen zugunsten eines deutschen Übergewichts in der österreichischen Politik wäre ohne wohlwollende Duldung Mussolinis nicht möglich gewesen. In der Tat hatte der Duce Schuschnigg bereits im März 1936 zu einer Verständigung mit Deutschland gedrängt.⁷⁶ Später, als er sich entschloss, in Spanien einzugreifen, wies er dies als einen Beweis für seinen Wunsch vor, Freundschaft und Zusammenarbeit mit Deutschland zu pflegen; und als ausgiebige italienisch-deutsche Gespräche im November 1936 zur formellen Festlegung der gegenseitigen Beziehungen führten und die Geburtsstunde der Achse schlug, pries er das österreichisch-deutsche Abkommen vom Juli als das Ereignis, das «die einzige und letzte Hypothek auf (dem) deutsch-italienischen Verhältnis» beseitigt habe. Das war zwar nicht gerade ein Freibrief für Hitler, den Anschluss voranzutreiben, aber es war zumindest ein Zeichen dafür, dass die Unabhängigkeit Österreichs nicht mehr ein Hauptanliegen der italienischen Politik war.

Die Zusammenarbeit im Rahmen der Achse ermunterte die Italiener dazu, beträchtliche Kräfte in Spanien einzusetzen, und verminderte ihr Interesse an Südosteuropa, während die deutschen Diplomaten den Grundstein für die spätere Vorherrschaft ihres Landes in diesem Bereich legten. Im Gegensatz hierzu setzte Hitler dem deutschen Engagement auf der Iberischen Halbinsel wohlweislich Grenzen. Er schenkte den enthusiastischen Vorschlägen seines Botschafters bei der Burgos-Regierung kein Gehör; dieser, ein pensionierter General und feuriger Parteigänger namens Faupel, war überzeugt, der Krieg könne im Handumdrehen gewonnen werden, wenn Deutschland Infanteriedivisionen nach Spanien schickte und die Leitung der Operation einem deutschen Führungsstab – vermutlich unter seinem eigenen Kommando – übergeben würde.⁷⁷ Wie Hitler seinen Chefberatern 1937 erklärte, war «ein hundertprozentiger Sieg Francos nicht erwünscht»; dem deutschen Interesse sei besser mit einer Fortsetzung der Kämpfe und mit einem Anhalten der

Spannung im Mittelmeerraum gedient.⁷⁸ Gewiss waren die von Hitler geschickten Hilfstruppen ausschlaggebend für Francos Erfolg – insbesondere zu Beginn des Krieges, als die neuen deutschen Junker-52-Transportmaschinen afrikanische Truppenverbände nach Sevilla beförderten, und erneut im Frühjahr 1937, als die Kampfmoral der Rechten nachzulassen begann –, aber wahrscheinlich hielten sich zu keinem Zeitpunkt mehr als 16'000 Deutsche in Spanien auf, darunter viele Techniker und Zivilberater; an militärischen Formationen stellten die Deutschen insgesamt nur je vier Kampfbomber- und Jägergeschwader, eine Aufklärerstaffel und zwei Geschwader Wasserflugzeuge (die berüchtigte Legion Condor); dazu kamen ein Panzerbataillon, das zur Schulung der gepanzerten Verbände Francos diente, und 30 Panzerabwehr-Kompanien sowie einige Transportflugzeuge und zivile Frachtschiffe.⁷⁹ Die wirtschaftspolitische Abteilung des Aussenministeriums errechnete 1939, dass die deutschen Ausgaben für den spanischen Bürgerkrieg sich auf etwa 500 Millionen RM beliefen.⁸⁰ Das war kein zu hoher Preis für die politischen und psychologischen Vorteile, die Hitler aus dem Bürgerkrieg zog, ganz zu schweigen von den nach Deutschland gehenden Rohstofflieferungen.⁸¹

Im gleichen Monat, in dem Mussolini die Bildung der Achse verkündete, erwarb Deutschland einen weiteren Verbündeten. Ein Jahr zuvor war Joachim von Ribbentrop im frischen Aufwind seines soeben mit dem Abschluss des Flottenabkommens erzielten Erfolgs auf den Gedanken verfallen, die Beziehungen zu Japan zu intensivieren, und war in Gespräche mit dem japanischen Militärattaché in Berlin eingetreten, um die Möglichkeit eines politischen Vertrags zwischen diesen beiden Ländern zu erkunden, der, wenn auch als blosse gemeinsame Front gegen den internationalen Kommunismus getarnt, in seiner Zielrichtung antisowjetisch sein würde. Diese Verhandlungen wurden vor dem Aussenministerium, das seiner Tradition nach zumeist prochinesisch gewesen war, grösstenteils geheimgehalten,⁸² aber Hitler scheint sie befürwortet zu haben, und sie führten im November 1936 zu einem formellen Abkommen, dem Antikominternpakt.⁸³ Dieser war vorderhand vor allem wegen seines propagandistischen Wertes wichtig: Mit ihm konnte Deutschland seine ernstgemeinte und dauerhafte Gegnerschaft gegen die kommunistische Gefahr unter Beweis stellen. Eine gewichtigere Rolle fiel dem Pakt freilich nach dem japanisch-chinesischen Zusammenstoss im Juli 1937 zu, als Japan die Einstellung der deutschen China-Hilfe verlangte. Als Hitler diesem Wunsch nachgab und als die Italiener sich im November 1937 überreden liessen, dem Pakt beizutreten, nahm

er einen militanten Charakter an, der mit dem Beginn der offen aggressiven Phase der Hitlerschen Aussenpolitik zusammenstimmte. Aber selbst in seiner ursprünglichen, harmlosen Form war er für Hitler ein Anlass zur Genugtuung, denn er symbolisierte für ihn das wachsende internationale Ansehen des Dritten Reichs. Die Tage der Isolation, die Tage, da Deutschland die Sprache der Völkerbundmächte sprechen und so tun musste, als glaube es an ihre Grundsätze und Normen, waren nun vorüber. Deutschland war jetzt ein geachtetes und umworbenes Land; und dieser Wandel erfüllte ihn mit berauschender Erregung. Als er am 24. Februar 1937 im Münchner Hofbräuhaus anlässlich des 18. Jahrestags der Gründung der NSDAP zur alten Garde der Partei sprach, rief er stolz in den Saal: «Deutschland ist heute ... wieder eine Weltmacht geworden!»⁸⁴

3. Die Offensive: Österreich und die Tschechoslowakei 1938-1939

Das Jahr 1937, das Hitler zu solchem Selbstlob veranlasste, war für die altgedienten Mitarbeiter im Aussenministerium und im diplomatischen Dienst ein schlechtes Jahr.

Seit etwa 1924 war man sich in den Reihen der ständigen Beamten im Aussen- wie auch im Reichswehrministerium über das Wesen und die Ziele der deutschen Aussenpolitik grundlegend einig gewesen.⁸⁵ In der Ära Stresemann vertrat man eine im Wesentlichen revisionistische Linie, zu deren Zielen die Befreiung des Saargebiets und die Aufhebung des entmilitarisierten Status des Rheinlandes, der Zusammenschluss mit Österreich, die Beseitigung des polnischen Korridors, die Rückgewinnung jener Teile Oberschlesiens, die man an Polen verloren hatte, und die Rüstungsgleichheit mit den anderen Mächten gehörten. Während der Brüning-Jahre traten Differenzen hinsichtlich der Taktik zutage, mit der sich die letztgenannten dieser Ziele am besten verwirklichen liessen, Differenzen, die jedoch bald ausgeräumt wurden; das Einvernehmen funktionierte wieder gut, als im Januar 1933 die Regierung Hitler-Papen gebildet wurde. Konstantin von Neurath und Bernhard von Bülow im Aussenministerium und Ludwig Beck im Generalstab des Heeres, die alle drei den Führungswechsel überlebten, waren konservative Männer, die an die Gültigkeit der überlieferten Regeln und Normen für den Umgang der Grossmächte miteinander glaubten und ihrem Land wieder zu der Autorität verhelfen wollten, die es vor 1914 innerhalb des internatio-

nen Systems genossen hatte. Sie waren keine Abenteurer und träumten nicht von der Weltherrschaft; sie wussten um die Fehler der wilhelminischen Politik und waren entschlossen, sie nicht erneut zu begehen. Und ebenso fest hatten sie sich vorgenommen, dem neuen Kanzler keine gefährlichen eigenmächtigen Initiativen zu gestatten; dabei gingen sie allerdings von der zuversichtlichen Erwartung aus, seine Unerfahrenheit werde ihn veranlassen, ihrem fachmännischen Ratschlag zu folgen.

Bis zum Ende des Jahres 1937 lieferte ihnen Hitler keinen Grund, mit seiner Politik unzufrieden zu sein, die zumindest auf den ersten Blick mit dem übereinstimmte, was ihnen vorschwebte. Der Rückzug aus der Abrüstungskonferenz, die Kündigung der Entwaffnungsbestimmungen und die Remilitarisierung des Rheinlandes fanden den begeisterten Beifall der Militärs und die Anerkennung des Ausenministeriums als logische Fortsetzung der politischen Linie Stresemanns. Hitlers Neigung zu unerwarteten Entschlüssen mochte die Partner aus dem Auswärtigen Amt und dem Reichswehrministerium zuweilen erschrecken – wie im Falle des Nichtangriffspaktes mit Polen –, mit der Zeit begannen sie sein taktisches Geschick zu bewundern: Seine Bereitschaft, Risiken in Kauf zu nehmen, mochte ihnen Sorge bereiten – wie im Falle der Besetzung des Rheinlands –, am Ende mussten sie zugeben, dass er richtig kalkuliert hatte. Überdies schien er fähig, sich gute Ratschläge zu eigen zu machen. So hatte er, wie sie meinten, auf ihre Warnungen vor einem zu starken Engagement in Spanien oder vor zu weitgehenden und verfrühten Verpflichtungen gegenüber Japan gehört.

All dies waren Illusionen. Hitler hatte die alten diplomatischen Amtsträger in ihren Stellungen belassen, um seine wahren Absichten vor dem Rest der Welt zu verschleiern. In Wirklichkeit hielt er wenig von ihren Fähigkeiten und hatte nicht die Absicht, sich durch ihre Ratschläge binden zu lassen, die, wie er später verächtlich sagte, «miserabel» waren und «immer die gleiche Quintessenz (hatten), dass wir nichts tun dürfen». ⁸⁶ Und die Soldaten waren in seinen Augen nicht besser. Fritsch und Beck, der Befehlshaber der Wehrmacht und der Stabschef, versäumten es nicht nur, aus den Möglichkeiten, die er ihnen 1935 eröffnet hatte, das Bestmögliche zu machen, also in kürzester Zeit eine moderne, hochtechnisierte Armee aufzubauen, sondern sie zeigten sich in Entscheidungssituationen wie vor der Besetzung des Rheinlands, als es der Verwegenheit und Nervenkraft bedurfte, ebenso ängstlich wie die Diplomaten: stets zur Überschätzung der Stärke und der Willenskraft der anderen Mächte neigend. ⁸⁷ Sie waren unfähig, die Politik, die er vorge-

zeichnet hatte, zu verstehen, geschweige denn durchzuführen, eine Politik, die in ihren Dimensionen weit über die Grenzen ihres engstirnigen Revisionismus hinausging.

Diese Gefühle Hitlers wurden sicherlich durch die Aussprache bestärkt, zu der er am 5. November 1937 Neurath und die militärischen Führer Blomberg, Fritsch, Raeder und Göring zusammenrief, um ihnen zum ersten Mal eine klare Vorstellung von seinen nächsten aussenpolitischen Zielen zu vermitteln. In einem langen und etwas systemlosen Vortrag formulierte er ein weiteres Mal die Grundthese seiner beiden Bücher, nämlich dass das einzig logische und erfolgversprechende Ziel der deutschen Aussenpolitik nur sein könne, Lebensraum in Osteuropa zu gewinnen; er bekräftigte diese These, indem er ausführte, Deutschland könne weder durch Teilnahme am Welthandel noch durch eine Politik der wirtschaftlichen Autarkie seine nationalen Bedürfnisse befriedigen und den Lebensstandard seiner Menschen sichern. Die Gewinnung des benötigten Lebensraums sei nur unter Anwendung von Gewalt möglich, was stets ein gewisses Risiko einschliesse, und die deutsche Politik habe in diesem Fall «mit den beiden Hassgegnern England und Frankreich zu rechnen». Gleichwohl müsse das Problem spätestens 1943/45 gelöst sein, weil zu diesem Zeitpunkt die Schlagkraft der deutschen Streitkräfte durch das Gesetz des technischen Veraltens beeinträchtigt sein und die wirtschaftlichen Probleme beginnen würden, dem Lande über den Kopf zu wachsen. Deutschland müsse daher wachsam auf eine Gelegenheit lauern, die Hand nach dem Osten auszustrecken; die ersten Schritte in diese Richtung würden der Anschluss Österreichs und die Zerschlagung der Tschechoslowakei sein als desjenigen osteuropäischen Staates, der am ehesten imstande war, Deutschland im Falle eines Krieges gegen Frankreich schweren Schaden zuzufügen. Die günstigsten Voraussetzungen für einen Schlag gegen diese Länder würden dann gegeben sein, wenn innere Unruhen die Kräfte Frankreichs lähmten oder wenn ein Krieg zwischen Frankreich und einer anderen bedeutenden Macht ausbrach (vielleicht infolge des Spanischen Bürgerkriegs). Hitler schloss auch andere mögliche Voraussetzungen nicht aus. In jedem Falle müsse Deutschland darauf vorbereitet sein, wenn der richtige Augenblick kam, blitzartig gegen die Tschechen loszuschlagen.⁸⁸

Bei diesen Ausführungen scheint den Zuhörern Hitlers der Atem gestockt zu haben; selbst der sonst sanguinische Göring machte hinsichtlich der Durchführbarkeit der skizzierten Projekte einige Vorbehalte geltend. Fritsch hatte allen Grund zum Erschrecken, denn einige Monate zuvor hatte ihm sein Stabschef Ludwig Beck eine erschreckende Denk-

schrift zur gegenwärtigen Einsatzbereitschaft des deutschen Heeres übergeben, in welcher er darauf hinwies, dass es der Regierung zwar gelungen sei, die Industrieproduktion anzukurbeln, dass die Vorräte an Rohstoffen und Nahrungsmitteln jedoch stets ebenso rasch, wie sie sich ansammelten, wieder aufgebraucht würden, und dass die Abhängigkeit von Zufuhren aus dem Ausland so gross wäre wie eh und je. «Sollte es nun, was Gott verhüten möge», so warnte Beck, «zu kriegerischen Verwicklungen kommen, so sind die moralischen Auswirkungen ... unabsehbar», umso mehr, als «eine beängstigende Unruhe durch die Massen (geht); sie fürchten den Krieg. ... Man sieht ... keinen Grund zu einem gerechten Krieg ein.» Diese Sätze mag sich der Oberbefehlshaber des Heeres ins Gedächtnis gerufen haben, als er Einspruch erhob und erklärte, Deutschland müsse jede Situation vermeiden, die England und Frankreich zu einem gemeinsamen Krieg gegen es veranlassen würde. Blomberg sekundierte ihm und wies darauf hin, dass Frankreich, selbst wenn es gleichzeitig Krieg gegen Italien führte, in der Lage sein würde, offensiv im Westen vorzugehen, wo die deutsche Festungslinie sich erst im Aufbau befand.⁸⁹ Und selbst ohne eine solche zusätzliche Verwicklung würde eine Aktion gegen die Tschechoslowakei, so fuhr er fort, Schwierigkeiten bereiten, denn die tschechischen Verteidigungsanlagen hatten sich zu einer Art Maginot-Linie entwickelt und würden einen Angreifer vor schwere Probleme stellen.

Für Hitler müssen diese Bekundungen des Zweifels ein quälendes Ärgernis gewesen sein, wenngleich die farblose Prosa des von seinem Adjutanten Hossbach über die Aussprache verfassten Memorandums es nicht zulässt, sich ein genaues Bild von seinen Gefühlen zu machen. Als Neurath zu bedenken gab, dass der Krieg im Mittelmeerraum, auf den vieles andere aufgebaut schien, keinerlei Anstalten machte, auszubrechen, entgegnete Hitler kurz, im Sommer 1938 würden die Dinge vielleicht anders aussehen (und das taten sie allerdings, wenn auch nicht als Folge einer veränderten Situation in Spanien). Als Blomberg und Fritsch sich weiterhin darüber grämten, was England und Frankreich vielleicht unternehmen würden, meinte er kurz angebunden, er sei überzeugt, dass die Engländer nichts für die Tschechoslowakei tun würden, und er könne sich nicht vorstellen, dass Frankreich militärische Schritte gegen Deutschland unternehmen würde.⁹⁰

Die Zusammenkunft ging zu Ende, ohne dass das Gefühl aufkam, die Zeit dränge. Im Gegenteil, als Fritsch, der, wie er sagte, bereits ein Wintermanöver angeordnet hatte, das einen Angriff auf die Tschechoslowakei simulieren und Möglichkeiten zur Durchbrechung ihrer Festungslin-

nie erkunden sollte, zu bedenken gab, dass er vielleicht gut daran täte, von einem geplanten Urlaub abzusehen, erklärte Hitler, dies sei nicht nötig, da die Operation nicht unmittelbar auf der Tagesordnung stehe. Doch kaum war das neue Jahr angebrochen, da hatte er sich eines anderen besonnen und den Entschluss gefasst, ohne Verzug gegen Österreich und die Tschechoslowakei vorzugehen; und als vorbereitenden Schritt hierzu setzte er eine gründliche Säuberung innerhalb der militärischen und der diplomatischen Hierarchie in Szene, um sich der Zweifler zu entledigen.

Die unschöne Geschichte von der *mésalliance* des Feldmarschalls von Blomberg und von dem SS-Komplotz gegen Generaloberst von Fritsch, das zu den fälschlichen moralischen Anschuldigungen gegen diesen Offizier führte und Hitler den Anlass lieferte, sein Vorhaben durchzuführen, ist oft dargestellt worden und braucht hier nicht wiederholt zu werden.⁹¹ Es reicht aus anzumerken, dass Hitler mit seinem Vorgehen im Februar den Zweck verfolgte, selbst unmittelbar die Befehlsgewalt über die Streitkräfte und die Leitung der auswärtigen Angelegenheiten zu übernehmen. Blomberg und Fritsch wurde der Abschied bewilligt, und letzterer wurde durch General Walter von Brauchitsch ersetzt, den ein kenntnisreicher Beobachter als einen Mann beschrieb, der «stets mit allem einverstanden war». Das Amt des Kriegsministers wurde nach Blombergs Rücktritt kurzerhand abgeschafft; Hitler dekretierte, er werde in Zukunft das «unmittelbare Kommando über die gesamten Streitkräfte ausüben»; hierzu bediente er sich eines Stabs, des OKW (Oberkommando der Wehrmacht), dem General Wilhelm Keitel vorstand, ein uneingeschränkter Bewunderer des Führers, der sich den Spottnamen «Lakaitel» zuzog.

Mit diesen Veränderungen einher gingen der Rücktritt 16 hochrangiger Generale und die Versetzung 44 weiterer Offiziere; dahinter stand der Wunsch, potentiell unzuverlässige Elemente aus den höheren Rängen zu entfernen. Alles in allem lief dies auf die konsequente Gleichschaltung auch des Heeres hinaus, deren Beginn die Beteiligung der Generale an den Morden vom 30. Juni 1934 und ihr Einverständnis mit der Vereidigung der Streitkräfte auf die Person Hitlers im August 1934 markiert hatte.

Ein ähnlicher Prozess spielte sich im Aussenministerium ab, wo Neurath aus seiner Stellung gedrängt und zur Bestürzung der Berufsdiplomaten durch Joachim von Ribbentrop ersetzt wurde. Dass dieser hundertprozentige Nationalsozialist eine unabhängige politische Linie vertreten, eine kritische Haltung einnehmen oder auch nur einen anderen Tonfall anschlagen würde als sein Herr und Meister, war undenkbar.

Mehr als ein Jahr nach Ribbentrops Amtsübernahme schrieb François-Poncet über die Schwierigkeit, mit ihm ein sinnvolles Gespräch zu führen:

Er hört seinem Gesprächspartner nicht zu. Er hört nur sich selbst zu. Er antwortet nicht auf das, was man zu ihm sagt. Er wiederholt unablässig dieselben Verse. Er ist sehr wenig über die Einzelheiten der Probleme informiert und versucht dies dadurch zu verdecken, dass er sich in tönende Erklärungen allgemeiner Art flüchtet, wo dann pazifistische Beteuerungen abwechseln mit drohenden Verweisen auf die Macht Deutschlands und seine Entschlossenheit, allen Einschüchterungsversuchen zu trotzen. Aus diesem Schwall an Worten und Floskeln schält sich nichts Klares oder Greifbares heraus, vielmehr ein Nachgeschmack von Ungewissheit und Misstrauen. Auf mich macht er den Eindruck eines Mannes, der fortwährend ausweicht, sei es, dass er seine Gedanken verbergen möchte, oder sei es, dass er sie nicht präzise formulieren kann, weil es in Wirklichkeit nicht Herr von Ribbentrop ist, der das Denken besorgt, sondern Herr Hitler.⁹²

Die personellen Umbesetzungen und die Beschleunigung des Hitlerischen Zeitplans, die sie verhiessen, wurzelten in einer neuen Einschätzung der Lage in den westlichen Staaten. Hitler besass, wie er bereits im Laufe seines Aufstiegs zur Macht bewiesen hatte, die Gabe, Schwächen bei anderen zu entdecken und für sich zu nutzen, und im Winter 1937-38 ereignete sich eine Reihe von Dingen, die ihn zu der Überzeugung brachten, dass seine bisherigen Befürchtungen in Bezug auf Gegenmassnahmen Englands und Frankreichs gegen seine Pläne im Osten übertrieben waren. Der neue englische Premierminister Neville Chamberlain, der nach der Abdankungskrise vom Dezember 1936 an die Stelle Baldwins getreten war, hielt sich viel darauf zugute, mit Tatsachen anstatt mit Theorien zu rechnen, und der Begriff «Realismus» kam in den Aussagen seiner Beauftragten häufig vor;⁹³ aber Hitler brauchte nicht lange, um zu merken, dass diese Ausdrucksweise lediglich bezweckte, den Unterschied zwischen dem Standpunkt des Premierministers und der antideutschen Haltung von Eden, Vansittart und überhaupt des Foreign Office deutlich zu machen. Im November 1937 stattete ein enger Freund Chamberlains, Lord Halifax, dem Führer einen Besuch ab und trieb den Realismus so weit, dass er Hitler zugestand, gewisse Veränderungen in Osteuropa, insbesondere in Österreich, der Tschechoslowakei und in Danzig, könnten «auf die Dauer wohl nicht vermieden werden», und England «sei nur daran interessiert, dass solche Änderungen im Wege friedlicher Entwicklung zustande kämen».⁹⁴ Das war ein Fingerzeig, den Hitler schwerlich ignorieren konnte, besonders als im Februar Verände-

rungen im britischen Aussenamt folgten, die ebenso einschneidend waren wie die beinahe gleichzeitig in der Wilhelmstrasse stattfindenden: Eden wurde hinausgedrängt und musste Halifax Platz machen, und Vansittart wurde ein Treppchen höher, in eine politisch bedeutungslose Stellung geschubst. Was Frankreich betraf, so standen die Zeichen ähnlich günstig; Ende des Jahres berichtete der deutsche Botschafter aus Paris, dass Aussenminister Delbos sich über die Möglichkeit einer Veränderung im Status Österreichs mit erfreulicher Gleichgültigkeit äussere und so wenig daran interessiert sei, den sowjetischen Bündnispartner zu konsultieren, dass er für seine geplante Osteuropareise die Station Moskau nicht ins Programm aufgenommen habe.⁹⁵ Es scheint, dass Hitler daher von den Westmächten keinen Widerstand erwartete, als er sich entschloss, die Hand nach Österreich auszustrecken, und wenn ihn der Gedanke an die mögliche Reaktion Italiens ein wenig beunruhigte, so sollte sich bald erweisen, dass diesbezügliche Befürchtungen grundlos waren. In der Tat blickten die europäischen Regierungen demonstrativ in die andere Richtung, als Hitler Mitte Februar Kurt von Schuschnigg nach Berchtesgaden zitierte, ihm tobend den Bruch der Vereinbarungen von 1936 vorwarf und ihm die Zusicherung abnötigte, dass er die österreichische nationalsozialistische Partei gesetzlich zulassen und deutschfreundliche Elemente in seine Regierung aufnehmen werde; und sie blieben auch teilnahmslos, als Hitler in der zweiten März-Woche, wutentbrannt über die Bemühungen Schuschniggs, den Wunsch seines Landes nach Unabhängigkeit mittels einer Volksabstimmung unter Beweis zu stellen, wahr machte, was er dem österreichischen Kanzler bei früherer Gelegenheit einmal angedroht hatte, und «wie ein Frühjahrs sturm» über die Berge gefegt kam, den Anschluss durch *force majeure* zu erzwingen.

Zwischen der Lösung des Problems Österreich und dem Beginn der Kampagne gegen die Tschechoslowakei lag kaum eine Verschnaufpause. Hitler schmiedete seine Pläne zur endgültigen Zerschlagung des Landes, das er «einen französischen Flugzeugträger mitten in Europa» nannte, mit grosser Zuversicht; er schenkte den Warnungen der Berufsdiplomaten keine Beachtung, nach deren Überzeugung es klüger gewesen wäre, wenn er seine Ziele mit diplomatischen Mitteln zu erreichen versucht hätte, statt mit seiner zynischen Mischung aus Unterwanderungstaktiken und handfesten Drohungen zu operieren; als der Staatssekretär Ernst von Weizsäcker Ribbentrop vorhielt, eine zu militante Politik werde eine entschiedene Reaktion der Westmächte heraufbeschwö-

ren, ermahnte ihn dieser, er «müsse an (Hitlers) Genie glauben. ... Hätte ich mich zu einem solchen blinden Glauben ... noch nicht durchgerungen..., so wünsche er mir, freundschaftlich und dringend, dass ich dahin käme.»⁹⁶

In der Tat war Hitlers Vorgehen gegen die Tschechoslowakei die Leistung eines politischen Virtuosen, deren einziger Schönheitsfehler darin bestand, dass seine Gegenspieler es ihm leichter machten, als er es verdiente. Er stellte seine Kampfstrategie gegen die Prager Regierung auf die Ungerechtigkeiten ab, denen die deutsche Minderheit im äussersten westlichen Landesteil, dem Sudetenland, ausgesetzt war. Ihren Beschwerden und Forderungen nachzukommen war für die tschechoslowakische Regierung ein schwieriges Problem, weil sie sowohl der Zahl als auch dem Inhalt nach immer umfangreicher wurden; dies wiederum lag daran, dass Hitler dem Führer der Sudetendeutschen Partei, Konrad Henlein, der ihn im März besucht hatte, um seine Partei unter den Befehl des Führers zu stellen, die Weisung mitgegeben hatte, sich in dieser Hinsicht etwas einfallen zu lassen und seine Forderungen nach Autonomie und Sonderrechten für die Sudetendeutschen so hoch zu schrauben, dass keine Regierung, die ihr Gesicht behalten wollte, sie erfüllen konnte.⁹⁷ Die Kluft zwischen dem, was die tschechische Regierung im ernsthaften Bemühen, die deutsche Minderheit zu besänftigen, zuzugestehen bereit war, und dem, was Henlein in seiner halsstarrigen Unersättlichkeit forderte, lieferte der Goebbelschen Propaganda den Vorwand, von unerträglichen Ungerechtigkeiten und von der «brutalen Behandlung» zu berichten, der «Mütter und Kinder deutschen Blutes» ausgesetzt seien. Als das geschickt arrangierte Wechselspiel von Zwischenfällen und Protesten die Spannung zwischen Prag und Berlin höher trieb, versagten diejenigen Mächte, die sich vertraglich verpflichtet hatten, die Tschechoslowakei vor einem Angriff zu schützen – Frankreich und die Sowjetunion –, ihrem Verbündeten den Beistand, die Sowjetunion deshalb, weil ihr Vertrag mit den Tschechen besagte, dass die Beistandsverpflichtung erst dann eintrat, wenn die französische Regierung ihre Verpflichtungen gemäss dem französisch-tschechischen Vertrag einlöste, und Frankreich, weil es nicht bereit war, den Vertrag zu erfüllen, ohne dass es eine englische Unterstützungszusage besass. Eine solche zu erteilen weigerte sich die Regierung Chamberlain rundheraus; der Premierminister erklärte dem französischen Regierungschef Daladier im April 1938, er glaube nicht, dass Hitler die Tschechoslowakei zerschlagen wolle; wenn aber doch, dann «sehe er keine Möglichkeit, wie man ihn daran hindern könne».⁹⁸

Die englische Haltung gegenüber der Tschechoslowakei ist der bei Weitem befremdendste Aspekt der Sudetenkrise von 1938. Das Land von Masaryk und Benesch hatte bei der konservativen Regierung zu keiner Zeit grosse Sympathie genossen, was zum Teil zweifellos darauf zurückzuführen war, dass die Konservativen schon zur Zeit Salisburys in international zweitrangigen Staaten, die in der europäischen Politik mitzumischen suchten, eher ein Ärgernis gesehen hatten; ein näherliegender Grund lag jedoch wohl darin, dass Benesch versucht hatte, im Völkerbund, einem weiteren Objekt ihrer Verachtung, eine totale Vorherrschaft der Grossmächte zu verhindern. Aber die oft gehässigen antitschechischen Ressentiments, die in den Depeschen des britischen Botschafters in Berlin, Sir Nevile Henderson, in den Leitartikeln der *Times* (die den Geist ihres Mitherausgebers Barrington-Ward atmeten) und in den Tischgesprächen im Freundeskreis Chamberlains zum Ausdruck kamen,⁹⁹ lassen den Verdacht aufkeimen, dass etwas Wahres an der Spruchweisheit ist, derzufolge derjenige, der die Möglichkeit hat, ein Verbrechen zu verhindern, und es bewusst unterlässt, am Ende noch auf das Opfer des Verbrechens böse ist. Als Hitler im Gedenken an die ihm von Halifax gegebene Zusicherung, England stehe Veränderungen in Osteuropa nicht ablehnend gegenüber, sofern diese auf friedliche Weise erfolgten, mit dem Argument kam, es seien die Tschechen, die durch ihre Weigerung, seinen Wünschen zu entsprechen, eine friedliche Lösung verhinderten, schienen Chamberlain und seine Berater hieran nichts unlogisch zu finden. Im Gegenteil, das Argument leuchtete ihnen erst recht ein, als die tschechische Regierung im Mai 1938, veranlasst durch Gerüchte über deutsche Truppenbewegungen nahe der tschechischen Grenze (wobei insbesondere von der Heeresgruppe IV unter General von Reichenau die Rede war), die Reservisten einberief und die Regierungen Englands und Frankreichs drängte, in Berlin vorstellig zu werden und die deutsche Regierung vor möglicherweise in den Krieg führenden Schritten zu warnen. Die Unschuldsbeteuerungen der Deutschen klangen unter diesen Umständen vollkommen ehrlich; zu guter Letzt übernahmen die Regierungen in Paris und London, zutiefst erschrocken, so unvermittelt an den Rand des Abgrunds geraten zu sein, die Argumentation der Deutschen, dass die Krise von den Tschechen bewusst herbeigeführt worden war, dass sie es in Wirklichkeit waren, die den Frieden in Europa bedrohten. Die Reaktion in England war scharf: Die Regierung zog es von da an vor, das beste Mittel zur Herbeiführung einer Lösung der mitteleuropäischen Probleme darin zu sehen, dass Prag, wie Henderson es wenig gewählt ausdrückte, «einmal wirk-

lich in den Schwitzkasten genommen» und die Regierung Benesch dadurch gezwungen würde, auf ihre «Ausflüchte» zu verzichten und die Forderungen der deutschen Minderheit zu erfüllen.¹⁰⁰

Als aber die Prager Regierung genau dies tat: als sie das sogenannte Karlsbader Programm Henleins Punkt für Punkt erfüllte, da wusste man ihr hierfür keine Anerkennung. Am 12. September liess Hitler die Maske des Gerechtigkeitsapostels für die Sudetendeutschen fallen und gab zu erkennen, dass er auf Eroberung aus war. Kaum jemand, der seine in Nürnberg gehaltene Rede am Radio verfolgte, wird die hasserfüllte Tonart dieser wütenden und beleidigenden Wortkanonade gegen die tschechoslowakische Regierung vergessen. Seiner Rage freien Lauf lassend, rief er aus: «. . . es handelt sich um deutsche Volksgenossen! Ich bin keineswegs gewillt, hier mitten im Herzen Deutschlands durch die Tüchtigkeit anderer Staatsmänner ein zweites Palästina entstehen zu lassen. ... Die Deutschen in der Tschechoslowakei sind weder schutzlos noch allein gelassen. Dessen können Sie sicher sein!»¹⁰¹ Einen Tag später forderte Henlein die vollständige Abtrennung des Sudetenlandes von der Tschechoslowakei und floh über die Grenze nach Deutschland. Die Westmächte indes, in deren Ohren die Drohungen Hitlers noch laut widerhallten, fanden diese Forderung keineswegs überzogen. Am 15. September flog Neville Chamberlain sogar nach Berchtesgaden und versprach Hitler, er werde versuchen, die Regierungen Frankreichs und der Tschechoslowakei von der Notwendigkeit einer Abtretung des umstrittenen Gebiets an Deutschland zu überzeugen.

So schwierig es ist, eindeutig zu bestimmen, von welchen Absichten Hitler in diesem Augenblick beseelt war, hat es doch den Anschein, dass er entschlossen war, die Sache zum Äussersten zu treiben. Er war sehr aufgebracht darüber gewesen, dass die Presse in den westlichen Ländern das deutsche Verhalten während der Mai-Ereignisse als einen erzwungenen Rückzug gewertet hatte; bei einem Gespräch mit seinen führenden militärischen und politischen Beratern am 28. Mai hatte er sichtlich erregt angekündigt, er wolle den Staat Beneschs von der Landkarte tilgen. Eine revidierte Version des Plans Grün, in dem das militärische Vorgehen gegen die Tschechoslowakei festgelegt war, begann mit den Worten: «Es ist mein unabänderlicher Entschluss, die Tschechoslowakei in absehbarer Zeit durch eine militärische Aktion zu zerschlagen», und nannte den 1. Oktober als Stichtag.¹⁰² Der Besuch Chamberlains in Berchtesgaden änderte nichts an diesem Vorhaben. Im Gegenteil, sobald der englische Premier abgereist war, um mit Franzosen und Tschechen

zu verhandeln, leitete der Führer Schritte ein, die eine Regelung, wie sie Chamberlain vorschwebte, von vornherein unmöglich machen würden. Er ermunterte die Regierungen Polens und Ungarns, territoriale Forderungen an Prag zu stellen, schickte Agenten in die Slowakei, die der dortigen Autonomiebewegung neue Anstösse geben sollten, und leitete die Bildung eines sudetendeutschen Freikorps in die Wege, das umgehend mit der Planung militärischer Aktionen gegen Eger und Asch begann.¹⁰³ Als Chamberlain am 22. September nach Godesberg kam, um den Deutschen mitzuteilen, dass seine Gespräche mit Franzosen und Tschechen erfolgreich verlaufen und die drei Regierungen bereit seien, der Abtretung des Sudetenlands ebenso zuzustimmen wie der Lösung der tschechoslowakischen Verträge mit Frankreich und der Sowjetunion zugunsten einer internationalen Garantie für die Grenzen des verbleibenden tschechoslowakischen Staatsgebietes, erwiderte ihm Hitler, «dass er bedauere, erklären zu müssen, dass dieser Plan» nach den Entwicklungen der letzten Tage «nicht aufrechterhalten werden könne».

Etwas ungehalten wies Chamberlain darauf hin, dass er «seine ganze politische Laufbahn aufs Spiel gesetzt» habe, indem er den Tschechen die Einwilligung zur Abtretung des Sudetenlands abrang, und dass die neuen Bedingungen, die Hitler stellte, einem Ultimatum gleichkamen. Hitler entgegnete ruhig, über seinen Vorschlägen stehe das Wort «Memorandum»; aber der Premierminister hatte vollkommen recht: Hitler beharrte darauf, dass der grösste Teil des Sudetengebiets einschliesslich der intakt zu belassenden militärischen Anlagen am 1. Oktober in der Hand deutscher Besatzungstruppen sein müsse und dass umgehend durch Volksabstimmungen in den betroffenen Bereichen die Ansprüche aller auf tschechoslowakischem Staatsgebiet lebenden Minderheiten und der Nachbarvölker geregelt werden müssten.¹⁰⁴

Hitler hoffte wahrscheinlich, dass die Tschechen an diesem Punkt seine Bedingungen zurückweisen und von den Westmächten allein gelassen würden; in diesem Falle hätte er militärisch gegen das isolierte Land vorgehen können. In dieser Hoffnung wurde er enttäuscht, denn die französische Regierung entschloss sich, eine feste Position zu beziehen und eine Rückkehr zu den Bedingungen zu fordern, die Chamberlain am 22. September in Godesberg vorgelegt hatte. Obwohl die Engländer beträchtlichen Druck auf ihn ausübten, erklärte Daladier, er werde nicht zulassen, dass «ein Volk stranguliert wird», und widerwillig sagten die Briten ihre Unterstützung für den Fall zu, dass es zum Kriege käme. Hitlers prompte Antwort war die nackte und dreiste Drohung mit Gewalt.

In einem stürmischen Gespräch mit dem vertraulichen Gesandten Chamberlains, Sir Horace Wilson, der zum Führer geschickt worden war, um ihm die englisch-französische Entscheidung mitzuteilen und ihn zu beschwören, es nicht zum Schlimmsten kommen zu lassen, rief er aus: «Am 1. Oktober habe ich die Tschechoslowakei da, wo ich sie haben will!» Wenn Frankreich und England angreifen wollten, sollten sie doch! Es war ihm völlig gleichgültig. Er war bereit, jede Eventualität in Kauf zu nehmen!¹⁰⁵

Hätte Hitler versucht, diese Drohung wahrzumachen, so hätte er aller Wahrscheinlichkeit nach wohl kaum lange durchgehalten, belastet mit der Hypothek einer unzureichend gerüsteten Kriegswirtschaft, ungenügender strategischer Reserven, einer erst im Bau befindlichen westlichen Festungslinie und eines Offizierskorps, dem in den höheren Rängen der Glaube an die Chance eines erfolgreichen Abschneidens fehlte, und konfrontiert mit starken Streitkräften zu beiden Flanken, zu denen bald die Sowjetunion, die Polen und andere hätten stossen können. Vielleicht erkannte er dies selbst, oder das offenkundige Ausbleiben jeglicher öffentlichen Begeisterung für ein militärisches Abenteuer blieb nicht ohne Wirkung auf ihn, so dass er sich entschloss, das Ziel in zwei Anläufen anzugehen. Welches Motiv auch immer das entscheidende war, jedenfalls löste Hitler am Abend des 27. September die Spannung, indem er dem britischen Premierminister einen überraschend versöhnlichen Brief schickte; und die Erleichterung, die er damit in London und Paris bewirkte, war so gross, dass in beiden Hauptstädten der Widerstand gegen die Godesberger Bedingungen im Handumdrehen dahinschmolz, trotz der Tatsache, dass die Tschechen noch immer dagegen Front machten.¹⁰⁶ Unter Rückgriff auf einen bereits am 13. September im engsten Kabinettskreis diskutierten Gedanken¹⁰⁷ machte Chamberlain den auf die Hilfe Mussolinis bauenden Vorschlag einer Viermächtekonferenz zur Regelung der Sudetenfrage; als der Duce dem Führer den Plan am 28. vorlegte, stimmte Hitler zu; und schon am folgenden Tag trafen er, Mussolini, Chamberlain und Daladier in München zusammen, und der Führer erhielt ohne Weiteres alles das, was er in Godesberg verlangt hatte; die Tschechoslowakei musste ein Drittel ihrer Bevölkerung, ihre wichtigsten Industriegebiete und ihre einzigen zweckdienlichen Verteidigungsanlagen hergeben.

Als die Bestimmungen des Münchner Abkommens bekannt wurden, fasste sie der Führer der englischen Labour-Partei, Clement Attlee, in Sätzen zusammen, gegen deren Stichhaltigkeit die Anhänger Chamberlains kaum etwas vorzubringen wussten:

Die Geschehnisse der letzten paar Tage machen eine der grössten diplomatischen Niederlagen perfekt, die dieses Land und Frankreich jemals erlitten haben. Es kann kein Zweifel daran bestehen, dass Herr Hitler hier einen phänomenalen Sieg davongetragen hat. Ohne einen Schuss abzufeuern, durch die blossе Zurschaustellung militärischer Kraft, hat Deutschland eine dominierende Stellung in Europa erlangt, wie es sie in vier Jahren Krieg vergeblich zu gewinnen suchte. Hitler hat die letzte Bastion der Demokratie in Osteuropa zerschlagen, die seinen ehrgeizigen Zielen im Weg stand. Er hat die Tür zu den Kornkammern, dem Öl und den Bodenschätzen aufgestossen, die er zur Festigung seiner militärischen Macht benötigt, und es ist ihm gelungen, diejenigen Kräfte, die sich seiner Gewaltherrschaft hätten widersetzen können, zu besiegen und wehrlos zu machen.¹⁰⁸

Chamberlain und Daladier wiegten sich in München in dem Glauben, die Tschechoslowakei nicht etwa der Zerstörung ausgeliefert, sondern gerettet zu haben; sie waren überzeugt, dass der Reststaat, nach der überstandenen Amputation gesünder als zuvor, unter den Schutz internationaler Garantien gestellt würde. Aber dazu kam es nie; die Deutschen weigerten sich, über dieses Thema zu diskutieren, und seine blossе Erwähnung ärgerte sie.¹⁰⁹ Die Deutschen interpretierten das Münchner Abkommen dahingehend, dass die Westmächte darin als Gegenleistung für die Erhaltung des Friedens ihr «Desinteresse an den Ostfragen»¹¹⁰ bekundet und sich mit der Tatsache abgefunden hatten, dass die Zukunft der Tschechoslowakei nun einzig und allein vom Gutdünken Deutschlands abhing. Hitler selbst machte dies dem tschechischen Aussenminister Chvalkovski gegenüber im Januar deutlich. Sein Land müsse, sagte er, in jeder Hinsicht mit Deutschland verbunden sein, und es sei an der Zeit, dass die Tschechen dies einsähen. Gegenwärtig erinnerten sie ihn an eine Rede, die Bismarck gehalten und in der er die Liberalen ermahnt hatte, sie hätten sich einer unheilvollen Politik verschrieben. Als sie Protest erhoben, habe der Kanzler sie, so Hitler, mit Menschen verglichen, die

nach Nowawes wollten, aber den Zug nach Grünau bestiegen; sie fragten, wann der Zug in Potsdam ankäme und verlangten, dass er in Nowawes hielte. Man könne ihnen nicht klar machen, dass dies gar nicht ginge, weil der Zug nicht dahin fahre. Sie in der Tschechoslowakei sässen auch im falschen Zug. Sie wollten nicht in diese Richtung fahren, aber sie müssten es tun, weil der Zug eine andere Weiche gefahren sei.¹¹¹

Worte waren nicht das einzige Mittel, mit dem man den Tschechen ihre Situation klarmachen konnte. Hitler hatte seine Unterstützung für jene explosiven Kräfte im Lande aufrechterhalten, die er vor München in Bewegung gesetzt hatte, und er verlor, sobald sie fühlbare Wirkungen zu entfalten begannen, keine Zeit, den Mangel an Ruhe und Ordnung im

Innern der Tschechoslowakei als eine Gefahr für Deutschland zu bezeichnen. Schon am 21. Oktober hatte er der Wehrmacht den Befehl erteilt, sich für die Zerschlagung der Resttschechei zu wappnen;¹¹² und am 17. Dezember verlieh er dem Nachdruck, indem er festlegte, welche Einheiten dabei eingesetzt werden sollten, und indem er erklärte: «Die Bearbeitung des Falles hat unter der Voraussetzung zu erfolgen, dass kein nennenswerter Widerstand zu erwarten ist.»¹¹³ In den darauffolgenden Wochen geschah nichts, das geeignet gewesen wäre, ernsthafte Zweifel an dieser These zu wecken. Als seine Truppen marschbereit waren und die moralische Kraft des tschechischen Volkes ihren Tiefpunkt erreicht hatte, zitierte der Führer am 15. März 1939 den Präsidenten der Tschechoslowakei, Emil Hacha, in die Berliner Reichskanzlei und presste im Beisein Keitels und Görings, deren Gegenwart seinen Drohungen Nachdruck verlieh, dem alten und wenig standfesten Mann und seinem Aussenminister Chvalkovski die Zusage ab, die Geschicke der Tschechen und ihres Landes in seine Hände zu legen.¹¹⁴ Einen Tag später marschierten deutsche Truppen in Prag ein.

4. Der Hitler-Stalin-Pakt und das Herannahen des Krieges

Am Tag der Münchner Konferenz schrieb General Alfred Jodl, der wichtigste Mitarbeiter Keitels im OKW, in sein Tagebuch: «Es bleibt zu hoffen, dass die Ungläubigen, Schwachen und Zweifelnden bekehrt sind und bekehrt bleiben.» Diese Hoffnung war im Wesentlichen gerechtfertigt. Es war eines der unheilvollsten Nebenprodukte des Münchner Abkommens, dass es den Glauben an die Unfehlbarkeit des Führers verstärkte. Die Möglichkeit eines gemeinsamen Vorgehens der Generale gegen seine rücksichtslose Politik löste sich nunmehr in nichts auf; die Befürchtungen, die im Bewusstsein der Öffentlichkeit noch Mitte September lebendig gewesen waren, hatten sich verflüchtigt. Die Lithographien an den Wänden der Gaststuben, die übereinandergelagert die Profile Friedrichs des Grossen, Bismarcks und Hitlers zeigten, schienen nun eine tiefe historische Wahrheit zu verkünden. Die Geschichte schien sich durch und für den Führer zu betätigen, wie sie es bei seinen beiden Vorgängern getan hatte. Und wer konnte ihm bei dieser Lage der Dinge Paroli bieten?¹¹⁵

München scheint auch Hitler zur Überzeugung gebracht zu haben, dass er nicht irren konnte, und seine Politik nahm nun einen ungedulden Charakter an, den sie bis dahin nicht gehabt hatte. Wirtschaftliche

Faktoren besaßen nun nicht mehr die Macht, ihn auf seiner Suche nach neuen Erfolgen zu bremsen, denn es war offenkundig, dass das Land für einen Krieg so gut gerüstet war, wie es das ohne disziplinarische innenpolitische Massnahmen nur sein konnte – und die zu ergreifen war er nicht geneigt; und abgesehen davon schien es durchaus möglich, Unzulänglichkeiten im Innern durch Eroberungen im Osten zu beheben.¹¹⁶ Auch die Verschärfung der Kampagne Hitlers gegen die Juden, die Ende 1938 einsetzte, trug zur Beschleunigung des Pulsschlags seiner Aussenpolitik bei. Eine der Anklagen, die er gegen die tschechoslowakische Regierung erhoben hatte, lautete, in der Tschechoslowakei «vergifteten die Juden heute noch das Volk» mit antideutschen Parolen, und dem müsse abgeholfen werden.¹¹⁷ So lag es nahe, dass, als Hitler sich neuen Zielen zuwandte, die Eroberung von Lebensraum und die Liquidierung des Judentums sich in seinem Denken untrennbar miteinander verknüpften.

Schon vor der endgültigen Zerschlagung der Tschechoslowakei hatte Hitler sich mit jenen beiden früher deutsch gewesenen Städten beschäftigt, die in seinen Augen noch immer *in partibus infidelium* waren: Memel und Danzig; und vielleicht erwog er, sie gleichzeitig mit Prag in Besitz zu nehmen. Am 13. März warnte Staatssekretär Weizsäcker den Hohen Kommissar in Danzig, Dr. Carl Burckhardt, dass es vielleicht klüger sei, nicht in die Freie Stadt zurückzukehren; als Burckhardt dies dennoch tat, teilte ihm der Präsident des Danziger Senats, Arthur Greiser, mit, Hitler habe ihm gesagt, der Zeitpunkt der kombinierten Operation werde davon abhängen, ob «die Polen sich gut benehmen». Wenn nicht, dann würden sie schon «sehen, wer der Meister ist.»¹¹⁸ Nach gründlicher Überlegung entschied sich Hitler, die beiden Probleme getrennt zu behandeln. Die Regierung Litauens erhielt am 19. März die ultimative Aufforderung, Memel ohne Gegenwehr zu übergeben, und sie tat dies vier Tage später.¹¹⁹ Das Problem Danzig wurde im Rahmen eines umfassenderen Vorschlags in Angriff genommen, den Ribbentrop dem polnischen Botschafter Lipski am 21. März übergab. Es war nicht das erste Mal, dass diese Frage zwischen den beiden Männern zur Sprache kam, und Lipski hatte dem deutschen Aussenminister im Oktober mitgeteilt, dass Oberst Beck auf keinen Fall bereit war, darüber zu verhandeln.¹²⁰ Nun betrieb Ribbentrop die Angelegenheit mit ungewohntem Nachdruck und verlangte, nachdem er den Botschafter darüber belehrt hatte, seine Regierung begreife nicht, dass die Zukunft Polens als Nationalstaat auf einer «vernünftigen Beziehung» zu Deutschland beruhe, die Rückgabe Danzigs an das Reich und den Bau einer exterritoria-

len Autobahn quer durch den Korridor; ausserdem sprach er die Möglichkeit eines polnischen Beitritts zum Antikominternpakt an. Als Gegenleistung offerierte er eine deutsche Garantie für die polnische Westgrenze und die Möglichkeit einer Entschädigung Polens durch Gebiete in der Ukraine.¹²¹

Diese eindeutigen Forderungen machten alle Illusionen zunichte, die Oberst Beck sich über die Bildung eines dritten europäischen Blocks unter polnischer Führung als Gleichgewichtsfaktor zwischen Deutschland und der Sowjetunion gemacht hatte. Den Deutschen nachzugeben hiess, sie zu neuen Forderungen zu verleiten; eine ablehnende Antwort aber hätte mehr Gewicht, wenn er zeigen konnte, dass mächtige Freunde ihm zur Seite standen. Er war nicht gewillt, sich einer Gruppierung anzuschliessen, zu der die Sowjetunion gehörte, aber als der britische Premierminister am 31. März vor dem Unterhaus eine englisch-französische Garantie gegen einen Angriff auf Polen anbot, griff er ohne Zögern zu.¹²²

Wenn die Engländer damit beabsichtigten, Hitler zu bremsen, so gelang ihnen dies nicht. Ihr Schritt brachte Hitler nur auf («Denen werde ich einen Teufelstrank brauen!» versprach er, als er davon erfuhr¹²³) und bestärkte ihn, was Polen betraf, erst recht in seinen Absichten. Am 3. April erteilte er der Wehrmacht, die schon seit November des vergangenen Jahres an Plänen zur Besetzung Danzigs arbeitete,¹²⁴ den Befehl, sich planmässig auf den Eventualfall eines Vernichtungsschlags gegen die polnischen Streitkräfte vorzubereiten, der vielleicht notwendig werden würde; –¹²⁵ am 28. April hielt er eine Rede, deren Mittelpunkt eine bravouröse Abrechnung mit einem unlängst vom amerikanischen Präsidenten Roosevelt unterbreiteten Vorschlag bildete; Roosevelt hatte Deutschland aufgefordert, einen Beitrag zum Weltfrieden dadurch zu leisten, dass es sich in aller Form verpflichtete, gegen 31 namentlich aufgeführte Staaten nicht militärisch vorzugehen; Hitler ritt eine vernichtende Attacke gegen «Provokateure und Feinde des Friedens», und er widerrief sowohl das englisch-deutsche Flottenabkommen von 1935 als auch den deutsch-polnischen Nichtangriffspakt vom Januar 1934.¹²⁶

Die Weichen waren nun auf einen Krieg mit Polen gestellt, wenngleich noch fünf Monate vergingen, ehe er losbrach. Diese Zeitspanne war von beschleunigten Kriegsvorbereitungen erfüllt – am 14. Juli wies der Kommandeur der Heeresgruppe III, General Blaskowitz, seinen Stab an, die Pläne für den Angriff auf Polen bis zum 20. August fertigzustellen¹²⁷ – und sah eine Reihe politisch-militärischer Manöver, die ihren krönenden Abschluss in einem letzten verblüffenden diplomati-

schen Coup Hitlers fanden. Auf der einen Seite suchte er, in Zusammenarbeit mit seinem Achsenpartner, die Entschlusskraft der Westmächte durch Ablenkungsmanöver zu hemmen: Der Einmarsch Mussolinis in Albanien im April, der Abschluss des italienisch-deutschen Militärbündnisses – des sogenannten Stahlpakts – im Mai und die Inszenierung einer lautstarken Kampagne der Italiener, mit der Frankreich gezwungen werden sollte, Tunis, Djibuti und Savoyen zurückzugeben, waren Bestandteile dieses ausgeklügelten Plans, der jedoch nicht aufging. Gleichzeitig hielt der Führer sich mit neuen Aktionen in Osteuropa zurück; er wollte erst Gewissheit, wie die Sowjetunion sich verhalten würde.

Hitler redete sich zwar ein, die Westmächte meinten es mit ihren Polen gegebenen Garantien nicht ernst, aber er legte auch keinen Wert darauf, durch einen Angriff im Osten die Sowjetunion auf den Plan zu rufen, wodurch Engländer und Franzosen dann ermuntert würden, durch Holland und Belgien ins Ruhrgebiet vorzustossen, das er einmal als «unsere Achillesferse» bezeichnete.¹²⁸ Er zögerte aus ideologischen Gründen, den nächstliegenden Ausweg aus diesem Dilemma zu beschreiten – also ein Abkommen mit der Sowjetunion zu schliessen –, und dies trotz der Tatsache, dass es mindestens seit März 1939 Anzeichen für ein Interesse der sowjetischen Regierung an der Auslotung der diesbezüglichen Möglichkeiten gegeben hatte. Ein Bündnis mit der kommunistischen Grossmacht kam ihm, wie er Mussolini 1941 schrieb, «wie ein Bruch mit meiner ganzen Herkunft, meinen Anschauungen und meinen bisherigen Verpflichtungen vor»;¹²⁹ und noch 1939 verhielt er sich den Sowjets gegenüber trotz deren unmissverständlicher Winke im Wesentlichen abweisend; er gab sich beispielsweise nicht die geringste Mühe, die Verhandlungen über ein neues Handels- und Zahlungsabkommen, die im Dezember 1938 begannen,¹³⁰ voranzutreiben. Was ihn schliesslich zum Handeln bewog, war einmal das unbedingte Bekenntnis der Westmächte zu ihrer Polen gegebenen Zusage, zum anderen der verspätete Versuch der britischen und französischen Regierung, mit den Sowjets, denen sie jahrelang nur die kalte Schulter gezeigt hatten, in letzter Minute ein Deutschland an die Kette legendes Abkommen zu schliessen. Am 11. August 1939 führte Hitler ein Gespräch mit Burckhardt, dem Hohen Kommissar von Danzig, in dem er mit nichts verbergender Offenheit erklärte: «Alles, was ich unternehme, ist gegen Russland gerichtet; wenn der Westen zu dumm und zu blind ist, um dies zu begreifen, werde ich gezwungen sein, mich mit den Russen zu verständigen, den Westen zu zerschlagen und dann nach seiner Niederlage mich mit mei-

nen versammelten Kräften gegen die Sowjetunion zu wenden.»¹³¹ Drei Tage später fragte Ribbentrop bei der sowjetischen Regierung per Telegramm an, was sie davon halte, wenn er nach Moskau fliege, «um im Namen (des) Führers Herrn Stalin die Auffassung des Führers auseinanderzusetzen (und) das Fundament für eine endgültige Bereinigung der deutsch-russischen Beziehungen zu legen». Obwohl die Russen bereits Verhandlungen mit der englisch-französischen Delegation aufgenommen hatten, die am 11. in Moskau eingetroffen war, stimmten sie zu und schlugen zugleich vor, bei den Gesprächen über konkrete Dinge und in der Hauptsache über die Möglichkeit eines Nichtangriffspakts zu verhandeln. Es dauerte eine Woche, bis die Einzelheiten ausgehandelt waren, aber am 21. August konnte der deutsche Rundfunk verkünden, dass das Abkommen perfekt war.¹³²

Mit dem Abschluss des Hitler-Stalin-Pakts, der in den westlichen Hauptstädten wie eine Bombe einschlug, waren die Vorbereitungen Hitlers für die nächste Phase seiner raumgreifenden Ostpolitik abgeschlossen. Wäre ihm daran gelegen, so hätte er seine erklärten Ziele in Polen wahrscheinlich mit diplomatischen Mitteln erreichen können, denn die Polen waren nun durch den Lauf der Dinge ernüchert und sehr an einem Übereinkommen interessiert. Aber Hitler wollte kein neues München, schien besorgt, dass die Polen versuchen könnten, sich jetzt zu den Bedingungen zu bekennen, die sie im März abgelehnt hatten, oder Gegenvorschläge zu unterbreiten, die ihn zwingen könnten, mit ihnen zu verhandeln. Um dies zu verhüten, schlug er nicht nur die Vermittlungsangebote dritter Länder aus,¹³³ sondern weigerte sich auch, seinen Botschaftern in Polen und Grossbritannien, die auf Urlaub in Deutschland weilten, die Rückkehr auf ihre Posten zu gestatten.¹³⁴ Am 22. August sagte er zu seinen Generalen: «Nun ist Polen in der Lage, in der ich es haben wollte ... Ich habe nur Angst, dass mir noch im letzten Moment irgendein Schweinehund einen Vermittlungsplan vorlegt.»¹³⁵

Diese Anspielung auf die Vermittlungsbemühungen, die zur Münchener Konferenz geführt hatten, hätte seinen Freund Mussolini vermutlich geschmerzt, wäre sie ihm zu Ohren gekommen. Die Italiener verfolgten den Kurs der deutschen Politik mit Verständnislosigkeit und Sorge. Mitte August hatte ihr Aussenminister Ciano Ribbentrop in Salzburg besucht und ihn bei einem Spaziergang im Garten nach dem Essen gefragt: «Ribbentrop, was ist es, das Sie haben wollen? Danzig? Den Korridor?» Ribbentrop hatte seinen arroganten Blick auf ihn geheftet und

ihm kühl entgegnet: «Wir wollen Krieg!»¹³⁶ Für den Besucher aus dem Heimatland der Diplomatie war dies eine unglaubliche Antwort. Dass jemand darauf bestand, eine unverschlossene Tür einzuschlagen, war doch schlechterdings irrational. Aber Ribbentrop war nur das Echo seines Herrn und Meisters. Adolf Hitler schien an diesem Punkt seiner politischen Karriere – vielleicht weil der Grössenwahn Macht über ihn zu gewinnen begann – kein noch so grosser Triumph mehr zu genügen, wenn dabei nicht die graugekleideten Marschkolonnen, die schon so lange wartend in Bereitschaft standen, die schwere Artillerie, die Panzerverbände und die neuen Stuka-Bomber ihre siegreiche Überlegenheit demonstrieren konnten. Er wollte den Krieg. Wie er es seinen Armeeführern gegenüber bei einer Konferenz auf dem Obersalzberg im November 1939 ausdrückte: «Grundsätzlich habe ich die Wehrmacht nicht aufgestellt, um nicht zu schlagen. Der Entschluss, zu schlagen, ist immer in mir gewesen.»¹³⁷

Zweifellos wäre ihm ein begrenzter Krieg ohne ein Eingreifen Englands und Frankreichs lieber gewesen, aber darauf legte er nicht so grossen Wert, dass er dafür bereit gewesen wäre stillzuhalten, bis er sich der Neutralität der Westmächte sicher war. Wie er im Mai 1939 sagte: «Die Ansicht, sich billig loskaufen zu können, ist gefährlich; diese Möglichkeit gibt es nicht. Die Brücken sind dann abubrechen.»¹³⁸ Ausserdem, wenn die Staaten des Westens eingriffen, würden sie damit vielleicht ihren eigenen Untergang beschleunigen und den Weg für den grösseren Krieg gegen Russland freimachen, in dem sich die Bestimmung Deutschlands erfüllen würde. So war der Führer, als die Regierungen Englands und Frankreichs auf den Einmarsch seiner Armeen in Polen am 1. September 1939 mit der Kriegserklärung an Deutschland antworteten, nur für eine kurze Zeit bedrückt.

XX. Hitlers Krieg 1939-1945

Vor dem Marschtritt der deutschen Soldaten
hielt die Erde den Atem und schwieg.
Aus verströmenden Herzblutes Saaten
steigt der Dom der geheiligten Taten:
Der Sieg.

Gerhard Schumann (1940)¹

Kahlgefeigt und ohne Flitter
liegt die Welt, die einst gelacht;
durch entlaubter Äste Gitter
blickt der Winter todesbitter,
und es greift nach uns die Nacht.

Hermann Hesse (1944)²

Lange vor dem Ende nannten ihn seine Kommandierenden Generale in bitterem Galgenhumor den «Gröfaz»; dieser hässlich klingende Name, der irgendeinem mythischen Ungeheuer, einem missgestalteten Kobold oder unheilbringenden Dämon gut anstünde, war in Wirklichkeit eine Abkürzung des Ehrentitels, den General Keitel im Juli 1940 für den Führer geprägt hatte: «grösster Feldherr aller Zeiten»; und es bedienten sich seiner – ironisch – diejenigen Berufsmilitärs, die Hitler weniger hoch einschätzten. Immerhin trug er seinen Beinamen nicht ganz zu Unrecht: Welcher andere Heerführer in der Geschichte, von Alexander und Timur-Leng bis zu Napoleon und Ludendorff, hat über ein so weltumspannendes Kampfgebiet befohlen und ein so universelles Blutbad angerichtet wie er?

Der Krieg, den Hitler mit seinem Überfall auf Polen vom Zaun brach, ging um den Globus und kostete 17 Millionen Soldaten und 18 Millionen Zivilisten das Leben, ehe sein Feuer erlosch. Noch nie gab es in der Geschichte einen Konflikt, der so viel Zerstörung hinterliess, keinen auch, der sich am Ende so verheerend an seinen Urhebern rächte. Der «Gröfaz» war eines seiner letzten – und das am wenigsten beweinte – Opfer; seine Siege erwiesen sich als vergänglich, sein tausendjähriges Reich zerfiel in seinem zwölften Jahr zu Staub und Trümmern.

Als Hitler vor der unausweichlichen Erkenntnis stand, dass es so kommen würde, verfluchte er die, die er in die Katastrophe geführt hatte.

«Wenn der Krieg verlorengeht», erklärte er im Frühjahr 1945, «wird auch das Volk verloren sein. Es ist nicht notwendig, auf die Grundlagen, die das deutsche Volk zu seinem primitivsten Weiterleben braucht, Rücksicht zu nehmen. Im Gegenteil ist es besser, selbst diese Dinge zu zerstören.»³

Dieses Vorhaben zu verwirklichen gelang ihm nicht ganz. Das deutsche Volk überlebte, aber es war all der Illusionen beraubt, die seinen Blick während der trunkenen Schicksalsjahre getrübt hatten, war vor die Situation der «Stunde Null» und vor die Aufgabe gestellt, im kalten grauen Morgennebel dieses neuen Aufbruchs zu guter Letzt mit seiner Geschichte ins reine zu kommen.

1. Die siegreichen Jahre 1939-1941

Um einen solch katastrophalen Ausgang Ende September 1939 vorauszusagen, hätte es prophetischer Kräfte bedurft, wie sie gewöhnlichen Menschen nicht gegeben sind. Die erbarmungslose Gründlichkeit, mit der die deutschen Armeen die Polen innerhalb von drei Wochen in die Knie zwangen, erfüllte den Rest der Welt mit Staunen; den Militärstrategen der anderen Staaten bescherte der kurze Waffengang ernüchternde und entmutigende Erkenntnisse: über Waffensysteme der Deutschen, die sie selbst nicht besaßen (zum Beispiel die Sturzkampfbomber, die den Himmel über Warschau verdunkelten), und über Kampftechniken, die ihnen neu waren – den Einsatz schneller und beweglicher Panzerkolonnen wie derjenigen, die unter dem Kommando Guderians durch den Korridor vorpreschten und Tausende zerstörter Geschütze, die zerfetzten Reste einer Kavalleriebrigade und eines halben Dutzends Infanteriedivisionen an ihrem Weg zurückliessen; über den effektiven Einsatz gut aufeinander abgestimmter Infanterie-Sturmtruppen; und über ein hochentwickeltes System der Boden-Luft-Koordination. All dies hätte vielleicht keine so tiefgreifende psychologische Wirkung ausgeübt, hätte man auf Seiten der Gegner von den Schwächen gewusst, die der Polenfeldzug an den Tag gebracht hatte, von den nicht seltenen Ausfällen im deutschen Funknetz, von den schwerwiegenden Versorgungsmängeln, von den vielen durch das Fehlen von Ersatzteilen bedingten technischen Mängeln, von den Pannen und Paniksituationen, wie sie bei jeder zum ersten Mal zum Einsatz kommenden Truppe üblich sind.⁴ Da man von diesen Dingen nichts wusste, neigte man dazu, das deutsche Heer für unbesiegb-

bar zu halten; und dies führte nicht nur dazu, dass Engländer und Franzosen davor zurückschreckten, noch während des Andauerns der Kämpfe in Polen eine Offensive im Westen zu starten, wo sie den Deutschen mit 76 gegen 32 Divisionen überlegen gewesen wären, sondern lähmte ihre Entschlusskraft auch in den darauffolgenden Monaten. Der Eifer, mit dem die französische Regierung solchen Vorschlägen zustimmte, die sich auf militärische Operationen an weit von Mitteleuropa entfernten Schauplätzen bezogen (zum Beispiel – nach dem Ausbruch des russisch-finnischen Kriegs im November 1939 – auf ein Eingreifen in Finnland), und ihr Widerstand gegen britische Pläne zur Bombardierung industrieller Ziele im Ruhrgebiet⁵ zeugten davon, dass ihnen wenig daran lag, ernsthaft mit der Macht aneinanderzugeraten, die gegen Polen auf so furchteinflössende Weise ihre zerstörerischen Kräfte demonstriert hatte.

Wenn es nach Hitler gegangen wäre, so hätte Deutschland diese Verzagtheit unverzüglich militärisch genutzt. Er richtete zwar am 6. Oktober einen Appell an die Regierungen der Westmächte, in dem er sie aufforderte, die neue Lage in Polen anzuerkennen und sich mit ihm zusammenzusetzen und über Lösungen für andere europäische Probleme zu diskutieren, es ist jedoch nicht wahrscheinlich, dass er jemals mit einer zustimmenden Antwort gerechnet, ja, sie auch nur erhofft hat. Er hatte seine Armeeführer am 27. September wissen lassen, dass er einen Feldzug im Westen beabsichtige; und am 9. Oktober übersandte er, ohne auf eine Antwort aus London und Paris zu warten, dem Chef des OKW, Keitel, und den Befehlshabern von Heer, Marine und Luftwaffe eine ausführliche Denkschrift, in der er forderte: «Das deutsche Kriegsziel hat demgegenüber in der endgültigen militärischen Erledigung des Westens zu bestehen, d.h. in der Vernichtung der Kraft und der Fähigkeit der Westmächte, noch einmal der staatlichen Konsolidierung und Weiterentwicklung des deutschen Volkes in Europa entgegenzutreten zu können», und dies als einen notwendigen und baldmöglichst in Angriff zu nehmenden Schritt bezeichnet;⁶ und in einer ergänzenden Weisung vom gleichen Tag skizzierte er den Plan einer durch Luxemburg, die Niederlande und Belgien vorgetragenen grossangelegten Offensive.⁷ Bei den höheren Kommandeuren löste dies Betroffenheit aus: Generaloberst Ritter von Leeb beschwerte sich bei Brauchitsch, dem Oberbefehlshaber des Heeres, dies sei genau die Marschrichtung, mit der die Franzosen rechneten, und so werde man in die sichere Katastrophe rennen; als Hitler gleichwohl an seinem Plan festhielt und Mitte November als Zeitpunkt für den Beginn der Offensive ansetzte, flackerten vorübergehend wieder verschwörerische Aktivitäten auf, an denen der Stabschef des

Heeres, Halder, sein Stellvertreter Stülpnagel und Generalquartiermeister Wagner beteiligt waren. Aber Halder besann sich eines anderen, als er feststellen musste, dass er von Brauchitsch und vom Befehlshaber des Reserveheeres, Fromm, keine Hilfe erwarten durfte;⁸ als Hitlers Zeitplan dann doch fallengelassen und die Westoffensive bis zum Frühjahr verschoben wurde, geschah das nicht um des Widerstands der Militärs willen, sondern vor allem deshalb, weil man Zeit brauchte, um das im Polenfeldzug beschädigte Kriegsgerät wieder zu reparieren und die Munitionsbestände aufzufüllen.⁹

Die Westmächte zogen aus dieser Zwangspause keinen Nutzen. Sie hätten möglicherweise dem Krieg einen anderen Verlauf geben können, hätten sie den Angriff der Sowjetunion gegen Finnland zum Anlass genommen, diesem zu Hilfe zu eilen und im gleichen Zug die norwegische Hafenstadt Narvik und die schwedischen Erzlagerstätten zu besetzen, aus denen Deutschland – über den Hafen Narvik – mit Eisenerz versorgt wurde. Man zog diese Möglichkeit ernsthaft in Betracht, aber die Skrupel der Engländer, die Rechte neutraler Staaten zu verletzen oder Finnland ohne Vorliegen eines förmlichen Ersuchens seiner Regierung zu Hilfe zu kommen, liessen es nicht zu einem Versuch kommen, und im März begrub man den Plan endgültig, als die Finnen Moskau um einen Waffenstillstand baten. Die westlichen Alliierten griffen jetzt auf einen älteren Plan von Winston Churchill zurück, der die Verminderung der norwegischen Gewässer vorsah, schafften es aber lediglich, so deutliche Signale für ihre Absichten zu setzen, dass diese unschwer zu erraten waren.

Schon seit Oktober 1939 hatte Grossadmiral Raeder Hitler zur Besetzung Norwegens gedrängt. Die Engländer, so argumentierte er, würden dies früher oder später mit fast sicherer Wahrscheinlichkeit selbst tun, und ausserdem biete Norwegen vorteilhafte Möglichkeiten für den Einsatz der U-Boot-Waffe. Hitler hatte sich einer solchen Zersplitterung der Kräfte zunächst widersetzt, bis ihn schliesslich die britischen Vorbereitungen davon überzeugten, dass der deutschen Flanke eine echte Gefahr drohte; in dieser Situation lieferte er eine weitere eindrucksvolle Demonstration seiner Energie.¹⁰ Am Morgen des 9. April – vier Tage, nachdem die Regierungen der Westmächte Norwegen davon informiert hatten, dass sie in Kürze mit dem Auslegen der Minen beginnen würden – drangen deutsche Verbände über die ungeschützte Grenze nach Dänemark ein und besetzten Kopenhagen; deutsche Flugzeuge setzten über den norwegischen Städten Oslo und Stavanger Fallschirmjäger ab, und deutsche Schiffe brachten Infanterieeinheiten nach Narvik, Trondheim,

Bergen und zu anderen Schlüsselstellen an der norwegischen Küste. Binnen 48 Stunden war Norwegen praktisch fest in deutscher Hand; in Oslo wurde eine Marionettenregierung unter Vidkun Quisling eingesetzt, dessen Name bald in anderen besetzten Staaten als Synonym für Verräter und Kollaborateure in Gebrauch kommen sollte. Ein verspäteter Versuch der Engländer, diesen für ihre Pläne tödlichen Schlag durch die Landung von Truppen in Andalsnes und Namsos abzuwehren, hatte nur den Erfolg, dass die beteiligten Einheiten empfindlich dezimiert wurden und sich nach vierwöchigem schwerem Kampf zurückziehen mussten.

Den glänzenden Erfolg der Aktion «Weserübung» trübten einige nicht so schnell wiedergutmachende Verluste. Das dänische Heer leistete zwar nur symbolischen Widerstand (es hatte 13 Tote und 23 Verwundete zu beklagen), die dänische Marine überhaupt keinen, aber die Norweger kämpften tapfer, und ihre Küstenbatterien rissen zusammen mit Einheiten der britischen und norwegischen Marine empfindliche Lücken in die Flotte, die Hitler zum Transport seiner Truppen eingesetzt hatte. Deutschlands neuer schwerer Kreuzer, die *Blücher*, wurde im Oslo-Fjord von Geschützfeuer durchlöchert und sank mit dem Führungsstab der 163. Division, Teilen des Stabs der XXI. Brigade und weiteren 800 Männern an Bord, und der Schlachtkreuzer *Lützow* bekam drei Treffer ab.¹¹ Die leichten Kreuzer *Königsberg* und *Karlsruhe* gingen ebenso verloren wie 10 Zerstörer, 6 U-Boote, 1 Torpedoboot und 15 Marineflugzeuge. Ferner gelang es einem britischen Zerstörer, den schweren Kreuzer *Scharnhorst* zu torpedieren und schwer zu beschädigen, und ein anderer Zerstörer torpedierte sein Schwesterschiff, die *Gneisenau*, als sie sich im Juni von Trondheim aus nach Deutschland zurück durchzuschlagen versuchte. Noch weitere Schiffe wurden getroffen, vor allem die *Hipper* und die *Emden*, und nach Abschluss des Kampfes um Norwegen verfügte Deutschland an einsatzbereiten Schiffen nur noch über einen schweren und zwei leichte Kreuzer. Die Folgen dieser Verluste sollten sich unmittelbar danach bemerkbar machen, als es zu Operationen kam, bei denen die ausser Gefecht gesetzten Schiffe eine wichtige Rolle hätten spielen können.¹² Dennoch kann kein Zweifel daran sein, dass Deutschland eine gelungene Demonstration wirkungsvoller kombinierter Kriegführung gegeben hatte, die den psychologischen Eindruck des Polenfeldzuges weiter verstärkte und die Resignationsstimmung bei den Regierungen Frankreichs und Belgiens weiter anwachsen liess. Die Engländer indes weigerten sich in ihrer typisch unlogischen Art, sich entmutigen zu lassen, und zogen aus der Niederlage die Konsequenz, die Beschwichtigungspolitik aus dem Amt zu drän-

gen und sich hinter Winston Churchill zu sammeln, der eine kraftvollere Führung versprach. Dieser Wechsel vermochte jedoch den deutschen Angriffsschwung nicht zu hemmen: Ausgerechnet am Tag der Ernennung Churchills, am 10. Mai, brach die Wehrmacht mit ihrer geballten Kraft über die Niederlande herein.

Der «Blitzkrieg» im Westen war noch spektakulärer als der gegen Polen, und daran trug Hitler ein gewisses Verdienst, wenn auch kein so grosses, wie er selbst es beanspruchte und wie andere es ihm zuschrieben. Ursprünglich hatte er in seinen Richtlinien für die Westoffensive ein auf dem Schlieffen-Plan von 1914 beruhendes Vorgehen vorgeschlagen: wieder eine Schwenkbewegung der deutschen Armeen durch Holland und Belgien mit dem Grossherzogtum Luxemburg als Drehpunkt; doch einige Wochen später kam ihm ein plötzlicher Gedanke, und am 25. Oktober fragte er seinen Planungsstab, ob nicht die Möglichkeit bestünde, unterhalb der Linie Lüttich-Namur anzugreifen und den Schwerpunkt der Offensive auf die vermeintlich unüberwindlichen Ardennen zu legen. Auf diese Idee – denn mehr als eine Idee war es, wie Halder später betonte, nicht – war unabhängig vom Führer auch Generalleutnant Erich von Manstein, der Stabschef der Heeresgruppe A, gekommen, und er und Halder entwickelten sie weiter und arbeiteten sie zu einem Operationsplan aus.¹³ Als dieser «Plan Gelb» am 9./10. Mai in die Tat umgesetzt wurde, erwies er sich als durchschlagender Erfolg. Ein koordinierter Vorstoss von Fallschirmjägern und Panzerverbänden über die Maas und ein gnadenloser Bombenhagel auf Rotterdam liessen den Widerstand der Holländer zusammenbrechen und zwangen die Regierung in Den Haag nach fünf Tagen zur Kapitulation. Gleichzeitig wurde durch die Überquerung des Albert-Kanals die belgische Flanke aufgerollt und die Belgier zum ersten Rückzug gezwungen, dem noch weitere folgen sollten. An der Seite der Belgier kämpften das britische Second Corps (am Dyle-Fluss), die Siebente französische Armee (in Nordbelgien) und das französische Kavalleriekorps (an der Maas). Sie alle waren mit ihrer Operationsfähigkeit am 13./14. Mai am Ende, als die gepanzerte Division des Generals Ewald von Kleist mit den Panzerkorps Guderian und Reinhardt als Speerspitzen nördlich von Sedan über die Maas vorstießen. Guderian überrollte die Neunte französische Armee und preschte, dicht gefolgt von motorisierter Infanterie, Richtung Küste; und als er am 23. Mai Abbeville erreichte, sassen die Belgier und ihre Verbündeten in der Falle.

Am 27. Mai befahl der belgische König seinen Truppen, die Waffen niederzulegen. Die englischen und französischen Einheiten lieferten ein

erbittertes Rückzugsgefecht bis an die Kanalküste bei Dünkirchen, von wo die Engländer dank des wagemutigen Einsatzes einer Flotte von Kleinschiffen und gewisser glücklicher Umstände 338'000 Mann zu evakuieren vermochten: So hatte sich General von Rundstedt aufgrund der sich erschöpfenden Treibstoffvorräte entschlossen, die deutschen Panzerverbände kurz vor Dünkirchen anzuhalten; so bombardierte die deutsche Luftwaffe unklugerweise die Strände anstelle der Schiffe; und es waren keine deutschen Marineeinheiten zur Stelle, die den Rückzug hätten stören können.¹⁴ Das war eine Enttäuschung für die Deutschen, aber sie hatten nicht die Zeit, sich damit aufzuhalten. Ohne eine Atempause einzulegen, rollten ihre gepanzerten Verbände nach Frankreich hinein, durchbrachen die zerbröckelnde französische Front an der Somme, umgingen die Maginot-Linie und brachen den Kampfwillen eines tapferen Heeres, dessen Oberkommando seine Kräfte, statt sie auf die vordringlichen Aufgaben der nationalen Verteidigung zu konzentrieren, damit verzettelte, dass es Vorwürfe gegen seine Bündnispartner erhob und sein eigenes Versagen lauthals auf die politischen Versäumnisse der französischen Republik abzuschieben versuchte. Am 17. Juni ersuchte eine neugebildete Regierung, in der all jene, die, wie Paul Reynaud und Georges Mandel, weiterkämpfen wollten, nicht mehr vertreten waren, um einen Waffenstillstand; und Hitler hatte, wie sein Propagandaminister bald darauf verkündete, «den grössten Sieg aller Zeiten» errungen.¹⁵

Es war in zweierlei Hinsicht ein gefährlicher Sieg. Zunächst einmal erhöhte er noch das ohnehin schon überentwickelte Selbstvertrauen Hitlers. Zu den strategischen Planungen hatte er einen zwar wichtigen, aber nicht entscheidenden Beitrag geleistet, und was die erfolgreiche Durchführung auf dem Schlachtfeld betraf, so war sie weitgehend der peniblen Generalstabsarbeit von Halder, seiner Fähigkeit, den Führer von panischen Entschlüssen in kritischen Augenblicken und von verderblichen Planänderungen abzuhalten, sowie dem Elan der Offiziere und Mannschaften an der Front zu verdanken.¹⁶ Dessen ungeachtet war Hitler davon überzeugt, dass er allein den Erfolg herbeigeführt habe. Als er am 19. Juli vor den Reichstag trat und einen Rückblick auf die Ereignisse der vergangenen zehn Monate gab, trat er in der Pose des Feldherrn auf, der mit seiner visionären Voraussicht die Schwächen des Gegners durchschaut und sie in optimaler Weise zu nutzen verstanden hatte, der der geistige Inspirator des Skandinavienfeldzugs gewesen war, den er bescheiden «das kühnste Unternehmen der deutschen Kriegsgeschichte» nannte, und der mit seinem strategischen Spürsinn den Triumph nach-

geholt hatte, der dem grossen Schlieffen versagt geblieben war. Halders Name wurde nur am Rande erwähnt, und Hitler deutete mit keinem Wort an, dass er in Kommandoangelegenheiten mehr war als ein hilfreicher Assistent für Brauchitsch; von Manstein war überhaupt nicht die Rede.¹⁷ Das war ein schlechtes Omen für die Zusammenarbeit zwischen oberstem Kriegsherrn und militärischem Führungsstab bei der weiteren Führung des Krieges.

Zweitens war mit diesem Sieg der Krieg noch nicht gewonnen, und für die Lösung der sich in dieser Situation stellenden Probleme hatte Hitler keinen Plan. Manstein sagte einmal über ihn, er rechne stets so fest damit, dass seine Willenskraft jede Schwierigkeit, die sich ihm in den Weg stelle, zu überwinden vermöge, dass es ihm gar nicht in den Sinn kam, dass auch der Gegner einen Willen besass.¹⁸ Jetzt machte er zum ersten Mal mit dieser unangenehmen Wahrheit Bekanntschaft. Mit dem Westkrieg hatte er sich den Rücken freimachen wollen, um sodann seine Sendung im Osten zu erfüllen. Die Weigerung Englands, es den Franzosen gleichzutun und ebenfalls aufzugeben, brachte diesen Ablaufplan durcheinander. Sie verlieh dem Krieg ausserdem eine neue Dimension, die Hitler nicht verstand und nicht zu beherrschen wusste. Dies wirkte sich nachteilig und nachhaltig auf seine Strategie aus. Sie zeichnete sich von diesem Zeitpunkt an in wachsender Masse durch Ungeduld aus, durch fehlerhaft angelegte, halbherzig durchgeführte und dann wieder umgeworfene Pläne, durch einen skrupellosen Umgang mit menschlichen und stofflichen Reserven und durch eine dem Augenblicksimpuls folgende Willkür, die verhängnisvolle Folgen hatte.

Man kann sich unmöglich vorstellen, dass Hitler seine Marine im Oslo-Fjord so ohne Rücksicht auf Verluste eingesetzt oder dass er nach Dünkirchen 136 Divisionen auf die Verfolgung eines demoralisierten Kriegsgegners angesetzt hätte, hätte er auch nur im Geringsten mit der Möglichkeit gerechnet, vielleicht einmal eine Invasion auf den britischen Inseln in Betracht ziehen zu müssen.¹⁹ Nun aber, da die erbitterten Engländer sich weigerten, das zu tun, was er von ihnen erwartete – den bankrotten Kriegstreiber Churchill zu entlassen, die politische Verantwortung Männern zu übertragen, die Deutschland wohlgesonnen waren (dazu zählte er unter anderem Lloyd George und den Herzog von Windsor²⁰) und um Frieden zu bitten –, sah er sich genau vor diese Konsequenz gestellt, wenn er nicht andere Mittel fand, das Inselvolk zur Beendigung des Krieges zu zwingen, oder wenn er nicht gewillt war, England einfach nicht mehr zur Kenntnis zu nehmen und sich nach Osten zu

wenden, in der Hoffnung, den Verantwortlichen in London werde früher oder später ein Licht aufgehen.²¹

Es war ein Indiz für die Unschlüssigkeit des Führers, dass er in dieser kritischen Situation mehr als sonst bereit war, sich die Ideen der militärischen Befehlshaber anzuhören. Er musste feststellen, dass sie den neuen globalstrategischen Problemen ebenso unvorbereitet gegenüberstanden wie er selbst und nicht imstande waren, sich auf einen gemeinsamen Aktionsplan zu einigen. Die Chefs der Heeresgruppen waren überwiegend der Meinung, dass eine Landung auf den britischen Inseln durchführbar sei, aber Admiral Raeder äusserte schwere Bedenken und sprach sich stattdessen für Versuche aus, die Versorgungslinien Englands und seine Verbindungen mit dem Empire durch klug gezielte Schläge gegen Gibraltar, Malta und Suez, durch eine Landung in Nordafrika und durch eine Seeblockade im Atlantik zu durchschneiden. Überraschenderweise neigte auch Brauchitsch einer auf die Beherrschung des Mittelmeers zielenden Strategie zu und schien überzeugt, ein Verlust Gibaltars werde die Engländer in die Knie zwingen. Göring versicherte, die Luftwaffe sei in der Lage, den britischen Widerstand ganz alleine zu brechen – dabei waren Studien, die 1938 und 1939 in seinem eigenen Ministerium ausgearbeitet worden waren, zu dem Schluss gelangt, dass dies ein Ding der Unmöglichkeit war.²²

In welcher Richtung Hitlers eigene Neigungen lagen, zeigte sich bei einer Konferenz mit den militärischen Führern, die er Mitte Juli abhielt und in der er nachdrücklich den Standpunkt vertrat, das entscheidende Motiv für den anhaltenden Widerstand Englands liege in seiner Hoffnung, sich die Hilfe der Sowjetunion sichern zu können; bei einer zweiten Zusammenkunft am 31. Juli brachte er diesen Gedanken erneut zur Sprache. Unter anderem sagte er:

Englands Hoffnung ist Russland und Amerika. Wenn die Hoffnung auf Russland wegfällt, fällt auch Amerika weg, weil Wegfall Russlands eine Aufwertung Japans in Ostasien in ungeheurem Mass folgt...

Ist ... Russland zerschlagen, dann ist Englands letzte Hoffnung getilgt. Der Herr Europas und des Balkans ist dann Deutschland ...

Je schneller wir Russland zerschlagen, umso besser.²³

General Alfred Jodl brachte sicherlich die Auffassung Hitlers zum Ausdruck, als er am 29. Juli vor den Sektionschefs der Abteilung für Nationale Verteidigung im OKW erklärte, es sei die Entscheidung gefallen, «einen überraschenden Überfall auf Sowjetrussland ... zu dem frühestmöglichen Zeitpunkt, das heisse Mai 1941» zu unternehmen, und dies

als «das beste Mittel» bezeichnete, «England, wenn nicht doch noch auf anderen Wegen erreichbar, zum Frieden zu zwingen».²⁴ Zunächst galt es allerdings, diese anderen Wege zu suchen, denn Hitler wollte sich nicht in einem Zweifrontenkrieg wiederfinden, den zu vermeiden er stets versucht hatte. Am 16. Juli hatte er eine Weisung herausgegeben, in der er seine Absicht verkündete, «eine Landeoperation gegen England vorzubereiten und, wenn nötig, auszuführen»;²⁵ und am 31. Juli, bei derselben Besprechung, in der er sich auch über die Hoffnungen ausliess, die England angeblich auf die Sowjetunion setzte, fasste er den von Brauchitsch, Halder, Raeder und Keitel unterstützten Entschluss, im August eine umfassende Luftkrieg-Offensive gegen England zu eröffnen, auf die im September ein Vorstoss über den Ärmelkanal folgen sollte, falls der Eindruck entstand, «dass die Engländer niedergeschmettert werden».²⁶ Göring war nicht zugegen, um seine Meinung zu diesem Beschluss zu äussern, der durch eine Weisung vom 1. August bekräftigt wurde, in der er aufgefordert wurde, den Luftkrieg gegen Grossbritannien zu intensivieren; hinsichtlich der Auswahl der Ziele und der zeitlichen Planung belies ihm Hitler jedoch einen beträchtlichen Entscheidungsspielraum und traf auch keinerlei Verfügung hinsichtlich einer Koordinierung des Vorgehens der verschiedenen Waffengattungen.²⁷ Nach der Lektüre der Protokolle dieser Diskussionen ist man nicht geneigt, Telford Taylor zu widersprechen, wenn er dazu anmerkt: «... man müsste lange suchen, wollte man ein schlagenderes Beispiel für eine schlampig und oberflächlich gefasste Entscheidung in einer lebenswichtigen strategischen Frage finden».²⁸

Göring hatte prophezeit, ein viertägiges intensives Bombardement werde die südenglischen Luftabwehrstellungen ausser Gefecht setzen und nach vierwöchigen, breiter gestreuten Luftangriffen würden die Verkehrswege des Landes zerstört und seine Kampfmoral gebrochen, würde der Weg offen sein für eine triumphale und unblutige Landung an der englischen Kanalküste. Wie viele andere Lagebeurteilungen des Reichsmarschalls in den Kriegsjahren beruhte auch diese auf einer gründlichen Unkenntnis von Tatsachen, die man aus Geheimdienstberichten hätte entnehmen können: Die Engländer waren Deutschland in der Zahl der Flugzeuge nicht so eindeutig unterlegen, wie er glaubte, und sie hatten eine Anzahl bedeutsamer Vorteile auf ihrer Seite. Sie verfügten über ein gut funktionierendes Warnsystem; ihre Spitfire- und Hurricane-Kampfflugzeuge waren schneller und trugen schwerere Waffen als alle Flugzeuge der Luftwaffe mit Ausnahme der Messerschmitt 109; und sie kämpften über heimischer Erde und vertrauten Gewässern,

was sich in einer höheren Überlebensquote der Engländer sowohl bei den Piloten als auch bei den Maschinen niederschlug. Die Deutschen dagegen litten darunter, dass ihre Luftwaffe nicht für den strategischen Bombenkrieg, sondern für die taktische Unterstützung der Bodentruppen entwickelt worden war, und jetzt Schwierigkeiten hatte, sich in der Kampfweise umzustellen. Dazu kam, dass die höheren Befehlsträger nicht die Erfahrung und das Training ihrer Gegenspieler von der R.A.E. besaßen (hier kam der Versailler Vertrag die Deutschen teuer zu stehen), dass ihre Bomber (die Dornier 17, die Heinkel 111 und die Junker 88) nicht über die Fähigkeit verfügten, sich der Radarüberwachung zu entziehen, und dass es, was noch schwerer wog, für sie keinen wirksamen Schutz durch Langstreckenjäger gab: Die Me 109 hatte einen Aktionsradius von lediglich 200 km, und die Me 100 war zu schwerfällig und langsam.

Und schliesslich – und dies war der vielleicht wichtigste Faktor – war die Art und Weise, wie Göring den «Adlerangriff», wie die Deutschen die Luftschlacht über England nannten, befahl, unerhört dilettantisch. Unter vornehmer Ausserachtlassung der Tatsache, dass seine Luftwaffe für die Aufgabe, mit der sie betraut worden, nicht gerüstet war und dass ihre Reserven an Menschen und Maschinen nicht ausreichten, um die durch Verluste entstandenen Lücken aufzufüllen, liess er sie sich in Einsätzen gegen eine Vielzahl von Zielen aufreiben und wiederholte den Fehler von Dünkirchen: die Kräfte nicht auf das Wesentliche zu konzentrieren, in diesem Fall auf die Fliegerhorste der R.A.F. Aber Göring war nicht der einzige Schuldige. Hitler hatte in seiner Weisung vom 1. August geschrieben: «Terrorangriffe als Vergeltung behalte ich mir vor.»²⁹ Ein englischer Luftangriff auf Berlin Ende August veranlasste ihn, nach dieser Klausel zu handeln und Bombenangriffe auf London und andere Städte zu befehlen. Diese Zerstörungsakte mochten zwar seinen Rachedurst stillen, aber sie liessen die englischen Luftwaffenstützpunkte unbehelligt und zwangen Deutschland infolge der schweren Verluste über London (allein am 15. September gingen 60 Maschinen verloren) dazu, die «Operation Seelöwe», die geplante Kanalüberquerung, zunächst zu verschieben und schliesslich ganz abzublasen und die Invasionsflotte, die Raeder mühevoll zusammengestellt hatte, wieder aufzulösen.³⁰

Dieses Fiasko verschärfte die Probleme Hitlers. Er erhielt nun in wachsendem Masse Anlass, sich Sorgen über die Haltung der Vereinigten Staaten zu machen, eines Landes, das, wie Berichte aus seiner Botschaft in Washington ihn glauben gemacht hatten, einer durch und durch

isolationistischen Einstellung huldigte.³¹ Der Geist, mit dem das englische Volk den deutschen Bombenangriffen standhielt, erweckte in den Staaten lebhaftes Sympathie, und dies selbst in traditionell isolationistisch eingestellten Landesteilen; ein Gefühl der Solidarität mit Grossbritannien griff immer weiter um sich; und als sich die Regierung im September entschloss, 50 ausser Dienst gestellte Zerstörer der britischen Marine zur Verfügung zu stellen, war dies eine Kundgebung, die darauf hindeutete, dass ein Eingreifen Amerikas in den europäischen Krieg wohl nur noch eine Frage der Zeit war.³² In einem plumpen Versuch, Washington hiervon abzuschrecken, beauftragte Hitler Ribbentrop, die Verhandlungen zu führen, die zum Abschluss des Dreimächtepakts zwischen Deutschland, Italien und Japan am 27. September 1940 führten. Dieses Abkommen, in dem Japan den Achsenmächten die Legitimität ihrer Pläne für eine neue europäische Ordnung bescheinigte – als Gegenleistung für die Anerkennung einer entsprechenden Führungsrolle Japans in Asien –, enthielt in seinem dritten Artikel eine unmissverständliche Drohung an die Adresse der Vereinigten Staaten: Die drei Unterzeichnerstaaten verpflichteten sich, einander «mit allen politischen, wirtschaftlichen und militärischen Mitteln gegenseitig zu unterstützen, falls einer der drei vertragschliessenden Teile von einer Macht angegriffen wird, die gegenwärtig nicht in den europäischen Krieg oder in den chinesischjapanischen Konflikt verwickelt ist».³³ Diese Drohung bewirkte gerade das Gegenteil des Gewollten; der Dreimächtepakt spielte nicht nur insofern eine bedeutsame Rolle, als er mithalf, die Überzeugung zu verbreiten, dass der internationale Faschismus zu einer ernststen Gefahr für die amerikanische Sicherheit geworden war, sondern verhalf auch Franklin D. Roosevelt zu einer dritten Amtszeit als Präsident, und darin muss Hitler ein Zeichen dafür gesehen haben, dass eine amerikanische Intervention näher rückte. Er sah jetzt immer deutlicher, dass es nur ein sicheres Mittel gab, dies zu verhüten: Grossbritannien musste als Kriegsgegner rasch ausgeschaltet werden; dann würde er auch frei sein, mit der Verwirklichung seiner Ostpläne Ernst zu machen.

Da der direkte Angriff gegen England fehlgeschlagen war, liess sich Hitler von Admiral Raeder überreden, es mit einer von der Peripherie ausgehenden Einschnürungsstrategie zu versuchen; im Oktober begab er sich auf eine diplomatische Rundreise, auf der er versuchen wollte, die Regierungen in Rom, Vichy und Madrid auf ein gemeinsames Vorgehen zur Zerschlagung der britischen Position im Mittelmeerraum einzuschwören. In Gesprächen mit Mussolini auf dem Brenner am 4. Oktober

sowie mit Pierre Laval und Marschall Pétain in Montoire am 22. und 24. Oktober versprach er Stuka-Bomber und Langstreckenjäger sowie Unterstützung durch schwere Artillerie und Panzer, wenn sie mit ihren und Franco mit seinen Truppen Gibraltar, den Suez-Kanal und den Hafen Alexandria angriffen, und entwarf in schillernden Farben das Bild einer siegreich vorstürmenden, die Engländer aus dem Mittelmeer vertreibenden, Ägypten befreienden und mit deutscher Unterstützung durch Palästina und Syrien bis in die Türkei vorstossenden Streitmacht. Die Regierungschefs Frankreichs und Italiens schienen an der Aussicht auf «die Einkreisung Englands über alle Meere und alle angrenzenden Länder hinaus» Gefallen zu finden, zumal ihnen versichert wurde, England werde untergehen, «wenn die Gemeinschaft, von der der Führer gesprochen habe, aufgestellt würde»;³⁴ aber als Hitler nach Hendaye an der spanischen Grenze weiterfuhr, um dort mit General Franco zusammenzutreffen, erwies sich der spanische Diktator als ein nicht so leicht zu überzeugender Gesprächspartner. Nach einer zermürenden Diskussion, von der Hitler sagte, er würde sich lieber mehrere Zähne ziehen lassen, als sie noch einmal zu führen, war deutlich geworden, dass Franco nur dann bereit sein würde, sich an einem Krieg gegen England zu beteiligen, wenn er die Zusage hatte, Gibraltar, ganz Französisch-Marokko und Teile von Algerien zu bekommen.³⁵

Die Verwirrung, die diese Eröffnungen in die Hitlerschen Pläne brachten, verstärkte sich noch, als Mussolini, der noch immer auf eine greifbare Belohnung für sein unrühmliches Eingreifen in den Krieg gegen Frankreich wenige Tage vor Kriegsende wartete, dem Führer brieflich mitteilte, dass er es nicht für gut halte, wenn Frankreich in die Koalition aufgenommen werde, und dass Spanien ein Unsicherheitsfaktor sei. Wenige Tage später, als Hitler in Florenz mit dem Duce zusammentraf und ihn überredete, seine Meinung zu ändern, regte Mussolini eine aktive Beteiligung der Sowjetunion an der Gemeinschaft als wünschenswert an.³⁶ Daraus lässt sich ablesen, wie sehr der Duce in Bezug auf die wirklichen Absichten seines Achsenpartners im Dunkeln tappte; tatsächlich aber spielte Hitler allem Anschein nach selbst mit dem Gedanken, die Russen zu einem Angriff gegen die britischen Besitzungen im Nahen Osten zu bewegen, ein Unterfangen, das einem zweifachen Zweck dienlich gewesen wäre: Es hätte dazu beigetragen, die Briten zum Ausscheiden aus dem Krieg zu zwingen, und hätte die Russen über die wirklichen Pläne getäuscht, die er in Bezug auf sie hegte. Aus dem gleichen Grunde machte Hitler auch keinen Versuch, Mussolini von seinem (dem Führer

in Hendaye zu Ohren gekommenen) Vorhaben eines Angriffs auf Griechenland abzubringen. Auch davon versprach er sich eine ablenkende Wirkung.

Betrachtet man diese Winkelzüge, so fällt der hohe Grad an Launenhaftigkeit und Improvisation auf, der das strategische Denken Hitlers in diesen Monaten kennzeichnete, ein Eindruck, der besonders nachhaltig im Generalstab des Heeres registriert worden sein muss. Seit Juli hatte das Oberkommando des Heeres (OKH) nacheinander den Befehl erhalten, Pläne für die «Operation Seelöwe», die Eroberung Gibraltars, der Azoren und der Kanarischen Inseln, für den Schutz der finnischen Nickelgruben, die Verteidigung der rumänischen Olfeider, für die Unterstützung der Italiener in Nordafrika und für den Überfall auf Sowjetrußland auszuarbeiten. Verständlich, dass die Militärs sich verwirrt fragten, was Hitler eigentlich wolle.³⁷

Das Jahresende brachte Klarheit, und die Entscheidung fiel als Folge einer spürbaren Abkühlung der deutsch-sowjetischen Beziehungen. Diese Entwicklung hatte sich seit einiger Zeit angedeutet: Die sowjetische Regierung hatte mit Bestürzung die Schnelligkeit und die Vollständigkeit des deutschen Sieges gegen Frankreich und in der Folge die Ausweitung des deutschen Einflusses in Südosteuropa registriert. Seit 1939 arbeiteten die Sowjets mit aller Kraft am Aufbau eines Verteidigungsgürtels entlang ihrer Grenze, für den Fall, dass Hitler sich entschliessen sollte, den Vertrag vom 23. August zu brechen. Ihr schwer erkämpfter Sieg in Finnland und der Ausbau ihrer militärischen Herrschaft in der östlichen Hälfte Polens und in den baltischen Ländern verlieh ihnen, gemäß einem geheimen Zusatzprotokoll zum Hitler-Stalin-Pakt, ein vertretbares Mass an Sicherheit, was den Norden und Nordwesten betraf, aber weiter südlich, wo sich Rumänien wie ein breiter Gürtel von der ungarischen Ostgrenze bis zur Westküste des Schwarzen Meeres zog, gab es für sie keinen solchen Schutz. Ende Juni 1940 versuchten sie, indem sie sich wiederum auf die Bestimmungen des geheimen Zusatzprotokolls bezogen, diesen Mangel durch die Besetzung derjenigen Teile Bessarabiens und der Bukowina zu beseitigen, die am Nordufer des nördlichsten Mündungsarms der Donau lagen – nicht, ohne die deutsche Regierung vorher von ihrer Absicht zu unterrichten. Sie gewannen dabei nichts, denn als es im August so aussah, als seien die Bulgaren und die Ungarn drauf und dran, dem russischen Beispiel zu folgen und sich rumänische Gebiete anzueignen, auf die sie gewisse historische Ansprüche geltend machen konnten, erzwang Hitler eine Konferenz zur Regelung dieser Streitigkeiten, bei der er zusammen mit seinem Bündnispartner Mussolini den Vorsitz führte. Das führte nicht nur dazu, dass er einen

bestimmenden Einfluss auf die ungarische und bulgarische Politik erlang, der sich später als militärisch bedeutsamer Faktor erweisen sollte, sondern es war auch ein klug kalkulierter Schachzug gegen den sowjetischen Verbündeten. Am 31. August erteilte Ribbentrop seinem Botschafter in Moskau, Graf Friedrich Werner von der Schulenburg, Weisung, den sowjetischen Aussenminister Molotow davon zu informieren, dass die Achsenmächte sich jetzt, nach erfolgter Abgeltung aller an Rumänien gerichteten Ansprüche, angesichts ihrer engen Bindungen an die rumänische Wirtschaft gezwungen fühlten, die Grenzen des verbliebenen Staatsgebiets zu garantieren, «um ... ein für allemal einer in diesen komplizierten territorialen und ethnographischen Gebieten leicht möglichen Wiederholung solcher Divergenzen vorzubeugen».³⁸ Diese verbindlichen Worte täuschten die Männer in Moskau nicht darüber hinweg, dass es jetzt Hitler war, der in Südosteuropa das Heft in der Hand hielt.

Als Molotow Mitte November zu Gesprächen in Berlin eintraf, hatte er daher verständlicherweise wenig Lust, sich zu der, wie Ribbentrop sich ausdrückte, «entscheidenden Frage» zu äussern, «ob die Sowjetunion bereit und in der Lage sei, mit uns an der grossen Liquidierung des britischen Imperiums mitzuarbeiten».³⁹ Er verärgerte stattdessen seine Gastgeber, die ohnehin in gereizter Stimmung waren, weil die Gespräche zweimal wegen Bombenalarms unterbrochen werden mussten, indem er sie mit Beschwerden über die Rumänien gegebene Garantie, über die Verlegung deutscher Truppen nach Finnland und über andere Taten der Deutschen eindeckte und nachdrücklich erklärte, eine sowjetische Beteiligung an irgendwelchen militärischen Schritten gegen England komme nur in Frage, wenn Deutschland konkrete Zusicherungen mache («Der Sowjetunion genügen ... papierne Abmachungen nicht»), dass die sowjetischen Interessen in Finnland, Südosteuropa und der Türkei gewahrt würden.⁴⁰ Als der griesgrämige Gast die Rückreise antrat, wusste Hitler, dass er mit dem Angriff auf Russland nicht mehr warten konnte, bis der Krieg gegen England zu Ende geführt war.⁴¹ Der Preis würde zu hoch sein. Am 15. November erklärte er im vertrauten Kreis: «Molotow habe die Katze aus dem Sack gelassen. Dies würde nicht einmal eine Vernunfttehe bleiben. (Die) Russen nach Europa hineinzulassen, sei das Ende Mitteleuropas. Auch Balkan und Finnland seien gefährliche Flanken.» Am gleichen Tag befahl er seinem Adjutanten, dem Reichsminister für Munition und Bewaffnung, Fritz Todt, nach dem geeignetsten Standort für ein Führerhauptquartier für den Krieg im Osten zu fragen und ihm den Auftrag zu erteilen, «in höchster Eile» mit dem

Bau der notwendigen militärischen Einrichtungen im Norden, im Süden und in der Mitte zu beginnen. Das ständige Hauptquartier des Führers sollte in Ostpreussen errichtet werden.⁴²

Der Entschluss, Russland im Frühjahr anzugreifen, stand für Hitler nun fest. In einem Ausblick, den er seinen Generalen am 5. Dezember gab, ging er davon aus, dass hierüber allgemeine Einigkeit herrsche. Er sprach über den Mangel an moderner Feldartillerie bei der Roten Armee, über die Verwundbarkeit ihrer unzulänglich geschützten Panzer, den Mangel an qualifizierten Führern und den schlechten Ausbildungsstand in allen Rängen (durchweg falsche Einschätzungen, die auf unzutreffenden Geheimdienstberichten, auf einer Überschätzung der Wirkungen der «Grossen Säuberung» Stalins und auf rassistischen Vorurteilen beruheten⁴³) und stellte die optimistische Prognose auf: «Wir haben im Frühjahr einen sichtlichen Höchststand in Führung, Material, Truppe, die Russen einen unverkennbaren Tiefstand. Wenn diese russische Armee einmal geschlagen ist, dann ist das Desaster unaufhaltsam.»⁴⁴ Zwei Wochen später befahl er den Streitkräften in seiner Weisung für die «Operation Barbarossa», sich auf die Aufgabe vorzubereiten, «auch vor Beendigung des Krieges gegen England Sowjetrußland in einem schnellen Feldzug niederzuwerfen».⁴⁵

Inzwischen war jedoch Mussolinis Griechenland-Abenteuer zu einer gefährlichen Hypothek geworden, denn der italienische Überfall am 28. Oktober hatte England veranlasst, den Angegriffenen aus Ägypten Truppen zu Hilfe zu schicken (die Griechen bewiesen indessen zum Unmut des Duce, dass sie sehr wohl imstande waren, sich selbst zu verteidigen); Ende März 1941 befanden sich bereits nahezu 30'000 gut ausgebildete Australier und Neuseeländer auf dem griechischen Festland, und weitere Truppen waren unterwegs. Hitler erinnerte sich zu gut daran, wie die Engländer 1918 von Saloniki aus die deutsche Südflanke aufgerollt hatten, um sich einer solchen Gefahr erneut auszusetzen, und der diplomatische Erfolg, den er im August errungen hatte, lieferte, wie sich jetzt erwies, den Schlüssel, um ihrer Herr zu werden. Anfang 1941 bat er die Regierungen Rumäniens und Bulgariens um die Erlaubnis, deutsche Truppen auf ihrem Territorium stationieren zu dürfen. Die Rumänen hatten keine Wahl, und die Bulgaren unterzeichneten am 1. März einen Bündnisvertrag und liessen deutsche Einheiten in Sofia und Varna einziehen. Auch die Regierung Jugoslawiens, des Landes, über das der kürzeste Marschweg nach Griechenland führte, zeigte sich willig, wurde jedoch am 27. März von progriechischen Elementen gestürzt, die starken öffentlichen Rückhalt genossen. Hitler reagierte wutentbrannt. Am 6.

April 1941 begann eine dreitägige Bombardierung Belgrads durch die Luftwaffe, während zugleich die Zwölfte deutsche Armee, von Bulgarien her vorstossend, den organisierten Widerstand brach, das benommene und in sich zerstrittene Land unter die Herrschaft deutscher Statthalter stellte und nach Griechenland weitermarschierte. Die erschöpften griechischen Armeen kämpften einen tapferen, aber hoffnungslosen Kampf gegen einen unerbittlichen Gegner, der die Lüfte beherrschte und ihnen an Zahl und Ausrüstung überlegen war. Ihre britischen Verbündeten versuchten eine verteidigungsfähige Linie zu finden, waren aber nach dem Verlust von 15'000 Mann gezwungen, sich übers Meer nach Kreta zurückzuziehen, von wo sie im Mai durch deutsche Bombenangriffe und Fallschirmjäger vertrieben wurden.⁴⁶

Diese deutschen Siege wurden ergänzt durch weitere, die in Afrika errungen wurden; auch hier hatte Mussolini ein Debakel erlebt: Seine Heerführer brachten es fertig, im Dezember und Januar Somaliland, Eritrea und den grössten Teil Libyens an die zahlenmässig schwächeren, aber kampfstarken Wüstenbrigaden von General Sir Archibald Wavell zu verlieren. So verzweifelt schien die Lage des südlichen Achsenpartners, so offenkundig schien die Gefahr einer fortschreitenden Etablierung der Engländer an der südlichen Mittelmeerküste zu sein, dass Hitler sich genötigt fühlte einzugreifen, und im Februar seinen General Erwin Rommel mit einer verstärkten Panzerdivision nach Libyen beorderte, wo er den Briten den Weg nach Tunis verwehren sollte.⁴⁷ Rommels Feldzugsplan war scharfsinnig, aber so unkonventionell angelegt, dass Halder sich beklagte, er führe «einen Krieg ..., der mit europäischen Massstäben nicht mehr zu messen ist»;⁴⁸ im April durchstiess er die zu breit auf gefächerten britischen Linien, umging Tobruk, erstürmte Bardia und zwang Wavell zum Rückzug nach Ägypten. Diese spektakulären Erfolge liessen zusammen mit der Eroberung Kretas bei Leuten wie Raeder neue Hoffnung aufkeimen, dass nun doch die Mittelmeerstrategie Priorität erhalten könnte. Einem Russlandfeldzug, solange England noch nicht besiegt war, stand man selbst in der engsten Umgebung des Führers ganz überwiegend kritisch gegenüber. Auch Göring gehörte zu den Zweiflern, und ganz sicher auch Rudolf Hess, der mit seinem spontan zustande gekommenen Schottlandflug im Mai wohl auch die Hoffnung verband, die Engländer irgendwie von ihrer halsstarrigen Haltung abbringen zu können.⁴⁹ Im Oberkommando des Heeres, wo seit Januar systematisch an den Plänen für die Operation Barbarossa gearbeitet wurde,⁵⁰ wuchs die Unruhe. Halder fiel es schwer zu begreifen, welche strategischen Ziele mit einem Krieg gegen Russland erreicht werden

sollten.⁵¹ Und aus seinen Tagebucheintragungen lässt sich ablesen, wie er sich immer stärker bewusst wurde, dass die strategischen hinter die ideologischen Ziele zurücktraten. Für einen Mann, der Friedrich den Grossen so tief verehrte, dass er am Geburtstag des Königs Bücher über ihn an seine Mitarbeiter verteilte,⁵² musste es bestürzend sein, Hitler erklären zu hören – wie er es etwa am 17. März und nochmals am 30. März tat –, der Krieg gegen Russland müsse als Vernichtungskrieg geführt werden und die Sieger müssten nicht nur die Führungskader des sowjetischen Staates, sondern auch die gesamte russische Intelligenz beseitigen und dafür sorgen, dass in dem eroberten Land keine neue Führungsschicht heranwuchs.⁵³

Gerade weil Hitlers Ziel nicht rein strategisch definiert war und weil er seine Forderung nach Lebensraum mit rassistischen Zielvorstellungen verband (die Worte «Bolschewisten» und «Juden» waren in seinem Denken gleichbedeutend), liess er sich von dem Vorhaben, das er seit mehr als zwanzig Jahren im Auge hatte, von nichts und niemandem mehr abbringen. An dem, was in Afrika vor sich ging, hatte er kein zwingendes Interesse. Sein Blick war kurzsichtig auf die russische Steppe fixiert. Im Lauf des Frühjahrs zog er seine Armeen in Ostpreussen, Polen und Rumänien zusammen und schickte sie, als in Griechenland und auf Kreta der Sieg unter Dach und Fach war, gegen Russland. Der Tag X war der 22. Juni, und binnen zwei Wochen hatte die Luftwaffe sich die nahezu unumschränkte Luftherrschaft gesichert, hatte die Heeresgruppe Nord unter General von Leeb Riga passiert und war auf dem Weg nach Leningrad, hatten die Truppen von General von Bock Minsk hinter sich gelassen und näherten sich Smolensk, hatte Rundstedt mit der Heeresgruppe Süd Kiew eingenommen und bewegte sich auf die Linie Charkow-Taganrog-Kursk zu.⁵⁴

Bei allem Schwung, mit dem diese erste Angriffswelle gegen Osten rollte (während der ersten zehn Tage wurden 150'000 Gefangene gemacht, 1'200 Panzer und 600 schwere Geschütze erbeutet), klappte es diesmal nicht mit dem Blitzkrieg. Am weitesten vorgedrungen war man im Süden, wo Rundstedt Ende September Charkow erobert hatte, Kleist bei Rostow am Don stand und Manstein einen Monat später die Krim-Halbinsel einnahm. Aber Leeb kam nicht bis zur Newa, und die Truppen Bocks stiessen bei Smolensk auf unerhört hartnäckigen Widerstand und wurden drei Monate lang aufgehalten, ehe sie ihren Vormarsch Richtung Moskau fortsetzen konnten. Nun war es jedoch zu spät, denn als sie schon in Sichtweite ihres Ziels waren, überraschte sie ein früh hereinbrechender Winter, der ihre Panzer und ihre Motorfahrzeuge lahmlegte

und von den Soldaten, deren Bekleidung gegen Temperaturen bis zu 30 Grad unter Null keinen Schutz bot, schreckliche Opfer forderte. Als Marschall Schukow nördlich und südlich der Hauptstadt Gegenangriffe aufzog, plädierte die deutsche Heeresleitung dringend für einen allgemeinen Rückzug, der eine Neuaufstellung für den zweiten Anlauf im folgenden Frühjahr ermöglichen würde. Hitler lehnte rundweg ab. Er hatte das Gefühl, der Krieg müsse, wenn er überhaupt gewonnen werden sollte, bald gewonnen werden, und der Gedanke an den Zeitverlust, den ein Rückzug mit sich bringen würde, schreckte ihn ebenso wie die Vorstellung, wenn erst einmal der Rückzug im Gang war, könne sich die gesamte Frontlinie nach und nach auflösen. Er liess durchblicken, dass die Berufsmilitärs die Schuld daran trügen, dass es nicht gelungen war, Moskau zu erobern, und als der kranke Brauchitsch daraufhin seinen Rücktritt anbot, gab er ihm den Abschied und übernahm am 9. Dezember persönlich den Oberbefehl über die Wehrmacht.⁵⁵ Von da an riskierten Offiziere, die auf eigene Verantwortung einen Rückzug anordneten oder sich zu eifrig für ein allgemeines Zurücknehmen der Front stark machten, den Verlust ihres Kommandos, wie Panzergeneral Erich Höpner und General Heinz Guderian bald feststellen mussten.⁵⁶ So bewaktierten die deutschen Armeen entlang der fünfzehnhundert Kilometer langen Front und warteten auf Frühling und Tauwetter.

Im Verlauf der folgenschweren Debatte vor den Toren Moskaus hatte Hitler eine weitere Entscheidung getroffen. Seit Juli 1940 hatte er seinen Generalen beständig versichert, die Vernichtung Sowjetrusslands werde auch das Ende der britischen Kriegsteilnahme bedeuten. Er war sich indes bewusst, dass die Engländer auch die Hoffnung auf den Beistand der Amerikaner aufrecht erhielt. Die Vereinigten Staaten vom Krieg fernzuhalten war das hauptsächliche Ziel beim Abschluss des Dreimächtepakts im September 1940 gewesen, und dieses Ziel stand auch hinter der Weisung zur «Zusammenarbeit mit Japan», die Hitler am 5. März 1941 herausgegeben hatte; als Zweck einer solchen Zusammenarbeit hatte er es bezeichnet, «Japan so bald wie möglich zum aktiven Handeln im Fernen Osten zu bringen ... starke englische Kräfte werden dadurch gebunden, das Schwergewicht der Interessen der Vereinigten Staaten von Amerika wird nach dem Pazifik abgelenkt».⁵⁷ Als die Japaner am 7. Dezember 1941 durch ihren folgenschweren Überfall auf Pearl Harbor demonstrierten, dass sie keine Aufforderung benötigten, zögerte Hitler daher nicht, den seiner Ansicht nach logischen nächsten Schritt zu tun.

Am Nachmittag des 11. Dezember meldete sich General Jodl telefonisch beim Chef der Planungsabteilung des OKW, General Warlimont, und informierte ihn davon, dass der Führer soeben den Vereinigten Staaten den Krieg erklärt habe und dass der Planungsstab gut daran täte, Untersuchungen zu der Frage anzustellen, an welcher Stelle die Amerikaner wohl zunächst die Hauptmacht ihrer Streitkräfte in den Kampf werfen würden. Warlimont erhob Protest: «Da ein Krieg gegen die Vereinigten Staaten bisher ... nicht in Betracht kommen sollte, ... wird der Auftrag nicht so ohne Weiteres zu erfüllen sein.» Jodl antwortete: «Sehen Sie, was Sie machen können.»⁵⁸ Etwas wie Verzweiflung schien aus diesen Sätzen zu klingen, ein Gefühl, das viele teilten, die am Morgen des 11. Dezember die Rede des Führers vor dem Reichstag verfolgten. Hitler mochte der Ansicht sein, dass die Kriegserklärung an die USA das mindeste wäre, was er dem japanischen Bundesgenossen schuldig war, und dass er keine nachteiligen Folgen für Deutschland befürchten müsste, da der Konflikt im Pazifik die Kräfte der Amerikaner vollständig beanspruchen würde, bis er mit den Russen fertig und dann stark genug war, keine Nation der Welt mehr fürchten zu müssen. Aber die Menschen in Deutschland erinnerten sich an den Ersten Weltkrieg, und die einzige Passage aus der Rede des Führers, die vielen von ihnen tief ins Bewusstsein drang, war die, in der er eingestand, selbst durch seinen Schritt die Amerikaner erneut zum Kriegsgegner Deutschlands gemacht zu haben.⁵⁹

2. Die Heimatfront: Wirtschaftliche Mobilmachung, öffentliche Meinung und Propaganda

Achtzehn Monate früher hatte Hitler, als er nach seinem Sieg über Frankreich vor den Reichstag getreten war, in der Schilderung seiner glanzvollen Siege kurz innegehalten, um etwas zur Haltung des deutschen Volkes zu sagen:

Das deutsche Volk ist dank der nationalsozialistischen Erziehung in diesen Krieg nicht gegangen mit der Oberflächlichkeit eines Hurratriotismus, sondern mit dem fanatischen Ernst einer Rasse, die das Schicksal kennt, das ihr bevorsteht, falls sie besiegt werden sollte. Die Versuche der Propaganda unserer Gegner, diese Geschlossenheit aufzulösen, waren ebenso dumm wie wirkungslos. Zehn Monate Krieg haben diesen Fanatismus vertieft. Überhaupt ist es ein Unglück, dass die Meinung der Welt nicht von Menschen geformt wird, die die Dinge sehen wollen, wie sie sind, sondern nur von solchen, die sie so sehen, wie sie es wollen.⁶⁰

Es war ein merkwürdiger Exkurs, umso mehr, als Hitler es nicht dabei belassen konnte, sondern sich in einen wütenden Ausfall gegen die englischen Politiker hineinsteigerte, die, um ihrem Volk einen Hoffnungs-schimmer zu erhalten, die Unverschämtheit besaßen zu behaupten, «General Hunger» oder eine Revolution würden den Deutschen das moralische Rückgrat brechen. Der Eindruck drängt sich auf, dass Hitler selbst Zweifel an jener Geschlossenheit hegte, die er seinem Volk nachrühmte. Warum hätte er sonst auf dem Gipfel seines Erfolgs zurückdenken sollen – er schien offensichtlich daran zu denken – an die sich ausbreitende Resignationsstimmung und an das Dahinschwinden des Vertrauens zur Regierung in den Jahren 1917 und 1918?

Hitler war der Überzeugung, dass es 1918 der innere Zusammenbruch gewesen war, der die deutsche Niederlage besiegelte, und er war entschlossen, eine solche Entwicklung dieses Mal nicht zuzulassen. Für einen so arroganten und egozentrischen Menschen wie Ribbentrop mochte die öffentliche Meinung eine zu vernachlässigende Grösse sein, aber Hitler hatte sich von den Wogen der Volksstimmung nach oben tragen lassen und war sich bewusst, dass der Wind auch einmal umschlagen konnte. Dies zu verhindern, die Kampfmoral im Lande aufrechtzuerhalten, die die nationale Eintracht gefährdenden Elemente des Unwillens und der Schwäche auszumerzen, dies waren die Hauptziele der nationalsozialistischen Innenpolitik in den Kriegsjahren. Es spricht jedoch vieles für die These, dass man mit der Art und Weise, wie man diese Ziele zu verwirklichen suchte, gerade das Gegenteil des Gewollten erreichte.

Im wirtschaftspolitischen Bereich beispielsweise blieb es ein ganz wesentlicher und gegenüber der Friedenszeit unverändert durchgehaltener Grundsatz, von der Bevölkerung so wenig wie möglich kriegsbedingte Opfer zu fordern. Was in den ersten beiden Kriegsjahren vom Staat an wirtschaftlichen Eingriffen vorgenommen wurde, war nicht mehr und wurde nicht strenger praktiziert als seit der Inkraftsetzung des Vierjahresplans 1936. Es gab keinen deutlichen Anstieg der Rüstungsproduktion und ebensowenig einen Rückgang bei den Verbrauchsgütern. In der Tat profitierten beide Bereiche von der Kriegsbeute, die den deutschen Truppen in den besetzten Gebieten in die Hände fiel. Die Lebensmittelversorgung verbesserte sich nicht zuletzt dank umfangreicher Lieferungen von Getreide und Sojabohnen aus der Sowjetunion in der Zeit des Hitler-Stalin-Pakts. Wirksame Lohn- und Preiskontrollen sorgten für finanzielle Stabilität. Das Rationierungssystem arbeitete effektiv,

verlangte den Menschen aber noch keine unerträglichen Entbehungen ab. Grossprojekte aus der Friedenszeit wie der Autobahnbau und das Restaurierungs- und Verschönerungsprogramm für die Städte, an dem Hitler besonders interessiert Anteil nahm, wurden in nur wenig vermindertem Tempo weitergeführt.⁶¹ Das war alles andere als eine totale Mobilisierung für den Krieg, aber nicht unverständlich angesichts der Tatsache, dass der Polen-, der Skandinavien- und der Frankreichfeldzug ihre Kosten praktisch wieder einspielten.

Albert Speer, der 1942 Minister für Munition und Bewaffnung werden und für einige grundlegende Änderungen hinsichtlich der wirtschaftlichen Mobilisierung sorgen sollte, stellte später fest, der Krieg sei «gewissermassen durch die Siege des Jahres 1940 verloren» worden, und es wäre für Deutschland besser gewesen, zu Beginn ein Dünkirchen zu erleben, das es zur Aufbietung aller Kraftreserven veranlasst hätte.⁶² Es könnte tatsächlich scheinen, als habe Hitler der Erfolg seiner Politik des «preiswerten Kriegs» so gut gefallen, dass er keinen Grund sah, daran im Hinblick auf die Planung des Überfalls auf Russland etwas zu ändern. Er zeigte anfänglich eine gewisse Vorahnung, dass der neue Kriegszug Deutschland mehr abverlangen würde, und skizzierte am 31. Juli 1940 ein erst am 28. September schriftlich vorliegendes Wirtschaftsprogramm, in dem er die Produktion von Kriegsgütern für die Ausstattung von 180 Felddivisionen und eine unbestimmte Zahl von Besatzungsdivisionen bis zum Frühjahr 1941 forderte, darüber hinaus die Weiterführung des U-Boot-Bauprogramms im bisherigen Tempo und eine grösstmögliche Beschleunigung des Baus von Flugabwehrkanonen. Am 14. August erklärte Göring General Thomas, «jetzt erst beginne die wirkliche Wiederaufrüstung». Einige Tage später jedoch, als General Keitel Zweifel daran äusserte, ob die neuen Anforderungen ohne rigorose Einschränkungen in der Verbrauchsgüterherstellung, ohne eine verstärkte Heranziehung weiblicher und ausländischer Arbeitskräfte und ohne weitere Massnahmen in Richtung auf den totalen Krieg erreicht werden konnten, lehnte Hitler es kurzerhand ab, ihn anzuhören. Einer Zwangsrekrutierung von Frauen zur Arbeit widersetzte er sich aus ideologischen Gründen; eine Zurückschraubung des Lebensstandards hielt er für politisch gefährlich. Er zog es vor, auf die Karte eines kurzen Krieges zu setzen, und zwar ohne der Kriegsproduktion so viele Arbeitskräfte zuzuführen, wie nötig gewesen wären, um die Zielvorgaben des Programms zu erreichen, das er soeben verkündet hatte. Tatsächlich ging die Flugzeugproduktion in der zweiten Jahreshälfte 1940 sogar zurück, und die Verdoppelung der Zahl der Panzerdivisionen erreichte da-

durch, dass man die Anzahl der Panzer pro Division reduzierte und erbeutete französische Autos und Lastwagen einsetzte. Als der Russlandfeldzug begann, verlagerte sich der Schwerpunkt von der Produktion von Waffen- und Munitionsnachschub für das Heer auf die Herstellung von Flugabwehrgerät, so dass in den ersten sechs Monaten des Krieges gegen Russland die Produktion von Bodenwaffen um 38 Prozent zurückging.⁶³

Selbst nachdem es mit dem Blitzkrieg nicht geklappt hatte und deutlich geworden war, dass, während der Krieg im Osten weiterging, sehr wahrscheinlich an anderen Fronten der Kampf neu aufleben und Kriegsmaterial verschlingen würde, änderte die Regierung ihre Politik im Wesentlichen nicht. Es ist zwar richtig, dass Hitler zu Beginn des Jahres 1942, als er für jede Art von Kriegsmaterial massive Produktionssteigerungen verfügte, den ersten Schritt in Richtung auf eine wirksame Gesamtplanung der Kriegserzeugung tat, indem er den Minister für Munition und Bewaffnung – zunächst Fritz Todt und nach dessen Tod bei einem Flugzeugabsturz im Februar 1942 den jungen Architekten Albert Speer – mit neuen Befugnissen ausstattete. Im Laufe der folgenden drei Jahre gelang es Speer, indem er manchmal Methoden anwandte, die Walther Rathenau im Ersten Weltkrieg kreiert hatte, vieles zu verbessern und Doppelzuständigkeiten und materialvergeudende Praktiken abzustellen; er wehrte mit Erfolg die Versuche der Marine und der Luftwaffe ab, ihren bestimmenden Einfluss bei der Planung neuer Waffensysteme zu behalten, gliederte die Kriegswirtschaftsabteilung des Heeres seinem Ministerium ein und liess die Vierjahresplanorganisation zu einem Schattenbild ihrer einstigen Grösse zusammenschrumpfen. Die Folge aller dieser Massnahmen war, dass die Kriegsproduktion auf das Dreifache gesteigert werden konnte.⁶⁴ Aber es blieb Speer verwehrt, über das hinauszugehen, was mit einer Durchrationalisierung der vorhandenen Kapazitäten maximal erreichbar war; Versuche, Schritte in Richtung auf eine totale Mobilisierung aller nationalen Kräfte zu unternehmen, wie es in Grossbritannien bereits geschehen war, stiessen auf prompten Widerstand, und zwar sowohl an der Basis als auch in den höchsten Etagen der Parteihierarchie, wobei Entscheidungen über wichtige Fragen oft nicht aufgrund logischer Überlegungen, sondern nach innerparteilichen Nützlichkeits- oder persönlichen Konkurrenzgesichtspunkten getroffen wurden.

So brachte Speer beispielsweise im April 1942 wieder einmal die Frage einer Mobilisierung der Frauen für den Arbeitseinsatz zur Sprache; er meinte, sie würden bessere Arbeit leisten als die Fremdarbeiter,

deren Qualifikation und Arbeitsmoral von den häufig undurchschaubaren Auswahlprinzipien der Besatzungsbehörden abhing, die ferner oft kein Deutsch sprachen und gewisse heikle Sicherheitsprobleme aufwarfen. Da Speer auf dem Gebiet der Arbeitskräfterekutierung keine Befugnisse besass, musste er mit Fritz Sauckel verhandeln, einem ehemaligen Gauleiter, den Hitler auf Drängen des einflussreichen Martin Bormann, des Reichsleiters und Chefs der Parteikanzlei, zum Generalbevollmächtigten für den Arbeitseinsatz ernannt hatte. Sauckel lehnte Speers Vorschläge ab, da, wie er erklärte, die deutsche Frau durch Fabrikarbeit sowohl körperlichen als auch moralischen Schaden nehmen, in ihrem psychischen und seelischen Wohlergehen beeinträchtigt und womöglich in ihrer Fähigkeit zur Mutterschaft eingeschränkt würde. Bormann stellte sich hinter seine Weigerung, und Hitler bestätigte sie.⁶⁵

Ähnliches erlebte Speer im Oktober 1943, nachdem die Alliierten mit ihren Luftangriffen die Kriegsproduktion empfindlich zu stören begonnen hatten und der Arbeitskräftemangel zu einem drängenden Problem geworden war. Speer erklärte den versammelten Gauleitern, nunmehr hätten die Kriegsgegner die Initiative ergriffen, und Deutschland werde den Krieg verlieren, wenn die nationalen Prioritäten nicht neu und wesentlich anders verteilt würden. Von den sechs Millionen Deutschen, die gegenwärtig in der Verbrauchsgüterproduktion beschäftigt seien, müssten daher eineinhalb Millionen in rüstungswichtige Betriebe überstellt werden, und für die entstehende Versorgungslücke an Konsumgütern müssten französische Fabriken einspringen. Er ermahnte seine Zuhörer, jene obstruktiven lokalen Praktiken, die in der Vergangenheit angewandt worden waren, um die Schliessung nicht kriegswichtiger Betriebe zu verhindern, würden nicht mehr geduldet, und er selbst werde in Fällen von Unbotmässigkeit Firmenschliessungen anordnen und dafür sorgen, dass die Quertreiber zur Rechenschaft gezogen würden. Dieser mutige Auftritt war umsonst, obwohl Speer sich zuvor eine Unterstützungszusage des neuen Innenministers Heinrich Himmler gesichert hatte. Die Gauleiter erhoben wie ein Mann Protest bei Hitler, der sie wohlwollend anhörte und die Angelegenheit an Bormann weiterreichte, und dieser wiederum überzeugte Himmler davon, dass die Auffassungen Speers unausgegoren waren. Wieder geschah nichts.⁶⁶

Es lohnt sich, der Frage nachzugehen, ob bei einer Verwirklichung der von Speer geforderten Massnahmen der Krieg einen wesentlich anderen Verlauf genommen hätte. Nach seinen Berechnungen (die durch seine anerkannten Leistungen Gewicht erhalten) hätte Deutschland im

Juni 1941 unschwer über eine doppelt so stark bewaffnete Streitmacht verfügen können, wie es sie tatsächlich besass. Darüber hinaus wären durch eine Mobilisierung der fünf Millionen Frauen, die keine rüstungswirtschaftlich nützliche Arbeit verrichteten (darunter 1,4 Millionen, die in häuslicherischen Berufen tätig waren, ganz zu schweigen von den Tausenden ukrainischer Mädchen, die zur persönlichen Bedienung von Parteifunktionären importiert wurden), bis zu drei Millionen Männer für den Militärdienst freigesetzt worden.⁶⁷ Eine solche Verstärkung hätte sehr wohl zu einem anderen Verlauf des Russlandfeldzugs 1941, etwa bei Smolensk und folglich auch vor Moskau, führen können; sie hätte es erlaubt, Rommel 1942 mit erheblich mehr Ausrüstung zu versorgen; sie hätte der Schlacht um Stalingrad eine andere Wendung geben können. Es ist müssig, die Geschichte des Weltkriegs auf der Grundlage hypothetischer Annahmen neu zu schreiben; aber die Möglichkeit ist nicht von der Hand zu weisen, dass es ein anderer Krieg geworden wäre, wäre Hitler bereit gewesen, den Menschen in Deutschland schon in den ersten Kriegsjahren grössere Opfer abzuverlangen.

Die Empfindlichkeit des Regimes für die «Stimmung des Volkes» zeigte sich sowohl in der Sorgfalt, mit der Informationen über diese Stimmung gesammelt wurden, als auch in der Mühe, die man sich gab, sie mit propagandistischen Mitteln zu beeinflussen und zu lenken. Vor Ausbruch des Krieges hatte der Stellvertreter des Führers, Rudolf Hess, dem Sicherheitsdienst der SS die Aufgabe übertragen, «politische Lageberichte» zu erstellen; diese beruhten auf Informationen, die von «Vertrauensmännern» gesammelt wurden, die in Läden und Gaststätten, in Fabriken und Kinos, beim Friseur und im Warenhaus, am Zeitungskiosk und an der Strassenbahnhaltestelle die Ohren offenhielten und Weitergaben, was sie auch von Briefträgern, HJ-Führern und örtlichen SA-Leuten erfuhren. Die Weisung an den Sicherheitsdienst (SD) hob die Notwendigkeit hervor, bei der Zusammenstellung solcher Berichte auf Vollständigkeit, Objektivität und ungeschminkte Aufrichtigkeit zu achten – nichts sollte retuschiert oder ideologischem Wunschdenken entsprechend optimistisch eingefärbt werden –, und daran hielten sich die Agenten so konsequent, dass ihre Berichte, je länger der Krieg andauerte, der Parteiführung zunehmend Kopfzerbrechen und Ärger bereiteten. Hitler sagte im März 1942, wenn man die Lage Deutschlands nach den Klagen beurteilte, die in den Berichten angeführt waren, sei der Krieg schon längst verloren. Er glaube zuversichtlich, so fügte er hinzu, dass die wahre Haltung der Menschen diese oberflächlichen Äusserun-

gen Lügen strafen werde. In der Folge erhielten die verschiedenen für die Erstellung der Berichte zuständigen Zentralen die Anordnung, sich von jetzt an mehr mit Haltungen als mit Stimmungen zu beschäftigen (der Zyniker Goebbels merkte dazu an, man rede nicht von «Stimmung», wenn Häuser niederbrannten und Städte in Schutt und Asche fielen). Der Wechsel der Perspektive machte die Lektüre der Berichte nicht erfreulicher, und man ging, obwohl sie ursprünglich für eine breite Öffentlichkeit innerhalb der Parteiorganisation gedacht gewesen waren, von Mitte 1943 an dazu über, ihren Leserkreis immer stärker einzuschränken.⁶⁸

Den vielfältigen kritischen Äußerungen entgegenzutreten und die Zeichen der Schwäche auszumerzen, von denen die Berichte kündeten, und ganz allgemein die öffentliche Moral zu stärken, darin bestand die Aufgabe der Propagandazentralen und besonders des Reichsministeriums für Volksaufklärung und Propaganda unter Joseph Goebbels. Wie im nationalsozialistischen Staat üblich, war die Zuständigkeit Goebbels' nicht umfassend, denn sowohl Alfred Rosenberg, der Beauftragte des Führers für die Überwachung der gesamten geistigen und weltanschaulichen Schulung und Erziehung der NSDAP, als auch Robert Ley, der Führer der Arbeitsfront, beanspruchten für sich das Recht, die Verbreitung gewisser Arten von Informationen zu kontrollieren, und blieben Problemquellen, bis ihre Befugnisse im Oktober 1942 stark beschnitten wurden; aber auch vom Reichspresseamt Otto Dietrichs und von der Kriegspropagandaabteilung des OKW musste sich Goebbels während des Krieges Einmischungen in seine Tätigkeit gefallen lassen.⁶⁹ Dennoch war sein Ministerium die wichtigste Station, die Informationen aller Art zu durchlaufen hatten, ehe sie die Öffentlichkeit erreichten; bei seinen täglichen Besprechungen, denen seine Abteilungsleiter, die für Radio, Film und Presse verantwortlichen Bereichsleiter sowie Vertreter der Partei, der Wehrmacht und anderer interessierter Ministerien beiwohnten, berieselte er seine Zuhörer mit Anweisungen zur Behandlung aktueller Fragen, zur Verwendung oder Nichtverwendung bestimmter Formulierungen und mit Überlegungen zur Zielsetzung und Methode der staatlichen Propaganda unter der nationalsozialistischen Ordnung und verwarnte Chefredakteure, die es gewagt hatten, von seinen Verordnungen abzuweichen.⁷⁰

Goebbels wusste sehr wohl, dass das deutsche Volk den Krieg nicht begeistert begrüsst hatte und dass die Stimmung der Menschen von Kriegsbeginn an hin- und herpendelte – zwischen «himmelhochjauchend», wenn Siege verkündet wurden, und «zu Tode betrübt», wenn darauf nicht die Rückkehr zum Frieden folgte. Er nahm sich dieses Pro-

blems in der Weise an, dass er sowohl den Ausbruch als auch das Anhalten des Krieges den Gegnern zur Last legte. Der britische Premierminister hatte zwar am 3. September 1939 in einer an Deutschland gerichteten Rundfunkrede erklärt, England führe nicht gegen das deutsche Volk Krieg, sondern gegen das Hitler-Regime, aber Presse und Rundfunk in Deutschland überrannten diese Erklärung auf Geheiss Goebbels' mit einer Beschimpfungskanonade, in der England als ein plutokratisches, von korrupten und verkommenen Politikern regiertes Land hingestellt wurde, dessen Führungsschicht seit Langem, plante, Deutschland als Nation den Garaus zu machen und auf deutschem Boden die Verhältnisse von 1648 wiederherzustellen. Gleichzeitig wurde den Deutschen eingehämmert, ihr Führer sei «eine historische Persönlichkeit, ganz und gar gross, ganz und gar einzig», sei «der Mann, der als einsamer Wegbereiter der Entwicklung unseres Zeitalters Sinn, Gehalt und Richtung gegeben hat», sei ein «Genie ... das eine neue Welt errichtet», sei, kurz gefasst, ebenso unfehlbar wie unverwundbar und verdiene unbedingte und unbegrenzte Treue und Gehorsam.⁷¹ Diese beiden Motive wurden geschickt ineinander verwoben, um für die Dauer des Krieges Zweifel und Unsicherheit aus dem Bewusstsein der Öffentlichkeit zu verbannen, und das Attentat auf Hitler am 8. November 1939 im Bürgerbräukeller in München, bei dem 7 Nationalsozialisten getötet und 60 weitere verwundet wurden, bot dafür eine ideale Gelegenheit. Goebbels erteilte der Presse unverzüglich die Weisung, den Anschlag als Produkt einer vom britischen Geheimdienst und von den Juden angezettelten Verschwörung darzustellen und zugleich der Berichterstattung über die grossangelegten Trauerfeierlichkeiten für die Opfer, deren Höhepunkt eine Ansprache von Rudolf Hess bildete, möglichst grossen Platz einzuräumen. In seiner merkwürdig anmutenden rhetorischen Würdigung des Vorgefallenen teilte Hess seinen Zuhörern unter anderem mit, zwei der Witwen hätten ihm gesagt, sie hielten es für wichtiger, dass Hitler lebte, als dass ihre Männer davongekommen wären. Diese erhebende Einstellung machte Goebbels bis in den letzten Winkel Deutschlands bekannt, und auch die Schlusssätze der Hess-Rede blieben keinem Deutschen vorenthalten:

Durch das Wunder der Errettung wurde der Glaube unerschütterlich: Die Vorsehung hat uns den Führer erhalten, die Vorsehung wird uns den Führer erhalten, denn die Vorsehung hat ihn uns gesandt ... Unseren Feinden aber, den Anstiftern dieses Verbrechens, rufen wir zu: Ihr habt uns den Führer nehmen wollen und habt ihn uns näher denn je gebracht. Ihr habt uns schwächen wollen und habt uns nur stärker gemacht.⁷²

Propaganda dieser Art half, zusammen mit den Erfolgen der deutschen Marine (spektakulär war vor allem die Versenkung der *Royal Oak* in Scapa Flow bei einem tollkühnen U-Boot-Angriff unter dem Kommando von Kapitänleutnant Prien), die Kriegsstimmung in den Monaten des militärischen Stillstands in Europa wachzuhalten, und die anschließenden Siege in Skandinavien, den Niederlanden und Frankreich heizten sie weiter an. Die Lageberichte des SD stimmten Ende Juli 1940 darin überein, dass die geistige und willensmässige Einigkeit stärker ausgeprägt war als je zuvor und dass es selbst in Kreisen, in denen der kommunistische Einfluss ehemals gross gewesen war, keinerlei Anzeichen für eine organisierte Opposition zu entdecken gab.⁷³

Es sollte das letzte Mal gewesen sein, dass die Berichte so Beruhigendes melden konnten. Was die Menschen am stärksten bewegte, wurde innerhalb weniger Wochen deutlich: England führte den Krieg weiter, und offensichtlich wurde von deutscher Seite nichts unternommen, es zur Aufgabe zu zwingen. Goebbels wies die Presse an, die Öffentlichkeit in einer Kampagne davon zu überzeugen, dass dies keine «Saure-Gurken-Zeit» wäre, sondern lediglich eine Atempause vor dem endgültigen Sieg.⁷⁴ Als dieser Sieg sich aber trotz der rastlosen Bemühungen Görings nicht einstellen wollte, machte sich wachsende Unzufriedenheit breit, die noch aus anderen Quellen genährt wurde. Dazu gehörte die zunehmende Furcht vor Versorgungsmängeln, jetzt, da ein zweiter Kriegswinter unausweichlich war (besondere Sorgen machte man sich im Hinblick auf Kohle und Schuhwerk); dazu gehörten auch die steigenden Preise für Textilien und einige Lebensmittel bei im Allgemeinen gleichbleibenden Löhnen; ferner, insbesondere von selten der grossen Kirchen, ein Unbehagen über das geheime, aber nur unzulänglich geheimgehaltene Euthanasieprogramm der Regierung, das zwischen Januar 1940 und August 1941 mehr als 70'000 geistesranke Deutsche das Leben kostete; und schliesslich der erste schwere Bombenangriff auf Berlin im August 1940, ein Ereignis, von dem die Berliner geglaubt hatten – und von dem man sie glauben gemacht hatte –, dass es nie würde eintreten können, und aus dem sie nun den beunruhigenden Schluss zogen, dergleichen könne sich womöglich wiederholen.⁷⁵ Goebbels schilderte die Stimmung der Deutschen am Ende des Jahres als eine «leichte Depression».⁷⁶ Die folgenden sechs Monate brachten diese Depression keineswegs zum Verfliegen, und die plötzliche Verkündung der deutschen Kriegserklärung an Russland am 22. Juni 1941 vertiefte sie und liess sie zum Dauerzustand werden. Die überzeugten Nazis und die Op-

timisten redeten sich ein, der Sieg über die Sowjetunion werde schnell errungen sein und werde den Engländern den Mut zur Fortsetzung des Kampfes nehmen. Aber es gab auch schon viele, die einen langen Krieg kommen sahen, und manche, die, wie der Historiker Friedrich Meinecke, zu ahnen begannen, dass «die eigentlichen Waffen des Gegners ... Zeit, Hunger und Amerika» waren.⁷⁷

Goebbels selbst machte sich kaum Illusionen über die Grösse der vor Deutschland liegenden Aufgabe. Er hatte bei der Darstellung des Kriegsverlaufs für die deutsche Öffentlichkeit im Allgemeinen – auch schon in der ersten Kriegsphase – Zurückhaltung geübt und von seinen Mitarbeitern verlangt, Talleyrands Mahnung nicht zu vergessen: «Pas trop de zèle». Fanfaren sollten, so erklärte er, erst dann angestimmt werden, wenn ein Feldzug siegreich beendet war. Bei der Berichterstattung über im Gang befindliche militärische Operationen waren die Schriftleiter angehalten, nicht über die Tatsachen hinauszugreifen; im Mai 1940 verwarnte Goebbels einen von ihnen, dessen Zeitung prophezeit hatte, die Schlacht um Belgien werde innerhalb weniger Stunden entschieden sein. Die Aufgabe der Presse bestehe, erklärte er, darin, «über das zu berichten, was passiert *ist* ... unter keinen Umständen sind Voraussagen zulässig». Nach dem Ausbruch des Krieges gegen Russland achtete er hierauf noch genauer; und er war bitter ungehalten, als Dietrich am 9. Oktober 1941 der Presse verkündete, «die Vernichtung der Heeresgruppe Timoschenko (habe) den Russlandfeldzug entschieden», und die Sowjetunion sei «infolge dieses letzten kraftvollen Schlages militärisch erledigt».⁷⁸ Goebbels war überzeugt, dass ein billiger Optimismus dieser Art dem Volk allmählich das Vertrauen zur Regierung verleiden würde, ganz abgesehen davon, dass man die Leute so daran hinderte, den Tatsachen ins Auge zu sehen. «Das Volk» sagte er einmal, «braucht stets einen festen Halt durch das Korsett des Realismus.»⁷⁹

Als das Kriegsglück sich 1942 zu wenden begann – mit den alliierten Landungen in Nordafrika und den kriegswichtigen Schlachten von El Alamein und Stalingrad –, bestand Goebbels immer kompromissloser darauf, dem deutschen Volke müsse in erbarmungsloser Offenheit gesagt werden, in welcher Lage es sich befand, wogegen er es für gerechtfertigt hielt, das Ausland über den Zustand Deutschlands zu täuschen, eine Übung, in der er es zu künstlerischer Perfektion brachte. Zwischen den Auffassungen des Propagandaministers und denen Albert Speers lässt sich eine interessante Konvergenz feststellen: Wie Speer glaubte auch Goebbels, Deutschland müsse sein Heil in einer radikalen Konzentration aller Kräfte auf den Krieg, in der Umstellung auf den totalen, alle

Energiereserven des Volkes mobilisierenden Krieg suchen, und dies sei nur möglich, wenn die Leute aller ihrer Illusionen beraubt würden. Aber Hitler misstraute solchen Auffassungen und machte sie sich nicht zu eigen, und so hatte der Propagandaminister, während der Kampf gnadenlos dem bitteren Ende entgegenrückte, Anlass, darüber nachzudenken, dass Josef Stalin wesentlich grössere Einsicht in die Erfordernisse der Situation zeigte als der Führer.

3. Die neue europäische Ordnung: Besatzung, Ausbeutung, Besiedlungspolitik und die Endlösung der Judenfrage

In seiner Rede am 3. Oktober 1941 im Berliner Sportpalast sprach Hitler zum ersten Mal vom Krieg gegen Russland als von einem unter deutscher Führung in Angriff genommenen gesamteuropäischen Anliegen. «In (den) Reihen (unserer deutschen Soldaten) und mit ihnen gemeinsam (sind) die Italiener, die Finnen, die Ungarn, die Rumänen, Slowaken, die Kroaten ... im Anmarsch, die Spanier rücken jetzt in die Schlacht, Holländer, Dänen, Norweger, ja selbst Franzosen sind eingerückt in diese grosse Front ...»⁸⁰ Aus dieser gemeinsamen Aktion gegen den Kommunismus werde, so schien er sagen zu wollen, ein neues und besseres Europa hervorgehen.

Der Gedanke einer neuen europäischen Ordnung war in den ersten Jahren des Kreuzzugs gegen Russland sehr in Mode und erfreute sich sowohl bei den Ideologen der NSDAP als auch bei NS-Sympathisanten in Westeuropa wie Pierre Laval in Frankreich und Anton Mussert in den Niederlanden, die damit sowohl einen legitimen Anspruch als auch die Hoffnung auf ein persönliches Fortkommen verknüpften, einiger Beliebtheit. Man widmete dem Thema einen erstaunlichen rhetorischen Aufwand. Pressechef Otto Dietrich erklärte 1941 in Prag, die Neue Ordnung werde «nicht auf dem Grundsatz einer Vorrangstellung für einzelne Nationen», sondern auf dem Grundsatz gleicher Möglichkeiten für alle in einer «rassisch begründeten, aber organisch gegliederten Ordnung der Nationen» beruhen.⁸¹ Der führende Jurist dieser Denkrichtung, der brutale Generalgouverneur von Polen, Hans Frank, skizzierte bei einem Vortrag in der Aula der Universität Heidelberg im Juli 1942 die Vision einer «gegenseitige(n) aufgeschlossene(n) Kameradschaft der Völker Europas ... eine(r) Art nützlichen Interessenausgleichs zwischen den Belangen, den Kräften und den Bedürfnissen der einzelnen Völker», die,

von der bisherigen Vorherrschaft der angelsächsischen Weltmächte befreit, unter dem Schutz des Grossdeutschen Reichs des Führers Adolf Hitler eine unabhängige, autarke Entwicklung einschlagen könnten; Deutschland werde «Europas Kultur in jeder Weise fördern und die europäischen Völker kameradschaftlich betreuen». Der Reichskommissar für das besetzte Holland, Arthur Seyss-Inquart, sprach von einem «Staatenbund», in welchem Angehörige der verschiedenen Mitgliedsnationen zugleich ein für den gesamten Bund geltendes Bürgerrecht erwerben könnten, das ihnen die Möglichkeit gebe, in allen Mitgliedsstaaten wirtschaftlich und politisch tätig zu werden.⁸² Es gab sogar Stimmen, die nach der Rede Hitlers verkündeten, die SS in eine «unauflösliche Gemeinschaft der europäischen Jugend» verwandeln zu wollen.⁸³

Es gibt nicht das geringste Anzeichen dafür, dass Hitler selbst zu irgendeinem Zeitpunkt die Absicht gehabt hätte, diese euphorischen Parolen in politisches Handeln umzusetzen. Bei dem einzigen Anlass, an dem er sich explizit zu diesem Thema äusserte – bei einer Konferenz mit den Reichsleitern und Gauleitern 1943 –, mussten die Staatenbundler mit einer wenig erhellenden Antwort vorliebnehmen. Dem Bericht Goebbels' zufolge erklärte er, «... dass das Kleinstaatengerümpel, das heute noch in Europa vorhanden ist, so schnell wie möglich liquidiert werden muss. Es muss das Ziel unseres Kampfes bleiben, ein einheitliches Europa zu schaffen; Europa kann aber eine klare Organisation nur durch die Deutschen erfahren. ... Heute ... sind wir praktisch die einzige in Betracht kommende Führungsmacht auf dem europäischen Festland. ... Der Führer gibt seiner unumstösslichen Gewissheit Ausdruck, dass das Reich einmal ganz Europa beherrschen wird.»⁸⁴ Darin konnten Kollaborateure wie Laval, der glaubte, Frankreich, «stets das Land der Intelligenz», werde im Rahmen der neuen Ordnung eine bevorzugte Stellung erhalten,⁸⁵ oder Erik Scavenius, der Dänemark in den Antikominternpakt einbrachte und zu glauben schien, es werde den Skandinaviern zum Vorteil gereichen, dass sie mit der Herrenrasse eng verwandt waren,⁸⁶ wenig Ermutigendes finden. In einem von einem siegreichen Hitler neu geordneten Europa würde Deutschland eine Ausnahmestellung bekleiden. Selbst der italienische Bündnispartner konnte nicht damit rechnen, mehr als eine Satellitenrolle zu spielen.

Hitler unternahm bis zu dem Zeitpunkt, an dem der Endsieg errungen sein würde, keinen Versuch, dem Kontinent, den er fast zur Gänze besetzt hielt, eine klar strukturierte Ordnung zu geben. Die Art, wie Deutschland seine Herrschaft ausübte, wechselte von Land zu Land. Am wenigsten direkt war sie in den noch neutralen Ländern Spanien, Portu-

gal, Schweiz, Schweden und Türkei, wenngleich sie auch dort auf eine spürbare Weise wirksam war. Bis zu dem Augenblick, als der Krieg sich entschieden zu Deutschlands Ungunsten wendete, mussten die Regierungen dieser Länder vorsichtig manövrieren und zu verhindern trachten, dass sie das Missfallen des Führers erregten: Sie waren daher in ihren politischen Entschlüssen nicht völlig frei. So wäre es zum Beispiel, ganz gleich, wo ihre Sympathien liegen mochten, unklug von ihnen gewesen, den Forderungen der Alliierten nachzugeben und die Belieferung Deutschlands mit Rohstoffen wie Wolfram und Chrom zu reduzieren.

Italien, die drei Donaustaaten Ungarn, Rumänien und Bulgarien sowie Finnland waren 1941 durchweg selbständige Staaten und als solche Bündnispartner Deutschlands, wenngleich es mit der Selbständigkeit im Falle der beiden erstgenannten, wie sich zeigte, nicht weit her war. Als Mussolini Deutschland im Dezember 1940 angesichts seiner Probleme in Griechenland und Afrika um Militärhilfe bat, gewährte Hitler sie ihm unter der Bedingung, dass deutsche Stellen von nun an bei der Entscheidung darüber, was in und für Italien nottat, ein Wort mitzureden hatten. Das Jahr 1941 erlebte eine Überschwemmung des Landes mit deutschen Technikern, Militärberatern, Wirtschaftsfachleuten und Gestapoagenten; nicht lange danach wurde mit der Stationierung eines Luftwaffenkommandos auf Sizilien der Grundstock für eine Entwicklung gelegt, die nach dem Sturz Mussolinis im September 1943 in eine regelrechte militärische Besetzung umschlug.⁸⁷ Ungarn war ein ähnliches Los beschieden. Die ursprünglichen Bedenken der Budapester Regierung, die sich von Deutschland nicht zu abhängig machen wollte, hatten ihren territorialen Gelüsten nicht standgehalten, und man hatte sich mit gutem Gewinn an der Zerstückelung der Tschechoslowakei und der Verkleinerung Rumäniens 1940 beteiligt. Auch marschierten ungarische Truppen mit den Deutschen zusammen gegen Jugoslawien und beteiligten sich im Juni 1941 am Überfall auf die Sowjetunion. Die Begeisterung von Admiral Horthy für dieses letztere Unternehmen schwand jedoch ebenso rasch dahin wie die Aussicht auf einen schnellen Sieg, und er begann nach Mitteln und Wegen zu suchen, wieder aus dem Krieg auszusteigen. Der deutsche Geheimdienst erfuhr 1942, dass er mit den Westmächten verhandelte, und Hitler hätte, wäre er nicht anderweitig beansprucht gewesen, vielleicht unsanfte Massnahmen gegen ihn ergriffen. So beschränkte er sich darauf, Budapest unter wachsamer Aufsicht zu halten, bis er schliesslich im März 1944 Besatzungstruppen hinschickte, nach-

dem er schon einmal, Mitte 1943, nahe daran gewesen war, in Ungarn einzumarschieren. Horthy blieb als Gallionsfigur eines Regimes im Amt, das seine Weisungen von da an aus Deutschland erhielt.⁸⁸

Gegenüber den anderen mit ihm verbündeten Regierungen machte Hitler nicht den Versuch, einen unmittelbaren deutschen Einfluss sicherzustellen. Er bewunderte den rumänischen Regierungschef General Ion Antonescu, vertraute ihm und war dankbar für die wertvollen militärischen Hilfsdienste seines Landes; und obwohl Deutschland, nachdem der Russlandfeldzug in seinen Anfangsmonaten seine Kraftstoffreserven nahezu erschöpft hatte, in äusserste Abhängigkeit vom rumänischen Öl geriet, erachtete Hitler es nicht für notwendig, die Ölfelder unter eigene Kontrolle zu nehmen. Was Bulgarien anging, dessen Aufgabe Hitler darin sah, die südöstliche Flanke vor einem türkischen Angriff zu schützen, falls es den Alliierten gelingen sollte, die Türken zum Bruch ihrer Neutralität zu bewegen, so bediente sich Deutschland hier der normalen diplomatischen Kanäle, wenn es der Regierung etwas mitzuteilen hatte, und die Souveränität des Landes wurde in keiner Weise angetastet. Und Finnland – auch ein Land, das die Bewunderung Hitlers genoss – durfte nach der ersten Phase des Russlandfeldzugs, an dem es sich beteiligte, seinen Beitrag zum Krieg zurückschrauben und seine Kräfte auf die dringenden Aufgaben des inneren Wiederaufbaus verwenden, nachdem Hitler ihm Gebietserweiterungen im Raum Leningrad und auf der karelischen Halbinsel zugesagt hatte.⁸⁹

Alle anderen Länder des europäischen Festlands standen unter der direkten oder nur fadenscheinig verbrämten Kontrolle Deutschlands. Im Westen waren Eupen und Malmédy, die man 1919 an Belgien verloren hatte, ohne Umstände wieder annektiert worden, und das Grossherzogtum Luxemburg, das Elsass und Teile Lothringens wurden de facto dem deutschen Staat eingegliedert. Belgien, Holland und die Industriegebiete im Norden Frankreichs sowie seine gesamte Kanalküste wurden unmittelbar der deutschen Zivilverwaltung unterstellt, und dasselbe galt für Norwegen nach der Flucht von König Haakon nach England, ungeachtet dessen, dass die Deutschen mit Vidkun Quisling einen Norweger zum Ministerpräsidenten gemacht und mit beschränkten innenpolitischen Befugnissen ausgestattet hatten. Einer ähnlichen Stellung konnte sich die Regierung von Marschall Pétain rühmen, die das südliche Drittel Frankreichs, das sogenannte Vichy-Frankreich, regierte, bis die alliierten Landungen in Nordafrika die Deutschen im November 1942 veranlassten, auch dieses Gebiet zu besetzen. In Dänemark, wo sich König

Christian X. entschlossen hatte, das Land nicht zu verlassen, führte die Regierung ihre Geschäfte ohne nennenswerte deutsche Einmischung bis 1943 weiter, was Hitler allerdings nicht ganz behagte, da er es lieber gesehen hätte, wenn an die Stelle des Königs der Führer der Dänischen Nationalsozialistischen Partei, ein unfähiger Politiker namens Dr. Frits Clausen, getreten wäre.

In Osteuropa bildeten Böhmen und Mähren seit März 1939 ein deutsches Protektorat und die Slowakei einen Satellitenstaat. Die Feldzüge vom Frühjahr 1941 führten zur Annexion von zwei Dritteln Sloweniens, zur Aufteilung Jugoslawiens in drei Separatstaaten (Kroatien, Serbien und Montenegro) unter der Führung einflussreicher einheimischer Politiker, die nominell der italienischen Regierung gegenüber verantwortlich waren, und zur Einsetzung einer kollaborationsbereiten Regierung in Griechenland, wo eine italienische Besatzungsarmee stationiert blieb und Deutschland in Saloniki eine starke militärische Bastion unter dem Kommando von Feldmarschall Wilhelm List unterhielt, deren Aufgabe es war, das gesamte Gebiet zwischen Serbien und der Insel Skiros zu überwachen. Und schliesslich gliederte sich Deutschland im Zuge des Kriegs gegen die Sowjetunion auch den bis dahin noch nicht annektierten Teil Polens ein und schuf zwei riesige Reichsprovinzen, die unter deutscher Zivilverwaltung standen: das «Ostland», das die ehemaligen baltischen Staaten und Weissrussland umfasste, und die Ukraine.

Die Eroberer gingen mit grosser Selbstverständlichkeit davon aus, dass alle diese Länder ihnen rechtmässig zur wirtschaftlichen Ausbeutung anheimgefallen waren. Die Methoden wechselten, und es war ein grosser Unterschied zwischen dem umgänglichen Stil der Vertreter der Deutschen Bank, die französische und belgische Industrielle mit quasi-legalen Methoden aus ihren Firmen hinausdrängten, und dem Vorgehen Hermann Görings, der in seiner Habsucht seine Leute antrieb, «zu plündern, und zwar ausgiebig»;⁹⁰ aber im Ergebnis kam beides auf dasselbe heraus. Um den unerhörten Appetit ihrer Kriegsmaschinerie zu stillen, hätten die Deutschen mittels geeigneter Anreize die landwirtschaftliche und industrielle Produktion in den eroberten Gebieten durch Spezialisierung und einen vernünftig geplanten Kontingentierungsmodus steigern können, und intelligente Männer wie Albert Speer erkannten, dass dies der auf lange Sicht vielversprechendste Weg gewesen wäre, Deutschland mit den Materialien zu versorgen, die seine Armeen benötigten. Die Regierung entschied sich jedoch für das leichter durchführbare und unrentablere Verfahren, alles nach Deutschland schaffen zu

lassen, was sie an Rohstoffen, Maschinen und Arbeitskräften in die Hand bekommen konnte, ohne sich um die Folgen zu kümmern, die dies für die ausgeplünderten Gebiete hatte. Dazu gehörten Inflation, Mangel an lebenswichtigen Gütern, schwarze Märkte und wachsender politischer Widerstand.⁹¹

Kein Land blieb von diesen Tributforderungen verschont. Wenngleich man bei den Verbündeten Deutschlands mehr Rücksicht walten liess als bei ehemaligen Kriegsgegnern, vermochte sich beispielsweise die ungarische Regierung der Forderung der Deutschen nach einer Währungskorrektur zu deren Gunsten nicht zu entziehen und konnte auch nicht verhindern, dass die Deutschen für sich das Recht durchsetzten, eine Mehrheitsbeteiligung an der grössten Ölgesellschaft des Landes zu erwerben;⁹² und die rumänische Regierung fand es vorteilhaft, ein Zehnjahresabkommen zu unterzeichnen, das deutschen Firmen eine Vorrangstellung bei technischen Hilfsprogrammen und gemeinsamen Investitionsvorhaben sicherte. Mit den Regierungen der besiegten Länder Westeuropas handelten die Deutschen Besatzungsstatute aus, in denen meist so unerhört hohe Zahlungen festgesetzt wurden, dass Liquiditätsüberschüsse entstanden, die dann dazu verwendet wurden, alle greifbaren Vorräte an Rohstoffen und Fertigwaren aufzukaufen, eine vornehme Spielart der Konfiszierung. In den Gebieten, die sie im südlichen und östlichen Europa besetzt hielten, machten die Nazis weniger Umschweife: Hier wurden industrielle und bewegliche Vermögenswerte unter Verzicht auf gesetzliche Formen beschlagnahmt. Dahinter standen oft eher ideologische als wirtschaftliche Motive. Im polnischen Generalgouvernement, dem Gebiet östlich des Korridors, Posens und Schlesiens, das 1939 dem Reich nicht eingegliedert worden und als Auffangbecken für diejenigen Polen gedacht war, die man aus anderen Gebieten vertrieb, holten die Deutschen systematisch alles weg, womit die Bewohner bis dahin ihre Existenz bestritten hatten, und belassen ihnen nur das zum nackten Überleben Notwendige;⁹³ und in Russland, von dem Hitler gesagt hatte: «Russland ist unser Afrika, und die Russen sind unsere Neger»,⁹⁴ sorgte die SS planmässig für die Entfernung oder Zerstörung aller industriellen Produktionsstätten und betrieb mit Zwangsarbeitern ausgedehnte Staatsgüter, um Getreide für Deutschland liefern zu können.

Zum begehrtesten Beutegut der Eroberer wurde immer mehr die menschliche Arbeitskraft, denn der Kriegsdienst hatte den Arbeitskräftemangel, unter dem Deutschland schon vor dem Krieg gelitten hatte, noch wesentlich verschärft, und Hitler weigerte sich stur, eine nationale Arbeitsdienstpflicht für Frauen auch nur in Erwägung zu ziehen. Nach

Ende des Polenfeldzugs begannen daher die deutschen Besatzungsbehörden damit, körperlich leistungsfähige Kriegsgefangene und Zivilisten zur Zwangsarbeit ins Reich zu deportieren, und nach dem Sieg im Westen setzte in Frankreich, Belgien und den Niederlanden eine intensive Rekrutierungskampagne ein. Im Dezember 1941 arbeiteten auf deutschen Äckern und in deutschen Fabriken 4 Millionen Ausländer. Es stellte sich jedoch bald heraus, dass selbst dieser imposante zusätzliche Fonds an Arbeitskräften nicht ausreichte; im März 1942 schuf Hitler zur Abstützung der Vierjahresplanorganisation das Amt eines Generalbevollmächtigten für den Arbeitseinsatz, dessen Aufgabe darin bestand, ausländische Arbeitskräfte zu beschaffen, nach Deutschland zu transportieren, sie zum Einsatz zu bringen und Leistung aus ihnen herauszuholen. Mit der Leitung dieses Amtes wurde Fritz Sauckel betraut, ein Mann mit grosser, durch keinerlei menschliche Rücksichten gehemmter Tatkraft. Seine Beauftragten bedienten sich, um die von ihm gesetzten Quoten zu erreichen, brutalster Zwangsmassnahmen: Sie trieben Menschen auf Marktplätzen oder während des Gottesdienstes oder während einer Kinovorstellung zusammen, brannten Dörfer nieder, die die ihnen auferlegten Anforderungen nicht erfüllen wollten, hielten gnadenlose Strafgerichte über Zwangsverpflichtete, die einen Fluchtversuch machten, setzten die Kriegsgefangenen auf dem Transport nach Deutschland den primitivsten Bedingungen aus. Mit diesen Methoden gelang es Sauckel, im Laufe der letzten drei Kriegsjahre 2,8 Millionen Arbeitskräfte allein aus den besetzten Ostgebieten zu rekrutieren, nicht gezählt die Kriegsgefangenen; aber der rücksichtslose Umgang mit diesen Menschen führte zu grossen Verlusten und fügte der deutschen Sache unabsehbaren politischen Schaden zu.⁹⁵ Es gibt Schätzungen, denen zufolge sich 1944 mehr als 7 Millionen Fremdarbeiter in Deutschland befanden, was etwa 20 Prozent aller Arbeitenden entsprach, und weitere 7 Millionen in ihren Heimatländern für Deutschland arbeiteten, vor allem auf staatlich betriebenen Gütern, bei militärischen Bauprojekten und als einfache Hilfskräfte in deutschen Militärlagern und anderen Besatzungseinrichtungen.⁹⁶

Mit diesen Formen der wirtschaftlichen Ausbeutung ging ein ehrgeiziges Kolonisierungs- und Neubesiedlungsprogramm einher, das seinen Anfang im Oktober 1939, nach der Niederwerfung Polens nahm, als Hitler den Reichsführer SS und Chef der Deutschen Polizei im Ministerium des Innern, Heinrich Himmler, mit der Ausarbeitung eines Programms für die Verwaltung und Besiedlung des Lebensraums beauftragte, den er dem deutschen Volk seit jeher versprochen hatte und den mit Waffen-

gewalt zu erobern Deutschland nun im Begriff stand. Im Einzelnen sollte Himmler Mittel und Wege finden, um «vor allem in den neuerworbenen Gebieten den schädlichen Einfluss solcher fremdartiger Bevölkerungsteile zu beseitigen, die in ihrer gegenwärtigen Stellung eine Gefahr für das Reich und die deutsche Volksgemeinschaft darstellen», und durch die Ansiedlung von Deutschen und ins Reich heimgeholten Volksdeutschen neue Kolonien zu schaffen.⁹⁷

Für diese Aufgabe war Himmler wie geschaffen: der blutleere, bedingungslose Polizist, dessen phantasiereiches Innenleben seine leidenschaftslose äussere Erscheinung Lügen strafte und dessen Vorstellungswelt von verworrenen Sehnsüchten nach einer Rückkehr zu den Werten einer primitiven, wenn nicht mythischen germanischen Vergangenheit und von dem Traum beherrscht wurde, einen neuen deutschen Ritterorden zu begründen. Er benutzte seinen Auftrag, um eine Reichskommission für die Festigung des deutschen Volkstums ins Leben zu rufen, an deren Spitze Ulrich Greifelt stand, der seit 1933 der SS angehörte; zu den selbstgestellten Aufgaben dieser Institution gehörte es, Volksdeutsche, die nach Deutschland zurückkehren wollten, gründlich zu überprüfen, aus den im Westen annektierten Gebieten nicht kollaborationswillige Personen zu deportieren und unerwünschte Elemente aus den eroberten polnischen Gebieten zu entfernen. Ursprünglich war es geplant, die Deportierten – oder mindestens diejenigen unter ihnen, die nicht zur Arbeit taugten – ins polnische Generalgouvernement abzuschieben, das man zu einem «deutschen Sibirien» machen wollte. Als jedoch 1941 deutsche Truppen die russische Grenze überschritten, nahmen die Pläne Himmlers eine grössere Dimension an. Auch das Generalgouvernement sollte jetzt ausschliesslich als deutsche Siedlungskolonie dienen, und die Grenzen des projektierten Grossreichs wurden weiter nach Osten verschoben, wo in dem durch Lublin, Schitomir, Winniza und Lemberg gebildeten Viereck ein neues Ordensland entstehen sollte, das für die SS werden würde, was Ostpreussen einst für die Deutschritter gewesen war, einerseits eine Bastion, andererseits zugleich ein Stützpunkt, von dem aus neue SS-Bollwerke weiter im Osten errichtet werden konnten; diese würden später, im Frieden, dazu dienen, die slawischen Gebiete, die jenseits der von Deutschland annektierten und besiedelten Zone lagen, unter Kontrolle zu halten, und würden die Vorposten für die kulturelle und russische Germanisierungsaufgabe der SS sein. Wie die amerikanische «Frontier» im 19. Jahrhundert würde auch die neue deutsche Ostgrenze

eine bewegliche, expandierende Frontlinie sein; die Rolle der Indianer würden hier die einheimischen slawischen Bewohner spielen, zu denen noch all jene Gruppen kamen, die man aus deutschen Gebieten umgesiedelt, das heisst, vertrieben hatte.⁹⁸

Dieses kolossale gesellschaftliche Planungsexperiment, das dem deutschen Volk die Aussicht auf grossen wirtschaftlichen Wohlstand eröffnete, ganz abgesehen von der inneren Genugtuung, die alte kolonialisatorische Mission Deutschlands im Osten wiederaufleben zu sehen, konnte seine verführerische Wirkung auf all jene nicht verfehlen, die sich keine Gedanken darüber machten, welche Mittel dabei angewandt wurden. Himmler hatte denen, die sich in dieser Beziehung Fragen stellten, bereits im Januar 1941 die Antwort erteilt; damals erklärte er vor einer Versammlung von SS-Würdenträgern, die Vernichtung von 3 Millionen Slawen sei eine Vorbedingung für die deutschen Pläne im Osten.⁹⁹ Solche fürchterlichen Worte wären einem normalen Menschen vielleicht in der Kehle steckengeblieben. Himmler sprach darüber genauso sachlich nüchtern wie über Pläne zur Entführung nordisch-rassischer Kinder aus nicht-deutschen Gebieten und ihrer Erziehung in besonderen SS-Schulen zu einer neuen Prätorianerrasse; und sein persönlicher Beitrag dazu, dass dieses grausige Soll auch erreicht wurde, war alles andere als unbedeutend, denn er war, wie man nicht vergessen sollte, nicht nur für die vielen Todesopfer verantwortlich, die es bei der Zwangsaussiedlung von Millionen von Polen aus den für deutsche Siedler vorgesehenen Gebieten gab, und für diejenigen, die wegen übermässiger Beanspruchung starben, weil sie praktisch Sklavenarbeit zum wirtschaftlichen Wohl ihrer neuen Herren verrichten mussten, sondern auch für die wahllosen Morde, die von den «Sondereinsatzgruppen» der SS verübt wurden, die im Kielwasser der vorrückenden Armeen in Russland einfielen,¹⁰⁰ sowie für die unmenschliche Behandlung der russischen Kriegsgefangenen, **von denen die ^{tatsächlich} unglaubliche Zahl von 3'700'000 in der Gefangenschaft starben.**¹⁰¹ (Beweise für diese Zahl liegen nicht vor)

Der Plan für die Besiedlung des Ostens sah in seinem ersten Stadium auch die Schaffung eines jüdischen Siedlungsgebiets innerhalb des polnischen Generalgouvernements vor, und Himmler hatte 1940 einen österreichischen SS-Führer namens Odilo Globocnik beauftragt, hierfür Pläne auszuarbeiten und mit Adolf Eichmann Verbindung zu halten, dem Chef der Abteilung IV D des Reichssicherheitshauptamts, das für die Deportierung der Juden aus Deutschland zuständig war.¹⁰² Aber diese Pläne erfuhren eine radikale Änderung, als Himmler 1941 Rudolf Höss, den Kommandanten des grossen neuen Konzentrationslagers in

Auschwitz bei Krakau, wissen liess, der Führer habe den Befehl zur Endlösung der Judenfrage gegeben und werde mit dessen Ausführung die SS betrauen.¹⁰³ Ein Befehl Hermann Görings, des Beauftragten für den Vierjahresplan, an Reinhard Heydrich, den Chef der Gestapo und der SD und unmittelbaren Vorgesetzten Eichmanns, vom Juli 1941 bezeugt die volle Teilhaberschaft des Staatsapparats an diesen Plänen. Die Tatsache, dass das Ziel Massenmord hiess, verbarg sich hinter dem teigigen Stil der Bürokratsensprache, die alle nationalsozialistischen Anweisungen kennzeichnete. Der Befehl lautete:

In Ergänzung der Ihnen bereits mit Erlass vom 24. Januar 1939 übertragenen Aufgabe, die Judenfrage in Form der Auswanderung oder Evakuierung einer den Zeitverhältnissen entsprechend möglichst günstigen Lösung zuzuführen, beauftrage ich Sie hiermit, alle erforderlichen Vorbereitungen in organisatorischer, sachlicher und materieller Hinsicht zu treffen für eine Gesamtlösung der Judenfrage im deutschen Einflussgebiet in Europa.

Sofern hierbei die Zuständigkeiten unserer Zentralinstanzen berührt werden, sind diese zu beteiligen.¹⁰⁴

Ende des Jahres führte Heydrich den Vorsitz bei einer Konferenz von SS-Führern und Vertretern der Ministerien und der zivilen Besatzungsbehörden des Generalgouvernements und des Ostlands, die in Berlin-Wannsee stattfand und bei der über verwaltungstechnische Fragen wie die gesprochen wurde, mit welchen Mitteln man am wirtschaftlichsten grosse Massen von Menschen töten und sich ihrer Überreste entledigen konnte. Die Versammelten diskutierten über Erfahrungen, die man kürzlich in Riga gesammelt hatte, wo es bereits zu Massentötungen gekommen war, und verständigten sich über die Verkehrswege, auf denen Gefangene aus dem Westen nach dem Osten transportiert werden konnten, sowie über Art und Lage von Sammellagern. Hitlers Euthanasieprogramm hatte Gelegenheit zum Ausprobieren tödlicher Giftgase geboten, von denen sich als das am effektivsten einsetzbare ein Zyanid mit der Bezeichnung Zyklon B empfohlen hatte; und nachdem man im September 1941 einige Experimente in Auschwitz angestellt hatte, wurden in Chelmno bei Lodz und in Belzec bei Lublin Vergasungsanlagen errichtet. Auf der Wannsee-Konferenz wurden die bereits unternommenen Schritte gutgeheissen und die beschleunigte Fortführung des Begonnenen gefordert. In der ersten Jahreshälfte 1942 entstand ein neues Todeslager bei Sobibor, und die Arbeitslager Maidanek bei Lublin und Treblinka, 80 km von Warschau, wurden zu Massenvernichtungsanlagen umgebaut. Gleichzeitig begannen SS-Einsatzgruppen in der Ukraine da-

mit, zur Erleichterung ihrer Arbeit mobile Vergasungsanlagen zu verwenden. Jetzt wurde mit dem Morden Ernst gemacht.¹⁰⁵

Die Vernichtung der Juden ist das scheusslichste Kapitel der deutschen Geschichte, doppelt scheusslich, weil die verantwortlichen und ausführenden Männer Augen und Ohren vor dem wirklichen Charakter dessen, was sie taten, verschlossen, weil sie stolz waren auf die technische Perfektion ihres Vorgehens und sich in Augenblicken, in denen sich das Gewissen zu melden drohte, einredeten, sie täten ihre Pflicht und dienten damit ihrem Lande. Es gab aber auch einige, denen es keine Schuldgefühle bereitere zuzugeben, dass sie an der grossangelegten Abschachtung wehrloser Menschen beteiligt waren. Hitler machte daraus nie einen Hehl, und in Polen war Hans Frank sogar fähig, Witze darüber zu reissen: Einer Gruppe von Soldaten erklärte er, seine Aufgabe sei es, das Generalgouvernement von Läusen und Juden zu säubern, und einmal hielt er in einer öffentlichen Ansprache inne, um in gespielter Verwunderung zu fragen: «Was ist denn das? Es soll doch in dieser Stadt einmal Tausende und Abertausende von diesen Plattfussindianern gegeben haben – es war keiner mehr zu sehen. Ihr werdet doch am Ende mit denen nicht böse umgegangen sein?»¹⁰⁶ Andere fanden ihre Beruhigung an der enormen Grössenordnung des Unternehmens, durch die es eine bequeme unpersönliche Note erhielt. Sie betrachteten ihre Arbeit als getan, wenn sie in Paris oder Amsterdam hundert Juden in einen Zug verfrachtet hatten, und hüteten sich, darüber nachzudenken, dass diese Passagiere schliesslich vor den Öfen von Treblinka landen würden. Ein Mann wie Höss, der Kinder und Hunde liebte, verbiss sich in Einzelfragen der Abwicklung und sorgte sich um Normen und Kontingente, ohne je einzuhalten und daran zu denken, dass sich dahinter menschliche Wesen verbargen. Er schrieb später zu seiner Selbstrechtfertigung, sich zu der Frage zu äussern, ob das, was er tat, notwendig und richtig war, habe er kein Recht gehabt, denn «so weit konnte ich nicht sehen. Wenn der Führer selbst die ‚Endlösung der Judenfrage‘ befohlen hatte, gab es für einen alten Nationalsozialisten keine Überlegungen „„»¹⁰⁷

Was Himmler betrifft, bei dem sich die Erkenntnis der Ungeheuerlichkeit seines Tuns, wie sein Arzt uns mitteilt, in Form heftigster Magenschmerzen äusserte,¹⁰⁸ so suchte er nach Rechtfertigung, indem er den Massenmord romantisierte und verklärte, wie in jener Rede vor den SS-Gruppenleitern im Oktober 1943 in Posen, die eine Verhöhnung und Pervertierung noch der Sprache war, in der sie gehalten wurde:

Ich will hier vor Ihnen in aller Offenheit auch ein ganz schweres Kapitel erwähnen. Unter uns soll etwas einmal ganz offen ausgesprochen sein, und trotzdem werden wir in der Öffentlichkeit nie darüber reden. ... Ich meine jetzt die Judenevakuierung, die Ausrottung des jüdischen Volkes. Es gehört zu den Dingen, die man leicht ausspricht – ‚das jüdische Volk wird ausgerottet‘, sagt ein jeder Parteigenosse, ‚ganz klar, steht in unserem Programm, Ausschaltung der Juden, Ausrottung, machen wir/ Und dann kommen sie alle an, die braven achtzig Millionen Deutschen, und jeder hat seinen anständigen Juden. Es ist klar, die anderen sind Schweine, aber dieser eine ist ein prima Jude. Von allen, die so reden, hat keiner zugesehen, keiner hat es durchgestanden. Von euch werden die meisten wissen, was es heisst, wenn hundert Leichen beisammen liegen, wenn fünfhundert daliegen oder wenn tausend daliegen. Dies durchgehalten zu haben und dabei – abgesehen von Ausnahmen menschlicher Schwächen – anständig geblieben zu sein, das hat uns hart gemacht. Dies ist ein niemals geschriebenes und niemals zu schreibendes Ruhmesblatt unserer Geschichte ...¹⁰⁹

Nahezu 6 Millionen Menschen kamen in den Lagern um, die meisten von ihnen Juden, aber auch Tausende von Nichtjuden und nahezu alle europäischen Zigeuner; Ungezählte starben ferner auf dem Transport zu den Gaskammern. Als der Krieg zu Ende war, gab es in Europa, westlich der russischen Grenze, nur noch eine Million Juden. Dies war ein Völkermord, wie er in der europäischen Geschichte keine Parallele hat.

Gegen die Verfolgung ihrer jüdischen Mitbürger wehrten sich überall in Europa Menschen ebenso wie gegen die Brutalitäten, mit denen die Nazis ihre Herrschaft und ihre Ausbeutungspraxis durchsetzten. Die Sache der Kollaboration hatte keine Chance, gegen den Hass zu bestehen, den die Deutschen durch ihr Verhalten hervorriefen, und in jedem Land, das sie besetzt hielten, entstanden Widerstandsbewegungen, die im Verlauf des Krieges stärker wurden und dank der ihnen von den angelsächsischen Mächten gelieferten Waffen und Geräte zunehmend in der Lage waren, die deutschen Besatzungstruppen in Atem zu halten und ihnen Verluste zuzufügen. Nach 1943 war in Frankreich ein sporadischer, in Jugoslawien ein kontinuierlicher Guerillakrieg im Gang. Aktive Partisanenbewegungen gab es in Böhmen und der Slowakei, und im polnischen Untergrund kämpfte eine Widerstandsarmee, die 1943/44 an die 300'000 Köpfe zählte.

Für die Deutschen weit unangenehmer als all dies war die Partisanenbewegung in der Sowjetunion. Hier hatte Deutschland eine selten günstige Gelegenheit gehabt, grosse Teile der Bevölkerung auf seine Seite zu bringen, indem es ihnen die Aussicht auf Befreiung vom repressiven Stalin-Regime eröffnete. Die Gelegenheit wurde nicht genutzt. Die

Misshandlung von Kriegsgefangenen, die man doch gegen ihre früheren Unterdrücker hätte mobilisieren können, die blutigen Verbrechen der SS-Einsatzgruppen und die Misswirtschaft und die Ausbeutung der Zivilbevölkerung, wie sie Hohlköpfe wie Alfred Rosenberg, der unselige Minister für die besetzten Ostgebiete, und Sadisten wie Erich Koch, der Reichskommissar für die Ukraine, praktizierten, kosteten die Deutschen die Sympathie und Unterstützung der Einheimischen, brachten sie um die Möglichkeit, wirtschaftliche Reserven zu mobilisieren und ausgebildete Soldaten zum Kampf an der Seite Deutschlands zu gewinnen; stattdessen handelten sie sich das Problem einer aggressiven und massiven Partisanenbewegung ein, die vom sowjetischen Oberkommando dirigiert wurde und hinter den deutschen Linien eine wirkungsvolle Tätigkeit entfaltete.

4. El Alamein, Stalingrad und die alliierte Landung in der Normandie

Im Führerhauptquartier ahnte man während der ersten sieben Monate des Jahres 1942 noch nichts von diesen ins Haus stehenden Problemen, denn es hatte den Anschein, als würden die beiden wichtigsten Kriegsgegner Deutschlands den Kampf nicht mehr sehr lange durchstehen können. Im Frühling begann das Afrikakorps, dessen erster Vorstoss auf Kairo im Dezember von der Achten Englischen Armee gestoppt worden war, wieder zu marschieren, und im Mai eroberte Rommel den wichtigen Stützpunkt Tobruk; dies löste in England Betroffenheit, in Deutschland aber einen Begeisterungstau aus, wie es ihn seit der Kapitulation Frankreichs nicht gegeben hatte. Die deutschen Landser feierten ihren Sieg mit englischem Bier und südafrikanischen Ananaskonserven und drangen weiter vor: Am 23. Juni überschritten sie die ägyptische Grenze, umgingen Sidi Barrani, zerstreuten bei Mersa Matruh das 13. britische Korps und kamen erst im Juli bei El Alamein, hundert Kilometer westlich von Alexandria, zum Stehen. Hier warteten sie auf Verpflegung und neue Waffen und wurden neu aufgestellt. Es erschien nicht unwahrscheinlich, dass sie im Herbst Kairo erreicht und die gesamte britische Stellung im Nahen Osten in einen Trümmerhaufen verwandelt haben würden.¹¹⁰

Das war indes noch nicht das volle Ausmass der britischen Nöte. Je weiter 1942 fortschritt, desto mehr begann es so auszusehen, als könne es der wirkungsvollen deutschen U-Boot-Kriegführung gelingen, das

Inselreich durch Aushungern zur Kapitulation zu zwingen. Zwar hatte Hitler den Krieg mit einem Bestand von nur 56 U-Booten begonnen (ein Indiz dafür, dass er nicht damit gerechnet hatte, einen richtiggehenden Krieg gegen Grossbritannien führen zu müssen), aber im Juli 1940 setzte er, um dieses Manko wettzumachen, ein eiliges Bauprogramm in Gang; und im Januar 1942 operierten 249 deutsche U-Boote in der Nordsee gegen englische Konvois, die mit dringend benötigten Materialien nach Murmansk unterwegs waren, und führten von gut geschützten Stützpunkten an der französischen und norwegischen Küste aus gezielte Angriffe gegen Transportschiffe, die mit Munition, Rohstoffen und Lebensmitteln aus Amerika kamen. Als der japanische Angriff auf Pearl Harbor die US-Navy zwang, Schiffe, die bis dahin zum Geleitschutz im Atlantik eingesetzt waren, in den Pazifik abzuziehen, kam es zu einem scharfen Anstieg der Schiffsverluste. In den ersten sechs Monaten von 1942 versenkten die Deutschen 4,5 Millionen alliierter Schiffstonnage, und da sich Bombenangriffe gegen die U-Boot-Stützpunkte als im Wesentlichen wirkungslos erwiesen, schien es, als könnten die Verluste bald ein untragbares Ausmass annehmen.

Die Russen schienen sich ebenfalls in einer fast hoffnungslosen Lage zu befinden, trotz der Atempause, die ihnen der lange Winter verschafft hatte. Bis Ende 1941 hatten ihre Verluste bereits die Zahl von 4'500'000 erreicht, und der Aderlass nahm im Frühjahr 1942 seinen Fortgang, als Marschall Timoschenko einen unüberlegten Vorstoss gegen Charkow unternahm und feststellen musste, dass er der Hauptmacht der deutschen Streitkräfte in die Arme gelaufen war. Als seine schwer angeschlagenen Truppen sich Ende Mai aus der Umklammerung befreiten, hatten die Deutschen 240'000 Gefangene gemacht, und mit der Offensivkraft der Roten Armee schien es zu Ende zu gehen. Mittlerweile hatten die deutschen Kräfte im Süden die Krim überrannt, und am 21. Juli prophezeite Hitler, seine Armeen würden dem Feinde sowohl den Kaukasus, sein wichtigstes Erdölgebiet, als auch das gesamte Industrievier im Donez-Becken entreissen. Zwei Tage später nahm die Heeresgruppe A Rostow, und die Sechste und die Vierte Armee schlossen Stalingrad ein.¹¹¹

Als Albert Speer den Führer im August in seinem Hauptquartier in Winniza in der Ukraine besuchte, fand er ihn siegesgewiss und in Eroberungsstimmung. «Seit Langem,», sagte er zu Speer,

habe ich alles vorbereiten lassen. Als nächsten Schritt werden wir südlich des Kaukasus vorstossen und dann den Aufständischen im Iran und Irak gegen die Engländer

helfen. Ein anderer Stoss wird am Kaspischen Meer entlang gegen Afghanistan und gegen Indien geführt. Dann geht den Engländern das Öl aus. In zwei Jahren sind wir an der Grenze Indiens. Zwanzig bis dreissig deutsche Elite-Divisionen genügen. Dann bricht auch das britische Weltreich zusammen. Singapur haben sie bereits an die Japaner verloren. Ohnmächtig müssen die Engländer zusehen, wie ihr Kolonialreich zusammenbricht.¹¹²

Das war vielleicht das letzte Mal, dass Hitler noch von echter Zuversicht beseelt war, denn von nun an kamen die Hiobsbotschaften, «und zwar nicht einzeln, sondern bataillonsweise.» Am 23. Oktober 1942 eröffnete die Achte Britische Armee, ausgeruht und neu aufgestellt unter einem energischen neuen Befehlshaber, Generalleutnant Bernard Law Montgomery, mit allen Kräften den Angriff auf die Rommelschen Linien bei El Alamein und schlug das deutsche Afrikakorps in eine überstürzte Flucht. Am 8. November landete eine alliierte Invasionsflotte an der marokkanischen Küste an und setzte britische und amerikanische Truppen in Casablanca, Oran und Algier ab. Am 19./20. November griffen die Russen nördlich und südlich von Stalingrad an, das seit August von der Sechsten deutschen Armee mit Unterstützung rumänischer Einheiten belagert wurde; innerhalb von zwei Tagen hatten sie in einer glänzend ausgeführten Zangenoperation à la Cannae die deutschen Truppen eingekesselt.

Das waren verhängnisvolle Schläge. Durch Befehl des Führers an einem Ausbruchversuch gehindert, kämpfte die Sechste Armee tapfer gegen die Tücken des Winters und eines unaufhörlichen feindlichen Bombenhagels und kapitulierte schliesslich im Februar 1943.¹¹³ Im gleichen Monat eroberten die Russen Rostow, Kursk und Charkow zurück, und als ihr Schwung gebremst wurde, hatten sie den Deutschen eine halbe Million qkm Gelände wieder abgenommen. Im Mai legten Rommels erschöpfte Krieger ihre Waffen in Tunis nieder, und die siegreichen britischen und amerikanischen Armeen bereiteten sich auf die Überquerung des Mittelmeers vor. Im gleichen Monat erklärte Admiral Dönitz, der im Februar Nachfolger Raeders als Marineoberbefehlshaber geworden war und mit seiner energischen Leitung der U-Boot-Offensive den Alliierten innerhalb eines Monats einen Tonnageverlust von einer halben Million zugefügt hatte, seinem Führer, er könne den bedingungslosen Angriff nicht mehr weiterführen; neue Ortungsverfahren der Alliierten und der Einsatz von Flugzeugträgern und Liberator-Bombern zum Geleitschutz hatten im Mai zur Versenkung von 41 U-Booten geführt. Im Juli fassten Engländer und Amerikaner Fuss auf Sizilien, und ihre Flugzeuge bombardierten das italienische Festland; und noch vor Ablauf des Monats

war Mussolini abgesetzt und in Haft genommen. Der Juli brachte auch das Fehlschlagen der Offensive am Frontabschnitt Kursk, auf die das deutsche Oberkommando grosse Hoffnungen gesetzt hatte; unterdessen zerstörten britische Bomber in einem eine Woche währenden Angriff einen grossen Teil Hamburgs, wobei sie 40'000 Menschen töteten, den Hafen und die Werften beschädigten und eine Million Menschen zur Flucht aus der Stadt zwangen. Wie Albert Speer später in seinem Spandauer Tagebuch schrieb, war so schon vor der alliierten Landung in Europa eine zweite Front eröffnet worden, und die vereinte Bombenoffensive sollte sich von nun an als «die grösste verlorene Schlacht auf deutscher Seite» erweisen.¹¹⁴

Hitlers Reaktion auf diese Wendung des Blattes wirft ein Licht auf seine Eignung für die Rolle, in die er mit so grosser Genugtuung geschlüpft war: die des Feldherrn, des Oberbefehlshabers der deutschen Streitkräfte. Dass er eine unleugbare militärische Begabung besass, wird selbst von denen eingeräumt, die es ihm übelnahmen, dass er im Dezember 1941 persönlich das Kommando übernahm. Er besass eine erstaunliche Auffassungsgabe auch für Details und bewies in technischen Fragen und Problemen der Bewaffnung schöpferische Phantasie; in der Tat war er mit den Anregungen, die er persönlich zur Waffengestaltung gab – so mit dem Vorschlag, die Stukas mit Sirenen auszustatten, um ihre psychologische Wirkung zu verstärken, oder mit der Wahl der Panzerabwehrkanone, die an der russischen Front eingesetzt wurde –, höchst erfolgreich.¹¹⁵ Einer seiner strengsten Kritiker, Manstein, hat ihm immerhin «einen gewissen Blick für operative Möglichkeiten» zugestanden,¹¹⁶ eine Auffassung, zu der sich Alfred Jodl in einer nach dem Krieg in Nürnberg verfassten Beurteilung noch ausdrücklicher bekannte, indem er Hitler ohne Zögern einen grossen militärischen Führer nannte und als Beweis für seine strategischen Fähigkeiten seinen Plan für den Skandinavienfeldzug, seine Konzeption für die Offensive gegen Frankreich und seinen Befehl aus dem Winter 1941/42 anführte, der die deutschen Truppen angewiesen hatte, nichts von den gewonnenen Positionen preiszugeben. Jodl fügte indes hinzu, dass Hitler Ende 1942 – nach dem russischen Durchbruch bei Stalingrad und dem Beginn des Rückzugs des Afrikakorps, als «sich nicht nur die massgebenden Soldaten, sondern auch Hitler darüber klar (waren), dass der Kriegsgott sich nun auch von Deutschland abgewandt und in das andere Lager begeben hatte» – mit seiner «Tätigkeit als Strategie ... im Wesentlichen zu Ende» war und von diesem Zeitpunkt an damit begann, sich in schädlicher und am Ende unheilvoller Weise in operative Angelegenheiten einzumischen.¹¹⁷ Hitler

hatte immer dazu geneigt, die Rolle der Willenskraft bei der Bewältigung problematischer Situationen überzubetonen, und das machte es ihm schwer zuzugestehen, dass den eigenen militärischen Möglichkeiten durch Raum und Zeit und durch Kampfkraft und -moral des Gegners Grenzen gesetzt sind. Im Lauf des grimmigen Winters 1941/42 beklagte sich Halder, der Stabschef des Heeres: «Die immer schon vorhandene Unterschätzung der feindlichen Möglichkeiten nimmt allmählich groteske Formen an und wird gefährlich ... Von ernster Arbeit kann nicht mehr die Rede sein. Krankhaftes Reagieren auf Augenblickeindrücke und völliger Mangel in der Beurteilung des Führungsapparates und seiner Möglichkeiten geben dieser sogenannten ‚Führung‘ das Gepräge.»¹¹⁸ Als das Kriegsglück sich wendete, wurden diese Tendenzen noch ausgeprägter, und Hitler begann seinen Truppen Leistungen abzufordern, die zu vollbringen sie nicht in der Lage waren und die er von ihnen nicht hätte verlangen dürfen. In seiner Vorstellung wurde nun der moralische Faktor zum Schlüssel des Sieges, und er erwartete von seinen Armeen, dass sie ihren ungebrochenen Willen unter Beweis stellten, indem sie dem Gegner keinen Fussbreit Boden überliessen, selbst wenn dieser kräftemässig haushoch überlegen schien. Hitler entwickelte schliesslich ein theoretisches Konzept zur Rechtfertigung seiner Auffassungen, nämlich seine «Wellenbrecher-Doktrin», derzufolge eine Stellung, die um jeden Preis gehalten wird, selbst wenn sie vom Feind bereits eingekesselt und umgangen ist, mithilft, seine Kräfte zu zerstreuen und seinen Angriffsschwung zu bremsen.¹¹⁹ Aber im Grunde war seine Haltung zutiefst irrational: Dahinter steckte die Überzeugung, man könne sich über die Realität hinwegsetzen, indem man sie nicht zur Kenntnis nahm.

Die Gegenargumente der Heeresstabsoffiziere, die gelernt hatten, ihre Entscheidungen nach Abwägung verfügbarer Daten und Zahlen zu treffen, wischte er ungeduldig und mit verächtlichen Seitenhieben auf die «intellektuellen Selbstdenker» und die «Sonderkaste hochnäsiger junkerlicher Hohlköpfe und Nationalschädlinge voll steriler Ideenlosigkeit und Feigheit» beiseite. Er sagte einmal in einer späten Phase des Krieges:

Genialität ist etwas Irrlichterndes, wenn sie nicht durch Beharrlichkeit und fanatische Zähigkeit untermauert ist. Das ist das Wichtigste, was es im ganzen menschlichen Leben gibt. Leute, die nur Einfälle, Gedanken usw. haben, die aber nicht eine charakterliche Festigkeit und nicht eine Zähigkeit und Beharrlichkeit besitzen, werden es trotz allem doch zu nichts bringen. Es sind Glücksritter ... Weltgeschichte kann man

nur machen, wenn man tatsächlich hinter eine kluge Vernunft, hinter ein lebendiges Gewissen und eine ewige Wachsamkeit noch eine fanatische Beharrlichkeit setzt, eine Glaubensstärke, die einen Menschen zum inneren Streiter werden lässt.¹²⁰

Von einem Grundsatz, der sich im Winter 1941/42 strategisch bewährt hatte, war in den letzten Kriegsjahren in taktischer Hinsicht nicht dasselbe zu erwarten; er bewirkte fast ausschliesslich, dass die einzelnen Einheiten in kritischen Situationen in eine operative Zwangsjacke gesteckt wurden, was militärisch zum Nachteil ausschlug und schreckliche Opfer an Menschenleben forderte. Hitlers Weigerung, der Sechsten Armee einen Ausbruchversuch aus dem Ring zu gestatten, der sie in Stalingrad umschloss, beruhte nicht im Geringsten auf der Überzeugung, dass sie etwa noch in der Lage gewesen wäre, ihre Aufgabe zu erfüllen (Hitler setzte gewiss nie einen Pfifferling auf Görings prahlerische Versicherung, die Luftwaffe könne die Versorgung der Armee aufrechterhalten), sondern vielmehr auf den Glauben, die psychologischen Wirkungen, die ein Rückzug gleichermassen bei Freund und Feind hervorrufe, würden untragbar sein. Ein Untergebener von General von Paulus schrieb in jenen Wochen: «Aus freien Stücken zu bleiben, wo wir sind, ist nicht nur ein Verbrechen vom militärischen Standpunkt aus, sondern auch verwerflich im Hinblick auf unsere Verantwortung vor der deutschen Nation.» Das stimmte: Hitlers Entscheidung verurteilte 300'000 Offiziere und Soldaten zum Tod oder hätte es getan, wenn sich Paulus nicht, nachdem seine Armee mehr als zur Hälfte aufgegeben war, zu Hitlers nicht gelinder Bestürzung und Wut¹²¹ zur Kapitulation entschlossen hätte. Menschenverluste, die für jeden verantwortlich denkenden Befehlshaber ein Grund zu ständiger Sorge sind, scheinen für Hitler zu keiner Zeit ein Problem gewesen zu sein. Als ihm einmal über äusserst hohe Verluste berichtet wurde, die eine gerade abgeschlossene Operation unter den dienstjüngeren Offizieren gefordert hatte, lautete sein einziger Kommentar: «Aber dafür sind die jungen Leute doch da!»¹²²

1944 und 1945 nahm Hitlers Forderung nach Standfestigkeit immer extremere Formen an, und die Befehlsgewalt der Armeegenerale, sei es in Bezug auf örtlich begrenzte Entscheidungen oder in Bezug auf die Verfügung über ihre Reserven nach eigenem Ermessen, wurde zunehmend beschnitten. Diese Entwicklung fand ihre bizarrste Ausprägung in den ersten Phasen des Normandie-Feldzugs, als Rundstedt, der befehlshabende General im Westen, über seine gepanzerten Hilfsdivisionen nicht selbst bestimmen konnte, sondern mit dem OKW über ihren Ein-

satz verhandeln musste. Hitler wollte, so schien es, alle Schlachten von seinem eigenen Bunker aus führen und die taktischen Entscheidungen für alle Einheiten an allen Fronten selbst treffen; seine Kommandierenden Generale wurden dabei, wie einer von ihnen bitter erklärte, zu «hochbezahlten Unteroffizieren» degradiert. Die Strafen für Kommandeure, die auf eigene Verantwortung kapitulierten oder zum Rückzug bliesen, um ihre Truppen vor der sicheren Vernichtung zu bewahren, waren barbarisch. Der Kommandant von Königsberg, General Lasch, streckte im April 1945 die Waffen, als seine Lage unhaltbar geworden war und die meisten Soldaten seiner Garnison tot oder verwundet waren. Er wurde unverzüglich in Abwesenheit zum Tode durch Erhängen verurteilt; sein Schuldspruch wurde auf seine Familie ausgeweitet; seine Tochter, die als Stabsassistentin im Heer tätig war, wurde verhaftet.¹²³

Es lohnt sich, der Frage nachzugehen, ob hinter der Forderung Hitlers nach unbedingtem Stellunghalten irgendeine wirkliche Hoffnung stand, dass der Krieg nach den Rückschlägen von 1942 und 1943 noch gewonnen werden könne. Sicherlich enthielten die Berichte von den Fronten wenig, das eine solche Zuversicht gestützt hätte. Im Januar 1944 drängte die Rote Armee entlang einer Linie vorwärts, die durch die wiederoberbten Städte Smolensk und Kiew lief; 3 Millionen deutschen Soldaten stellte sie 5'700'000 Kämpfer sowie eine hohe Überlegenheit an Panzern und Kanonen gegenüber; zugleich hatten die Alliierten im Westen, bei Salerno und Reggio, die ersten Brückenköpfe errichtet und standen kurz vor einer weiteren Landung bei Anzio. Hitler gestand den Ernst der Lage in einem Befehl vom 27. November 1943 ein, mit dem er seine Weisung Nr. 51 vom 3. November ergänzte; darin richtete er das Augenmerk auf die Möglichkeit, dass schon bald eine noch kritischere Front in Frankreich entstehen könnte. «Der Kampf um die Existenz des deutschen Volkes und um die Zukunft Europas nähert sich seinem Höhepunkt. Alle Kraftreserven, die das Grossdeutsche Reich aufbringen kann, in diesen Endkampf zu werfen, ist das Gebot der Stunde. Die Schlagkraft unserer Wehrmacht hat durch die Kämpfe dieses Sommers besonders im Osten stark gelitten.»¹²⁴

Bei einer Stabsbesprechung am 20. Dezember führte Hitler aus, falls es gelinge, einen englisch-amerikanischen Invasionsversuch zurückzuschlagen, werde sich die Lage im Osten verbessern; wenn nicht, hätte Deutschland den Krieg verloren.¹²⁵ Aber diese Aussicht schreckte ihn nicht so sehr, dass er auf diejenigen unter seinen Beratern gehört hätte, die ihm rieten, die Flucht nach vorne anzutreten und einen Separatfrie-

den mit den Russen anzustreben;¹²⁶ und als die Alliierten im Juni 1944 in der Normandie landeten und die ganze Kriegskunst Rundstedts und Rommels es nicht vermochte, ihnen Einhalt zu gebieten, machte er keinen Versuch, hieraus die logische Konsequenz zu ziehen. Er scheint weiterhin gehofft zu haben, Deutschland könne das Blatt des Krieges durch die Einführung neuer Waffen noch einmal wenden – der in Peenemünde entwickelten Raketen¹²⁷ und des Düsenflugzeugs, an dem Messerschmitt arbeitete –, und als die Schnelligkeit des alliierten Vormarsches diese Hoffnungen zum Scheitern verurteilte, redete er sich ein, er könne mit einer Wiederholung des Ardennen-Vorstosses von 1940 die Initiative zurückgewinnen und das Ansehen der deutschen Wehrmacht und den Nimbus ihrer Unbesiegbarkeit wiederherstellen. «Ich denke nicht daran, zu kapitulieren», erklärte er Speer, als die Pläne für seine Offensive Gestalt annahmen. «Ausserdem ist der November immer mein Glücksmonat gewesen! Jetzt haben wir November.»¹²⁸ Trotz der Tatsache, dass er nur 32 Divisionen aufstellen konnte, eine Streitmacht, die für jeden vernünftig Rechnenden zu schwach war, um die ihr gesetzten Ziele zu erreichen, wies er in seiner charakteristischen Manier die bescheideneren Zielsetzungen zurück, die sein Stab vorschlug, und bestand auf einem unter Aufbietung aller Kräfte zu unternehmenden Durchbruchversuch nach Antwerpen; die Einnahme dieser Stadt würde, so glaubte er, in einer Art Lawineneffekt wachsende Panik unter den feindlichen Scharen verbreiten.

Selbst als das Hasardstück misslang (das denn auch nicht in seinem Glücksmonat, sondern erst im Dezember unternommen wurde), beraubte ihn dies nicht aller seiner Hoffnung. Es gab ja noch immer die Möglichkeit, dass die Koalition der Feinde, bei der es unübersehbar Anzeichen für innere Reibungen gab, auseinanderfiel, ehe sie ihren Zweck vollbracht hatte. Als die Russen im Januar Warschau erreicht hatten und gegen Tilsit vorrückten, mit dessen Namen sich unangenehme Erinnerungen an eine historische Kapitulation und Gebietsabtretung verbanden, fragte Hitler seine Berater, ob sie glaubten, dass die Engländer im tiefsten Innern von dieser Entwicklung im Osten entzückt seien, und erschien mit Göring einig zu gehen, als dieser erwiderte: «Sie haben bestimmt nicht geplant, dass wir sie im Westen aufhalten, während die Russen ganz Deutschland erobern. Wenn das so weitergeht, bekommen wir in ein paar Tagen ein Telegramm.»¹²⁹ Aber das Telegramm blieb aus, und Hitler war zu guter Letzt gezwungen einzugestehen, dass das Spiel verloren war. Am 22. April 1945, als er Jodl eröffnete, dass er entschlossen wäre, in Berlin zu bleiben und zu sterben, fügte er hinzu:

«Ich hätte diesen Entschluss, den wichtigsten meines Lebens, schon im November 1944 fassen sollen und das Hauptquartier in Ostpreussen nicht mehr verlassen dürfen.»¹³⁰

5. Der Untergang des Dritten Reiches

Als die Alliierten im Mai 1943 ihre Bombenangriffe gegen deutsche Städte auf den pausenlosen Tag- und Nachteinsatz umzustellen begannen, schickten beunruhigte SD-Agenten aus den Industriegebieten des westlichen Deutschlands Berichte, in denen unter anderem von einem subversiven Vers die Rede war, der dort die Runde machte:

Lieber Tommy, fliege weiter.
Wir sind alle Bergarbeiter.
Fliege weiter nach Berlin,
die haben alle «ja» geschrien.¹³¹

Die Berichterstatter fürchteten, dass dies ein Zeichen für die wachsende Unzufriedenheit mit dem Kriege wäre, was zweifellos zutraf. Aber dieses und andere Zeichen des Unbehagens, die ihren Weg in die Lageberichte des SD fanden, wurden nie so besorgniserregend, dass sie Befürchtungen hinsichtlich der öffentlichen Meinung gerechtfertigt hätten, wie Hitler sie zu Beginn des Krieges geäußert hatte.¹³² Unter einem Bombardement aus der Luft, das länger anhielt und zeitweise intensiver war als die deutschen Bombenangriffe gegen England (wenn man an die Luftangriffe auf Hamburg 1943 und an die Zerstörung Dresdens 1945 denkt),¹³³ blieb die Moral der Deutschen bemerkenswert intakt.

Dabei ist hervorzuheben, dass Hitler selbst in den letzten Kriegsjahren wenig tat, um diese Moral zu stärken. Im Juli 1943 schrieb Gottlob Berger, der Chef des SS-Hauptamts, an Himmler, um seine Sorge über die seltenen öffentlichen Auftritte des Führers zu äussern: «Wir können, so wie die Dinge jetzt laufen, nicht mehr sehr lange durch dick und dünn gehen. Das deutsche Volk muss etwas zu hören bekommen ... Meiner Ansicht nach muss der Führer vor die Nation treten, damit der kleine Mann, der gläubig und tapfer immer weiter seine Pflicht tut und ihm treu geblieben ist, einen Ausweg aus unseren Problemen sieht.»¹³⁴ Hitler liess sich Zeit bis zum 8. November; an diesem Tag hielt er im Löwenbräukeller in München vor den versammelten Parteigrößen eine Rede, die im Rundfunk übertragen wurde. Anlass war der Jahrestag des Put-

ches von 1923, und Hitler liess sich ziemlich ausführlich über den neuen Geist aus, der damals geboren worden und aus dem das Grossdeutsche Reich hervorgesprossen war. Aber der längere Teil seiner Rede galt dem alliierten Bombenkrieg, der, wie er sagte, die «Hunderttausende von Ausgebombten» zur «Avantgarde der Rache» gemacht habe. Er versprach, die deutschen Städte «schöner als jemals zuvor» wieder aufzubauen und erklärte, die Regierung werde binnen zweier oder dreier Jahre nach Ende des Krieges zwei oder drei Millionen Wohnhäuser bauen, gleich welche Zerstörung die feindlichen Bomben auch anrichten würden. Die Alliierten irrten sich, wenn sie glaubten, ihre Strategie des Bombenterrors werde den Willen des deutschen Volkes brechen. «Es mag dieser Krieg dauern, solange er will, niemals wird Deutschland kapitulieren. Niemals werden wir den Fehler des Jahres 1918 wiederholen, nämlich eine Viertelstunde vor zwölf die Waffen niederzulegen.» Er dankte Gott dafür, dass er Deutschland in seinem Kampf gegen eine Welt voller Feinde zur Seite gestanden war, und fügte hinzu, er sei stolz darauf, sagen zu können: «Deutsches Volk, sei völlig beruhigt, was auch kommen mag, wir werden es meistern. Am Ende steht der Sieg! ...»¹³⁵

Abgesehen von ihrem trotzig-optimistischen Tenor und vom Fehlen jeglicher erklärenden Hinweise darauf, wie der Sieg errungen werden sollte, war das Bemerkenswerte an dieser Rede, dass es die letzte des Führers war, die im Rundfunk übertragen wurde – wenn man von einer blutleeren und nichtssagenden Neujahrsansprache absieht¹³⁶ –, bis sich der Führer nach dem 20. Juli 1944 gezwungen fühlte, die Öffentlichkeit davon zu überzeugen, dass er das Bombenattentat gesund und unversehr überstanden hatte.¹³⁷ Soweit möglich, hielt er Distanz zu den Leiden des deutschen Volkes, die ihn in der Tat nicht einmal sehr tief berührten – sonst wäre er nicht fähig gewesen, im Gespräch mit Speer im November 1944 zu den Bombenschäden in Berlin ironisch zu bemerken: «Was hat das alles schon zu sagen, Speer! Für unseren neuen Bebauungsplan hätten Sie allein in Berlin achtzigtausend Häuser abreißen müssen. Leider haben die Engländer diese Arbeiten nicht genau nach Ihren Plänen durchgeführt. Aber immerhin ist ein Anfang gemacht!...»¹³⁸

Hitler überliess es Goebbels, sich um die psychologischen Bedürfnisse des deutschen Volkes zu kümmern, eine Aufgabe, der sich der Propagandaminister unter Einsatz eines bemerkenswerten Vorrats an Energie und Phantasie widmete. Er fütterte die Leute mit einer sorgfältig zubereiteten Mischung aus Hoffnung und Angst, Drohungen und Versprechungen, bediente sich geschickt alliierter Erklärungen wie des Kom-

muniqués von Casablanca, in dem die bedingungslose Kapitulation Deutschlands als Ziel genannt wurde, und des durch Ungeschick an den Tag gekommenen, unausgegorenen Morgenthau-Plans, um zu beweisen, dass ein Leben in Sklaverei vor ihnen lag, wenn der Krieg nicht gewonnen wurde. Er porträtierte die Rote Armee als eine Horde von Barbaren, die eine Spur des Raubs, der Brandstiftung und der Vergewaltigung in Deutschland hinterliesse, wenn sie nicht an der Grenze zurückgeschlagen würden; er spielte auf geheimnisvolle Wunderwaffen an, die den Feind überraschen und entmutigen würden; er verkündete düster – in seinen oft veröffentlichten «Dreissig Kriegsartikeln für die Deutsche Nation» von 1943 ebenso wie in späteren Rundfunkreden – jeder, der auch nur daran denke, das «Lebensrecht der Nation» feige zu verraten, müsse «mit Schimpf und Schande aus der deutschen Gemeinschaft verstossen werden»; und er rühmte immer wieder Adolf Hitler als den Führer, dessen geschichtliche Bestimmung es war, sein Volk zu retten und Europa zu befreien.¹³⁹ Von 1944 an und besonders nach seiner Ernennung zum Generalbevollmächtigten für den totalen Kriegseinsatz war dieser bemerkenswerte Mann der treibende Motor einer nationalsozialistischen Maschinerie, die ansonsten Zerrüttungserscheinungen zu zeigen begann: Er besuchte ausgebombte Stadtviertel, er spornte die Gauleiter an, wirksamer für örtliche Soforthilfe zu sorgen, er führte zu guter Letzt die 60-Stunden-Woche ein, veranlasste die Erfassung der Untätigen und ihren Einsatz bei den Aufräumarbeiten, den Bau neuer Unterkünfte und die Aufrechterhaltung der öffentlichen Dienstleistungen; er hielt die Deutschen in Dutzenden von Ansprachen und Zeitungsartikeln mit Mahnungen und Drohungen bei der Stange.

Welchen Anteil die Goebbelsschen Bemühungen daran hatten, dass die öffentliche Moral intakt blieb, ist unmöglich genau zu schätzen, aber vermutlich bestärkten sie die Menschen darin, weiterzumachen wie bisher – das heisst, sich aus den Bombentrümmern herauszuwühlen und weiter zur Arbeit zu gehen (und sie taten dies mit soviel Ausdauer, dass selbst 1944 die deutsche Industrieproduktion infolge der alliierten Bombenangriffe nur um 14 Prozent, die Rüstungsproduktion um weniger als die Hälfte dieser Quote zurückging) –, und hielten sie davon ab, etwas zur Erleichterung ihrer Lage zu tun. Gegen Kriegsende schrieb ein deutscher Schriftsteller in sein Tagebuch:

Ihr, meine Leser, die ihr diese Zeilen erst in einer späteren Zeit vor Augen haben werdet, könnt ihr es fassen, dass so etwas möglich war? Dass unser deutsches Volk in

aller Ruhe – jawohl in aller Ruhe, d.h. ohne in seiner Mehrheit darüber auch nur ernstlich zu murren – zugesehen hat, wie ein paar Toren, nachdem das Schicksal längst gegen sie entschieden hatte, das ganze herrliche Reich in einen einzigen Schutthaufen verwandeln liessen? Zuletzt noch Juwelen wie *Freiburg*, *Würzburg*, *Heilbronn*, *Dresden* und alle die anderen!»¹⁴⁰

Zu keinem Zeitpunkt des Krieges gab es irgendwelche Anzeichen dafür, dass die Regierung etwa durch Unmutsäusserungen im Volk gezwungen sein könnte, dem Töten ein Ende zu bereiten und um Frieden anzusuchen. Die Widerstandsversuche, die in die Geschichte eingegangen sind – der mutige und glücklose Versuch von Hans und Sophie Scholl und Professor Kurt Huber aus München, 1942 eine universitäre Bewegung gegen das Regime in Gang zu bringen, und die breiter angelegte Verschwörung, die zum Attentat auf Hitler im Juli 1944 führte –, entsprangen keiner in den Volksmassen verankerten Bewegung; das Attentat vom 20. Juli stiess bei der Mehrheit der Bevölkerung sogar auf Ablehnung. Zwei Wochen nach dem Scheitern des Anschlags schrieb Hans-Georg von Studnitz: «Die Nachwirkung des Attentats im Volke ist geringer, als man hätte erwarten können. Wenn ihm am 20. Juli auch der Ernst der Führungskrise ins Bewusstsein gerufen wurde, so ist doch die Bereitschaft der Massen, der Führung zu folgen, nicht gebrochen worden. Da keiner die Lage überblickt oder aus ihr einen Ausweg weiss, da jeder fürchtet, durch unloyales Verhalten die Entwicklung noch zu verschlimmern, kann das Regime weiter mit der Unterstützung des Volkes rechnen. In vieler Hinsicht ist die Lage heute anders als 1918. Die Moral der Heimat ist, ungeachtet der Belastung durch die Luftangriffe, intakt geblieben.»¹⁴¹ Hitler drückte es bei seinem Gespräch mit Speer im November drastischer aus: «Jetzt begreift auch der Dümme, dass sein Haus nie wieder aufgebaut wird, wenn wir nicht siegen. Schon deswegen werden wir dieses Mal keine Revolution haben! Das Gesindel soll seine Feigheit nicht durch eine sogenannte Revolution verdecken. Dafür garantiere ich! Keine Stadt wird dem Feind überlassen, bevor sie nicht ein Trümmerhaufen ist.»¹⁴²

Also wartete das deutsche Volk gleichmütig, bis das Ende kam. Der letzte Akt in der Geschichte des Grossdeutschen Reiches wurde im März eingeleitet, als die Amerikaner die Rheinbrücke bei Remagen eroberten und die Rote Armee Danzig besetzte; und in den zwei Monaten, die danach folgten, rollten jene alptraumhaften Szenen ab, die in Schriftstellern wie Curzio Malaparte, Ernst von Salomon und Günter Grass ihre adäquaten Chronisten gefunden haben. Es hat wenig Sinn, an dieser Stelle auf die aussichtslosen Versuche zur Aufstellung von Volksmili-

zen («Volkssturm») einzugehen – als hätten alte Männer und Kinder die russischen Panzer aufhalten können; oder auf die verzweifelten Bemühungen von Nazi-Honoratioren wie Himmler, sich durch Arrangements mit den Regierungen der Westmächte noch rasch in Sicherheit zu bringen; oder auf das gewaltsame Ende, das andere Nazigrößen ihrem Leben setzten – wie etwa der betrunkene Reichskommissar für Norwegen, der sich mit einem Fass Schiesspulver in die Luft jagte; oder auf Goebbels' emsige Bemühungen, den Zusammenbruch des Nationalsozialismus zu einem Mythos für zukünftige Generationen hochzustilisieren, indem er seinen Mitarbeitern erklärte, sie seien alle Darsteller in einem Film, der in hundert Jahren gezeigt würde, und müssten sich so betragen, dass das Publikum sie nicht ausbuhe und auspfeife, wenn sie auf der Bildfläche erscheinen;¹⁴³ oder auf den Führungsstab des OKW, der wie ein verrücktspielender Computer Befehle an nicht existierende Einheiten erliess und Beförderungs- und Auszeichnungslisten für Tote oder in Gefangenschaft geratene Soldaten herausgab;¹⁴⁴ oder auf die unbeirrt weiterarbeitenden Gaskammern, die in Betrieb blieben, bis die Konzentrationslager von den vorrückenden Alliierten erreicht wurden; oder auf die letzten makabren Ereignisse in Hitlers Bunker in Berlin. Die Todeszuckungen eines Organismus haben niemals etwas Erhebendes an sich, auch wenn sein Tod, wie es in diesem Falle war, im Sinne des Wohls aller eine Notwendigkeit ist.

6. Hitlers Revolution und die Zukunft Deutschlands

Im März 1948 schrieb Friedrich Meinecke an seinen Freund, den Göttinger Historiker Siegfried Kaehler, um einen Artikel zu kommentieren, in dem Kaehler es unternommen hatte, Bismarck gegen die Kritik von Karl Barth und anderen Autoren in Schutz zu nehmen, die versucht hatten, tiefere Ursachen für die deutsche Katastrophe aufzuspüren. Meinecke schrieb, Kaehler habe vielleicht zu voreilig protestiert: die Leistungen Bismarcks hätten für das deutsche Volk ebenso ihre «Nachseite» wie ihre «Tagesseite» gehabt, und es könne nicht schaden, sich daran zu erinnern, was Burckhardt darüber gesagt hatte, oder sich auch die Auffassung von Gervinus zu vergegenwärtigen, der sich 1871 von Bismarck losgesagt hatte.

„Es wäre eine leidige Verkehrung“ schrieb (Gervinus) 1871, wenn Deutschland die Tätigkeit eines Kulturvolks für die eines Machtvolks dahingeben und von Krieg zu Krieg verwickelt werden sollte. 43 Jahre hat es ja dann, wie Sie richtig sagen, Frieden

gehalten, aber dann kam eben doch die Zeit der Kriege – Tages- wie Nachtseite des Bismarckwerkes dürfen doch eben nie die eine über der anderen vergessen werden! Mir erscheint jetzt immer der Schiller'sche Demetrius wie ein Symbol unseres Schicksals: Rein und edel fängt er an, und als Verbrecher endet er!! Rätselhaft – aber jedenfalls sehr tragisch. Ich werde nicht fertig mit dem Nachdenken darüber.¹⁴⁵

Wenn Meinecke mit seinem Gefühl im Recht war, dass die Wurzeln für das, was Deutschland in jüngster Zeit erlebt hatte, in den Unzulänglichkeiten des Bismarckschen Wirkens bei der Begründung des deutschen Nationalstaats lagen und dass die während der kurzen Geschichte des vereinigten Deutschlands zu beobachtende Bevorzugung der Macht auf Kosten des Geistes die Wertmassstäbe des deutschen Volkes zerrüttet und es in politischer Unmündigkeit gehalten hatte, so dass es sowohl den unkontrollierten Absolutismus Wilhelms II. als auch die Verbrechen der nationalsozialistischen Herrschaft zuliess, so hätte er sich zugleich mit dem Gedanken trösten können, dass die Chance, die Fehler der Vergangenheit zu korrigieren, jetzt grösser war, als jemals zuvor seit den Tagen Bismarcks, und dass dies paradoxerweise Adolf Hitler zu verdanken war.

In seiner Hitler-Biographie schreibt Alan Bullock, die Herrschaft des Führers habe «die Lebensbedingungen der Menschen nicht verbessert, sondern verschlechtert, und seiner zwölfjährigen Diktatur ermangelte es an allen Ideen ausser einer – seine eigene Macht und die der Nation, mit der er sich identifiziert hatte, weiter auszubauen».¹⁴⁶ Gegen dieses Urteil lässt sich schwerlich etwas einwenden. Man sollte jedoch gleichzeitig hinzufügen, dass Hitler im Laufe seiner die eigene Grösse voranstellenden politischen Karriere nicht nur vieles von dem, was in Deutschland gut war, und viele Tausende von Menschen, die dieses Gute hätten besser machen können, vernichtete, sondern auch vieles von dem, was schlecht war. Dazu gehörte die konservativmilitaristische Kaste, die in der Wilhelminischen Epoche politisch den Ton angegeben, die nach Kräften das Leben der Weimarer Republik zu verkürzen versucht und die 1933 Hitler in den Sattel gehoben hatte. Diejenigen Mitglieder dieses Machtklüngels, die er nicht in der Nacht der langen Messer im Juni 1934, bei der Neuordnung der militärischen Führung und des Auswärtigen Dienstes 1938 oder im Zuge der auf das missglückte Attentat vom 20. Juli 1944 folgenden Säuberung liquidiert hatte, gingen im allgemeinen Chaos vom Mai 1945 unter, und da ihre Wertmassstäbe und Traditionen bereits der brutalen geistigen Gleichschaltung unter dem NS-Regime zum Opfer gefallen waren, waren die grössten Hindernisse, die

einem Fortschritt hin zu einem freieren politischen System im Weg gestanden hatten, nunmehr ausgeräumt.

Wenn Adolf Hitler etwas war, dann gründlich. Er vernichtete die Fundamente des traditionalistisch geprägten Widerstands gegen Modernität und Liberalismus ebenso vollständig, wie er die Strukturen des Rechtsstaats und der Demokratie zerstört hatte.¹⁴⁷ Und weil sein Zerstörungswerk so gründlich war, hinterliess er dem deutschen Volk nichts, auf das es aufbauen oder das es instandsetzen konnte. Es musste wieder ganz von vorn beginnen, eine schwere Aufgabe vielleicht, aber auch eine Herausforderung, der es nicht ganz orientierungslos entgegentreten musste. Denn Hitler hatte es nicht nur wieder auf die Alternative zurückgeworfen, vor der es bereits ein Jahrhundert früher gestanden war, sondern hatte ihm auch die Erinnerung an das Schreckliche eingepflanzt und ihm damit die Wahl leichter gemacht.

Anmerkungen

Einleitung

- 1 «Hamlet», in: *Freiligraths Werke in einem Band*, ausgewählt und mit einer Einleitung versehen von Werner Ilberg (Berlin und Weimar 1967), S. 73-75.
- 2 «Trotz alledem», ebd. S. 127-28. Dieses Gedicht, dem «For a' that and a' that'» ... von Burns zugrunde liegt, zitierte Karl Liebknecht im Januar 1919, einen Tag, bevor er ermordet wurde. Dazu s. ebd. S. 18.

I. Die Einigung Deutschlands 1866-1871

- 1 ‚Zeus in Mission‘, in: Theodor Fontane, *Sämtliche Werke* (München 1959 ff.) Bd. XX, S. 271 f.
- 2 ‚Epilog zum Kriege‘, in: Georg Herwegh, *Morgenruf: Ausgewählte Gedichte* (Leipzig 1969), S. 130.
- 3 Siehe z.B. das wichtige Buch von Helmut Böhme, *Deutschlands Weg zur Grossmacht; Studien zum Verhältnis von Wirtschaft und Staat während der Reichsgründungszeit 1848-81* (Köln 1966).
- 4 Lothar Gall, ‚Staat und Wirtschaft in der Reichsgründungszeit‘ in: *Historische Zeitschrift* 209 (1969), S. 621 f.
- 5 Lord Augustus Loftus, *Diplomatie Reminiscences*, 2. Ser. (2 Bde., London 1894), I, S. 60; s.a. R. von Keudell, *Fürst und Fürstin Bismarck* (Leipzig 1901), S. 292f.
- 6 Moritz Busch, *Tagehuchhlätter* (2 Bde., Leipzig 1899), II, S. 80; Werner Richter, *Bismarck* (Frankfurt a. M. 1962), S. 470.
- 7 Zu den Wurzeln und dem Verlauf dieses Konflikts s. Gordon A. Craig, *The Politics of the Prussian Army, 1640-1945* (Oxford 1955), Kap. 4.
- 8 Otto Pflanze, *Bismarck and the Development of Germany: The Period of Unification, 1815-71* (Princeton 1963), S. 298, 324 f., 367ff.
- 9 Anneliese Klein-Wuttig, *Politik und Kriegführung in den deutschen Einigungskriegen* (Berlin 1934), S. 74 ff.
- 10 Otto von Bismarck, *Briefe an seine Braut und Gattin*, Hrsg. Fürst Herbert Bismarck (Stuttgart 1900), S. 572.
- 11 Generalfeldmarschall Helmuth J. L. Graf von Moltke, *Militärische Werke* (Berlin 1892-1912), Gruppe I: *Militärische Korrespondenz*, Teil 2 (1866) Nr. 329; Max Jähns, *Feldmarschall Moltke* (Neue Ausg. Berlin 1894), S. 437ff.
- 12 s. z.B. Keudell, *Fürst und Fürstin Bismarck*, S. 297; sowie allgemeiner Hermann Gackenholtz, ‚Der Kriegsrat von Czernahora‘, *Historische Vierteljahrsschrift* XXVI (1931).

- 13 Zu diesem ganzen Komplex s. Bismarck, *Die gesammelten Werke* (1. Ausg., 15 Bde., Berlin 1924 ff.), XV, S. 271 ff. (im Folgenden als G. W. zitiert); Hermann Oncken, *Die Rheinpolitik Kaiser Napoleons III von 1863 bis 1870 und der Ursprung des Krieges von 1870/71* (3 Bde., Stuttgart 1926), I, S. 351 ff.; Herbert Rothfritz, *Die Politik des preussischen Botschafters Grafen Robert von der Goltz in Paris 1863-9* (Berlin 1934), S. 89 ff.
- 14 s. Bismarck G. W. XV, S. 277-9; Kaiser Friedrich III., *Tagebücher von 1848-66*, Hrsg. H. O. Meisner (Leipzig 1929), S. 470-5.
- 15 Bismarck G. W. VI, S. 81.
- 16 Bayern verlor einen schmalen Gebietsstreifen, den Preussen für eine Eisenbahnverbindung benötigte.
- 17 Bismarck G. W. XV, S. 278 f.; VII, S. 147.
- 18 Gustav Roloff, ‚Bismarcks Friedensschlüsse mit den Süddeutschen 1866‘, in: *Historische Zeitschrift* 146 (1932), S. 1-70.
- 19 Pflanze, *Bismarck*, S. 371.
- 20 *Denkwürdigkeiten des Generals und Admirals Albrecht von Stosch*, Hrsg. Ulrich von Stosch (Stuttgart 1904), S. 94.
- 21 Friedrich III., *Tagebücher*, S. 505; F. Löwenthal, *Der preussische Verfassungskstreit 1862-6* (Altenburg 1914), S. 116-21.
- 22 H. Ritter von Srbik, *Deutsche Einheit* (4 Bde., München 1933-42) IV, S. 347 ff., 429.
- 23 Johannes Ziekursch, *Politische Geschichte des neuen deutschen Kaiserreichs* (3 Bde., Frankfurt a.M. 1925 ff.) I, S. 189.
- 24 ebd. S. 192.
- 25 Stosch, *Denkwürdigkeiten*, S. 94.
- 26 Gerhard Ritter, ‚Die Entstehung der Indemnitätsvorlage von 1866‘, in: *Historische Zeitschrift* 114 (1915), S. 17 ff.
- 27 Bismarck G. W. XIV, S. 720, zit. nach Pflanze, *Bismarck*, S. 333. S. a. Löwenthal, *Verfassungskstreit*, S. 292 f.
- 28 Kurt Kaminski, *Verfassung und Verfassungskonflikt in Preussen 1862-66* (Königsberg und Berlin 1938), S. 110.
- 29 Rudolf Olden, *Geschichte der Freiheit in Deutschland* (Hannover 1948), S. 93.
- 30 Stenographische Berichte über die Verhandlungen des preuss. Landtags, Haus der Abgeordneten (1866), II, 1, S. 198; s. auch Pflanze, *Bismarck*, S. 330.
- 31 Zur Entstehungsgeschichte der Freikonservativen Partei s. die unveröffentlichte Dissertation von Fredric Aandahl, *The Rise of German Free Conservatism* (Princeton Univ. 1955).
- 32 Otto Becker, *Bismarcks Ringen um Deutschlands Gestaltung*, hrsg. und überarb. von Alexander Scharff (Heidelberg 1958), S. 211 ff., 225-30, 257ff.
- 33 ebd. S. 383; Bismarck G. W. VI, S. 273.
- 34 Egmont Zechlin, *Staatsstreichpläne Bismarcks und Wilhelms II. 1890-94* (Stuttgart 1929), S. 175f.
- 35 Pflanze, *Bismarck*, S. 356.
- 36 Herzog Ernst II. von Sachsen-Coburg-Gotha, *Aus meinem Leben und aus meiner Zeit* (Stuttgart 1889) III, S. 634 ff.
- 37 Bismarck, G. W. XV, S. 282.

- 38 Ernst II., *Aus meinem Leben*, III, S. 634.
- 39 Hermann Oncken, *Rudolf von Bennigsen* (2 Bde., Stuttgart 1910) II, S. 30.
- 40 Böhme, *Deutschlands Weg*, S. 213-21, 249ff.
- 41 Zu dieser Frage s. u.a. Herbert Geuss, *Bismarck und Napoleon III.: Ein Beitrag zur Geschichte der preussisch-französischen Beziehungen 1851-72* (Köln 1959), S. 172-95; Willard Allen Fletcher, *The Mission of Vincent Benedetti to Berlin 1864-70* (Den Haag 1965), S. 80-124; und zur britischen Reaktion: Richard Millman, *British Foreign Policy and the Coming of the Franco-Prussian War* (Oxford 1965), S. 39 f.
- 42 «.. profondément blessé ... que la France n'avait obtenu de son intervention que d'avoir attaché à ses deux flancs deux voisins dangereux par leur puissance démesurément accrue.» *Les Origines diplomatiques de la guerre de 1870-1*; Recueil de documents publié par le Ministère des affaires étrangères (29 Bde., Paris 1910-32) XI, S. 123 ff.
- 43 Allan Mitchell, *Bismarck and the French Nation 1848-90* (New York 1971), S. 40.
- 44 Fletcher, *Benedetti*, S. 135-6.
- 45 *Die auswärtige Politik Preussens 1858-71: Diplomatische Akten*, hrsg. von der Historischen Reichskommission (Oldenburg 1934) VIII, S. 76.
- 46 G. Wampach, *Le Luxembourg neutre. Etude d'histoire diplomatique* (Paris 1900), S. 26; L. Gélinet, *Le Grand Duché de Luxembourg vis-à-vis de la France et de l'Allemagne. Etude militaire* (Paris 1887), S. 15 ff.
- 47 Fletcher, *Benedetti*, S. 167-9.
- 48 Millmann, *British Policy*, S. 87-96; Geuss, *Bismarck und Napoleon III.*, S. 210-16.
- 49 Pflanze, *Bismarck*, S. 380, sowie unten Kap. II, S. 56.
- 50 Zitiert in: Theodore S. Hamerow, *The Social Foundation of German Unification, 1858-71: Struggles and Accomplishments* (Princeton 1972), S. 377.
- 51 ebd. S. 379.
- 52 Adam Wandruszka, 'Zwischen Nikolsburg und Bad Ems', in: Ernst Deuerlein und Theodor Schieder (Hrsg.), *Reichsgründung 1870/71: Tatsachen, Kontroversen, Interpretationen* (Stuttgart 1970), S. 51f.; Böhme, *Deutschlands Weg*, S. 270-7.
- 53 Hamerow, *Struggles and Accomplishments*, S. 337-47.
- 54 Bismarck, *G. W. VII*, S. 258 f.
- 55 Bismarck, *G. W. VIb*, S. Iff.; s.a. Hajo Holborn, «Bismarck und Werthern», *Archiv für Politik und Geschichte N* (1925-6).
- 56 Wandruszka, 'Zwischen Nikolsburg und Bad Ems', S. 56.
- 57 Gordon A. Craig, *From Bismarck to Adenauer: Aspects of German Statecraft* (überarb. Ausg. New York 1965), S. 8f.
- 58 Georges Bonnin (Hrsg.), *Bismarck and the Hohenzollern Candidature for the Spanish Throne* (London 1957), S. 68-73; Keudell, *Fürst und Fürstin Bismarck*, S. 30 ff.
- 59 István Diószegi, *Österreich-Ungarn und der französisch-preussische Krieg 1870-1* (Budapest 1974), S. 13-22.
- 60 Das beste Werk ist hier noch immer Émile Bourgeois, *Rome et Napoléon III 1849-1870* (Paris 1907).

- 61 Dazu s. Gordon A. Craig, ‚Great Britain and the Belgian Railway Dispute of 1869‘, in: *American Historical Review* I No. 4 (Juli 1945), abgedruckt in: *War, Politics and Diplomacy: Selected Essays* (New York 1966), S. 153 ff.
- 62 Pflanze, *Bismarck*, S. 419-24.
- 63 Zu den Ansichten Olliviers s. Pierre Renouvin, *Histoire des relations internationales, V: Le XIX^e siècle, 1: De 1815 à 1871* (Paris 1954), S. 378 f.
- 64 Geuss, *Bismarck und Napoleon III.*, S. 266; s. a. Jochen Dittrich, ‚Ursachen und Ausbruch des Krieges 1870/1‘ in: Deuerlein und Schieder, *Reichsgründung*, S. 75; Lawrence D. Steefel, *Bismarck, the Hohenzollern Candidacy and the Origins of the Franco-German War of 1870* (Cambridge, Mass. 1962), S. 243; Steefel scheint zu glauben, es gebe keinen Grund, anzunehmen, Bismarck habe ‚irgendein bestimmtes Ziel verfolgt‘; sowie Eberhard Kolb, *Der Kriegsausbruch 1870; Politische Entscheidungsprozesse und Verantwortlichkeiten in der Julikrise 1870* (Göttingen 1970); Kolb ist zu sehr darauf aus, die Schuld Frankreichs zu beweisen, als dass er Bismarcks Motive einer genauen Analyse unterzöge.
- 65 s. Bismarck, *G. W. Vic.*, S. 63.
- 66 Renouvin, *Histoire des relations internationales*, V, 1, S. 379.
- 67 Robert H. Lord, *The Origins of the War of 1870* (Cambridge 1924), S. 49 ff.; Fletcher, *Benedetti*, S. 245 f.; Pflanze, *Bismarck*, S. 452 f.
- 68 Fletcher, *Benedetti*, S. 252-9.
- 69 Roger L. Williams, *The Mortal Napoleon III.* (Princeton 1971), S. 146 f.
- 70 Eine ausgewogene Diskussion der Frage der Verantwortung findet sich bei S. William Halperin, ‚The Origins of the Franco-Prussian War revisited: Bismarck and the Hohenzollern Candidature for the Spanish Crown‘, *Journal of Modern History* XIV, No. 1 (1973), S. 83 ff.
- 71 H. von Zwiedineck-Siidenhorst, *Deutsche Geschichte von der Auflösung des alten bis zur Errichtung des neuen Kaiserreiches, 1806-1871*, (ss Bde., Stuttgart und Berlin 1897-1905) III, S. 450.
- 72 Michael Howard, *The Franco-Prussian War* (New York 1961), S. 60.
- 73 ebd. S. 17.
- 74 s. Diószegi, *Österreich-Ungarn und der französisch-preussische Krieg*, S. 40 ff.; Federico Chabod, *Storia della politica estera italiana dal 1870 al 1896, 1: Le premesse* (Bari 1951), S. 28, 32, 113, 115, 120.
- 75 Pflanze, *Bismarck*, S. 465.
- 76 s. z.B. die Kontroverse in der *Historischen Zeitschrift* 199 (1964), S. 31-112; 206 (1968), S. 265-386 und 586-617; sowie 209 (1969), S. 318-56, wo W. Lipgens, Lothar Gall, R. Buchner und Eberhard Kolb sich über dieses Thema auseinandersetzen.
- 77 Lothar Gall, ‚Das Problem Elsass-Lothringen‘, in: Deuerlein und Schieder, *Reichsgründung*, S. 373-5.
- 78 *Preussische Jahrbücher* XXVI (1870), S. 367-409.
- 79 Bismarck, *G. W. VII.*, S. 339.
- 80 Jules Favre, *Gouvernement de la défense nationale* (3 Bde., Paris 1871-5), I, S. 383-6.
- 81 s. z.B. Millman, *British Policy*, S. 209-18.
- 82 Über Bismarcks Befürchtung, eine Konferenz zur Regelung der Schwarzmeerfrage könne bei den Neutralen die Neigung fördern, sich in die Erledigung des

- Deutsch-Französischen Kriegs einzumischen, s. Craig, *Prussian Army*, S. 210, sowie die dort zitierten Quellen.
- 83 Kaiser Friedrich III., *Das Kriegstagebuch von 1870-71*, Hrsg. H.O. Meisner (Berlin 1926), S. 325.
- 84 Zu diesem Komplex s. Craig, *Prussian Army*, S. 204-16.
- 85 s. insbes. Hamerow, *Struggles and Accomplishments*, S. 416-27.
- 86 Arnold Oskar Meyer, *Bismarck, der Mensch und der Staatsmann* (Stuttgart 1949), S. 424; Becker, *Bismarcks Ringen*, S. 748.
- 87 Zit. nach Karl Heinrich Hoefele, *Geist und Gesellschaft der Bismarckzeit 1870-1890* (Göttingen 1967), S. 449.
- 88 Walter Bussmann, *Treitschke, sein Welt- und Geschichtsbild* (Göttingen 1952), S. 337.
- 89 Friedrich Nietzsche, *Unzeitgemäße Betrachtungen, Sämtliche Werke*, (Stuttgart 1964), S. 3.
- 90 ebd. S. 7.
- 91 *Die Grenzboten*, XXXII, Nr. 4 (1873), S. 104 ff.

II. Das institutionelle Gefüge des Reichs

- 1 ‚Aus Herrn Buffeys Tagebuch‘ (1848) in: Adolf Glassbrenner, *Der politisierende Eckensteher*, Hrsg. Jost Hermand (Stuttgart 1969), S. 100.
- 2 Jeannette Keim, *Forty Years of German-American Political Relations* (Philadelphia 1919), S. 32.
- 3 Preussen mit Lauenburg, der Insel Helgoland nebst Zubehörungen, Bayern, Sachsen, Württemberg, Baden, Hessen, Mecklenburg-Schwerin, Sachsen-Weimar, Mecklenburg-Strelitz, Oldenburg, Braunschweig, Sachsen-Meiningen, Sachsen-Altenburg, Sachsen-Coburg-Gotha, Anhalt, Schwarzburg-Rudolstadt, Schwarzburg-Sondershausen, Waldeck, Reuss ältere Linie, Reuss jüngere Linie, Schaumburg-Lippe, Lippe, Lübeck, Bremen, Hamburg sowie das Gebiet des Reichslandes Elsass-Lothringen.
- 4 s. Hans Herzfeld, *Deutschland und das verschlagene Frankreich* (Berlin 1924), S. 218 ff.
- 5 s. Paul Laband, *Das Staatsrecht des Deutschen Reiches* (3. überarb. Aufl., 2 Bde., Freiburg i.B. und Leipzig 1895) II, S. 511-24; E. R. Huber, *Heer und Staat in der deutschen Geschichte* (Hamburg 1938), S. 260 f. sowie die dort zitierten Quellen.
- 6 Laband, *Staatsrecht*, I, S. 182-203.
- 7 1875 versuchte die bayerische Regierung, für diesen Ausschuss einige Befugnisse durchzusetzen, aber Bismarck vertrat den Standpunkt, die Aussenpolitik sei ein «Monopol» des Reichs und die süddeutschen Königreiche müssten sich damit bescheiden, die Depeschen einzusehen, die er ihnen zur Kenntnis zu bringen für richtig hielt. Dazu s. seine Gespräche mit dem württembergischen Staatsminister Freiherrn von Mittnacht in: Mittnacht, *Erinnerungen an Bismarck* (Leipzig 1904), S. 52 f.
- 8 Rede auf einer Kabinettsitzung über die Konstituierenden Versammlungen am 30. Dezember 1870, in: *Memoirs of Prince Chlodwig of Hohenlohe-Schillingsfürst*, aus d. Deutschen übers. (2 Bde., London 1906) II, S. 37.

- 9 Durch königlichen Erlass vom 30. Mai 1849 wurde die allgemeine, gleiche und geheime Wahl, die in Preussen seit April 1848 galt, durch einen Modus ersetzt, der die begüterten Schichten begünstigte. Die Wähler wurden in drei Klassen geteilt (nach der Grösse ihrer Steuerleistung), von denen jede ein Drittel der berechtigten Stimmen erhielt. S. dazu Fritz Hartung, *Deutsche Verfassungsgeschichte* (2., überarb. Aufl., Leipzig und Berlin 1922), S. 154.
- 10 Pflanze, *Bismarck*, S. 47. Eine Übersicht findet sich bei E.R. Huber, ‚Die Bismarcksche Reichsverfassung im Zusammenhang der deutschen Verfassungsgeschichte‘, in: Deuerlein und Schieder, *Reichsgründung*, S. 164-96.
- 11 Theodore Hamerow hat darauf hingewiesen, dass diese Aussage nicht unterschiedslos gilt; nicht unerhebliche Elemente der deutschen Bevölkerung standen der Vereinigung entweder gleichgültig oder ablehnend gegenüber, wobei die Einstellungen von religiösen, sozialen und ethnischen Faktoren beeinflusst waren. S. Hamerow, *Struggles and Accomplishments*, S. 337 ff.
- 12 Die Grundzüge dieser Theorie finden sich im Kapitel ‚Dynastien und Stammbäume‘ seiner Memoiren, s. Bismarck, G. W. XV, S. 197 ff.
- 13 Bismarck, G. W. V, S. 429, 457.
- 14 Dazu s. James J. Sheehan, ‚Leadership in the German Reichstag 1871-1918‘, *American Historical Review* LXXIV (1968), S. 511-28.
- 15 Lassalles Auffassung vom Staat entsprach im Grunde eher dieser Definition als der pragmatischeren Marxschen, nach der der Staat ein Werkzeug der herrschenden Klasse ist. S. dazu Edmund Wilson, *To the Finland Station* (New York 1948), S. 246.
- 16 F. Hegel, *Grundlinien der Philosophie des Rechts*, Dritter Teil, Dritter Abschnitt, § 258.
- 17 Ralf Dahrendorf, *Gesellschaft und Demokratie in Deutschland* (München 1965), S. 228 f.
- 18 Seine erklärte Absicht war es, wie er in der Vorrede zum ersten Band der *Deutschen Geschichte* (1879) schrieb, «die Männer und die Institutionen, die Ideen und die Schicksalswechsel, welche unser neues Volksthum geschaffen haben, kräftig hervortreten zu lassen.» S. Heinrich von Treitschke, *History of Germany in the Nineteenth Century*, ausgew. und hrsg. von Gordon A. Craig (Chicago 1975), Vorwort d. Hrsg. S. XI-XXIX.
- 19 Heinrich von Treitschke, *Politik. Vorlesungen, gehalten an der Universität zu Berlin*, Hrsg. Max Cornicelius (2. Aufl., 2 Bde., Leipzig 1899), I, S. 56.
- 20 Laband, *Staatsrecht*, I, S. 260 ff., s. aber auch S. 271 und 301-4, wo die seiner Macht gesetzten Schranken und seine Abhängigkeit von der Krone hervorgehoben werden.
- 21 Die strittigen Fragen und die Beilegung der Kontroverse in Bismarcks Sinn durch einen königlichen Befehl vom 25. Januar 1871 werden in den Schlusskapiteln des ersten Bandes von Gerhard Ritters *Staatskunst und Kriegshandwerk: Das Problem des ‚Militarismus‘ in Deutschland* geschildert (4 Bde., München 1954 ff.); sowie auch bei Craig, *Prussian Army*, S. 213 ff.
- 22 s. Huber, *Heer und Staat*, S. 260 f.
- 23 Zur Krise von 1874 s. Craig, *Prussian Army*, S. 220 ff., und die dort zitierten Quellen.

- 24 Albrecht Graf von Roon, *Denkwürdigkeiten* (3 Bde., Berlin 1905), III, S. 409.
- 25 Zu den Befugnissen und der paradoxen Stellung des Kriegsministers s. bes. H.O. Meisner, *Der Kriegsminister 1814-1914, Ein Beitrag zur militärischen Verfassungsgeschichte* (Berlin 1940).
- 26 s. u. Kap. V, S. 161 ff.
- 27 Zur Wandlung der Bismarckschen Ansicht über die dem Reichskanzleramt gebührenden Befugnisse s. Böhme, *Deutschlands Weg*, S. 257f., 475 ff.
- 28 Bismarck, *G. W. XIV*, S. 875; Michael Stürmer, ‚Staatsstreichgedanken im Bismarckreich‘, *Historische Zeitschrift* 209 (1969), S. 566-615.
- 29 Ellinor von Puttkamer (Hrsg.), *Föderative Elemente im deutschen Staatsrecht seit 1648* (Göttingen 1955), S. 152; s. auch Constantin Frantz, *Der Föderalismus als das leitende Prinzip für die soziale, staatliche und internationale Organisation unter besonderer Bezugnahme auf Deutschland* (Mainz 1879), bes. S. 220 ff., 299 ff.
- 30 Hoefele, *Geist und Gesellschaft*, S. 15-16.
- 31 Friedrich Spielhagen, *Sturmflut* (1877) Buch 1, Kap. 9.
- 32 Friedrich Meinecke, *Die Idee der Staatsraison* (München 1963), S. 464.
- 33 Heinrich von Treitschke, *Deutsche Kämpfe. Neue Folge. Schriften zur Tagespolitik* (Leipzig 1896), S. 352.
- 34 Theodor Schieder, *Das deutsche Kaiserreich von 1871 als Nationalstaat* (Köln 1961).
- 35 s. Heinrich von Treitschke, *Aufsätze, Reden, Briefe* (4 Bde., Berlin 1929), I, S. 78.
- 36 s. u.a. Thomas Nipperdey, ‚Nationalidee und Nationaldenkmal in Deutschland‘, *Historische Zeitschrift* 206 (1968), bes. S. 542 f.; Hans-Ernst Mittag, ‚Zu Joseph Ernst von Bändels Hermannsdenkmal im Teutoburger Wald‘, *Lippische Mitteilungen aus Geschichte und Landeskunde XXVII* (1968), S. 200-23; Rudolf Walter Leonhardt, ‚Deutsche Denkmäler‘, *Die Zeit* (10. Oktober 1975); German Werth, ‚»Mögen sie nur kommen!«: Zur Hundertjahrfeier des Hermannsdenkmals im Teutoburger Wald‘, *Tagesspiegel* (Berlin, 16. August 1975).
- 37 s. Richard Hamann und Jost Hermand, *Gründerzeit* (München 1971), S. 45 ff., 118f., 156 ff.
- 38 Nietzsche, *Götzendämmerung*, (Stuttgart), S. 122 f.
- 39 *Gustav Freytags Briefe an Albrecht von Stosch* (Leipzig 1913), 24. Sept. 1868.
- 40 ebd. S. 137, 6. November 1881.

III. Die Konsolidierung des Reichs: Politik und Wirtschaft 1871-1879

- 1 Heinrich Hoffmann von Fallersleben, *Gesammelte Werke*, Hrsg. Heinrich Gerstenberg (8 Bde., Berlin 1890-3) V, S. 198.
- 2 *Deutschland, Deutschland. Politische Gedichte vom Vormärz bis zur Gegenwart*, Hrsg. Helmut Lamprecht (Bremen 1969), S. 242.

- 3 Ernst Deuerlein, *Der Reichstag: Aufsätze, Protokolle und Darstellungen zur Geschichte der parlamentarischen Vertretung des deutschen Volkes 1871–1933* (Bonn 1963), S. 161.
- 4 s. z. B. Bischof Ketteler, *Die Arbeiterfrage und das Christentum* (1864) und die Standardbiographie: Fritz Vigener, *Ketteler: Ein deutsches Bischofsleben im 19. Jahrhundert* (München und Berlin 1924).
- 5 Er war ein guter Landwirt und wachte sorgfältig über das Wohl seines Privatvermögens. Er sah Preußens Wohlstand als einen Machtfaktor und gab im allgemeinen den politischen Aspekten der Wirtschaftspolitik den Vorrang. Daher neigte er eher zu ökonomischem Opportunismus, als daß er sich auf bestimmte wirtschaftspolitische Prinzipien festgelegt hätte. Andererseits traf er in diesen Dingen keine impulsiven Entscheidungen und vertraute sich in Verfahrensfragen dem Rat von Fachleuten an. S. Fritz Stern, *Gold and Iron: Bismarck, Bleichröder and the Building of the German Empire* (New York 1977), S. 34, 97, 177, 179 ff.
- 6 Franz Mehring, *Gesammelte Schriften*, Hrsg. Thomas Höhle, Hans Koch und Josef Schleifstein (15 Bde., Berlin 1960–7), VII, S. 324.
- 7 s. z. B. Böhme, *Deutschlands Weg*, S. 175–8.
- 8 s. Adalbert Wahl, *Deutsche Geschichte von der Reichsgründung bis zum Ausbruch des Weltkriegs* (4 Bde., Stuttgart 1926–36), I, S. 61 ff.
- 9 Böhme nennt den zweiten Teil seines Buchs „Das ‚Delbrücksche Deutschland‘: Freihandelsautonomie und gouvernementaler Liberalismus (1867–1876).“ *Deutschlands Weg*, S. 209–416.
- 10 Erich Eyck, *Bismarck: Leben und Werk* (3 Bde., Zürich 1941), III, S. 55.
- 11 s. Hans Herzfeld, *Johannes von Miquel* (2 Bde., Detmold 1938) I, S. 313; Oncken, *Bennigsen*, II, S. 237; S. von Kardorff, *Wilhelm von Kardorff* (Berlin 1936), S. 76, 80 f.; Ziekursch, *Politische Geschichte* II, S. 264 ff.; Robert M. Berdahl, ‚Conservative Politics and Aristocratic Landholders in Bismarckian Germany‘, *Journal of Modern History* XLIV (1972), S. 1–20.
- 12 Ziekursch, *Politische Geschichte* II, S. 272–5.
- 13 Hierzu s. bes. Irene Fischer-Frauendienst, *Bismarcks Pressepolitik* (Münster 1963) und E. Naujoks, ‚Bismarck und die Organisation der Regierungspresse‘, *Historische Zeitschrift* 205 (1967). Hans Philippi vertritt in ‚Zur Geschichte des Wolfenfonds‘, *Niedersächsische Jahrbücher für Landesgeschichte* XXI (1959), S. 190–254, die Ansicht, der Fonds sei nicht groß genug gewesen, um alle die Ausgaben zuzulassen, die Bismarck angeblich aus ihm bestritten hat. s. jedoch Stern, *Gold and Iron*, S. 262 ff. hierzu, ferner auch zur Kontrolle der Regierung über das Wolff'sche Telegraphenbüro und zu den ausgiebigen Pressekontakten Bleichröders.
- 14 Im Januar 1875 sagte Bismarck im Gespräch mit Heinrich von Sybel und Christoph von Tiedemann: „Lasker ist doch die eigentliche Staatskrankheit; er ist noch viel mehr Reblaus wie Windthorst.“ Bismarck, *Gespräche*, Hrsg. Willi Andreas und K. F. Reinking (3 Bde., Bremen 1965), II, S. 125. Dies war nach Laskers Enthüllungen von 1873, zu einem Zeitpunkt, als Bismarck begann, sich in der Zusammenarbeit mit den Nationalliberalen nicht mehr wohlfühlen. Die Sozialisten betrachteten Lasker als einen Opportunisten, und Bebel nannte ihn „die parlamentarische Anstands dame“. s. August Bebel, *Aus meinem Leben* (3 Bde., Stuttgart 1920) II, S. 146.

- 15 Ziekursch, *Politische Geschichte*, II, S. 297 ff.
- 16 s. Fritz Fischer, ‚Der deutsche Protestantismus und die Politik im 19. Jahrhundert‘, in: *Probleme der Reichsgründungszeit 1848-79*, Hrsg. Helmut Böhme (Köln und Berlin 1968), S. 64 ff.
- 17 Busch, *Tagebuchblätter*, I, S. 371.
- 18 Bismarck, *G. W.* XI, S. 289 f.
- 19 Friedrich Ferdinand Graf von Beust, *Memoirs* (2 Bde., London 1887), II, S. 261 f. Darstellungen des Kulturkampfes finden sich bei Ziekursch, *Politische Geschichte*, II, S. 220-56; Wahl, *Deutsche Geschichte*, I, S. 136, 139 f., 142 f., 176ff.; und bei Kardorff, *Wilhelm von Kardorff*, S. 68-73.
- 20 Zu Falk s. Eyck, *Bismarck*, III, S. 93 ff., sowie die Biographie v. Erich Förster (1927).
- 21 s. z.B. Wahl, *Deutsche Geschichte*, I, S. 160, 181 f., 202-7.
- 22 Hoefele, *Geist und Gesellschaft*, S. 382.
- 23 Eyck, *Bismarck*, III, S. 131 f.
- 24 Ludwig Windthorst, *Ausgewählte Reden* (Osnabrück 1903), I, Teil 2, S. 132 ff.
- 25 Franz Mehring, *Aufsätze zur deutschen Literaturgeschichte*, Hrsg. Hans Koch (Leipzig 1961), S. 313.
- 26 Bleichröder hatte 5 Milliarden sogar für zuviel gehalten. Zu seiner Rolle bei den Verhandlungen s. Stern, *Gold and Iron*, S. 150-5, 320-7. Er war überrascht, wie schnell die Franzosen die Zahlungen erledigten.
- 27 *Sturmflut*, Buch I, Kap. 13-15.
- 28 Zur Entwicklung des deutschen Bankwesens, besonders in Berlin, s. Annemarie Lange, *Berlin zur Zeit Bebels und Bismarcks* (Berlin 1972), S. 203-6, sowie dieselbe, *Das Wilhelminische Berlin* (Berlin 1967), S. 225-35; s. auch Böhme, *Deutschlands Weg*, S. 320 ff.
- 29 Zit. nach Hoefele, *Geist und Gesellschaft*, S. 101.
- 30 s. Gordon R. Mork, ‚The Prussian Railway Scandal of 1873: Economics and Politics in the German Empire‘, in: *European Studies Review*, I, No. 1 (1971), S. 35-48.
- 31 George L. Mosse, *Jews and Germans* (New York 1970), S. 61-76.
- 32 In den ersten beiden der genannten Romane stehen den deutschen Hauptfiguren Anton Wohlfarth bzw. Hans Unwirrsch, ehrsam, idealistischen und dem Dienst am Nächsten verschriebenen Männern, in Veitel Itzig und Moses Freudenstein zwei jüdische Pendants gegenüber, die egoistisch, ehrgeizig, materialistisch und skrupellos sind. Itzig ertrinkt, nachdem er einen Mord begangen hat; Freudenstein wird Hofrat, aber alle Welt verachtet ihn, er ist «bürgerlich tot im furchtbarsten Sinne des Wortes» (*Der Hungerpastor*, Kap. 36). Raabe vertritt im Allgemeinen einen sympathischen Standpunkt, und es ist interessant, dass er vom Antisemitismus wie von einer im Untergang begriffenen Sache spricht. «In jenen vergangenen Tagen [1819-40] herrschte – vorzüglich in den kleineren Städten und Ortschaften – noch eine Missachtung der Juden, die man so stark ausgeprägt glücklicherweise heute nicht mehr findet» (Kap. 3). In Dahns Buch ist es der Jude Jochem – «in dessen harten, nüchternen Zügen der ganze Rechnerverstand des jüdischen Stammes lag» – der Neapel an Byzanz verrät. Er wird jedoch für seinen Verrat von Isaak, dem guten Juden, getötet.

- 33 *Neue Preussische Zeitung (Kreuzzeitung)* Nr. 148 vom 29. 6. 1875, zitiert bei M. Nitzsche, *Die handelspolitische Reaktion in Deutschland* (Berlin 1905), S. 93; vgl. Ivor N. Lambi, *Free Trade and Protection in Germany 1868-1879* (Wiesbaden 1963), S. 84 f.; Kardorff, *Wilhelm von Kardorff*, S. 97 f., und Stern, *Gold and Iron*, S. 187, 502. Die Artikel Glagaus in der *Gartenlaube* hatten ebenfalls den jüdischen Einfluss in Politik und Wirtschaft angeprangert.
- 34 s. Hans-Günter Zmarzlik, ‚Der Antisemitismus im zweiten Reich‘, *Geschichte in Wissenschaft und Unterricht* XIV (1963), S. 273-86.
- 35 S. Lambi, *Free Trade and Protection*, S. 56-71. Auch Textilien, Soda und einige andere Produkte waren mit Zöllen belegt.
- 36 F. Stöpel, *Die Handelskrisen in Deutschland* (Frankfurt a.M. 1875), S. 60; s. a. Lambi, *Free Trade and Protection*, S. 91-5, 98-127; Kardorff, *Wilhelm von Kardorff*, S. 116-27, und Böhme, *Deutschlands Weg*, S. 354 ff., 359 ff.
- 37 s. Kenneth Barkin, ‚Adolf Wagner and German Industrial Development‘, in: *Journal of Modern History* XII (1969), S. 144 ff.; Adolf M. Birke, *Bischof Ketteler und der deutsche Liberalismus* (Mainz 1971), S. 28-42, 78 ff.
- 38 Lambi, *Free Trade and Protection*, S. 131 ff., 137; Böhme, *Deutschlands Weg*, S. 398-404.
- 39 Im Lauf der Jahre bot Bismarck mehrere Erklärungen für den Rücktritt Delbrücks an; sie reichten von Krankheit bis zu einem angeblich übermässig werdenden Ehrgeiz, der sein Verbleiben in der Regierung unmöglich machte; s. *Bismarck, Gespräche*, II, S. 132, 162, 227, 314. Ludwig Bambergier hielt die Unverträglichkeit der Temperamente für die Ursache; s. *Bismarcks grosses Spiel. Die geheimen Tagebücher Ludwig Bambergiers*, Hrsg. Ernst Feder (Frankfurt a.M. 1932), S. 317.
- 40 s. Hans Rothfels, *Bismarck und der Staat: Ausgewählte Dokumente* (Stuttgart 1954²), S. 62. Mit der Zeit überzeugte Bismarck sich selbst davon, dass alle konstruktiven Gedanken des ersten Jahrzehnts des Reichs aus seinem Kopfe stammten; s. z.B. Busch, *Tagebuchblätter*, II, S. 587.
- 41 Lambi, *Free Trade and Protection*, S. 169 f.
- 42 Eyck, *Bismarck*, III, S. 203-16; Wahl, *Deutsche Geschichte*, I, S. 468-74.
- 43 R. S. Lucius von Ballhausen, *Bismarck-Erinnerungen* (Stuttgart und Berlin 1921), S. 131.
- 44 Bismarck, *G. W.* XII, S. 72.
- 45 Otto Vossler, ‚Bismarcks Ethos‘, *Historische Zeitschrift* 171 (1951).
- 46 Bei der Debatte über das Sozialistengesetz 1878 sagte Bismarck, es sei Bebel am 25. Mai 1871 zur Verteidigung der Pariser Kommune gehaltene Rede im Reichstag gewesen, die ihm zuerst die Augen für die Gefahren des Sozialismus geöffnet habe. Falls dies so war, dann zeigte er es zu jener Zeit jedenfalls nicht. Er sprach unmittelbar nach Bebel und ging nicht auf dessen Rede ein, abgesehen davon, dass er sagte, sie verdiene keine Antwort, s. Bebel, *Aus meinem Leben*, II, S. 223. über die Rede Bebel's s. Pierre-Paul Sagave, *1871: Berlin-Paris, Reichshauptstadt und Hauptstadt der Welt* (Frankfurt a.M. 1971), S. 118-20.
- 47 Die Verfolgung setzte in Bayern mit der Ernennung des Freiherrn von Feilitzsch zum Polizeidirektor und der 1874 erfolgenden praktischen Anwendung des Bayerischen Vereinsgesetzes gegen die sozialdemokratischen Organisationen ein.

- s. August Kuhn, *Zeit zum Aufstehen: Eine Familienchronik* (Frankfurt a. M. 1975), S. 27 und – zur Durchführung des Gesetzes S. 46,81.
- 48 Zur Frühgeschichte der Partei s. Bebel, *Aus meinem Leben*, Bde. I und II; Mehring, *Gesammelte Schriften*, II, S. 159-453 (Geschichte der deutschen Sozialdemokratie, Teil 2); sowie R. F. Morgan, *The German Social Democrats and the First International, 1864-1872* (Cambridge 1965), darin bes. Kap. 1, 4, 5.
- 49 Mehring, *Gesammelte Schriften*, VII, S. 330.
- 50 s. u. Kap. V.
- 51 W. Goetz (Hrsg.), ‚Der Briefwechsel Gustav Schmöllers mit Lujo Brentano‘, *Archiv für Kulturgeschichte*, XXX, S. 204 f. Andererseits hielt Schmöller die Zustimmung der Liberalen zum Sozialistengesetz für einen Prinzipienverrat. s. Brentano, *Mein Leben*, S. 111.
- 52 Ziekursch, *Politische Geschichte*, II, S. 336-51.
- 53 Lambi, *Free Trade and Protection*, S. 231-40.
- 54 Hans Rosenberg, *Grosse Depression und Bismarckzeit* (Berlin 1967), S. 183-7.
- 55 s. Eckart Kehr, *Der Primat der Innenpolitik: Gesammelte Aufsätze zur preussisch-deutschen Sozialgeschichte im 19. und 20. Jahrhundert*, hrsg. von Hans-Ulrich Wehler (Berlin 1965), S. 64-86.
- 56 Rosenberg, *Grosse Depression*, S. 150 Fn.
- 57 s. Kehr, *Innenpolitik*, S. 53-63; und Ernst Kohn-Bramstedt, *Aristocracy and the Middle Classes in Germany: Social Types in German Literature, 1830-1900* (London 1937), bes. Kap. 7.

IV. Ideologie und Interesse: Die Grenzen der Diplomatie 1871-1890

- 1 François de Callières, *On the Manner of Negotiating with Princes*, ins Amerik. übers, v. A. F. Whyte (Notre Dame 1963), S. 109-10.
- 2 Rosenberg, *Grosse Depression*, S. 263 f.
- 3 *Die Grosse Politik der Europäischen Kabinette 1871-1914; Sammlung der diplomatischen Akten des Auswärtigen Amtes* (40 Bde., Berlin 1921 ff.), III, S. 58 (Bismarck an den Kaiser, 7. September 1879) (im Folgenden als *G. P.* zitiert).
- 4 ebd. S. 303 f.
- 5 s. Bismarck, *Gespräche*, II, S. 282 (Gespräch mit Freiherrn von Mitnacht am 11. September 1879); 297-9 (Gespräch mit Kálnoky, dem österreichischen Botschafter in St. Petersburg, 9. Februar 1880).
- 6 William L. Langer, *European Alliances and Alignments* (überarb. Aufl., New York 1950), S. 13 f. Noch im Dezember 1870 drängte Kuhn, der österreichische Kriegsminister, auf eine Kriegserklärung an Preussen und einen Einmarsch in Schlesien, s. Diószegi, *Österreich-Ungarn*, S. 222.
- 7 Bismarck, *G. W.* VI b, S. 631, 689; *Schulthess Geschichtskalender* (1870), S. 306; Beust, *Memoirs*, II, S. 267; Eyck, *Bismarck*, III, S. 35; Diószegi, *Österreich-Ungarn*, S. 219.

- 8 Langer, *European Alliances*, S. 24.
- 9 s. o. Kap. I, S. 49.
- 10 Die vollständigste Schilderung dieses berühmten Falles findet sich bei George O. Kent, *Arnim and Bismarck* (Oxford 1968), s. aber auch E. von Wertheimer, ‚Der Prozess Arnim‘, *Preussische Jahrbücher*, CCXXII (1930); Fritz Hartung, ‚Bismarck und Arnim‘, *Historische Zeitschrift* 171 (1951); sowie Norman Rich, ‚Holstein and the Arnim Affair‘, *Journal of Modern History*, XXVIII (1956).
- 11 Bismarck wurde es nicht leicht, sich Arnim vom Hals zu schaffen. Der Botschafter sass Ende 1873 noch immer in Paris, obwohl der Kanzler den Kaiser das ganze Jahr über zu dessen Versetzung zu überreden versucht hatte; die Konkurrenz zwischen dessen Freunden aus der Bankwelt und Bleichröder und seinen Geschäftspartnern um den Löwenanteil an den Staatsanleihen, die Paris zur Aufbringung der Kriegsentschädigungen ausgab, war einer der unerfreulichsten Aspekte der Affäre Arnim, s. Stern, *Gold and Iron*, S. 319-326.
- 12 Dieser Rückzug fand 18 Monate vor dem vorgesehenen Termin statt.
- 13 Die Ansichten Moltkes werden diskutiert bei Jähns, *Moltke*, S. 562, 600; Heinrich von Treitschke, *Briefe*, Hrsg. Max Cornicelius (3 Bde., Leipzig 1913-20), III, S. 414; Winifred Taffs, *Lord Odo Russell* (London 1938), S. 89; und ausführlich in W. Kloster, *Der deutsche Generalstab und der Präventivkriegsgedanke* (Stuttgart 1932), S. 6-19. s. auch Ritter, *Kriegshandwerk*, I, S. 288 ff. und Fn.
- 14 s. o. Kap. I, S. 41.
- 15 Bismarck, *G. W. Vic.*, S. 63.
- 16 Eyck, *Bismarck*, III, S. 181.
- 17 Eine detaillierte Schilderung der Krise von 1875 findet sich bei Langer, *European Alliances*, S. 43-55.
- 18 Raymond J. Sontag, *Germany and England: The Background of Conflict, 1848-1894* (New York 1939), S. 151.
- 19 Bismarck, *G.W.* XI, S. 520-9.
- 20 «Ce ne sont plus des intérêts qui sont en jeu, mais des questions d’amour-propre et de prestige. Cela peut mener fort loin. ... Actuellement après une guerre sanglante et victorieuse nous ne saurions même pour la forme abaisser la dignité de la Russie devant le prestige de l’Angleterre.» B. H. Sumner, *Russia and the Balkans, 1870-1880* (Oxford 1937), S. 437.
- 21 «de monter une seconde fois sur mes épaules pour s’en faire un piédestal.» ebd. S. 489.
- 22 «... le prince Bismarck ne manque aucune occasion de faire voir qu’à son avis la question orientale, en tant que se rapportant à des peuples et à des formes de gouvernement placés en quelque sorte en dehors du cercle de la civilisation européenne et n’ayant aucun avenir, ne doit intéresser l’Europe que par les conséquences qu’elle peut avoir sur les relations des grandes puissances européennes entre elles.» ebd. S. 511.
- 23 Die beste Darstellung des Berliner Kongresses ist die bei Sumner, s. aber auch Sontag, *Germany and England*, S. 155 ff.; Langer, *European Alliances*, S. 150-66; und W. N. Medlicott, *The Congress of Berlin and After* (London 1938).

- 24 *Documents diplomatiques français, 1932-1939* (Paris 1949 ff.), 1. Serie, II, S. 440 (im Folgenden als *DDF* zitiert), s. den interessanten Brief Holsteins aus dem Ausenministerium an den Botschafter Paul von Hatzfeldt vom 12. November 1878 über die Stimmung nach dem Berliner Kongress. Botschafter Paul Graf von Hatzfeldt, *Nachgelassene Papiere 1838-1901*, Hrsg. Gerhard Ebel und Michael Behnen (2 Bde., Boppard 1976), I, S. 323-5.
- 25 Rothfels, *Bismarck und der Staat*, S. 135.
- 26 Zur Entwicklung des Bismarckschen Bündnissystems s. W. Windelband, *Bismarck und die europäischen Grossmächte 1879-85* (Essen 1942) und A.J.P. Taylor, *The Struggle for Mastery in Europe 1848-1918* (Oxford 1954), Kap. XII. s. auch Langer, *European Alliances*, Kap. VI, VII.
- 27 Bismarck, *G.W.* VIII, S. 646.
- 28 Henry Turner argumentiert, Bismarck habe zu dieser Zeit in einer kraftvollen Kolonialpolitik eine Anzahl zu erringender Vorteile gesehen; er glaubt, der Kanzler sei nicht gegen die Auffassung gefeit gewesen, dass Deutschland gut daran täte, sich nicht von einer Aufteilung kolonialer Gebiete ausschliessen zu lassen, die sehr wohl die letzte ihrer Art sein mochte. Henry Ashby Turner jun., ‚Bismarck’s Imperialist Venture: Anti-British in Origin?‘, in: *Britain and Germany in Africa: Imperial Rivalry and Colonial Rule*, Hrsg. Prosser Gifford and William Roger Lewis (New Haven 1967), S. 47 ff. In einem sowohl materiell als auch methodisch eindrucksvollen Buch vertritt Hans-Ulrich Wehler den Standpunkt, dass das Hauptmotiv Bismarcks der Wunsch war, durch den Erwerb von Kolonien innere Spannungen des Reichs zu entschärfen: *Bismarck und der Imperialismus* (Köln und Berlin 1969). Paul M. Kennedy widerspricht dem energisch in ‚German Colonial Expansion: Has the «Manipulated Social Imperialism» been Ante-Dated?‘, in: *Past and Present* 54 (1972), S. 134-41.
- 29 Wehler, *Bismarck und der Imperialismus*, S. 201 ff. Das veranlasste Bismarck zu der Bemerkung, für die «Deutschen wären Kolonien dasselbe wie die Seidenröcke und Säbel für die polnischen Adligen, die kein Hemd haben, das sie darunter tragen können». Busch, *Tageblätter*, I, S. 552.
- 30 Wehler, *Bismarck und der Imperialismus*, S. 215-25.
- 31 ebd. S. 142 ff., 158 ff., 163-8.
- 32 Norman Rich, *Friedrich von Holstein: Politics and Diplomacy in the Era of Bismarck and William II* (2 Bde., Cambridge 1965), S. 145.
- 33 H.L. von Schweinitz, *Briefwechsel*, Hrsg. W. von Schweinitz (Berlin 1928), S. 193.
- 34 Zu dieser Praxis s. H. L. von Schweinitz, *Denkwürdigkeiten des Botschafters von Schweinitz*, Hrsg. W. von Schweinitz (2 Bde., Berlin 1927), I, S. 200; William O. Aydelotte, ‚The First German Colony and its Diplomatic Consequences‘, *Cambridge Historical Journal* V (1937), S. 302, 312, macht Münsters Dilemma deutlich, s. auch Stern, *Gold and Iron*, S. 411, über Münsters Ansichten zu diesem «Kolonialunsinn». Er schrieb im Dezember 1890 an Bleichröder: «Wären wir [von Afrika] fortgeblieben und hätte der dumme deutsche Michel nicht seine Nase in diesen schwarzen Brei gesteckt, so könnten wir jetzt ruhig zusehen, wie die Engländer, Franzosen, Italiener, Portugiesen ... sich darum zanken. Eine Rolle, die wir allein dem Russki überlassen haben!!! Meine Schuld war das nicht; das wissen Sie.»

- 35 Über Herbert von Bismarck s. *Graf Herbert von Bismarck, Aus seiner politischen Privatkorrespondenz*, Hrsg. Walter Bussmann (Göttingen 1964), Vorwort d. Herausgebers; zu seiner Londoner Mission ebd. S. 239 ff. s. auch *G. P. IV*, S. 63 ff., sowie Windelband, *Bismarck und die Grossmächte*, S. 551 ff.
- 36 Zu Peters s. Henry M. Baer, 'Carl Peters and German Colonialism: A Study in the Ideas and Actions of Imperialism', *Diss. Stanford Univ. 1968*. Peters gelangte bei einem Besuch in England zu der Überzeugung, dass sein Land eine Weltmacht werden müsse. Er sagte: «Ich bekam es satt, zu den Parias gezählt zu werden, und wollte der Herrenrasse angehören.»
- 37 Zur Berliner Kongo-Konferenz s. Howard E. Yarnell, *The Great Powers and the Congo Conference* (Göttingen 1934); und S. E. Crowe, *The Berlin West African Conference 1884-85* (New York 1942).
- 38 Wehler, *Bismarck und der Imperialismus*, S. 298ff., 317f., 320f., 325-8. Die Zunahme des Spirituosengeschäfts gereichte den ostelbischen Agrariern zum Vorteil, die unter den fallenden Preisen litten; sie hofften, dies werde sich durch höhere Exporte bessern. Wehler weist darauf hin, dass Bismarck, dem vier Brennereien gehörten, dies nicht gleichgültig war.
- 39 Francesco Crispi, *Questioni internazionali* (Mailand 1913), S. 219. Zeugnisse für Bismarcks Verärgerung über Kolonialfragen s. auch bei Lucius von Ballhausen, *Bismarck-Erinnerungen*, S. 500 f., und Schweinitz, *Denkwürdigkeiten*, II, S. 374
- 40 DDF I. Ser. V, Nr. 471 .
- 41 Herbert von Bismarck, *Privatkorrespondenz*, S. 393.
- 42 W. N. Medlicott, *Bismarck and Modern Germany* (London 1965), S. 163.
- 43 *Die geheimen Papiere Friedrich von Holsteins*, Hrsg. W. Frauendienst (4 Bde., Göttingen 1954-63), II, S. 293.
- 44 ebd. S. 303.
- 45 Bismarck, *G. W. XIII*, S. 207-33 (Rede vor dem Reichstag vom 11. Januar 1887).
- 46 s. Langer, *European Alliances*, S. 382 ff.; Eyck, *Bismarck*, III, S. 458 ff.
- 47 s. DDF, I. Ser. VI, Nr. 389. s. auch Nr. 406, 408, 418, 454 ff.
- 48 Zu den Verhandlungen über die Erneuerung des Dreibunds s. *G. P. IV*, S. 190, 196, 237-43, 248. In seiner neuen Form enthielt das Abkommen eine Bestimmung, derzufolge Österreich das Recht Italiens anerkannte, von geplanten Veränderungen auf dem Balkan unterrichtet zu werden, und Italien versprach, die Interessen der anderen Unterzeichnerstaaten in diesem Gebiet verteidigen zu helfen; in einer zweiten Übereinkunft sagte Deutschland Italien die Unterstützung seiner Interessen in Nordafrika zu, wofür Italien sich verpflichtete, für den Status quo in den Küstenländern der Adria und der Ägäis einzutreten.
- 49 *Letters of Queen Victoria*, 3. Serie, Hrsg. George Earl Buckle (London 1930-2), I, S. 246.
- 50 Zu den gleichartigen Zielen der englischen und der deutschen Politik s. Sontag, *Germany and England*, S. 234-44, und Taylor, *Struggle for Mastery*, S. 310-14.
- 51 s. Langer, *European Alliances*, S. 434-41.

- 52 Bleichröder hatte jahrelang vor dieser Möglichkeit gewarnt. Wegen der russischen Politik trennten sich seine und Bismarcks Wege 1887/8. Stern, *Gold and Iron*, S. 440ff.
- 53 *Die geheimen Papiere Friedrich von Holsteins*, III, S. 386. Holstein war sicher, daß Bismarck „keine Nerven mehr“ hatte. Er sagte: „Dazu kommt, daß er jetzt eine vollständige Krankheit auf geheime Verträge hat. Nachdem er z.B. mit Österreich und Italien Verträge abgeschlossen hat, deren Spitze sich gegen Rußland und Frankreich richtet, möchte er jetzt einen mit Rußland schließen.“ ebd. S. 383 (29. April 1887).
- 54 Zu seinen Aktivitäten s. Helmut Krausnick, ‚Holsteins großes Spiel im Frühjahr 1887‘, in: *Geschichte und Gegenwartsbewußtsein: Festschrift für Hans Rothfels*, Hrsg. W. Besson und F. Freiherr Hiller von Gärtringen (Göttingen 1963), S. 357–427; Rich, *Holstein*, I, S. 204 ff., 212 ff.
- 55 Zu Waldersees Rolle 1887 s. Craig, *Prussian Army*, S. 266 ff. Eine verständige Beurteilung findet sich bei Hans Herzfeld, *Ausgewählte Aufsätze* (Berlin 1962), S. 73
- 56 G. P. VI, S. 67.
- 57 Über das Außenministerium unter Bismarck s. bes. Arthur von Brauer, *Im Dienste Bismarcks: Persönliche Erinnerungen*, Hrsg. H. Rogge (Berlin 1936).
- 58 *Die geheimen Papiere Friedrich von Holsteins*, II, S. 96. Zu den finanziellen Problemen Hatzfeldts und den Versuchen Bleichröders, sie zu beheben, s. Stern, *Gold and Iron*, S. 243–8.
- 59 Ludwig von Raschdau, *Wie ich Diplomat wurde* (Berlin 1938), S. 43.
- 60 Ludwig von Raschdau, *Unter Bismarck und Caprivi* (Berlin 1939), S. 35 ff., 58 f., 64; Brauer, *Im Dienste Bismarcks*, S. 95, 118–23 .
- 61 Lamar Cecil, *The German Diplomatic Service, 1871–1914* (Princeton 1976); sowie Gordon A. Craig, ‚Bismarck and his Ambassadors: The Problem of Discipline‘, *Foreign Service Journal* (Washington, D. C.), XXXIII (Juni 1956); die folgenden Seiten basieren auf dieser Arbeit.
- 62 s. z.B. Schweinitz, *Denkwürdigkeiten*, II, S. 211, 271; Helmut Rogge, *Holstein und Hohenlohe* (Stuttgart 1957), S. 183; *Die geheimen Papiere Friedrich von Holsteins*, II, S. 157f.; zur überwältigenden Persönlichkeit Bismarcks s. *Aufzeichnungen und Erinnerungen aus dem Leben des Botschafters Josef Maria von Radowitz*, Hrsg. Hajo Holborn (2 Bde., Leipzig 1925), I, S. 266.
- 63 Kurd von Schlözer, *Letzte römische Briefe*, Hrsg. L. von Schlözer (Stuttgart 1924), S. 149f. Im gleichen Sinn auch Hatzfeldt in einem 1892 geschriebenen *Memoirenfragment*: „... jeder von uns lebte in der unumstößlichen Überzeugung ..., der Fürst müßte alles weit besser wissen und verstehen als wir.“ Hatzfeldt, *Nachgelassene Papiere*, I, S. 29.
- 64 *Die geheimen Papiere Friedrich von Holsteins*, III, S. 149f. Fn. 1.

V. Der Feldzug gegen die Sozialdemokratie und Bismarcks Sturz 1879-1890

- 1 Bismarck, G. W. VIII, S. 261.
- 2 ‚Bismarcks Sturz‘, in: *Deutschland, Deutschland. Politische Gedichte*, Hrsg. Lamprecht, S. 250.
- 3 *Fontanes Briefe in zwei Bänden*, Hrsg. Gotthard Erler (Berlin und Weimar 1968), II, S. 324.
- 4 ebd. S. 325.
- 5 ebd. S. 32 f.
- 6 Eine ausführlichere Diskussion des Bismarckschen Denkens von 1862 findet sich bei Egmont Zechlin, *Bismarck und die Grundlegung der deutschen Grossmacht* (Stuttgart 1930), S. 324 f.; Craig, *Prussian Army*, S. 160 ff.; Pflanze, *Bismarck*, S. 171 ff.
- 7 Friedrich III., *Tagebücher von 1848-66*, S. 505.
- 8 s. bes. Eugene N. Anderson, *The Social and Political Conflict in Prussia, 1858-64* (Berkeley 1954).
- 9 Wolfgang Sauer, ‚Das Problem des deutschen Nationalstaats‘, in: *Moderne deutsche Sozialgeschichte*, Hrsg. Hans-Ulrich Wehler (Köln und Berlin 1966;), S. 431.
- 10 Zu diesem und anderen bonapartistischen Aspekten der Politik Bismarcks s. H. Gollwitzer, ‚Der Cäsarismus Napoleons III im Widerhall der öffentlichen Meinung Deutschlands‘, *Historische Zeitschrift* 173 (1952), S. 23-75; G. A. Rein, *Die Revolution in der Politik Bismarcks* (Göttingen 1957), S. 81-132; Wehler, *Bismarck und der Imperialismus*, S. 455-504.
- 11 5. bes. Stürmer, ‚Staatsstreichgedanken‘; hier wird gezeigt, dass die Drohung mit dem Staatsstreich nach 1878 zu einem «Ritual des konstitutionellen Lebens» wurde. Im Juni 1878, als die süddeutschen Staaten Bedenken hatten, die Auflösung des Reichstags zu unterstützen, drohte Bismarck, der die einmütige Unterstützung des Bundesrats haben wollte, auf nahezu brutale Weise damit, dass ein Widerstand ihrerseits zu grundlegenden verfassungsmässigen Veränderungen führen werde. Darunter verstand er einen Staatsstreich Preussens, wie er gegenüber dem badischen Minister in Berlin zugab. Er fügte hinzu: «Wenn ich nicht staatsstreichere, setze ich nichts durch.» Bismarck, G. W. VIII, S. 261.
- 12 s. o. Kap. III, S. 102 f.
- 13 Stürmer, ‚Staatsstreichgedanken‘, S. 611. Eine Zeitlang beschäftigte Bismarck sich mit der Möglichkeit, den Reichstag durch einen ‚Volkswirtschaftsrat‘ zu ersetzen, s. H. Goldschmidt, *Das Reich und Preussen* (Berlin 1931), S. 76 f., und Böhme, *Deutschlands Weg*, S. 575 f.
- 14 Mehring, *Geschichte der deutschen Sozialdemokratie*, II, S. 500.
- 15 In der Frage des Sozialismus kann Treitschke mit gutem Recht beanspruchen, der Prototyp des Deutschen seiner Zeit gewesen zu sein. Schon 1874 verlieh er seiner Überzeugung Ausdruck, jegliche Sympathie für den Sozialismus käme einer «Aufwieglung der Bestialität» gleich. Gegenüber Gustav Freytag bezeichnete er den Sozialismus als «einen undeutschen Wahnsinn». Hamann und Hermand, *Gründerzeit*, S. 190.

- 16 s. o. Kap. III, S. 117.
- 17 Wäre es nach Bismarck gegangen, so hätte das Gesetz den Sozialdemokraten das Recht abgesprochen, zu wählen oder sich in den Reichstag wählen zu lassen, und hätte den im öffentlichen Dienst Beschäftigten, die sich zu sozialdemokratischen Anschauungen bekannten, mit Entlassung unter Verlust des Pensionsanspruchs gedroht. Dies waren jedoch späte Überlegungen, die ihm erst kamen, als der Reichstag schon über die Vorlage verhandelte. Zur Debatte über das Gesetz s. Mehring, *Geschichte*, II, S. 506 ff.
- 18 Die sogenannten Hirsch-Duncker'schen Gewerkschaften, die eng mit den liberalen Parteien verbunden waren und eher soziale Wohlfahrtsprojekte pflegten, als dass sie sich für die Verbesserung der Arbeitsbedingungen und die Erhöhung der Löhne ihrer Mitglieder eingesetzt hätten, blieben von dem Gesetz unbehelligt, s. Vernon L. Lidtke, *The Outlawed Party: Social Democracy in Germany 1878-1890* (Princeton 1966), S. 80ff. Über Ausweisungen s. Julius Bruhns, *Es klingt im Sturm ein altes Lied: Aus der Jugendzeit der Sozialdemokratie* (Stuttgart und Berlin 1921), S. 45 ff.
- 19 Der Ausruf hatte den Reichstag in Aufruhr versetzt, und der Präsident fühlte sich genötigt, seinen Boten zur Presse zu schicken und darauf hinzuweisen, dass kein stärkeres Zeitwort benutzt worden war. Mehring, *Geschichte*, II, S. 507.
- 20 Die Leitung dieser durchdachten Organisation und des parteieigenen ‚Geheimdienstes‘, der sich in der Enttarnung von Polizeispitzeln und *agents provocateurs* als sehr erfolgreich erwies, hatte Julius Motteler. Über seine Tätigkeit s. Lidtke, *The Outlawed Party*, S. 93 ff. Die informativste Arbeit über die Tätigkeit der Polizei ist Dieter Fricke, *Bismarcks Praetorianer. Die Berliner politische Polizei gegen die deutsche Arbeiterbewegung 1871-1898* (Berlin 1962). s. auch das letzte Kapitel der *Denkwürdigkeiten des Geheimen Regierungsrats Dr. Stieber*, Hrsg. L. Auerbach (Berlin 1884); sowie Lange, *Berlin zur Zeit Bebels und Bismarcks*, S. 25, 257-60.
- 21 Bebel, *Aus meinem Leben*, III, S. 97.
- 22 ebd. S. 109.
- 23 Reichstag, *Stenographische Berichte* (1880), II, S. 1168.
- 24 s. Peter Gay, *The Dilemma of Democratic Socialism: Eduard Bernstein's Challenge to Marx* (überarb. Aufl., New York 1962), S. 49.
- 25 Eyck, *Bismarck*, III, S. 368.
- 26 s. z.B. seine Notizen vom Januar 1881 in: G. W. Vic, S. 205, und allgemeiner Karl Griewank, *Das Problem des christlichen Staatsmannes bei Bismarck* (Berlin 1953), sowie Leonhard von Muralt, *Bismarcks Verantwortlichkeit* (Göttingen 1955).
- 27 s. u.a. Otto Vossler, ‚Bismarcks Sozialpolitik‘, *Historische Zeitschrift* 167 (1953), S. 339.
- 28 Über Bismarcks Motive in dieser Angelegenheit ist jahrelang debattiert worden. Eine kurze Aufzählung der wichtigsten Werke über dieses Thema findet sich bei Hartmut Lehmann, ‚Bodenschwingh und Bismarck: Christlichkonservative Sozialpolitik im Kaiserreich‘, *Historische Zeitschrift* 208 (1969), S. 611, Fn. 10.
- 29 Reichstag, *Stenographische Berichte* (1881), II, S. 746; Bebel, *Aus meinem Leben*, III, S. 174.

- 30 Am Ende fielen die Kosten der Unfallversicherung den Arbeitgebern zu. Die Krankenversicherung wurde aus den Beiträgen von Arbeitgebern und Arbeitnehmern im Verhältnis 1:2 finanziert. Bei der Rentenversicherung teilten sich Arbeitgeber, Arbeitnehmer und Staat in die Kosten.
- 31 Reichstag, *Stenographische Berichte (1881)*, II, S. 1455, zitiert nach Lidtke, *The Outlawed Party*, S. 160.
- 32 Die ausführlichsten Darstellungen der Laufbahn Stoeckers sind Walter Frank, *Hofprediger Adolf Stoecker und die christlich-soziale Bewegung* (Hamburg 1935) und die ersten Kapitel von Theodor Heuss, *Friedrich Naumann, der Mann, das Werk, die Zeit* (Stuttgart und Berlin 1937).
- 33 Zu den Auswirkungen dieses Buchs s. Frank, *Stoecker*, S. 38 f.
- 34 Heuss, *Naumann*, S. 58.
- 35 s. o. Kap. III.
- 36 Frank, *Stoecker*, S. 73 f.
- 37 C. Frantz, *Der Föderalismus*, S. 268.
- 38 Franz Mehring, *Herr Hofprediger Stoecker, der Socialpolitiker* (Bremen 1882), S. 64 f.; s. a. Paul W. Massing, *Rehearsal for Destruction: A Study of Political Anti-Semitism in Imperial Germany* (New York 1949), S. 313 ff.
- 39 s. u. Kap. VI, S. 232.
- 40 Treitschke war vielleicht der einflussreichste Motor hinter der Gründung des Vereins deutscher Studenten in den frühen 80er Jahren; dieser Verein war beinahe von Anfang an militant antisemitisch; s. u. Kap. VI, S. 234, sowie Hellmuth von Gerlach, *Von rechts nach links*, Hrsg. Emil Ludwig (Zürich 1937), S. 108.
- 41 S. Frank, *Stoecker*, S. 85. Ein Faktor bei Bismarcks Entscheidung war die Sympathie Wilhelms I. für die Stoeckerschen Ansichten über die Juden, s. ebd. S. 92.
- 42 Die Möglichkeit war immerhin so real, dass die sozialistischen Führer sich veranlasst sahen, ihre Gefolgsleute vor den Versuchungen der antisemitischen Ideologie zu warnen, s. Mehring, *Geschichte*, II, S. 546. Bismarck nahm dem Antisemitismus gegenüber stets eine ambivalente Haltung ein. Sein Sohn Herbert erklärte einmal, der Kanzler sei gegen Stoecker wegen dessen radikaler sozialer Anschauungen und weil er die *falschen* Juden angriff, die reichen, die an der Erhaltung des *status quo* interessiert waren, statt sich gegen die vermögenslosen Juden im Parlament und in der Presse zu wenden, die nichts zu verlieren hatten und sich daher an jeder oppositionellen Bewegung beteiligten, s. Frank, *Stoecker*, S. 91-5.
- 43 s. Mehring, *Geschichte*, II, S. 541-9.
- 44 Bebel, *Aus meinem Leben*, III, S. 189.
- 45 Die Führer der Konservativen und Christlich-Sozialen in Berlin waren darauf aus, die Position der Fortschrittspartei in der Stadt zu ruinieren, und boten – wahrscheinlich nicht ohne Mitwissen Bismarcks – den Sozialisten in zwei Stichwahlen ihre Unterstützung und darüber hinaus ihre Hilfe bei der Abschaffung des Sozialistengesetzes an, wenn diese als Gegenleistung für die sozialen Reformvorhaben der Regierung stimmten. Die Parteiführung der Sozialisten wies dieses Angebot verächtlich zurück, s. ebd. S. 192-5.
- 46 ebd. S. 190.

- 47 Im Mai 1880, nachdem das Zentrum sich seinem Vorhaben einer Eingliederung Hamburgs in den Zollverein widersetzt hatte, nannte Bismarck diese Partei den «Kristallisationspunkt für jedes Oppositionsgelüste», s. vor allem Eyck, *Bismarck*, III, S. 362.
- 48 Die Mittel zur Bestellung eines Volkswirtschaftsrats wurden vom Reichstag am 2. Dezember 1881 verweigert, und dem Tabakmonopol wurde am 14. Juni 1882 die Absage erteilt. Beide Male stimmte das Zentrum gegen den Kanzler.
- 49 Freiherr von Mittnacht, *Erinnerungen an Bismarck* (Berlin 1904), S. 29.
- 50 Zur Lage der Universitäten s. u. Kap. VI, S. 220 ff.
- 51 Kehr, *Innenpolitik*, S. 64-86.
- 52 *Die politischen Reden des Fürsten Bismarck*, Hrsg. Horst Kohl (12 Bde., Stuttgart 1892-4), IX, S. 232.
- 53 J. M. von Radowitz, *Aufzeichnungen und Erinnerungen* II, S. 198.
- 54 Schweinitz, *Denkwürdigkeiten*, II, S. 134.
- 55 ‚Offizier als Erzieher des Volkes‘, *Militärwochenhiatt* (Beihefte, 1882, Heft 2), S. 73.
- 56 Zitiert von Josef Wirth bei einer Reichstagsdebatte 1926. *Stenographische Berichte* (1926-7), S. 8591.
- 57 Craig, *Prussian Army*, S. 237.
- 58 s. oben S. 120f.
- 59 Einige Zeugnisse dieser Einstellung liefert Carl Zuckmayer in seinem *Hauptmann von Köpenick* (1931).
- 60 Karl Demeter, *Das deutsche Heer und seine Offiziere* (Berlin 1930), S. 28 f.
- 61 Eckart Kehr, *Innenpolitik*, S. 61.
- 62 Zu den Bewunderern Richters zählte Waldersee, der ihn einmal den einzigen Parlamentarier nannte, dessen Äusserungen Beachtung verdienten. *Denkwürdigkeiten des Generalfeldmarschalls Alfred Grafen von Waldersee*, Hrsg. H. O. Meisner (3 Bde., Stuttgart 1923-5), II, S. 286. Eine moderne Einschätzung findet sich bei Moritz J. Bonn, *Wandering Scholar* (New York 1948), S. 47.
- 63 Dies war eine Vernunftsehe, denn Richter war Antisozialist und bei den Sozialisten seinerseits unbeliebt. Mehring stand selbst seinem Antimilitarismus kritisch gegenüber; Richter kritisierte das Heer, so sagte er, wie ein Buchprüfer es tun würde. *Gesammelte Schriften*, XI, S. 351.
- 64 Bismarck, *G.W. Vic*, S. 275. s. auch H. O. Meisner, ‚Militärkabinett, Kriegsminister und Reichskanzler zur Zeit Wilhelms I, *Forschungen zur brandenburgischen und preussischen Geschichte*, I (1935), S. 95.
- 65 Zu Kamekes Sturz s. Bismarck, *G. W. VI c*, S. 274; Meisner, *Kriegsminister*, S. 33 f.; R. Schmidt-Bückeberg, *Das Militärkabinett der preussischen Könige und deutschen Kaiser* (Berlin 1933), S. 140-3. Über Stosch s. Frederick B. M. Hollyday, *Bismarck's Rival: A Political Biography of General and Admiral Albrecht von Stosch* (Durham, N. C., 1960), bes. Kap. 5 und 6.
- 66 s. Waldersee, *Denkwürdigkeiten*, I, S. 225.
- 67 Meisner, *Kriegsminister*, S. 37.
- 68 s. oben S. 70 und Craig, *Prussian Army*, Kap. V.
- 69 s. oben S. 157 f.

- 70 s. z.B. Bismarcks Bemerkungen zu Waldersee am 25. Dezember 1870. Waldersee, *Denkwürdigkeiten*, I, S. 116.
- 71 Dieser Gedanke erfüllte die liberalen Berater des Kronprinzen mit Entsetzen. s. Roggenbach an Stosch, 18. August 1885, in: *Im Ring der Gegner Bismarcks: Politische Briefe Franz von Roggenbachs 1865-1896*, Hrsg. Julius Heyderhoff (Leipzig 1943), S. 229.
- 72 Busch, *Tagehuchblätter*, III, S. 192.
- 73 s. u.a. Bismarck, *Gespräche*, II, S. 44.
- 74 *Im Ring der Gegner Bismarcks*, S. 22.
- 75 ebd. S. 223.
- 76 Albedyll, der Chef des Militärkabinetts, der Zugang zum Kreis des Kronprinzen besass, scheint Bismarck in den frühen 80er Jahren auf dem Laufenden gehalten zu haben; seine Haltung war freilich zwiespältig, und er lavierte zwischen den beiden Lagern.
- 77 Dies war die Hoffnung von Liberalen wie dem Historiker Mommsen, s. Alfred Heuss, *Theodor Mommsen und das 19. Jahrhundert* (Kiel 1956), S. 204.
- 78 Louis L. Snyder, 'Bismarck and the Lasker Resolution 1884', in: *Review of Politics* XXIX, Nr. 1 (Jan. 1967), S. 41-64.
- 79 Mehring, *Gesammelte Schriften*, II, S. 593.
- 80 Rudolf von Bennigsen, der frühere Parteiführer, zog sich 1883 aus der Politik zurück.
- 81 Andererseits hatte man 15 der 24 Mandate in der Stichwahl errungen, in manchen Fällen aufgrund privater Abmachungen mit anderen Parteien. Sowohl Bebel als auch Engels witterten in diesen Ergebnissen ein Wiederaufleben des Lassalleanismus, und in der Tat stärkte der Erfolg erneut die gemässigten Kräfte in der Partei. Es ist vielleicht nicht übertrieben zu sagen, dass der Revisionismus seinen Ausgangspunkt vom ersten wirklichen Wahlerfolg der Partei nahm. s. Lidtke, *The Outlawed Party*, S. 188-91.
- 82 ebd. S. 242 ff. Hätte Bebel sich nicht so halsstarrig jeglichem Kompromiss widersetzt, der Reichstag hätte vermutlich die grössten Härten des Gesetzes eliminiert.
- 83 Ballhausen, *Bismarck-Erinnerungen*, S. 306.
- 84 s. oben Kap. IV.
- 85 s. Michael Stürmers Bemerkungen hierzu in: *Bismarck und die preussischdeutsche Politik* (München 1970), S. 227.
- 86 s. z.B. seinen Brief vom 24. Dezember 1886 an Bronsart von Schellendorf, Bismarck, *G.W. Vic*, S. 346.
- 87 Stürmer, *Bismarck und die preussisch-deutsche Politik*, S. 230.
- 88 Zur Entstehung des Kartells s. Kardorff, *Wilhelm von Kardorff*, S. 191 ff.
- 89 Erich Eyck legt einsichtig dar, dass das Tagebuch unter anderem auch die Schwäche der Bismarckschen Theorie aufzeigte, das Reich sei eine Schöpfung der Fürsten. Eyck, *Bismarck*, III, S. 539. Einzelheiten über den gegen den Herausgeber Heinrich Geffcken angestregten Prozess s. bei Raschdau, *Unter Bismarck und Caprivi*, S. 53.
- 90 Zu diesem Fall s. Frederic B. M. Hollyday, «Love Your Enemies! Otherwise Bite Them!», 'Bismarck, Herbert and the Morier Affair, 1888-9', *Central European History* (März 1968), S. 56.

- 91 Fontane, *Briefe*, II, S. 324.
- 92 s. oben S. 184.
- 93 Bismarck, *Politische Reden*, X, S. 16.
- 94 Frank, *Stoecker*, S. 184.
- 95 Ein ausgewogenes und sympathisches Bild Herbert von Bismarcks zeichnet Bußmann in seiner Einleitung zur *Privatkorrespondenz*.
- 96 Frank, *Stoecker*, S. 166; Kardorff, *Wilhelm von Kardorff*, S. 201.
- 97 Bismarck, *G. W.* XV, S. 466.
- 98 Eyck, *Bismarck*, III, S. 565.
- 99 Zum Kronrat s. Waldersee's Bemerkungen in: *Denkwürdigkeiten*, II, S. 96.
- 100 Die *Lückentheorie* behauptete, da die Verfassung von 1850 keine Regelung für den Fall vorsehe, daß die beiden Kammern sich nicht einigen konnten, müsse der Monarch von seiner Macht Gebrauch machen, um die Regierungsgeschäfte weiterzuführen, selbst wenn dies bedeutete, Steuern zu erheben, die von der Abgeordnetenversammlung nicht bewilligt worden waren. Zu Bismarcks konstitutioneller Theorie von 1890 s. bes. Zechlin, *Staatsstreichpläne*, S. 43–7, 58 f.
- 101 Schweinitz, *Denkwürdigkeiten*, II, S. 317.
- 102 Zechlin, *Staatsstreichpläne*, S. 26.
- 103 ebd. S. 8.
- 104 Waldersee zufolge warnte Bismarck den Kaiser Mitte Dezember vor möglichen sozialistischen Aufständen. *Denkwürdigkeiten*, II, S. 88. Im Hinblick auf die Absichten Bismarcks kommt Raschdau aufgrund seiner persönlichen Bekanntschaft mit dem Kanzler zu dem Schluß, daß dieser niemals an einen Staatsstreich unter Einschluß von Gewaltanwendung gedacht habe. Dieser Ansicht schließt sich Werner Pöls an, *Sozialistenfrage und Revolutionsfurcht in ihrem Zusammenhang mit den angeblichen Staatsstreichplänen Bismarcks* (Lübeck und Hamburg 1960).
- 105 *Im Ring der Gegner Bismarcks*, S. 346 f.
- 106 s. bes. Zechlin, *Staatsstreichpläne*, S. 72; Waldersee, *Denkwürdigkeiten*, II, S. 102, Fn; sowie *Aus dem Briefwechsel des Generalfeldmarschalls Alfred Grafen von Waldersee 1886–91*, Hrsg. H. O. Meisner (Berlin 1928), S. XIV und Nr. 214.
- 107 s. o. Kap. II, S. 69 f.
- 108 Hugo Graf Lerchenfeld-Koefering, *Erinnerungen und Denkwürdigkeiten* (Berlin 1935), S. 365.
- 109 s. John C. G. Röhl, 'Staatsstreichplan oder Staatsstreichbereitschaft? Bismarcks Politik in der Entlassungskrise', *Historische Zeitschrift* 203 (1966), S. 623.
- 110 Zechlin, *Staatsstreichpläne*, S. 32. Einige der kaiserlichen Vertrauten sprachen offen über die Notwendigkeit eines *Coups*, Philipp Eulenburg sprach von einem „Staatsstreich, [in dem] Schießen kaum vermieden werden könnte“ (Röhl, 'Staatsstreichplan', S. 613); Waldersee schrieb in sein Tagebuch: „Es bleibt nichts übrig, als das allgemeine Wahlrecht abzuschaffen. Ich will gern dabei mithelfen.“ (*Denkwürdigkeiten*, II, S. 106).
- 111 Zechlin, *Staatsstreichpläne*, S. 73–8.
- 112 Dieses Mißtrauen gegenüber Boetticher schien sich zu bestätigen, als der Kaiser dem eifrigen Beamten den Orden vom Roten Adler verlieh.

- 113 Die Tatsache, dass die Zusammenkunft mit Windthorst von Gerson Bleichröder arrangiert worden war, machte sie zu einem doppelten Affront für den Kaiser, der sich einem seiner Freunde gegenüber ziemlich erregt über «eine jüdisch-jesuitische Verschwörung» ausliess.
- 114 Waldersee, *Denkwürdigkeiten*, II, S. 114.
- 115 s. oben Kap. IV.
- 116 Graf von Wedel, *Zwischen Kaiser und Kanzler* (Leipzig 1943), S. 32-52. Holstein war schon 1885 zu der Überzeugung gelangt, dass Bismarcks Macht im Schwinden war. s. oben S. 151 f. sowie: *Die geheimen Papiere Friedrich von Holsteins*, II, S. 338.
- 117 Fontane, *Briefe*, II, S. 272.

VI. Religion, Erziehung und Kunst

- 1 ‚Komitat‘, in: *Neues deutsches Kommerzbuch* (3. Auflage, Frankfurt a.M. 1928), S. 303 f.
- 2 *Duineser Elegien* (8. Elegie). Zu diesem Zyklus s. Georg Lukacs, *Skizze einer Geschichte der neuen deutschen Literatur* (Berlin 1953), S. 119 f.
- 3 Friedrich Meinecke, *Erlebtes 1862-1901* (Leipzig 1941), S. 167 f.
- 4 D. F. Strauss, *Der alte und der neue Glaube* (1873), S. 297.
- 5 Nietzsche, *Unzeitgemässe Betrachtungen*, S. 9.
- 6 Über Ritschl (insbes. über seinen Beitrag zum zunehmenden Konservatismus der ev. Kirche) s. bes. Fischer in: *Probleme der Reichsgründungszeit*, S. 63-70.
- 7 Zur Tradition der sozialen Dienste in der katholischen Kirche und zur Arbeit von Kolping und Ketteler s. Vigner, *Ketteler*, und Birke, *Ketteler und Liberalismus*, passim.
- 8 s. Frank, *Stoecker*, S. 17.
- 9 s. oben Kap. V.
- 10 Er wurde im November 1891 entlassen, nachdem sich der Grossherzog von Baden beim Kaiser über eine Rede beschwert hatte, die er auf einem Parteitag der Konservativen in Karlsruhe gehalten und in der er die Juden heftig angegriffen hatte, s. Frank, *Stoecker*, S. 217 und Heuss, *Naumann*, S. 92.
- 11 Heuss, *Naumann*, S. 134.
- 12 s. Fischer in: *Probleme der Reichsgründungszeit*, S. 68.
- 13 Die vergleichbaren Quoten für Grossbritannien und Frankreich waren zu dieser Zeit 1 Prozent bzw. 4 Prozent. Offizielle statistische Angaben können allerdings nur *cum grano salis* genommen werden. Ralf Dahrendorf hat darauf hingewiesen (*Gesellschaft und Demokratie* S. 88), dass es wegen der Ausnahmeregelungen von der allgemeinen Schulpflicht selbst in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts unmöglich ist, festzustellen, wie hoch die Analphabetenrate in Deutschland wirklich ist, und dass es grosse Unterschiede zwischen Stadt und Land gibt.
- 14 Nietzsche, *Unzeitgemässe Betrachtungen*, S. 451 f.
- 15 Sowohl Langbehn als auch Lagarde befürchteten, dass der deutsche Geist an einer Übersättigung mit Lehrinhalten ersticken werde; sie glaubten, dass die Volksbildung sich nur auf die elementarsten Fertigkeiten beschränken sollte und dass eine

- ausgewählte christliche Elite einer besonderen spartanischen Erziehung unterworfen werden sollte, die mehr auf Körperbeherrschung und Volkstümlichkeit abstellen sollte als auf Bücherwissen; diese Elite sollte dann das Land beherrschen, s. Fritz Stern, *The Politics of Cultural Despair. A Study in the Rise of the Germanic Ideology* (Berkeley 1961), S. 102ff., 164ff., und die etwas zu respektvolle Darstellung der Lagardeschen Theorien bei Robert W. Lougee, *Paul de Lagarde, 1827-1891: A Study of Radical Conservatism in Germany* (Cambridge, Mass. 1962). S. 203-10.
- 16 Zu diesem ganzen Komplex und vielem von dem im Folgenden behandelten s. die informative Kurzdarstellung bei Richard Samuel und R. H. Thomas, *Education and Society in Modern Germany* (London 1949).
- 17 s. dazu *Verhandlungen der Direktoren-Versammlungen in den Provinzen des Königreichs Preussen seit dem Jahre 1879*, 40. Band, 13. Direktoren-Versammlung in den Provinzen Ost- und Westpreussen (Berlin 1892), S. 15 f., 64. s. auch Walter Consuelo Langsam in: *Nationalism and Internationalism: Essays Inscribed to Carleton J. H. Hayes*, Hrsg. Edward Mead Earle (New York 1950), S. 242-5. Bismarck war nicht frei von ähnlichen Anschauungen über die Verpflichtung der Schulen, den Sozialismus zu bekämpfen, s. *Klassenbuch 2: Ein Lesebuch zu den Klassenkämpfen in Deutschland 1850-1919*, Hrsg. Hans Magnus Enzensberger, Rainer Nitsche, Klaus Roehler und Winfried Schaffhausen (Darmstadt 1972), S. 116f.
- 18 Absolventen von Oberrealschulen und Realgymnasien konnten sich um die Zulassung zur Universität bewerben, hatten jedoch keinen Anspruch darauf. Und selbst wenn sie sich einschreiben durften, war es ihnen bis 1900 nicht gestattet, Staatsexamina zur Qualifikation für ein Amt abzulegen, ausser für das eines Lehrers für Mathematik, naturwissenschaftliche Fächer und moderne Sprachen an weiterführenden Schulen. Das ‚Monopol des Gymnasiums‘ wurde schliesslich als Folge einer langen Kampagne der ‚Realisten‘ gegen die ‚Humanisten‘ gebrochen; Genaueres darüber ist in der Autobiographie *Aus meinem Leben. Jugenderinnerungen* (Jena 1909) von Friedrich Paulsen nachzulesen, einem zähen Kämpfer der ‚realistischen‘ Partei. Auch die technischen Hochschulen mussten sich die Gleichberechtigung mit den Universitäten erst erkämpfen, und erst kurz vor der Jahrhundertwende erhielten sie das Recht, Dokortitel zu verleihen.
- 19 Hierüber s. Fritz Ringer, ‚Higher Education in Germany in the Nineteenth Century‘, *Journal of Contemporary History*, II, (1967), S. 123-38.
- 20 Dahrendorf, *Gesellschaft und Demokratie*, S. 124.
- 21 Ringer, ‚Higher Education‘, S. 136 f.
- 22 *Unzeitgemässe Betrachtungen*, S. 461.
- 23 Friedrich Paulsen, *Die deutschen Universitäten und das Universitätsstudium* (Berlin 1902), S. 63.
- 24 s. bes. Wilhelm von Humboldt, ‚Über die innere und äussere Organisation der höheren wissenschaftlichen Anstalten in Berlin‘ (1810), in: *Werke in fünf Bänden* (Darmstadt 1960-4), IV, S. 255-66. s. auch Friedrich Paulsens Definition im *Enzyklopädischen Handbuch der Pädagogik* (1895), wo er sagt: «Nicht der Stoff entscheidet über die Bildung, sondern die Form.»

- Zitiert nach Harry Pross, *Jugend, Eros, Politik. Die Geschichte der deutschen Jugendverbände* (Bern 1964), S. 47.
- 25 Der Nieder-, wenn nicht gar Untergang der Fakultät wurde von Walter Killy in seiner ‚Leichenrede auf eine Fakultät‘ gefeiert. *Die Zeit* (Hamburg), 28. Juni 1970.
 - 26 In Spielhagens *Sturmflut* sagte eine junge Frau: «Es gibt in diesem Moment nur drei Männer, welche man studiren und immer studiren muss: Bismarck, Hartmann und Wagner: die Politik der Gegenwart, die Musik der Zukunft, vermittelt durch die Philosophie des Unbewussten – da haben Sie die Signatur des Jahrhunderts.» (Buch II, Kap. 12).
 - 27 Hoefele, *Geist und Gesellschaft*, S. 308.
 - 28 Es gab Meinungsverschiedenheiten über seine Befähigung als Lehrer. Heinrich von Sybel nannte ihn einen «Lehrer von Gottes Gnaden», aber Andrew D. White, der ihn 1855-6 hörte, schilderte seine Vortragsweise als «das nuschelnde Ableiern einer Rhapsodie, welche die meisten meiner deutschen Kommilitonen, wie sie gestanden, nicht verstanden», und fügte hinzu: «Es war ein komischer Anblick: Ein halbes Dutzend Studenten um sein Pult gedrängt und an den Lippen des Professors hängend wie etwa eine Gruppe von Priestern, die dem Orakelspruch der Sybille lauschen, während die restlichen Studenten in allen möglichen Stadien der Entmutigung irgendwo im Saal verstreut sassen.» *The Autobiography of Andrew D. White* (2 Bde., New York 1905), I, S. 39. Eine neuere Einschätzung findet sich bei Gunter Berg, *Leopold von Ranke als akademischer Lehrer* (Göttingen 1968).
 - 29 Diese Leistung scheint Bismarck nicht beeindruckt zu haben, der 1884 sagte: «Es gibt zwei Gattungen von Historikern: Die einen machen die Wasser der Vergangenheit klar, so dass man auf den Grund sehen kann, die anderen machen diese Wasser trübe. Zu den ersteren gehört Taine, zu den letzteren Sybel.» Bismarck, *Gespräche*, II, S. 408 (mit Julius von Eckardt).
 - 30 H. Stuart Hughes hat darauf hingewiesen, dass Meineckes Interesse an der Geschichte als Idee und Problem eher von Droysen als von Dilthey herrührte, mit dem er erst später in seiner Universitätszeit bekannt wurde. *Consciousness and Society: The Reorientation of European Social Thought, 1890-1930* (New York 1958), S. 232.
 - 31 John Higham, Leonard Krieger und Felix Gilbert, *History* (Englewood, N.J., 1965), S. 344.
 - 32 Zu Brentano – abgesehen von seinen eigenen lebendig geschriebenen Memoiren: *Mein Leben im Kampf um die soziale Entwicklung Deutschlands* (Jena 1931) – s. Theodor Heuss, *Vorspiele des Lebens: Jugenderinnerungen* (Tübingen 1953), S. 217, sowie James J. Sheehan, *The Career of Lujo Brentano: A Study of Liberalism and Social Reform in Imperial Germany* (Chicago 1966).
 - 33 Gustav Freytag, *Die verlorene Handschrift*, Buch V, Kap. 1.
 - 34 Zu diesem Thema existiert eine Menge Literatur. Ausser Samuel und Thomas, *Education and Society* sind die brauchbarsten Werke Friedrich Paulsen, *Aus meinem Leben*, Brentanos Memoiren sowie Fritz K. Ringer, *The Decline of the German Mandarins: The German Academic Community, 1890-1933* (Cambridge, Mass. 1969). s. auch Richard Hofstadter und Walter P. Metzger, *The Development*

- of *Academic Freedom in the United States* (New York 1955), S. 383-407.
- 35 Brentano, *Mein Leben*, S. 217.
- 36 *Wilhelm und Caroline von Humboldt in ihren Briefen*. Hrsg. Anna von Sydow (7 Bde., Berlin 1906-16), II, S. 19.
- 37 Paulsen, *Aus meinem Leben*, S. 365 (englische Ausgabe, New York 1938).
- 38 Eine ausführliche Darstellung des Hintergrunds und der Auswirkungen des Falles Spahn sowie der schwierigen Verhandlungen mit dem Vatikan findet sich bei John Eldon Craig, ‚A Mission for German Learning: the University of Strassburg and Alsatian Society, 1870-1918‘ (*Diss. Stanford Univers.* 1973).
- 39 Paulsen, *Aus meinem Leben*, S. 385.
- 40 Tönnies war in jeder Beziehung ein schwieriger Fall. Er hoffte einerseits, die Veröffentlichung seiner Arbeit *Gemeinschaft und Gesellschaft* werde seine Karriere befördern, andererseits gestand er Friedrich Paulsen im März 1889, dass er Schwierigkeiten kommen sehe, da er den persönlichen Treueeid auf den preussischen König nicht leisten könne, wie es von öffentlich Bediensteten erwartet wurde, weil dies gegen seine Auffassung von «philosophischer Freiheit» verstossen würde, s. *Tönnies-Paulsen Briefwechsel* (Kiel 1961), S. 303 f. Max Weber glaubte, Althoff habe 1893 seine Berufung nach Freiburg zu hintertreiben versucht, s. Wolfgang Mommsen, *Max Weber und die deutsche Politik* (Tübingen 1959), S. 3; sowie Arthur Mitzman, *The Iron Cage: An Historical Interpretation of Max Weber* (New York 1970), S. 110ff. Die Standardbiographie ist Arnold Sachse, *Althoff und sein Werk* (Berlin 1928).
- 41 Paulsen, *Aus meinem Leben*, S. 365.
- 42 Stern, *The Politics of Cultural Despair*, S. 166.
- 43 Brentano, *Mein Leben*, S. 200-5.
- 44 ebd. S. 221.
- 45 Kenneth Barkin, ‚Adolf Wagner und and German Industrial Development‘, *Journal of Modern History*, XII (1969), S. 144.
- 46 Hierüber und über die darauffolgende Kontroverse s. *Der Berliner Antisemitismusstreit*, Hrsg. W. Boehlich (Sammlung Insel 1965), wo Treitschkes Artikel zusammen mit den Antworten abgedruckt ist, die er auslöste; Heuss, *Mommsen und das 19. Jahrhundert*, S. 200-4; L. Wichert, ‚Theodor Mommsen und Jacob Bernays‘, *Historische Zeitschrift* 205 (1969), S. 265.
- 47 s. Ringer, *Decline of the Mandarins*, S. 135-7.
- 48 Über Treitschke als Lehrer s. die Biographien von Bussmann und Dorpalen sowie die Einleitung des Herausgebers zu Craigs Ausgabe der *History*.
- 49 Gerlach, *Von rechts nach links*, S. 68. Vergleiche auch die Stelle in Paulsen, *Aus meinem Leben*. «Treitschke riss seine Zuhörer durch das wuchtige Pathos seines Vortrags zu leidenschaftlicher Teilnahme hin, dem, der zum erstenmal seine monoton-hohle Stimme hörte, fast zum Erstaunen. Ich habe ihn nur noch einmal ... in Berlin gehört: unglücklicherweise behandelte die Vorlesung gerade englische Verhältnisse; mir wurden die Invektiven, mit denen er in blindem Hass englische Philosophie und Denkweise überschüttete, so unerträglich, dass ich den Hörsaal verliess. Sein unbändiges Temperament machte ihn für historische Gerechtigkeit in einem ganz ungewöhn-

- lichen Maße unfähig; es gab für ihn nur zwei Kategorien: für und gegen die gute Sache; und gegen das, was gegen die gute Sache d.h. nur die preußische Sache war, war alles erlaubt. Womit eigentlich England seinen inbrünstigen Haß sich zugezogen hatte, ich weiß es nicht: er kannte keine Grenzen. Ich höre noch, wie er bei der Kunde von dem Fall Chartums und dem Tode Gordons im Sprechzimmer der Berliner Universität in laute Jubeltöne ausbrach: so sei es recht und so müsse es jedem ergehen! Da er taub war, war es unmöglich, ihm zu erwidern: er hörte immer nur sich selbst, und das steigerte die Maßlosigkeit seiner Affekte.“ (S. 157 f.)
- 50 Zu den zeremoniellen Aspekten des Biertrinkens und zu seinen Wirkungen s. die Ansichten des Gymnasialdirektors Max Nath aus den 80er Jahren, zitiert in: Harry Pross, *Jugend, Eros, Politik*, S. 48 ff. s. auch Hermann Sudermanns Roman über die Bismarckzeit *Der tolle Professor* (1926); Karl Kraus, *Die letzten Tage der Menschheit*, Akt IV, Szene 6; Gerlach, *Von rechts nach links*, S. 56; zur Reaktion von Max Webers Mutter auf sein Erscheinungsbild nach drei Semestern in Heidelberg s. Mitzman, *The Iron Cage* (New York 1970), S. 24.
- 51 s. bes. Heuß, *Naumann*, S. 40, 310.
- 52 Einleitung zur Everyman-Edition von *Anna Karenina*, zitiert in: J. P. Stern, *Re-Interpretations: Seven Studies in Nineteenth Century German Literature* (London 1964), S. 316.
- 53 s. Robert Minder, *Dichter in der Gesellschaft. Erfahrungen mit deutscher und französischer Literatur* (Frankfurt a. M. 1966), S. 20.
- 54 Lange, *Berlin zur Zeit Bebels und Bismarcks*, S. 570 ff.
- 55 *Deutsche Sozialgeschichte: Dokumente und Skizzen*, Bd. II: 1870–1914, Hrsg. Gerhard A. Ritter und Jürgen Kocka (München 1974), S. 422.
- 56 Albert Soergel und Curt Hohoff, *Dichtung und Dichter der Zeit: Vom Naturalismus bis zur Gegenwart* (überarb. Ausg., 2 Bde., Düsseldorf 1961), I, S. 296.
- 57 Lily Braun, *Memoiren einer Sozialistin* (2 Bde., Berlin o. J.), II, S. 149 f.
- 58 s. J. P. Sterns Vergleich der drei Romane in: *Re-Interpretations*, S. 315 ff.
- 59 Fontane, *Sämtliche Werke*, VII, S. 391.
- 60 s. Otilie Bader, *Ein steiniger Weg. Lebenserinnerungen* (Berlin 1931), S. 32 f.
- 61 Helene Lange, *Lebenserinnerungen* (Berlin 1922), S. 196 f.
- 62 Soergel und Hohoff, *Dichtung und Dichter*, I, S. 299. s. Richard Hamann und Jost Hermand, *Naturalismus* (Berlin 1966), S. 73 ff.
- 63 Über Courths-Mahler s. bes. Gustav Sichelschmidt, *Hedwig Courths-Mahler, Deutschlands erfolgreichste Autorin: Eine literarisch-soziologische Studie* (Bonn 1967)
- 64 Soergel und Hohoff, *Dichtung und Dichter*, I, S. 303.
- 65 Ritter und Kocka, *Sozialgeschichte*, II, S. 422 ff.
- 66 ebd. S. 426.
- 67 Heinrich Hart, ‚Fürst Bismarck und sein Verhältnis zur deutschen Literatur‘, *Gesammelte Werke*, III (Berlin 1907), S. 257.
- 68 Carleton J. H. Hayes, *A Generation of Materialism, 1871–1900* (New York 1941), Kap. 3, 4, 9.
- 69 Nietzsche, *Götzendämmerung*, S. 122.

- 70 Conrad Alberti, *Die Alten und Jungen* (1889), Buch 1, Kap. 2.
- 71 Robert Minder, *Kultur und Literatur in Deutschland und Frankreich* (Frankfurt a. M. 1962), S. 5-43.
- 72 In Wilhelm Raabes *Horacker* (1876) ist ein Oberlehrer Dr. Neubauer damit beschäftigt, ein Gedicht über die Schlacht von Königgrätz zu verfassen, es ist jedoch klar, dass seine Kollegen das Unterfangen (ebenso wie der Autor selbst) als einen Scherz betrachten und nicht erwarten, dass er über die eine unsterbliche Zeile «Schrecklich metzelt jetzt Steinmetz Schweinschädel erstürmend» hinauskommen wird. Einer von ihnen sagt: «Ob der Hexameter und die historischen Tatsachen richtig sind, weiss ich augenblicklich nicht und will ich auch nicht wissen.» (Kap. 5) Unter den Malern gab es Ausnahmen von dem oben Gesagten. Anton von Werner, der Urvater des sogenannten ‚Trompeter-von-Säckingen-Stils‘, malte unter anderem Schlachtpanoramen von Gravelotte und St. Privat sowie das x-fach reproduzierte Gemälde vom Berliner Kongress, s. Walter Kiaulehn, *Berlin: Schicksal einer Weltstadt* (München und Berlin 1958), S. 298. Adolf Menzel, ein besserer Maler als Werner, erntete das Lob Franz Mehrings, er sei einer der ersten Künstler gewesen, die ein realistisches Abbild der industriellen Sphäre geschaffen hätten, so etwa mit seinem Bild *Das Eisenwalzwerk* (1875). Mehring, *Aufsätze zur Literaturgeschichte*, S. 333.
- 73 Hamann und Hermand, *Gründerzeit*, S. 255.
- 74 Schieder, *Kaiserreich*, S. 59. In Spielhagens *Sturmflut* (Buch III, Kap. 8) liefert Schönau, indem er eine originelle Mischung aus Hartmann und Schopenhauer verwendet, die mit Anspielungen auf den *Venusberg* und den *Taub ertrank* angereichert ist, eine ironische Verteidigung Wagners als eines Künstlers, der den hervorstechenden Zug des Zeitalters zum Ausdruck bringe, nämlich «die tiefe Überzeugung von der Nichtnützigkeit dieses unseres Erdenlebens; und als Correlat dazu: das bewusst-unbewusste Sich-Sehnen nach dem Nirwana ... in welchen sie auch zweifellos flüchten würde, wenn der Wille nicht wäre ... der nichts weiter will ... als den schäumenden Kelch des Lebens ... ausschürfen, bis auf den letzten bitteren Tropfen.»
- 75 s. Max Halbes Erinnerungen an seine Jugend in München in: Hoefele, *Geist und Gesellschaft*, S. 229.
- 76 Zwischen 1871 und 1885 wuchs die Einwohnerzahl Berlins von 862'341 auf 1'315'287. Die Hochstimmung, welche die Menschen in dieser geschäftigen Metropole beseelte, beschreibt Alberti in seinem Roman *Die Alten und Jungen* (Kap. 1), wo er sich über «diese nervöse, unaufhörlich zitternde Berliner Luft» auslässt, «die auf den Menschen wirkt wie der Alkohol, das Morphinum, das Cocain, erregend, belebend, abspannend, tödtend: die Luft der Weltstadt».
- 77 Hamann und Hermand, *Naturalismus*, S. 12-20, 278-82.
- 78 ebd. S. 21-3, 60, 323, sowie Kiaulehn, *Berlin*, S. 308. Weniger hilfreich ist Donald Drew Egbert, *Social Radicalism and the Arts: Western Europe* (New York 1970), S. 594, 621.
- 79 Hamann und Hermand, *Naturalismus*, S. 265.
- 80 ebd. S. 284.
- 81 Walter Hasenclever, *Der politische Dichter* (1945).

- 82 Ronald Gray, *The German Tradition in Literature, 1871-1945* (Cambridge 1965), S. 1.
- 83 s. Arnold Hauser, *The Social History of Art* (4 Bde., New York 1958), IV, S. 166-70; *Impressionismus*, Hrsg. Richard Hamann und Jost Hermand (Berlin 1966), S. 7, sowie ausführlicher Georg Lukacs, *Deutsche Literatur im Zeitalter des Imperialismus* (Berlin 1946), Kap. 3.
- 84 Detlev von Liliencron, *Der Heidegänger* (1891), ‚Ich war so glücklich‘.
- 85 Alfred Kerr, *Die Welt im Drama*, Hrsg. Gerhard F. Hering (Köln und Berlin 1964), S. 231. s. jedoch Wilhelm Emrich, ‚Immanuel Kant und Frank Wedekind‘, *Die Welt der Literatur* (Hamburg), 6. August 1964, und Willy Haas, ‚Den Blicken der Philister preisgegeben‘, *Die Welt* (Hamburg), 24. Juli 1964.
- 86 Frank Wedekind, *Prosa, Dramen, Verse* (München 1960), S. 43, ‚Erdgeist‘.
- 87 Carl Sternheim, *Gesamtwerk*, Hrsg. Wilhelm Emrich (Neuwied 1964 f.), I, S. 285 (Akt III, Szene 2).
- 88 *Der Untertan*, Kap. 1 Ende.
- 89 Bernard S. Meyers, *The German Expressionists: A Generation in Revolt* (Kurzausgabe, New York 1966), S. 61.
- 90 Thomas Mann entschied sich, den Ersten Weltkrieg als ein weiteres Kapitel im Kampf zwischen «Musik und Politik, ... Deutschtum und Zivilisation» zu betrachten (wobei Zivilisation in seinem Sprachgebrauch ein Schimpfwort darstellte), s. Thomas Mann, *Betrachtungen eines Unpolitischen* (Frankfurt a.M. 1956), S. 24. Es war kein Zufall, dass revolutionäre literarische Bewegungen in Deutschland stets die Musik entweder ablehnten oder ihr misstrauten. Das galt für das Junge Deutschland: Gutzkow sprach von der Musik verächtlich als der nutzlosen Ausübung einer zufälligen Fertigkeit. Die Naturalisten misstrauten ihr, weil sie zu romantisch war, um der Sache der Wahrheit dienstbar sein zu können. Heinrich Hart meinte, sie sei unzuverlässig und rufe primitive Instinkte wach.
- 91 *Der Untertan*, Kap. 5 Ende.
- 92 Heinrich Mann, ‚Geist und Tat‘ (1910), in: *Essays* (Berlin 1960), S. 13.

VII. Der neue Kurs und die Schwächung der europäischen Position Deutschlands 1890-1897

- 1 ‚Es war einmal‘, in: Alfred Kerr, *Caprichos: Strophen des Nebenstroms* (Berlin 1926), S. 185.
- 2 *Die geheimen Papiere Friedrich von Holsteins*, III, S. 516.
- 3 *Letters of the Empress Frederick*, Hrsg. Sir Frederick Ponsonby (London 1929), S. 20.
- 4 Graf Zedlitz-Trützschler, *Zwölf Jahre am deutschen Kaiserhof* (Berlin 1924), S. 8.
- 5 s. hierzu die Beispiele in: *Das Wilhelminische Deutschland: Stimmen der Zeitgenossen*, Hrsg. Georg Kotowski, Werner Pöls und Gerhard A. Ritter (Frankfurt a. M. und Hamburg 1965), S. 11-15.
- 6 ‚ER‘, in Kerr, *Caprichos*, S. 97.

- 7 Diese hatten manchmal unangenehme Folgen. So z.B. im Fall des Leutnants von Hahnke, der aus Verbitterung über das Benehmen des Kaisers ihm gegenüber einen Zwischenfall verursachte und schliesslich Selbstmord beging. J.C.G. Röhl, *Germany without Bismarck: The Crisis of Government in the Second Reich, 1890-1900* (Berkeley 1967), S. 29.
- 8 *Die geheimen Papiere Friedrich von Holsteins*, III, S. 343.
- 9 *Die Reden Kaiser Wilhelms II.*, Hrsg. Johannes Penzler (4 Bde., Leipzig 1897-1913), I, S. 171.
- 10 ebd. S. 275.
- 11 *Die geheimen Papiere Friedrich von Holsteins*, III, S. 376.
- 12 Waldersee, *Denkwürdigkeiten*, II, S. 145.
- 13 *Die Weithühne*, xxii (1926), 2, S. 751.
- 14 Vielleicht war diese Vorliebe ein Zeichen für die tiefgreifende Unsicherheit Wilhelms. Broch fährt fort: «Eine richtige Uniform gibt ihrem Träger eine deutliche Abgrenzung seiner Person gegenüber der Umwelt; sie ist wie ein hartes Futteral, an dem Welt und Person scharf und deutlich aneinander stossen und voneinander sich unterscheiden; es ist ja der Uniform wahre Aufgabe, die Ordnung in der Welt zu zeigen und zu statuieren und das Verschwimmende und Verfliessende des Lebens aufzuheben, so wie sie das Weichliche und Verschwimmende des Menschenkörpers verbirgt, seine Wäsche, seine Haut überdeckt, und der Posten auf Wache hat die weissen Handschuhe überzuziehen. So wird dem Mann, der des Morgens seine Uniform bis zum letzten Knopf geschlossen hat, tatsächlich eine zweite und dichtere Haut gegeben und es ist, als ob er in sein eigentliches und festeres Leben zurückkehre. Abgeschlossen in seinem härteren Futteral, verschlossen mit Riemen und Klammern, beginnt er seines eigenen Untergewandes zu vergessen und die Unsicherheit des Lebens, ja das Leben selbst rückt fernab.»
- 15 Zu all dem s. Craig, *Prussian Army*, S. 238 ff.
- 16 s. oben Kap. V, S. 189.
- 17 Johannes Haller, *Aus dem Lehen des Fürsten Philipp zu Eulenburg-Hertefeld* (Berlin 1924), S. 245.
- 18 Es war nichts Ungewöhnliches, dass ein General an der Spitze der Marine stand. Auch Caprivi's Vorgänger Ulrich von Stosch war Soldat gewesen. Zum Rücktritt Caprivi s. H. O. Meisner, 'Der Reichskanzler Caprivi', *Zeitschrift für die gesamte Staatswissenschaft*, III (1955).
- 19 s. J. Alden Nichols, *Germany after Bismarck: The Caprivi Era, 1880-1894* (Cambridge 1958), S. 29 ff.
- 20 Hierzu s. Rich, *Holstein*, I, S. 316.
- 21 s. u.a. Raschdau, *Unter Bismarck und Caprivi*, S. 142 f.
- 22 s. Schweinitz, *Denkwürdigkeiten*, II, S. 435 ff.
- 23 s. die Bemerkungen Caprivi's über Holstein, wie sie Radowitz in: *Aufzeichnungen und Erinnerungen*, II, S. 326 f. referiert.
- 24 Raschdau, *Unter Bismarck und Caprivi*, S. 142.
- 25 s. Kurd von Schlözer, *Petersburger Briefe*, Hrsg. Leopold von Schlözer (Stuttgart 1921) sowie ders., *Letzte römische Briefe*, S. 183 ff.
- 26 Schweinitz schreibt, er habe Caprivi gesagt, «eine Persönlichkeit, welche nicht ganz richtig im Kopfe sei, übe zu grossen Einfluss [im Aussenministerium] aus»

- (*Denkwürdigkeiten* II, S. 443). Er erzählte seiner Frau, er habe den Kanzler auch gewarnt, «die Holstein-Kiderlensche Misswirtschaft schade dem kaiserlichen Dienste, alles werde nach persönlichen Begünstigungen oder Abneigungen gemacht, nur unbedeutende Menschen würden herangezogen usw.» Caprivi meinte, er könne nichts dagegen unternehmen. Rogge, *Holstein und Hohenlohe*, S. 395. Zur Angst Holsteins vor Radowitz und Schweinitz s. Hatzfeldt, *Nachgelassene Papiere*, II, S. 766 f.
- 27 Ende des Jahres 1876 zog Werder sich den Zorn Bismarcks zu, weil er sein Amt in St. Petersburg missbrauchte. Einzelheiten dazu bei Craig, *Prussian Army*, S. 263 ff.
- 28 s. Rich, *Holstein*, I, S. 404 Fn.
- 29 s. unten Kap. VIII, S. 325.
- 30 s. Wedel, *Zwischen Kaiser und Kanzler*, S. 190 f.; Waldersee, *Denkwürdigkeiten*, II, S. 303 f., 310, 316.
- 31 Raschdau, *Unter Bismarck und Caprivi*, S. 227f.
- 32 Einzelheiten dazu bei Rich, *Holstein*, I, S. 403 ff. Der Mann, der die Artikel eingab, war allem Anschein nach der Geheime Legationsrat von Bothmer aus dem Ausenministerium, ein Bismarckianer und Freund Raschdaus. s. Ernst Jäckh, *Kiderlen-Wachter der Staatsmann und Mensch* (2 Bde., Berlin 1925), I, S. 98.
- 33 Zu den Verhandlungen über diese Vereinbarung und zu ihren Bestimmungen s. William Langer, *The Diplomacy of Imperialism* (überarb. Auflage, New York 1951), S. 6f. Zu ihrer Unpopularität in Deutschland s. Hatzfeldt, *Nachgelassene Papiere*, II, S. 782 ff. und Fussnoten.
- 34 Lady Gwendolen Cecil, *Life of Robert Marquis of Salisbury* (4 Bde., London 1921-32), IV, S. 374 f. Zu den Versuchen Hatzfeldts, ihn für eine Unterstützung Italiens zu gewinnen, S. Hatzfeldt, *Nachgelassene Papiere*, II, S. 793 f., 798 f., 807.
- 35 Das gegenseitige Handelsabkommen von 1892 war das Mittel, mit dem Caprivi dieser Forderung nachkam. s. unten, Kap. VIII, S. 280.
- 36 Die italienisch-französischen Beziehungen hatten infolge der Erneuerung des Dreibunds einen Tiefpunkt erreicht, und die Angst Crispis vor einem französischen Angriff auf den Hafen La Spezia schien nicht ganz unbegründet.
- 37 Rich, *Holstein*, I, S. 338.
- 38 G. P. VIII, S. 89.
- 39 s. unten, Kap. VIII, S. 287.
- 40 Zur wachsenden Unzufriedenheit der öffentlichen Meinung mit der Politik der Reichsregierung s. Sontag, *Germany and England*, Kap. 9.
- 41 s. Hatzfeldt, *Nachgelassene Papiere*, II, S. 919ff., 930f., 940ff., 947ff. Die Reaktion erfolgte in Form einer Flottenvermehrung, aber erst, als Gladstone im März 1894 zurückgetreten war. Er hatte alle vorher unternommenen Anläufe in diese Richtung mit dem Argument blockiert, die Flotte sei stark genug, «um alle die Zwecke zu erfüllen, für die sie da ist», s. Langer, *Diplomacy of Imperialism*, S. 49.
- 42 Hans-Jürgen Puhle, *Agrarische Interessenpolitik und der preussische Konservatismus im Wilhelminischen Reich 1893-1914* (Hannover 1966), S. 229, Fn. 19. Caprivi verhandelte schon seit 1891 mit den Russen, dem Jahr, in dem er seine ande-

- ren gegenseitigen Handelsabkommen geschlossen hatte (s. unten Kap. VII). 1893 hatten politische Beweggründe die wirtschaftlichen abgelöst.
- 43 Rich, *Holstein*, I, S. 358. Was die Meerengen betraf, so erklärte der Kaiser dem österreichischen Aussenminister Kálnoky im September 1893 in Beantwortung der Frage, was Deutschland tun werde, wenn Russland sie angriff, es würde dies für Deutschland kein *casus belli* sein. s. *G. P.*, IX, Nr. 2138, 2145.
- 44 s. unten Kap. VIII, S. 288.
- 45 Hermann von Eckardstein, *Lebenserinnerungen und politische Denkwürdigkeiten* (2 Bde., Leipzig 1919-20), II, S. 161.
- 46 Walter Frank, ‚Der Geheime Rat Paul Kayser‘, *Historische Zeitschrift*, 168 (1943), S. 320; Erich Eyck, *Das persönliche Regiment Wilhelms II.* (Zürich 1948), S. 112 ff.
- 47 Sontag, *Germany and England*, S. 286; s. z.B. Hatzfeldt, *Nachgelassene Papiere*, II, S. 982 ff.
- 48 *G. P.* IX, Nr. 216 ff.; William L. Langer, *The Franco-Russian Alliance, 1890-1894* (Cambridge, Mass., 1929), S. 376-9.
- 49 Holstein selbst scheint mit der Angelegenheit verhältnismässig wenig zu tun gehabt zu haben, da er durch die *Kladderadatsch-Affäre* und die handelspolitischen Verhandlungen mit den Russen in Anspruch genommen war: s. Rich, *Holstein*, I, S. 364 Fn.
- 50 Das Handelsabkommen wurde im März 1894 ratifiziert.
- 51 *G. P.* IX, S. 144; mehr zur Position Deutschlands ebd. S. 133 ff.; s. auch Langer, *Diplomacy of Imperialism*, S. 52-6.
- 52 Die Samoa-Inseln wurden einem Vertrag von 1889 zufolge gemeinsam von Grossbritannien, Deutschland und den Vereinigten Staaten verwaltet. Im März 1894 gab es einen Aufstand, und die Deutschen waren der Meinung, die US-Regierung wünsche sich aus dem Verwaltungsrat zurückzuziehen. Dies verleitete sie dazu, bei den Briten vorzusprechen und sie praktisch aufzufordern, sich ebenfalls zurückzuziehen, so dass Deutschland die alleinige Hoheit behalten würde. Damit, so erklärte Marschall gegenüber Hatzfeldt, würde man der öffentlichen Meinung in Deutschland gewaltig imponieren; s. Paul M. Kennedy, *The Samoan Tangle* (New York 1974), S. 108 ff.
- 53 Rich, *Holstein*, I, S. 374.
- 54 Im August 1894 kam es zwischen Japan und China zum Krieg um Korea. Die Japaner bewiesen schnell ihre Überlegenheit, und im Januar 1895 ersuchten die Chinesen um Frieden. Die von Japan auferlegten Bedingungen waren so weitgehend, dass die in Fernost engagierten europäischen Mächte beunruhigt waren und Frankreich und Russland intervenierten. Wilhelm II. war schon von einem frühen Zeitpunkt an überzeugt, dass es unter den gegebenen Umständen zu einem allgemeinen Tauziehen um die Aufteilung des Landes kommen würde, bei dem England voranginge, und er bestand darauf, dass auch Deutschland intervenieren solle, obgleich es in Fernost praktisch weder wirtschaftliche noch andere Interessen zu verteidigen hatte. Eine ätzende Kritik am deutschen Eingreifen findet sich bei Erich Brandenburg, *From Bismarck to the World War* (Oxford 1933), S. 53 ff. s. auch Langer, *Diplomacy of Imperialism*, S. 167 ff. und insbesondere S. 177 ff.

- 55 Bei einem Gespräch mit dem britischen Militärattaché Colonel Swaine am 24. Oktober 1895 erhob der Kaiser diese Anschuldigung, anscheinend unter Bezugnahme auf eine Rede Lord Salisburys vom 15. August, in der der englische Premier Zweifel geäußert hatte, ob die europäischen Mächte den Bestand des Osmanischen Reichs für immer und ewig würden erhalten können.
- 56 Die beste Darstellung dieser Kontroverse findet sich bei Langer, *Diplomacy of Imperialism*, S. 101–44.
- 57 Sontag, *Germany and England* S. 294. s. auch *G. P.*, VIII, S. 129–33, 452, 455 ff., 463 ff.
- 58 s. Brandenburg, *From Bismarck to the World War*, S. 64 f.; Langer, *Diplomacy of Imperialism*, S. 186.
- 59 Rich, *Holstein*, I, S. 370. s. Hatzfeldt, *Nachgelassene Papiere*, II, S. 984 f.
- 60 Chlodwig Fürst zu Hohenlohe-Schillingsfürst, *Denkwürdigkeiten der Reichskanzlerzeit*, Hrsg. K. A. von Müller (Stuttgart 1931), S. 8, 16, 52.
- 61 ebd. S. 58.
- 62 Waldersee, *Denkwürdigkeiten*, II, S. 347.
- 63 Rich, *Holstein*, I, S. 373 f.
- 64 Langer, *Diplomacy of Imperialism*, S. 219.
- 65 s. bes. Friedrich Thimme, ‚Die Krüger-Depesche‘, *Europäische Gespräche* (Mai-Juni 1924), S. 201–44; K. Lehmann, ‚Die Vorgeschichte der Krügerdepesche‘, *Archiv für Politik und Geschichte*, V (1925).
- 66 Hohenlohe, *Reichskanzlerzeit*, S. 151, sowie unten S. 298 f.
- 67 Die Truppen, die eingesetzt werden sollten, waren allem Anschein nach Marineeinheiten. Bei der Zusammenkunft vom 3. Januar 1896, auf der über die angemessene Antwort auf den Jameson-Überfall debattiert wurde, waren die drei Marinechefs, jedoch kein Vertreter des Heeres anwesend. s. Lehmann, ‚Vorgeschichte‘, S. 171. Der Vorschlag eines Glückwunschtelegramms wurde vom Kaiser am Schluß der Zusammenkunft vom 3. Januar angenommen. Der Text wurde von Paul Kayser entworfen, während der Kaiser einige Korrekturen vornahm und unter anderem auch den letzten Satz beitrug. Als der im Vorzimmer wartende Holstein Einwendungen machte, sagte Marschall: „Ach lassen Sie doch; Sie wissen ja gar nicht, was da drin alles vorgeschlagen wird, dies ist noch das wenig Schlimmste“, *Die geheimen Papiere Friedrich von Holsteins*, I, S. 161.
- 68 s. *G. P.* XI, Nr. 2610.
- 69 Langer, *Diplomacy of Imperialism*, S. 242.
- 70 Eine gründliche Analyse findet sich ebd., S. 243 ff., nebst vielen illustrativen Details.
- 71 ebd. S. 243. Im Dezember 1896 schrieb Hatzfeld an Marschall und schilderte den Schaden, den die Transvaalkrise in den deutsch-englischen Beziehungen angerichtet hatte. *Nachgelassene Papiere* II. S. 1007 ff.
- 72 J. E. Clapham, *The Economic Development of France and Germany, 1815–1914* (London 1936), S. 393.
- 73 Gustav Stolper, *German Economy, 1870–1940* (New York 1940), S. 55 ff.
- 74 s. unten Kap. VIII, S. 304.
- 75 Henry Cord Meyer, *Mittleuropa in German Thought and Action, 1815–1945* (Den Haag 1955), S. 101 f.

VIII. Politische Parteien, Interessengruppen und das Versagen des Reichstags 1890-1914

- 1 ‚Die ländliche Arbeitsverfassung‘ in: Max Weber, *Gesammelte Aufsätze zur Sozial- und Wirtschaftsgeschichte* (Tübingen 1924), S. 468.
- 2 Sternheim, *Gesamtwerk*, I, S. 89.
- 3 Nichols, *Germany after Bismarck*, S. 43 f.
- 4 Röhl, *Germany without Bismarck*, S. 75.
- 5 Die Propaganda für die Gründung einer solchen Interessengemeinschaft setzte zu Beginn des Jahres 1892 ein, und im Februar 1893 wurde der Bund der Landwirte ins Leben gerufen, s. Puhle, *Agrarische Interessenpolitik*, S. 32 ff.
- 6 Zur Geschichte der Konservativen Partei während dieser Jahre s. Walter Tormin, *Geschichte der deutschen Parteien seit 1848* (Stuttgart 1966), S. 99 f., und ausführlicher Ludwig Bergsträsser, *Geschichte der politischen Parteien in Deutschland* (München 1965).
- 7 Zum Schulgesetz s. Nichols, *Germany after Bismarck*, Kap. 5. Zur bedeutsamen Rolle, die Holstein bei der Suche nach einer gemässigten Lösung spielte, s. Rich, *Holstein*, I, S. 379-85.
- 8 Miquel hatte beim Aufbau der Nationalliberalen Partei eine bedeutsame Rolle gespielt und ihr durch seine berühmte Erklärung nach Königgrätz die Richtung gewiesen: «Die Zeit der Ideale ist vorbei. Heute müssen die Politiker weniger als bisher fragen, was wünschenswert ist, sondern vielmehr, was möglich ist.» Zu seiner Laufbahn s. die Biographie von Herzfeld und diejenige von Mommsen (Stuttgart 1928); sowie, was seine finanzpolitischen Leistungen betrifft, W. Geiger, *Miquel und die preussische Steuerreform 1890-93* (Groppingen 1934). Er war der geistige Schöpfer der sogenannten Sammlungspolitik, die er in einem Brief an Waldersee 1897 mit den Worten definierte: «Die grosse Aufgabe der Gegenwart ist es, ohne Vorurteil ... alle diejenigen Elemente zusammenzuscharren, die für den Staat eintreten, und sich so für den unvermeidlichen Kampf gegen die sozialdemokratische Bewegung zu wappnen». Herzfeld, *Miquel*, II, S. 183 f.
- 9 Die Befürchtungen Holsteins waren vermutlich nicht übertrieben. Die Bismarcks hatten seine Rolle bei der Entlassung des Kanzlers nicht vergessen, und Herbert von Bismarck schilderte ihn als «eine erbärmliche Personifizierung eitelster und kleinlichster Selbstsucht». *Privatkorrespondenz*, S. 573.
- 10 Röhl, *Germany without Bismarck*, S. 83 f.
- 11 In der Bismarck-Fronde herrschten verschiedene Vorstellungen darüber, wie eine Rückkehr zur Macht aussehen würde. Nach Holsteins Ansicht ging die Mehrheit davon aus, dass Bismarck selbst kein Amt übernehmen, sondern lediglich als geistiger Kopf hinter einer Regierung stehen würde, in der Herbert von Bismarck Aussenminister und Waldersee Reichskanzler wäre. Rogge, *Holstein und Hohelohe*, S. 391.
- 12 Zu dieser Reise und ihren politischen Nachbeben s. Rich, *Holstein*, I, S. 385-90; Nichols, *Germany after Bismarck*, S. 195-204; Waldersee, *Denkwürdigkeiten*, II, S. 240. Das Verhalten des deutschen Botschafters in Wien, Fürst Heinrich VII. von Reuss, der Herbert von Bismarck indirekt bat, seine Hochzeit doch woanders

- zu feiern, damit seine Stellung nicht etwa in Gefahr geriet, war für den Bräutigam ein schlagendes Beispiel für «byzantinische Feigheit», und er sagte seinem Vater, er werde die Briefe, die er von Reuss und dessen Frau erhalten hatte, als «kulturgeschichtliche Streiflichter aus unserer Zeit» aufbewahren. *Privatkorrespondenz*, S. 575.
- 13 s. oben Kap. VII, S. 263.
- 14 L.K.G.W. Rüdt von Collenberg, *Die deutsche Armee von 1871 bis 1914, Forschungen und Darstellungen aus dem Reichsarchiv*, Heft 4 (Berlin 1922), S. 45.
- 15 Huber, *Heer und Staat*, S. 270.
- 16 Waldersee, *Denkwürdigkeiten*, II, S. 214 f.
- 17 Caprivi suchte das Gesetz dadurch populär zu machen, dass er einen extremen Nationalisten, August Keim, beauftragte, Propagandaartikel dafür zu schreiben, was dieser mit grossem Erfolg tat. s. Röhl, *Germany without Bismarck*, S. 11. Gleichwohl musste er von der geforderten Vermehrung 12 770 Mann abstreichen. Die Folge war, dass es weiterhin wehrdienstfähige junge Männer gab, die nicht einberufen werden konnten. Rüdt von Collenberg, *Die deutsche Armee*, S. 45-9.
- 18 Waldersee, *Denkwürdigkeiten*, II, S. 209-10.
- 19 Craig, *Prussian Army*, S. 245.
- 20 Haller, *Eulenburg*, S. 201.
- 21 Waldersee, *Denkwürdigkeiten*, II, S. 276.
- 22 Eyck, *Das persönliche Regiment*, S. 7h.
- 23 Es war bezeichnend für Miquel, dass er sich, während er dem Reichstag einerseits die Annahme der Verträge empfahl, andererseits im grössten Teil seiner Rede mit der Unterstützungsbedürftigkeit der deutschen Landwirtschaft befasste und den Konservativen privat den Rat gab, gegen das Gesetz zu stimmen, s. Herzfeld, *Miquel*, II, S. 329.
- 24 s. Herzfeld, *Ausgewählte Aufsätze*, S. 80 f.
- 25 Röhl, *Germany without Bismarck*, S.109.
- 26 ebd. S. 113.
- 27 Eine interessante Illustration hierzu findet sich bei Gerlach, *Von rechts nach links*, S. 134 f., wo er ein Treffen adliger Konservativer in Berlin schildert, bei dem ein von Hammerstein gefordertes Votum für einen *coup d'état* nicht zustande kam, weil die gemässigten jungen Parteimitglieder sich dagegenstellten; dies kühlte den Eifer der Scharfmacher ab, wenngleich Hammerstein weiterhin überzeugt war, das einzige Mittel, um die Probleme Deutschlands zu lösen, sei es, «die Arbeiter zu provozieren und sie dann zu erschiessen», s. auch Zechlin, *Staatsstreichpläne*, S. 125.
- 28 Der Bund der Landwirte rechnete es sich später als ein Verdienst an, Caprivi zum Rücktritt gezwungen zu haben, s. Puhle, *Agrarische Interessenpolitik*, S. 237.
- 29 Im Dezember 1892 nahm die Konservative Partei in ihr ‚Tivoli-Programm‘ eine kompromisslos antisemitische Aussage auf. Bei der Debatte über das Heeresgesetz beschuldigten dessen Gegner die Regierung, sie kaufe minderwertige Waffen von indischen Firmen, ein Vorwurf, der zuerst von dem unverbesserlichen Antisemiten Ahlwardt in einem Pamphlet mit dem Titel «Jüdische Gewehre» erhoben worden war, für das er wegen übler Nachrede ins Gefängnis musste, s. u.a. Peter

- G.J. Pulzer, *The Rise of Political Anti-Semitism in Germany and Austria* (New York 1964), S. 112, sowie Massing, *Rehearsal*, 91.
- 30 Im Dezember 1891, nachdem der Reichstag für die Handelsverträge gestimmt hatte, hatte der Kaiser Caprivi mit Lob überschüttet und ihm den Grafentitel verliehen, s. Nichols, *Germany after Bismarck*, S. 152. Mitte 1893 meinte er, «er fange jetzt an einzusehen, dass die von Caprivi angeratenen Handelsverträge doch eine Dummheit gewesen wären». Herbert von Bismarck, *Privatkorrespondenz*, S. 577.
- 31 Einzelheiten aus der letzten kritischen Phase s. bei Röhl, *Germany without Bismarck*, S. 112-7, sowie bei Zechlin, *Staatsstreichpläne*, S. 119 und 129.
- 32 Eyck, *Das persönliche Regiment*, S. 98.
- 33 Die Bemerkung stammte von Werthern – s. Holborn, ‚Bismarck und Werthern‘, S. 474 –, das Zitat aus *Der Freischütz*, 3. Akt, Finale.
- 34 Bernhard Fürst von Bülow, *Denkwürdigkeiten* (4 Bde., Berlin 1930 ff.), IV, S. 464.
- 35 Heuss, *Naumann*, S. 199f.
- 36 s. Hans Rothfels, *Theodor Lohmann und die Kämpferjahre der staatlichen Sozialpolitik* (Berlin 1927), sowie Freiherr von Berlepsch, *Sozialpolitische Erfahrungen und Erinnerungen* (Mönchengladbach 1925).
- 37 Zu den Umständen von Berlepschs Rücktritt s. Gerhard A. Ritter, *Die Arbeiterbewegung im ‚Wilhelminischen Reich‘: Die Sozialdemokratische Partei und die Freien Gewerkschaften 1890-1900* (Berlin 1959), S. 32-5.
- 38 Über Stumm-Halberg s. die Biographie von Fritz Hellwig, *Carl Freiherr von Stumm-Halberg* (Heidelberg 1936).
- 39 Heuss, *Naumann*, S. 127f.
- 40 Waldersee, *Denkwürdigkeiten*, II, S. 338.
- 41 s. Hohenlohe, *Denkwürdigkeiten der Reichskanzlerzeit*, S. 20 f.
- 42 Ritter (*Arbeiterbewegung*, S. 29) meint, das Gesetz sei schliesslich «völlig klerikalisiert und mit einer starken Spitze gegen die Freiheit der Lehre in den Wissenschaften» versehen worden.
- 43 Hohenlohe, *Reichskanzlerzeit*, S. 63.
- 44 Wilhelm II., *Reden*, II, S. 40.
- 45 Ritter, *Arbeiterbewegung*, S. 39.
- 46 Hohenlohe, *Reichskanzlerzeit*, S. 458.
- 47 Ritter, *Arbeiterbewegung*, S. 39.
- 48 Rich, *Holstein*, II, S. 521.
- 49 Bogdan Graf Hutten-Czapowski, *Sechzig Jahre. Politik und Gesellschaft* (2 Bde., Berlin 1935-36), I, S. 309.
- 50 Lidtke, *The Outlawed Party*, S. 300-14; Ritter, *Arbeiterbewegung*, S. 82-6.
- 51 Georg Vollmar, *Über die nächsten Aufgaben der Sozialdemokratie* (München 1899), S. 5, 19, 20.
- 52 Zum Revisionismus existiert eine umfangreiche Literatur. Nützliche Allgemeindarstellungen finden sich bei G.D.H. Cole, *A History of Socialist Thought* (3 Bde., London 1953), George Lichtheim, *Marxism: An Historical and Critical Study* (New York 1961) und Bertram D. Wolfe, *Marxism: 100 Years in the Life of a Doctrine* (New York 1965). Ausführlichere Darstellungen sind Carl W. Schorske, *German Social Democracy, 1905-1917*

- (Cambridge 1955), J. P. Nettle, *Rosa Luxemburg* (2 Bde., London 1968) und Ritter, *Arbeiterbewegung*, insbes. S. 176ff.
- 53 Puhle, *Agrarische Interessenpolitik*, S. 327 (Miquel an Kaiser Wilhelm II., 10. November 1894).
- 54 Gay, *Bernstein*, Kap. 1.
- 55 Ritter, *Arbeiterbewegung*, S. 123 ff., 171 ff. Noch 1892 mißlang es Legien, die Partei zur Verabschiedung einer Resolution zu überreden, welche ihre Mitglieder auffordern sollte, der Gewerkschaft beizutreten.
- 56 Es existiert keine zufriedenstellende Biographie Legiens. s. Theodor Leipart, *Carl Legien, Ein Gedenkbuch* (Berlin 1929), sowie die skizzenhaften Schilderungen in den Memoiren von Paul Löbe, Friedrich Stämpfer und Carl Severing.
- 57 Bebel entschuldigte sich 1900 bei der Gewerkschaft für seine bis dahin eingenommene Haltung. August Bebel, *Gewerkschaftsbewegung und politische Parteien* (Stuttgart 1900).
- 58 Resolution, verabschiedet vom Gewerkschaftskongreß in Köln im Mai 1905. Die obige Darstellung faßt den langen und verwickelten Kampf in stark verkürzter Form zusammen, der mit der Schreckreaktion des *Vorwärts* auf die Gründung des Generalausschusses (in einem Leitartikel mit der Überschrift: „Was geht vor?“) begann und bis zum Mannheimer Parteitag von 1906 andauerte, wo die Partei angesichts gewerkschaftlicher Forderungen schließlich nachgab; der Generalausschuß erklärte, es bestehe eine gute Aussicht, daß die Gewerkschaften in der Zukunft nie mehr von Theoretikern und Journalisten, die den bloßen revolutionären Ausdrücken größeren Wert beimessen als der praktischen Arbeit in der Bewegung, in Gefahr gebracht würden. Zusätzlich zu der ausgezeichneten Darstellung bei Ritter, *Arbeiterbewegung*, S. 125, 150 ff., 160, 164, 174 ff., s. auch die ältere Arbeit von Cassau, „Die Gewerkschaftsbewegung, ihre Soziologie und ihr Kampf“, in: *Soziale Organisation der Gegenwart, Forschungen und Beiträge*, Hrsg. Ernst Grünfeld, VIII (Halberstadt 1925); Selig Perlman, *A Theory of the Labor Movement* (New York 1928), S. 96 ff., 100 ff.; Franz Josef Furtwängler, *Die Gewerkschaften, ihre Geschichte und internationale Auswirkung* (Hamburg 1956), S. 31 ff.; sowie Nettle, *Rosa Luxemburg*, I, S. 301 ff.
- 59 Fontane, *Briefe*, II, S. 395 f.
- 60 Roth, *Social Democrats*, S. 159 ff., 315. Wie Dieter Groh ausführt, war die Integration jedoch positiv genug, um zu verhindern, daß die SPD eine wirksame Opposition gegen die in den Krieg führende Politik betreiben konnte. *Negative Integration und revolutionärer Attentismus: Die deutsche Sozialdemokratie am Vorabend des Ersten Weltkrieges* (Frankfurt a. M. 1973), passim.
- 61 s. oben Kap. VII, S. 274.
- 62 Hutten-Czapski, *Sechzig Jahre*, I, S. 280–3; Hohenlohe, *Reichskanzlerzeit*, S. 116.
- 63 s. Eyck, *Das persönliche Regiment*, S. 163 ff.
- 64 Im Vorfeld des Prozesses, den Marschall gegen die Zeitung *Berlin am Montag* anstrebte, weil sie ihn beschuldigt hatte, der Presse irreführende Informationen zur Außenpolitik zugespielt zu haben, enthüllte er, daß die Informationen von der Geheimpolizei durch einen Agenten namens

- Tausch lanciert worden waren. Die folgende Anklage gegen Tausch drohte Einzelheiten über die Tätigkeit des Polizeiapparates ans Licht zu bringen. Dies bereitete einer ganzen Reihe von Leuten grosse Sorge und erzürnte den Kaiser, der Marschall die hartnäckige Gesetzestreue übelnahm, mit der er auf eine gerichtliche Klärung drängte, s. Dieter Fricke, ‚Die Affäre Leckert-Lützow-Tausch und die Regierungskrise von 1897 in Deutschland‘, *Zeitschrift für Geschichtswissenschaft*, Nr. 7 (1960).
- 65 Eine ausführlichere Darstellung der Kontroverse über die Militärgerichtsbarkeit s. bei Craig, *Prussian Army*, S. 246 ff.
- 66 Die Kabinettsumbildung brachte unter anderem die Ablösung von Admiral Hollmann durch Konteradmiral Alfred von Tirpitz an der Spitze des Reichsmarineamts, von Boetticher durch Graf Posadowski-Wehner als Staatssekretär des Inneren und die Ernennung von Johannes Miquel, dem Preussischen Finanzminister, zum Vizepräsidenten des Preussischen Staatsministeriums. s. Hohenlohe, *Reichskanzlerzeit*, S. 364.
- 67 Rich, *Holstein*, II, S. 550.
- 68 Zur Köller-Krise s. Hohenlohe, *Reichskanzlerzeit*, S. 123-40; Hutten-Czapski, *Sechzig Jahre*, I, S. 284 ff.; und Eyck, *Das persönliche Regiment*, S. 147ff.
- 69 Rich, *Holstein*, II, S. 501.
- 70 Haller, *Eulenburg*, S. 240.
- 71 Hohenlohe trat erst im Oktober 1900 zurück, und selbst da nur unter starkem Druck, s. Rich, *Holstein*, II, S. 624 f.
- 72 Haller, *Eulenburg*, S. 240-41.
- 73 Waldersee, *Denkwürdigkeiten*, III, S. 176, 220. Zu Ballins schwankender Haltung gegenüber Bülow s. Lamar Cecil, *Albert Ballin: Business and Politics in Imperial Germany, 1888-1918* (Princeton 1967), S. 114 ff.
- 74 Zur Sammlungspolitik s. Herzfeld, *Miquel*, II, S. 183 f., sowie oben Anm. 8, Kap. VIII, S. 864. s. auch Dirk Stegmann, *Die Erben Bismarcks: Parteien und Verbände in der Spätphase des Wilhelminischen Deutschlands: Sammlungspolitik 1897-1918* (Köln 1970) und die Kritik an Stegmanns Interpretation bei Wolfgang J. Mommsen, ‚Domestic Factors in German Foreign Policy before 1914‘, *Central European History*, VI, Nr. 1 (März 1973), S. 16-18.
- 75 Stegmann, *Die Erben Bismarcks*, S. 67-8, 115.
- 76 Röhl, *Germany without Bismarck*, S. 252.
- 77 s. unten Kap. IX.
- 78 Alfred von Tirpitz, *Erinnerungen* (Leipzig 1919), S. 52.
- 79 Max Weber, *Gesammelte politische Schriften* (Tübingen 1971), S. 23 f. s. auch Mommsen, *Max Weber und die deutsche Politik*, S. 32 ff. Weber schrieb später: «... jede erfolgreiche imperialistische Zwangspolitik nach aussen stärkt normalerweise mindestens zunächst auch im Innern das Prestige und damit auch die Machtstellung und den Einfluss derjenigen Klassen, Stände, Parteien, unter deren Führung der Erfolg errungen ist.» *Grundriss der Sozialpolitik*, III. Abteilung (Tübingen 1922), S. 626.
- 80 Friedrich Naumann, *Demokratie und Kaisertum* (Berlin 1904), S. 181.
- 81 s. Kenneth D. Barkin, ‚Conflict and Concord in Wilhelminian Social Thought‘, *Central European History*, V, Nr. 1 (März 1972), S. 70. s. auch

- Werner Conze, ‚Friedrich Naumann, Grundlage und Ansatz seiner Politik in der nationalsozialen Zeit (1895 bis 1903)‘, in: *Schicksalswege deutscher Vergangenheit*, Hrsg. W. Hubatsch (Düsseldorf 1950); R. Nürnberger, ‚Imperialismus, Sozialismus und Christentum bei Friedrich Naumann‘, *Historische Zeitschrift* CLXX, Nr. 3 (1950), S. 525–48; sowie W. O. Shanahan, ‚Friedrich Naumann: A German View of Power and Nationalism‘, in: *Nationalism and Internationalism*, S. 352 ff.
- 82 Zu den Ursprüngen und der Entwicklung der deutschen Flottenmacht und ihren Auswirkungen auf die auswärtigen Beziehungen s. u. Kap. IX, S. 330 ff.
- 83 Eckhart Kehr, *Schlachtflottenbau und Parteipolitik 1894–1901* (Berlin 1930), S. 180 f.
- 84 Kehr, *Innenpolitik*, S. 149–175 (‚Englandhaß und Weltpolitik‘).
- 85 Adolf Wermuth, *Ein Beamtenleben* (Berlin 1922), S. 218 ff.; Peter-Christian Witt, *Die Finanzpolitik des deutschen Reiches von 1903 bis 1913* (Lübeck und Hamburg 1970), S. 64 f.
- 86 Witt, *Finanzpolitik*, S. 71 ff. Die Nationalliberalen, die Freikonservativen und das Zentrum stimmten einhellig für das neue Zollgesetz. Von den Konservativen stimmten 30 Abgeordnete dafür und 13 dagegen, wobei die Gegenstimmen in der Hauptsache von denen kamen, die sich den Forderungen der Agrarier aus Sorge über ihre möglicherweise katastrophalen politischen Folgen widersetzen. s. Wermuth, *Beamtenleben*, S. 225–32.
- 87 s. oben Kap. II, S. 57 und Kap. III, S. 107.
- 88 s. unten Kap. IX, S. 337.
- 89 s. Witt, *Finanzpolitik*, S. 74 ff.
- 90 Das Zentrum hatte für das Zollgesetz gestimmt, jedoch nur unter der Bedingung, daß die Mehreinnahmen zur Einrichtung eines Versicherungsfonds für Witwen und Waisen verwendet werden würden. Diese Bestimmung, die sogenannte Lex Trimborn, hatte keine praktischen Folgen, da die erwarteten Mehreinnahmen sich nicht einstellten. John K. Zeender, ‚The German Center Party, 1890–1906‘, *Transactions of the American Philosophical Society*, LXVI, Teil 1 (Philadelphia 1976), S. 92.
- 91 Reichstag, *Verhandlungen* (1905/06), I, 6. Sitzung, 6. Dezember 1905.
- 92 So war unter anderem eine neue Steuer auf Alkohol und Tabak vorgeschlagen worden.
- 93 Zu dieser komplexen Frage s. Witt, *Finanzpolitik*, S. 124 ff.
- 94 ebd. S. 153.
- 95 ebd. S. 138.
- 96 Zeender, ‚Center Party‘, S. 99 ff.; Klaus Epstein, *Matthias Erzberger and the Dilemma of German Democracy* (Princeton 1959), S. 52 ff. Eine Darstellung der Betrügereien und der administrativen Reformen, mit denen man ihrer Herr zu werden suchte, findet sich bei Jake Wilton Spidle, jun., ‚The German Colonial Civil Service: Organization, Selection and Training‘ (Diss. Stanford Univ. 1977), insbes. Kap. 5 und 6.
- 97 s. unten Kap. IX, S. 346.
- 98 Tatsächlich versuchte er sogar durch eine persönliche Intervention im Dezember 1906, die Reibungen zwischen dem Zentrum und dem neuen Direktor des Kolonialamtes, Bernhard Dernburg, abzustellen; es gelang ihm jedoch nicht. Bülow, *Denkwürdigkeiten*, II, S. 268 f.

- 99 Rich, *Holstein*, II, S. 767; Bülow, *Denkwürdigkeiten*, II, S. 261 f.; Theodor Eschenburg, *Das Kaiserreich am Scheidewege: Bassermann, Bülow und der Block* (Berlin 1929), S. 37. Bülow war verwundbar, weil neben anderen Dingen seine Frau römisch-katholischer Konfession war.
- 100 Die Wahl wurde analysiert von George D. Crothers, *The German Elections of 1907* (New York 1941).
- 101 ebd. S. 105 ff., 118 f.; s. auch Dieter Fricke, ‚Der deutsche Imperialismus und die Reichstagswahlen von 1907‘, *Zeitschrift für Geschichtswissenschaft*, IX (1961), S. 556f.
- 102 Crothers., *German Elections of 1907*, S. 166 f.
- 103 Witt, *Finanzpolitik*, S. 158 f. Bei den Nationalliberalen und den Fortschrittlichen schien der Antikatholizismus zum Angelpunkt der Wahl zu werden, und die Katholiken begannen von einem neuen Kulturkampf zu sprechen, s. Crothers, *German Elections of 1907*, S. 119 ff.
- 104 Konrad Jarausch, *The Enigmatic Chancellor: Bethmann Hollweg and the Hybris of Imperial Germany* (New Haven and London 1973), S. 58; Eschenburg, *Scheidewege*, S. 72 ff. Die Diskussion um das preussische Wahlrecht hatte Friedrich Naumann mit einem Artikel im *Berliner Tageblatt* vom 31. Juli 1907 neu belebt, s. Heuss, *Naumann*, S. 331 ff.
- 105 Zusätzlich zum Flottengesetz von 1898 und zur Novelle von 1900 hatte es 1906 eine weitere Ergänzung gegeben. 1908 betrug der Jahreshaushalt des Reichsmarineamts 400 Millionen RM und war damit etwa halb so gross wie der des Heeres. Ritter, *Kriegshandwerk*, II, S. 261.
- 106 Witt, *Finanzpolitik*, S. 226.
- 107 ebd. S. 232, 234.
- 108 Der Kaiser rühmte sich unter anderem, er habe Russland davon abgebracht, während des Burenkrieges England anzugreifen, und er habe auch die Feldzugspläne entworfen, mit denen die Briten schliesslich den Krieg für sich entschieden hatten.
- 109 Diese Enthüllungen waren das Ergebnis einer von Maximilian Harden in den Spalten der *Zukunft* geführten Kampagne gegen die seiner Ansicht nach gefährlichen Einflüsse einer Hofkamarilla auf den Kaiser. Sie bedeuteten das Ende für die Karriere Philipp von Eulenburgs.
- 110 Wilhelm Schüssler, *Die Daily-Telegraph-Affaire: Fürst Bülow, Kaiser Wilhelm und die Krise des Zweiten Reiches 1908* (Göttingen 1952); F. Freiherr Hiller von Gärtringen, *Fürst Bülows Denkwürdigkeiten: Untersuchungen zu ihrer Entstehungsgeschichte und ihrer Kritik* (Tübingen 1956), Teil II.
- 111 Schüssler, *Die Daily-Telegraph-Affaire*, S. 27.
- 112 Eschenburg, *Scheidewege*, S. 149f.; Hiller von Gärtringen, *Bülows Denkwürdigkeiten*, S. 165-72.
- 113 Witt, *Finanzpolitik*, S. 241; Eschenburg, *Scheidewege*, S. 152 ff.
- 114 Eschenburg, *Scheidewege*, S. 151. Friedrich Naumann vertrat die Ansicht, dieses Zerbröckeln der Parteienfront sei hauptsächlich auf die Weigerung des Führers der Nationalliberalen Partei, Ernst Bassermann, zurückzuführen, seiner Partei die Zustimmung zu jeglicher Entschliessung zu gestatten, die gegen den Kaiser gerichtet war oder für die die Sozialdemokraten eintraten. Damit habe sich der Reichstag, wie er meinte, selbst die

- Möglichkeit verbaut, irgendwelche nicht vom Kanzler selbst herbeigeführten Mehrheiten zustande zu bringen. Heuss, *Naumann*, S. 342 ff.
- 115 Otto Hintze, ‚Das monarchische Prinzip‘, *Preussische Jahrbücher* (1911), S. 383 ff. Die „Verwirtschaftlichung“ der Parteien ist eines der Hauptthemen bei Stegmann, *Die Erben Bismarcks*; s. S. 140–66, 219–43.
- 116 Eschenburg, *Scheidewege*, S. 158 ff.
- 117 ebd. S. 218.
- 118 Der Reichstag stimmte für die meisten der in Bülow's Vorschlag enthaltenen Verbrauchssteuern und für die Erhöhung der Matrikularbeiträge um 25 000 000 RM. Ferner holte er das, was die Erbschaftssteuer erbracht hätte, durch die Zustimmung zu einer Grund- und Bodenverkaufssteuer mit einem Ertrag von 40 000 000 RM und einer Steuer auf Aktienausgaben, Dividenden, Scheck- und Wechselverkehr im Ertrag von 70 000 000 RM herein. s. Epstein, *Erzberger*, S. 81 f.; Witt, *Finanzpolitik*, S. 298 f.
- 119 Bülow, *Denkwürdigkeiten*, II, S. 525.
- 120 Monts behauptete, der Kaiser habe ihn im April gefragt, ob er bereit sei, den Posten zu übernehmen, und habe Albert Ballin mitgeteilt, er werde ihn berufen. Im Juni habe er dann jedoch geschrieben, „demokratische Schwierigkeiten“ machten es ratsam, von seiner Ernennung abzusehen. A. Graf von Monts, *Erinnerungen und Gedanken*, Hrsg. K. Nowak und F. Thimme (Berlin 1932), S. 145 ff.
- 121 R. von Valentini, *Kaiser und Kabinettschef* (Oldenburg 1931), S. 120 ff.
- 122 Das war 1877 gewesen, als Wilhelm achtzehn Jahre alt war. Bethmann's Vater hatte zu dem Anlaß halbzahme Böcke bereitstellen lassen, aber der Prinz verfehlte drei- oder viermal, ehe er einen traf. s. Jaraus, *Enigmatic Chancellor*, S. 35.
- 123 Bülow, *Denkwürdigkeiten*, II, S. 512.
- 124 Hermann Freiherr von Eckardstein, *Die Entlassung des Fürsten Bülow* (Berlin 1930), S. 80.
- 125 Hutten-Czapski, *Sechzig Jahre*, I, S. 566.
- 126 Es wäre ihm sicherlich niemals in den Sinn gekommen, seine Reden vor dem Spiegel einzustudieren, wie Bülow es tat. s. A. Zimmermann in: *Front wider Bülow*, Hrsg. F. Thimme (München 1931), S. 223 f.
- 127 s. Kehr, *Innenpolitik*, S. 110. 1911 schrieb Ludwig Frank: „Fast das ganze Bürgertum ist mit der Entwicklung der deutschen Industrie und des Welthandels imperialistisch geworden, Flotten- und Kolonialpolitik sind heute innerhalb der bürgerlichen Parteien keine Streitobjekte mehr“. Zit. nach Stegmann, *Die Erben Bismarcks*, S. 113. Der 1890 von Heinrich Claß gegründete Alldeutsche Verband befürwortete koloniale Erwerbungen, eine kraftvolle Unterstützung der deutschen Wirtschaftsinteressen – wenn nötig, mit militärischer Gewalt –, Schutz und Hilfe für die „Volksdeutschen“ überall in der Welt und die Germanisierung von Minderheiten in Deutschland und Österreich-Ungarn. s. Alfred Kruck, *Geschichte des Alldeutschen Verbandes 1890–1939* (Wiesbaden 1954).
- 128 Stegmann, *Die Erben Bismarcks*, S. 139.
- 129 s. den Vers ‚Noske schnallt den Säbel um‘, in: *Lustige Blätter*, zit. nach Gustav Noske, *Aufstieg und Niedergang der deutschen Sozialdemokratie* (Zürich 1947), S. 29 f. s. auch Milorad M. Drachkovitch, *Les Socialismes*

français et allemand et le problème de la guerre, 1870-1914 (Genf 1953), S. 216-75, 325-30.

130 Jarausch, *Enigmatic Chancellor*, S. 75-9.

131 s. Hans-Ulrich Wehler, ‚Von den «Reichsfeinden» zur «Reichskristallnacht»: Polenpolitik im Deutschen Kaiserreich 1870-1918‘, in: ders., *Krisenherde des Kaiserreiches 1871-1918* (Göttingen 1970), S. 181 ff.

132 Diese Vereinigung wurde gewöhnlich nach den Anfangsbuchstaben ihrer Führer Hansemann, Kennemann und Tiedemann die HKT-Gesellschaft genannt, s. R. W. Tims, *Germanizing the Poles: The H-K-T-Society of the Eastern Marches, 1894-1914* (New York 1941). Zu ihrem Einfluss s. Friedrich Meinecke, *Die deutsche Katastrophe* (Wiesbaden 1947), S. 39: «Die Hakatisten in Posen und Westpreussen, die Scharfmacher der Grossindustrie, die junkerlichen Bürokraten in den Ministerien und Provinzialregierungen, das waren die konkreten Träger dieses innerpolitischen Machtssystems, dessen Komplement nach aussen nun jene alldeutsche Bewegung wurde.»

133 Jarausch, *Enigmatic Chancellor*, S. 82 f.

134 S. Hans-Günter Zmarzlik, *Bethmann Hollweg als Reichskanzler 1909-1914: Studien zu Möglichkeiten und Grenzen seiner innenpolitischen Machtstellung* (Düsseldorf 1957), S. 93 ff.

135 Zu den Gründen, warum die Reform die erwarteten Gelder nicht erbrachte, s. Witt, *Finanzpolitik*, S. 311 ff.

136 Zmarzlik, *Bethmann Hollweg*, S. 49.

137 Ritter, *Kriegshandwerk*, II, S. 275.

138 s. u.a. Georg Alexander von Müller, *Der Kaiser ... Aufzeichnungen des Chefs des Marinekabinetts Admiral Georg Alexander von Müller über die Ära Wilhelms II.*, Hrsg. W. Hubatsch (Göttingen 1965), S. 102.

139 Die Möglichkeit, durch einen militanten Chauvinismus die Parteien auf einen gemeinsamen Nenner zu bringen, stand immer zu Gebote, aber Bethmann wandte sich zu diesem Zeitpunkt gegen solche Versuche. «Wer will heute», schrieb er im August 1910 «die Verantwortung auf sich nehmen, mit dem Säbel zu rasseln und Kriegsgefahren an die Wand zu malen, wenn nicht die tatsächlichen Verhältnisse dazu ganz gebieterisch zwingen?» Zmarzlik, *Bethmann Hollweg*, S. 48.

140 Zur Politik Wermuths s. Wermuth, *Beamtenleben*, S. 276 ff.; Witt, *Finanzpolitik*, S. 337ff.

141 Mommsen, ‚Domestic Factors in German Foreign Policy‘, S. 27.

142 Bethmanns eigene Worte, zitiert nach Jarausch, *Enigmatic Chancellor*, S. 91.

143 Fritz Fleiner schrieb einmal, der Durchschnittsdeutsche misstraue den Politikern und verfüge über ein aus drei Sätzen bestehendes Credo, das ihn in seinem Misstrauen bestärke: 1. «Der Staat sind die Beamten»; 2. «Die Politik verdirbt den Charakter»; 3. «Die beste Verfassung ist eine gute Verwaltung». *Reden und Schriften* (Zürich 1941), S. 401 f.

144 H. Lohmeyer, *Die Politik des zweiten Reiches* (Berlin 1939), S. 240.

145 Mommsen, ‚Domestic Factors in German Foreign Policy‘, S. 28. s. auch Fritz Hartung, ‚Verantwortliche Regierung, Kabinette und Nebenregierungen im konstitutionellen Preussen 1849-1918‘, *Forschungen zur brandenburgischen und preussischen Geschichte*, XI.IV (1932).

- 146 Die Darstellungen sowohl von Zmarzlik, *Bethmann Hollweg*, S. 51 ff. und insbes. S. 59 als auch von Jaraus, *Enigmatic Chancellor*, S. 91–5 nehmen für Bethmann Partei; Zmarzlik wirft Wermuth Einseitigkeit und Ressortpatriotismus vor. Wirt, *Finanzpolitik*, S. 346–56 ist kritischer. s. auch Wermuth, *Beamtenleben*, S. 304–16.
- 147 Adolf Wermuth, ‚Das Reichsfinanzprogramm‘, *Deutsche Revue*, XXXVII (Juli 1912), S. 8 ff.
- 148 Die beste allgemeine Diskussion findet sich in: Reichsarchiv, *Kriegsrüstung und Kriegswirtschaft* (Berlin 1930). Zu den Heeresgesetzen von 1912 und 1913 s. Hans Herzfeld, *Die deutsche Rüstungspolitik vor dem Weltkrieg* (Bonn und Leipzig 1923); Erich Ludendorff, *Mein militärischer Werdegang* (München 1933); sowie Generaloberst von Einem, *Erinnerungen eines Soldaten 1853–1933* (Leipzig 1933). Eine ausgezeichnete Kurzdarstellung findet sich bei Ritter, *Kriegshandwerk*, II, S. 256–81. s. auch Kehr, *Innenpolitik*, S. 87–110 (‚Klassenkämpfe und Rüstungspolitik im Kaiserlichen Deutschland‘).
- 149 Ritter, *Kriegshandwerk*, II, S. 274.
- 150 ebd. S. 277.
- 151 Zum Wehrverein s. ebd. S. 276; Alfred Vagts, *A History of Militarism* (New York 1939), S. 389; sowie zum Einfluß des Wehrvereins auf die im Kriegsministerium vertretenen Anschauungen die Memoiren seines Pressechefs H. Müller-Brandenburg, *Von Schlieffen bis Ludendorff* (Leipzig 1925).
- 152 Jaraus, *Enigmatic Chancellor*, S. 96.
- 153 Witt, *Finanzpolitik*, S. 372.
- 154 s. Ritter, *Arbeiterbewegung*, S. 150, 170 ff.
- 155 Witt, *Finanzpolitik*, S. 375.
- 156 Die wichtigsten Titel aus der umfangreichen Literatur zu diesem Vorfall sind aufgeführt bei Hans-Ulrich Wehler, ‚Der Fall Zabern‘, *Die Welt als Geschichte*, XXIII (1963). s. auch Martin Kitchen, *The German Officer Corps, 1890–1914* (Oxford 1968), Kap. XI.
- 157 Zur Geschichte des Reichslandes seit 1871 s. Hans-Ulrich Wehler, ‚Unfähig zur Verfassungsreform: Elsaß-Lothringen von 1870 bis 1918‘, *Krisenherde*, S. 17 ff. Zur Rolle, welche die Universität Straßburg – mit nur mittlerem Erfolg – als Schrittmacherin der Integration spielte (sie wurde eigens zu diesem Zweck gegründet), s. John Craig, ‚A Mission for German Learning‘.
- 158 Der Kaiser sah wenigstens davon ab, seine persönliche Ansicht öffentlich auszusprechen. Nicht so sein ältester Sohn, der Reuter in einem Telegramm dazu gratulierte, die „Unverschämtheit des Zaberner Plebs“ bestraft zu haben, und ihn zu weiteren solchen Taten ermunterte: „Immer feste druff!“ s. Wehler, ‚Der Fall Zabern‘, S. 34.
- 159 Zmarzlik, *Bethmann Hollweg*, S. 115
- 160 ebd. S. 116.
- 161 Erwin Schenk, *Der Fall Zabern* (Stuttgart 1927), S. 39.
- 162 Jaraus, *Enigmatic Chancellor*, S. 102.
- 163 Zmarzlik, *Bethmann Hollweg*, S. 117.
- 164 Wehler, ‚Der Fall Zabern‘, S. 31. Dies war das zweite Mißtrauensvotum für die Bethmannsche Politik, nachdem der Reichstag bereits am 30. Ja-

- nuar 1913 mit 213 zu 97 Stimmen seine Missbilligung gegenüber der Enteignung polnischer Ländereien zum Ausdruck gebracht hatte.
- 165 Wehler, ‚Der Fall Zabern‘, S. 32. s. auch Schenk, *Der Fall Zabern*, S. 51 ff.
- 166 Es handelte sich um Johann von Dallwitz, von 1910 bis 1914 preussischer Innenminister und Führer der Reformgegner des konservativen Lagers, s. Zmarzlik, *Bethmann Hollweg*, S. 127.
- 167 Wehler, ‚Der Fall Zabern‘, S. 41.
- 168 Die beste Darstellung der Beziehung zwischen Wilhelm II. und Bethmann gibt Zmarzlik, *Bethmann Hollweg*, S. 23 ff.
- 169 ebd. S. 40.
- 170 Stegmann, *Die Erben Bismarcks*, S. 325 ff., 430.

IX. Welt- und Flottenpolitik und der Weg in den Krieg 1879-1919

- 1 ‚Deutsche Weltmacht‘, in: *Deutschland, Deutschland. Politische Gedichte*, Hrsg. Lamprecht, S. 227. Dieses Gedicht erschien ursprünglich in einer Sammlung mit dem Titel *Burenlieder*, und der Autor liess die Hälfte seines Gewinns der Sache der Buren zugute kommen.
- 2 ‚Grodek‘, in: Georg Trakl, *Selected Poems* (London 1968), S. 120.
- 3 Chabod, *Storia della politica estera italiana*, I, S. XIV: «in una determinata situazione, l'opera del singolo uomo de stato interviene sempre incidendo sul corso degli eventi; o ehe, mediocre, si lasci infine sommergere dagli eventi, o ehe, grande, riesca invece a incanalarli in un certo modo, a farli svolgere con un ritmo anzichè con un altro, a condurli verso certi sbocchi anzichè verso altri, rallentando o spronando ...».
- 4 Zitiert in: Jonathan Steinberg, *Yesterday's Deterrent: Tirpitz and the Birth of the German Battle Fleet* (New York 1965), S. 69.
- 5 Stosch war, wie sein Vorgänger Caprivi, Soldat und hatte eine hervorragende Karriere in den Kriegen von 1866 und 1870 hinter sich. Seine politischen Anschauungen waren liberal und zogen die kritische Aufmerksamkeit Bismarcks auf sich, der ihn 1883 aus dem Amt drängte, s. Hollyday, *Bismarck's Rival*, und Roggenbach, im *Ring der Gegner*. Tirpitz hatte für seine Arbeit als Flottenchef grosse Bewunderung übrig. «Stosch nahm den abgerissenen Faden der Hanse auf; er tastete sich als erster wieder in eine deutsche Zukunft über die See hinein. Er tat auch viel, um der Marine kriegerischen Geist einzuhauchen.» *Erinnerungen*, S. 22.
- 6 Senden, ein Jungeselle sein Leben lang, widmete sich ganz der Marine. Zu Beginn bestand seine Funktion darin, die spontanen Ideen des Kaisers in verständliche marinetechnische Ausdrücke zu übersetzen, denn Wilhelm II. besass nur sehr dürftige Fachkenntnisse. Senden hatte, weil er den Kaiser so oft sah, grossen Einfluss und benutzte diesen zum Wohle seiner geliebten Marine, da ihm persönliche oder politische Ambitionen fremd waren, s. Schmidt-Bückeberg, *Militärkabinett*, S. 213.
- 7 Zu den Veränderungen in der Verwaltung s. Walther Hubatsch, *Der Admiralstab und die obersten Marinebehörden in Deutschland 1848-1945* (Frankfurt a.M. 1958), S. 49-57.

- 8 Caprivi, der ein Gegner der Aufteilung der alten Admiralität war, unterstützte Hollmann, um so mehr, als dessen Amt dem Kanzler unterstellt war. Zu den Reibereien zwischen Hollmann und Tirpitz und zum Bündnis des letzteren mit Senden s. Steinberg, *Yesterday's Deterrent*, S. 69 ff.
- 9 Tirpitz, *Erinnerungen*, Ende Kap. 7.
- 10 Zu all dem s. Steinberg, *Yesterday's Deterrent*, S. 97 ff.
- 11 s. Tirpitz, *Erinnerungen*, S. 8 ff.
- 12 „Schon in den siebziger Jahren war Stosch der Überzeugung, daß wir Kolonien erwerben mußten und ohne Ausbreitung nicht dauernd bestehen konnten. Er sah die Blüte des jungen Reiches für rasch vergänglich an, wenn wir nicht die entscheidende Ungunst unserer Lage und Geschichte in letzter Stunde über See ausglich.“ *Erinnerungen*, S. 21.
- 13 s. seinen Brief vom 13. Februar 1896 an Stosch, zitiert ebd., Kap. 7.
- 14 Zum Stand der Auffassungen der Fachwelt zu diesem Thema in jenen Jahren s. Langer, *Diplomacy of Imperialism*, S. 421–37. Zum Einfluß Mahans in Deutschland s. Kehr, *Schlachtflottenbau*, S. 38, 45, 101–10, sowie das Werk eines frühen Verbreiters der Mahanschen Ideen, Ernst von Halle, *Die Seemacht in der deutschen Geschichte* (Leipzig 1907), S. 6.
- 15 Kehr, *Schlachtflottenbau*, S. 93 ff.; Ritter, *Kriegshandwerk* II, S. 136, 176 f.
- 16 s. insbesondere Kehr, *Innenpolitik*, S. 130 ff. (‚Soziale und finanzielle Grundlagen der Tirpitzschen Flottenpropaganda‘).
- 17 s. oben Kap. VII sowie für eine ausführliche Diskussion der sozio-politischen Aspekte der Flottenpolitik Volker R. Berghahn, *Der Tirpitz-Plan: Genesis und Verfall der innenpolitischen Krisenstrategie unter Wilhelm II.* (Düsseldorf 1971).
- 18 Zur Geschichte der Annahme des Gesetzes durch den Reichstag s. Steinberg, *Yesterday's Deterrent*, Kap. 5.
- 19 Dies sollte teilweise durch den Umbau der geschützbestückten Küstenwachtschiffe zu Schlachtschiffen bewerkstelligt werden. s. Ritter, *Kriegshandwerk*, II, S. 173 Fn. und Walther Hubatsch, *Die Ära Tirpitz: Studien zur deutschen Marinepolitik 1890–1918* (Göttingen 1955), S. 17 f. Zum Hintergrund und zur Annahme der Flottenvermehrung von 1900 s. Berghahn, *Der Tirpitz-Plan*, S. 157 ff., 205–48, sowie Kehr, *Schlachtflottenbau*, S. 168 ff.
- 20 Zitiert bei Steinberg, *Yesterday's Deterrent*, S. 164, nach Reichstag, *Stenographische Berichte* (1897), S. 41 f. (Sitzung vom 6. Dezember).
- 21 Steinberg, *Yesterday's Deterrent*, Kap. 4 (für alle vorstehenden Zitate s. ebd.).
- 22 In dem Memorandum ‚Die Sicherung Deutschlands gegen einen englischen Angriff‘, s. Hubatsch, *Die Ära Tirpitz*, S. 16 Fn.
- 23 Berghahn führt aus, daß Tirpitz über eine bloße Politik der Erpressung englischer Zugeständnisse hinausgedacht habe; er habe damit gerechnet, daß es, sobald die Flotte erst einmal in Folge eines beschleunigten Aufbaus, der irgendwann nach 1912 beendet sein würde, ihre volle Stärke erreicht hatte, zu einer Entscheidungsschlacht gegen die Engländer in der Nordsee kommen werde. In ihrer Einseitigkeit war die Tirpitz-Strategie also durchaus mit dem Schlieffenplan vergleichbar. *Der Tirpitz-Plan*, S. 184–5.

- 24 Tirpitz fürchtete, England könne versuchen, die deutsche Flotte zu ‚kopenhagen‘, ehe sie voll ausgebaut war. Dass diese Befürchtung nicht aus der Luft gegriffen war, zeigt sich darin, dass Admiral Fisher König Edward VII. eben dies vorschlug, worauf dieser entgegnete: «Mein Gott, Fisher, Sie müssen verrückt sein!» s. insbes. Jonathan Steinberg, ‚The Copenhagen Complex‘, *Journal of Contemporary History*, I, Nr. 3 (1966), S. 23-46. Die wirkliche Bedrohung ging von der finanziellen Kraft Englands aus, die Tirpitz weit unterschätzte, s. Berghahn, *Der Tirpitz-Plan*, S. 595.
- 25 Ritter, *Kriegshandwerk*, II, S. 185 ff. Auch technisch war die Strategie unvernünftig, da sie keine wirksame Antwort auf eine Fernblockade enthielt, s. ebd. S. 188 ff.
- 26 Der Mord an zwei katholischen deutschen Missionaren im südlichen Schantung am 1. November 1897 lieferte Wilhelm II. den Vorwand für den Befehl an den Kommandeur des Flottengeschwaders Fernost, Admiral Diederichs, Kiautschou zu besetzen. Zu der sich hieraus entwickelnden Krise s. Langer, *Diplomacy of Imperialism*, S. 451 ff.; Hohenlohe, *Reichskanzlerzeit*, S. 408 ff.; G. P., XIV, S. 67-151.
- 27 Rich, *Holstein*, II, S. 568; *Die geheimen Papiere Friedrich von Holsteins*, Kap. IV; G.P., XIV (I), S. 193 ff.; Hatzfeldt, *Nachgelassene Papiere*, II, S. 1153.
- 28 Rich, *Holstein*, II, S. 598; s. auch Kennedy, *Samoan Tangle*, S. 215-20.
- 29 G. P., XV, S. 420. Zitiert bei Rich, *Holstein*, II, S. 612. s. auch Hatzfeldt, *Nachgelassene Papiere*, II, S. 1261 ff., 1278 f.
- 30 Hubatsch, *Die Ära Tirpitz*, S. 69.
- 31 Hohenlohe, *Reichskanzlerzeit*, S. 554.
- 32 Ein Beispiel hierfür findet sich bei Rich, *Holstein*, II, S. 668.
- 33 G. P. XVIII (2), S. 840.
- 34 s. Steinberg, *Yesterday's Deterrent*, S. 196ff.
- 35 s. E. L. Woodward, *Great Britain and the German Navy* (Oxford 1935), S. 55 ff.
- 36 Rich, *Holstein*, II, S. 577.
- 37 Zur Rolle Eckardsteins s. Langer, *Diplomacy of Imperialism*, S. 727 ff., und Rich, *Holstein*, II, S. 628 ff., 643-62.
- 38 Nicholas Mansergh, *The Coming of the First World War: A Study in the European Balance* (London 1949), S. 87.
- 39 s. oben, Kap. VIII, S. 304 f.
- 40 s. Friedrich Meinecke, *Strassburg, Freiburg, Berlin 1901-1919: Erinnerungen* (Stuttgart 1949), S. 208; George W. F. Hallgarten, *Imperialismus vor 1914* (überarb. Ausg., 2 Bde., München 1963), I, S. 223-49, 266-70, 306-8, 595-610; A.S. Jerussalinski, *Die Aussenpolitik und die Diplomatie des deutschen Imperialismus (Berlin 1954²)*, S. 265 ff.; Christopher Andrew, ‚German World Policy and the Reshaping of the Dual Alliance‘, *Journal of Contemporary History*, I, Nr. 3 (1966), S. 137-51; Edward Mead Earle, *Turkey, the Great Powers and the Baghdad Railway* (New York 1923); John B. Wolf, *The Diplomatic History of the Baghdad Railway* (Columbus, Mo. 1936); Lothar Rathmann, *Berlin-Bagdad* (Berlin 1962).
- 41 s. Gordon A. Craig, ‚Problems of Coalition Warfare: The Military Alliance against Napoleon, 1813-1814‘, in: *War, Politics and Diplomacy* (New York 1966), S. 42-4.

- 42 Craig, *Prussian Army*, Kap. V.
- 43 s. oben Kap. IV, S. 157 f.
- 44 Craig, *Prussian Army*, S. 272; Alfred Vagts, *The Military Attache* (Princeton 1967), S. 215 ff.
- 45 s. Friedrich Thimme, ‚Botschafter und Militärattache‘, *Europäische Gespräche*, VIII (1930).
- 46 Zur Entwicklung der Auffassungen Moltkes s. insbes. Graf Moltke, *Die deutschen Aufmarschpläne*, Hrsg. Ferdinand von Schmerfeld (Forschungen und Darstellungen aus dem Reichsarchiv, Heft 7) (Berlin 1929).
- 47 Die gründlichste Arbeit hierzu ist Gerhard Ritter, *Der Schlieffenplan: Kritik eines Mythos* (München 1956), das Textpassagen aus den verschiedenen Entwürfen enthält.
- 48 In der Denkschrift von 1912 schrieb Schlieffen, Belgien habe seine Grenze zu Deutschland mit Festungen geschützt, lasse indes seine Grenze zu Frankreich unbefestigt. Ebd., S. 82.
- 49 Hutten-Czapski, *Sechzig Jahre*, II, S. 37 ff.
- 50 Bülow sprach sowohl mit Schlieffen als auch mit Moltke über den Plan. Die Darstellung in seinen *Denkwürdigkeiten* (II, S. 72 ff., 76 ff.) ist eine Selbstrechtfertigung, und seine Behauptung, der Kaiser, der den Plan ebenfalls kannte, habe dem König von Belgien 1904 mit einer Invasion im nächsten Krieg gedroht, wenn er sich nicht auf die Seite Deutschlands schlage, ist zweifelhaft. s. Ritter, *Schlieffenplan*, S. 99.
- 51 Theobald von Bethmann Hollweg, *Betrachtungen zum Weltkrieg* (2 Bde., Berlin 1919–21), II, S. 7.
- 52 H. Krausnick, *Holsteins Geheimpolitik in der Aera Bismarck* (Hamburg 1942), S. 117, 155 ff., 161.
- 53 Im Dezember 1894, als Eulenburg über den Krieg als ein Mittel des Prestigegegewinns für eine Regierung sprach, die Prestige nötig habe, antwortete Holstein: „In einem Punkte teile ich Ihre Ansicht, daß nämlich ein glücklicher Krieg sehr gut wirken würde ...“ Er fügte hinzu: „Aber als Vorbedingung würde dazu eine gerechte Ursache, wie 1870, gehören.“ Haller, *Eulenburg*, S. 173. Kenner des Krieges von 1870 werden bemerken, daß diese Einschränkung noch viel Spielraum ließ. 1897 schrieb Holstein erneut über die Möglichkeit, innere Probleme des Reichs mit dem Mittel eines europäischen Krieges zu lösen. Wehler, *Bismarck und der Imperialismus*, S. 499.
- 54 Zur Diskussion über diese Frage in Deutschland s. G. P., XIX (1), S. 174–7. Zur Widersprüchlichkeit der deutschen Politik in der ersten Phase des russisch-japanischen Krieges, deren abträgliche Wirkungen den Wunsch nach irgendeinem demonstrativen Erfolg verstärkt haben mögen, s. Jonathan Steinberg, ‚Germany and the Russo-Japanese War‘, *American Historical Review*, 74 (1970), S. 1965–86.
- 55 Es war ganz im Sinne Schlieffens, daß Wilhelm Groener den Verlust des Krieges in einem am 19. Mai 1919 vor Offizieren im Generalhauptquartier gehaltenen Vortrag dem Umstand zuschrieb, daß Deutschland sich auf einen Kampf „mit England um die Weltherrschaft“ eingelassen habe, „ehe wir unsere Kontinentalstellung fest gemacht hatten“. Zitiert in Fritz Fischer, *Krieg der Illusionen: Die deutsche Politik von 1911 bis 1914* (Düsseldorf 1969), S. 1.

- 56 Wilhelm Groener, *Lebenserinnerungen*, Hrsg. F. Freiherr Hiller von Gärtringen (Göttingen 1957), S. 83 ff. s. auch Peter Rassow, ‚Schlieffen und Holstein‘, *Historische Zeitschrift*, CLXXIII (1952) und Hugo Rochs, *Schlieffen: Ein Lebens- und Charakterbild für das deutsche Volk* (Berlin 1940), S. 40. Anhaltspunkte für eine Psychologie des Präventivkriegs in den höheren Rängen der Streitkräfte finden sich bei Einem, *Erinnerungen*, S. 111-14, sowie in *DDF*, 2. Ser., VI, Nr. 369.
- 57 Fischer, *Krieg der Illusionen*, S. 99.
- 58 Oskar von der Lancken-Wakenitz, *Meine dreissig Dienstjahre 1888-1918* (Berlin 1931), S. 56; Monts, *Erinnerungen*, S. 191 f.; Rich (*Holstein* II, S. 699) weist darauf hin, dass die Memoiren Lanckens vor Irrtümern strotzen. Zwar gibt er zu, dass die Indizien überzeugend erscheinen, entscheidet sich aber dafür, die Politik Holsteins nicht als eine Politik des Krieges, sondern lediglich als eine der Dummheit zu sehen; es fällt ihm freilich schwer, dies zu belegen, und es scheint, dass er die psychologische Beweisführung vergessen hat. In den Depeschen und Memoranden Holsteins findet sich zugegebenermassen kein Beleg dafür, dass er 1905 einen Krieg gewollt hat. Das überrascht nicht, vor allem, wenn man sich daran erinnert, dass auch seine Kriegslust von 1887 nicht anhand von Papieren von seiner eigenen Hand dokumentiert werden kann. Die These, dass Schlieffen 1905 den Krieg wollte, ist von Ritter (*Schlieffenplan*, S. 102-33) heftig bekämpft worden; Ritter zeigt die Schwäche einiger der angeführten Anhaltspunkte auf, ohne indes die Aussage Wilhelm Groeners wegdiskutieren zu können, der als Stabsoffizier und Schüler Schlieffens während der Krise und dann bis zum Ende seines Lebens überzeugt war, sein Stabschef habe die Gelegenheit ergreifen und Frankreich erledigen wollen. Es ist interessant, dass Eberhard Kessel in zwei ziemlich unklaren Passagen der Einführung in seine Ausgabe der Briefe Schlieffens einerseits bestreitet, dass die Kriegsstrategie Schlieffens von 1905 Präventivkriegscharakter trug, andererseits jedoch darlegt, der Stabschef habe persönlich während der Marokkokrise an einen Präventivkrieg gedacht, und dann klipp und klar hinzufügt, Schlieffen habe 1905 ebenso darauf gebrannt, den Kampf mit Frankreich zu suchen, wie er es 1867 getan hatte. *Generalfeldmarschall Graf Alfred Schlieffen, Briefe* (Göttingen 1958), S. 13 f., 53 f., 205, 207, 208.
- 59 s. Richard von Kühlmann, *Erinnerungen* (Heidelberg 1948), S. 246 ff.
- 60 Otto Hammann, *Bilder aus der letzten Kaiserzeit* (Berlin 1922), S. 45.
- 61 Marschall beschwerte sich, das österreichische Vorgehen habe die Arbeit von Jahren in der Türkei zunichte gemacht, und Wilhelm II. war ebenfalls ungehalten, s. G. P. Gooch, *Before the War: Studies in Diplomacy*, I (London 1936), S. 277.
- 62 G. P., XXVI (1), S. 50 f.
- 63 ebd. (2), S. 693ff.
- 64 s. Craig, *Prussian Army*, S. 288 ff. und die zitierten Quellen. Ritter, *Kriegshandwerk*, II, S. 302, weist darauf hin, dass Moltke die Ansicht vertrat, es sei klüger, keinen Krieg mit Serbien zu provozieren, sondern auf dessen Angriff zu warten. Aber hierbei kam es ihm darauf an, dass Russland in diesem Fall keinen Vorwand zum Eingreifen hätte; er bezeichnete es nicht als eine Bedingung für die deutsche Hilfe. Gewiss betrachtete Conrad die Zusicherungen Moltkes als «bindende

- schriftliche Vereinbarungen», s. Feldmarschall Conrad von Hötzendorf, *Aus meiner Dienstzeit* (4 Bde., Wien und Berlin 1921 ff.), II, S. 85.
- 65 Conrad, *Aus meiner Dienstzeit*, I, S. 381 f. s. auch Norman Stone, ‚Moltke-Conrad: Relations between the Austro-Hungarian and German General Staffs, 1909-1914‘, *Historical Journal* IX (1966), S. 204-11.
- 66 Die Friedenskonferenzen in Den Haag 1899 und 1907 bremsten diesen Wettlauf nicht. Auf der ersten von ihnen wies der deutsche Delegierte Oberst Schwarzhoff unter allgemeiner Zustimmung den Gedanken einer Rüstungsbegrenzung in Bausch und Bogen zurück. Er bestritt, dass das deutsche Volk unter den übermässigen Rüstungsausgaben litt, dass eine forcierte Aufrüstung zum Krieg führen würde oder dass Abrüstungsmassnahmen sich verwirklichen liessen. Die nationalen militärischen Einrichtungen, so erklärte er, seien einzigartige und komplizierte Organismen, herangewachsen im Zusammenwirken von geschichtlichen Abläufen, Tradition, administrativen Leistungen, wirtschaftlicher Stärke und geographischer Lage. Es sei undenkbar, sie irgendeiner Form der internationalen Reglementierung zu unterwerfen. Zur Konferenz von 1907 s. unten S. 353.
- 67 Zur deutschen Friedensbewegung s. Roger Chickering, *Imperial Germany and a World without War; the Peace Movement and German Society, 1892-1914* (Princeton 1975), bes. S. 320-6 und 384-419.
- 68 Jarausch, *Enigmatic Chancellor*, S. 110.
- 69 Woodward, *Great Britain and the German Navy*, S. 105 ff.
- 70 Marschall rühmte sich, Deutschland und Österreich-Ungarn hätten zusammen den britischen Plan zunichte gemacht, s. ebd. S. 135 ff.
- 71 s. Berghahn, *Der Tirpitz-Plan*, S. 565 f.
- 72 ebd. S. 566 ff.
- 73 s. Zara S. Steiner, *The Foreign Office and Foreign Policy, 1898-1914* (Cambridge 1969), S. 88 f., 112 ff.
- 74 Woodward, *Great Britain and the German Navy*, S. 219 ff.
- 75 Jarausch, *Enigmatic Chancellor*, S. 114.
- 76 Die Standardbiographie ist Jäckh, *Kiderlen-Wachter*. Kritischer ist W. Andreas, ‚Kiderlen-Wächter: Randglossen zu seinem Nachlass‘, *Historische Zeitschrift* CXXXII (1925).
- 77 Kurt Riezler, *Tagebücher, Aufsätze, Dokumente*, Hrsg. Karl Dietrich Erdmann (Göttingen 1972), S. 178 f.
- 78 Fischer, *Krieg der Illusionen*, S. 121.
- 79 ebd. S. 129. Vgl. Müller, *Der Kaiser*, S. 87.
- 80 Fischer, *Krieg der Illusionen*, S. 132 ff.
- 81 H. von Moltke, *Erinnerungen, Briefe, Dokumente* (Stuttgart 1922), S. 362.
- 82 Kiderlen bestätigte später die Berechtigung dieser Beschwerden; er beklagte sich, die Berichte Widenmanns «[atmeten] eine Gehässigkeit und ein Misstrauen gegen England, die meines ehrerbietigen Erachtens nicht gerechtfertigt sind und die ... nur unnötige Erschwerung unserer Beziehungen zu England hervorrufen [können]», s. Craig, *Prussian Army*, S. 296ff., sowie aus der Sicht des Betroffenen Wilhelm Widenmann, *Marine-Attaché in London 1907-1912* (Göttingen 1952).
- 83 Metternich wurde vor Ende des Jahres zurückberufen.

- 84 Dass die Mission gescheitert war, stellte sich erst nach der Rückkehr Haldanes nach England heraus, und Albert Ballin, der an ihrem Zustandekommen beteiligt gewesen, war sich noch Mitte März sicher, dass ein Bündnisvertrag unterzeichnet werden würde. Aber Lord Grey machte am 17. März deutlich, dass dem sowohl technische als auch politische Hindernisse im Weg standen, s. Cecil, *Ballin*, S. 182-98.
- 85 Randolph S. Churchill, *Winston S. Churchill*, II (Boston 1967), S. 551 f. Zu all dem s. Woodward, *Great Britain and the German Navy*, Kap. 18-20 und 23.
- 86 Ritter, *Kriegshandwerk*, II, S. 235.
- 87 Woodward, *Great Britain and the German Navy*, S. 380 ff.
- 88 *G. P.* XXXIX, S. 111 ff.
- 89 Die wichtigste Quelle für Informationen zu dieser Zusammenkunft ist Müller, *Der Kaiser*, S. 124ff. Fischer, *Krieg der Illusionen*, S. 23ff. und John C. G. Rohl, ‚Admiral von Mueller and the Approach to War‘, *Historical Journal* XII (1966) gehen davon aus, dass dieser ‚Kriegsrat‘ den Kurs der deutschen Politik für die folgende Zeit festlegte. Das ist eine kräftige Übertreibung, wie Wolfgang J. Mommsen in: *Central European History* VI, Nr. 1 (März 1973), S. 12-14 belegt, s. auch Mommsens Artikel ‚The Debate on German War Aims‘, *Journal of Contemporary History*, I (1966), S. 47 ff., und ‚Die deutsche «Weltpolitik» und der erste Weltkrieg‘, *Neue politische Literatur*, XVI (1971), S. 482 ff.
- 90 s. Conrad, *Aus meiner Dienstzeit*, III, S. 670.
- 91 Die wachsende russische Bedrohung veranlasste ihn nicht dazu, den Schlieffen-Plan fallenzulassen, obwohl er dessen politische Schwächen erkannt hatte, wie er schon Anfang 1913 Jagow gegenüber einräumte, s. dazu Ritter, *Kriegshandwerk*, II, S. 271.
- 92 Fischer nennt dies einen «Krieg-in-Sicht»-Artikel, s. *Krieg der Illusionen*, S. 546 ff., 552.
- 93 s. oben Kap. VIII, S. 323 f.
- 94 s. Jarausch, *Enigmatic Chancellor*, S. 137.
- 95 Hugo Hantsch, *Leopold Graf Berchtold: Grandseigneur und Staatsmann* (2 Bde., Graz und Wien 1963), I, S. 387f.
- 96 ebd. II, S. 441 ff.
- 97 Diese Übereinkunft wurde in gewissem Sinn durch einen englisch-portugiesischen Vertrag neutralisiert, der britische Finanzhilfe für Portugal vorsah.
- 98 *G. P.* XXXIX, S. 628 ff.; Jarausch, *Enigmatic Chancellor*, S. 141 ff.
- 99 Hantsch, *Berchtold*, II, S. 449 ff., 460.
- 100 Zu den englischen Besorgnissen angesichts eines möglichen Verlusts Russlands als Bündnispartner s. Harold Nicolson, *Portrait of a Diplomatist* (New York 1930), S. 216, 222 ff., 255, 300 ff.; der Autor schildert die Bemühungen seines Vaters Sir Arthur Nicolson, seinerzeit Ständiger Unterstaatssekretär des Auswärtigen, jede nur denkbare Provokation Russlands zu vermeiden, s. auch Zara Steiner, *The Foreign Office*, S. 133 f., 150, 156 f.
- 101 Riezler, *Tagebücher*, S. 182.
- 102 ebd. S. 183.

- 103 Hierüber liegt eine grosse Menge an Literatur vor. Zusätzlich zu den älteren Arbeiten wie Bernadotte Schmitt, *The Coming of the War*, 1914 (2 Bde., New York 1930) und Luigi Albertini, *Le origini della guerra del 1914* (3 Bde., Mailand 1942 ff.) sind heranzuziehen die Anfangskapitel von Fritz Fischer, *Griff nach der Weltmacht: Die Kriegszielpolitik des kaiserlichen Deutschland 1914/1918* (Düsseldorf 1964) und sein *Krieg der Illusionen* sowie Immanuel Geiss (Hrsg.), *Julikrise und Kriegsausbruch 1914* (2 Bde., Hannover 1964.) Fischer hat einen dezidierten Anti-Bethmann-Einschlag, den Egmont Zechlin, ‚Bethmann Hollweg, Kriegsrisiko und SPD 1914‘, *Der Monat*, XVIII (Jan. 1966) überzeugend kritisiert; Karl Dietrich Erdmann, ‚Zur Beurteilung Bethmann Hollwegs‘, *Geschichte in Wissenschaft und Unterricht*, XV (1964), S. 525-40; sowie der dritte Band von Ritter, *Kriegshandwerk*. Entschiedene Kritik an Bethmann übt Dieter Groth, *Negative Integration*, S. 331-9, 367-413, 663, 669 f., der den Kanzler nur solange als Kriegsgegner sich gebärden sieht, bis er sich der Unterstützung der SPD sicher war. s. auch James Joli, ‚The 1914 Controversy Continued‘, *Past and Present*, Nr. 34 (Juli 1966), S. 100-13; darüber hinaus die Artikel von Geiss, Klaus Epstein und Wolfgang J. Mommsen in: *Journal of Contemporary History*, I, Nr. 3 (Juli 1966) und die Beiträge von Joachim Remak und Paul W. Schroeder in: *Journal of Modern History*, XLIII, Nr. 3 (Sept. 1971), S. 353-66 und XLIV, Nr. 3 (Sept. 1972), S. 319-45. Ausgewogene Beurteilungen ohne Polemik finden sich in Jaraus, *Enigmatic Chancellor* und bei Fritz Stern, ‚Bethmann Hollweg and the War: The Limits of Responsibility‘ in: *The Responsibility of Power: Historical Essays in Honor of Hajo Holborn*, Hrsg. Leonard Krieger und Fritz Stern (New York 1967), S. 252-85.
- 104 Riezler, *Tagebücher*, S. 183.
- 105 Conrad, *Aus meiner Dienstzeit*, IV, S. 152.
- 106 Bethmann hatte dabei nicht nur die Bagdadbahnpolitik im Auge, sondern auch die Ernennung von General Liman von Sanders zum Chef einer Militärmission in der Türkei im Herbst 1913 ohne Wissen des Kanzlers und des Ausenministeriums; der General übernahm dabei auch das Kommando über das Erste Türkische Armeekorps. Die Russen reagierten verärgert, und Bethmann musste einräumen, dass die Ernennung vom Kaiser ausgesprochen und vom Militärkabinett ausgeführt worden war. s. Schmidt-Bückeberg, *Militärkabinett*, S. 226 und Eyck, *Das persönliche Regiment*, S. 682 ff.
- 107 Riezler, *Tagebücher*, S. 188.
- 108 ebd. S. 183.
- 109 ebd. S. 185.
- 110 A. Döblin, ‚Republik‘, *Die neue Rundschau*, XXXI (1920), I, S. 78.
- 111 Dies war ein Promenadenweg im Berliner Tiergarten, der von einer Reihe geschmackloser Skulpturen der Fürsten von Brandenburg-Preussen eingerahmt war. Auf eine Anregung Wilhelms II. zurückgehend, war diese Allee bei den Berlinern, die geistvoll genug sind, um Kitsch auf eine rühmliche Art und Weise geniessen zu können, allgemein beliebt. Im Zweiten Weltkrieg wurde sie grössteils zerstört, die Trümmer sind nicht erhalten.

- 112 ‚Vaterlandslose Gesellen‘ war ein Ausdruck, den Wilhelm II. öffentlich zur Brandmarkung derjenigen verwendete, die trotz aller seiner Bemühungen fortführen, die Sozialdemokratische Partei zu wählen.

X. Der Grosse Krieg 1914-1918

- 1 Bruno Frank, ‚Stolze Zeit, 1914‘, in: *Der ewige Brunnen: Ein Volksbuch deutscher Dichtung*, Hrsg. Ludwig Reiners (München 1955), S. 440.
- 2 Friedrich Meinecke, *Ausgewählter Briefwechsel*, Hrsg. Ludwig Dehio und Peter Classen (Stuttgart 1962), S. 326. Der betreffende Leutnant starb an einem versehentlichen Gewehrschuss auf dem Weg zur Front bei Lüttich.
- 3 Ernst Gläser, *Jahrgang 1902* (Berlin 1929), S. 188f. (Teil 1: ‚Das Schützenfest‘). Dieser Glaube war in allen kriegführenden Ländern verbreitet, s. dazu den ironischen Bericht von Richard Aldington in seinem *Death of a Hero* (London 1929), S. 225 f., 252 ff.
- 4 In stärkerem Mass als die Krieglieder der meisten anderen Länder beschäftigten sich die deutschen Soldatenlieder mit dem Tod. Bekannte Lieder wie «Morgenrot», «Kein schön’rer Tod ist in der Welt, als wie vom Feind erschlagen», ... «Ich hatt’ einen Kameraden» und «Nun ade, jetzt muss ich Abschied nehmen», das hier zitiert ist, bezeugen dies. Zur Stimmung derer, die 1914 diese Lieder sangen, s. Carl Zuckmayer, *Als war’s ein Stück von mir* (Wien 1966), S. 207 ff. Bei Langemarck stürmten unerfahrene Rekruten englische MG-Stellungen und starben zu Hunderten mit dem Deutschlandlied auf den Lippen. Aber, so schreibt Zuckmayer, niemand mehr sang vor Verdun oder bei der Schlacht an der Somme oder beim zermürbenden Stellungskrieg in Flandern.
- 5 Ende August 1914 warnte der sozialdemokratische Reichstagsabgeordnete Eduard David den Staatssekretär Delbrück, seine Genossen, die dem Vaterland Opfer brachten, erwarteten, dass ihre Ideale und Ziele Anerkennung finden würden; wäre dies nicht der Fall, dann «würde eine Kluft innerhalb der Bevölkerung entstehen, die in Dezennien nicht zu überbrücken sei». Jürgen Kuczynski, *Der Ausbruch des Ersten Weltkrieges und die deutsche Sozialdemokratie* (Berlin 1957), S. 208 f.
- 6 Meinecke, *Briefwechsel*, S. 47 (an A. Dove, 25. September 1914); Hervorhebung von mir.
- 7 ebd. S. 51 (an A. Dove, 11. November 1916).
- 8 Der Friede von Hubertusburg beendete 1763 den Siebenjährigen Krieg, s. Meinecke, *Strassburg, Freiburg, Berlin*, S. 198: «Ich erinnere mich eines charakteristischen Gesprächs, das ich um Weihnachten 1914 mit dem damals noch amtierenden Nationalökonom Schumacher im Hintzeschen Haus führte. Ich äusserte, dass auch schon ein Hubertusburger Friede ein grosser Sieg für uns sein würde. ‚Oh‘, rief er mit strahlender Gewissheit aus, ‚wir können viel mehr erhoffen!‘ Erstes Anzeichen beginnender Scheidung der Geister.»
- 9 Meinecke neigte dazu, sich zu der, wie E. R. Curtius es nannte, Gewohnheitssünde der Deutschen hinreissen zu lassen: Zuflucht zum Schicksal zu nehmen. Es ist dies auch der Tenor seines Buchs *Die deutsche Katastrophe*.

- 10 Die deutsche Flotte versenkte drei englische Schlachtkreuzer, drei Fregatten und acht Zerstörer bei eigenen Verlusten von einem Schlachtschiff, einem Schlachtkreuzer, vier Fregatten und fünf Zerstörern.
- 11 Im November 1914 versenkte das deutsche China-Geschwader unter dem Kommando von Admiral Spee vor Coronel zwei britische Geschützkreuzer, aber einen Monat später wurde es in der Schlacht bei den Falklandinseln zerstört, und im Frühjahr 1915 waren auf den Weltmeeren keine deutschen Flottenverbände oder Handelsschiffe mehr zu finden.
- 12 Eine interessante, wenn auch höchst polemische Darstellung der moralischen Verfassung der deutschen Marine findet sich in Theodor Plieviers Roman *Des Kaisers Kulis* (1930). s. auch Daniel Horn (Hrsg.), *War, Mutiny and Revolution in the German Navy: The World War I Diary of Seaman Richard Stumpf* (New Brunswick 1967).
- 13 Der Niedergang von Tirpitz ist nachgezeichnet in: *Regierte der Kaiser? Kriegstagebücher, Aufzeichnungen und Briefe des Chefs des Marine-Kabinetts Admiral Georg Alexander von Müller 1914-1918*, Hrsg. Walter Görlitz (Göttingen 1959), S. 43, 49, 52, 69, 75, 76, 89, 107, 122, 145, 163. s. auch Ritter, *Kriegshandwerk*, III, S. 26-29.
- 14 Zu dieser Frage s. Ritter, *Kriegshandwerk*, II, S. 268 ff.
- 15 s. Meinecke, *Strassburg, Freiburg, Berlin*, S. 197.
- 16 Moltkes Antwort war die Abkommandierung zweier Korps von der Westfront; dadurch wurde möglicherweise bei seinem Vormarsch auf Paris der rechte Flügel geschwächt.
- 17 Eine anschauliche Darstellung dieser Verhältnisse und ihrer Folgen findet sich in Alexander Solschenizyns Roman *August Vierzehn* (3. Auflage, Neuwied 1978); s. auch Norman Stone, *The Eastern Front, 1914-1917* (New York 1975), wo die Rolle zufälliger Faktoren für den Schlachtverlauf hervorgehoben wird.
- 18 s. ‚West- oder Ostoffensive 1914?‘ in: Ludwig Beck, *Studien*, Hrsg. Hans Speidel (Stuttgart 1955), S. 158.
- 19 Zu diesem ganzen Komplex s. ‚The Military Cohesion of the Austro-German Alliance, 1914-1918‘ in: Craig, *War, Politics and Diplomacy*, S. 46-57. Zu den österreichischen Operationen im Allgemeinen s. Gunther E. Rothenburg, *The Army of Francis Joseph* (West Lafayette, Ind., 1976), S. 172-218.
- 20 Über die Beförderung Falkenhayns wurde erst im November Klarheit geschaffen, als Moltke formell zurücktrat.
- 21 s. oben Kap. VIII, S. 326.
- 22 Nach seiner Entlassung übernahm er ohne erkennbare Verärgerung ein Feldkommando. Bei Ludendorff sich derartiges vorzustellen, fällt sehr schwer.
- 23 s. H. von Zwehl, *Erich von Falkenhayn, General der Infanterie: Eine biographische Studie* (Berlin 1926); Karl-Heinz Janssen, *Der Kanzler und der General: Die Führungskrise um Bethmann Hollweg und Falkenhayn 1914-1916* (Göttingen 1967), Kap. 1; Wilhelm Groener, *Lebenserinnerungen*, S. 187 und passim (Groener war einer seiner engsten Berater); sowie Ritter, *Kriegshandwerk*, III, S. 55 ff.
- 24 Zu dieser Schlacht s. *Der Weltkrieg 1914-1918, bearbeitet im Reichsarchiv* (12 Bde., Berlin 1925-39), V, S. 286-347, 393 ff., 577 ff.; C.R.F.M. Cruttwell,

- A History of the Great War, 1914-1918* (Oxford 1936), S. 93 ff.; Cyril Falls, *The Great War, 1914-1918* (London 1959), S. 77-83; P. Guinn, *British Strategy and Politics, 1914-1918* (London 1965), S. 36ff.; Erich von Falkenhayn, *Die Oberste Heeresleitung 1914-1916* (Berlin 1920), S. 23 ff.; *Kronprinz Rupprecht von Bayern, Mein Kriegstagebuch*, Hrsg. W. Frauendienst (2 Bde, Berlin 1929), I, S. 194-261; Janssen, *Kanzler und General*, Kap. 2.
- 25 Ritter, *Kriegshandwerk*, III, S. 59 f.; Riezler, *Tagebücher*, S. 228.
- 26 Egmont Zechlin, ‚Friedensbestrebungen und Revolutionierungsversuche‘, in: *Aus Politik und Geschichte* (Beilage *Das Parlament*), Beilage 20/61, S. 275-9; Beilage 22/63, S. 3 ff. Riezler wandte sich ebenfalls gegen die Vorschläge. *Tagebücher*, S. 230.
- 27 Ritter, *Kriegshandwerk*, III, S. 63.
- 28 s. Janssen, *Kanzler und General*, S. 56 ff. Unter denen, die ihn in seinen Zweifeln an Falkenhayn bestärkten, waren Riezler, Hertling, Lerchenfeld und Ballin, s. Cecil, *Ballin*, S. 301, 306.
- 29 Falkenhayn, *Die Oberste Heeresleitung*, S. 61.
- 30 Ritter, *Kriegshandwerk*, III, S. 60.
- 31 Zu Gorlice s. Cruttwell, *Great War*, S. 175 ff.; Falls, *Great War*, S. 121-5; Janssen, *Kanzler und General*, Kap. 8; J. N. Danilow, *Russland im Weltkriege* (Jena 1925), S. 467f., 487ff.; Oskar Regele, *Feldmarschall Conrad, Auftrag und Erfüllung 1906-1918* (Wien und München 1955), S. 345 ff.; Stone, *Eastern Front*, S. 128-43.
- 32 Zu diesem Bündnisvertrag und seinen Hintergründen s. Ulrich Trumpener, *Germany and the Ottoman Empire, 1914-1918* (Princeton 1968), S. 14 ff.
- 33 Das Geschwader bestand aus zwei Kreuzern, der *Goeben* und der *Breslau*. Die Geschichte ihrer Fahrt zu den Meerengen, welche die britische und die französische Flotte vergebens zu verhindern versuchten, ist oft erzählt worden, s. insbes. Hermann Lorey, *Der Krieg zur See 1914-1918: Der Krieg in den türkischen Gewässern* (2 Bde., Berlin 1928-38), I, S. 1-28.
- 34 Die Literatur hierüber ist erdrückend, s. unter anderen *Reichsarchiv, Der Weltkrieg*, IX, S. 173-93; Alan Moorehead, *Gallipoli* (New York 1956); Trumbull Higgins, *Winston Churchill and the Dardanelles* (New York 1963); Martin Gilbert, *Winston S. Churchill*, III: 1914-1916 (London 1971), S. 351 ff., 381 ff.; Cruttwell, *Great War*, S. 204ff.
- 35 Trumpener, *Germany and the Ottoman Empire*, S. 62-7.
- 36 Kaiser Franz Joseph widersetzte sich dem Gedanken der Abtretung von Gebieten noch erbitterter als seine Minister; selbst Appelle des Papstes und einer alten Vertrauten, Frau Schrott, stiessen bei ihm auf beharrlich taube Ohren. Eine Zeitlang schien es, als sei die Regierung Österreichs bereit, auf das Trentino zu verzichten, unter der Bedingung, dass Deutschland sie dafür mit einem Teil Schlesiens entschädigte. Hierüber s. Egmont Zechlin, ‚Das «schlesische Angebot» und die italienische Kriegsgefahr 1915‘, in: *Erster Weltkrieg, Ursache, Entstehung und Kriegsziele*, Hrsg. Wolfgang Schieder (Köln und Berlin 1969). Aber die Italiener waren natürlich auf mehr als nur das Trentino aus. Am 8. April schrieb Riezler missmutig: «Die Italiener sagen nie ganz, wie viel sie wollen, schieben es den Österreichern zu, anzubieten.» Fünf Tage später, als sie ungefähre Vorstellungen

- über den Umfang ihrer eventuellen Ansprüche äusserten, schrieb er:
«Unverschämt ... Bestürzung, Wut.» *Tagebücher*, S. 266-7.
- 37 Die Hauptakteure in diesem diplomatischen Spiel haben selbst Schilderungen des Geschehens geliefert; man sollte sie als das lesen, was sie sind. s. Bülow, *Denkwürdigkeiten*, III, Kap. 15-18; Matthias Erzberger, *Erlebnisse im Weltkrieg* (Stuttgart 1920), S. 21 ff.; A. Salandra, *Italy and the Great War: From Neutrality to Intervention* (London 1932). Epstein, *Erzberger*, S. 118-40 nimmt seiner Titelgestalt gegenüber eine merkwürdig unkritische Haltung ein.
- 38 Epstein, *Erzberger*, S. 140.
- 39 Gerald D. Feldman, *Army, Industry and Labor in Germany, 1914-1918* (Princeton 1966), S. 52; Ritter, *Kriegshandwerk*, III, S. 59.
- 40 Hutten-Czapski, *Sechzig Jahre*, II, S. 151 f.
- 41 Hierzu s. Feldman, *Army, Industry and Labor*, S. 45-52.
- 42 ebd. S. 52 ff.
- 43 Ernst von Wrisberg, *Wehr und Waffen 1914-1918* (Leipzig 1922), S. 132 ff. Einen kritischen Standpunkt in Bezug auf die Handhabung des Belagerungszustands vertritt Albrecht Mendelssohn-Bartholdy, *The War and German Society, The Testament of a Liberal* (New Haven 1937), S. 108-12.
- 44 s. Feldman, *Army, Industry and Labor*, S. 64 ff., 73 ff.; Ernst von Wrisberg, *Heer und Heimat 1914-1918* (Leipzig 1921), S. 108 ff.
- 45 s. John G. Williamson, *Karl Helfferich, 1872-1924: Economist, Financier, Politician* (Princeton 1971), S. 121 ff., 141 ff. Matthias Erzberger nannte Helfferich später «den frivolsten aller Finanzminister», s. Epstein, *Erzberger*, S. 331.
- 46 Zu all dem s. Feldman, *Army, Industry and Labor*, S. 97 ff.
- 47 Ritter, *Kriegshandwerk*, III, S. 91.
- 48 Die beste Untersuchung zu diesem Thema ist Karl-Heinz Janssen, *Macht und Verblendung: Kriegszielpolitik der deutschen Bundesstaaten 1914-1918* (Göttingen 1963).
- 49 So versicherte die *Frankfurter Volksstimme* im März 1915, der Verzicht auf jegliche Annexionsforderung sei «nicht per se ein brauchbares Programm», s. Hans W. Gatzke, *Germany's Drive to the West* (Baltimore 1950), S. 18 f.
- 50 Epstein, *Erzberger*, S. 106.
- 51 Gatzke, *Drive to the West*, S. 38-47.
- 52 Dieser Plan entstand schon in der Vorkriegszeit, s. Heinrich Class, *Wider den Strom* (Leipzig 1922), S. 321 f., sowie zu den Aktivitäten des Verbands allgemein Kruck, *Alldeutscher Verband*, S. 66-80.
- 53 Ringer, *Decline of the Mandarins*, S. 183 ff.; W. M. Simon, ‚Power and Responsibility: Otto Hintze's Place in German Historiography‘, in: *The Responsibility of Power*, Hrsg. Krieger und Stern, S. 207 ff.
- 54 s. Klaus Schwabe, ‚Die deutschen Professoren und die politischen Grundfragen des Ersten Weltkriegs‘ (Dissertation, Philosophische Fakultät d. Albert-Ludwigs-Universität Freiburg i.B. 1958), S. 143 ff., 152f.
- 55 Die beste Quelle ist Schwabe, ‚Deutsche Professoren‘, S. 160 ff. und ‚Zur politischen Haltung der deutschen Professoren im Ersten Weltkrieg‘, *Historische Zeitschrift* 193 (1961). s. auch Ringer, *Decline of the Mandarins*, S. 190 und Fischer, *Griff nach der Weltmacht*, S. 199f. Die Namen Meineckes und Hermann Onckens

- erschieden in der Liste der Unterzeichner, aber das lag allem Anschein nach an einem Missverständnis zwischen ihnen und den Organisatoren, s. Meinecke, *Strassburg, Freiburg, Berlin*, S. 202 ff. Auch die Unterschrift Hintzes beruhte möglicherweise auf einem Irrtum. Dass diese drei mit genannt waren, war für Hans Delbrück ein Schock, s. seinen Brief vom 15. Juni 1915 an Hermann Oncken in: Schwabe, ‚Deutsche Professoren‘, S. 189.
- 56 Schwabe, ‚Deutsche Professoren‘ S. 177 ff.; Gatzke, *Drive to the West*, S. 131; Fischer, *Weltmacht*, S. 201. Delbrück erhielt später die Unterstützung Friedrich Meineckes, der Gebrüder Weber, der Politiker Solf und Schiffer und der Publizisten Paul Rohrbach und Ernst Jäckh für seine antiannexionistische Betätigung (s. Schwabe, ‚Deutsche Professoren‘, S. 181). Die Tatsache, dass er bei der Organisation dieser Bewegung eine führende Rolle übernommen hatte, veranlasste den Kronprinzen dazu, in einem Brief an seinen Vater die Entfernung dieses «vaterlandslosen Kerls» von seinem Lehrstuhl an der Universität Berlin zu fordern.
- 57 Meinecke, *Strassburg, Freiburg, Berlin*, S. 203.
- 58 Schwabe, ‚Deutsche Professoren‘, S. 174.
- 59 s. Karl Demeter, *Das deutsche Offizierskorps in Gesellschaft und Staat 1650-1945* (Frankfurt a. M. 1962), S. 26-9; Kitchen, *Officer Corps*, S. 22 ff.
- 60 s. Gatzke, *Drive to the West*, S. 81.
- 61 Craig, *Prussian Army*, S. 311.
- 62 Class, *Wider den Strom*, S. 307; Kruck, *Alldeutscher Verband*, S. 90.
- 63 Feldman, *Army, Industry and Labor*, S. 136.
- 64 Schwabe, ‚Deutsche Professoren‘, S. 169; Class, *Gegen den Strom*, S. 395-8.
- 65 Craig, *Prussian Army*, S. 312.
- 66 *The Fall of the German Empire*, Hrsg. R.H. Lutz (2 Bde., Stanford 1932), I, S. 103.
- 67 Jarausch, *Enigmatic Chancellor*, S. 186 f.
- 68 Dies scheint mir ein zwingendes Argument gegen das Bild des Imperialisten Bethmann Hollweg zu sein, wie Fischer es in seinem Buch *Weltmacht* zeichnet. Welche Kluft zwischen den Anschauungen Bethmanns und denen der Alldeutschen bestand, macht K. D. Erdmann in ‚Zur Beurteilung Bethmann Hollwegs‘, *Geschichte in Wissenschaft und Unterricht*, XV (1964) deutlich, s. auch Wolfgang J. Mommsen, ‚The Debate on German War Aims‘, *Journal of Contemporary History*, I, Nr. 3 (1966), S. 63 ff.; Janssen, *Macht und Verblendung*, S. 125 ff., und Willibald Gutsche, ‚Zu einigen Fragen der staatsmonopolistischen Verflechtung in den ersten Kriegsjahren‘, in: *Politik im Krieg 1914-1918* (Berlin 1964).
- 69 Dieses von Fritz Fischer wiederentdeckte Memorandum, das die Annexion mindestens von Teilen Frankreichs und Belgiens verlangte, ist von denen, für die Bethmann nicht besser war als die Alldeutschen, stark in den Vordergrund geschoben worden, s. jedoch Mommsen, ‚Debate‘, S. 65 («Es lagen Welten zwischen dem Septemberprogramm Bethmanns und Class’ erstem grossen Memorandum zu den Kriegszielen»), Fritz Stern, ‚Bethmann Hollweg and the War‘, in: *The Responsibility of Power*, Hrsg. Krieger und Stern, S. 270, wo darauf hingewiesen wird, dass Riezler das September-Memorandum in seinem Tagebuch kein einziges Mal erwähnte und es ver

- mutlich als „eine vorläufige Erklärung ohne jede bindende Kraft“ betrachtete; s. auch Ritter, *Kriegshandwerk* III, S. 41–52, der davon ausgeht, daß es nie mehr als ein vorläufiger, hochgeheimer, improvisierter Entwurf gewesen ist – eher „Erwägung“ als „Entschluß“. s. auch Jarausch, *Enigmatic Chancellor*, S. 198: „Weiterhin veränderten und entwickelten sich die deutschen Kriegsziele in Abhängigkeit von dem Druck, der aus verschiedenen Richtungen ausgeübt wurde; Bethmann hatte also guten Grund zu sagen, er mache ‚keine Pläne, sondern Ad-hoc-Vorschläge, die sich unter dem Einfluß des wechselnden Kriegsglücks verändern könnten‘.“
- 70 Riezler, *Tagebücher*, S. 198.
- 71 ebd. S. 416.
- 72 ebd. S. 268, 386, 416. s. auch Stern in: *Responsibility of Power*, S. 270–3. Zu den deutschen Vorstellungen über Mitteleuropa und zu ihrer Formulierung durch Naumann in seinem Ende 1915 erschienenen und vielgelesenen Buch s. Meyer, *Mitteleuropa*, bes. S. 194 ff.
- 73 Riezler, *Tagebücher*, S. 234.
- 74 ebd. S. 274 (22. Mai 1915).
- 75 ebd. S. 386 (2. Dez. 1916).
- 76 Janßen, *Macht und Verblendung*, S. 16 f., 124 f.
- 77 Müller, *Regierte der Kaiser?*, S. 68.
- 78 ebd. S. 208. s. auch S. 97, 178, 197, 209–10, 221 f.
- 79 s. Craig, *Prussian Army*, Kap. V.
- 80 Im November 1914 sprach Bethmann, vielleicht auf Anregung Hindenburgs, mit dem Chef des Militärkabinetts Lyncker und dem Generaladjutanten von Plessen über die Notwendigkeit einer Ablösung Falkenhayns, vermutlich in der Hoffnung, die beiden würden dem Kaiser diese Empfehlung ans Herz legen. Sie zeigten jedoch kein Verlangen, dies zu tun, machten vielmehr deutlich, daß der Kaiser volles Vertrauen zu Falkenhayn hatte und jedem Wechsel, der Ludendorff in eine hohe Stabsposition bringen würde, vollkommen ablehnend gegenüberstand. s. Ritter, *Kriegshandwerk*, III, S. 63 f.
- 81 ebd. S. 29 f., 145 ff., sowie Müller, *Regierte der Kaiser?*, 76 f.
- 82 s. Riezler, *Tagebücher*, S. 335 (22. Feb. 1916), wo er die Begeisterung für den U-Boot-Einsatz als „eine Orgie rücksichtsloser Gewaltanwendung“ bezeichnet, „an der sie sich berauschen ... Es haben, wenn man das Geschrei hört, die Engländer beinahe recht, wenn sie immer sagen, die Deutschen sind toll geworden. Rausch an der gewaltsamen Methode. Daß es Grenzen der Gewalt gibt, ... das will keiner bedenken.“
- 83 Leonhard Frank, *Links wo das Herz ist* (neue Ausg. München 1963), S. 64.
- 84 Ritter, *Kriegshandwerk*, III, S. 152 ff.
- 85 ebd. S. 162; Müller, *Regierte der Kaiser?*, S. 107.
- 86 Ritter, *Kriegshandwerk*, III, S. 191–5.
- 87 s. Müller, *Regierte der Kaiser?*, S. 147, 159 ff., 164 ff.; Williamson, *Helfferich*, 155 ff.; Epstein, *Erzberger*, S. 154 ff. Erzberger führte eine Reihe von Gesprächen mit Beamten der Admiralität und überzeugte sich dabei, daß die Marine nicht genug U-Boote besaß, um das zu vollbringen, was sie zu vollbringen versprochen hatte. Zu dem Zeter und Mordio, das der Sturz Tirpitz' auslöste, den Hugo Stinnes mit dem Sturz Bismarcks verglich,

- s. Riezler, *Tagebücher*, S. 339 ff., 342. Zur Irrationalität der Anhänger Tirpitz' s. Conrad Haussmanns Schilderung seiner Diskussion mit Graf Zeppelin, der meinte, die Anzahl der verfügbaren U-Boote spiele keine Rolle. Deutschland müsse sie einsetzen, um den Neutralen seinen Willen zu demonstrieren. *Schlaglichter*, Hrsg. Ulrich Zeller (Frankfurt a. M. 1924), S. 59.
- 88 *Österreich-Ungarns letzter Krieg 1914–1918*, Hrsg. Österreichisches Bundesministerium für Heereswesen und Kriegsarchiv (Wien 1931 ff.), IV, S. 359–74; August von Cramon, *Unser Österreich-Ungarischer Bundesgenosse im Weltkriege* (Berlin 1920), S. 57–64; Rothenburg, *Army of Francis Joseph*, S. 195 ff.; Ritter, *Kriegshandwerk*, III, S. 224 ff.; Falkenhayn, *Oberste Heeresleitung*, S. 204; Stone, *Eastern Front*, S. 237–63.
- 89 Falkenhayn, *Oberste Heeresleitung*, S. 200, 220 ff.; Guinn, *British Strategy*, S. 143 ff.; Cruttwell, *Great War*, S. 254 ff.
- 90 Janßen, *Kanzler und General*, S. 215 f.
- 91 Dorothea Groener-Geyer, *General Groener, Soldat und Staatsmann* (Frankfurt a. M. 1955), S. 59 f.
- 92 Müller, *Regierte der Kaiser?*, S. 200.
- 93 Ritter, *Kriegshandwerk*, III, S. 241.
- 94 Müller, *Regierte der Kaiser?*, S. 217.
- 95 Ritter, *Kriegshandwerk*, III, S. 257 f.
- 96 Riezler, *Tagebücher*, S. 371 Fn. 374.
- 97 Müller, *Regierte der Kaiser?*, S. 226.
- 98 Zu all dem s. Werner Conze, *Polnische Nation und deutsche Politik im Ersten Weltkriege* (Köln und Graz 1958), S. 203 ff.; Graf Westarp, *Konservative Politik im letzten Jahrzehnt des Kaiserreiches* (2 Bde., Berlin 1935), II, S. 64 ff.; Hutten-Czapski, *Sechzig Jahre*, II, S. 290 ff, 304 ff.; Bethmann Hollweg, *Betrachtungen*, II, S. 94 ff.; Erich Ludendorff, *Urkunden der Obersten Heeresleitung* (Berlin 1921), S. 300.
- 99 s. insbes. Hutten-Czapski, *Sechzig Jahre*, II, S. 275 ff., 339–43, 355 f., 366, 379; Fischer, *Weltmacht*, S. 340–3.
- 100 Erich Ludendorff, *Meine Kriegserinnerungen* (Berlin 1920), S. 243 ff.; Karl Helfferich, *Der Weltkrieg* (3 Bde., Berlin 1919), II, S. 264 ff., 351 ff.; Gatzke, *Drive to the West*, S. 151–61; Fischer, *Weltmacht*, S. 375 ff.; Riezler, *Tagebücher*, S. 386.
- 101 Zu Ludendorffs Begriff des totalen Krieges s. Hans Speier, 'Ludendorff: The German Concept of Total War', in: *Makers of Modern Strategy: Military Thought from Machiavelli to Hitler*, Hrsg. Edward Mead Earle (Princeton 1943), S. 315 ff. Zum politischen Denken Bauers s. Martin Kitchen, 'Militarism and the Development of Fascist Ideology: The Political Ideas of Colonel Max Bauer, 1916–1918', *Central European History*, VII, Nr. 3 (Sept. 1975).
- 102 Bethmann versuchte kurzzeitig, sich für Jagow einzusetzen, wurde aber von Valentini belehrt, daß jedermann gegen Jagow sei und seine Ablösung durch Zimmermann das Verhältnis Bethmanns zur Obersten Heeresleitung verbessern würde. s. Riezler, *Tagebücher*, S. 383.
- 103 Dazu s. besonders Feldman, *Army, Industry and Labor*, S. 149–249; Williamson, *Helfferich*, S. 171 ff.

- 104 s. Williamson, *Helfferich*, S. 183.
- 105 s. Feldman, *Army, Industry and Labor*, S. 215.
- 106 Westarp, *Konservative Politik*.
- 107 Helfferich glaubte, spätestens am 31. August 1916 wären sie zugunsten eines uneingeschränkten Einsatzes der U-Boot-Waffe bekehrt. *Der Weltkrieg*, II, S. 382.
- 108 Die Resolution stellte ferner fest, falls der Kanzler sich für den uneingeschränkten U-Boot-Krieg entschied, könne er „der Zustimmung des Reichstags sicher sein“.
- 109 Bethmann Hollweg, *Betrachtungen*, II, S. 137 f.
- 110 Riezler, *Tagebücher*, S. 395.
- 111 s. Müller, *Regierte der Kaiser?*, S. 247–50; Valentini, *Kaiser und Kabinettschef*, S. 147 ff.; Jarausch, *Enigmatic Chancellor*, S. 300 ff.
- 112 Die Regierung der Vereinigten Staaten hatte die diplomatischen Beziehungen zu Deutschland im Februar abgebrochen. Die Entscheidung, in den Krieg einzutreten, wurde durch den Versuch Zimmermanns beeinflusst, Japan und Mexiko zu einem Angriff auf die USA zu bewegen. s. Barbara W. Tuchman, *The Zimmermann Telegram* (New York 1958).
- 113 Ludendorff, *Kriegserinnerungen*, S. 357.
- 114 H. Thimme, *Weltkrieg ohne Waffen* (Stuttgart 1932), S. 250 f.
- 115 Zur Kreuznacher Konferenz s. Fischer, *Weltmacht*, S. 447 ff., der den Standpunkt vertritt, die Auffassungen Bethmanns hätten sich nicht wesentlich von denen der Militärs unterschieden, sowie Ritter, *Kriegshandwerk*, III, S. 505 ff., der diesen Standpunkt kritisiert.
- 116 Müller, *Regierte der Kaiser?*, S. 279.
- 117 s. Westarp, *Konservative Politik*, S. 85 f., und Jarausch, *Enigmatic Chancellor*, S. 223 ff.
- 118 s. Ludendorff, *Kriegserinnerungen*, S. 358 f.
- 119 Zur Rolle Stresemanns in der Julikrise 1917 s. Marvin L. Edwards, *Stresemann and the Greater Germany, 1914–1918* (New York 1963), S. 139 ff.
- 120 Zur Julikrise s. insbes. Jarausch, *Enigmatic Chancellor*, S. 373 ff.; Epstein, *Erzberger*, Kap. 8; Ritter, *Kriegshandwerk*, III, S. 551–84; Bethmann Hollweg, *Betrachtungen*, II, S. 232–5; Valentini, *Kaiser und Kabinettschef*, S. 157 ff.; Ludendorff, *Urkunden*, S. 408 ff.; Haussmann, *Schlaglichter*, S. 101 ff.
- 121 Feldman, *Army, Industry and Labor*, S. 371.
- 122 Feldman schreibt: „Groener wollte eine Verbindung zwischen süddeutschem Egalitarismus und der preußischen Tradition der Reform von oben, und sein Wunsch, der Arbeiterbewegung im sozialen Bereich gewichtige Zugeständnisse zu machen, entsprang dem Bestreben, den völligen Untergang jener autoritären politischen und militärischen Traditionen zu verhindern, mit denen er sich identifizierte. Er ebnete so den Weg für die Bündnisse zwischen Industrie und Gewerkschaften und zwischen Heer und Sozialdemokratie, die den Gang der Revolution bestimmen sollten.“ Ebd. S. 404.
- 123 Groener-Geyer, *Groener*, S. 60 ff.

- 124 Der Begriff «erzwungene Gebietsabtretungen» liess ein Hintertürchen offen, und Erzberger sollte später über die Friedensresolution sagen: «Damit kriege ich auf dem Verhandlungsweg Briey und Longwy.» Prinz Max von Baden, *Erinnerungen und Dokumente* (Stuttgart 1927), S. 114. Erzbergers eigene Darstellung s. in *Erlebnisse*, Kap. XIX. s. auch Fischer, *Weltmacht*, S. 522 f.
- 125 Zur päpstlichen Friedensbotschaft s. insbes. M. Spahn, *Die päpstliche Friedensvermittlung* (Berlin 1919). Zu den Plänen Kühlmanns und der Haltung der Militärs s. Kühlmann, *Erinnerungen*, S. 471 ff., 481-5; Georg Michaelis, *Für Staat und Volk* (Berlin 1922), S. 347-50; Ludendorff, *Urkunden*, S. 428-33; Ludendorff, *Kriegserinnerungen*, S. 413-19; Gatzke, *Drive to the West*, S. 219-25, 228, 233.
- 126 Fischer, *Weltmacht*, S. 559ff.; Feldman, *Army, Industry and Labor*, S. 429 ff. Zur Rolle der Intellektuellen in der Vaterlandspartei s. Schwabe, ‚Deutsche Professoren‘, S. 355 ff. Herbe Kommentare zu den Auswirkungen der Propaganda der Partei s. bei Karl Kraus, *Die letzten Tage der Menschheit*, Akt 5, Szenen 7 und 50.
- 127 Kühlmann, *Erinnerungen*, S. 536 f.
- 128 ebd. S. 538-42; Schmidt-Bückeberg, *Militärkabinett*, S. 266 ff.; Ritter, *Kriegshandwerk*, IV (München 1968), S. 126 f.
- 129 Ritter, *Kriegshandwerk*, IV, S. 129 ff.; Müller, *Regierte der Kaiser?* S. 344 f.
- 130 Die Geschichte um Brest-Litowsk erzählt ausführlich John W. Wheeler-Bennett, *The Forgotten Peace: Brest-Litovsk* (London 1938). s. auch Fischer, *Weltmacht*, S. 621 ff.
- 131 Die SPD enthielt sich eines Votums über den Vertrag; die USPD stimmte dagegen. Die anderen Parteien der Reichstagsmehrheit sprachen sich für den Vertrag aus; Erzberger erklärte, seine Bestimmungen seien mit der Friedensresolution vereinbar, s. Ritter, *Kriegshandwerk*, IV, S. 147; Epstein, *Erzberger*, S. 234.
- 132 Hutten-Czapski, *Sechzig Jahre*, II, S. 458-62.
- 133 s. insbes. Rothenburg, *Army of Francis Joseph*, S. 201-18; Arthur J. May, *The Passing of the Habsburg Monarchy* (2 Bde., New York 1966), II, S. 798 ff.; Ritter, *Kriegshandwerk*, IV, S. 276 f.; eine bewegende literarische Darstellung ist: Alexander Lernet-Holenia, *Die Standarte* (Wien 1934).
- 134 Ritter, *Kriegshandwerk*, IV, S. 149.
- 135 ebd. S. 331-64.
- 136 ebd. S. 162; Gatzke, *Drive to the West*, S. 252 f.; Heuss, *Naumann*, S. 547 f. Haussmann, *Schlaglichter*, S. 185. Zur Ähnlichkeit der Argumentation Hans Delbrücks s. Craig, *Prussian Army*, S. 237f.
- 137 Ritter, *Kriegshandwerk*, IV, S. 154; G. von dem Knesebeck, *Die Wahrheit über den Propagandafeldzug und Deutschlands Zusammenbruch* (München 1927), S. 164.
- 138 Eine kenntnisreiche Kritik an der Strategie Ludendorffs findet sich in: *Ursachen des deutschen Zusammenbruchs im Jahre 1918* (Berlin 1920-29). Eindringliche Schilderungen des Kampfgeschehens s. bei Ernst Jünger, *In Stahlgewittern* (1920) und *Der Kampf als inneres Erlebnis* (1922).

- 139 Reichstag, *Stenographische Berichte*, CCCXII (1918), S. 5612; Kühlmann, *Erinnerungen*, S. 572 f.
- 140 *Ursachen des Zusammenbruchs*, 4. Reihe, II, S. 346 f.
- 141 Meinecke, *Briefwechsel*, S. 97 (an L. Aschoff, 21. Okt. 1918).

XI. Von Kiel bis Kapp: Die missglückte Revolution 1918-1920

- 1 Harry Graf Kessler, *Tagebücher 1918-1937* (Frankfurt a. M. 1961), S. 32.
- 2 Oswald Spengler, *Preussenthum und Sozialismus* (Neuausg. München 1934), S. 9.
- 3 Th. Eschenburg zufolge sind «die Parteien zur Machtübernahme befohlen worden»; s. ders., *Die improvisierte Demokratie: Gesammelte Aufsätze zur Weimarer Republik* (München 1963), S. 39.
- 4 Reichsamt des Innern, *Reichs-Gesetzblatt* (1918), S. 1273-5.
- 5 William M. Hatch, 'Württemberg and the November 1918 Revolution' (*Dissertation Stanford Univ.* 1973), S. 129 f. In den ersten Monaten des Jahres 1918 hatte die Unruhe innerhalb der Arbeiterschaft stark zugenommen, und Emil Barth, Klara Zetkin und Ernst Thalheimer hatten in Stuttgart eine Organisation revolutionärer Obleute gegründet.
- 6 Meinecke, *Strassburg, Freiburg, Berlin*, S. 272; Heuss, *Naumann*, S. 575; s.a. die Meinung Max Webers Mitte Oktober, ebd. S. 572.
- 7 Eine gute Schilderung der Ereignisse in Kiel s. bei Daniel Horn, *The German Naval Mutinies of World War I* (New Brunswick 1969); s. a. *War, Mutiny and Revolution in the German Navy*, hrsg. v. D. Horn. Einen höchst farbigen Eindruck von der Stimmung unter den Kriegsdienstpflichtigen vor 1918 vermittelt Plievier in seinem Roman *Des Kaisers Kulis*.
- 8 *Die deutsche Revolution 1918-1919*, Hrsg. Gerhard A. Ritter und Susanne Miller (Frankfurt a.M. 1968), S. 52-54; Horn, *Naval Mutinies*, S. 235; Richard A. Comfort, *Revolutionary Hamburg: Labor Politics in the Early Weimar Republic* (Stanford 1966), S. 30 ff.
- 9 *Dokumente und Materialien zur Geschichte der deutschen Arbeiterbewegung, Reihe II, 1914-45, herausgegeben vom Institut für Marxismus-Leninismus* (Berlin 1958 u. fortlaufend), II, S. 280; Mitchell, Allan, *Revolution in Bavaria, 1918-1919: The Eisner Regime and the Soviet Republic* (Princeton 1965), S. 87.
- 10 Ritter, *Die deutsche Revolution*, S. 58.
- 11 Max von Baden, *Erinnerungen*, S. 630-43.
- 12 s. Philipp Scheidemann, *Memoiren* (2 Bd., Dresden 1928), II, S. 310-14.
- 13 Zu den Hintergründen der Flucht des Kaisers s. Maurice Baumont, *The Fall of the Kaiser* (New York 1931) und Werner Conze (Hrsg.), *Das Ende der Monarchie* (Berlin 1952).
- 14 *Preussenthum und Sozialismus*, S. 9.
- 15 Carl Sternheim, «Die deutsche Revolution» (1918), in: *Gesamtwerke*, Hrsg. Wilhelm Emrich (Berlin 1966), VI, S. 86. Dieses frühe Urteil bestätigt David W. Morgan in seiner umfassenden Untersuchung zur Geschichte der USPD, *The Socialist*

Left and the German Revolution: A History of the German Independent Social Democratic Party, 1917-1922 (Ithaca 1975).

- 16 Franz Mehring, *Briefe an Freunde* (Zürich 1950), S. 84.
- 17 s. Netti, *Rosa Luxemburg*, II, bes. S. 544 ff.
- 18 Hannah Arendt, *Men in Dark Times* (New York 1968), S. 52.
- 19 Schorske, *Social Democracy*, S. 123 ff.
- 20 Kessler, *Tagebücher*, S. 28; s. a. Ernst Troeltsch, *Spektator-Briefe, Aufsätze über die deutsche Revolution und die Weltpolitik 1918-22* (Tübingen 1924), S. 30 (14. Januar 1919).
- 21 s. z.B. die Augenzeugenberichte über den blutigen Zusammenstoß am Oranienburger Tor am 6. Dezember, *Die deutsche Revolution*, S. 118 f.
- 22 Zu diesem berühmten Telefonanruf s. Sir John W. Wheeler-Bennett, *The Nemesis of Power: The German Army in Politics, 1918-1945* (London 1953), S. 21. Zu den Motiven Eberts s. Arthur Rosenberg, *Geschichte der Weimarer Republik*, Hrsg. Kurt Kersten (Frankfurt a. M. 1961), S. 37f.
- 23 s. bes. F. L. Carsten, *Revolution in Central Europe, 1918-1919* (London 1972), S. 68 ff, 127 ff, 325 ff.
- 24 s. *Allgemeiner Kongress der Arbeiter- und Soldatenräte Deutschlands: Stenographische Berichte* (Berlin 1918), S. 61-65.
- 25 Craig, *Prussian Army*, S. III f.; Erich Kaeber, *Berlin 1848* (Berlin 1948), S. 115 ff, 168 ff.
- 26 Die Veränderungen, die Ebert am Sieben-Punkte-Programm bei einem Gespräch zwischen der provisorischen Regierung, dem neuen Exekutivrat und Groener am 20. Dezember vornahm, sahen vor, dass auch die Grenzschutztruppen und die Marine davon ausgenommen werden sollten, s. Holger H. Herwig, 'The First German Congress of Workers and Soldiers Councils and the Problem of Military Reforms', *Central European History*, I, No. 2 (Juni 1968), S. 160-63.
- 27 Harold J. Gordon jun. *The Reichswehr and the German Republic, 1919-1926* (Princeton 1957), S. 18-21; Troeltsch, *Spektator-Briefe*, S. 36 (28. Januar 1919).
- 28 Zu den Ursprüngen und zur Entwicklung dieser Idee s. Robert G.L. Waite, *Vanguard of Nazism: The Free Corps Movement in Germany, 1918-1923* (Cambridge, Mass. 1952).
- 29 *Das Heer und die Republik: Quellen zur Politik der Reichswehrführung 1918 bis 1933*, Hrsg. Otto-Ernst Schüddekopf (Hannover und Frankfurt a. M. 1955), S. 48.
- 30 Meinecke, *Strassburg, Freiburg, Berlin*, S. 277.
- 31 Schüddekopf, *Heer und Republik*, S. 50 f.
- 32 Gordon, *Reichswehr*, S. 26-30.
- 33 Netti, *Luxemburg*, II, S. 774 f.
- 34 Arendt, *Men in Dark Times*, S. 36.
- 35 Craig, *Prussian Army*, S. 360f.; Gordon, *Reichswehr*, S. 30-33.
- 36 Am 10. November hatte der bekannte deutsche Pazifist F. W. Foerster Professor George D. Herron in der Schweiz einen von Eisner formulierten Friedensappell überbracht und ihn gebeten, ihn dem Präsidenten zu übermitteln, als dessen enger Vertrauter er weithin galt. s. *Herron Papers*, Hoover Institution, Stanford University, II, Dokumente Nr. 63-65; Mitchell, *Revolution in Bavaria*, S. 131 ff.; Mit-

- chell Pirie Briggs, *George D. Herron and the European Settlement* (Stanford 1932), S. 64 ff.
- 37 Mitchell, *Revolution in Bavaria*, bes. Kap. VIII.
- 38 Das Telegramm ist abgedruckt in: Tankred Dorst, Peter Zadek und Hartmut Gehrke, *Rotmord oder I was a German* (München 1969). Es ist dies die Textfassung eines Fernsehspiels, das auf Dorsts Theaterstück *Toller* beruht.
- 39 Mitchell, *Revolution in Bavaria*, S. 307f., 319 ff.
- 40 s. z.B. D. K. Buse, ‚Ebert and the German Crisis, 1917-1920‘, *Central European History*, N, No. 3 (September 1972), bes. S. 245 ff.
- 41 Helmut Heiber, *Die Republik von Weimar* (München 1966), S. 31.
- 42 Friedrich Ebert, *Schriften, Aufzeichnungen, Reden* (2 Bde., Dresden 1926), II, S. 129.
- 43 s. oben Kap. X, S. 382.
- 44 Zu Wissell s. David Edward Barclay, ‚Social Politics and Social Reform in Germany, 1890-1933: Rudolf Wissell and the Free Trade Union Movement‘ (Dissertation Stanford Univ. 1974), bes. Kap. III.
- 45 Thomas Mann, *Betrachtungen ...*, S. 253.
- 46 Godfrey Scheele, *The Weimar Republic* (London 1946), S. 49.
- 47 s. Heiber, *Republik*, S. 40 f. Mit einer Beschneidung der Rolle Preussens konnte ausserdem auch eine Teilung dieses Staats gemeint sein. Die dagegen opponierten, fürchteten, dass dies zur Entstehung einer von französischem Einfluss beherrschten neuen Rheinprovinz führen würde, s. Karl Dietrich Erdmann, *Adenauer in der Rheinlandpolitik nach dem Ersten Weltkrieg* (Stuttgart 1966), S. 212 ff.; Henning Köhler, *Autonomiebewegung oder Separatismus: Die Politik der ‚Kölnischen Zeitung‘ 1918-1919* (Berlin 1974), S. 61 ff. Zur Enttäuschung derjenigen, die eine Reichsreform für nötig hielten, s. Arnold Brecht, *Aus nächster Nähe: Lebenserinnerungen 1884-1927* (Stuttgart 1966), S. 413 ff., und: *Mit der Kraft des Geistes: Lebenserinnerungen 1927-1967* (Stuttgart 1967), S. 71 f.
- 48 Zu dieser komplexen Frage s. Gerhard Anschütz, *Die Verfassung des Deutschen Reiches vom 11. August 1919* (Berlin 1919), S. 89 ff.
- 49 Karl Dietrich Bracher, *Die Auflösung der Weimarer Republik: Eine Studie zum Problem des Machtverfalls in der Demokratie* (Stuttgart 1957), S. 177, 180ff., 189 ff. s. auch Troeltsch, *Spektator-Briefe*, S. 89 (19. Dezember 1919).
- 50 s. Eugen Schiffer, *Die deutsche Justiz* (Berlin 1928), S. 15, und die Memoiren Radbruchs, *Der innere Weg* (Stuttgart 1951), S. 141 ff. Wichtig auch: Ernst Franke, ‚Die Krise des Rechtsstaats und die Justiz‘, *Die Gesellschaft*, VIII (1931) sowie Eckart Kehr, ‚Zur Genesis der preussischen Bürokratie und des Rechtsstaats‘, ebd., IX (1932), wiederabgedruckt in: Kehr, *Innenpolitik*, S. 31 ff.
- 51 Julius Leber, *Ein Mann geht seinen Weg: Schriften, Reden und Briefe, herausgegeben von seinen Freunden* (Berlin 1952), S. 127 ff.
- 52 s. dazu die kompromisslose Erklärung von Troeltsch im Juli 1922, *Spektator-Briefe*, S. 284.
- 53 So argumentierte beispielsweise Carl Heinrich Becker, von 1925 bis 1930 preussischer Kultusminister, in: *Kulturpolitische Aufgaben des Reiches* (Berlin 1919).

- Zur Politik Beckers s. Kurt Düwel, ‚Staat und Wissenschaft in der Weimarer Epoche‘, *Historische Zeitschrift, Beiheft 1*, (1971), S. 31 ff. Über Reformvorschläge und ihr Los s. Ringer, *Mandarins*, S. 67-80.
- 54 s. Kehr, *Innenpolitik*, S. 254-268 (‚Neuere deutsche Geschichtsschreibung‘).
- 55 s. Eschenburg, *Improvisierte Demokratie*, S. 291, Fn. 88.
- 56 s. Walter Laqueur, *Weimar: A Cultural History* (New York 1975), S. 193 ff.
5. auch Edward Yarnell Hartshorne jun., *The German Universities and National Socialism* (Cambridge, Mass. 1937). Eine differenziertere Untersuchung zur Aufnahmebereitschaft für nationalsozialistisches Gedankengut findet sich bei Wolfgang Kreutzberger, *Studenten und Politik 1918-33: Der Fall Freiburg im Breisgau* (Göttingen 1972).
- 57 R. H. Samuel und R. Hinton Thomas, *Education and Society in Modern Germany* (London 1949), S. 126; Hans Speier, ‚Workers turning Bourgeois‘, in: *Social Order and the Risks of War: Papers in Political Sociology* (New York 1952), S. 61.
- 58 Hierzu s. vor allem Samuel und Thomas, *Education and Society*, insbes. S. 73 ff.
- 59 s. bes. Arno J. Mayer, *Politics and Diplomacy of Peacemaking: Containment and Counterrevolution at Versailles 1918-1919* (New York 1967), Kap. 15, 16, 17, 21, 22.
- 60 s. Epstein, *Erzberger*, S. 314-27, wo die Ratifizierung des Vertrags als «Erzbergers grösste Leistung» bezeichnet wird.
- 61 Zu diesem ganzen Komplex s. Craig, *Prussian Army*, S. 367-73, und die dort zitierten Quellen; s. auch Schüddekopf, *Heer und Republik*, S. 72 ff., 92-96.
- 62 Zu der Baltikum-Operation s. Waite, *Vanguard*, Kap. 5; E. O. Volkmann, *Revolution über Deutschland* (Oldenburg 1930), S. 237-45, 306-11; Rüdiger Graf von der Goltz, *Meine Sendung in Finnland und im Baltikum* (Leipzig 1920) und *Als politischer General im Osten 1918-1919* (Leipzig 1936).
- 63 Zur Einwohnerwehr s. die in Arbeit befindliche Untersuchung von David C. Large.
- 64 s. Gordon, *Reichswehr*, S. 97-8.
- 65 Die meisten Männer der Wirtschaft wurden von dem Putsch überrascht, reagierten verärgert und lehnten seine Unterstützung ab, freilich nicht etwa aus republikanischer Überzeugung, s. Gerald D. Feldman, ‚Big Business and the Kapp Putsch‘, *Central European History*, IV, No. 2 (Juni 1971), bes. S. 101, 128f.
- 66 Zu Reinhardt s. insbes. Fritz Ernst, ‚Walther Reinhardt (1872 bis 1930)‘, *Zeitschrift für Württembergische Landesgeschichte*, XVI (1957), S. 331-64, sowie *Aus dem Nachlass des Generals Walter Reinhardt* (Stuttgart 1958).
- 67 Zum Kapp-Putsch s. insbes. Johannes Erger, *Der Kapp-Lüttwitz-Putsch. Ein Beitrag zur deutschen Innenpolitik 1919-20* (Düsseldorf 1967); Waite, *Vanguard*, Kap. 6; Gordon, *Reichswehr*, S. 101-43; Schüddekopf, *Heer und Republik*, S. 100-14; Wheeler-Bennett, *Nemesis of Power*, S. 60-82.
- 68 s. Hsi-Huey Liang, *The Berlin Police Force in the Weimar Republic* (Berkeley 1970), S. 47.

69 Rosenberg, *Republik*, S. 99. s. auch die zeitgenössische Einschätzung von Ernst Troeltsch, der den Ausdruck «Katastrophe» ebenfalls gebrauchte; *Spektator-Briefe*, S.18,141-49.

XII. Reparationen, Inflation und die Krise von 1923

- 1 Hans Ostwald, *Sittengeschichte der Inflation: Ein Kulturdokument aus den Jahren des Marksturzes* (Berlin 1931), S. 218 f. Wie dieses Lied unter makabren Umständen gesungen wurde, schildert Ernst von Salomon in: *Die Geächteten* (Neuausgabe, Hamburg 1962), S. 205.
- 2 Heinrich August Winkler, *Mittelstand, Demokratie und Nationalsozialismus: Die politische Entwicklung von Handwerk und Kleinhandel in der Weimarer Republik* (Köln 1972), S. 78.
- 3 Kurt Tucholsky, ‚Die Glaubenssätze der Bourgeoisie‘, in: *Ausgewählte Werke* (2 Bde., Hamburg 1965), II, S. 148.
- 4 Stolper, *German Economy*, S. 60. Zur Politik der Reichsbank während des Krieges s. o. Kap. X, S. 384.
- 5 Hermann-Josef Rupieper, ‚Politics and Economics: The Cuno Government and Reparations, 1922-1923‘ (*Dissertation, Stanford Univ.* 1974), S. 47. Eine überarbeitete und leicht gekürzte Fassung dieser Arbeit ist unter dem Titel *The Cuno Government and Reparations, 1922-23: Politics and Economics* erschienen (Den Haag 1979).
- 6 ebd. S. 14.
- 7 Das war die ursprüngliche, auf den Geist der Vierzehn Punkte gegründete Auffassung der amerikanischen Delegation.
- 8 Rupieper, ‚Politics and Economics‘, S. 15. Zum Problem der Zahlungen aus deutscher Sicht s. Peter Krüger, *Deutschland und die Reparationen 1918/1919. Die Genesis des Reparationsproblems zwischen Waffenstillstand und Versailler Friedensschluss* (Stuttgart 1973).
- 9 s. Craig, *Prussian Army*, S. 390 f.
- 10 Kessler, *Tagebücher*, S. 559.
- 11 Zur Konferenz von Spa s. W. M. Jordan, *Great Britain, France and the German Problem, 1918-1939* (London 1943), S. 71, 85-88, 115, 136; Viscount d’Abernon, *An Ambassador of Peace* (3 Bde., London 1929), I, S. 56-75; Harold Nicolson, *Curzon: The Last Phase, 1919-1923* (Neuausg., New York 1939), S. 203, 226-30; M. J. Bonn, *Wandering Scholar* (New York 1948), S. 251-58.
- 12 *German Economy*, S. 77.
- 13 s. Erich Eyck, *A History of the Weimar Republic* (2 Bde., Cambridge, Mass. 1962), I, S. 174f.
- 14 Sally Marks, ‚Reparations Re-Considered: A Reminder‘, *Central European History*, II, No. 4 (Dezember 1969), S. 358 ff. Charles S. Maier, *Recasting Bourgeois Europe: Stabilization in France, Germany and Italy in the Decade after World War I* (Princeton 1975), S. 241 f.
- 15 David Felix, ‚Reparations Re-Considered with a Vengeance‘, *Central European History*, IV, No. 2 (June 1971), S. 172 ff.

- 16 Zu dieser Affäre, die ihren Ursprung in einer Attacke Erzbergers gegen die Politik Helfferichs im Kriege hatte, s. Epstein, *Erzberger*, Kap. 14, und Williamson, *Helfferich*, S. 292 f., 295–302, 313–28.
- 17 Die beste Arbeit ist: Ernst Laubach, *Die Politik der Kabinette Wirth 1921/22* (Lübeck und Hamburg 1968). Die Gründe, weshalb seine Energie und sein Optimismus wirkungslos blieben, nennt Maier, *Bourgeois Europe*, S. 271 f.
- 18 Verständige Beurteilungen zu Charakter und Karriere Rathenaus bei: Count Harry Kessler, *Walther Rathenau: His Life and Work* (New York 1930); James Joll, *Three Intellectuals in Politics* (Neuausgabe New York 1965), S. 106 ff.; Walter Struve, *Elites against Democracy: Leadership Ideals in Bourgeois Political Thought in Germany, 1890–1933* (Princeton 1973), S. 149–85; Eric Kollmann, ‚Walther Rathenau and German Foreign Policy: Thoughts and Actions‘, *Journal of Modern History*, XXIV (1952), 128 ff.; Troeltsch, *Spektator-Briefe*, S. 285 ff.
- 19 Walther Rathenau, *Gesammelte Reden* (Berlin 1924), S. 203.
- 20 D’Abernon, *Ambassador of Peace*, I, S. 255.
- 21 Zum Gebrauch des Ausdrucks „Eiserner Vorhang“ in den zwanziger Jahren s. ebd., III, S. 101, 211 sowie Gustav Stresemann, *Vermächtnis*, Hrsg. H. Bernhard (3 Bde., Berlin 1932–33), III, S. 327.
- 22 Zeitungsphotos, die zeigten, wie Briand von Lloyd George Unterricht im Golfspielen erhielt, verstärkten den Eindruck, daß der französische Premier zu stark unter britischem Einfluß stand. Dazu s. u. a. A. J. Sylvester, *The Real Lloyd George* (London 1947), S. 71–74.
- 23 Zur Balfour-Note s. Keith Middlemas und John Barnes, *Baldwin. A Biography* (London 1969), S. 132 ff.
- 24 Dazu s. u. a. Kessler, *Rathenau*, S. 304–40; Kessler, *Politische Tagebücher*, S. 301; d’Abernon, *Ambassador of Peace*, I, S. 308 ff.; Bonn, *Wandering Scholar*, S. 267 ff.; Kollmann, ‚Rathenau‘, S. 136; H. Graml, ‚Die Rapallo-Politik im Urteil der Westdeutschen Forschung‘, *Vierteljahrshefte für Zeitgeschichte*, XVIII (1970); Laubach, *Kabinette Wirth*, S. 180 ff.; Theodor Schieder, ‚Die Entstehungsgeschichte des Rapallo-Vertrags‘, *Historische Zeitschrift* 204 (1967); sowie H. Pogge von Strandmann, ‚Großindustrie und Rapallopoltik‘, *Historische Zeitschrift* 222 (1976), S. 265 ff. und bes. 294–99, wo das Interesse mächtiger Industriekonzerne am Abschluß eines russischen Vertrags geschildert wird; in diesem Zusammenhang wird die Auffassung fragwürdig, der Entschluß Rathenaus, mit einem solchen Vertrag die Erfüllungspolitik zu unterbrechen, sei ein ganz impulsiver gewesen.
- 25 Der schwedische Finanzmann Marcus Wallenberg behauptete später, englische, holländische und schwedische Fachleute hätten einen solchen Plan ausgearbeitet. s. Wipert von Blücher, *Deutschlands Weg nach Rapallo* (Wiesbaden 1951), S. 164 Fn. Einige scharfsinnige zeitgenössische Anmerkungen zu den Auswirkungen des Vertrags finden sich bei Troeltsch, *Spektator-Briefe*, S. 274 ff.
- 26 Dieses Mißtrauen wurde von Wirth erwidert; im März erklärte er vor den versammelten Ministerpräsidenten der Länder, der französische Einfluß in Europa sei übermäßig stark, und die deutsche Außenpolitik müsse angesichts der Aggressivität der Politik Poincarés energischer werden. *Akten*

- der Reichskanzlei. Die Kabinette Wirth*, Hrsg. Ingrid Schulze-Bidlingsmaier (2 Bde., Boppard 1973), I, S. 646.
- 27 Zum Tod Rathenaus und den Ursachen s. die Darstellungen Ernst von Salomons, der seine Hände im Spiel hatte: *Die Geächteten*, S. 189-229 und *Der Fragebogen* (Hamburg 1951), S. 103-12, sowie E. J. Gumbel, *Verschwörer. Beiträge zur Geschichte und Soziologie der deutschen nationalistischen Geheimbünde seit 1918* (Wien 1924), S. 48 ff. David Felix, *Walther Rathenau and the Weimar Republic: The Politics of Reparations* (Baltimore 1971), bes. S. 168; dieser Autor misst dem Antisemitismus als Motiv zu grosses Gewicht bei.
- 28 Otto Gessler, *Reichswehrpolitik in der Weimarer Zeit*, Hrsg. Kurt Sendtner (Stuttgart 1958), S. 239. Das Scheitern der Erfüllungspolitik analysiert Maier, *Bourgeois Europe*, S. 281-88.
- 29 Bonn, *Wandering Scholar*, S. 279
- 30 Constantino Bresciani-Turroni, *The Economics of Inflation. A Study of Currency Depreciation in Post-War Germany* (London 1937), S. 105.
- 31 s. die Diskussion über die Vorschläge Hermann Büchers und anderer in: Rupieper, ‚Politics and Economics‘, S. 130 ff. Beispiele für die unversöhnlichen Differenzen zwischen der Regierung Wirth und führenden Wirtschaftskreisen nennt Maier, *Bourgeois Europe*, S. 287 f.; s. a. Gerald D. Feldman, *Iron and Steel in the German Inflation, 1916-1923* (Princeton 1977), S. 285 f.
- 32 Rupieper, ‚Politics and Economics‘, S. 143 f.
- 33 Stephen A. Schuker, *The End of French Predominance in Europe: The Financial Crisis of 1924 and the Adoption of the Dawes Plan* (Chapel Hill 1976), S. 22 f., 178 f.; der Autor vertritt die Ansicht, Poincare sei davon überzeugt gewesen, «die Deutschen ruinierten absichtlich die eigene Währung, um fälschlich den Eindruck eines nationalen Bankrotts zu erzeugen», und er habe sich zur Besetzung der Ruhr nur widerstrebend und aus dem Grund entschlossen, weil er kein anderes Mittel sah, diesen grossangelegten Versuch der Deutschen zur Sabotage und Hintertreibung des Reparationssystems zu vereiteln. Zur Politik Belgiens s. J. E. Helmreich, ‚Belgium and the Decision to occupy the Ruhr: Diplomacy from a Middle Position‘, *Revue belge de philologie et d'histoire*, LI (1973), S. 822-39. Zu den englischfranzösischen Schwierigkeiten im Nahen Osten und zur Lausanner Konferenz s. Nicolson, *Curzon*, S. 258 ff., 273 ff., 279 ff., 281 ff., und Roderic H. Davison, ‚Turkish Diplomacy from Mudros to Lausanne‘, in: *The Diplomats*, bes. S. 202 f.
- 34 Rupieper, ‚Politics and Economics‘, S. 71.
- 35 s. unten Kap. XIV, S. 557 f.
- 36 *Akten der Reichskanzlei: Das Kabinett Cuno*, Hrsg. Karl-Heinz Harbeck (Boppard 1968), Nr. 37, 9. Januar 1923.
- 37 ebd. Nr. 138, 23. April 1923; *Der Nachlass des Reichskanzlers Wilhelm Marx*, Hrsg. Hugo Stehkämper (4 Bde., Köln 1969), III, Nr. 213, 21. September 1923.
- 38 *Akten der Reichskanzlei: Cuno*, Nr. 234, 235, 1. und 2. August 1923.
- 39 Harold G. Moulton, *The Reparation Plan. An Interpretation of the Reports of the Expert Committees Appointed by the Reparations Commission* (Neuausgabe West-

- port 1970), S. 198, zit. nach Rupieper, ‚Politics and Economics‘, S. 342.
- 40 Stolper, *German Economy*, S. 81 f. Die hier verwendete Währungseinheit RM ist eine Recheneinheit, die bei der Division von Papiermarkwerten durch einen Lebenshaltungskostenindex entsteht.
- 41 s. die Photographien in: Ostwald, *Sittengeschichte*, S. 116 ff.
- 42 Stolper, *German Economy*, S. 83.
- 43 Erich Maria Remarque, *Drei Kameraden* (1938), Kap. 1.
- 44 Malcolm Cowley, *Exile's Return: An Literary Odyssey of the 1920's* (Neuausg. New York 1951), S. 81.
- 45 Gert von Klass, *Stinnes* (Tübingen 1958), S. 274, 350.
- 46 s. Ostwald, *Sittengeschichte*, S. 111 ff., 204 ff.; Stefan Zweig, *Die Welt von Gestern. Erinnerungen* (Frankfurt a.M. 1970), S. 227.
- 47 Erich Maria Remarque, *Der schwarze Obelisk: Geschichte einer verspäteten Jugend* (Köln 1971), S. 67.
- 48 Jürgen Kocka, ‚The First World War and the *Mittelstand*: German Artisans and White Collar Workers‘, *Journal of Contemporary History*, VIII, No. 1 (Jan. 1973), S. 122.
- 49 ebd.; Winkler, *Mittelstand*, S. 76.
- 50 Dazu s. u.a. Theodor Leipart, *Zehn Jahre deutscher Geschichte 1918-1928* (Berlin 1928), S. 340-43; Furtwängler, *Gewerkschaften*, S. 59 ff.; Helga Timm, *Die deutsche Sozialpolitik und der Bruch der Grossen Koalition im März 1930* (Düsseldorf 1952), S. 26 f., 44 f.; Bracher, *Auflösung*, S. 201 f. Zur Veränderung der Haltung der Gewerkschaften gegenüber dem Ruhrkampf s. Lothar Erdmann, *Die Gewerkschaften im Ruhrkampf* (Berlin 1924). Der Streit über den Achtstundentag löste im Oktober eine Krise aus, die die Regierung Stresemann zu spalten drohte, aber durch einen Kompromiss beigelegt wurde, der eine ‚vorübergehende‘ Aufhebung des Achtstundentags für zulässig erklärte, ihn andererseits jedoch als allgemeinen Regelfall bestätigte. Henry Ashby Turner jun., *Stresemann and the Politics of the Weimar Republic* (Princeton 1963), S. 120-23.
- 51 Ostwald, *Sittengeschichte*, S. 194; s. auch die Ansprache des Präsidenten der Reichsgesundheitskammer vom 20. Februar 1923 in: *Verhandlungen des Reichstags: Stenographische Berichte*, CCCLVII, S. 9779-84, von der in: *The German Inflation of 1923*, Hrsg. Fritz K. Ringer (New York 1969), S. 112-18 grosse Teile zitiert werden.
- 52 Winkler, *Mittelstand*, S. 73, 76ff.
- 53 Herman Lebovics, *Sozial Conservatism and the Middle Classes, 1914-33* (Princeton 1969), S. 31 f.; Kocka, ‚First World War and the *Mittelstand*‘, S. 122 f.
- 54 Werner T. Angress, *Stillborn Revolution: The Communist Bid of Power in Germany, 1921-1923* (Princeton 1964), S. 350ff., 370ff.; *Akten der Reichskanzlei: Cuno*, Nr. 243-48, 10. bis 12. August 1923.
- 55 Zur Frühzeit Stresemanns s. Edwards, *Stresemann*, passim.
- 56 Er hatte sich seit der Ernennung Cunos Sorgen wegen einer Entwicklung hin zur Diktatur gemacht; s. Turner, *Stresemann*, S. 103 ff.
- 57 Zit. nach Martin Göhring, *Stresemann, Mensch, Staatsmann, Europäer: Gedenkrede, gehalten am 8. Juli 1956* (Mainz 1956), S. 19 f.

- 58 Turner, *Stresemann*, S. 120.
- 59 s. o. Fn. 50.
- 60 Eine ausführliche Darstellung der Küstriner Geschehnisse gibt Waite, *Vanguard*, S. 242-54; s. auch Gumbel, *Verschwörer*, S.109; Gordon, *Reichswehr*, S. 233 ff.; Schüddekopf, *Heer und Republik*, S. 167 ff.
- 61 Zum Märzaufruf s. bes. Angress, *Stillborn Revolution*, Kap. 5.
- 62 ebd. S. 250.
- 63 ebd. S. 380-86.
- 64 Harold J. Gordon jun., *Hitler and the Beer Hall Putsch* (Princeton 1972), S. 246. Zur politischen Atmosphäre in Bayern 1923 s.a. Lion Feuchtwangers Roman *Erfolg* (1930).
- 65 Seeckt, *Nachgelassene Papiere*. Seeckt an Kahr, 5. November 1923. s. a. Craig, *Prussian Army*, S. 417. Vgl. Kitchen, *Military History*, S. 253 f. Seeckts Denken in dieser Zeit diskutiert Eberhard Kessel, ‚Seeckts politisches Programm von 1923‘, in: Konrad Repgen und Stephan Skaiweit (Hrsg.), *Spiegel der Geschichte: Festgabe für Max Braubach* (Münster 1964), S. 899-914; und Hans-Martin Welcker, *Seeckt* (Frankfurt a. M. 1967), S. 389-405, 411-16. s. a. George W.F. Hallgarten, *Hitler, Reichswehr und Industrie: Zur Geschichte der Jahre 1918-1933* (Frankfurt a. M. 1962), S. 19-38.
- 66 Salomon, *Fragebogen*, S. 343. Die zitierte Charakterisierung stammt von Hans Zehrer.
- 67 Angress, *Stillborn Revolution*, S. 428.
- 68 Zu diesem ganzen Komplex s. ebd. Kap. 13; Ossip K. Flechtheim, *Die Kommunistische Partei Deutschlands in der Weimarer Republik* (Offenbach 1948), S. 95 ff.; Ruth Fischer, *Stalin and German Communism. A Study in the Origins of the State Party* (Cambridge, Mass. 1948), Kap. 15, 16; Lothar Danner, *Ordnungspolizei Hamburg: Betrachtungen zu ihrer Geschichte 1918 bis 1933* (Hamburg 1958), S. 74-131; Jan Valtin, *Out of the Night* (New York 1941), S. 70 ff. Zur «Vereinigung Republik», die später der nationalen republikanischen Miliz, dem Reichsbanner, eingegliedert wurde, s. Karl Rohe, *Das Reichsbanner Schwarz-Rot-Gold* (Düsseldorf 1966), S. 37.
- 69 s. Carl Severing, *Mein Lebensweg* (2 Bde., Köln 1950), I, S. 435 f.; Hans Spethmann, *Zwölf Jahre Ruhrbergbau 1914-1923* (4 Bde., Berlin 1930), IV, S. 212-38; Walter Ulbricht, *Zur Geschichte der deutschen Arbeiterbewegung*, I (Berlin 1953), S. 131 f.; Erdmann, *Adenauer in der Rheinlandpolitik*, passim; Henning Köhler, *Autonomiebewegung oder Separatismus*, passim.
- 70 Zu dieser Krise s. Turner, *Stresemann*, S. 128 ff.
- 71 Die ausführlichste Darstellung findet sich bei Gordon, *Beer Hall Putsch*, Kap. 12.
- 72 Zur Stabilisierung der Währung s. Bresciani-Turroni, *Economics of Inflation*, Kap. 9, 10; Bonn, *Wandering Scholar*, S. 281-86; Hans Luther, *Politiker ohne Partei* (Stuttgart 1960), S. 109-247; Williamson, *Helferich*, S. 383-94; Hjalmar Schacht, *Confessions of ‚The Old Wizard‘* (Boston 1956), S. 162-78.

XIII. Weimarer Kultur

- 1 Hermann Hesse, *Morgenlandfahrt* (1932), Kap. 1.
- 2 Jean Giraudoux, *Siegfried. Pièce en 4 actes* (Paris 1928), Akt 1, Szene 2.
- 3 s. oben Kap. VI, S. 250f.
- 4 Bruno E. Werner, *Die Zwanziger Jahre. Von Morgens bis Mitternachts* (München 1962), S. 37.
- 5 Laqueur, Weimar, S. 164f.
- 6 Werner, *Die Zwanziger Jahre*, S. 17.
- 7 Franz Werfel, *Spiegelmensch* (Berlin 1920), S. 130.
- 8 Fritz Kortner, *Aller Tage Abend* (München 1959), S. 351–60.
- 9 ‚Was kann eine gute stehende Schaubühne eigentlich wirken?‘, in: Friedrich Schiller, *Sämtliche Werke*, Hrsg. Gerhard Fricke und Herbert G. Göpfert (5 Bde., München 1960²), V, S. 828.
- 10 Zu Piscator s. Jürgen Rühle, *Theater und Revolution* (München 1963), S. 132–58.
- 11 Zu Lothar Schreyer und zur Literatur der Ekstase s. Soergel und Hohoff, *Dichtung und Dichter*, II, S. 162–67.
- 12 *Der weiße Heiland*, Szene 8, in: Gerhart Hauptmann, *Gesammelte Werke in sechs Bänden* (Berlin o. J.), Ergänzungsband II, S. 136 f.
- 13 Thomas Mann, *Der Zauberberg* (Stockholm 1939), S. 861 f. (Kapitel 7); *Die schönsten Erzählungen* (Stockholm 1938), S. 240.
- 14 Zu diesem ganzen Komplex s. bes. Wolf von Eckardt, ‚Bauhaus‘, *Horizon* (November 1961), S. 60–74. s. auch Hans M. Wingler, *The Bauhaus* (New York 1969); Barbara Miller Lane, *Architecture and Politics in Germany, 1918–1945* (Cambridge, Mass. 1968); sowie *Paul Klee in Selbstzeugnissen und Bilddokumenten*, Hrsg. Carola Giedion-Welcker (Reinbeck bei Hamburg 1961), S. 67ff.
- 15 Zum Musikbetrieb s. Laqueur, *Weimar*, S. 155–62.
- 16 Rudolf Bing, *Five Thousand Nights at the Opera* (New York 1972), S. 36.
- 17 s. Peter Gay, *Weimar Culture: The Outsider as Insider* (New York 1968), S. 123.
- 18 Bing, *Five Thousand Nights*, S. 41 ff.
- 19 Soergel und Hohoff, *Dichtung und Dichter*, II, S. 325. Über Wyneken und die Jugendbewegung vor dem Krieg s. Walter Laqueur, *Young Germany: A History Of the Youth Movement* (New York 1962), bes. Kap. 4 und 6; sowie Pross, *Jugend, Eros, Politik*, S. 130ff. und *Vor und nach Hitler* (Olten und Freiburg i. Br. 1962), S. 104 ff.; George L. Mosse, *The Crisis of German Ideology: Intellectual Origins of the Third Reich* (New York 1964), bes. Kap. 9 und 11; John Gillis, *Youth and History: Tradition and Change in European Age Relations, 1770 – Present* (New York 1974), S. 149ff.
- 20 Klaus Mann, *Heute und Morgen* (Hamburg 1927), S. 13.
- 21 ebd. S. 6.
- 22 s. oben Kap. VI, S. 234 ff.
- 23 Laqueur, *Weimar*, S. 32.
- 24 Zu Ina Seidel s. Soergel und Hohoff, *Dichtung und Dichter*, II, S. 677–82.

- 25 s. Werner T. Angress, ‚Pegasus and Insurrection: Die Linkskurve and its Heritage‘, *Central European History*, I (1968), S. 35–55; Alfred Döblin, ‚Katastrophe in einer Linkskurve‘, *Das Tagebuch*, 3. Mai 1930, wiederabgedruckt in: *Die Welt* (Hamburg), 6. Juni 1964; Jürgen Rühle, *Literatur und Revolution: Schriftsteller und Kommunismus* (Köln und Berlin 1960), S. 184 ff.
- 26 s. oben Kap. XII, S. 487 ff. Vor der Inflation verdiente ein Professor etwa siebenmal soviel wie ein ungelernter Arbeiter; hinterher lag das Verhältnis näher bei 2:1. Die wirtschaftlichen Schwierigkeiten der frühen zwanziger Jahre zwangen auch zur Kürzung der staatlichen Mittel für die Bildungsförderung und zu drastischen Einsparungen etwa bei den Geldern, die öffentliche Bibliotheken zum Bücherkauf erhielten. All dies vertiefte in der Professorenschaft die Antipathie gegen die Republik. s. Ringer, *Mandarins*, S. 63 ff.
- 27 Victor Lange, ‚Ausdruck und Erkenntnis: Zur politischen Problematik der deutschen Literatur seit dem Expressionismus‘, *Die neue Rundschau* (1963), S. 96 ff.; Rühle, *Literatur und Revolution*, S. 275 ff.
- 28 Georg Lukács, *Probleme des Realismus* (Berlin 1955), S. 155 ff.
- 29 Hermann Hesse, *Klingsors letzter Sommer* (Insel-Bücherei Nr. 502 o. J.), S. 51.
- 30 Hermann Hesse, *Gesammelte Dichtungen* (6 Bde., Berlin 1958), IV, S. 383.
- 31 Hermann Kesten, ‚Brutstätte allen Unheils‘, *Die Zeit*, 15. September 1961. Eine interessante Darstellung der Bewegung gibt Helmut Lethen, *Die neue Sachlichkeit: Studien zur Literatur des ‚Weißen Sozialismus‘* (Stuttgart 1970).
- 32 Alfred Döblin, *Schicksalsreise* (Frankfurt a. M. 1949), S. 165.
- 33 Walter Muschg, *Die Zerstörung der deutschen Literatur* (Bern und München o. J., 3. Aufl.), Kap. 4.
- 34 Zu diesem Aspekt von *Berlin Alexanderplatz* s. Soergel und Hohoff, *Dichtung und Dichter*, II, S. 530–33 und Benno von Wiese, *Der deutsche Roman* (2 Bde., Düsseldorf 1963), II, S. 291 ff.
- 35 Erich Kästner, *Fabian. Die Geschichte eines Moralisten* (Neuausg., Köln und Berlin 1950), S. 37 (Kap. 3).
- 36 ebd. S. 102 f. (Kap. 10).
- 37 s. Werner, *Die Zwanziger Jahre*, S. 128 f.
- 38 s. Istvan Deak, *Weimar Germany's Left Wing Intellectuals. A Political History of the Weltbühne and its Circle* (Berkeley 1968) und Raimund Koplin, *Carl von Ossietzky als politischer Publizist* (Berlin 1964).
- 39 Kurt Tucholsky, *Gesammelte Werke*, Hrsg. Mary Gerold-Tucholsky und Fritz J. Raddatz (8 Bde., Hamburg 1962), II, S. 287, 322, 972, 1302.
- 40 ebd. S. 789 ff.
- 41 Paul Sethe, ‚Tucholskys tragische Irrtümer‘ in: *Die Zeit*, 10. April 1964. Die hier geäußerte Auffassung wie auch vieles andere in diesem Abschnitt Gesagte basiert auf bzw. gibt auszugsweise einen Artikel wieder, den ich unter dem Titel ‚Engagement and Neutrality in Weimar Germany‘ im *Journal of Contemporary History*, II, No. 2 (1967), S. 49–63 veröffentlicht habe.
- 42 Kurt Sontheimer, *Anti-Demokratisches Denken in der Weimarer Republik* (München 1962), S. 178, sowie sein Aufsatz mit dem gleichen Titel in: *Der Weg in die Diktatur*, Hrsg. Christian Gneuss (München 1962), S. 67.

- 43 Oswald Spengler, *Briefe 1913-1936*, Hrsg. Anton M. Koktanek und Manfred Schröter (München 1963), S. 203 (Eduard Meyer an Spengler, 25. Juni 1922).
- 44 Stern, *Cultural Despair*, S. 197.
- 45 Klemens von Klemperer, *Germany's New Conservatism: Its History and Dilemma in the Twentieth Century* (Princeton 1957), S. 155 ff.
- 46 Moeller van den Bruck, *Das Dritte Reich* (Hamburg 1931), S. 320 f.
- 47 s. Stern, *Cultural Despair*, S. 231. Zu den Ideen der Gruppe s. Armin Mohler, *Die konservative Revolution in Deutschland 1918-32: Grundriss ihrer Weltanschauungen* (Stuttgart 1950) und Otto-Ernst Schüddekopf, *Linke Leute von Rechts: Die nationalrevolutionären Minderheiten und der Kommunismus in der Weimarer Republik* (Stuttgart 1960).
- 48 Oswald Spengler, *Der Untergang des Abendlandes: Umriss einer Morphologie der Weltgeschichte* (33. Auflage, 2 Bde., München 1923), I, S. 3.
- 49 H. Stuart Hughes, *Oswald Spengler: A Critical Estimate* (New York 1952), S. 7.
- 50 Moeller van den Bruck, *Das Dritte Reich*, S. 322.
- 51 Hans Meier-Weicker, *Seeckt* (Frankfurt a. M. 1967), S. 373.
- 52 Hughes, *Spengler*, S. II Off.; Spengler, *Briefe*, S. 334-36, 341 f., 343-46 (Briefe v. 12. Juni, 25. Juni, 5. August und 12. August 1924).
- 53 Kessler, *Tagebücher*, S. 545 f.
- 54 *Die Zerstörung der deutschen Politik: Dokumente 1871-1933*, Hrsg. Harry Pross (Frankfurt a. M. 1959), S. 88 f.
- 55 Ernst Robert Curtius, *Deutscher Geist in Gefahr* (Stuttgart 1932), S. 45; s. a. Thomas Mann, 'Von deutscher Republik' (1922), in: *Reden und Aufsätze* (Stockholmer Gesamtausgabe, 2 Bde., Oldenburg 1965), II, S. 41 f.
- 56 Spengler, *Untergang*, I, S. 185.
- 57 Ernst Jünger, *Werke*, (Stuttgart 1964) VI, S. 48 (*Der Arbeiter*, erstmals veröffentlicht im Herbst 1932). s. auch Hans-Peter Schwarz, *Der konservative Anarchist: Politik und Zeitchronik Ernst Jüngers* (Freiburg i. Br. 1962), S. 40-45.
- 58 Ernst Jünger, *Der Kampf als inneres Erlebnis* (Berlin 1922), S. 95 f.
- 59 ebd. S. 3.
- 60 Jünger, *Der Kampf als inneres Erlebnis* (Neuausg. Berlin 1925), S. 76 f. In der Ausgabe von 1922 fehlen die beiden letzten zitierten Sätze.
- 61 von Klemperer, *New Conservatism*, S. 115.
- 62 Struve, *Elites against Democracy*, S. 367f., sowie ebd. S. 353-76, wo sich eine interessante Analyse der Gedankenwelt Zehrerers findet.
- 63 von Klemperer, *New Conservatism*, S. 131.
- 64 Siegfried Kracauer, *From Caligari to Hitler. A Psychological History of the German Film* (Princeton 1947).
- 65 Lethen, *Neue Sachlichkeit*, S. 43.
- 66 *Hier schreibt Berlin: Ein Dokument der 20er Jahre*, Hrsg. Herbert Günther (München 1963), S. 49 f.
- 67 Georg Kaiser, *Von Morgens bis Mitternachts* (Potsdam 1927), S. 74, 76 f.

XIV. Parteipolitik und Aussenpolitik 1924-1930

- 1 *Die neue Rundschau* (1920), I, S. 75.
- 2 Beim Kieler Parteitag der SPD 1927. Zitiert nach Timm, *Sozialpolitik*, S. 52.
- 3 Tucholsky, *Ausgewählte Werke*, II, S. 153 f.
- 4 Sigmund Neumann, *Die Parteien der Weimarer Republik* (Neuausgabe Stuttgart 1965), S. 27 ff.; Friedrich Stampfer, *Die vierzehn Jahre der ersten deutschen Republik* (Karlsbad 1936), S. 475 f.; Richard N. Hunt, *German Social Democracy, 1919-1933* (New Haven 1964), Kap. 4.
- 5 Leber, *Ein Mann geht seinen Weg*, S. 213.
- 6 Timm, *Sozialpolitik*, S. 48 ff.
- 7 Interessante Darstellungen in Romanform geben Hans Fallada, *Bauern, Bonzen und Bomben* (1931) und Ernst von Salomon, *Die Stadt* (1932); s. auch den Bericht des Innenministers Karl Severing, ‚Zur innenpolitischen Lage in Deutschland im Herbst 1929‘, *Vierteljahrshefte für Zeitgeschichte*, VIII (1960); zur nationalen Agrarpolitik s. John B. Holt, *German Agricultural Policy, 1918-1934* (Chapel Hill, N.C. 1936); und zur Beteiligung rechtsradikaler Elemente an den Unruhen s. Schüddekopf, *Linke Leute von Rechts*, S. 306 ff.
- 8 Die beste Untersuchung über diese Entwicklung ist: Rudolf Heberle, *From Democracy to Nazism: A Regional Case Study on Political Parties in Germany* (Baton Rouge, La., 1945).
- 9 Leber, *Ein Mann geht seinen Weg*, S. 146 ff., 223 ff.; Stampfer, *Vierzehn Jahre*, S. 483. Zur Militärpolitik der SPD s. Gordon Douglas Drummond, ‚The Military Policy of the German Social Democratic Party, 1949-1960‘ (*Dissertation, Stanford Univ.* 1968), Kap. 1.
- 10 Neumann, *Parteien*, S. 27-32; Leber, *Ein Mann geht seinen Weg*, S. 200 f.; Hunt, *Social Democracy*, Kap. 7; Adolf Sturmthai, *The Tragedy of European Labour, 1918-1939* (New York 1943), S. 35-41.
- 11 Zu den Ursprüngen der Partei s. Otto Nuschke, ‚Wie die Demokratische Partei wurde‘, in: *Zehn Jahre Deutsche Republik*, Hrsg. Anton Erkelenz (Berlin 1928), S. 24 ff. Näheres über ihre Geschichte und die Ideen ihrer führenden Köpfe bei Robert A. Pois, ‚The Bourgeois Democrats of Weimar Germany‘, *Transactions of the American Philosophical Society*, N.S. 66, Part 4 (1976). Hilfreich sind auch Bruce B. Frye, ‚The German Democratic Party, 1918-1930‘, *Western Political Quarterly*, XVI (1968), S. 167-79, sowie drei Artikel von Attila Chanady, ‚Anton Erkelenz and Erich Koch-Weser: A Portrait of Two German Democrats‘, *Historical Studies: Australia and New Zealand*, XII (1967), ‚The Dissolution of the German Democratic Party‘, *American Historical Review* 73, No. 5 (1968) und ‚Erich Koch-Weser and the Weimar Republic‘, *Canadian Journal of History*, VII (1972).
- 12 s. Wilhelm Ziegler, *Die deutsche Nationalversammlung 1919-20 und ihr Verfassungswerk* (Berlin 1932), S. 209 ff.
- 13 Neumann, *Parteien*, S. 46 ff.
- 14 Heuss, *Naumann*, S. 591 ff.; Kiaulehn, *Berlin*, S. 500-04; und Pois, ‚Bourgeois Democrats‘, S. 81 f.; Pois analysiert den Antisemitismus einiger Führer der Partei.

- 15 s. Kurt Pastenaci, ‚Der Jungdeutsche Orden und die deutsche Jugendbewegung‘, *Süddeutsche Monatshefte*, XXXV (1926), S. 177 ff. s. auch Pois, ‚Bourgeois Democrats‘, S. 62-66, S. 74 ff.; Pois geht auch auf die Rolle Gertrud Bäumers bei der Annäherung der Partei an den Orden ein.
- 16 Heinrich Heine, *Werke*, Hrsg. Martin Greiner (2 Bde., Köln und Berlin o. J.), II, S. 752 f.
- 17 Neumann, *Parteien*, S. 40. Eine ausgezeichnete Darstellung der Rolle des Zentrums in der Koalitionspolitik der ersten Jahre gibt Rudolf Morsey, *Die deutsche Zentrumspartei 1917-1923* (Düsseldorf 1966).
- 18 Leber, *Ein Mann geht seinen Weg*, S. 44.
- 19 Eyck, *Weimar Republic*, II, S. 220 f.
- 20 Brant, ‚Politische Chronik‘, *Die neue Rundschau* (1921), I, S. 554.
- 21 Bracher, *Auflösung der Weimarer Republik*, S. 297.
- 22 Neumann, *Parteien*, S. 53.
- 23 Stresemann, *Vermächtnis*, II, S. 153.
- 24 Timm, *Sozialpolitik*, S. 87 ff.
- 25 Turner, *Stresemann*, S. 253-56.
- 26 ebd., S. 18-25.
- 27 Zur Frühgeschichte der Partei s. bes. Werner Liebe, *Die Deutschnationale Volkspartei 1918-1924* (Düsseldorf 1956) und Lewis Hertzman, *DNVP. Right-Wing Opposition to the Weimar Republic, 1918-1924* (Lincoln, Nebr, 1963).
- 28 Stampfer, *Vierzehn Jahre*, S. 388 ff., 462ff., 485 f. Welche Schwierigkeiten es bereitete, ein Programm zu formulieren, das die Differenzen überbrückt hätte, beschreibt Attila Chanady, ‚The Disintegration of the German National People’s Party, 1924-1930‘, *Journal of Modern History*, XXXIX, No. 1 (März 1967), S. 65-91.
- 29 Walter H. Kaufmann, *Monarchism in the Weimar Republic* (New York 1953), S. 182-85; Bracher, *Auflösung*, S. 313-15.
- 30 Dr. Wahrmond, *Gericht über Hugenberg* (Dillingen 1932), S. 49 f.
- 31 Den Willkürcharakter des Hugenberg’schen Führungsstils beschreibt Chanady, ‚Disintegration‘, S. 82-90.
- 32 Zu dieser Episode und zu der Möglichkeit, dass aus der Kandidatur Adenauers deshalb nichts wurde, weil Stresemann den Kölner Bürgermeister nicht mochte, s. Fritz Stern, *The Failure of Illiberalism: Essays on the Political Culture of Modern Germany* (New York 1972), S. 162 ff. und bes. S. 182-90.
- 33 s. Epigraph S. 436. Zu den Hemmungen der Partei und zu dem allgemeinen Problem, lebensfähige Kombinationen zustandezubringen, s. Michael Stürmer, *Koalition und Opposition in der Weimarer Republik 1924-1928* (Düsseldorf 1967), S. 258-60, 265 ff.
- 34 Kessler, *Tagebücher*, S. 441 f.
- 35 Andreas Dorpalen, *Hindenburg and the Weimar Republic* (Princeton 1964), S. 88.
- 36 s.u.a. Antonina Vallentin, *Stresemann. Vom Werden einer Staatsidee* (Leipzig 1930); Rudolf Olden, *Stresemann* (Berlin 1929); Felix Hirsch, *Gustav Stresemann, Patriot und Europäer* (Göttingen 1964); Henry L. Bretton, *Stresemann and the Revision of Versailles: A Fight for Reason* (Stanford 1953).

- 37 Stresemann, *Nachlass* 3113/7131/148392/439; *Vermächtnis*, II, S. 231 ff.
- 38 Hierzu und zu der reichhaltigen Literatur über dieses Thema s. Craig, *Prussian Army*, S. 408 ff.
- 39 Eyck, *Weimar Republic*, I, S. 291-93, 303 ff. Zur polnischen Frage und zu Stresemanns Auffassung darüber, welche Art von Druck möglicherweise wirkungsvoll sein würde, s. Robert Grathwohls überzeugenden Artikel ‚Gustav Stresemann: Reflections on his Foreign Policy‘, *Journal of Modern History*, XIV, No. 1 (März 1973), bes. S. 64-70.
- 40 Zur Londoner Konferenz und den Auswirkungen der Regelung auf die zwischenstaatlichen Beziehungen in Europa s. Schuker, *French Predominance*, Kap. 7 und 8 und S. 385 f., wo besonders die Auswirkungen auf die französische Sicherheit hervorgehoben werden.
- 41 Stresemann, *Vermächtnis*, I, S. 524.
- 42 Anneliese Thimme, *Gustav Stresemann, eine politische Biographie zur Geschichte der Weimarer Republik* (Hannover und Frankfurt a.M. 1957), S. 69 ff.
- 43 Michael Salewski, *Entwaffnung und Militärkontrolle in Deutschland 1919-1927* (München 1966), S. 271-81, 285.
- 44 ebd. S. 285 f.; s. a. Jon Jacobson, *Locarno Diplomacy: Germany and the West, 1925-1929* (Princeton 1972), S. 11.
- 45 F. G. Stambrook, ‚Das Kind« – Lord d’Abernon and the Origins of the Locarno Pact‘, *Central European History*, I (1968), S. 237, 247, 250.
- 46 s. seine Rede vor dem Aussenpolitischen Ausschuss des Reichstags, zitiert in Thimme, *Stresemann*, S. 80 f. s. auch Ludwig Zimmermann, *Studien zur Geschichte der Weimarer Republik* (Erlangen 1956), S. 54.
- 47 Gordon A. Craig, ‚The British Foreign Office from Grey to Austen Chamberlain‘, in: *The Diplomats, 1919-1939*, Hrsg. Gordon A. Craig und Felix Gilbert (Princeton 1953), S. 40, 43.
- 48 Jacobson, *Locarno Diplomacy*, S. 14 ff., 26 ff. Zu den Gründen für die Abkehr von der Politik Poincares s. Schuker, *French Predominance*, S. 229 ff.
- 49 Stresemann, *Vermächtnis*, II, S. 261f.; Jacobson, *Locarno Diplomacy*, S. 55.
- 50 Eyck, *Weimar Republic*, II, S. 20-23.
- 51 Hans W. Gatzke, ‚Von Rapallo nach Berlin: Stresemann und die Deutsche Russlandpolitik‘, *Vierteljahrshefte für Zeitgeschichte*, IV (1956), S. 9, Fn. 49; sowie vom selben Autor ‚Russo-German Military Collaboration during the Weimar Republic‘, *American Historical Review*, LXIII (1958), S. 565 ff.; ferner für den allgemeineren Zusammenhang ders., *Stresemann and the Rearmament of Germany* (Baltimore 1954).
- 52 Jürgen Spenz, *Die diplomatische Vorgeschichte des Beitritts Deutschlands zum Völkerbund 1924-1926: Ein Beitrag zur Aussenpolitik der Weimarer Republik* (Göttingen 1966), S. 96-106; Pjotr Wandycz, *France and the Eastern Allies, 1919-26* (Minneapolis 1962), S. 360; F. Gregory Campbell, *Confrontation in Central Europe: Weimar Germany and Czechoslovakia* (Chicago 1975), S. 149-54.
- 53 Details s. bei Jacobson, *Locarno Diplomacy*, S. 60-66.
- 54 s. Gaines Post jun., *The Civil-Military Fabric of Weimar Foreign Policy* (Princeton 1973), S. 28-31.

- 55 Anneliese Thimme, ‚Gustav Stresemann, Legende und Wirklichkeit‘, *Historische Zeitschrift*, CLXXXI (1956), S. 315 f.; Zigmunt J. Gasiorowski, ‚Stresemann and Poland before Locarno‘, *Journal of Central European Affairs*, XVIII (1958), S. 47.
- 56 Luther, *Politiker*, S. 387; Turner, *Stresemann*, S. 214-18; Stürmer, *Koalition*, S. 124-47.
- 57 Luther, *Politiker*, S. 398; Dorpalen, *Hindenburg*, S. 95 f.
- 58 Zu dieser Krise s. F. P. Walters, *A History of the League of Nations* (2 Bde., London 1952), I, S. 316-27; und Erik Lönnroth, ‚Sweden: The Diplomacy of Östen Undén‘, in: *The Diplomats*, S. 88-99.
- 59 Jacobson, *Locarno Diplomacy*, S. 82.
- 60 ebd. S. 123.
- 61 s. Reginald H. Phelps, ‚Aus den Seeckt-Dokumenten: Die Verabschiedung Seeckts 1926‘, *Deutsche Rundschau*, Sept. 1952; sowie Gordon, *Reichswehr*, S. 261-68.
- 62 Craig, *Prussian Army*, S. 423 f. und Fussnoten; Turner, *Stresemann*, S. 227 f.
- 63 Jacobson, *Locarno Diplomacy*, S. 110 u. Fussn.
- 64 Brigadier J. H. Morgan, ein Mitglied der Interalliierten Kontrollkommission, erklärte später, der Rückzug der Kommission trotz der bekannten deutschen Verstösse sei «der Preis für Locarno» gewesen. *Assize of Arms: The Disarmament of Germany and her Rearmament, 1919-1939* (New York 1946), S. XIII.
- 65 Zu Thoiry s. Stresemann, *Vermächtnis*, III, S. 17-23; ferner Georges Suarez, *Briand, sa vie, son œuvre* (5 Bde., Paris 1938-52), IV, S. 203-28.
- 66 Zu den paramilitärischen Kräften und den Befestigungen im Osten s. Salewski, *Entwaffnung*, S. 339, 369-72.
- 67 Dorpalen, *Hindenburg*, S. 131.
- 68 Jacobson, *Locarno Diplomacy*, S. 137f.
- 69 Zu diesem Kräfteverhältnis s. Post, *Civil-Military Fabric*, bes. Teil 2.
- 70 Was die allgemeine Übereinstimmung ihrer Auffassungen betrifft, vgl. die Rede Stresemanns vom 14. Dezember 1925 vor der Arbeitsgemeinschaft deutscher Landsmannschaften in Gross-Berlin und die von Joachim von Stülpnagel vom Reichswehrministerium verfasste Denkschrift vom März 1926 über politische Ziele, *Akten zur deutschen auswärtigen Politik 1918-1945: Aus dem Archiv des deutschen Auswärtigen Amtes*, Ser. B, I, 1 (Dez. 1925 bis Juli 1926, Bonn 1966 ff.), 27ff., S. 341 ff., 738, 740. s. auch Stresemanns Brief an den Kronprinzen in: *Vermächtnis*, II, S. 553-54.
- 71 s. Henry Ashby Turner jun., ‚Stresemann und das Problem der Kontinuität in der deutschen Aussenpolitik‘, in: *Grundfragen der deutschen Aussenpolitik seit 1871*, Hrsg. Gilbert Ziebura (Darmstadt 1975), S. 299-303; Andreas Hillgruber, *Kontinuität und Diskontinuität in der deutschen Aussenpolitik von Bismarck bis Hitler* (Düsseldorf 1969), S. 18-20.
- 72 Zum Vorgang der Kabinettsbildung und zu den Problemen, die Stresemann mit seiner Partei hatte, s. Turner, *Stresemann*, S. 238-42.
- 73 Eyck, *Weimar Republic*, II, S. 162-65.
- 74 Leber, *Ein Mann geht seinen Weg*, S. 143 ff.; Stampfer, *Vierzehn Jahre*, S. 481 f.

- 75 Stresemann, *Nachlass* Bd. 104, H 174 724, H 174731; Turner, *Stresemann*, S. 251.
- 76 Zur Konferenz in Den Haag s. u.a. J. W. Wheeler-Bennett, *Information on the Reparation Settlement, Being the Background and History of the Young Plan and the Hague Agreements, 1929-1930* (London 1930); Robert Skidelsky, *Politicians and the Slump: the Labour Government of 1929-1931* (London 1967); Philip Snowden, *An Autobiography* (2 Bde., London 1934, II, S. 783-817; Stresemann, *Vermächtnis*, III, S. 548 ff.; Jacobson, *Locarno Diplomacy*, S. 309-43.
- 77 Stampfer, *Vierzehn Jahre*, S. 502.
- 78 s. Eyck, *Weimar Republic*, II, S. 208-25.
- 79 Die besten Darstellungen bei Timm, *Sozialpolitik*, S. 97 ff., 139 ff., und Stampfer, *Vierzehn Jahre*, S. 503 ff., s. aber auch Eyck, *Weimar Republic*, II, Kap. 8, und Bracher, *Auflösung*, S. 291 ff.
- 80 Lutz Graf Schwerin von Krosigk, *Es geschah in Deutschland: Menschenbilder unseres Jahrhunderts* (Tübingen 1951). Schachts eigene Darstellung findet sich bei Hjalmar Schacht, *Das Ende der Reparationen* (Oldenburg 1931), S. 154, und *76 Jahre meines Lebens*, S. 323 f.
- 81 Timm, *Sozialpolitik*, S. 173.
- 82 Heinrich Brüning, *Memoiren 1918-1934* (Stuttgart 1970), S. 148 f.
- 83 Eine ausführlichere Darstellung der Position, die Wissell in dieser Krise einnahm, findet sich bei David Barclay, ‚Social Politics and Social Reform: Rudolf Wissell and the Free Trade Union Movement‘, Kap. 5.
- 84 Noske, *Aufstieg*, S. 309.
- 85 s. Leber, *Ein Mann geht seinen Weg*, S. 220, 233 f.
- 86 Timm, *Sozialpolitik*, S. 201.

XV. Das Ende von Weimar

- 1 ‚Ein Leichenwagen fährt vorüber‘, in: Walter Mehring, *Der Zeitpuls fliegt: Chansons, Gedichte, Prosa* (Hamburg 1958), S. 27.
- 2 Meinecke, *Deutsche Katastrophe*, S. 89.
- 3 Craig, *Prussian Army*, S. 433.
- 4 ebd. S. 436 f. und Fussnoten; Dorpalen, *Hindenburg*, S. 170 ff.
- 5 Otto Meissner, *Staatssekretär unter Ebert – Hindenburg – Hitler: Der Schicksalsweg des deutschen Volkes von 1918-1945, wie ich ihn erlebte* (Hamburg 1951), S. 187-88; Schüddekopf, *Heer und Republik*, S. 248 und Fussn.; Schwerin von Krosigk, *Es geschah in Deutschland*, S. 117.
- 6 Brüning, *Memoiren*, S. 158-61.
- 7 ebd. S. 161.
- 8 Einzelheiten über ihre Verbindung bei Gottfried Reinhold Treviranus, *Das Ende von Weimar: Heinrich Brüning und seine Zeit* (Düsseldorf und Wien 1968).
- 9 Bracher, *Auflösung*, S. 325; Horst Hausen, *Das Präsidialkabinett. Eine staatsrechtliche Betrachtung der Kabinette von Brüning bis Hitler* (Erlangen 1933).
- 10 Eschenburg, *Improvisierte Demokratie*, S. 248.
- 11 Craig, *Prussian Army*, S. 438.

- 12 Brecht, *Kraft des Geistes*, S. 130; *Private Diary of Henry L. Stimson*, (Microfilm: Stanford Library), 4. Mai 1931.
- 13 Bracher, *Auflösung*, S. 337.
- 14 Max Miller, *Eugen Bolz, Staatsmann und Erkennen* (Stuttgart 1951), S. 374.
- 15 Brecht, *Kraft des Geistes*, S. 124 f.
- 16 ebd. S. 125.
- 17 Brüning, *Memoiren*, S. 182.
- 18 Dorpalen, *Hindenburg*, S. 193.
- 19 1944 schrieb Brüning an Arnold Brecht, er habe die NSDAP nicht übersehen und habe es in der Tat für möglich gehalten, dass sie bis zu 140 Sitze gewinnen würde. Brecht, *Kraft des Geistes*, S. 125, 415 ff. Sollte dies zutreffen, fiel es noch schwerer, seinen Entschluss zur Auflösung des Reichstags zu verstehen.
- 20 Näheres über die Wahl bei Bracher, *Auflösung*, S. 364 ff.; Eyck, *Weimar Republic*, II, S. 278 ff.
- 21 Kessler, *Tagebücher*, S. 646.
- 22 s. dazu die ausgezeichnete Beurteilung seiner politischen Fähigkeiten, die H.R. Trevor-Roper in seiner Einleitung zu *Hitler's Secret Conversations* (New York 1953) vorlegt; ferner die messerscharfe Analyse in Kap. 7 von: Alan Bullock, *Hitler: A Study in Tyranny* (überarb. Ausg., New York 1964); sehr lehrreich ist überdies auch Joachim C. Fest, *Hitler. Eine Biographie* (Frankfurt a. M. 1973), S. 367-400, 448-63.
- 23 Bracher, *Auflösung*, S. 119 Fussn. 95.
- 24 Otto Strasser, *Hitler und ich* (Buenos Aires 1940), S. 64, 67.
- 25 Adolf Hitler, *Mein Kampf* (116.-118. Aufl., München 1934), S. 197f.
- 26 ebd., S. 252.
- 27 Liang, *Berlin Police*, S. 153.
- 28 Hitler, *Mein Kampf*, S. 556.
- 29 s. Z. A. B. Zeman, *Nazi Propaganda* (London 1973), Kap. 1, 2; George L. Mosse, *The Nationalization of the Masses: Political Symbolism and Mass Movements in Germany from the Napoleonic Wars through the Third Reich* (New York 1975), Kap. 8; Albert Speer, *Erinnerungen* (Frankfurt a.M. 1969), Kap. 5 und 6.
- 30 Craig, *War, Politics and Diplomacy*, S. 213 Fussn. 18.
- 31 Michael H. Kater, 'Zur Soziographie der frühen NSDAP', *Vierteljahrshefte für Zeitgeschichte*, XIX (1971), S. 124 ff.
- 32 Winkler, *Mittelstand, Demokratie und Nationalsozialismus*, S. 159.
- 33 Jeremy Noakes, 'Conflict and Development in the NSDAP, 1924-1927', *Journal of Contemporary History*, I, No. 4 (1966), S. 3 ff.; Dietrich Orlow, *History of the Nazi Party, 1919-1933* (Pittsburgh 1969), S. 76 ff.
- 34 Wolfgang Schäfer, *NSDAP, Entwicklung und Struktur der Staatspartei des Dritten Reiches* (Marburg 1957), S. 17.
- 35 Bracher, *Auflösung*, S. 108.
- 36 Wolfgang Mommsen, *Deutsche Parteiprogramme* (München 1960), S. 547 ff.
- 37 *Hitlers Zweites Buch: Ein Dokument aus dem Jahre 1928, eingeleitet und kommentiert von Gerhard L. Weinberg* (Stuttgart 1961), S. 70. s. auch Eberhard Jäckel, *Hitlers Weltanschauung. Entwurf einer Herrschaft* (Tübingen 1969), S. 91-100.

- 38 Bracher, *Auflösung*, S. 108.
- 39 Peter Drucker, *The End of Economic Man: A Study in the New Totalitarisme* (New York 1939), S. 13 f.
- 40 Winkler, *Mittelstand, Demokratie und Nationalsozialismus*, S. 178.
- 41 *Documents on British Foreign Policy, 1919-1939*, Hrsg. E. L. Woodward und Rohan Butler (London 1949ff.), 2. Ser., I, S. 512 Fussn. (im Folgenden zitiert als *BD*), s. auch Meinecke, *Deutsche Katastrophe*, S. 70 f.
- 42 Zu diesem ganzen Komplex s. u.a. Karl Dietrich Bracher, *Die deutsche Diktatur: Entstehung, Struktur, Folgen des Nationalsozialismus* (Köln und Berlin 1969), S. 166-74; Heberle, *Democracy to Nazism*, S. 84-9; Horst Gies, ‚NSDAP und landwirtschaftliche Organisationen in der Endphase der Weimarer Republik‘, *Vierteljahrshefte für Zeitgeschichte*, XV (1967), S. 341-76; Winkler, *Mittelstand, Demokratie und Nationalsozialismus*, S. 172-82; Wolfgang Zorn, ‚Student Politics in the Weimar Republic‘, *Journal of Contemporary History*, V (1970), S. 128 ff.; H. P. Bleuel und A. Klimert, *Deutsche Studenten auf dem Weg ins Dritte Reich* (Gütersloh 1967); Michael H. Kater, ‚Der NS-Studentenbund von 1926 bis 1928‘, *Vierteljahrshefte für Zeitgeschichte*, XXII (1974), S. 148-90.
- 43 Bracher, *Auflösung*, S. 108.
- 44 Zitiert nach Fest, *Hitler*, S. 405.
- 45 Dazu s. vor allem Wolfgang J. Helbich, *Die Reparationen in der Ära Brüning* (Berlin 1962), insbes. Kap. 3.
- 46 Zu den kontroversen Auffassungen innerhalb der SPD s. Gustav Adolf Caspar, *Die Sozialdemokratische Partei und das deutsche Wehrproblem in den Jahren der Weimarer Republik* (Frankfurt a. M. 1959), S. 20 f., 69.
- 47 Edward W. Bennett, *Germany and the Diplomacy of the Financial Crisis, 1931* (Cambridge, Mass., 1962), S. 32.
- 48 *BD2*. Ser. I, S. 501 Fn.
- 49 ebd. I, S. 517.
- 50 ebd. II, S. 104, 115, 116, 124, 148 f., 207; *Foreign Relations of the United States, 1931*, I, S. 97 f., 108, 130 f.
- 51 Hierzu s. besonders Oswald Hauser, ‚Der Plan einer Deutsch-Österreichischen Zollunion von 1931 und die europäische Föderation‘, *Historische Zeitschrift* 179 (1955), S. 57ff.; Wolfgang J. Helbich, ‚Between Stresemann and Hitler: The Foreign Policy of the Brüning Government‘, *World Politics*, XII (1959), S. 24-44; F.G. Stambrook, ‚The German-Austrian Customs Union Project of 1931: A Study of German Methods and Motives‘, *Journal of Central European Affairs*, XXI (1961), S. 24-40; Julius Curtius, *Sechs Jahre Minister der deutschen Republik* (Heidelberg 1948); und Bennett, *Diplomacy of the Financial Crisis*, Kap. 3.
- 52 Meissner, *Staatssekretär*, S. 198.
- 53 Brüning, *Memoiren*, S. 264 ff.
- 54 s. Bennett, *Diplomacy of the Financial Crisis*, S. 78 ff., wo die Frage der politischen Hintergedanken diskutiert wird.
- 55 Max Domarus, *Hitler, Reden und Proklamationen 1932-1943, kommentiert von einem deutschen Zeitgenossen* (2 Bde., Neustadt a. d. Aisch, 1962-63), I, S. 68 ff.

- 56 Arnold Brecht, *Vorspiel zum Schweigen: Das Ende der deutschen Republik* (Wien 1948), S. 99ff.
- 57 Craig, *Prussian Army*, S. 442.
- 58 Zu den Boxheimer Dokumenten s. Eyck, *Weimar Republic*, II, S. 337-38.
- 59 Winkler, *Mittelstand, Demokratie und Nationalsozialismus*, S. 140-46.
- 60 Bracher, *Auflösung*, S. 438 Fn.
- 61 s. insbes. Henry Ashby Turner jun., ‚Big Business and the Rise of Hitler‘, *American Historical Review*, LXXV (1969), S. 56-70, und ‚Grossunternehmertum und Nationalsozialismus 1930-33‘, *Historische Zeitschrift* 221 (1975), S. 18-68.
- 62 Bracher, *Auflösung*, S. 439 Fn.
- 63 Zur Präsidentenwahl s. Dorpalen, *Hindenburg*, Kap. 8.
- 64 Zu den militärischen Differenzen s. Post, *Civil-Military Fabric*, S. 304ff.; Hillgruber, *Kontinuität*, S. 20 ff.; vgl. Michael Salewski, ‚Zur deutschen Sicherheitspolitik in der Spätzeit der Weimarer Republik‘, *Vierteljahrshefte für Zeitgeschichte*, XXII (1974), S. 135, 140-43.
- 65 Zu den Ursprüngen dieser Krise s. Craig, *Prussian Army*, S. 439-53. Groener verteidigte den Ausschluss des Reichsbanners aus der Verbotsverordnung, wofür er sich die Kritik der Rechten einhandelte; s. dazu Rohe, *Reichsbanner*, S. 423.
- 66 s. Dorpalen, *Hindenburg*, S. 309, wo aus den Papieren Schleichers zitiert wird, um diese These zu untermauern.
- 67 Kessler, *Tagebücher*, S. 670.
- 68 Zu den Vorgängen in Altona s. Severing, *Mein Lebensweg*, II, S. 345 f.
- 69 Eric Matthias, ‚Der Untergang der alten Sozialdemokratie‘, *Vierteljahrshefte für Zeitgeschichte*, IV (1956), S. 250ff.; Brecht, *Kraft des Geistes*, S. 173; Eyck, *Weimar Republic*, II, S. 414; Liang, *Berlin Police*, S. 152 ff.; Rohe, *Reichsbanner*, S. 426-37.
- 70 Schleicher übergang hierbei das Aussenministerium; dazu s. Post, *Civil-Military Fabric*, S. 314.
- 71 s. Schüddekopf, *Heer und Republik*, S. 347.
- 72 Fest, *Hitler*, S. 484 f.
- 73 S. Post, *Civil-Military Fabric*, S. 319-21; F. L. Carsten, *The Reichswehr and Politics, 1918-1933* (Oxford 1966), S. 378 ff.; Thilo Vogelsang, *Reichswehr, Staat und NSDAP* (Stuttgart 1962), S. 333 f., 484 f.; Bracher, *Auflösung*, S. 673 ff.
- 74 Franz von Papen, *Der Wahrheit eine Gasse* (München 1952), S. 250; Dorpalen, *Hindenburg*, S. 384-96.
- 75 Hermann Rauschning, *Gespräche mit Hitler* (New York 1940), S. 170.
- 76 s. Struve, *Elites against Democracy*, S. 353-76; Hans Otto Meissner und Harry Wilde, *Die Machtergreifung: Ein Bericht über die Technik des nationalsozialistischen Staatsstreichs* (Stuttgart 1958), S. 93 f.; Vogelsang, *Reichswehr, Staat und NSDAP*, S. 267-69.
- 77 Noske, *Aufstieg und Niedergang*, S. 310; Bracher, *Auflösung*, S. 669 f.
- 78 Über den Prozess in Ulm s. Schüddekopf, *Heer und Republik*, S. 265 ff.
- 79 s. Carsten, *Reichswehr and Politics*, S. 390 ff.; Craig, *Prussian Army*, S. 464 ff.
- 80 Fest, *Hitler*, S. 502.

XVI. Die Nazidiktatur: Instrumente der Macht

- 1 Aus Heinrich Anacker, *Die Trommel. SA-Gedichte* (1931), zitiert nach *Deutschland, Deutschland. Politische Gedichte*. Hrsg. Lamprecht, S. 380.
- 2 Schwerin von Krosigk, *Es geschah in Deutschland*, S. 147.
- 3 Bracher, *Diktatur*, S. 213.
- 4 Franz Neumann, *Behemoth: The Structure and Practice of National Socialism* (New York 1944), S. 367.
- 5 In der Wilhelminischen Epoche erbaut, blieb das ‚Haus Vaterland‘ bis zu seiner Zerstörung im Krieg eine beliebte Attraktion für Besucher aus der Provinz. Es beherbergte ein verwirrendes Konglomerat aus Restaurants, Bars, Tanzsälen und anderen Vergnügungsstätten, darunter eine Hamburger Seemannskneipe, eine Grinzinger Heurigenstube, eine Terrasse mit Blick auf Bacharach und eine Wildweststube, in der eine Band in Cowboy-Kostümierung auftrat und gelegentlich ein wilder Sturm vor der Kulisse der Rocky Mountains vorgeführt wurde.
- 6 Domarus, *Hitler, Reden*, I, S. 191 ff.
- 7 Thilo Vogelsang, ‚Hitlers Rede an die Generäle, 3. Februar 1933‘, *Vierteljahrshefte für Zeitgeschichte*, II (1954), S. 434 ff.
- 8 Konrad Heiden, *The Fuehrer* (Boston 1944), S. 59.
- 9 K.D. Bracher, Wolfgang Sauer und Knut Schulz, *Die nationalsozialistische Macht-ergreifung. Studien zur Errichtung des totalitären Herrschaftssystems in Deutschland 1933/34* (Köln und Opladen 1960), S. 72 ff. s. auch Erich Gritzbach, *Hermann Goering, Werk und Mensch* (München 1938), S. 31 ff.; Rudolf Diels, *Lucifer ante portas* (Stuttgart 1950), S. 182 ff.; Liang, *Berlin Police*, S. 171 ff.
- 10 Martin Broszat, *Der Staat Hitlers* (München 1969), S. 93 f.
- 11 Max Vandry, *Der politische Witz im Dritten Reich* (München 1967), S. 33
- 12 s. Walther Hofer und Christoph Graf, ‚Neue Quellen zum Reichstagsbrand‘, *Geschichte in Wissenschaft und Unterricht*, 27, Heft 2 (1976), S. 65-88; *Das Gewissen steht auf*, Hrsg. Annedore Leber (Berlin 1954), S. 106 f. Vgl. hingegen F. Tobias, *Der Reichstagsbrand. Legende und Wirklichkeit* (Rastatt 1962); Hans Mommsen, ‚Der Reichstagsbrand und seine politischen Folgen‘, *Vierteljahrshefte für Zeitgeschichte*, XII, Heft 4 (1964).
- 13 Der Wortlaut dieser Verordnung zum ‚Schutz von Volk und Staat‘ sowie der ergänzenden Verordnung ‚gegen Verrat am deutschen Volk‘ findet sich in: *Reichsgesetzblatt* (1933), S. 83 f.
- 14 Brecht, *Vorspiel zum Schweigen*, S. 126.
- 15 Rohe, *Reichsbanner*, S. 461-66; Broszat, *Der Staat Hitlers*, S. 104.
- 16 Erwein von Aretin, *Krone und Ketten* (München 1955), S. 155 ff.; Karl Schwend, *Bayern zwischen Monarchie und Diktatur* (München 1954), S. 506 ff. und passim.
- 17 Broszat, *Der Staat Hitlers*, S. 113 f.
- 18 Helmut Heiber, *Adolf Hitler* (Berlin 1960), S. 83.
- 19 Heinrich Brüning, ‚Ein Brief‘, *Deutsche Rundschau*, Juli 1947.
- 20 s. das Protokoll der Sitzung der Zentrumsfraktion in: *Vierteljahrshefte für Zeitgeschichte*, IV, Heft 3 (1956), S. 306 f.

- 21 Heiden, *The Fuehrer*, S. 579.
- 22 Hans Mommsen, *Beamtenum im Dritten Reich* (Stuttgart 1966), S. 56.
- 23 Für den allgemeinen Zusammenhang s. Ilse Staff, *Justiz im Dritten Reich* (Frankfurt a. M. 1964). Das Porträt Freislers findet sich in Kap. 61 und 62 des Fallada-Romans.
- 24 Bracher, *Diktatur*, S. 234 ff.
- 25 s. Rohe, *Reichsbanner*, S. 465 ff. Zur Debatte in der Partei s. E. Matthias, 'Der Untergang der Sozialdemokratie 1933', *Vierteljahrshefte für Zeitgeschichte*, IV (1956), Heft 2, S. 181 ff.; Heft 3, S. 250 ff.
- 26 Broszat, *Der Staat Hitlers*, S. 121 ff. Einzelheiten s. in: *Das Ende der Parteien 1933*, Hrsg. E. Matthias und R. Morsey (Düsseldorf 1960), S. 650 ff.
- 27 s. K. D. Bracher, *Nationalsozialistische Machtergreifung und Reichskonkordat* (Wiesbaden 1956).
- 28 *Das Ende der Parteien*, S. 368 ff.; Günther Löwy, *Die katholische Kirche und das Dritte Reich* (München 1965), S. 44 ff., 53 ff.
- 29 *Reichsgesetzblatt* (1934), S. 75.
- 30 Hans-Gerd Schumann, *Nationalsozialismus und Gewerkschaftsbewegung* (Hannover 1958), S. 168 ff. s. auch unten Kap. XVII, S. 675 ff.
- 31 Winkler, *Mittelstand, Demokratie und Nationalsozialismus*, S. 185–87; Heinrich Uhlig, *Die Warenhäuser im Dritten Reich* (Köln 1956), S. 111 f.; Broszat, *Der Staat Hitlers*, S. 212 ff.
- 32 Heiber, *Adolf Hitler*, S. 68.
- 33 Eine Darstellung der Funktionsweise dieser Atomisierung der Gesellschaft auf örtlicher Ebene findet sich bei Sheridan Allen, *The Nazi Seizure of Power: The Experience of a Single German Town, 1930–1935* (Chicago 1965), Kap. 14.
- 34 Wheeler-Bennet, *Nemesis of Power*, S. 300.
- 35 Walter Görlitz, *History of the German General Staff* (New York 1953), S. 282, und *Hindenburg: Ein Lebensbild* (Bonn 1953), S. 417.
- 36 s. unten Kap. XIX S. 739.
- 37 Görlitz, *General Staff*, S. 247; B. H. Liddell Hart, *The Other Side of the Hill* (überarb. Ausg., London 1951), S. 121, sowie für den allgemeinen Zusammenhang Post, *Civil-Military Fabric*, S. 311 ff., 354 f.
- 38 Domarus, *Hitler, Reden I*, S. 286 f., 363; Broszat, *Der Staat Hitlers*, S. 259, 266.
- 39 Rauschnig, *Gespräche*, S. 143–44.
- 40 s. u. a. Craig, *Prussian Army*, S. 476 f.
- 41 Klaus-Jürgen Müller, 'Reichswehr und Röhms-Affäre', in: *Militärgeschichtliche Mitteilungen*, I, (1968), S. 117.
- 42 *Militärwochenblatt*, XIX, Nr. 8 (25. August 1934), S. 283 f.
- 43 E. R. Huber, *Verfassungsrecht des Großdeutschen Reiches* (Berlin 1939), S. 213, 230. Über andere Theoretiker, die im gleichen Sinne schrieben, s. Bracher, *Diktatur*, Kap. 7.
- 44 s. Craig, *Prussian Army*, S. 485.
- 45 Schwerin von Krosigk, *Es geschah in Deutschland*, S. 202.
- 46 Zu Bormann s. ebd. S. 245.
- 47 Grundlegend hierfür ist Mommsen, *Beamtenum*, insbes. S. 81 ff., s. jedoch auch Edward N. Peterson, *The Limits of Hitler's Power* (Princeton 1969),

- S. 86–102, und besonders Broszat, *Der Staat Hitlers*, Kap. 7, dem die obigen Zitate entnommen sind.
- 48 Schwerin von Krosigk, *Es geschah in Deutschland*, S. 181.
- 49 ebd. S. 298–330; Broszat, *Der Staat Hitlers*, S. 328–32; Albert Speer, *Erinnerungen* (Frankfurt a. M. 1969), Kap. 18 und 22.
- 50 s. Gordon A. Craig, 'The German Army and the Home Front during the Second World War', in: *Comité International des sciences historiques, XI^{eme} Congrès international: Rapports, IV: Méthodologie et histoire contemporaine* (1965).
- 51 s. u. a. Paul Seabury, *The Wilhelmstraße* (Berkeley 1954), S. 58 ff.; Gordon A. Craig, 'The German Foreign Office from Neurath to Ribbentrop', in: *The Diplomats*, S. 427 ff., 433 ff.
- 52 Otto Dietrich, *Zwölf Jahre mit Hitler* (München 1955), S. 130 ff.; Helmut Heiber, *Joseph Goebbels* (Berlin 1962), S. 144 ff.; Oren J. Hale, *The Press in the Third Reich* (Princeton 1964), S. 76 ff., 297 ff.; E. K. Bramsted, *Goebbels and National Socialist Propaganda* (Lansing, Mich., 1965), S. 278 ff.
- 53 Hierzu s. die Note der Reichskanzlei vom 8. Oktober 1941, zitiert in: Broszat, *Der Staat Hitlers*, S. 172.
- 54 ebd. S. 140 ff., 151 ff.; Peterson, *Limits of Power*, S. 102–25.
- 55 Hans Buchheim, 'Die SS – Das Herrschaftsinstrument', in: *Anatomie des SS-Staates*, Hrsg. Hans Buchheim, Martin Broszat, Hans-Adolf Jacobsen und Helmuth Krausnick, I (Olten und Freiburg i. Br. 1965), S. 31 ff.
- 56 ebd. S. 67 ff.
- 57 Peterson, *Limits of Power*, S. 126.
- 58 ebd. S. 130 f.; Buchheim, 'SS', S. 35–67.
- 59 s. Heinz Höhne, *The Order of the Death's Head* (New York 1970), S. 353 ff.; Gerald Reitlinger, *SS: Alibi of a Nation, 1922–1945* (New York 1957), S. 253 ff.; Eugen Kogon, *The Theory and Practice of Hell: The German Concentration Camps and the System Behind Them* (New York 1950), passim.
- 60 s. George Stein, *The Waffen-SS* (Ithaca 1966); Höhne, *Order of the Death's Head*, S. 436 ff.
- 61 Bracher, *Diktatur*, S. 385.

XVII. Die nationalsozialistische Revolution: Wirtschaftliche und gesellschaftliche Entwicklung

- 1 Dieter Petzina, *Autarkiepolitik im Dritten Reich: Der nationalsozialistische Vierjahresplan* (Stuttgart 1968), S. 34. Der Ausspruch bezieht sich auf das 'Dukatenmännchen', eine Holzfigur an der östlichen Mauer des Hotels Kaiser Wörth in Goslar im Harz; die Figur wendet dem Betrachter das Hinterteil zu, aus dem Goldmünzen quellen.
- 2 Hans-Adolf Jacobsen und Werner Jochmann (Hrsg.), *Zur Geschichte des Nationalsozialismus: Ausgewählte Dokumente* (Bielefeld 1961), Dok. VIII, 1936, S. 2.
- 3 Heinrich Himmler: *Geheimreden 1933 bis 1945*, Hrsg. Bradley F. Smith und Agnes F. Peterson (Frankfurt a. M. 1974), S. 57.

- 4 Neumann, *Behemoth*, S. 221 f.
- 5 Rede vom 1. Februar 1933. Domarus, *Hitler: Reden*, I, S. 191 ff.
- 6 Eine kritische Untersuchung zum Arbeitsbeschaffungsprogramm bietet Timothy W. Mason, *Arbeiterklasse und Volksgemeinschaft: Dokumente und Materialien zur deutschen Arbeiterpolitik 1936-1939* (Opladen 1975), S. 46 ff. Eine positivere Einschätzung der konkreten Ergebnisse gibt Allen, *The Nazi Seizure of Power*, S. 258-71.
- 7 Jacobsen und Jochmann, *Zur Geschichte des Nationalsozialismus*, Dok. 3, II, 1933.
- 8 s. die Schätzungen bei René Erbe, *Die nationalsozialistische Wirtschaftspolitik 1933-1939 im Lichte der modernen Theorie* (Zürich 1958), S. 25, 34.
s. auch Mason, *Arbeiterklasse*, S. 101.
- 9 Neumann, *Behemoth*, S. 277ff.
- 10 Wolfgang Birkenfeld (Hrsg.), *Georg Thomas, Geschichte der deutschen Wehr- und Rüstungswirtschaft 1918-1943-1945* (Boppard 1967), S. 7; Wilhelm Treue, ‚Ein General im Zwielicht‘, *Die Zeit* (24. Januar 1967), S. 12.
- 11 Petzina, *Autarkiepolitik*, S. 26 f.
- 12 Schacht, *Confessions*, S. 301 ff.
- 13 Er wurde am 20. März 1933 verhaftet, s. Broszat, *Der Staat Hitlers*, S. 230.
- 14 Schacht, *Confessions*, S. 302.
- 15 s. Broszat, *Der Staat Hitlers*, S. 234 ff.
- 16 Zu diesem ganzen Komplex s. Petzina, *Autarkiepolitik*, S. 30-36.
- 17 Schacht, *Confessions*, S. 331.
- 18 s. unten Kap. XIX, S. 749.
- 19 Ein drittes Exemplar erhielt 1944 Albert Speer. Schacht, der vorher keine Kenntnis vom Inhalt der Denkschrift hatte, lernte ihn beim Nürnberger Prozess kennen, s. Schacht, *76 Jahre meines Lebens*, S. 469; Petzina, *Autarkiepolitik*, S. 48.
- 20 Die Denkschrift ist vollständig abgedruckt bei Jacobsen und Jochmann, *Zur Geschichte des Nationalsozialismus*, Dok. VIII, 1936.
- 21 Petzina, *Autarkiepolitik*, S. 53.
- 22 *Reichsgesetzblatt (1936)*, I, S. 887.
- 23 s. unten Kap. XIX, S. 761.
- 24 Schacht, *76 Jahre meines Lebens*, S. 468.
- 25 *Akten zur deutschen auswärtigen Politik* (im Folgenden zitiert als *ADAP*), Ser. D, 1937-41 (Baden-Baden 1950 ff.), III, Nr. 80,101, 507.
- 26 ebd. Nr. 464, 470, 596, 632, 682, 690, 691, 692, 698, 700.
- 27 ebd. Nr. 474,496, 791,794.
- 28 ebd. Nr. 793, 798, 799, 800, 811.
- 29 Petzina, *Autarkiepolitik*, S. 109 ff., 112.
- 30 *DDF*, 2. Ser., IX, S. 117.
- 31 Petzina, *Autarkiepolitik*, S. 195.
- 32 s. Paul Einzig, *Appeasement before, during and after the War* (London 1941), S. 122 ff., und *In the Centre of Things* (London 1960), S. 186 ff. s. auch Martin Gilbert und Richard Gott, *The Appeasers* (London 1963), S. 208-11. Das Gold scheint, obgleich es der Reichsbank gutgeschrieben wurde, London nicht verlassen zu haben.
- 33 Petzina, *Autarkiepolitik*, S. 187.

- 34 DDF, 2. Ser., VI, S. 517f.
- 35 s. Russell Henry Stolfi, 'Equipment for Victory in France 1940', *History*, I, Nr. 183 (1970), S. 1–20, sowie ausführlicher: 'Reality and Myth: French and German Preparations for War, 1933–40' (*Dissertation, Stanford Univ.*, 1966). S. auch Andreas Hillgruber, *Hitlers Strategie 1940–1941* (Frankfurt a.M. 1965), S. 33–40, und B. Mueller-Hillebrand, *Das Heer 1935–45*, I (Darmstadt 1954), S. 68–71.
- 36 Birkenfeld, *Georg Thomas*, Kap. 17–19.
- 37 Mason, *Arbeiterklasse*, S. 138f., 157, 179–88.
- 38 ebd. S. 56, 59, 104.
- 39 David Schoenbaum, *Hitler's Social Revolution: Class and Status in Nazi Germany, 1933–1939* (New York 1967), S. 100. s. auch Gerhard Bry, *Wages in Germany* (Princeton 1960), S. 235–39, 245, 263; C. W. Guillebaud, *The Economic Recovery of Germany* (London 1939), S. 178, 187, 204; Mason, *Arbeiterklasse*, S. 62ff., 76f., 113f.
- 40 Mason, *Arbeiterklasse*, S. 115f.
- 41 Zu der ehrgeizigen Parteikampagne „Schönheit der Arbeit“, s. den ausgezeichneten Artikel von Anson G. Rabinbach, 'The Aesthetics of Production in the Third Reich', *Journal of Contemporary History*, XI, Nr. 4 (Oktober 1976), S. 43–74.
- 42 Richard Grunberger, *The 12-Year Reich: A Social History of Nazi Germany, 1933–1945* (New York 1971), S. 216ff.
- 43 Schoenbaum, *Social Revolution*, S. 105.
- 44 s. Roth, *Social Democrats*, sowie die drei letzten Kapitel von Hans Falladas *Roman Kleiner Mann – was nun?* (1930), wo diese Kluft anschaulich-dramatisch beschrieben wird.
- 45 Mason, *Arbeiterklasse*, S. 41.
- 46 s. Hans Fallada, *Jeder stirbt für sich allein* (1949), Kap. 6.
- 47 s. Schoenbaum, *Social Revolution*, S. 75–80, 110ff.
- 48 Mason, *Arbeiterklasse*, S. 100. s. auch *Völkischer Beobachter*, Nr. 265 (22. Sept. 1933).
- 49 Mason, *Arbeiterklasse*, S. 40. Die Aufgaben der DAF definierte Hitler in einem Erlaß vom 24. Oktober 1934. s. Jacobsen und Jochmann, *Zur Geschichte des Nationalsozialismus*, Dok. 24, X, 1934.
- 50 Mason, *Arbeiterklasse*, S. 36.
- 51 ebd. S. 132.
- 52 Peter Huttenberger, *Die Gauleiter* (München 1969); Speer, *Erinnerungen*, S. 325ff.
- 53 Elisabeth Wagner (Hrsg.), *Der Generalquartiermeister. Briefe und Tagebuchaufzeichnungen des Generalquartiermeisters des Heeres, General der Artillerie Eduard Wagner* (München 1963), S. 82f., 124f.
- 54 Mason, *Arbeiterklasse*, S. 152f., 154–57, 726ff.
- 55 Dr. Kurt Rosten, zit. in: Grunberger, *The 12-Year Reich*, S. 278. Zu Rosten s. a. Joachim C. Fest, *Das Gesicht des Dritten Reiches: Profile einer totalitären Herrschaft* (München 1963).
- 56 s. Schoenbaum, *Social Revolution*, S. 183.
- 57 Tim Mason, 'Women in Germany, 1925–1940: Family, Welfare and Work', *History Workshop*, Ausg. I (Frühjahr 1976), S. 92f.

- 58 Schoenbaum, *Social Revolution*, S. 184ff.
- 59 Mason, ‚Women in Germany‘, S. 96-101.
- 60 ebd. S. 102.
- 61s. unten Kap. XVIII, S. 719.
- 62 Clifford Kirkpatrick, *Nazi Germany: Its Women and Family Life* (Indianapolis 1938), S. 97.
- 63 Mason, ‚Women in Germany‘, S. 75; Grünberger, *The 12-Year Reich*, S. 276. Goebbels war 1941 zu der Auffassung gelangt, dass ein Zwangsarbeitsdienst für Frauen nicht nur rüstungswirtschaftlich notwendig war, sondern dass er auch einen nützlichen Beitrag zur Überwindung einer überkommenen Klasseneinstellung seitens der wohlhabenderen Schichten leisten würde, s. *The Secret Conferences of Dr. Goebbels: The Nazi Propaganda War, 1939-1943*, ausgew. u. hrsg. von Willi A. Boelcke, aus dem Deutschen übers. (East Lansing, Mich., 1965), S. 119 ff.
- 64 Speer, *Erinnerungen*, S. 125.
- 65 Lucy S. Dawidowicz, *The War against the Jews 1933-1943* (New York 1975), S. 21.
- 66 Josef Goebbels, *Vom Kaiserhof zur Reichskanzlei: Eine historische Darstellung in Tagebuchblättern* (München 1934), S. 288.
- 67 Schacht, *76 Jahre meines Lebens*, S. 438; Dawidowicz, *War against the Jews*, S. 63.
- 68 Schacht, *76 Jahre meines Lebens*, S. 446. Erfahrungen eines Bankiers in einer Kleinstadt schildert Allen, *The Nazi Seizure of Power*, S. 211 f.
- 69 s. oben Kap. XVI, S. 626.
- 70 s. unten Kap. XIX, S. 742 f.
- 71 Jacobsen und Jochmann, *Zur Geschichte des Nationalsozialismus*, Dok. 15, IX, 1935. s. auch Bracher, Sauer und Schulz, *Machtergreifung*, S. 286f.
- 72 Grünberger, *The 12-Year Reich*, S. 507.
- 73 Dawidowicz, *War against the Jews*, S. 96 f.
- 74 ebd. S. 103.
- 75 ebd. S. 97.
- 76 Neumann, *Behemoth*, S. 116-20, 275 u. Fussnoten.
- 77 Helmuth Krausnick, Judenverfolgung, in: Buchheim, Broszat, Jacobsen und Krausnick, *Anatomie des SS-Staates*, II, S. 340.
- 78 Domarus, *Hitler: Reden*, II, S. 1058.

XVIII. Kultureller Niedergang und politischer Widerstand

- 1 ‚Rede Hitlers vor der deutschen Presse, 10. November 1938‘, *Vierteljahrshefte für Zeitgeschichte*, VI, Heft 2 (958), S. 188. Über die Intellektuellen und ihre Rolle im Dritten Reich s. Fest, *Gesicht des Dritten Reiches*, S. 338-55; Bracher, Sauer und Schulz, *Machtergreifung*, S. 288-307.
- 2 Thomas Mann, *Reden und Aufsätze*, II, S. 456.
- 3 Hans von Brescius, *Gerhart Hauptmann. Zeitgeschehen und Bewusstsein in unbekanntem Selbstzeugnissen* (Bonn 1976), S. 295, 327, 329 f., 348.
- 4 Carl Schmitt, *Der Begriff des Politischen* (Hamburg 1932). Eine interessante Analyse findet sich bei Christian Graf von Krockow, *Die Entscheidung: Eine Untersu-*

- chung über Ernst Jünger, Carl Schmitt, Martin Heidegger (Stuttgart 1958).
- 5 s. Heinrich Muth, ‚Carl Schmitt in der deutschen Innenpolitik des Sommers 1932‘, *Historische Zeitschrift*, Beiheft 1 (1971), S. 75-147.
 - 6 Jean Amery, ‚Die Gefahr der Verklärung: Zum Tode Martin Heideggers‘, *Die Zeit*, 4. Juni 1976. s. a. Theodor W. Adorno, *Jargon der Eigentlichkeit. Zur deutschen Ideologie* (Frankfurt 1964) und Robert Minder, ‚Hölderlin unter den Deutschen‘ und andere Aufsätze zur deutschen Literatur (Frankfurt a. M. 1966), S. 86-153 (‚Heidegger und Hebel oder die Sprache von Messkirch‘).
 - 7 Günter Grass, *Hundejahre* (1963), S. 414-23.
 - 8 Martin Heidegger, *Die Selbstbehauptung der deutschen Universität* (Breslau 1933).
 - 9 Adorno, *Jargon der Eigentlichkeit*, S. 79.
 - 10 Grass, *Hundejahre*, S. 474.
 - 11 Zitiert n. J. M. Ritchie, *Gottfried Benn: The Unreconstructed Expressionist* (London 1972), S. 24.
 - 12 Gottfried Benn, *Das gezeichnete Ich: Briefe aus den Jahren 1900-1956* (Hamburg 1962), S. 32.
 - 13 ders., *Gesammelte Werke* (4 Bde., Wiesbaden 1954), I, S. 47; IV, S. 280 ff.
 - 14 ebd. I, S. 214 ff., 443; s. auch seine Rundfunkansprache vom 24. Mai 1933, zitiert bei: Manfred Delley, ‚Irrtum und Fehltritt Gottfried Benns‘, in: *Die Welt*, 30. Mai 1963.
 - 15 Klaus Mann, ‚Brief an Gottfried Benn‘, in: ders., *Prüfungen, Schriften zur Literatur*, Hrsg. Martin Gregor-Dellin, I (München 1968).
 - 16 Zitiert in Ritchie, *Benn*, S. 92 ff.
 - 17 Diesen Vorgang und seine Folgen für die Akademie schildert Hildegard Brenner, *Ende einer bürgerlichen Kunst-Institution: Die politische Formierung der Preussischen Akademie der Künste ab 1933* (Stuttgart 1972).
 - 18 ebd. S. 65.
 - 19 ‚Heinrich Heine über Ludwig Börne‘ (1840), in: Heinrich Heine, *Werke*, Hrsg. Martin Greiner (2 Bde., Köln 1962), II, Buch 4, S. 752 f.
 - 20 George L. Mosse (Hrsg.), *Nazi Culture* (New York 1966), S. 16.
 - 21 *BD*, 2. Ser., XII, S. 688-90 (Sir Eric Phipps bei einem von Göring gegebenen Galadiner).
 - 22 Franz Roh, *German Art in the Twentieth Century: Painting, Sculpture and Architecture* (London 1968), S. 152.
 - 23 Joseph Wulf, *Musik im Dritten Reich: Eine Dokumentation* (Gütersloh 1963), S. 180-85.
 - 24 ebd. S. 17, 88, 92, 337ff. s. auch Michael Meyer, ‚The Nazi Musicologist as Myth Maker in the Third Reich‘, *Journal of Contemporary History*, X, Nr. 4 (Okt. 1975), S. 649-65. Der Jazz wurde als «barbarische Invasion unter Mithilfe der Juden» angegriffen, aber er war beliebt genug, um zu überleben, trotz der Schwierigkeiten, wie sie der Bandleader Teddy Stauffer in seinen Memoiren schildert.
 - 25 s. Jeffrey L. Sammons, *Heinrich Heine, the Elusive Poet* (New Haven 1969), S. 372 Fn.
 - 26 Heiber, *Goebbels*, S. 188 f.

- 27 ebd., S. 190. Zur Literaturszene im Allgemeinen s. Horst Denkler und Karl Prümm (Hrsg.), *Die deutsche Literatur im Dritten Reich: Themen, Tradition, Wirkungen* (Stuttgart 1976).
- 28 Hierzu s. die Illustrationen bei Mosse, *Nazi Culture*, bes. Tafeln Nr. I, IV, VI, VII; s. ebenfalls Hildegard Brenner, *Die Kunstpolitik des Nationalsozialismus* (Hamburg 1963), S. 160 ff.
- 29 s. Robert R. Taylor, *The Word in Stone: The Architecture of National Socialism* (Berkeley 1974); Speer, *Erinnerungen*, Kap. 5.
- 30 s. u.a. Leif Furhammer und Folke Isaksson, *Politics and Film*, übers. v. Kersti French (London 1971); Erwin Leiser, «*Deutschland erwache!*» *Propaganda im Film des Dritten Reiches* (Hamburg 1968); Kracauer, *From Caligari to Hitler*, S. 275 ff. Interessant ist auch Karsten Witte, ‚Die Filmkomödie im Dritten Reich‘, in: Denkler und Prümm (Hrsg.), *Literatur*, S. 347-65.
- 31 Furhammer und Isaksson, *Politics and Film*, S. 110.
- 32 Kracauer, *From Caligari to Hitler*, S. 301.
- 33 Hale, *Captive Press*, S. 218.
- 34 s. Peter de Mendelssohn, *Zeitungsstadt Berlin: Menschen und Mächte in der Geschichte der deutschen Presse* (Berlin 1959), S. 337ff., 356ff.; Margret Boveri, *Wir lügen alle: Eine Hauptstadtzeitung unter Hitler* (Freiburg i. Br. 1965), S. 66 ff., 105 ff., 160 ff.
- 35 Zwei Kritiken Theunissens aus den Jahren 1937 und 1938 sind abgedruckt in: ‚Ein Kunsthistoriker stellt sich‘, *Die Zeit* (10. Mai 1963), S. 12 f.
- 36 Heinz Gollwitzer, ‚Karl Alexander von Müller, 1882-1964: Ein Nachruf‘, *Historische Zeitschrift* 205 (1967), S. 295 ff.
- 37 s. *Universitätstage 1966. Nationalsozialismus und die deutsche Universität, Veröffentlichung der Freien Universität Berlin* (Berlin 1966).
- 38 Daniel Horn, ‚The Hitler Youth and Educational Decline in the Third Reich‘, *History of Education Quarterly* (Winter 1976).
- 39 In seinen Tagebuchnotizen aus der Kriegszeit schrieb Jünger, sein Roman zeige eigentlich die Wirkungslosigkeit von Attentaten gegen Diktatoren, s. *Strahlungen* (2 Bde., München 1964), II, S. 282.
- 40 John Winkelman, ‚Social Criticism in the Early Work of Erich Kästner‘ (Dissertation, Univ. of Missouri 1953), S. 25. s. auch Erich Kästner, *Gesammelte Schriften für Erwachsene* (8 Bde., Zürich 1969), VII, S. 92.
- 41 Mit diesem Argument rechtfertigte Carl Severing nach dem Krieg die Untätigkeit seiner Partei; dies bei einem Gespräch mit Stefan Thomas, der 1933 Reichsbanner-Offizier gewesen war, im Hause Kurt Schumachers. Zur Haltung des Reichsbanners 1933 s. Allen, *Seizure of Power*, S. 180, und Rohe, *Reichsbanner*, S. 461 ff. Letzterer weckt Zweifel am Widerstandswillen der Organisation.
- 42 s. insbes. Hans-Joachim Reichhardt, ‚Resistance in the Labour Movement‘, in: Hermann Graml, Hans Mommsen, Hans-Joachim Reichhardt und Ernst Wolf, *The German Resistance to Hitler* (Berkeley 1970), S. 151 ff.
- 43 s. Daniel Horns in Kürze erscheinenden Artikel ‚The Struggle for Catholic Youth in Hitler’s Germany‘.
- 44 s. Gordon C. Zahn, *German Catholics and Hitler’s Wars* (London 1962); Hans Müller (Hrsg.), *Katholische Kirche und Nationalsozialismus: Dokumente* (München 1966).

- 45 s. die Darstellung der Tätigkeit der Bekennenden Kirche und verwandter Gruppen bei Bracher, *Diktatur*, S. 411 ff.
- 46 Das massgebliche Werk zu allen Aspekten und Gruppen des deutschen Widerstands ist Peter Hoffmann, *Widerstand, Staatsstreich, Attentat: Der Kampf der Opposition gegen Hitler* (München 1969). Zu Goerdeler s. Gerhard Ritter, *Carl Goerdeler und die deutsche Widerstandsbewegung* (Stuttgart 1956).
- 47 Zu Goerdelers Geheimmissionen im Ausland s. *DDF*, 2. Ser., VI, S. 309-13, 442-46.
- 48 Wolfgang Förster, *Ein General kämpft gegen den Krieg: Aus nachgelassenen Papieren des Generalstabschefs Ludwig Beck* (München 1949), S. 103.
- 49 Jünger, *Strahlungen*, II, S. 267.
- 50 George K. Romoser, 'The Politics of Uncertainty', *Social Research*, XXXI (1964), S. 73 ff.
- 51 Fritz Lehmann, *1939-1945: Beobachtungen und Bekenntnisse* (Hamburg 1946), S. 40.
- 52 Joachim Günther, *Das letzte Jahr: Mein Tagebuch 1944/45* (Hamburg 1948), S. 203.
- 53 s. *Beck und Goerdeler: Gemeinschaftsdokumente für den Frieden 1941-1944*, Hrsg. Wilhelm Ritter von Schramm (München 1966); Hans Mommsen, 'Social Views and Constitutional Plans of the Resistance', in: *The German Resistance to Hitler*, S. 57 ff.; W. Scharlau, 'Goerdeler und Beck waren Romantiker', *Die Zeit* (14. Juni 1966), S. 12.
- 54 Ritter, *Goerdeler*, S. 390.
- 55 Dahrendorf, *Gesellschaft und Demokratie*, S. 442.

XIX. Hitler und Europa: Aussenpolitik 1933-1939

- 1 *DDF*, 1. Ser., II, S. 582.
- 2 Jacobsen und Jochmann, *Zur Geschichte des Nationalsozialismus*, Dok. 23, XI, 1939, S. 1.
- 3 *DDF* 1. Ser., II, S. 580-85.
- 4 Zu Rumbold sowie zu François-Poncet und zu US-Botschafter William E. Dodd s. Franklin Ford, 'Three Observers in Berlin', in: *The Diplomats*, S. 437ff.
- 5 Henry Picker, *Hitlers Tischgespräche im Führerhauptquartier 1941-42*, Hrsg. Percy Ernst Schramm (Stuttgart 1963), S. 158.
- 6 *BD*, 2. Ser., V, S. 47-55.
- 7 Gilbert und Gott, *The Appeasers*, S. 33.
- 8 *BD* 2. Ser., V, S. 547-50.
- 9 s. *Mein Kampf*, Teil 2, Kap. XIV. Eine Analyse gibt Jäckel, *Hitlers Weltanschauung*.
- 10 So argumentiert im Wesentlichen A. J. P. Taylor in: *The Origins of the Second World War* (New York 1962), S. 68 f., wo er die Auffassung vertritt, *Mein Kampf* habe nur geringen oder gar keinen Wert als Schlüssel zum Verständnis der Politik Hitlers.

- 11 *Hitlers Zweites Buch: Ein Dokument aus dem Jahr 1928*, eingeleitet und kommentiert von Gerhard L. Weinberg (Stuttgart 1961), S. 163.
- 12 Domarus, *Hitler: Reden*, I, S. 68 ff. und bes. S. 88.
- 13 Thilo Vogelsang, ‚Hitlers Rede an die Generäle vom 5. Februar 1933‘, *Vierteljahrshefte für Zeitgeschichte*, II (1954), S. 434 f.
- 14 Günter Schubert, *Anfänge nationalsozialistischer Außenpolitik* (Köln 1963), S. 83.
- 15 C. A. Macartney, *October Fifteenth: A History of Modern Hungary* (2 Bde., Edinburgh 1956), I, S. 139 Fn. 6.
- 16 s. Karl Dietrich Bracher, ‚Das Anfangsstadium der Hitlerschen Außenpolitik‘, *Vierteljahrshefte für Zeitgeschichte*, V (1957), S. 69–70.
- 17 Domarus, *Hitler: Reden*, I, S. 270 ff. s. auch Walters, *League of Nations*, II, S. 547.
- 18 Hermann Rauschning, *Die Revolution des Nihilismus: Kulisse und Wirklichkeit im Dritten Reich* (4. Auflage, New York 1938), S. 351.
- 19 Rauschning, *Gespräche*, S. 103.
- 20 *Documents on German Foreign Policy* (im folgenden zitiert als *GD*), Ser. C., 1933–37 (Washington, D. C. 1949 ff.), I, No. 16.
- 21 ebd. No. 20.
- 22 s. Picker, *Tischgespräche*, S. 349 f. Zu den näheren Umständen, unter denen es zum Bruch kam, s. *GD* Ser. C., I, No. 484, 489, 494, 495, 499. s. auch Christine Fraser, ‚Der Austritt Deutschlands aus dem Völkerbund, seine Vorgeschichte und seine Nachwirkungen‘ (*Dissertation Friedrich-Wilhelms-Universität Bonn* 1969), bes. Kap. 3; sowie Christoph M. Kimmich, *Germany and the League of Nations* (Chicago 1967), Kap. 9.
- 23 *ADAP*, Ser. D, Nr. 384.
- 24 *GD*, Ser. C, II, No. 251. s. auch No. 163, 171, 190, 210. Zum Kampf Napolyns um die Durchsetzung seiner Auffassung s. Rudolf Rahn, *Ruheloses Leben* (Düsseldorf 1950), S. 83 f.
- 25 Daß dies den Berufsdiplomaten Sorge bereitetete, geht aus *GD*, Ser. C, II, No. 145 hervor.
- 26 Rauschning, *Gespräche*, S. 113.
- 27 s. *GD*, Ser. C, II, No. 219.
- 28 s. Henry L. Roberts, ‚The Diplomacy of Colonel Beck‘, in: *The Diplomats*, bes. S. 598 ff.
- 29 Er brachte sein Mißtrauen in einer Rede bei der Abrüstungskonferenz am 30. Mai 1934 zum Ausdruck und rief damit Proteste der Deutschen hervor. s. *GD* Ser. C, III, No. 4, 31 und Anlage.
- 30 s. beispielsweise ebd., II, No. 423, 465; III, No. 4, 77, 397.
- 31 s. ebd., II, No. 282, 286, 394.
- 32 ebd., III, No. 5, 7, 26.
- 33 Eine genaue Darstellung des Putsches mit einer Einschätzung der Beteiligung Hitlers findet sich bei Gerhard L. Weinberg, *The Foreign Policy of Hitler's Germany: Diplomatic Revolution in Europe, 1933–36* (Chicago 1970), S. 87–107.
- 34 Ein interessanter Bericht über die deutsche Reaktion auf diese Ereignisse s. in: *DDF* 1. Ser., III, Nr. 368.

- 35 s. William E. Scott, *Alliance against Hitler: The Origins of the Franco-Soviet Pact* (Durham, N. C., 1962).
- 36 J. R.M. Butler, *Lord Lothian, 1882-1940* (London 1960), Kap. 11 und 12.
- 37 *BD* 2. Ser., XIII, No. 327.
- 38 s. das deutsche Protokoll der Gespräche in: *GD*, Ser. C, III, No. 555, bes. S. 1078-80. s. auch Anthony Eden, *Memoirs: Facing the Dictators* (Boston 1962), S. 153ff.
- 39 Domarus, *Hitler: Reden*, I, S. 505.
- 40 *BD*, 2. Ser, XIII, No. 327.
- 41 *GD*, Ser. C, III, No. 358.
- 42 ebd. No. 555, S. 1072 f.
- 43 ebd. VI, No. 131, 132, 135-37, 141, 148, 154, 156, 165. s. auch D. C. Watt, 'The Anglo-German Naval Agreement of 1935: An Interim Judgement', *Journal of Modern History*, XXVIII, Nr. 2 (Juni 1956), S. 155-175; Viscount Templewood, *Nine Troubled Years* (London 1954); Paul Schmidt, *Statist auf diplomatischer Bühne 1923-45* (Bonn 1949), S. 303-17; Erich Kordt, *Nicht aus den Akten* (Stuttgart 1950), S. 98-113; Weinberg, *Foreign Policy of Hitler's Germany*, S. 210-16.
- 44 *BD* 2. Ser, XIII, No. 357. s. auch No. 352, 355, 356.
- 45 s. Winston Churchill, *The Second World War, I: The Gathering Storm* (Boston 1948), S. 89, 221; sowie Keith Middlemas und John Barnes, *Baldwin: A Biography* (London 1969), S. 826 ff, 864 ff.
- 46 s. Sir Warren Fishers Memorandum über notwendige Verteidigungsmassnahmen und Flottenstrategie vom 19. April 1934, in: *BD*, 2. Ser, XIII, Anh. 1.
- 47 s. Gregory Perett, 'French Naval Policy and Foreign Policy, 1930-39' (*Dissertation Stanford Univ.* 1977).
- 48 *GD* Ser. C, IV, No. 460-62.
- 49 Weinberg, *Foreign Policy of Hitler's Germany*, S. 218 ff.
- 50 *GD* Ser. C, IV, No. 564.
- 51 Die Engländer konnten sich nach Phipps' Unterredung mit Hitler am 13. Dezember 1935 hierüber keinen Illusionen mehr hingeben, s. ebd. No. 460, 462.
- 52 s. *Commission d'enquête parlementaire sur les événements survenus en France de 1933 à 1945* (Paris 1951): *Rapport*, S. 86 f.; sowie die Aussage von Jean Dobler in: ebd. *Témoignages et documents recueillis*, II, s. auch *DDF* 2. Ser, I, Nr. 27, 36.
- 53 *DDF* 2. Ser, I, Nr. 37.
- 54 ebd. Nr. 170; Pierre-Étienne Flandin, *Politique française, 1919-1940* (Paris 1947), S. 195-96; Eden, *Facing the Dictators*, S. 373-79; Middlemas and Barnes, *Baldwin*, S. 913 f.
- 55 *Trial of the Major Criminals before the International Military Tribunal* (Nürnberg 1947-49), XXXIV, S. 644-47.
- 56 s. Craig, *Prussian Army*, S. 486 u. Fussnoten.
- 57 *GD* Ser. C, V, No. 3 u. Anl.
- 58 s. Eden, *Facing the Dictators*, S. 382, 412.
- 59 *GD* Ser. C, V, No. 178.
- 60 Churchill, *Gathering Storm*, S. 197 f.

- 61 *GD Ser. C, V, No. 178*; R. A.C. Parker, 'The First Capitulation: France and the Rhineland Crisis of 1936', *World Politics* (1951), S. 355-73.
- 62 André Beaufre, *1940: The Fall of France* (New York 1968), S. 43.
- 63 *DDF 2. Ser., I, Nr. 334*.
- 64 *GD Ser. C., V, No. 23, 189*.
- 65 Général Gamelin, *Servir* (3 Bde., Paris 1946-47), I, S. 209-10.
- 66 Weinberg, *Foreign Policy of Hitler's Germany*, S. 282 f.
- 67 Fest, *Hitler*, S. 683.
- 68 s. oben Kap. XVII, S. 662 f.
- 69 *Mein Kampf*, I, Kap. IV; II, Kap. XIII, XIV, XV.
- 70 Thomas Jones, *A Diary with Letters* (Oxford 1954), S. 197 ff., 218 ff.; Eden, *Facing the Dictators*, S. 374.
- 71 Jones, *Diary*, S. 251; Churchill, *Gathering Storm*, S. 222 ff.
- 72 Joachim von Ribbentrop, *Zwischen London und Moskau. Erinnerungen und letzte Aufzeichnungen* (Leoni 1953), S. 122 f.
- 73 s. u.a. Elizabeth Wiskemann, *The Rome-Berlin Axis* (New York 1949), S. 53-70; und Ivone Kirkpatrick, *Mussolini: A Study in Power* (New York 1964), S. 339 ff.
- 74 Klaus Hildebrand, *The Foreign Policy of the Third Reich*, aus d. Deutschen übers. (Berkeley 1973), S. 46; der Autor vertritt die Ansicht, das ausschlaggebende Motiv für Hitler sei «wahrscheinlich» die Hoffnung gewesen, den strategischen und logistischen Operationsbereich Deutschlands nach Spanien auszudehnen, sobald der Krieg zugunsten Francos entschieden war. Er legt keine Anhaltspunkte vor, die diese These stützen. Zu den Befürchtungen, die Hitlers Intervention beim Heer und im Aussenministerium hervorrief, s. Gordon A. Craig, 'The German Foreign Office from Neurath to Ribbentrop', in: *The Diplomats*, S. 428 f.
- 75 s. *GD Ser. C, V, Anm. des Herausgebers*, S. 755-60.
- 76 *AD AP Ser. D, I, Nr. 155*. s. auch Jürgen Gehl, *Austria, Germany and the Anschluss, 1931-38* (London 1963), S. 126.
- 77 *AD AP Ser. D, III, Nr. 125, 144, 145, 148, 187*. Zur Rolle Faupels im Rahmen der Freikorps-Bewegung 1919-20 s. oben, Kap. XI, S. 444, 466.
- 78 *ADAP Ser. D, I, Nr. 19, S. 31*.
- 79 s. Hugh Thomas, *The Spanish Civil War* (London 1961), S. 218, 219, 227-31, 634; B. H. Liddell Hart, *The Other Side of the Hill* (überarb. Ausg., London 1951), S. 122 f.
- 80 *ADAP Ser. D, III, Nr. 783*.
- 81 Zu den Rohstofflieferungen nach Deutschland s. oben, Kap. XVII, S. 666 f.
- 82 s. Herbert von Dirksen, *Moskau, Tokio, London: Erinnerungen und Betrachtungen* (Stuttgart 1950), S. 184; s. auch *GD Ser. C, IV, No. 479*.
- 83 Zu den Hintergründen und zum Verlauf der Gespräche s. Theo Simmer, *Deutschland und Japan zwischen den Mächten 1935-40* (Tübingen 1962), S. 23-42; Weinberg, *Foreign Policy of Hitler's Germany*, S. 342-48; *GD Ser. C, V, No. 509, 625, 637* sowie Anm. d. Herausgebers S. 1138ff.
- 84 Hildegard von Kotze und Helmut Krausnick (Hrsg.), *Es spricht der Führer. Sieben exemplarische Hitler-Reden* (Gütersloh 1966), S. 88 f.
- 85 Diese Frage wird ausführlich diskutiert bei Post, *Civil-Military Fabric*, S. 87 ff.

- 86 Picker, *Tischgespräche*, S. 396.
- 87 s. z. B. die Zweifel, die Beck in seiner Denkschrift von 1934 zum Ausdruck brachte; s. dazu Förster, *Ein General kämpft gegen den Krieg*, S. 26f.; für den allgemeineren Zusammenhang s. Craig, *Prussian Army*, S. 484–87 und Anmerkungen.
- 88 ADAP Ser. D, I, Nr. 19. Eine kurze, verständige Diskussion dieser Frage findet sich bei Norman Rich, *Hitler's War Aims: Ideology, the Nazi State, and the Course of Expansion* (2 Bde., New York 1973), I, S. 97, 287–88. Taylor (*Origins of the Second World War*, S. 131–34) versucht zu beweisen, daß das Treffen bedeutungslos war, aber seine Interpretation ist weit hergeholt und nicht überzeugend. Hildebrand (*Foreign Policy*, S. 51 ff.) sucht hauptsächlich nach Anhaltspunkten für die politischen Pläne, die Hitler nach der Erfüllung seines Lebensraums im Osten zu verwirklichen gedachte.
- 89 Die Denkschrift Becks findet sich in: Förster, *Ein General kämpft gegen den Krieg*, S. 44–47. Ihre Wirkung auf Fritsch und vielleicht auch auf Blomberg zeigte sich in den Angriffen gegen Göring, welche die beiden Generale gegen Ende der Zusammenkunft vorbrachten: Sie warfen ihm Mißwirtschaft bei der Durchführung des Vierjahresplans vor. s. hierzu Friedrich Hoßbach, *Zwischen Wehrmacht und Hitler 1934–1938* (überarb. Ausg. Göttingen 1965), S. 120.
- 90 ADAP Ser. D, I, Nr. 19, S. 32.
- 91 Zur Blomberg-Fritsch-Affäre s. die bei Craig, *Prussian Army*, S. 489 ff. zitierten Quellen. s. auch Fest, *Hitler*, S. 745–47, und Robert J. O'Neill, *The German Army and the Nazi Party, 1933–39* (London 1966).
- 92 DDF 2. Ser., X, Nr. 79.
- 93 s. BD 3. Ser., I, S. 22, 28, 49, 109, 257, 273, 307, 345; ADAP Ser. D, I, Nr. 127, 247, 796.
- 94 ADAP Ser. D, I, Nr. 33, S. 57.
- 95 ebd. Nr. 46, 73, 86.
- 96 ebd. II, Nr. 374.
- 97 ebd. Nr. 107.
- 98 In dieser Feststellung gipfelten die englisch-französischen April-Gespräche. s. BD 3. Ser., I, S. 198–235.
- 99 s. Ian Colvin, *The Chamberlain Cabinet* (London 1971), S. 127–34; *History Of The Times*, IV (New York 1952), S. 881–950; Gilbert und Gott, *The Appeasers*, S. 123, 127, 138 ff.; DDF 2. Ser., X, Nr. 512.
- 100 BD 3. Ser., I, S. 590; II, S. 85; DDF 2. Ser., X, Nr. 519.
- 101 Domarus, *Hitler: Reden*, I, S. 904.
- 102 ADAP Ser. D, II, Nr. 221.
- 103 ebd. Nr. 508, 540, 543, 554.
- 104 ebd. Nr. 562–86; BD 3. Ser., II, S. 463–73, 499–508.
- 105 Bullock, *Hitler*, S. 460–63; ADAP Ser. D, II, Nr. 634; BD 3. Ser., II, S. 554–57, 564–67.
- 106 ADAP Ser. D, II, Nr. 656, 657; BD 3. Ser. II, S. 516, 581.
- 107 Colvin, *Chamberlain Cabinet*, S. 166.
- 108 *Parliamentary Debates*, 5. Ser., Bd. 339. House of Commons (Sitzungsperiode 1937–38, 12. Band), S. 52.

- 109 ADAP Ser. D, IV, Nr. 154, 163, 164, 175.
- 110 ebd. Nr. 233.
- 111 ebd. Nr. 158, S. 168.
- 112 ebd. Nr. 81.
- 113 ebd. Nr. 152.
- 114 ebd. Nr. 228, 229.
- 115 Zur Stimmung nach München s. Marlis G. Steinert, *Hitlers Krieg und die Deutschen: Stimmung und Haltung der deutschen Bevölkerung im Zweiten Weltkrieg* (Düsseldorf und Wien 1970), S. 77–80; sowie O'Neill, *Army and Party*, S. 65. Das Tagebuch Jodls ist abgedruckt in: *International Military Tribunal XXVIII*, S. 345–90.
- 116 s. oben Kap. XVII, S. 678.
- 117 ADAP Ser. D, IV, Nr. 158, S. 170.
- 118 BD 3. Ser., IV, No. 419; Carl J. Burckhardt, *Meine Danziger Mission 1937–1939* (München 1962), S. 219f.
- 119 BD 3. Ser., IV, No. 441.
- 120 s. Anna M. Cienciala, *Poland and the Western Powers, 1938–1939* (London 1968), S. 162ff., 180–83.
- 121 ADAP Ser. D, VI, Nr. 61.
- 122 s. Colvin, *Chamberlain Cabinet*, S. 187ff.; Cienciala, *Poland and the Western Powers*, S. 210ff.
- 123 H. G. Gisevius, *Bis zum bitteren Ende* (2 Bde., Zürich 1946), II, S. 127.
- 124 ADAP Ser. D, IV, S. 185 Anm.
- 125 *International Military Tribunal*, XXXIV, S. 380ff.
- 126 Domarus, *Hitler: Reden*, II, S. 1148ff.
- 127 Fest, *Hitler*, S. 803. s. auch den Bericht über die Zusammenkunft Hitlers mit seinen kommandierenden Generalen am 23. Mai 1939 in: ADAP Ser. D, VI, Nr. 433.
- 128 ADAP Ser. D, VIII, Nr. 384, S. 349.
- 129 *Les Lettres secrètes échangées par Hitler et Mussolini*, eingeleitet von André François-Poncet (Paris 1946), S. 130f.
- 130 ADAP Ser. D, IV, Nr. 478, 482, 483.
- 131 Burckhardt, *Meine Danziger Mission*, S. 272.
- 132 Zur Beschleunigung der Gespräche mit den Russen s. ADAP Ser. D, VI, bes. Nr. 441, 490, 579, 607, 757, 760, 772; und zu ihrer abschließenden Phase s. ebd. VII, Nr. 51, 56, 70, 75, 143, 157, 213, 228, 229. Für den allgemeinen Zusammenhang s. James E. McSherry, *Stalin, Hitler and Europe, 1933–39: The Origins of World War II* (Cleveland, Toronto 1968), bes. S. 197ff.
- 133 Arnold und Veronica Toynbee (Hrsg.), *Survey of International Affairs, 1939–1946: The Eve of War, 1939* (London 1958), S. 342ff., 377.
- 134 ADAP Ser. D, VI, Nr. 674; VII, Nr. 2, 32, 82; Carl W. Schorske, 'Two German Ambassadors', in: *The Diplomats*, S. 509–10.
- 135 ADAP Ser. D, VII, Nr. 192.
- 136 Cianos Tagebuch, 23. Dezember 1943, zit. nach Kirkpatrick, *Mussolini*, S. 414. S. auch Galeazzo Ciano, *Diario* (2 Bde., Verona 1946), I, S. 140; und *L'Europa verso la catastrofe* (Bari 1948), S. 449ff. Ferner ADAP Ser. D, VII, Nr. 438.

137 ADAP Ser. D, VIII, Nr. 384, S. 347.

138 ebd. VI, Nr. 433, S. 480.

XX. Hitlers Krieg 1939-1945

- 1 *Deutschland, Deutschland: Politische Gedichte*, Hrsg. Lamprecht, S. 457.
- 2 ‚Die letzten Tage‘, in: *Die Gedichte von Hermann Hesse* (Berlin 1953).
- 3 Speer, *Erinnerungen*, S. 446.
- 4 Telford Taylor, *Sword and Swastika: Generals and Nazis in the Third Reich* (New York 1952), S. 328. Zum Feldzug insgesamt s. Robert M. Kennedy, *The German Campaign in Poland* (Washington 1956) und Nicholas Bethell, *The War Hitler Won: The Fall of Poland, September 1939* (New York 1972), insbes. Kap. 4.
- 5 Dass die britische Regierung auch keine grössere Lust hatte, geht aus Gilbert und Gott, *The Appeasers*, S. 318-31 hervor.
- 6 Hans-Adolf Jacobsen, *Dokumente zur Vorgeschichte des Westfeldzugs 1939-1940* (Göttingen 1956), S. 6.
- 7 *Hitlers Weisungen für die Kriegführung 1939-1943: Dokumente des Oberkommandos der Wehrmacht*, herausgeg. v. Walter Hubatsch (Frankfurt a. M. 1962), S. 32 ff.
- 8 Tagebuch Leeb, zitiert in: Hans-Adolf Jacobsen, *Der Zweite Weltkrieg: Grundzüge der Politik und Strategie in Dokumenten* (Frankfurt a.M. 1965), S. 67; Wagner, *Generalquartiermeister*, S. 140 ff.; Ritter, *Goerdeler*, S. 240 ff.; und allgemein Harold. C. Deutsch, *The Conspiracy against Hitler in the Twilight War* (Minneapolis 1968).
- 9 s. oben Kap. XVII, S. 670 f.
- 10 Earl K. Ziemke, *The German Northern Theater of Operations, 1940-1945* (Washington 1959), S. 7-10; F. H. Hinsley, *Hitler's Strategy* (Cambridge 1951), S. 51.
- 11 Generaloberst Halder, *Kriegstagebuch*, Hrsg. Hans-Adolf Jacobsen (3 Bde., Stuttgart 1962), I, S. 252.
- 12 Richard Petrow, *The Bitter Years: The Invasion and Occupation of Denmark and Norway* (New York 1974), S. 97.
- 13 s. insbes. Hans-Adolf Jacobsen, *Fall Gelb: Der Kampf um den deutschen Operationsplan zur Westoffensive 1940* (Wiesbaden 1957), insbes. S. 147 ff.
- 14 Hans-Adolf Jacobsen, *Dünkirchen: Ein Beitrag zur Geschichte des Westfeldzugs 1940* (Neckargemünd 1958), bes. S. 201-10; David Divine, *The Nine Days of Dunkirk* (New York 1959).
- 15 Colonel A. Goutard, *The Battle of France, 1940*, aus d. Franzos, übersetzt (New York 1959); Jacques Benoist-Méchin, *Sixty Days That Shook the World*, aus d. Franzos, übers. (London 1963); Sir Edward Spears, *Assignment to Catastrophe* (2 Bde., London 1954); Heinz Guderian, *Panzer Leader*, aus d. Deutschen übers. (London 1952); Telford Taylor, *The March of Conquest: The German Victories in Western Europe, 1940* (New York 1958).
- 16 Halder, *Kriegstagebuch*, I, S. 302; Jacobsen, *Fall Gelb*, S. 153.

- 17 Domarus, *Hitler: Reden*, II, S. 1545, 1547f.
- 18 Erich von Manstein, *Verlorene Siege* (Bonn 1955), S. 305 ff.; Gerd Buchheit, *Hitler der Feldherr* (Rastatt 1958), S. 500 f.
- 19 Es gibt viele Äusserungen von ihm, aus denen hervorgeht, dass er überzeugt war, dies werde nicht notwendig sein. s. Hillgruber, *Hitlers Strategie*, S. 44; Barry A. Leach, *German Strategy against Russia, 1939-41* (Oxford 1973), S. 48.
- 20 Die Hoffnung, über den Herzog von Windsor eine Änderung der britischen Politik erreichen zu können, zeitigte einige bizarre Auswüchse, so etwa den Plan, ihn während eines Spanien-Besuchs zu entführen, s. W. Schellenberg, *The Labyrinth*, aus d. Deutschen übers. (New York 1956), S. 107ff.; s. auch ADAP Ser. D, X, Nr. 152, 159, 175, 211, 216, 224, 235, 257, 264, 265, 276, 277, 285.
- 21 s. die Alternativen, die Jodl im Juli 1940 skizzierte, in: *International Military Tribunal*, XXVIII, S. 301 ff.
- 22 Hillgruber, *Hitlers Strategie*, S. 39 Anm., S. 54, S. 173.
- 23 Halder, *Kriegstagebuch*, II, S. 49.
- 24 Walter Warlimont, *Im Hauptquartier der deutschen Wehrmacht 1939-1943: Grundlagen, Formen, Gestalten* (Frankfurt a.M. 1962), S. 12.
- 25 *Hitlers Weisungen*, S. 62-65.
- 26 Halder, *Kriegstagebuch*, II, S. 48.
- 27 *Hitlers Weisungen*, S. 65 f.
- 28 Telford Taylor, *The Breaking Wave: The Second World War in the Summer of 1940* (New York 1967), S. 72, 96-102.
- 29 *Hitlers Weisungen*, S. 66.
- 30 B. Collier, *The Battle of Britain* (London 1962); D. Wood und D. Dempster, *The Narrow Margin* (London 1961); Peter Fleming, *Operation Sea Lion* (London 1957); Walter Ansell, *Hitler Confronts England* (Durham, N. C., 1960).
- 31 Craig, *From Bismarck to Adenauer*, S. 91-94 und Anmerkungen. James V. Compton, *The Swastika and the Eagle: Hitler, the United States, and the Origins of World War II* (Boston 1967), Kap. 7.
- 32 ADAP Ser. D, X, Nr. 312, 322, 362.
- 33 William L. Langer und S. Everett Gleason, *The Undeclared War, 1940-41* (New York 1953), S. 21-32; Compton, *Swastika and Eagle*, S. 195ff.; ADAP Ser. D, XI, Nr. 123, 141, 164.
- 34 ADAP Ser. D, XI, Nr. 227, S. 330. s. auch Nr. 149, 207, 208, 212; ferner Warner, *Pierre Laval and the Eclipse of France* (London 1968), S. 232 ff.
- 35 ADAP Ser. D, XI, Nr. 220, 221.
- 36 ebd. Nr. 246.
- 37 Leach, *Strategy against Russia*, S. 78 f.
- 38 ADAP Ser. D, X, Nr. 415; XI, Nr. 1, 4, 7.
- 39 ebd. XI, Nr. 329.
- 40 ebd. Nr. 325, 326, 328, 329.
- 41 Leach, *Strategy against Russia*, S. 78.
- 42 Hillgruber, *Hitlers Strategie*, S. 358 u. Anm. 33.
- 43 Vgl. John Erickson, *The Soviet High Command: A Military-Political History, 1918-1941* (London 1962), S. 548 ff., 565 ff.

- 44 Halder, *Kriegstagebuch*, II, S. 214.
- 45 *Hitlers Weisungen*, S. 84.
- 46 J.M.G. Stewart, *The Struggle for Crete* (London 1967); D. M. Davin, *Crete* (London 1953).
- 47 s. Hitlers Erklärung vom 16. Januar 1941 über die Gründe, die Deutschland zum Eingreifen zwingen. Halder, *Kriegstagebuch*, II, S. 244.
- 48 ebd. S. 400. s. auch Halders Zweifel an den Fähigkeiten Rommels und seine Bemerkung, es handle sich bei Rommel um «einen verrückt gewordenen Soldaten», ebd. S. 377.
- 49 Hierzu s. James Maxwell-Hamilton, *Motive for a Mission* (London 1971).
- 50 Halder, *Kriegstagebuch*, II, S. 251, 253, 257ff., 313 ff.
- 51 s. den Tagebucheintrag vom 28. Januar: ‚Barbarossa: Sinn nicht klar/ Ebd. S. 261.
- 52 ebd. S. 252.
- 53 ebd. S. 320, 336 f.
- 54 s. *Kriegstagebuch des Oberkommandos der Wehrmacht 1940-1945, I: 1940-1941*, Hrsg. Hans-Adolf Jacobsen (Frankfurt a.M. 1965), S. 417; Einzelheiten über die Kampfhandlungen s. bei Trumbull Higgins, *Hitler and Russia* (New York 1966); Alan Clark, *Barbarossa* (London 1965); Paul Carell, *Hitler's War on Russia*, aus d. Deutschen übers. (London 1964).
- 55 Halder, *Kriegstagebuch*, III, S. 354, 356-59. s. auch David Irving, *Hitler's War* (New York 1977), S. 355 ff.
- 56 Halder, *Kriegstagebuch*, III, S. 376f.; *Kriegstagebuch des OKW*, I, S. 1084f.; Liddell Hart, *Other Side of the Hill*, S. 310 ff.; Guderian, *Panzer Leader*, S. 263-70.
- 57 *Hitlers Weisungen*, S. 103 f.
- 58 Warlimont, *Im Hauptquartier*, S. 222.
- 59 Domarus, *Hitler: Reden*, II, S. 1793 ff.
- 60 ebd. S. 1555 f.
- 61 S. Gordon Wright, *The Ordeal of Total War, 1939-1945* (New York 1968), S. 43-47, 57.
- 62 Albert Speer, *Spandauer Tagebücher* (Frankfurt a.M. 1975), S. 90f.
- 63 Leach, *Strategy against Russia*, S. 72, 133 ff.; Alan S. Milward, *The German Economy at War* (London 1965), S. 12, 28 ff., 34 f., 42, 45 f.
- 64 Wright, *Total War*, S. 61-65; Speer, *Erinnerungen*, S. 225.
- 65 Speer, *Erinnerungen*, S. 234 f.
- 66 ebd. S. 325 ff.
- 67 ebd. S. 235; ders., *Tagebücher*, S. 90.
- 68 Zu den Ursprüngen und der Geschichte dieses Nachrichtendienstes s. *Meldungen aus dem Reich: Auswahl aus den geheimen Lageberichten des Sicherheitsdienstes der SS 1939-1944*, Hrsg. Heinz Boberach (Neuwied und Berlin 1965), Einleitung des Herausgebers, s. auch Steinert, *Hitlers Krieg*, S. 40-48.
- 69 Steinert, *Hitlers Krieg*, S. 32 f.; Jay W. Baird, *The Mythical World of Nazi War Propaganda, 1939-1945* (Minneapolis 1974), S. 28-40.
- 70 Eine schöne Sammlung dieser bemerkenswerten Auftritte des Propagandaministers findet sich bei Boelcke, *Secret Conferences*.
- 71 s. das Kapitel ‚The Projection of the Hitler Image‘, in: Ernest K. Bramsted, *Goeb-*

- bels and National Socialist Propaganda, 1925-1945* (East Lansing, Mich., 1963), bes. S. 220 f.
- 72 *Völkischer Beobachter*, Münchener Ausgabe, 12. November 1939, S. 1-2.
- 73 *Meldungen aus dem Reich*, S. 77 ff.
- 74 Steinert, *Hitlers Krieg*, S. 143.
- 75 ebd. S. 144, 152 ff., 164; zu den Auswirkungen der Bombenangriffe auf Berlin s. William L. Shirer, *Berlin Diary: The Journal of a Foreign Correspondent, 1934-1941* (New York 1941), S. 486; sowie *Meldungen aus dem Reich*, S. 180.
- 76 Steinert, *Hitlers Krieg*, S. 172.
- 77 An Siegfried Kaehler, 28. April 1941. Meinecke, *Briefwechsel*, S. 370.
- 78 Hitler hiess die Erklärung gut; er selbst hatte bei seiner Rede im Sportpalast am 3. Oktober verkündet, dass «der Gegner bereits gebrochen ist und sich nie mehr erheben wird». Domarus, *Hitler: Reden*, II, S. 1763.
- 79 Boelcke, *Secret Conferences*, S. 31.
- 80 Domarus, *Hitler: Reden*, II, S. 1763.
- 81 Wright, *Total War*, S. 140.
- 82 Jacobsen, *Der Zweite Weltkrieg*, S. 189-93.
- 83 Die Waffen-SS, die ursprünglich als persönliche Leibwache Hitlers gebildet und nach 1933 durch die Gründung der Politischen Einsatzbrigaden (zur Handhabung politisch Andersdenkender) und der Totenkopfverbände (zur Leitung der Konzentrationslager) ergänzt wurde, wuchs nach 1940 rasch an, bis sie, entgegen der ursprünglichen Konzeption des Führers, zu einer vierten Abteilung der Wehrmacht wurde. Im Zuge dieser Entwicklung wurden die Regeln der rassischen Einheitlichkeit, die zunächst die Zulassung zur SS bestimmt hatten, fortschreitend gelockert, so dass 1945 keine der 38 Divisionen mehr rein deutsch und die Hälfte von ihnen überwiegend aus Ausländern zusammengesetzt war. s. Stein, *Waffen-SS*, S. 138 ff., 168 ff.
- 84 Goebbels, *Tagebücher aus den Jahren 1942-43*, hrsg. von Louis P. Lochner (Zürich 1948), S. 325, 327.
- 85 s. seine Rundfunkrede vom 20. April 1942 in: Jacobsen, *Der Zweite Weltkrieg*, S. 87ff. Im September 1942 erklärte er, er werde sich jedem widersetzen – und habe dies auch den Deutschen gesagt –, der ein «solides, harmonisches und lebensfähiges Europa» ohne die Zustimmung Frankreichs aufbauen zu können glaube, s. Warner, *Laval*, S. 295.
- 86 Über den Widerwillen der dänischen Bevölkerung gegen die Kollaborationspolitik von Scavenius s. Petrow, *Bitter Years*, S. 190-96.
- 87 Wiskemann, *Rome-Berlin Axis*, S. 284 ff.
- 88 Rich, *Hitler's War Aims*, II, S. 241-45.
- 89 ebd. S. 251 ff, 258 ff., 400f.
- 90 *International Military Tribunal XXXIX*, S. 390 f.
- 91 Wright, *Total War*, S. 116 f.
- 92 Rich, *Hitler's War Aims*, II, S. 243.
- 93 Hans Frank sagte in Nürnberg aus, Hitlers Befehl bei seiner Ernennung zum Generalgouverneur habe gelauret, «diesen Bereich als Kriegsgebiet und Beuteland rücksichtslos auszupowern, es in seiner wirtschaftlichen, sozialen, kulturellen, politischen Struktur sozusagen zu einem Trümmerhaufen zu machen». *International Military Tribunal*, XXIX, S. 368.

- 94 Gerald Reitlinger, *The House Built on Sand: The Conflicts of German Policy in Russia, 1939–1945* (New York 1960), S. 176.
- 95 Alexander Dallin, *German Rule in Russia, 1941–1945: A Study of Occupation Politics* (London 1957), S. 429 ff.
- 96 Wright, *Total War*, S. 121.
- 97 Robert L. Koehl, *RKFDV: German Resettlement and Population Policy, 1939–1945* (Cambridge, Mass., 1957), S. 51 f.
- 98 ebd. S. 147 ff., 226 f.
- 99 ebd. S. 146.
- 100 Dallin, *German Rule*, S. 73.
- 101 Reitlinger, *House Built on Sand*, S. 446.
- 102 s. oben Kap. XVII, S. 690 f.
- 103 Rudolf Höß, *Kommandant in Auschwitz* (Stuttgart 1958), S. 120, 153.
- 104 *International Military Tribunal*, XXVI, S. 266–67.
- 105 Dawidowicz, *War against the Jews*, S. 129–39.
- 106 Fest, *Gesicht des Dritten Reiches*, S. 288, 295.
- 107 Höß, *Kommandant*, S. 120.
- 108 s. Felix Kersten, *The Kersten Memoirs*, aus d. Deutschen übers. (New York 1957).
- 109 *International Military Tribunal* XXIX, S. 122 f., 145. s. auch die Ansprache an die Reichs- und Gauleiter zwei Tage danach in: Himmler, *Geheimreden*, S. 170.
- 110 Die Afrika-Abteilung des Office of Strategic Services in Washington arbeitet fieberhaft an einer Untersuchung über mögliche transafrikanische Versorgungsrouten zur Nachschublieferung an die Briten, falls diese bis Khartoum zurückgedrängt würden.
- 111 Peter Young, *A Short History of World War II* (New York 1966), S. 235–37.
- 112 Speer, *Tagebücher*, S. 85 f.
- 113 Zu den Leiden der Sechsten Armee bis zu ihrer Kapitulation s. Heinz Schröter, *Stalingrad* (Osnabrück 1952), und Theodor Plieviers Roman *Stalingrad* (1945)
- 114 Speer, *Tagebücher*, S. 514.
- 115 s. Picker, *Tischgespräche*, S. 96; Speer vertritt die Auffassung, Hitler habe die psychologische Wirkung von Waffen überschätzt.
- 116 Manstein, *Verlorene Siege*, S. 305.
- 117 *Kriegstagebuch des OKW, IV: 1944–45*, Hrsg. Percy Ernst Schramm (Frankfurt a. M. 1961), Teil 2, S. 1721.
- 118 Halder, *Kriegstagebuch*, III, S. 489.
- 119 s. *Kriegstagebuch des OKW, IV*, Teil 1, S. 53 ff., wo Schramm die Frage diskutiert.
- 120 ebd. S. 46 f. Vgl. Theodor Mommsens von Schramm zitierte Feststellung, daß es die „Einsicht in das Mögliche und Unmögliche ist ..., die den Helden vom Abenteurer scheidet“, ebd. S. 52.
- 121 s. das Protokoll der Militärischen Besprechung vom 1. Februar 1943 in: Felix Gilbert (Hrsg.), *Hitler Directs His War* (New York 1950), S. 17–22.
- 122 Fest, *Gesicht des Dritten Reiches*, S. 87.
- 123 *Kriegstagebuch des OKW, IV*, Teil 1, S. 53 f.

- 124 ebd. S. 88. Weisung Nr. 51 ist abgedruckt in: *Hitlers Weisungen*, S. 233-38.
- 125 Gilbert, *Hitler Directs His War*, S. 77.
- 126 Goebbels, *Tagebücher*, S. 477; H. Fraenkel und R. Manveil, *Goebbels: Eine Biographie* (Köln und Berlin 1960), S. 287 f., 304.
- 127 s. Walter Dornberger, V 2, aus dem Deutschen übersetzt (New York 1954); hier erfährt man, wie die Entwicklung der Raketentechnik durch Rivalitäten zwischen den einzelnen Abteilungen behindert wurde.
- 128 *Speer, Tagebücher*, S. 310.
- 129 Gilbert, *Hitler Directs His War*, S. 117f.
- 130 *Kriegstagebuch des OKW, IV*, Teil 2, S. 1721.
- 131 *Meldungen aus dem Reich*, S. 390.
- 132 s. oben S. 796.
- 133 S. Noble Frankland, *The Bombing Offensive against Germany* (London 1963); David Irving, *The Destruction of Dresden* (London 1963); Hans Rumpf, *The Bombing of Germany*, aus d. Deutschen übers. (London 1963).
- 134 Baird, *War Propaganda*, S. 218.
- 135 Domarus, *Hitler: Reden*, II, S. 2050ff., bes. 2055-58.
- 136 ebd. S. 2071-74.
- 137 ebd. S. 2127ff.
- 138 *Speer, Tagebücher*, S. 309.
- 139 s. insbes. Bramsted, *Goebbels*, Kap. 9.
- 140 Lehmann, *1939-1945*, S. 139.
- 141 Hans-Georg von Studnitz, *Als Berlin brannte: Diarium der Jahre 1943-1945* (Stuttgart 1963), S. 192.
- 142 *Speer, Tagebücher*, S. 310.
- 143 David Stewart Hull, *Film in the Third Reich: Art and Propaganda in Nazi Germany* (New York 1973), S. 261-65; hier wird die Handlung von Goebbels' letztem Film *Kolberg* referiert, der dazu dienen sollte, das deutsche Volk für einen Grabenkampf bis zur letzten Minute zu begeistern.
- 144 *Kriegstagebuch des OKW, IV*, Teil 1, S. 44.
- 145 Meinecke, *Briefwechsel*, S. 520 f.
- 146 Bullock, *Hitler*, S. 806.
- 147 Broszat, *Der Staat Hitlers*, S. 441.

Verzeichnis der im Text zitierten Bücher und Aufsätze

- Aandahl, Frederick: ‚The Rise of German Free Conservatism‘ (Dissertation, Princeton Univ. 1955).
- Adorno, Theodor W.: *Jargon der Eigentlichkeit. Zur deutschen Ideologie* (Frankfurt a. M. 1964).
- Akten der Reichskanzlei. *Das Kabinett Cuno*; Hrsg. Karl-Heinz Harbech (Boppard 1968).
- Die Kabinette Wirth*; Hrsg. Ingrid Schulze Bidlingmaier (2 Bde., Boppard 1973).
- Akten zur deutschen auswärtigen Politik, 1918-1941, Ser. B., 1925-33 (Bonn 1966 ff.).
- Alberti, Conrad: *Die Alten und Jungen* (Berlin 1889).
- Alberti, Luigi: *Le origini della guerra del 1914* (3 Bde., Mailand 1942 ff.).
- Aldington, Richard: *Death of a Hero* (London 1929).
- Allen, William Sheridan: *The Nazi Seizure of Power: The Experience of a Single German Town, 1930-1935* (Chicago 1965).
- Allgemeiner Kongress der Arbeiter- und Soldatenräte Deutschlands: *Stenographische Berichte* (Berlin 1918).
- Anderson, Eugene N.: *The Social and Political Conflict in Prussia, 1858-1864* (Berkeley 1954).
- Andreas, W.: ‚Kiderlen-Wächter: Randglossen zu seinem Nachlass‘; *Historische Zeitschrift*, 132 (1925).
- Andrew, Christopher: ‚German World Policy and the Re-shaping of the Dual Alliance‘; *Journal of Contemporary History*, I, No. 3 (1966).
- Angress, Werner T.: *Stillborn Revolution: The Communist Bid for Power in Germany, 1921-1923* (Princeton, 1963).
- . ‚Pegasus and Insurrection: Die Linkskurve and Its Heritage‘; *Central European History*, I (1968), S. 35-55.
- Anschütz, Gerhard: *Die Verfassung des Deutschen Reiches vom 11. August 1919* (11. Aufl., Berlin 1929).
- Ansell, Walter: *Hitler Confronts England* (Durham, N. C. 1960).
- Arendt, Hannah: *Men in Dark Times* (New York 1968).
- Aretin, Erwein von: *Krone und Ketten* (München 1955).
- Die auswärtige Politik Preussens 1858-71: Diplomatische Akten*; hrsg. von der Historischen Reichskommission (Oldenburg 1931ff.).
- Aydelotte, William O.: ‚The First German Colony and its Diplomatic Consequences‘; *Cambridge Historical Journal*, V (1937).
- Baden, Prinz Max von: *Erinnerungen und Dokumente* (Stuttgart 1927).
- Bader, Otilie: *Ein steiniger Weg: Lebenserinnerungen* (Berlin 1931).

- Baer, Henry M.: ‚Carl Peters and German Colonialism: A Study in the Ideas and Actions of Imperialism‘ (Dissertation, Stanford Univ. 1968).
- Baird, Jay W.: *The Mythical World of Nazi War Propaganda, 1939-45* (Minneapolis 1974).
- Ballhausen, R. S. Lucius von: *Bismarck-Erinnerungen* (Stuttgart und Berlin 1921).
- Barclay, David Edward: ‚Social Politics and Social Reform in Germany 1890-1933: Rudolf Wissell and the Free Trade Union Movement‘ (Dissertation, Stanford Univ. 1974).
- Barkin, Kenneth: ‚Adolf Wagner and German Industrial Development‘; *Journal of Modern History*, XLI (1969).
- ; ‚Conflict and Concord in Wilhelmian Social Thought‘; *Central European History*, V (1972), S. 55 ff.
- Baumont, Maurice: *The Fall of the Kaiser* (New York 1931).
- Bayern, Kronprinz Rupprecht von: *Mein Kriegstagebuch*; Hrsg. W. Frauendienst (2 Bde., Berlin 1929).
- Beaufre, André: *1940: The Fall of France* (New York 1968).
- Bebel, August: *Gewerkschaftsbewegung und politische Parteien* (Stuttgart 1900).
- : *Aus meinem Leben* (3 Bde., Stuttgart 1914).
- Beck, Ludwig: *Studien*; Hrsg. Hans Speidel (Stuttgart 1955).
- Becker, Carl Heinrich: *Kulturpolitische Aufgaben des Reiches* (Berlin 1919).
- Becker, Otto: *Bismarcks Ringen um Deutschlands Gestaltung* (Heidelberg 1958).
- Benn, Gottfried: *Gesammelte Werke* (4 Bde., Wiesbaden 1954)
- : *Das gezeichnete Ich: Briefe aus den Jahren 1900-1956* (Hamburg 1962).
- Bennett, Edward W.: *Germany and the Diplomacy of the Financial Crisis, 1931* (Cambridge, Mass., 1962).
- Benoist-Méchin, Jacques: *Sixty Days That Shook the World*; übers. aus dem Französischen (London 1963).
- Berdahl, Robert M.: ‚Conservative Politics and Aristocratic Landholders in Bismarckian Germany‘; *Journal of Modern History*, XLIV, No. 1 (1972), S. 1-20.
- Berg, Gunter: *Leopold von Ranke als akademischer Lehrer* (Göttingen 1968).
- Berghahn, Volker R.: *Der Tirpitz-Plan: Genesis und Verfall der innenpolitischen Krisenstrategie unter Wilhelm II.* (Düsseldorf 1971).
- Bergsträsser, Ludwig: *Geschichte der politischen Parteien in Deutschland* (11. Ausg., München 1965).
- Berlepsch, Freiherr von: *Sozialpolitische Erfahrungen und Erinnerungen* (Mönchengladbach, 1925).
- Bethell, Nicholas: *The War Hitler Won: The Fall of Poland, September 1939* (New York 1972).
- Bethmann Hollweg, Theobald von: *Betrachtungen zum Weltkrieg* (2 Bde., Berlin 1919-21).
- Beust, Friedrich Ferdinand Graf von: *Aus drei Viertel-Jahrhunderten. Erinnerungen und Aufzeichnungen.* (2 Bde., Stuttgart 1887).
- Bing, Rudolf: *Five Thousand Nights at the Opera* (New York 1972).
- Birke, Adolf M.: *Bischof Ketteler und der deutsche Liberalismus* (Mainz 1971).

- Bismarck, Herbert von: *Aus seiner politischen Privatkorrespondenz*;
Hrsg. Walter Bussmann (Göttingen 1964).
- Bismarck, Otto von: *Die politischen Reden des Fürsten Bismarck*; Hrsg. Horst Kohl
(12 Bde., Stuttgart 1892-4).
- : *Briefe an seine Braut und Gattin*; Hrsg. Fürst Herbert Bismarck (Stuttgart 1900).
 - : *Die gesammelten Werke* (1. Ausg., 15 Bde., Berlin 1924 ff.).
 - : *Bismarck Gespräche*; Hrsg. Willi Andreas und K. F. Reinking (2 Bde., Bremen 1965).
- Bismarcks grosses Spiel. Die geheimen Tagebücher Ludwig Bambergers*;
Hrsg. Ernst Feder (Frankfurt am Main 1932).
- Bleuel, H. P. mit A. Klinert: *Deutsche Studenten auf dem Weg ins Dritte Reich*
(Gütersloh 1967).
- Boehlich, W. (Hrsg.): *Der Berliner Antisemitismusstreit* (Sammlung Insel 1965).
- Böhme, Helmut: *Deutschlands Weg zur Grossmacht: Studien zum Verhältnis von
Wirtschaft und Staat während der Reichsgründungszeit 1848-1881* (Köln 1966).
- (Hrsg.): *Probleme der Reichsgründungszeit 1848-79* (Köln und Berlin 1968).
- Bonnin, Georges (Hrsg.): *Bismarck and the Hohenzollern Candidature for the Spanish
Throne: Documents in the German Diplomatic Archives* (London 1957;).
- Bourgeois, Émile: *Rome et Napoleon III 1848-70* (Paris 1907).
- Boveri, Margret: *Wir lügen alle: Eine Hauptstadtzeitung unter Hitler* (Freiburg im
Breisgau 1965).
- Bracher, Karl Dietrich: ‚Das Anfangsstadium der Hitlerischen Aussenpolitik‘;
Vierteljahrshäfte für Zeitgeschichte, V (1957/
- : *Die Auflösung der Weimarer Republik: Eine Studie zum Problem des Machtver-
falls in der Demokratie* (2. Ausg., Stuttgart 1957).
 - : *Die deutsche Diktatur: Entstehung, Struktur, Folgen des Nationalsozialismus*
(Köln und Berlin 1969²).
 - , Wolfgang Sauer und Knut Schulz: *Die nationalsozialistische Machtergreifung.
Studien zur Errichtung des totalitären Herrschaftssystems in Deutschland 1933-34*
(Köln und Opladen 1960).
- Bramsted, Ernest K.: *Goebbels and National Socialist Propaganda, 1923-43*
(East Lansing, Mich., 1965).
- Brandenburg, Erich: *Von Bismarck zum Weltkrieg* (Berlin 1924).
- Braun, Lily: *Memoiren einer Sozialistin* (2 Bde., Berlin o. J.).
- Brauer, Arthur von: *Im Dienste Bismarcks: Persönliche Erinnerungen*;
Hrsg. H. Rogge (Berlin 1936).
- Brecht, Arnold: *Vorspiel zum Schweigen: Das Ende der deutschen Republik*
(Wien 1948).
- : *Aus nächster Nähe: Erinnerungen 1884-1927* (Stuttgart 1966).
 - : *Mit der Kraft des Geistes: Lebenserinnerungen 1927-1967* (Stuttgart 1967).
- Brenner, Hildegard: *Die Kunstpolitik des Nationalsozialismus* (Hamburg 1963).
- : *Ende einer bürgerlichen Kunstinstitution: Die politische Formierung der
Preussischen Akademie der Künste ab 1933* (Stuttgart 1972).

- Brentano, Lujo: *Mein Leben im Kampf um die soziale Entwicklung Deutschlands* (Jena 1931).
- Bresciani-Turroni, Constantino: *The Economics of Inflation: A Study of Currency Depreciation in Post-War Germany* (London 1937).
- Brescius, Hans von: *Gerhart Hauptmann. Zeitgeschehen und Bewusstsein in unbekanntem Selbstzeugnissen* (Bonn 1976).
- Bretton, Henry L.: *Stresemann and the Revision of Versailles: A Fight for Reason* (Stanford 1953).
- Briggs, Mitchell P.: *George D. Herron and the European Settlement* (Stanford 1932).
- Broszat, Martin: *Der Staat Hitlers* (München 1969).
- Brüning, Heinrich: *Memoiren 1918-1934* (Stuttgart 1970).
- Bry, Gerhard: *Wages in Germany* (Princeton 1960).
- Buchheim, Hans, Martin Broszat, Hans-Adolf Jacobsen und Helmut Krausnick: *Anatomie des SS-Staates* (Olten und Freiburg im Breisgau 1965).
- Buchheit, Gerd: *Hitler der Feldherr* (Rastatt 1958).
- Bülow, Bernhard Fürst von: *Denkwürdigkeiten* (4 Bde., Berlin 1930).
- Bullock, Alan: *Hitler: A Study in Tyranny* (rev. Ausg., New York 1964).
- Burckhardt, Carl J.: *Meine Danziger Mission 1937-1939* (München 1962).
- Busch, Moritz: *Tagebuchblätter* (2 Bde., Leipzig 1899).
- Buse, D. K.: 'Ebert and the German Crisis, 1917-1920'; *Central European History*, V, No. 3 (Sept. 1972).
- Bussmann, Walter: *Treitschke, sein Welt- und Geschichtsbild* (Göttingen 1952).
- Butler, J. R. M.: *Lord Lothian 1882-1940* (London 1960).
- Callières, François: *On the Manner of Negotiating with Princes*; Übers. A.F. Whyte (Notre Dame 1963).
- Campbell, F. Gregory: *Confrontation in Central Europe: Weimar Germany and Czechoslovakia* (Chicago 1975).
- Carell, Paul: *Hitler's War on Russia* (London 1964).
- Carsten, F. L.: *The Reichswehr and Politics, 1918-1933* (Oxford 1966).
- : *Revolution in Central Europe, 1918-1919* (London 1972).
- Caspar, Gustav Adolf: *Die Sozialdemokratische Partei und das deutsche Wehrproblem in den Jahren der Weimarer Republik* (Frankfurt am Main 1959).
- Cassau, Theodor: 'Die Gewerkschaftsbewegung, ihre Soziologie und ihr Kampf, in: *Soziale Organisation der Gegenwart, Forschungen und Beiträge*; Hrsg. Ernst Grünfeld, VIII (Halberstadt 1925).
- Cecil, Lady Gwendolen: *Life of Robert Marquis of Salisbury* (4 Bde., London 1921-32).
- Cecil, Lamar: *Albert Ballin: Business and Politics in Imperial Germany, 1888-1918* (Princeton 1967).
- : *The German Diplomatic Service, 1871-1914* (Princeton 1976).
- Chabod, Federico: *Storia della politica estera italiana dal 1870 al 1896; I: Le premesse*, (Bari 1951).
- Chanady, Attila: 'Anton Erkelenz and Erich Koch-Weser: A Portrait of Two German Democrats'; *Historical Studies: Australia and New Zealand*, XII (1967).

- : The Disintegration of the German National People's Party, 1924-1930^e; *Journal of Modern History*, XXXIX, No. 1 (März 1967).
- , 'The Dissolution of the German Democratic Party'; *American Historical Review*, LXXIII, No. 5 (1968).
- Chickering, Roger: *Imperial Germany and a World Without War: The Peace Movement and German Society, 1892-1914* (Princeton 1975).
- Churchill, Randolph S.: *Winston S. Churchill* (2 Bde., Boston 1966-).
- Churchill, Winston S.: *The Second World War* (5 Bde., Boston 1948 ff.).
- Ciano, Galeazzo: *Diario* (2 Bde., Verona 1946).
- : *L'Europa verso la catastrofe* (Bari 1948).
- Cienciala, Anna M.: *Poland and the Western Powers, 1938-1939* (London 1968).
- Clapham, J. H.: *The Economic Development of France and Germany, 1815-1914* (4. Ausg., London 1936).
- Clark, Alan: *Barbarossa* (London 1965).
- Class, Heinrich: *Wider den Strom* (Leipzig 1922).
- Cole, G. D. H.: *A History of Socialist Thought* (3 Bde., London 1953).
- Collier, B.: *The Battle of Britain* (London 1962).
- Colvin, Ian: *The Chamberlain Cabinet* (London 1971).
- Comfort, Richard A.: *Revolutionary Hamburg: Labor Politics in the Early Weimar Republic* (Stanford 1966).
- Commission d'enquête parlementaire sur les événements survenus en France de 1933 à 1945; *Rapport* (Paris 1951).
- Compton, James V.: *The Swastika and the Eagle: Hitler, the United States, and the Origins of World War II* (Boston 1967).
- Conrad von Hötzendorf, Feldmarschall: *Aus meiner Dienstzeit* (4 Bde., Wien und Berlin 1921).
- Conze, Werner; Friedrich Naumann. Grundlagen und Ansatz seiner Politik in der nationalsozialen Zeit 1895 bis 1903^e; in: *Schicksalswege deutscher Vergangenheit*; Hrsg. W. Hubatsch (Düsseldorf 1950).
- : (Hrsg.): *Das Ende der Monarchie 9. 11. 18* (Berlin 1952).
- : *Polnische Nation und deutsche Politik im Ersten Weltkriege* (Köln und Graz 1958).
- Cowley, Malcolm: *Exile's Return: A Literary Odyssey of the 1920s* (Neuausg., New York 1951).
- Craig, Gordon A.: 'Great Britain and the Belgian Railways Dispute of 1869'; *American Historical Review*, I, No. 4 (Juli 1945).
- : *The Politics of the Prussian Army, 1640-1945* (Oxford 1955).
- : Bismarck and his Ambassadors: 'The Problem of Discipline'; *Foreign Service Journal*, XXXIII (Washington D. C., Juni 1956).
- : *From Bismarck to Adenauer: Aspects of German Statecraft* (rev. Ausg., New York 1965).
- : 'The German Army and the Home Front during the Second World War'; in: *Comité international des sciences historiques: XI^{ème} Congrès international: Rapports, IV. Méthodologie et histoire contemporaine* (1965).
- : *War, Politics and Diplomacy: Selected Essays* (New York 1966).
- : 'Engagement and Neutrality in Weimar Germany'; *Journal of Contemporary History*, II, No. 2 (1967), S. 49-63.

- Craig, John Eldon: ‚A Mission for German Learning: The University of Strassburg and Alsatian Society, 1870-1918‘ (Dissertation, Stanford Univ. 1973).
- Cramon, August von: *Unser Österreich-Ungarischer Bundesgenosse im Weltkriege* (Berlin 1920).
- Crispi, Francesco: *Q»esEzom internationali* (Mailand 1913).
- Crothers, George D.: *The German Elections of 1907* (New York 1941).
- Crowe, S. E.: *The Berlin West African Conference, 1884-85* (New York 1942).
- Cruttwell, C. R. F. M.: *A History of the Great War, 1914-1918* (2. Ausg., Oxford 1936).
- Curtius, Ernst Robert: *Deutscher Geist in Gefahr* (Stuttgart 1932).
- Curtius, Julius: *Sechs Jahre Minister der deutschen Republik* (Heidelberg 1948).
- D'Abernon, Viscount: *An Ambassador of Peace* (3 Bde., London 1929).
- Dahrendorf, Ralf: *Gesellschaft und Demokratie in Deutschland* (München 1965).
- Dallin, Alexander: *German Rule in Russia, 1941-45: A Study of Occupation Policies* (London 1957).
- Danilov, J. N.: *Russland im Weltkrieg* (Jena 1925).
- Danner, Lothar: *Ordnungspolizei Hamburg: Betrachtungen zu ihrer Geschichte 1918 bis 1933* (Hamburg 1958).
- Davin, D. M.: *Crete* (London 1953).
- Dawidowicz, Lucy S.: *The War against the Jews, 1933-1945* (New York 1975).
- Deak, Istvan: *Weimar Germany's Left-Wing Intellectuals. A Political History of the Weltbühne and its Circle* (Berkeley 1968).
- Demeter, Karl: *Das deutsche Heer und seine Offiziere* (Berlin 1930).
- : *Das deutsche Offizierkorps in Gesellschaft und Staat 1650-1945* (Frankfurt am Main 1962).
- Dempster, D. und D. Wood: *The Narrow Margin* (London 1961).
- Denkler, Horst und Karl Prümm (Hrsg.): *Die deutsche Literatur im Dritten Reich: Themen, Tradition, Wirkungen* (Stuttgart 1976).
- Deuerlein, Ernst: *Der Reichstag: Aufsätze, Protokolle und Darstellungen zur Geschichte der parlamentarischen Vertretung des deutschen Volkes 1871-1933* (Bonn 1963).
- und Theodor Schieder (Hrsg.): *Reichsgründung 1870/71'. Tatsachen, Kontroversen, Interpretationen* (Stuttgart 1970).
- Deutsch, Harold C.: *The Conspiracy against Hitler in the Twilight War* (Minneapolis 1968).
- Deutschland, Deutschland. Politische Gedichte vom Vormärz bis zur Gegenwart;* Hrsg. Helmut Lamprecht (Bremen 1969).
- Diels, Rudolf: *Lucifer ante portas* (Stuttgart 1956).
- Dietrich, Otto: *Zwölf Jahre mit Hitler* (München 1955).
- Dioszegi, Istvan: *Österreich-Ungarn und der französisch-preussische Krieg 1870-1871* (Budapest 1974).
- The Diplomats, 1919-1939'*, Hrsg. Gordon A. Craig und Felix Gilbert (Princeton 1953).
- Dirksen, Herbert von: *Moskau, Tokio, London: Erinnerungen und Betrachtungen* (Stuttgart 1950).

- Dittrich, Jochen: ‚Ursachen und Ausbruch des Krieges 1870/71‘; in: *Reichsgründung 1870/71: Tatsachen, Kontroversen, Interpretationen*; Hrsg. Deuerlein und Schieder (Stuttgart 1970).
- Divine, David: *The Nine Days of Dunkirk* (New York 1959).
- Döblin, Alfred: ‚Republik‘; *Die neue Rundschau*, XXXI (1920), I.
- : *Schicksalsreise* (Frankfurt am Main 1949).
- Documents diplomatiques français, 1932-1939* (Paris 1949 ff.).
- Documents on British Foreign Policy, 1919-1939*; Hrsg. E. L. Woodward und Rohan Butler (London 1949 ff.).
- Documents on German Foreign Policy, 1918-1945: From the Archives of the German Foreign Ministry* (Washington, D. C. 1949ff.), Ser. C (1933-37), Ser. D (1937-41).
- Dokumente und Materialien zur Geschichte der deutschen Arbeiterbewegung; Reihe II, 1914-45*, herausgegeben vom Institut für Marxismus-Leninismus (Berlin 1958, wird fortgesetzt).
- Domarus, Max: *Hitler, Reden und Proklamationen 1932-45, kommentiert von einem deutschen Zeitgenossen* (2 Bde., Neustadt a. d. Aisch 1962-63).
- Dornberger, Walter: *V-2* (New York 1954).
- Dorpalen, Andreas: *Heinrich von Treitschke* (New Haven 1957).
- : *Hindenburg and the Weimar Republic* (Princeton 1964).
- Dorst, Tankred, mit Peter Zadek und Hartmut Gehrke: *Rotmord oder I was a German* (München 1969).
- Drachkovitch, Milorad M.: *Les Socialismes français et allemand et le problème de la guerre, 1870-1914* (Genf 1953).
- Drucker, Peter: *The End of Economic Man: A Study in the New Totalitarianism* (New York).
- Drummond, Gordon Douglas: ‚The Military Policy of the German Social Democratic Party, 1949-1960‘; (Dissertation, Stanford Univ. 1968).
- Düwell, Kurt: ‚Staat und Wissenschaft in der Weimarer Epoche: Zur Kulturpolitik des Ministers C. H. Becker‘; *Historische Zeitschrift, Beihefte* (1971).
- Earle, Edward Mead: *Turkey, the Great Powers and the Baghdad Railway* (New York 1923).
- Ebert, Friedrich: *Schriften, Aufzeichnungen, Reden* (2 Bde., Dresden 1926).
- Eckardstein, Hermann von: *Die Entlassung des Fürsten Bülow* (Berlin 1930).
- : *Lebenserinnerungen und politische Denkwürdigkeiten* (2 Bde., Leipzig 1919-20).
- Eckardt, Wolf von: ‚Bauhaus‘; *Horizon* (Nov. 1961).
- Eden, Anthony: *Memoirs: Facing the Dictators* (Boston 1962).
- Edwards, Marvin L.: *Stresemann and the Greater Germany, 1914-1918* (New York 1963).
- Egbert, Donald Drew: *Social Radicalism and the Arts: Western Europe* (New York 1970).
- Einem, Generaloberst von: *Erinnerungen eines Soldaten 1853-1933* (Leipzig 1933).
- Einzig, Paul: *Appeasement before, during and after the War* (London 1941).
- : *In the Centre of Things* (London 1960).

- Epstein, Klaus: *Matthias Erzberger and the Dilemma of German Democracy* (Princeton 1959).
- Erbe, René: *Die nationalsozialistische Wirtschaftspolitik 1933-1929 im Lichte der modernen Theorie* (Zürich 1958).
- Erdmann, Karl Dietrich: ‚Zur Beurteilung Bethmann Hollwegs‘; *Geschichte in Wissenschaft und Unterricht*, XV (1964).
- : *Adenauer in der Rheinlandpolitik nach dem Ersten Weltkrieg* (Stuttgart 1966).
- Erdmann, Lothar: *Die Gewerkschaften im Ruhrkampf* (Berlin 1924).
- Erger, Johannes: *Der Kapp-Lüttwitz Putsch. Ein Beitrag zur deutschen Innenpolitik 1919-1920* (Düsseldorf 1967).
- Erickson, John: *The Soviet High Command: A Military-Political History, 1918-1941* (London 1962).
- Erkelenz, Anton (Hrsg.): *Zehn Jahre Deutsche Republik* (Berlin 1928).
- Ernst II., Herzog von Sachsen-Koburg-Gotha: *Aus meinem Leben und aus meiner Zeit* (Stuttgart 1889).
- Ernst, Fritz: ‚Walther Reinhardt (1872 bis 1930)‘; *Zeitschrift für Württembergische Landesgeschichte*, XVI (1957).
- Erzberger, Matthias: *Erlebnisse im Weltkrieg* (Stuttgart 1920).
- Eschenburg, Theodor: *Das Kaiserreich am Scheideweg: Bassermann, Bülow und der Block* (Berlin 1929).
- : *Die improvisierte Demokratie: Gesammelte Aufsätze zur Weimarer Republik* (München 1963).
- Eyck, Erich: *Bismarck: Leben und Werk* (3 Bde., Zürich 1941-44).
- : *Das persönliche Regiment Wilhelms II.: Politische Geschichte des deutschen Kaiserreiches von 1890 bis 1914* (Zürich 1948).
- : *Geschichte der Weimarer Republik*. Bd. 1: *Vom Zusammenbruch des Kaisertums bis zur Wahl Hindenburgs* (Erlenbach-Zürich-Stuttgart 1954); Bd. 2: *Von der Konferenz von Locarno bis zu Hitlers Machtübernahme* (Erlenbach-Zürich-Stuttgart 1956).
- Falkenhayn, Erich von: *Die Oberste Heeresleitung, 1914-1916* (Berlin 1920).
- Falls, Cyril: *The Great War, 1914-1918* (London 1959).
- Feldman, Gerald D.: *Army, Industry and Labour, 1914-1918* (Princeton 1966). ‚Big Business and the Kapp Putsch‘; *Central European History*, IV, No. 2 (Juni 1971).
- : *Iron and Steel in the German Inflation, 1916-1923* (Princeton 1977).
- Felix, David: ‚Reparations Re-considered with a Vengeance‘; *Central European History*, IV, No. 2 (Juni 1971).
- : *Walter Rathenau and the Weimar Republic: The Politics of Reparations* (Baltimore 1971).
- Fest, Joachim C.: ‚Rede Hitlers vor der deutschen Presse, 10. Nov. 1938‘; *Vierteljahrshefte für Zeitgeschichte*, VI, Heft 2 (1958).
- : *Das Gesicht des Dritten Reiches: Profile einer totalitären Herrschaft* (München 1963).
- : *Hitler. Eine Biographie* (Frankfurt am Main 1973).
- Fischer, Fritz: *Griff nach der Weltmacht: Die Kriegszielpolitik des kaiserlichen Deutschland 1914-1918* (Düsseldorf 1961; 3. Ausg. 1964).

- ‚Der deutsche Protestantismus und die Politik im 19. Jahrhundert‘; in: *Probleme der Reichsgründungszeit 1848-79*, Hrsg. Helmut Böhme (Köln und Berlin 1968).
- *Krieg der Illusionen: Die deutsche Politik von 1911 bis 1914* (Düsseldorf 1969).
- Fischer, Ruth: *Stalin and German Communism. A Study in the Origins of the State Party* (Cambridge, Mass. 1948).
- Fischer-Frauendienst, Irene: *Bismarcks Pressepolitik* (Münster 1963).
- Flandin, Pierre-Étienne: *Politique française, 1919-40* (Paris 1947).
- Fleiner, Fritz: *Reden und Schriften* (Zürich 1941).
- Fleming, Peter: *Operation Sea Lion* (London 1957).
- Fletcher, Willard Allen: *The Mission of Vincent Benedetti to Berlin, 1864-1870* (Den Haag 1965).
- Flechthelm, Ossip K.: *Die Kommunistische Partei Deutschlands in der Weimarer Republik* (Offenbach 1948).
- Förster, Erich: *Bismarck (1927)*.
- Förster, Wolfgang: *Ein General kämpft gegen den Krieg: Aus nachgelassenen Papieren des Generalstabschefs Ludwig Beck* (München 1949).
- Fontane, Theodor: *Fontanes Briefe in zwei Bänden*; Hrsg. Gotthard Erler (Berlin und Weimar 1968).
- Fraenkel, Ernst: ‚Die Krise des Rechtsstaates und die Justiz‘; *Die Gesellschaft*, VIII (1931).
- Fraenkel, H. und R. Manveil: *Goebbels: Eine Biographie* (Köln und Berlin 1960).
- Frank, Walter: *Hofprediger Adolf Stoecker und die christlich soziale Bewegung* (2. Ausg., Hamburg 1935).
- : ‚Der Geheime Rat Paul Kayser‘; *Historische Zeitschrift*, 168 (1943).
- Frankland, Noble: *The Bombing Offensive against Germany* (London 1965).
- Frantz, Constantin: *Der Föderalismus als das leitende Prinzip für die soziale, staatliche und internationale Organisation unter besonderer Bezugnahme auf Deutschland* (Mainz 1879).
- Fraser, Christine: ‚Der Austritt Deutschlands aus dem Völkerbund, seine Vorgeschichte und seine Nachwirkungen‘ (Dissertation, Friedrich-Wilhelms-Universität zu Bonn 1969).
- Frederick, Empress: *Letters of the Empress Frederick*; Hrsg. Sir Frederick Ponsonby (London 1929).
- Freytag, Gustav: *Gustav Freytags Briefe an Albrecht von Stosch* (Leipzig 1913).
- Fricke, Dieter: ‚Die Affäre Leckart-Lützow-Tausch und die Regierungskrise von 1897 in Deutschland‘; *Zeitschrift für Geschichtswissenschaft*, Nr. 7 (1960).
- : ‚Der deutsche Imperialismus und die Reichstagswahlen von 1907‘; *Zeitschrift für Geschichtswissenschaft*, IX (1961).
- : *Bismarcks Praetorianer. Die Berliner politische Polizei gegen die deutsche Arbeiterbewegung 1871-1898* (Berlin 1962).
- Friedrich III., Kaiser: *Das Kriegstagebuch von 1870-71*; Hrsg. H. O. Meisner (Berlin 1926).
- : *Tagebücher von 1848-1866*; Hrsg. H. O. Meisner (Leipzig 1929).

- Frye, Bruce B.: ‚The German Democratic Party, 1918-1930‘; *Western Political Quarterly*, XVI (1968).
- Furhammer, Leif und Folke Isaksson: *Politics and Film*; Übers. Kersti French (London 1971).
- Furtwängler, Franz Josef: *Die Gewerkschaften: Ihre Geschichte und internationale Auswirkung* (Hamburg 1956).
- Gackenholz, Hermann: ‚Der Kriegsrat von Czernahora‘; *Historische Vierteljahrschrift*, XXVI (1931).
- Gasiorowski, Zigmunt J.: ‚Stresemann and Poland before Locarno‘; *Journal of Central European Affairs*, XVIII (1958).
- Gall, Lothar: ‚Zur Frage der Annexion von Elsass und Lothringen 1870‘; *Historische Zeitschrift*, 206 (1968).
- : ‚Staat und Wirtschaft in der Reichsgründungszeit‘; *Historische Zeitschrift*, 209 (1969).
- : ‚Das Problem Elsass-Lothringen‘; in: *Reichsgründung 1870/71: Tatsachen, Kontroversen, Interpretationen*; Hrsg. Deuerlein und Schieder (Stuttgart 1970).
- Gamelin, General: *Servir* (3 Bde., Paris 1946-47).
- Gatzke, Hans W.: *Germany's Drive to the West* (Baltimore 1950).
- : *Stresemann and the Rearmament of Germany* (Baltimore 1954).
- : ‚Von Rapallo nach Berlin: Stresemann und die deutsche Russlandpolitik‘; *Vierteljahrshefte für Zeitgeschichte*, IV (1956/
- : ‚Russo-German Military Collaboration during the Weimar Republic‘; *American Historical Review*, LXIII (1958).
- Gay, Peter: *The Dilemma of Democratic Socialism: Eduard Bernstein 's Challenge to Marx* (rev. Ausg., New York 1962).
- : *Weimar Culture: The Outsider as Insider* (New York 1968).
- Gehl, Jürgen: *Austria, Germany, and the Anschluss 1931-38* (London 1963).
- Geiger, W.: *Miquel und die preussische Steuerreform 1890-93* (Groppingen 1934).
- Geiss, Imanuel (Hrsg.): *Julikrise und Kriegsausbruch 1914* (2 Bde., Hannover 1964).
- Gélinet, L.: *Le Grand-Duché de Luxembourg vis-à-vis de la France et de l'Allemagne. Étude militaire* (Paris 1887).
- Gerlach, Hellmuth von: *Von rechts nach links*; Hrsg. Emil Ludwig (Zürich 1937).
- Gessler, Otto: *Reichswehrpolitik in der Weimarer Zeit*; Hrsg. Kurt Sendtner (Stuttgart 1958).
- Geuss, Herbert. *Bismarck und Napoleon III: Ein Beitrag zur Geschichte der preussisch-französischen Beziehungen 1831-1871* (Köln 1959).
- Giels, Horst: ‚NSDAP und landwirtschaftliche Organisationen in der Endphase der Weimarer Republik‘; *Vierteljahrshefte für Zeitgeschichte*, V (1967).
- Gilbert, Martin: *Winston S. Churchill* (ss Bde., London 1968 ff.).
- , und Richard Gott: *The Appeasers* (London 1963).
- Gillis, John: *Youth and History: Tradition and Change in European Age Relations, 1770 – Present* (New York 1974).
- Gisevius, H. G.: *Bis zum bitteren Ende* (2 Bde., Zürich 1946).

- Goebbels, Joseph: *Vom Kaiserhof zur Reichskanzlei: Eine historische Darstellung in Tagebuchblättern* (München 1934).
Tagebücher aus den Jahren 1942-43; Hrsg. Louis P. Lochner (Zürich 1948).
The Goebbels Diaries, 1942-1943; Hrsg. und Übers. Louis P. Lochner (New York 1948).
 «Wollt Ihr den totalen Krieg?» *Die geheimen Goebbels-Konferenzen 1939-1943* ausgew. und hrsg. von Willi A. Boelcke (Stuttgart 1967).
- Göhring, Martin: *Stresemann, Mensch, Staatsmann, Europäer: Gedenkrede gehalten am 8. Juli 1936* (Mainz 1956).
- Görlitz, Walter: *Hindenburg: Ein Lebensbild* (Bonn 1953).
 - : *Der deutsche Generalstab Geschichte und Gestalt*. (Frankfurt/M. 1953).
- Goetz, W. (Hrsg.): ‚Der Briefwechsel Gustav Schmöllers mit Lujo Brentano‘; *Archiv für Kulturgeschichte*, XXX.
- Goldschmidt, H.: *Das Reich und Preussen* (Berlin o. J.).
- Gollwitzer, H.: ‚Der Cäsarismus Napoleons III. im Widerhall der öffentlichen Meinung Deutschlands‘; *Historische Zeitschrift*, 173 (1952).
 - : ‚Karl Alexander von Müller 1882-1964: Ein Nachruf‘; *Historische Zeitschrift*, 205 (1967).
- Goltz, Rüdiger Graf von der: *Meine Sendung in Finnland und im Baltikum* (Leipzig 1920).
 - : *Als Politischer General im Osten 1918-1919* (Leipzig 1936).
- Gooch, George Peabody: *Before the War: Studies in Diplomacy* (2 Bde., London 1936).
- Gordon, Harold J., Jun.: *The Reichswehr and the German Republic, 1919-1926* (Princeton 1957).
 - : *Hitler and the Beer Hall Putsch* (Princeton 1972).
- Goutard, Colonel A.: *The Battle of France, 1940*; übers, aus dem Französischen (New York 1959).
- Graml, Hermann: ‚Die Rapallo-Politik im Urteil der westdeutschen Forschung‘; *Vierteljahrshäfte für Zeitgeschichte*, XVIII (1970).
 -, Hans Mommsen, Hans-Joachim Reichhardt und Ernst Wolf: *The German Resistance to Hitler* (Berkeley 1970).
- Grass, Günter: *Hundejahre* (Berlin 1963).
- Grathwohl, Robert: ‚Gustav Stresemann: Reflections on his Foreign Policy‘; *Journal of Modern History*, XLV, No. 1 (März 1973).
- Gray, Ronald: *The German Tradition of Literature, 1871-1943* (Cambridge 1965).
- Griewank, Karl: *Das Problem des christlichen Staatsmannes bei Bismarck* (Berlin 1953).
- Gritzbach, Erich: *Hermann Göring, Werk und Mensch* (2. Ausg. München 1938).
- Groener, Wilhelm: *Lebenserinnerungen*; Hrsg. F. Freiherr Hiller von Gärtringen (Göttingen 1957).
- Groener-Geyer, Dorothea: *General Groener, Soldat und Staatsmann* (Frankfurt am Main 1955).
- Groh, Dieter: *Negative Integration und revolutionärer Attentismus: Die deutsche Sozialdemokratie am Vorabend des Ersten Weltkrieges* (Frankfurt am Main 1973).

- Die Grosse Politik der Europäischen Kabinette 1871-1914: Sammlung der diplomatischen Akten des Auswärtigen Amtes* (40 Bde., Berlin 1921 ff.).
- Guderian, Heinz: *Panzer. Mit den Panzern in Ost und West. Erlebnisberichte von Mitkämpfern aus den Feldzügen in Polen und Frankreich 1939/40* (Berlin 1942).
- Günther, Joachim: *Das letzte Jahr: Mein Tagebuch 1944/45* (Hamburg 1948).
- Guillebaud, C. W.: *The Economic Recovery of Germany* (London 1939).
- Gumbel, E. I.: *Verschwörer: Beiträge zur Geschichte und Soziologie der deutschen nationalistischen Geheimbünde seit 1918* (Wien 1924).
- Halder, Generaloberst: *Kriegstagebuch*; Hrsg. Hans-Adolf Jacobsen (3 Bde., Stuttgart 1962).
- Hale, Oren J.: *The Captive Press in the Third Reich* (Princeton 1964).
- Halle, Ernst von: *Die Seemacht in der deutschen Geschichte* (Leipzig 1907).
- Haller, Johannes: *Aus dem Leben des Fürsten Philipp zu Eulenburg-Hertefeld* (Berlin 1924).
- Hallgarten, George W. F.: *Imperialismus vor 1914* (rev. Ausg., 2 Bde., München 1963).
- : *Hitler, Reichswehr und Industrie: Zur Geschichte der Jahre 1918-1933* (Frankfurt am Main 1962).
- Halperin, S. William: 'The Origins of the Franco-Prussian War Re-Visited; Bismarck and the Hohenzollern Candidature for the Spanish Crown'; *Journal of Modern History*, XLV, No. 1 (1973).
- Hamann, Richard und Jost Hermand: *Impressionismus* (2 Bde., Berlin 1966).
- : *Naturalismus* (2. Ausg., Berlin 1968).
- : *Gründerzeit* (München 1971).
- Hamerow, Theodore, S.: *The Social Foundations of German Unification, 1858-1871: Struggles and Accomplishments* (Princeton 1972).
- Hamann, Otto: *Bilder aus der letzten Kaiserzeit* (Berlin 1922).
- Hantsch, Hugo: *Leopold Graf Berchtold: Grandseigneur und Staatsmann* (2 Bde., Graz und Wien 1963).
- Hart, Heinrich: 'Fürst Bismarck und sein Verhältnis zur deutschen Literatur'; *Gesammelte Werke*, III (Berlin 1907).
- Hartshorne, Edward Yarnell, jun.: *The German Universities and National Socialism* (Cambridge, Mass. 1937).
- Hartung, Fritz: *Deutsche Verfassungsgeschichte* (2. rev. Ausg., Leipzig und Berlin 1922).
- : 'Verantwortliche Regierung, Kabinette und Nebenregierungen im konstitutionellen Preussen 1848-1918'; *Forschungen zur brandenburgischen und preussischen Geschichte*, XLIV (1932).
- : 'Bismarck und Arnim'; *Historische Zeitschrift*, 171 (1951).
- Hatch, William M.: 'Württemberg and the November 1918 Revolution' (Dissertation, Stanford Univ. 1973).
- Hatzfeldt, Paul Graf von: *Nachgelassene Papiere 1838-1901*; Hrsg. Gerhard Ebel und Michael Behnen (2 Bde., Boppard 1976).
- Hauptmann, Gerhart: *Gesammelte Werke in sechs Bänden* (Berlin o. J.).
- Hausen, Horst: *Das Präsidialkabinett. Eine staatsrechtliche Betrachtung der Kabinette von Brüning bis Hitler* (Erlangen 1933).

- Hauser, Arnold: *Sozialgeschichte der Kunst und Literatur* (München 1969).
- Hauser, Oswald: ‚Der Plan einer Deutsch-Österreichischen Zollunion von 1931 und die europäische Föderation‘; *Historische Zeitschrift*, 179 (1955), S. 45-92.
- Hayes, Carleton J.: *A Generation of Materialism, 1871-1900* (New York 1944).
- Heberle, Rudolf: *From Democracy to Nazism: A Regional Case Study on Political Parties in Germany* (Baton Rouge, La. 1945).
- Heiber, Helmut: *Joseph Goehhels* (Berlin 1962).
- : *Die Republik von Weimar* (München 1966).
- : *Adolf Hitler* (Berlin 1960).
- Heidegger, Martin: *Die Selbstbehauptung der deutschen Universität* (Breslau 1933).
- Heiden, Konrad: *Der Fuehrer. Hitlers Rise to Power* (Boston 1944).
- Heine, Heinrich: *Werke*; Hrsg. Martin Greiner (2 Bde., Köln und Berlin o. J.).
- Helbich, Wolfgang J.: ‚Between Stresemann and Hitler: The Foreign Policy of the Brüning Government‘; *World Politics*, XII (1959).
- : *Die Reparationen in der Ära Brüning* (Berlin 1962).
- Helfferich, Karl: *Der Weltkrieg* (3 Bde., Berlin 1919).
- Hellwig, Fritz: *Carl Freiherr von Stumm-Halberg* (Heidelberg 1936).
- Helmreich, J. E.: ‚Belgium and the Decision to Occupy the Ruhr: Diplomacy from a Middle Position‘; *Revue belge de philologie et d'histoire*, LI (1973).
- Hertzman, Lewis: *DNVP. Right-Wing Opposition in the Weimar Republic, 1918-1924* (Lincoln, Nebr. 1963).
- Herwegh, Georg: *Morgenruf: Ausgewählte Gedichte* (Leipzig 1969).
- Herwig, Holger H.: ‚The First German Congress of Workers and Soldiers Councils and the Problem of Military Reforms‘; *Central European History*, I, No. 2 (Juni 1968).
- Herzfeld, Hans: *Die deutsche Rüstungspolitik vor dem Weltkriege* (Bonn und Leipzig 1923).
- : *Deutschland und das verschlagene Frankreich* (Berlin 1924).
- : *Johannes von Miquel* (2 Bde., Detmold 1938).
- Ausgewählte Aufsätze* (Berlin 1962).
- Heuss, Alfred: *Theodor Mommsen und das 19. Jahrhundert* (Kiel 1956/
- Heuss, Theodor: *Friedrich Naumann, der Mann, das Werk, die Zeit* (Stuttgart und Berlin 1937).
- : *Vorspiele des Lebens: Jugenderinnerungen* (Tübingen 1953).
- Hier schreibt Berlin: Ein Dokument der 20er Jahre*; Hrsg. Herbert Günther (München 1963).
- Higgins, Trumbull: *Hitler and Russia* (New York 1966).
- Winston Churchill and the Dardanelles* (New York 1963).
- Higham, John mit Leonard Krieger und Felix Gilbert: *History* (Englewood, N. J. 1965).
- Hildebrand, Klaus: *Deutsche Aussenpolitik, 1933-1945. Kalkül oder Dogma?* (Stuttgart 1971).
- Hiller von Gärtringen, F. Freiherr: *Fürst Bülow's Denkwürdigkeiten: Untersuchungen zu ihrer Entstehungsgeschichte und ihrer Kritik* (Tübingen 1956).

- Hillgruber, Andreas: *Hitlers Strategie 1940-1941* (Frankfurt am Main 1965).
Kontinuität und Diskontinuität in der deutschen Aussenpolitik von Bismarck bis Hitler (Düsseldorf 1969).
- Himmler, Heinrich. *Heinrich Himmler: Geheimreden 1933 bis 1945*; Hrsg. Bradley F. Smith und Agnes F. Peterson (Frankfurt am Main 1974).
- Hinsley, F. H.: *Hitler's Strategy* (Cambridge 1951).
- Hintze, Otto: ‚Das monarchische Prinzip‘; *Preussische Jahrbücher* (1911).
- Hirsch, Felix. *Gustav Stresemann, Patriot und Europäer* (Göttingen 1964).
- Hitler, Adolf: *Hitlers Zweites Buch: Ein Dokument aus dem Jahr 1928*; eingeleitet und kommentiert von Gerhard L. Weinberg (Stuttgart 1961).
- : *Mein Kampf* (116.-118. Aufl., München 1934).
 - : *Reden und Proklamationen 1932-45*; Hrsg. Max Domarus (2 Bde., Neustadt a.d. Aisch 1962-63).
 - : *Es spricht der Führer. Sieben exemplarische Hitler-Reden*; Hrsg. Hildegard von Kotze und Helmut Krausnick (Gütersloh 1966).
- Hitler Directs His War*; Hrsg. Felix Gilbert (New York 1950).
- Hitler's Secret Conversations*; mit einer Einführung von H. R. Trevor-Roper (New York 1953).
- Hitlers Tischgespräche im Führerhauptquartier 1941-42*; gesammelt von Henry Picker; Hrsg. Percy Schramm (Stuttgart 1963).
- Hitlers Weisungen für die Kriegsführung 1939-1945'. Dokumente des Oberkommandos der Wehrmacht*; Hrsg. Walter Hubatsch (Frankfurt a. M. 1962).
- Höfele, Karl Heinrich: *Geist und Gesellschaft der Bismarckzeit* (Göttingen 1967).
- Höhne, Heinz: *Der Orden unter dem Totenkopf* (Gütersloh 1967).
- Höss, Rudolf: *Kommandant in Auschwitz* (Stuttgart 1958).
- Hofer, Walther und Christoph Graf: ‚Neue Quellen zum Reichstagsbrand‘; *Geschichte in Wissenschaft und Unterricht*, 27, Heft 2 (1976).
- Hoffmann, Peter: *Widerstand, Staatsstreich, Attentat: Der Kampf der Opposition gegen Hitler* (München 1969/
- Hofstädter, Richard und Walter P. Metzger: *The Development of Academic Freedom in the United States* (New York 1955).
- Hohenlohe-Schillingsfürst, Chlodwig, Fürst zu: *Memoirs* (2 Bde., London 1906).
- : *Denkwürdigkeiten der Reichskanzlerzeit*; Hrsg. K. A. von Müller (Stuttgart 1931).
- Hohoff, Kurt und Albert Soergel: *Dichtung und Dichter der Zeit: Vom Naturalismus bis zur Gegenwart* (2 Bde., rev. Ausg., Düsseldorf 1961).
- Holborn, Hajo: ‚Bismarck und Werthern‘; *Archiv für Politik und Geschichte*, V (1925-26).
- Hollyday, Frederick B.: *Bismarck's Rival: A Political Biography of Albrecht von Stosch* (Durham, N. C. 1960).
- : ‚»Love Your Enemies! Otherwise Bite Them!« Bismarck, Herbert, and the Morier Affair, 1888-1889‘; *Central European History* (März 1968).
- Holstein, Friedrich von. *Die geheimen Papiere Friedrich von Holsteins*; Hrsg. W. Frauendienst (4 Bde., Göttingen 1957-63).
- Holt, John B.: *German Agricultural Policy, 1918-34* (Chapel Hill, N. C. 1936).

- Horn, Daniel: *The German Naval Mutinies of World War I* (New Brunswick 1969).
 ,The Hitler Youth and Educational Decline in the Third Reich'; *History of Education Quarterly* (Winter 1976).
- (Hrsg.): *War, Mutiny, and Revolution in the German Navy: The World War I Diary of Seaman Richard Stumpf* (New Brunswick 1967).
- Hossbach, Friedrich: *Zwischen Wehrmacht und Hitler 1934-38* (rev. Ausg., Göttingen 1965).
- Howard, Michael: *The Franco-Prussian War: The German Invasion of France, 1870-71* (New York 1961).
- Hubatsch, Walther: *Die Ära Tirpitz: Studien zur deutschen Marinepolitik 1890-1918* (Göttingen 1955).
- *Der Admiralstab und die obersten Marinebehörden in Deutschland 1848-1943* (Frankfurt am Main 1958).
- Huber, E. R.: *Heer und Staat in der deutschen Geschichte* (Hamburg 1938).
- : *Verfassungsrecht des Grossdeutschen Reiches* (2. Ausg., Berlin 1939)
- : 'Die Bismarcksche Reichsverfassung im Zusammenhang der deutschen Verfassungsgeschichte'; in: *Reichsgründung 1870/7F. Tatsachen, Kontroversen, Interpretationen*; Hrsg. Deuerlein und Schieder (Stuttgart 1970).
- Huges, H. Stuart: *Oswald Spengler: A Critical Estimate* (New York 1952).
- : *Consciousness and Society: The Reorientation of European Social Thought, 1890-1930* (New York 1958).
- Hull, David Stewart: *Film in the Third Reich: Art and Propaganda in Nazi Germany* (New York 1973).
- Humboldt, Wilhelm von: *Wilhelm und Caroline von Humboldt in ihren Briefen*; Hrsg. Anna von Sydow (7 Bde., Berlin 1906-16).
- : *Werke in fünf Bänden* (Darmstadt 1964 ff.).
- Hunt, Richard N.: *German Social Democracy, 1918-1933* (New Haven 1964).
- Hutten-Czapski, Bogdan Graf: *Sechzig Jahre Politik und Gesellschaft* (2 Bde., Berlin 1935-36).
- International Military Tribunal: *Trial of the Major War Criminals before the International Military Tribunal* (Nürnberg 1947-49).
- Irving, David: *Der Untergang Dresdens*, übers. aus dem Englischen (Gütersloh 1964).
- : *Hitler's War* (New York 1977).
- Jacobsen, Hans-Adolf: *Dokumente zur Vorgeschichte des Westfeldzugs 1939-40* (Göttingen 1956).
- : *Fall Gelb: Der Kampf um den deutschen Operationsplan zur Westoffensive 1940* (Wiesbaden 1957).
- : *Dünkirchen. Ein Beitrag zur Geschichte des Westfeldzugs 1940* (Neckargemünd 1958).
- : *Der Zweite Weltkrieg: Grundzüge der Politik und Strategie in Dokumenten* (Frankfurt am Main 1965).
- und Werner Jochmann (Hrsg.): *Zur Geschichte des Nationalsozialismus: Ausgewählte Dokumente* (Bielefeld 1961).

- Jacobson, Jon: *Locarno Diplomacy: Germany and the West, 1925-1929* (Princeton 1972).
- Jäckel, Eberhard: *Hitler's Weltanschauung. Entwurf einer Herrschaft* (Tübingen 1969).
- Jäckh, Ernst: *Kiderlen-Wachter: Der Staatsmann und der Mensch* (2 Bde., Berlin und Leipzig 1925).
- Jähns, Max: *Feldmarschall Moltke* (Neuausg., Berlin 1894).
- Janssen, Karl-Heinz: *Macht und Verblendung: Kriegszielpolitik der deutschen Bundesstaaten 1914-1918* (Göttingen 1963).
- : *Der Kanzler und der General: Die Führungskrise um Bethmann Hollweg und Falkenhayn 1914-1916* (Göttingen 1967).
- Jarusch, Konrad H.: *The Enigmatic Chancellor: Bethmann Hollweg and the Hybris of Imperial Germany* (New Haven 1973).
- Jerussalinski, A. S.: *Die Aussenpolitik und die Diplomatie des deutschen Imperialismus* (2. Ausg., Berlin 1954).
- Joli, James: *Three Intellectuals in Politics* (Neuausg., New York 1965).
- Jones, Thomas: *A Diary with Letters* (Oxford 1954).
- Jordan, W. M.: *Great Britain, France, and the German Problem, 1918-1939* (London 1943).
- Jünger, Ernst: *Der Kampf als inneres Erlebnis* (Berlin 1922; Neuausg., Berlin 1925).
- : *Der Arbeiter* (1932); in: *Werke*, VI (Stuttgart 1964).
- : *Strahlungen* (2 Bde., München 1964).
- Kaeber, Erich: *Berlin 1848* (Berlin 1948).
- Kaiser, Georg: *Von Morgens bis Mitternachts* (Potsdam 1927).
- Kaminski, Kurt: *Verfassung und Verfassungskonflikt in Preussen 1862-66* (Königsberg und Berlin 1938).
- Kardorff-Wabnitz, Wilhelm von: *Gegen den Strom!* (Berlin 1875).
- Kater, Michael H.: ‚Zur Soziographie der frühen NSDAP‘; *Vierteljahrshefte für Zeitgeschichte*, XIX (1971).
- : ‚Der NS-Studentenbund von 1926 bis 1928‘; *Vierteljahrshefte für Zeitgeschichte*, XXII (1974).
- Kehr, Eckart: *Schlachtflottenbau und Parteipolitik 1894-1901* (Berlin 1930).
- : *Der Primat der Innenpolitik: Gesammelte Aufsätze zur preussisch-deutschen Sozialgeschichte im 19. und 20. Jahrhundert*; Hrsg. Hans-Ulrich Wehler (Berlin 1965).
- Keim, Jeanette: *Forty Years of German-American Political Relations* (Philadelphia 1919).
- Kennedy, Paul M.: ‚German Colonial Expansion: Has the «Manipulated Social Imperialism» been Antedated?‘; *Past and Present*, 54 (1972).
- : *The Samoan Tangle: A Study in Anglo-German-American Relations, 1878-1900* (New York 1974).
- Kennedy, Robert M.: *The German Campaign in Poland* (Washington 1956).
- Kent, George O.: *Arnim and Bismarck* (Oxford 1968).
- Kerr, Alfred: *Die Welt im Drama*; Hrsg. Gerhard-F. Hering (2. Ausg., Köln und Berlin 1964).

- Kersten, Felix: *Totenkopf und Treue. Heinrich Himmler ohne Uniform. Aus den Tagebuchblättern des finnischen Medizinalrats* (Hamburg 1955).
- Kessel, Eberhard: ‚Seeckts politisches Programm von 1923‘; in: Konrad Repgen und Stephen Skaiweit (Hrsg.): *Spiegel der Geschichte: Festgabe für Max Braubach* (Münster 1964).
- Kessler, Graf Harry: *Walther Rathenau: Sein Leben und sein Werk* (Berlin 1928).
-: *Tagebücher 1918-1937* (Frankfurt am Main 1961).
- Kesten, Hermann: ‚Brutstätte allen Unheils‘; *Die Zeit*, 15. Sept. 1961.
- Ketteler, Bischof: *Die Arbeiterfrage und das Christentum* (1864).
- Keudell, R. von: *Fürst und Fürstin Bismarck* (Leipzig 1901).
- Kiaulehn, Walther: *Berlin: Schicksal einer Weltstadt* (München und Berlin 1958).
- Killy, Walther: ‚Leichenrede auf eine Fakultät‘; *Die Zeit* (Hamburg), 28. Juni 1976.
- Kimmich, Christoph: *Germany and the League of Nations* (Chicago 1976).
- Kirkpatrick, Clifford: *Nazi Germany: Its Women and Family Life* (Indianapolis 1938).
- Kirkpatrick, Ivone: *Mussolini: A Study in Power* (New York 1964).
- Kitchen, Martin: *The German Officer Corps, 1890-1914* (Oxford 1968).
-: ‚Military and the Development of Fascist Ideology: The Political Ideas of Colonel Max Bauer, 1916-1918‘; *Central European History*, VII, No. 3 (Sept. 1975)
- Klass, Gert von: *Stinnes* (Tübingen 1958).
- Klee, Paul: *Paul Klee in Selbstzeugnissen und Bilddokumenten*; Hrsg. Carola Giedion-Welcker (Reinbeck bei Hamburg 1961).
- Klein, F. (Hrsg.): *Politik im Krieg 1914-1918* (Berlin 1964).
- Klein-Wuttig, Anneliese: *Politik und Kriegführung in den deutschen Einigungskriegen* (Berlin 1934).
- Klemperer, Klemens von: *Germany 's New Conservatism: Its History and Dilemma in the Twentieth Century* (Princeton 1957).
- Klimert, A. and H. P. Bleuel: *Deutsche Studenten auf dem Weg ins Dritte Reich* (Gütersloh 1967).
- Kloster, W.: *Der deutsche Generalstab und der Präventivkriegsgedanke* (Stuttgart 1932).
- Knesebeck, G. von dem: *Die Wahrheit über den Propagandafeldzug und Deutschlands Zusammenbruch* (München 1927).
- Kocka, Jürgen: ‚The First World War and the Mittelstand: German Artisans and White Collar Workers‘; *Journal of Contemporary History*, VIII, No. 1 (Jan. 1973).
- Koehl, Robert L.: *RKFDV: German Resettlement and Population Policy, 1939-45* (Cambridge, Mass. 1957).
- Köhler, Henning: *Autonomiebewegung oder Separatismus: Die Politik der Kölnischen Volkszeitung, 1918-19* (Berlin 1974).
- Kogon, Eugen: *Der SS-Staat. Das System der deutschen Konzentrationslager* (München 1974).
- Kohn-Bramstedt, Ernst: *Aristocracy and the Middle Classes in Germany: Social Types in German Literature, 1830-1900* (London 1937).

- Kolb, Eberhard: ‚Bismarck und das Aufkommen der Annexionsforderung 1870, *Historische Zeitschrift*, 290 (Okt. 1969).
- . *Der Kriegsausbruch 1870: Politische Entscheidungsprozesse und Verantwortlichkeiten in der Julikrise 1870* (Göttingen 1970).
- Kollman, Eric C.: ‚Walther Rathenau and German Foreign Policy: Thoughts and Actions‘; *Journal of Modern History*, XXIV (1952).
- Koplin, Raimund: *Carl von Ossietzky als politischer Publizist* (Berlin 1964).
- Kordt, Erich: *Nicht aus den Akten* (Stuttgart 1950).
- Kortner, Fritz: *Aller Tage Abend* (München 1959).
- Kracauer, Siegfried: *From Caligari to Hitler: A Psychological History of the German Film* (Princeton 1947).
- Kraus, Karl: *Die letzten Tage der Menschheit* (Zürich 1945).
- Krausnick, Helmut: *Holsteins Geheimpolitik in der Aera Bismarck* (2. Ausg., Hamburg 1942).
- . ‚Holsteins grosses Spiel im Frühjahr 1887‘; in: *Geschichte und Gegenwartsbewusstsein: Festschrift für Hans Rothfels*; Hrsg. W. Besson und F. Freiherr Hiller von Gärtringen (Göttingen 1963).
- Kreutzberger, Wolfgang: *Studenten und Politik 1918-33: Der Fall Freiburg im Breisgau* (Göttingen 1972).
- Kriegstagebuch des Oberkommandos der Wehrmacht 1940-1945, I: 1940-1941*; Hrsg. Hans-Adolf Jacobsen (Frankfurt am Main 1965).
- Kriegstagebuch des OKW: IV: 1944-1945*; Hrsg. Percy Ernst Schramm (Frankfurt am Main 1961).
- Krockow, Christian Graf von: *Die Entscheidung: Eine Untersuchung über Ernst Jünger, Carl Schmitt, Martin Heidegger* (Stuttgart 1958).
- Krosigk, Lutz Graf Schwerin von: *Es geschah in Deutschland: Menschenbilder unseres Jahrhunderts* (Tübingen 1951).
- Kruck, Alfred: *Geschichte des Alldeutschen Verbandes 1890/1939* (Wiesbaden 1954).
- Krüger, Peter: *Deutschland und die Reparationen 1918/1919. Die Genesis des Reparationsproblems in Deutschland zwischen Waffenstillstand und Versailler Friedensschluss* (Stuttgart 1973).
- Kuczynski, Jürgen: *Der Ausbruch des Ersten Weltkrieges und die deutsche Sozialdemokratie* (Berlin 1957).
- Kühlmann, Richard von: *Erinnerungen* (Heidelberg 1948).
- Kuhn, August: *Zeit zum Aufstehen: Eine Familienchronik* (Frankfurt am Main 1975).
- Laband, Paul: *Das Staatsrecht des Deutschen Reiches* (3. rev. Ausg., 2 Bde., Freiburg im Breisgau und Leipzig 1895).
- Lambi, Ivon N.: *Free Trade and Protection in Germany, 1868-1879* (Wiesbaden 1963).
- Lancken-Wackenitz, Oskar von der: *Meine dreissig Dienstjahre 1888-1918* (Berlin 1931).
- Lane, Barbara Miller: *Architecture and Politics in Germany, 1918-1945* (Cambridge 1968).
- Langbehn, Julius: *Rembrandt als Erzieher; von einem Deutschen* (32. Aufl., Leipzig 1891).

- Lange, Annemarie: *Das Wilhelminische Berlin* (Berlin 1967).
Berlin zur Zeit Bebels und Bismarcks (Berlin 1972).
- Lange, Helena: *Lebenserinnerungen* (Berlin 1922).
- Lange, Victor: ‚Ausdruck und Erkenntnis: Zur politischen Problematik der deutschen Literatur seit dem Expressionismus‘; *Die neue Rundschau* (1963).
- Langer, William L.: *The Franco-Russian Alliance, 1890-1894* (Cambridge, Mass. 1929).
 - : *European Alliances and Alignments* (rev. Ausg., New York 1950).
 - : *The Diplomacy of Imperialism* (rev. Ausg., New York 1951).
 - und S. Everett Gleason: *The Undeclared War, 1940-41* (New York 1953).
- Laqueur, Walter: *Die deutsche Jugendbewegung. Eine historische Studie*, übers. aus dem Englischen (Köln 1962).
 - : *Weimar: A Cultural History* (New York 1975).
- Laubach, Ernst: *Die Politik der Kabinette Wirth 1921/22* (Lübeck 1968).
- Leach, Barry A.: *German Strategy against Russia, 1939-41* (Oxford 1973).
- Leber, Annedore (Hrsg.): *Das Gewissen steht auf* (Berlin 1954).
- Leber, Julius: *Ein Mann geht seinen Weg: Schriften, Reden und Briefe von Julius Leber, herausgegeben von seinen Freunden* (Berlin-Schöneberg 1952).
- Lebovics, Hermann: *Social Conservatism and the Middle Classes in Germany, 1914-1933* (Princeton 1969).
- Lehmann, Fritz: *1933-1945: Beobachtungen und Bekenntnisse* (Hamburg 1946).
- Lehmann, Hartmut: ‚Bodelschwingh und Bismarck: Christlich-Konservative Sozialpolitik im Kaiserreich‘; *Historische Zeitschrift*, 208 (1969).
- Lehmann, K.: ‚Die Vorgeschichte der Krügerdepesche‘; *Archiv für Politik und Geschichte*, V (1925).
- Leipart, Theodor: *Carl Legien, Ein Gedenkbuch* (Berlin 1929).
 - : *Zehn Jahre deutscher Geschichte, 1918-1928* (Berlin 1928).
- Leiser, Erwin: *Deutschland erwache! Propaganda im Film des Dritten Reiches* (Hamburg 1968).
- Jerchenfeld-Koefering, Hugo Graf: *Erinnerungen und Denkwürdigkeiten* (2. Ausg., Berlin 1935).
- Les Lettres secrètes échangées par Hitler et Mussolini*; Einleitung von André François-Poncet (Paris 1946).
- Lethen, Helmuth: *Die neue Sachlichkeit: Studien zur Literatur des ‚Weissen Sozialismus‘* (Stuttgart 1970).
- Liang, Hsi-Huey: *The Berlin Police Force in the Weimar Republic* (Berkeley 1970).
- Lichtheim, George: *Marxism: An Historical and Critical Study* (New York 1961).
- Liddell Hart, B. H.: *The Other Side of the Hill* (rev. Ausg., London 1951).
- Lidtke, Vernon L.: *The Outlawed Party: Social Democracy in Germany, 1878-1890* (Princeton 1966).
- Liebe, Werner: *Die Deutschnationale Volkspartei 1918-1924* (Düsseldorf 1956).
- Lipgens, Walter: ‚Bismarck, die öffentliche Meinung, und die Annexion von Elsass und Lothringen 1870‘; *Historische Zeitschrift*, 199 (1964).
- Löwenthal, F.: *Der preussische Verfassungsstreit 1862-66* (Altenburg 1914).

- Löwith, Karl: ‚Max Weber und Carl Schmitt‘; *Frankfurter Allgemeine Zeitung*, 27. Juni 1964.
- Löwy, Günther: *Die katholische Kirche und das Dritte Reich* (München 1965).
- Loftus, Lord Augustus: *Diplomatie Reminiscences* (2. Ser., 2 Bde., London 1894).
- Lohmeyer, H.: *Die Politik des zweiten Reiches* (Berlin 1939).
- Lord, Robert H.: *The Origins of the War of 1870* (Cambridge 1924).
- Lorey, Hermann: *Der Krieg zur See 1914-1918: Der Krieg in den türkischen Gewässern* (2 Bde., Berlin 1928-38).
- Lougee, Robert W.: *Paul de Lagarde, 1827-1891: A Study of Radical Conservatives in Germany* (Cambridge, Mass. 1962).
- Ludendorff, Erich: *Meine Kriegserinnerungen* (Berlin 1920).
- : *Urkunden der Obersten Heeresleitung* (2. Ausg., Berlin 1921).
- : *Mein militärischer Werdegang* (München 1933).
- Lukàcs, Georg: *Deutsche Literatur im Zeitalter des Imperialismus* (Berlin 1946).
- : *Skizze einer Geschichte der neuen deutschen Literatur* (Berlin 1953).
- : *Probleme des Realismus* (Berlin 1955).
- Luther, Hans: *Politiker ohne Partei: Erinnerungen* (Stuttgart 1960).
- Lutz, R. H. (Hrsg.): *The Fall of the German Empire* (2 Bde., Stanford 1932).
- Macartney, C. A.: *October Fifteenth: A History of Modern Hungary* (2 Bde., Edinburgh 1956).
- McSherry, James E.: *Stalin, Hitler and Europe, 1933-39: The Origins of World War II* (Cleveland und Toronto 1968).
- Maier, Charles J.: *Recasting Bourgeois Europe: Stabilization in France, Germany and Italy in the Decade after World War I* (Princeton 1975).
- Makers of Modern Strategy: Military Thought from Machiavelli to Hitler*; Hrsg. Edward Mead Earle in Zusammenarbeit mit Gordon A. Craig und Felix Gilbert (Princeton 1943).
- Mann, Heinrich: *Essays* (Berlin 1960).
- Mann, Klaus: *Heute und Morgen* (Hamburg 1927).
- : *Prüfungen, Schriften zur Literatur*; Hrsg. Martin Gregor-Dellin, I (München 1968).
- Mann, Thomas: *Betrachtungen eines Unpolitischen* (1918; Neuausg., Frankfurt am Main 1956).
- : *Der Zauberberg* (Stockholm 1939).
- : *Die schönsten Erzählungen* (Stockholm 1938).
- : *Reden und Aufsätze* (2 Bde., Oldenburg 1965).
- Mansergh, Nicholas: *The Coming of the First World War: A Study in the European Balance* (London 1949).
- Manstein, Erich von: *Verlorene Siege* (Bonn 1955).
- Marks, Sally: ‚Reparations Re-Considered: A Rejoinder‘; *Central European History*, N, No. 4 (Dez. 1972),
- Marx, Wilhelm: *Der Nachlass des Reichskanzlers Wilhelm Marx*; Hrsg. Hugo Stehkämper (4 Bde., Köln 1968).
- Mason, Timothy W.: *Arbeiterklasse und Volksgemeinschaft, Dokumente und Materialien zur deutschen Arbeiterpolitik 1936-1939* (Opladen 1975).

- ,Women in Germany, 1925-1940: Family, Welfare and Work'; *History Workshop*,
Ausg. 1 (Frühjahr 1976).
- Massing, Paul W.: *Rehearsal for Destruction: A Study of Political Anti-Semitism in
Imperial Germany* (New York 1949).
- Matthias, Eric: ‚Der Untergang der alten Sozialdemokratie‘; *Vierteljahrshefte für Zeit-
geschichte*, IV, Hefte 2, 3 (1956).
- Maxwell-Hamilton, James: *Motive for a Mission* (London 1971).
- MayArthurJ.: *The Passing of the Habsburg Monarchy* (2 Bde., New York 1966).
- Mayer, Arno J.: *Politics and Diplomacy of Peacemaking. Containment and
Counterrevolution at Versailles, 1918-1919* (New York 1968).
- Meyer, Michael: ‚The Nazi Musicologist as Myth Maker in the Third Reich‘;
Journal of Contemporary History, X, No. 4 (Okt. 1975).
- Medlicott, W. N.: *The Congress of Berlin and After* (London 1938).
- : *Bismarck and Modern Germany* (London 1965).
- Mehring, Franz: *Briefe an Freunde* (Zürich 1950).
- .*Aufsätze zur deutschen Literaturgeschichte*: Hrsg. Hans Koch (2. Ausg.,
Leipzig 1961).
- : *Gesammelte Schriften*; Hrsg. Thomas Höhle, Hans Koch und Josef Schleifstein
(15 Bde., Berlin 1960-67).
- Herr Hofprediger Stoecker, der Sozialpolitiker. Eine Streitschrift* (Bremen 1882).
- Meier-Welcker, Hans: *Seeckt* (Frankfurt am Main 1967).
- Meinecke, Friedrich: *Erlebtes 1862-1901* (Leipzig 1941).
- : *Die deutsche Katastrophe: Betrachtungen und Erinnerungen* (3. Ausg.,
Wiesbaden 1947).
- : *Straf bürg, Freiburg, Berlin 1901-1919'. Erinnerungen* (Stuttgart 1949).
- : *Ausgewählter Briefwechsel*; Hrsg. Ludwig Dehio und Peter Classen
(Stuttgart 1962).
- Die Idee der Staatsraison* (3. Ausg., München 1963).
- Meisner, H. O.: ‚Militärkabinett, Kriegsminister und Reichskanzler zur Zeit Wilhelms
I‘; *Forschungen zur brandenburgischen und preussischen Geschichte*, I (1935).
- : *Der Kriegsminister 1814-1914, ein Beitrag zur militärischen Verfassungs-
geschichte* (Berlin 1940).
- ‚Der Reichskanzler Caprivi‘; *Zeitschrift für die gesamte Staatswissenschaft*, 111
(1955).
- Meissner, Hans Otto und Harry Wilde: *Die Machtergreifung: Ein Bericht über die
Technik des nationalsozialistischen Staatsstreichs* (Stuttgart 1958).
- Meissner, Otto: *Staatssekretär unter Ebert – Hindenburg – Hitler: Der Schicksalsweg
des deutschen Volkes von 1918-1945, wie ich ihn erlebte* (Hamburg 1951).
- Meldungen aus dem Reich: Auswahl aus den geheimen Lageberichten des Sicherheits-
dienstes der SS 1931-1944*; Hrsg. Heinz Boberach (Neuwied und Berlin 1965).
- Mendelssohn, Peter de: *Zeitungsstadt Berlin: Menschen und Mächte in der Geschich-
te der deutschen Presse* (Berlin 1959).
- Mendelssohn-Bartholdy, Albrecht: *The War and German Society. The Testament of a
Liberal* (New Haven 1937).

- Meyer, Arnold Oskar: *Bismarck. Der Mensch und der Staatsmann* (Stuttgart 1949).
- Meyer, Henry Cord: *Mitteleuropa in German Thought and Action, 1815-1945* (Den Haag 1955).
- Michaelis, Georg: *Für Staat und Volk* (Berlin 1922).
- Middlemas, Keith and John Barnes: *Baldwin: A Biography* (London 1969).
- Miller, Max: *Eugen Bolz, Staatsmann und Erkennen* (Stuttgart 1951).
- Millman, Richard: *British Foreign Policy and the Coming of the Franco-Prussian War* (Oxford 1965).
- Milward, Alan S.: *The German Economy at War* (London 1965).
- Minder, Robert: *Kultur und Literatur in Deutschland und Frankreich* (Frankfurt am Main 1962).
- : *Dichter in der Gesellschaft. Erfahrungen mit deutscher und französischer Literatur* (Frankfurt am Main 1966).
 - : *„Hölderlin unter den Deutschen“ und andere Aufsätze* (Frankfurt am Main 1966).
- Mitchell, Allan: *Revolution in Bavaria, 1918-1919: The Eisner Regime and the Soviet Republic* (Princeton 1965).
- : *Bismarck and the French Nation, 1848-1890* (New York 1971).
- Mittig, Hans-Ernst: ‚Zu Joseph Ernst von Bändels Hermannsdenkmal im Teutoburger Wald‘; *Lippische Mitteilungen aus Geschichte und Landeskunde*, XXVII (1968).
- Mitnacht, Freiherr von: *Erinnerungen an Bismarck* (Leipzig 1904).
- : *Erinnerungen an Bismarck. Neue Folge* (Berlin 1905).
- Mitzman, Arthur: *The Iron Cage: An Historical Interpretation of Max Weber* (New York 1970).
- Moeller van den Bruck, Arthur: *Das Dritte Reich* (3. Ausg., Hamburg 1931).
- Mohler, Armin: *Die konservative Revolution in Deutschland 1918-1932: Grundriss ihrer Weltanschauungen* (Stuttgart 1950).
- Moltke, Feldmarschall Helmuth, Graf von: *Militärische Werke* (Berlin 1892-1912).
- ‚Die deutschen Aufmarschpläne‘; Hrsg. Ferdinand von Schmerfeld (Forschungen und Darstellungen aus dem Reichsarchiv, Heft 7, Berlin 1929).
- Moltke, Feldmarschall H. J. L. Graf: *Erinnerungen, Briefe, Dokumente* (Stuttgart 1922).
- Mommsen, Hans: *Beamtentum im Dritten Reich* (Stuttgart 1966).
- : ‚Der Reichstagsbrand und seine politischen Folgen‘; *Vierteljahrshefte für Zeitgeschichte*, XII, Heft 4 (1964).
- Mommsen, Wolfgang: *Deutsche Parteiprogramme* (München 1960).
- Mommsen, Wolfgang J.: ‚The Debate on German War Aims‘; *Journal of Contemporary History*, I, No. 3 (1966).
- : *Max Weber und die deutsche Politik 1890-1920* (Tübingen 1969).
 - : ‚Die deutsche «Weltpolitik» und der Erste Weltkrieg‘; *Neue politische Literatur*, XVI (1971).
 - : ‚Domestic Factors in German Foreign Policy before 1914‘; *Central European History*, VI, No. 1 (März 1973).
- Monts, A. Graf von: *Erinnerungen und Gedanken*; Hrsg. K. Nowak und F. Thimm (Berlin 1932).

- Moorehead, Alan: *Gallipoli* (New York 1956).
- Morgan, David W.: *The Socialist Left and the German Revolution: A History of the German Independent Social Democratic Party, 1917-1922* (Ithaca und New York 1975).
- Morgan, J. H.: *Assize of Arms: The Disarmament of Germany and her Rearmament, 1919-1939* (New York 1946).
- Morgan, R. F.: *The German Social Democrats and the First International, 1864-1872* (Cambridge 1965).
- Mork, Gordon R.: The Prussian Railway Scandal of 1873: Economics and Politics in the German Empire; *European Studies Review*, I (1971).
- Morsey, Rudolf: *Die deutsche Zentrumspartei 1917-1923* (Düsseldorf 1966).
- Morsey, R. und E. Matthias (Hrsg.): *Das Ende der Parteien 1933* (Düsseldorf 1960).
- Mosse, George L.: *The Crisis of German Ideology: Intellectual Origins of the Third Reich* (New York 1964).
- : *Germans and Jews* (New York 1970).
 - : *The Nationalization of the Masses: Political Symbolism and Mass Movements in Germany from the Napoleonic Wars through the Third Reich* (New York 1975).
 - : (Hrsg.): *Nazi Culture* (New York 1966).
- Moulton, Harold G.: *The Reparation Plan. An Interpretation of the Reports of the Expert Committees Appointed by the Reparations Commission* (Neuausg., Westport 1970).
- Müller, Georg Alexander von: *Regierte der Kaiser? Kriegstagebücher, Aufzeichnungen und Briefe des Chefs des Marine-Kabinetts Admiral Georg Alexander von Müller 1914-1918*; Hrsg. Walter Görnitz (Göttingen 1959).
- : *Der Kaiser ... Aufzeichnungen des Chefs des Marinekabinetts Admiral Georg Alexander von Müller über die Ära Wilhelms II.*; Hrsg. W. Görnitz (Göttingen 1965).
- Müller, Hans (Hrsg.): *Katholische Kirche und Nationalsozialismus: Dokumente* (München 1966).
- Müller, Klaus-Jürgen: ‚Reichswehr und Röh̄m-Affäre‘; *Militärgeschichtliche Mitteilungen*, XIX, Nr. 8 (25. Aug. 1934).
- Müller-Brandenburg, H.: *Von Schlieffen bis Ludendorff* (Leipzig 1925).
- Müller-Hillebrand, B.: *Das Heer 1935-45*, I (Darmstadt 1954).
- Muralt, Leonhard von: *Bismarcks Verantwortlichkeit* (Göttingen 1955).
- Muschg, Walter: *Die Zerstörung der deutschen Literatur* (3. Ausg., Bern und München o. J.).
- Muth, Heinrich: ‚Carl Schmitt in der deutschen Innenpolitik des Sommers 1932‘; *Historische Zeitschrift*, Beiheft I (1971).
- Myers, Bernard S.: *The German Expressionists: A Generation in Revolt* (Kurzausg., New York 1966).
- Nationalism and Internationalism: Essays Inscribed to Carleton J. H. Hayes*; Hrsg. Edward Mead Earle (New York 1950).
- Naujoks, Eberhard: ‚Bismarck und die Organisation der Regierungspresse‘; *Historische Zeitschrift*, 205 (1967).

- Naumann, Friedrich: *Demokratie und Kaisertum* (Berlin 1900).
- Netti, J. P.: *Rosa Luxemburg* (2 Bde., London 1966).
- Neumann, Franz: *Behemoth: The Structure and Practice of National Socialism* (2. Ausg., New York 1944).
- Neumann, Sigmund: *Die Parteien der Weimarer Republik* (Neuausg., Stuttgart 1965).
- Nichols, J. Alden: *Germany after Bismarck: The Caprivi Era, 1890-1894* (Cambridge 1958).
- Nicolsen, Harold: *Portrait of a Diplomatist* (New York 1930).
- : *Curzon: The Last Phase, 1919-1925* (Neuausg., New York 1939).
- Nietzsche, Friedrich: *Götzendämmerung* (Stuttgart 1964).
- : *Unzeitgemässe Betrachtungen* (Stuttgart 1964).
- Nipperdey, Thomas: ‚Nationalidee und Nationaldenkmal in Deutschland‘; *Historische Zeitschrift*, 206 (1968).
- Nitzsche, M.: *Die handelspolitische Reaktion in Deutschland* (Berlin 1905).
- Noakes, Jeremy: ‚Conflict and Development in the NSDAP, 1924-1927‘; *Journal of Contemporary History*, I, No. 4 (1966).
- Noske, Gustav: *Aufstieg und Niedergang der deutschen Sozialdemokratie. Erlebtes* (Zürich und Offenbach 1947).
- Nurenberger, R.: ‚Imperialismus, Sozialismus und Christentum bei Friedrich Naumann‘; *Historische Zeitschrift*, 170 (1950).
- Nuschke, Otto: «Wie die Demokratische Partei wurde»; *Zehn Jahre Deutscher Republik*; Hrsg. Anton Erkelenz (Berlin 1928).
- Österreich-Ungarns letzter Krieg 1914-1918*, bearbeitet im Österreichischen Bundesministerium für Heereswesen und Kriegsarchiv (Wien 1931).
- Olden, Rudolf: *Stresemann* (Berlin 1929).
- : *Geschichte der Freiheit in Deutschland* (Hannover 1948).
- Oncken, Hermann: *Rudolf von Bennigsen* (2 Bde., Stuttgart 1910).
- : *Die Rheinpolitik Kaiser Napoleons III von 1863 bis 1870 und der Ursprung des Krieges von 1870/71* (3 Bde., Stuttgart 1926).
- O’Neill, Robert J.: *The German Army and the Nazi Party 1933-39* (London 1966).
- Les Origines diplomatiques de la guerre de 1870/71*, Recueil de documents publié par le Ministre des affaires étrangères (29 Bde., Paris 1910-32).
- Orlow, Dietrich: *History of the Nazi Party, 1919-1933* (Pittsburgh 1969).
- Ostwald, Hans: *Sittengeschichte der Inflation: Ein Kulturdokument aus den Jahren des Marksturzes* (Berlin 1931).
- Papen, Franz von: *Der Wahrheit eine Gasse* (München 1952).
- Parker, R. A. C.: ‚The First Capitulation: France and the Rhineland Crisis of 1936‘; *World Politics* (1951).
- Pastenaci, Kurt: ‚Der jungdeutsche Orden und die deutsche Jugendbewegung‘; *Süddeutsche Monatshefte*, XXXV (1926).
- Paulsen, Friedrich: *Die deutschen Universitäten und das Universitätsstudium* (Berlin 1902).
- : *Aus meinem Leben. Jugenderinnerungen* (Jena 1909).

- Perett, Gregory: ‚French Naval Policy and Foreign Policy, 1930-39‘ (Dissertation, Stanford Univ. 1977).
- Perlman, Selig: *A Theory of the Lahor Movement* (New York 1928).
- Peterson, Edward N.: *The Limits of Hitler's Power* (Princeton 1969).
- Petrow, Richard: *The Bitter Years: The Invasion and Occupation of Denmark and Norway* (New York 1974).
- Petzina, Dieter: *Autarkiepolitik im Dritten Reich: Der nationalsozialistische Vierjahresplan* (Stuttgart 1968).
- Pflanze, Otto: *Bismarck and the Development of Germany: The Period of Unification, 1815-1871* (Princeton 1963).
- Phelps, Reginald H.: ‚Aus den Seeckt-Dokumenten: Die Verabschiedung Seeckts 1926‘; *Deutsche Rundschau* (Sept. 1952).
- Philippi, Hans: ‚Zur Geschichte des Weifenfonds‘; *Niedersächsische Jahrbücher für Landesgeschichte*, 31 (1959).
- Picker, Henry: *Hitlers Tischgespräche im Führerhauptquartier 1941-42*; Hrsg. Percy Ernst Schramm (Stuttgart 1963).
- Pöls, Werner: *Sozialistenfrage und Revolutionsfurcht in ihrem Zusammenhang mit den angeblichen Staatsstreichplänen Bismarcks* (Lübeck und Hamburg 1960).
- Pois, Robert A.: «The Bourgeois Democrats of Weimar Germany»; *Transactions of the American Philosophical Society*, Neue Reihe, 66, Teil 4 (1976).
- Post, Gaines, jun.: *The Civil-Military Fabric of Weimar Foreign Policy* (Princeton 1973).
- Pross, Harry: *Vor und nach Hitler* (Olten und Freiburg im Breisgau 1962).
- : *Jugend, Eros, Politik* (Bern und München 1964).
- (Hrsg.): *Die Zerstörung der deutschen Politik: Dokumente 1871-1933* (Frankfurt am Main 1959).
- Puhle, Hans-Jürgen: *Agrarische Interessenpolitik und Preussischer Konservatismus im Wilhelminischen Reich: Ein Beitrag zur Analyse des Nationalismus in Deutschland am Beispiel des Bundes der Landwirte und der Deutsch-Konservativen Partei* (Hannover 1966).
- Pulzer, Peter G. J.: *The Rise of Political Anti-Semitism in Germany and Austria* (New York 1964).
- Puttkammer, Ellinor von (Hrsg.): *Föderative Elemente im deutschen Staatsrecht seit 1848* (Göttingen 1955).
- Rabinbach, Anson G.: ‚The Aesthetics of Production in the Third Reich‘; *Journal of Contemporary History*, XI, No. 4 (Okt. 1976).
- Radbruch, Gustav: *Der innere Weg* (Stuttgart 1951).
- Radowitz, J. M. von: *Aufzeichnungen und Erinnerungen aus dem Leben des Botschafters J. M. von Radowitz*; Hrsg. Hajo Holborn (2 Bde., Stuttgart 1925).
- Rahn, Rudolf: *Ruheloses Leben* (Düsseldorf 1950).
- Raschdau, Ludwig: *Unter Bismarck und Caprivi, Erinnerungen eines deutschen Diplomaten aus den Jahren 1883-1894* (2. Ausg., Berlin 1939).
- : *Wie ich Diplomat wurde* (Berlin 1938).
- Rassow, Peter: ‚Schlieffen und Holstein‘; *Historische Zeitschrift*, 173 (1952).
- Rathenau, Walther: *Gesammelte Reden* (Berlin 1924).

- Rathmann, Lothar: *Berlin-Baghdad* (Berlin 1962).
- Rauschnig, Hermann: *Die Revolution des Nihilismus: Kulisse und Wirklichkeit im Dritten Reich* (New York 1939).
- : *Gespräche mit Hitler* (New York 1940).
- Regele, Oskar: *Feldmarschall Conrad, Auftrag und Erfüllung 1906-1918* (Wien und München 1955).
- Reichsarchiv: *Der Weltkrieg 1914-1918* (12 Bde., Berlin 1925-39).
- : *Kriegsrüstung und Kriegswirtschaft* (Berlin 1930).
- Rein, G. A.: *Die Revolution in der Politik Bismarcks* (Göttingen 1957).
- Reinhardt, Walther: *Aus dem Nachlass des Generals Walther Reinhardt*; Hrsg. Fritz Ernst (Stuttgart 1958).
- Reitlinger, Gerald, SS: *Alibi of a Nation, 1922-45* (New York 1957).
- : *The House Built on Sand, The Conflicts of German Policy on Russia, 1939-45* (New York 1960).
- Remak, Joachim: ‚1914 – The Third Balkan War: Origins Reconsidered‘; *Journal of Modern History*, XLIII (Sept. 1971).
- Renouvin, Pierre: *Histoire des relations internationales, V: Le XIX^e siècle I: De 1815 à 1871* (Paris 1954).
- Ribbentrop, Joachim von: *Zwischen London und Moskau. Erinnerungen und letzte Aufzeichnungen* (Leoni 1953).
- Rich, Norman: ‚Holstein and the Arnim Affair‘; *Journal of Modern History*, XXVIII (1956).
- : *Friedrich von Holstein: Politics and Diplomacy in the Era of Bismarck and William II* (2 Bde., Cambridge 1965).
- : *Hitler's War Aims: Ideology, the Nazi State, and the Course of Expansion* (2 Bde., New York 1973).
- Richter, Werner: *Bismarck* (Frankfurt am Main 1962).
- Riezler, Kurt: *Tagebücher, Aufsätze, Dokumente*; Hrsg. Karl Dietrich Erdmann (Göttingen 1972).
- Ringer, Fritz, K.: ‚Higher Education in Germany in the Nineteenth Century‘; *Journal of Contemporary History*, II (1967).
- : *The Decline of the German Mandarins: The German Academic Community, 1890-1933* (Cambridge, Mass. 1969).
- (Hrsg.): *The German Inflation of 1923* (New York 1969).
- Ritchie, J.M.: *G Ottfried Benn: The Unreconstructed Expressionist* (London 1972).
- Ritter, Gerhard: ‚Die Entstehung der Indemnitätsvorlage von 1866‘; *Historische Zeitschrift*, 114 (1915), S. 17-64.
- : *Staatskunst und Kriegshandwerk: Das Problem des ‚Militarismus‘ in Deutschland* (4 Bde., München 1954 ff.).
- : *Carl Goerdeler und die deutsche Widerstandsbewegung* (Stuttgart 1956).
- : *Der Schlieffenplan: Kritik eines Mythos* (München 1956).
- Ritter, Gerhard A.: *Die Arbeiterbewegung im Wilhelmischen Reich: Die Sozialdemokratische Partei und die Freien Gewerkschaften 1890-1900* (Berlin 1959).
- und Susan Miller (Hrsg.): *Die deutsche Revolution 1918-1919* (Frankfurt am Main 1968).
- und Jürgen Kocka (Hrsg.): *Deutsche Sozialgeschichte: Dokumente und Skizzen. Bild II: 1870-1914* (München 1974).

- Ritter, Gerhard A., Georg Kotowski und Werner Pols (Hrsg.): *Das Wilhelminische Deutschland: Stimmen der Zeitgenossen* (Frankfurt am Main und Hamburg 1965).
- Rochs, Hugo: *Schlieffen. Ein Lebens- und Charakterbild für das deutsche Volk* (5. Ausg., Berlin 1940).
- Röhl, John C. G.: ‚Admiral von Mueller and the Approach to War?‘; *Historical Journal*, XII (1966).
Germany without Bismarck: The Crisis of Government in the Second Reich, 1890-1900 (Berkeley 1967).
 ‚Staatsstreichplan oder Staatsstreichbereitschaft? Bismarcks Politik in der Entlassungskrise‘; *Historische Zeitschrift*, 203 (1966).
- Rogge, Helmuth: *Holstein und Hohenlohe* (Stuttgart 1957).
- Roggenbach, Franz von: *Im Ring der Gegner Bismarcks: Politische Briefe Franz von Roggenbachs 1865-96*; Hrsg. Julius Heyderhoff (2. Ausg., Leipzig 1943).
- Rohe, Franz: *German Art in the Twentieth Century* (London 1968).
- Rohe, Karl: *Das Reichsbanner Schwarz-Rot-Gold* (Düsseldorf 1966).
- Roloff, Gustav: ‚Bismarcks Friedensschlüsse mit den Süddeutschen 1866‘;
Historische Zeitschrift, 146 (1932), S. 1-70.
- Romoser, George K.: ‚The Politics of Uncertainty‘; *Social Research*, XXXI (1964).
- Roon, Albrecht Graf von: *Denkwürdigkeiten* (3. Ausg., 3 Bde., Berlin 1905).
- Rosenberg, Arthur: *Geschichte der Weimarer Republik*; Hrsg. Kurt Kersten (Frankfurt am Main 1961).
- Rosenberg, Hans: *Grosse Depression und Bismarckzeit: Wirtschaftsablauf, Gesellschaft und Politik in Mitteleuropa* (Berlin 1967).
- Roth, Günther: *The Social Democrats in Imperial Germany: A Study in Working Class Isolation and National Integration* (Totowa, N. J. 1963).
- Rothenburg, Gunther E.: *The Army of Francis Joseph* (West Lafayette, Ind. 1976).
- Rothfels, Hans: *Theodor Lohmann und die Kampffahre der staatlichen Sozialpolitik* (Berlin 1927).
- : *Bismarck und der Staat: Ausgewählte Dokumente* (2. Ausg., Stuttgart 1954).
- Rothfritz, Herbert: *Die Politik des preussischen Botschafters Grafen Robert von der Goltz in Paris 1863-69* (Berlin 1934).
- Rüdt von Collenberg, L.K.G.W.: *Die deutsche Armee von 1871 bis 1914* (Forschungen und Darstellungen aus dem Reichsarchiv, Heft 4, Berlin 1922).
- Rühle, Jürgen: *Literatur und Revolution: Schriftsteller und Kommunismus* (Köln und Berlin 1960).
- : *Theater und Revolution* (München 1963).
- Rumpf, Hans: *Das war der Bombenkrieg. Deutsche Städte im Feuerkrieg. Ein Dokumentarbericht* (Hamburg 1961).
- Rupieper, Hermann-Josef: ‚Politics and Economics: The Cuno Government and Reparations, 1922-1923‘ (Dissertation, Stanford Univ. 1974).
- Sachse, Arnold: *Althoff und sein Werk* (Berlin 1928).
- Sagave, Pierre-Paul: *1871: Berlin-Paris, Reichshauptstadt und Hauptstadt der Welt* (Frankfurt am Main 1971).

- Salandra, A.: *Italy and the Great War: From Neutrality to Intervention* (London 1932).
- Salewski, Michael: *Entwaffnung und Militärkontrolle in Deutschland 1919-1927* (München 1966).
- ‚Zur deutschen Sicherheitspolitik in der Spätzeit der Weimarer Republik‘; *Vierteljahrshäfte für Zeitgeschichte*, XXII (1974).
- Sammons, Jeffrey L.: *Heinrich Heine, the Elusive Poet* (New Haven 1969).
- Samuel, R. H. und R. Hinton Thomas: *Education and Society in Modern Germany* (London 1949).
- Sauer, Wolfgang: ‚Das Problem des deutschen Nationalstaates‘; in: *Moderne deutsche Sozialgeschichte*; Hrsg. Hans-Ulrich Wehler (Köln und Berlin 1966).
- Schacht, Hjalmar Greeley: *Das Ende der Reparationen* (Oldenburg 1931).
- : *76 Jahre meines Lebens* (Bad Wörishofen 1953).
- Schäfer, Wolfgang: *NSDAP, Entwicklung und Struktur der Staatspartei des Dritten Reiches* (Marburg 1957).
- Scharlau, W.: ‚Goerdeler und Beck waren Romantiker‘; *Die Zeit*, 14. Juni 1966.
- Scheele, Godfrey: *The Weimar Republik: Overture to the Third Reich* (London 1946).
- Scheidemann, Philipp: *Memoiren* (2 Bde., Dresden 1928).
- Schellenberg, W.: *The Labyrinth*; übers. aus dem Deutschen (New York 1956).
- Schenk, Erwin: *Der Fall Zabern* (Stuttgart 1927).
- Schieder, Theodor: *Das deutsche Kaiserreich von 1871 als Nationalstaat* (Köln 1961).
- : ‚Die Entstehungsgeschichte des Rapallo-Vertrages‘; *Historische Zeitschrift*, 204 (1967).
- Schieder, Wolfgang (Hrsg.): *Erster Weltkrieg. Ursachen, Entstehung und Kriegsziele* (Köln u. Berlin 1969).
- Schiffer, Eugen: *Die deutsche Justiz* (Berlin 1928).
- Schlieffen, Generalfeldmarschall Graf Alfred: *Briefe* (Göttingen 1958).
- Schlözer, Kurd von: *Petersburger Briefe*; Hrsg. Leopold von Schlözer (Stuttgart 1921).
- : *Letzte römische Briefe*; Hrsg. L. von Schlözer (Stuttgart 1924).
- Schmidt, Paul: *Statist auf diplomatischer Bühne 1923-45* (Bonn 1949).
- Schmidt-Bückeberg, R.: *Das Militärkabinett der preussischen Könige und deutschen Kaiser* (Berlin 1933).
- Schmitt, Bernadotte: *The Coming of the War 1914* (2 Bde., New York 1930).
- Schmitt, Carl: *Der Begriff des Politischen* (Hamburg 1932).
- Schoenbaum, David: *Hitler's Social Revolution, Class and Status in Nazi Germany, 1933-39* (New York 1967).
- Schorske, Carl W.: *German Social Democracy, 1903-1917* (Cambridge 1955).
- Schramm, Wilhelm Ritter von: *Beck und Goerdeler: Gemeinschaftsdokumente für den Frieden 1941-1944* (München 1966).
- Schroeder, Paul W.: ‚World War I as Galloping Gertie: A Reply to Joachim Remak‘; *Journal of Modern History*, XLIV, No. 3 (Sept. 1972).
- Schröter, Heinz: *Stalingrad* (Osnabrück 1952).
- Schubert, Günter: *Anfänge nationalsozialistischer Aussenpolitik* (Köln 1963).
- Schüddekopf, Otto-Ernst: *Das Heer und die Republik: Quellen zur Politik der Reichwehrrführung 1918 bis 1933* (Hannover und Frankfurt am Main 1955).

- Linke Leute von Rechts: Die nationalrevolutionären Minderheiten und die Weimarer Republik* (Stuttgart 1960).
- Schulthess *Geschichtskalender* (1870).
- Schumann, Hans-Gerd: *Nationalsozialismus und Gewerkschaftsbewegung* (Hannover 1958).
- Schüssler, Wilhelm: *Die Daily-Telegraph-Affaire: Fürst Bülow, Kaiser Wilhelm und die Krise des zweiten Reiches 1908* (Göttingen 1952).
- Schwabe, Klaus: ‚Die deutschen Professoren und die politischen Grundfragen des Ersten Weltkrieges‘ (Dissertation, Philosophische Fakultät, Albert Ludwigs Universität, Freiburg im Breisgau 1958).
- : ‚Zur politischen Haltung der deutschen Professoren im Ersten Weltkrieg‘; *Historische Zeitschrift*, 193 (1961).
- Schwarz, Hans-Peter: *Der konservative Anarchist: Politik und Zeitchronik Ernst Jüngers* (Freiburg im Breisgau 1962).
- Schweinitz, H. L. von: *Denkwürdigkeiten*; Hrsg. W. von Schweinitz (2 Bde., Berlin 1927).
- : *Briefwechsel*; Hrsg. W. von Schweinitz (Berlin 1928).
- Schwend, Karl: *Bayern zwischen Monarchie und Diktatur* (München 1954).
- Scott, William E.: *Alliance against Hitler: The Origins of the Franco-Soviet Pact* (Durham, N. C. 1962).
- Seabury, Paul: *The Wilhelmstrasse* (Berkeley 1954).
- Severing, Carl: *Mein Lebensweg* (2 Bde., Köln 1950).
- : ‚Zur innenpolitischen Lage in Deutschland im Herbst 1929‘; *Vierteljahrshefte für Zeitgeschichte*, VIII (1960).
- Shanahan, W. O.: ‚Friedrich Naumann: A German View of Power and Nationalism‘; *Nationalism and Internationalism: Essays Inscribed to Carlton J. H. Hayes*; Hrsg. Edward Mead Earle (New York 1950).
- Sheehan, James J.: *The Career of Lujo Brentano: A Study of Liberalism and Social Reform in Imperial Germany* (Chicago 1966).
- : ‚Leadership in the German Reichstag, 1871-1918‘; *American Historical Review*, LXXIV (1968).
- Shirer, William L.: *Berlin Diary: The Journal of a Foreign Correspondent, 1934-41* (New York 1941).
- Skidelsky, Robert: *Politicians and the Slump: the Labour Government of 1929-1931* (London 1967).
- Snowden, Philip: *An Autobiography* (2 Bde., London 1934).
- Snyder, Louis L.: ‚Bismarck and the Lasker Revolution, 1884‘; *Review of Politics*, XXIX, No. 1 (Jan. 1967).
- Soergel, Albert und Curt Hohoff: *Dichtung und Dichter der Zeit: Vom Naturalismus bis zur Gegenwart* (rev. Ausg., 2 Bde., Düsseldorf 1961).
- Sommer, Theo: *Deutschland und Japan zwischen den Mächten 1935-40* (Tübingen 1962).
- Sontag, Raymond J.: *Germany and England: The Background of Conflict, 1848-1894* (New York 1939).
- Sontheimer, Kurt: *Anti-Demokratisches Denken in der Weimarer Republik* (München 1962).
- : ‚Anti-Demokratisches Denken in der Weimarer Republik‘; in: Christian Gneuss (Hrsg.), *Der Weg in die Diktatur* (München 1962).

- Spahn, M.: *Die päpstliche Friedensvermittlung* (Berlin 1919).
- Spears, Sir Edward: *Assignment to Catastrophe* (2 Bde., London 1954).
- Speer, Albert: *Erinnerungen* (Frankfurt am Main 1969).
- : *Spandauer Tagebücher* (Frankfurt am Main 1975).
- Speier, Hans: *Social Order and the Risks of War: Papers in Political Sociology* (New York 1952).
- Spengler, Oswald: *Der Untergang des Abendlandes: Umriss einer Morphologie der Weltgeschichte* (33. Ausg., 2 Bde., München 1923).
- : *Preussenthum und Sozialismus* (Neuausg., München 1934).
- : *Briefe 1913-1936*, Hrsg. Anton M. Koktanek und Manfred Schröter (München 1963).
- Spethmann, Hans: *Zwölfjahre Ruhrbergbau 1914-1925* (4 Bde., Berlin 1930).
- Spenz, Jürgen: *Die diplomatische Vorgeschichte des Beitritts Deutschlands zum Völkerbund 1924-1926: Ein Beitrag zur Aussenpolitik der Weimarer Republik* (Göttingen 1966).
- Spidle, Jake Wilton, jun.: 'The German Colonial Service: Organization, Selection and Training' (Dissertation, Stanford Univ. 1972).
- Srbik, H. Ritter von: *Deutsche Einheit* (4 Bde., München 1935-42).
- Staff, Ilsa: *Justiz im Dritten Reich* (Frankfurt am Main 1964).
- Stambrook, F. G.: 'The German-Austrian Customs Union Project of 1931: A Study of German Methods and Motives'; *Journal of Central European Affairs*, XXI (1961).
- : '»Das Kind« – Lord d'Abernon and the Origins of the Locarno Pact'; *Central European History*, I (1968).
- Stampfer, Friedrich: *Die vierzehn Jahre der ersten deutschen Republik* (Karlsbad 1936).
- Stefel, Lawrence D.: *Bismarck, the Hohenzollern Candidacy, and the Origins of the Franco-Prussian War of 1870* (Cambridge, Mass. 1962).
- Stegmann, Dirk: *Die Erben Bismarcks. Parteien und Verbände in der Spätphase des Wilhelminischen Deutschlands. Sammlungspolitik 1897-1918* (Köln 1970).
- Stein, George: *The Waffen-SS* (Ithaca, N. Y. 1966).
- Steinberg, Jonathan: *Yesterday's Deterrent: Tirpitz and the Birth of the German Battle Fleet* (New York 1965).
- : 'The Copenhagen Complex'; *Journal of Contemporary History*, I, No. 3 (1966).
- : 'Germany and the Russo-Japanese War'; *American Historical Review*, 74, No. 7 (Dez. 1970).
- Steiner, Zara: *The Foreign Office and Foreign Policy, 1898-1914* (Cambridge 1969).
- Steinert, Marlis G.: *Hitlers Krieg und die Deutschen: Stimmung und Haltung der deutschen Bevölkerung im Zweiten Weltkrieg* (Düsseldorf und Wien 1970).
- Stern, Fritz: *Kulturpessimismus als politische Gefahr. Eine Analyse nationaler Ideologie in Deutschland*, übers, aus dem Englischen (Stuttgart 1963).
- : *Bethmann Hollweg und der Krieg. Die Grenzen der Verantwortung*, übers, aus dem Englischen (Tübingen 1968).
- : *Das Scheitern illiberaler Politik. Studien zur politischen Kultur Deutschlands im 19. und 20. Jahrhundert*, übers, aus dem Englischen (Frankfurt/M. 1974).

- Gold und Eisen. Bismarck und sein Bankier Bleichröder*, übers, aus dem Englischen (Frankfurt/M. 1978).
- Stern, J. P.: *Re-Interpretations. Seven Studies in Nineteenth Century German Literature* (London 1964).
- Stewart, J. M. G.: *The Struggle for Crete* (London 1967).
- Stieber, Dr.: *Denkwürdigkeiten des Geheimen Regierungsrathes Dr. Stieber*; Hrsg. L. Auerbach (Berlin 1884).
- Stolfi, Russel Henry: ‚Reality and Myth: French and German Preparations for War 1933-1940‘ (Dissertation, Stanford Univ. 1966).
- : ‚Equipment for Victory in France 1940‘; *History*, I, No. 183 (1970).
- Stolper, Gustav: *German Economy, 1870-1940* (New York 1940).
- Stone, Norman: *The Eastern Front, 1914-1917* (New York 1975).
- : ‚Moltke-Conrad: ‚Relations between the Austro-Hungarian and German General Staffs, 1909-1914‘; *The Historical Journal*, IX (1966).
- Stöpel, F.: *Die Handelskrisen in Deutschland* (Frankfurt a. M. 1875).
- Stosch, Ulrich von (Hrsg.). *Denkwürdigkeiten des Generals und Admirals Albrecht von Stosch* (Stuttgart 1904).
- Strandmann, H. Pogge von: ‚Grossindustrie und Rapallopolitik‘; *Historische Zeitschrift*, 222 (1976).
- Strasser, Otto: *Hitler und ich* (Buenos Aires 1940).
- Strauss, D. F.: *Der alte und der neue Glaube* (5. Ausg., Bonn 1873).
- Stresemann, Gustav: ‚Vermächtnis. Der Nachlass in 3 Bde.‘; Hrsg. H. Bernhard (Berlin 1932-33).
- Struve, Walter: *Elites against Democracy: Leadership Ideals in Bourgeois Political Thought in Germany, 1890-1933* (Princeton 1973).
- Studnitz, Hans-Georg von: *Ais Berlin brannte: Diarium der Jahre 1943-45* (2. Ausg., Stuttgart 1963).
- Stürmer, Michael: *Koalition und Opposition in der Weimarer Republik 1924-1928* (Düsseldorf 1967).
- : ‚Staatsstreichgedanken im Bismarckreich‘; *Historische Zeitschrift*, 209 (1969).
- : *Bismarck und die preussisch-deutsche Politik* (München 1970).
- Sturmthai, Adolf: *The Tragedy of European Labor, 1918-1939* (New York 1943).
- Sumner, B. H.: *Russia and the Balkans, 1870-80* (Oxford 1937).
- Sylvester, A. J.: *The Real Lloyd George* (London 1947).
- Taffs, Winifred: *Lord Odo Russell* (London 1938).
- Taylor, A. J. P.: *The Struggle for the Mastery of Europe, 1848-1918* (Oxford 1954).
- : *The Origins of the Second World War* (New York 1962).
- Taylor, Robert R.: *The Word in Stone: The Architecture of National Socialism* (Berkeley 1974).
- Taylor, Telford: *Sword and Swastika: Generals and Nazis in the Third Reich* (New York 1952).
- : *The March of Conquest: The German Victories in Western Europe, 1940* (New York 1958).
- : *The Breaking Wave: The Second World War in the Summer of 1940* (New York 1967).

- Templewood, Viscount: *Nine Troubled Years* (London 1954).
- Thimme, Anneliese: ‚Gustav Stresemann, Legende und Wirklichkeit‘; *Historische Zeitschrift*, 181 (1956).
- : *Gustav Stresemann, eine politische Biographie zur Geschichte der Weimarer Republik* (Hannover und Frankfurt am Main 1957).
- Thimme, Friedrich: ‚Die Krüger-Depesche‘; *Europäische Gespräche* (Mai-Juni 1924).
- : ‚Botschafter und Militärattaché‘; *Europäische Gespräche*, VIII (1930).
- Thimme, H.: *Weltkrieg ohne Waffen* (Stuttgart 1932).
- Thomas, Georg: *Georg Thomas, Geschichte der deutschen Wehr- und Rüstungswirtschaft 1918-1943-1945*; Hrsg. Wolfgang Birkenfeld (Boppard 1967).
- Thomas, Hugh: *The Spanish Civil War* (London 1961).
- Thomas, R. Hinton und R. H. Samuel: *Education and Society in Germany* (London 1949).
- Times, The: *History of The Times* (4 Bde., New York 1952).
- Timm, Helga: *Die Deutsche Sozialpolitik und der Bruch der Grossen Koalition im März 1930* (Düsseldorf 1952).
- Tims, R. W.: *Germanizing the Poles: The H-K-T Society of the Eastern Marches, 1894-1914* (New York 1941).
- Tirpitz, Admiral von: *Lebenserinnerungen* (Leipzig 1920).
- Tobias, F.: *Der Reichstagsbrand. Legende und Wirklichkeit* (Rastatt 1962).
- Tormin, Walter: *Geschichte der deutschen Parteien seit 1848* (Stuttgart 1966).
- Toynbee, Arnold und Veronica: *Survey of International Affairs, 1939-46: The Eye of War 1939* (London 1958).
- Treitschke, Heinrich von: *Politik. Vorlesungen gehalten an der Universität zu Berlin*; Hrsg. Max Cornicelius (2. Ausg., 2 Bde., Leipzig 1899).
- : *Briefe*; Hrsg. Max Cornicelius (3 Bde., Leipzig 1913-20).
- : *Aufsätze, Reden, Briefe* (4 Bde., Berlin 1929).
- : *Deutsche Kämpfe. Neue Folge. Schriften zur Tagespolitik* (Leipzig 1896).
- : *History of Germany in the Nineteenth Century*; Hrsg. Gordon A. Craig (Chicago 1975).
- Treue, Wilhelm: ‚Ein General im Zwielficht‘; *Die Zeit*, 24. Jan. 1967.
- Treviranus, Reinhold: *Das Ende von Weimar: Heinrich Brüning und seine Zeit* (Düsseldorf und Wien 1968).
- Trevor-Roper, H. R. (Hrsg.): *Blitzkrieg to Defeat: Hitler's War Directives, 1939-45* (New York 1964).
- Troeltsch, Ernst: *Spektator-Briefe. Aufsätze über die deutsche Revolution und die Weltpolitik 1918-1922* (Tübingen 1924).
- Trumpener, Ulrich: *Germany and the Ottoman Empire, 1914-1918* (Princeton 1968).
- Tuchman, Barbara W.: *The Zimmermann Telegram* (New York 1958).
- Tucholsky, Kurt: *Ausgewählte Werke*; Hrsg. Fritz J. Raddatz (2 Bde., Hamburg 1965).
- Turner, Henry Ashby, jun.: *Stresemann and the Politics of the Weimar Republic* (Princeton 1963).
- : ‚Bismarck's Imperialist Venture: Anti-British in Origin?‘ in: *Britain and Germany in Africa: Imperial Rivalry and Colonial Rule*; Hrsg. Prosser Gifford und William Roger Lewis (New Haven 1967).

- ‚Big Business and the Rise of Hitler‘; *American Historical Review*, LXXV (1969).
 ‚Grossunternehmertum und Nationalsozialismus 1930-1933‘; *Historische Zeitschrift*, 221 (1975).
- ‚Stresemann und das Problem der Kontinuität in der deutschen Aussenpolitik‘, in: *Grundfragen der deutschen Aussenpolitik seit 1871*; Hrsg. Gilbert Ziebura (Darmstadt 1975).
- Ulbricht, Walter: *Zur Geschichte der deutschen Arbeiterbewegung* (Berlin 1953).
Universitätstage 1966. Nationalsozialismus und die deutsche Universität, Veröffentlichung der Freien Universität Berlin (Berlin 1966).
Die Ursachen des deutschen Zusammenbruches im Jahre 1918, das Werk des Untersuchungsausschusses der deutschen verfassunggebenden Nationalversammlung und des deutschen Reichstages 1919 bis 1928 (Berlin 1920-29).
- Vagts, Alfred: *A History of Militarism* (New York 1939).
 -: *The Military Attaché* (Princeton 1967).
- Vallentin, Antonina: *Stresemann. Vom Werden einer Staatsidee* (Leipzig 1930).
- Valtin, Jan: *Gut of the Night* (New York 1941).
- Vandrey, Max: *Der politische Witz im Dritten Reich* (München 1967).
Verhandlungen der Direktoren-Versammlungen in den Provinzen des Königreichs Preussen seit dem Jahre 1879 (40. Band, Berlin 1892).
- Victoria, Queen: *Letters of Queen Victoria*; Hrsg. G. E. Buckle (3. Ser., London 1930-32).
- Vigener, Fritz: *Ketteler: Ein deutsches Bischofsleben im 19. Jahrhundert* (München und Berlin 1924).
- Vogelsang, Thilo: ‚Hitlers Rede an die Generale vom 5. Februar 1933‘; *Vierteljahrshefte für Zeitgeschichte*, II (1954).
 - : *Reichswehr, Staat und NSDAP* (Stuttgart 1962).
- Völkischer Beobachter*, Münchener Ausgabe (12. Nov. 1939).
- Volkman, E. O.: *Revolution über Deutschland* (Oldenburg 1930).
- Vollmar, Georg: *Über die nächsten Aufgaben der Sozialdemokratie* (München 1891).
- Vossler, Otto: ‚Bismarcks Ethos‘; *Historische Zeitschrift*, 171 (1951).
 - : ‚Bismarcks Sozialpolitik‘; *Historische Zeitschrift*, 167 (1953).
- Wagner, Eduard: *Der Generalquartiermeister. Briefe und Tagebuch auf Zeichnungen des Generalquartiermeisters des Heeres, General der Artillerie Eduard Wagner*; Hrsg. Elisabeth Wagner (München 1963).
- Wahl, Adalbert: *Deutsche Geschichte von der Reichsgründung bis zum Ausbruch des Weltkrieges* (4 Bde., Stuttgart 1926-36).
- Wahrmund, Dr. [Pseud.]: *Gericht über Hugenberg* (Dillingen 1932).
- Waite, Robert G. L.: *Vanguard of Nazism: The Free Corps Movement in Germany, 1918-1923* (Cambridge, Mass. 1952).
- Waldersee, Alfred Graf von: *Denkwürdigkeiten des Generalfeldmarschalls Alfred Grafen von Waldersee*; Hrsg. H. O. Meisner (3 Bde., Stuttgart 1923-25).

- Aus dem Briefwechsel des Generalfeldmarschalls Alfred Grafen von Waldersee 1886-91*; Hrsg. H. O. Meisner (Berlin 1928).
- Walters, F. P.: *A History of the League of Nations* (2 Bde., London 1952).
- Wampach, G.: *Le Luxembourg neutre. Étude d'histoire diplomatique* (Paris 1900).
- Wandruszka, Adam: ‚Zwischen Nikolsburg und Bad Ems‘; in: *Reichsgründung 1870/71: Tatsachen, Kontroversen, Interpretationen*; Hrsg. Ernst Deuerlein und Theodor Schieder (Stuttgart 1970).
- Warlimont, Walter: *Im Hauptquartier der deutschen Wehrmacht 1939-1945: Grundlagen, Formen, Gestalten* (Frankfurt am Main 1962).
- Warner, Geoffrey: *Pierre Laval and the Eclipse of France* (London 1968).
- Watt, D. C.: ‚The Anglo-German Naval Agreement of 1935: An Interim Judgement‘; *Journal of Modern History*, XXVIII, No. 2 (Juni 1956).
- Weber, Max: *Grundriss der Sozialpolitik* (Tübingen 1922).
- : *Gesammelte Politische Schriften* (3. Ausg., Tübingen 1971).
- Wedel, Graf von: *Zwischen Kaiser und Kanzler* (Leipzig 1943).
- Wehler, Hans-Ulrich: ‚Der Fall Zabern. Rückblick auf eine Verfassungskrise des Wilhelminischen Kaiserreiches‘; *Die Welt als Geschichte*, XXIII (1963).
- : *Bismarck und der Imperialismus* (Köln und Berlin 1969).
- : *Krisenherde des Kaiserreiches 1871-1918* (Göttingen 1970).
- Weinberg, Gerhard L.: *The Foreign Policy of Hitler's Germany: Diplomatic Revolution in Europe 1933-36* (Chicago 1970).
- Wermuth, Adolf: ‚Das Reichsfinanzprogramm‘; *Deutsche Revue*, XXXVII (Juli 1912).
- : *Ein Beamtenleben* (Berlin 1922).
- Werner, Bruno: *Die Zwanziger Jahre von Morgens bis Mitternachts* (München 1962).
- Wertheimer, E. von: ‚Der Prozess Armim‘; *Preussische Jahrbücher CCXXII* (München 1930).
- Westarp, Graf: *Konservative Politik im letzten Jahrzehnt des Kaiserreichs* (2 Bde., Berlin 1935).
- Wheeler-Bennett, John W.: *Information on the Reparation Settlement, Being the Background and History of the Young Plan and the Hague Agreements, 1929-1930* (London 1930).
- : *The Forgotten Peace: Brest Litovsk* (London 1938).
- : *The Nemesis of Power: The Army in Politics, 1918-1945* (London 1953).
- White, Andrew D.: *Selected Chapters from his Autobiography* (Ithaca, N. Y. 1939).
- Wichert, L.: ‚Theodor Mommsen und Jacob Bernays‘; *Historische Zeitschrift*, 205 (1969).
- Widenmann, Wilhelm: *Marine-Attaché in London 1907-1912* (Göttingen 1952).
- Wiese, Benno von: *Der deutsche Roman* (2 Bde., Düsseldorf 1963).
- Wilde, Harry und Hans Otto Meissner: *Die Machtergreifung: Ein Bericht über die Technik des nationalsozialistischen Staatsstreichs* (Stuttgart 1958).
- Wilhelm II., Kaiser: *Die Reden in den Jahren von 1888 bis 1905*; Hrsg. Johannes Penzler (Leipzig o. J.).
- Williams, Roger L.: *The Mortal Napoleon III* (Princeton 1971).

- Williamson, John G.: *Karl Helfferich, 1872-1924: Economist, Financier, Politician* (Princeton 1971).
- Wilson, Edmund: *To the Finland Station* (New York 1948).
- Windelband, W.: *Bismarck und die europäischen Grossmächte 1879-85* (2. Ausg., Essen 1942).
- Windthorst, Ludwig: *Ausgewählte Reden* (Osnabrück 1903).
- Wingler, Hans M.: *Das Bauhaus, 1919-1933. Weimar, Dessau, Berlin* (Köln 1962).
- Winkelmann, John: ‚Social Criticism in the Early Work of Erich Kästner‘ (Dissertation, Univ. of Missouri 1953).
- Winkler, Heinrich August: *Mittelstand, Demokratie und Nationalsozialismus: Die politische Entwicklung von Handwerk und Kleinhandel in der Weimarer Republik* (Köln 1972).
- Wiskemann, Elizabeth: *The Rome-Berlin Axis* (New York 1949).
- Witt, Peter-Christian: *Die Finanzpolitik des Deutschen Reiches von 1903 bis 1913: Eine Studie zur Innenpolitik des Wilhelminischen Deutschland* (Lübeck 1970).
- Wolf, Eugen: *Vom Fürsten Bismarck* (Leipzig 1904).
- Wolf, John B.: *The Diplomatie History of the Baghdad Railway* (Columbus, Mo. 1936).
- Wolfe, Bertram D.: *Marxism: 100 Years in the Life of a Doctrine* (New York 1965).
- Wood, D. und D. Dempster: *The Narrow Margin* (London 1961).
- Woodward, E. L.: *Great Britain and the German Navy* (Oxford 1935).
- Wright, Gordon: *The Ordeal of Total War 1939-45* (New York 1968).
- Wrisberg, Ernst von: *Heer und Heimat 1914-1918* (Leipzig 1921).
- : *Wehr und Waffen 1914-1918* (Leipzig 1922).
- Wulf, Joseph: *Musik im Dritten Reich: Eine Dokumentation* (Gütersloh 1963).
- Yarnell, Howard E.: *The Great Powers and the Congo Conference* (Göttingen 1934).
- Young, Peter: *A Short History of World War II* (New York 1966).
- Zahn, Gordon C.: *German Catholics and Hitler's Wars* (London 1962).
- Zechlin, Egmont: *Bismarck und die Grundlegung der deutschen Grossmacht* (Stuttgart 1930).
- : ‚Bethmann Hollweg, Kriegsrisiko und SPD 1914‘; *Der Monat* (1966).
- : ‚Friedensbestrebungen und Revolutionierungsversuche‘; in: *Aus Politik und Geschichte* (Beilage, *Das Parlament*).
- : *Staatsstreichpläne Bismarcks und Wilhelms III 1890-1894* (Stuttgart 1929).
- Zedlitz-Trützschler, Graf: *Zwölf Jahre am deutschen Kaiserhof* (Berlin 1924).
- Zeender, John K.: ‚The German Center Party, 1890-1906‘; *Transactions of the American Philosophical Society*, LXVI, Teil 1 (Philadelphia 1976).
- Zeiler, Ulrich: *Schlaglichter* (Frankfurt am Main 1924).
- Zeman, Z. A. B.: *Nazi Propaganda* (2. Ausg., London 1973).
- Ziebura, Gilbert (Hrsg.): *Grundfragen der deutschen Aussenpolitik seit 1871* (Darmstadt 1975).

- Ziegler, Wilhelm: *Die deutsche Nationalversammlung 1919-20 und ihr Verfassungswerk* (Berlin 1932).
- Ziekursch, Johannes: *Politische Geschichte des neuen deutschen Kaiserreiches* (3 Bde., Frankfurt am Main 1925 ff.).
- Ziemke, Earl K.: *The German Northern Theater of Operations, 1940-45* (Washington 1959).
- Zimmermann, A.: *Front wider Bülow*; Hrsg. F. Thimme (München 1931).
- Zimmerman, Ludwig: *Studien zur Geschichte der Weimarer Republik* (Erlangen 1956).
- Zmarzlik, Hans-Günter: ‚Der Antisemitismus im Zweiten Reich‘; *Geschichte in Wissenschaft und Unterricht*, XIV (1963).
- : *Bethmann Hollweg als Reichskanzler 1909-1914. Studien zu Möglichkeiten und Grenzen seiner innenpolitischen Machtstellung* (Düsseldorf 1957).
- Zorn, Wolfgang: ‚Student Politics in the Weimar Republic‘; *Journal of Contemporary History*, V (1970).
- Zuckmayer, Carl: *Als war's ein Stück von mir* (Wien 1966).
- Zwehl, H. von: *Erich von Falkenhayn, General der Infanterie: Eine biographische Studie* (Berlin 1926).
- Zweig, Stefan: *Die Welt von Gestern: Erinnerungen* (Frankfurt am Main 1970).
- Zwiedineck-Südenhorst, H. von: *Deutsche Geschichte von der Auflösung des alten bis zur Errichtung des neuen Kaiserreichs, 1806-1871* (3 Bde., Stuttgart und Berlin 1897-1905).

Register

Bearbeitet von Heinz Winners, Fellbach

- Abeken, Heinrich 43
d'Abernon, Edgar Lord 477, 556, 561
Abrüstung 736;
Abrüstungskonferenz (1932-1934) 603, 607, 634, 655, 737, 738, 743, 758
Achse Berlin-Rom 640, 747, 755, 756, 773, 790
Adenauer, Konrad 480, 549
Ägypten 139, 144, 145, 146
Albedyll, E. L. v. 159, 187, 188, 189
Alberti, Conrad 243, 244
Alexander II., Zar v. Russland 20, 126, 131, 136, 175
Alexander III., Zar v. Russland 143
Alexander v. Battenberg, Fürst v. Bulgarien 148, 151, 152, 154, 197
Alldeutscher Verband 233, 276, 277, 308, 316, 328, 335, 353, 364, 386, 388, 389, 390, 392, 393, 394, 426, 547, 568
Allianzen u. Bündnisse: Dreikaiserabkommen (1873) 126, 130, 132, 135, 136, 138; Zweibund (1879) 124, 137, 158; Dreikaiservertrag (1881); 138, 149, 156, 195; Dreibund (1882) 139, 147, 148, 154, 155, 156, 159, 263, 264, 266, 267, 269-272, 274-276, 295, 360, 361, 377, 379; französisch-russisches Bündnis (1891); 265, 267; englisch-japanisches Bündnis (1902) 341; Entente cordiale (1904) 341; Dreier Entente (1907) 353, 361; s.a. Achse, Verträge
Alst, Schorlemer 110
Altenstein, Friedrich v. 93, 216
Althoff, Friedrich 228, 229, 230
Amann, Max 645, 713
Anacker, Heinrich 615
Andrássy, Julius 126, 137
d'Annunzio, Gabriele 379
Antisemitismus 105, 106, 176, 179, 180, 232, 234, 282, 289, 456, 543, 546, 585, 590, 596, 602, 623, 683-691, 711;
Antisemitische Partei 308, 326;
Arisierung 687-690; Endlösung 650, 690, 691, 771, 814, 815, 816
Antonescu, Ion 808
Anzengruber, Ludwig 89
Arbeiterklasse 76, 177, 218, 290, 292, 293, 295-298, 303, 366, 465, 519; Arbeiter und Drittes Reich 671-679, 797-800; Arbeitsrecht 200, 281, 290; berufstätige Frau 239, 240, 679-684, 797-800; Fremdarbeiter im Dritten Reich 810, 811; Handlungsgehilfen 546, 547; höhere Bildung 217-220; «Stehkragenarbeiter» (Mittelstandsguppe) 491, 596; s. a. Sozialversicherungsgesetzgebung
Arbeiter- und Soldatenräte 432, 434-438, 442 f., 539
Architektur 507, 510-512
Armee, Heer, Reichswehr, Wehrmacht: Generalstab 44, 48, 49, 71, 129 f., 158, 187, 190, 205, 257, 322, 323, 343, 373, 374, 396, 407, 750; kgl. Hauptquartier 257; kgl. Kommandogewalt 57, 68; Kriegsministerium 70, 71, 187, 257, 322, 381-385, 407; Militärattachés 342, 343; Militärhaushalt 33, 63, 65, 68-71, 87; Militärkabinett 69, 71, 159, 187, 205, 257, 299; Militärstrafrecht 274, 299; und

- Nationalsozialismus 612, 613, 617, 618, 626, 633-640, 643, 644, 650, 663-665, 678, 724-730, 749, 754, 758-761, 768, 770, 772, 775; und das Parlament 67-72; und die politische Führung 16-20, 47-51, 298, 299, 324-329, 396-426, 564; und die Weimarer Republik 436-444, 460-466, 496, 499-504, 553, 562, 564, 576-579, 603-613; Präventivkrieg 130, 131, 153, 158, 347, 360; Reserveoffiziere 186; Kriegsverlauf 1870/71: 44, 45, 48, 49; Weltkrieg I: 369-379, 399-402, 422-425; Weltkrieg II: 776-795, 817-825, 829; Verwaltungsreform (1883) 71, 158, 189, 190, 259; Vereinbarungen mit den süddeutschen Staaten (1866-1870) 19-21, 29, 30, 33, 34, 44
- Arnim, Harry Gf. 127, 128, 162, 163
- Arons, Lev 229, 230
- Attlee, Clement 768
- Auer, Erich 432, 442
- Auer, Ignaz 172
- Auswärtiges Amt 159-165, 259-264, 644, 754, 756-763
- Baden 20, 21, 29, 33, 35, 37, 40, 44, 50, 83, 203, 297, 623
- Bagdadbahn 342, 349, 361
- Baldwin, Stanley 495, 733, 746, 752, 762
- Balfour, Arthur Lord 338, 339, 340, 479
- Ballin, Albert 302, 358, 480
- Baluschek, Hans 245
- Bamberger, Ludwig 90, 105, 182, 191
- Banken 102-105, 482, 504, 505, 653, 687; Reichsbank 85, 157, 471, 481, 504, 505, 653; Bankhäuser: Bleichröder; Camphausen; Darmstädter Bank; Delbrück; Deutsche Bank; Disconto Gesellschaft; Dresdner Bank; Hanse- mann; Rothschild s. dort
- Barlach, Ernst 510, 704, 705
- Barth, Emil 438
- Barth, Karl 829
- Barthou, Jean-Louis 740, 741, 742
- Baruch, Bernard 472
- Bassermann, Albert 508
- Bassermann, Ernst 319, 326
- Bauer, Gustav 461
- Bauer, Max 383, 406, 407, 412, 413, 415, 416, 463
- Bauhaus 506, 507, 510, 511, 512, 514, 693
- Baum, Vicki 516, 517
- Bäumer, Gertrud 240, 543, 680
- Bayern, 20, 21, 30, 33, 34, 44, 51, 58, 59, 60, 116, 203, 284, 299, 387, 431, 432, 442, 443, 444, 451, 454, 463, 466, 467, 475, 476, 499-504, 605, 623, 648
- Bayerische Volkspartei (BVP) 467, 565, 574, 585, 625, 629
- Bazaine, François Achille 45, 48
- Beamten s. Bürokratie
- Bebel, August 27, 116, 173, 174, 177, 178, 182, 238, 294, 296, 319, 435, 566
- Becher, Johannes 518, 520
- Beck, Jozef 740, 741, 771, 772
- Beck, Ludwig 637, 726, 727, 729, 757-760
- Beckmann, Max 561
- Begas, Reinhold 77
- Belgien, 32, 39, 81, 214, 281, 344, 345, 471, 479, 483; im Weltkrieg I: 369-371, 387, 388, 391, 393, 394, 405, 406, 411, 417, 423, 424, 484; im Dritten Reich 749, 750, 751, 773; im Weltkrieg II: 778, 780, 781, 804, 808
- Below, Georg v. 224
- Benedek, Ludwig August v. 15, 18
- Benedetti, Vincent 32, 43
- Benesch, Eduard 765, 766
- Benn, Gottfried 506, 694, 698, 699, 700, 702, 703
- Bennigsen, Rudolf v. 25, 83, 113, 114, 117-119
- Berchem, Maximilian Gf. v. 151, 160, 260, 261
- Berchtold, Leopold Gf. 361, 362

- Berg, Alban 248,512,513
 Bergengruen, Werner 720
 Berlepsch, Hans Frhr. v. 290, 293
 Berlin 193, 244, 512, 522, 535, 536
 Berliner Post 87, 131
 Berliner Tageblatt 390, 542, 715, 716
 Bernhardi, Friedrich v. 233
 Bernstein, Eduard 173, 174, 178, 295
 Bertram, Adolf, Kardinal 629
 Beseler, Hans v. 404, 405, 421
 Bethmann Hollweg, Theobald v. 280, 309, 314-320, 323, 324, 326-328, 345, 353-365, 370, 375, 376, 380, 392-395, 397-406, 408-412, 414, 415
 Bethusy-Huc, Eduard Hg. v. 25
 Beust, Friedrich Ferdinand Frhr. v. 39, 92, 126
 Bierbaum, Otto Julius 239
 Bismarck, Herbert v. 143,144, 149, 151, 152, 160, 198, 258, 263,284
 Bismarck, Otto Fürst v. 68, 122, 166-168, 191, 242, 258-261, 263, 276, 282-284, 297, 302, 313, 331, 342, 343, 345, 350, 355, 379, 395, 537, 552, 554, 557, 580, 583, 586, 712, 769, 770, 829, 830; Amt des Kanzlers 61-64; und die Armee 15-18, 47-51, 130, 131, 157, 159, 189, 190, 199, 205; und das Auswärtige Amt und der Diplomatische Dienst 59, 159-165; Aussenpolitik 123-165; und Prinzipien der Aussenpolitik 123-127, 135, 137,138, 139, 149, 150; diplomatische Begabung 37, 135; die Entlassung 167, 197-206; und die Kolonien 140, 141, 146, 147; konstitutionelle Theorie 27-31, 55-60, 85,184,185,197,198; als kultureller Heros 77, 78; und die nationale Einheit 28-31, 39, 50, 51; und der Norddeutsche Bund 26-29; und die Parteien 82-84, 90-93,110-115, 119; politischer Stil 74-79, 168, 169, 171, 200-204; und die Presse 46, 87, 88; und der preussische Verfassungskonflikt 15-18,21-25, 167-170, 185; Reichskanzler 80-205; und der Reichstag 170, 183; und Religion 90-92, 130, 131; und Sozialismus 115-118, 123, 124; und die Sozialversicherung 176,177,178; und die spanische Angelegenheit 37-43; wirtschaftliche Erwägungen 110-116
 Bleibtreu, Karl 239, 244
 Bleichröder, Bankhaus 100, 687
 Bleichröder, Gerson 100, 105, 141, 146, 181
 Blomberg, Werner v. 613-615, 637-639, 657, 661-663, 665, 759, 760, 761
 Biowitz, Henri de 131
 Bluntschli, Johann Kaspar 70
 Bock, Fedor v. 793
 Böcklin, Arnold 77, 89, 244
 Börne, Ludwig 78, 243, 244
 Boetticher, Karl-Heinrich v. 201, 204, 299-301
 Bonhoeffer, Dietrich 727
 Bormann, Martin 641-643, 706, 799
 Bosch, Carl 383, 385
 Bosch, Robert 422, 423
 Bosnien 132, 136, 349,350
 Boulanger, Georges 147, 152-154
 Bourbaki, Charles 48
 Bracher, Karl Dietrich 596
 Brandenburg, Erich 390
 Brandler, Heinrich 498, 501, 502
 Brandt, Willy 541
 Brauchitsch, Walter v. 761, 778, 779, 783-785, 794
 Brauer, Arthur v. 37, 151, 160, 161, 163, 280, 281
 Braun, Lilly 236, 239
 Braun, Otto 483
 Brecht, Arnold 582, 621
 Brecht, Bertolt 510, 512, 520
 Bredow, Kurt v. 637
 Bredt, Johannes Viktor 579
 Breitscheid, Rudolf 580, 611
 Brentano, Lujo v. 118, 225, 230, 231, 390
 Breysig, Kurt 224

- Briand, Aristide 478, 552, 559, 562, 563, 568
- Broch, Hermann 257
- Brockdorff-Rantzau, Ulrich Gf. v. 59, 459, 553, 558, 560, 739
- Bronsart v. Schellendorf, Paul 189, 274
- Bronsart v. Schellendorf, Walter 293, 298, 299
- Brüning, Heinrich 544, 571-575, 577-585, 591, 595, 597-602, 604, 605, 606, 612, 622, 625, 629, 631, 634, 736, 757
- Brussilow, Alexei Alexejewitsch 401, 403, 421
- Bucher, Lothar 37, 41, 160, 161, 163
- Buchrucker, Bruno 496
- Bueck, Henry Axel 108
- Bulgarien 132 f., 136, 267, 359, 361, 381, 425, 789, 791, 807, 808; Krisen (1885-1888) 148-159, 166, 195
- Bullock, Alan Lord 830
- Bülow, Bernhard Fürst v. 262, 278, 279, 280, 300-315, 317, 319, 326, 331, 336, 340, 341, 345-351, 354, 379, 380, 415, 493
- Bülow, Bernhard Ernst v. (Diplomat) 37, 735, 739, 757
- Bund der Landwirte 268, 282, 288, 289, 297, 304, 310, 388, 596
- Bundesrat 56, 57, 59, 60, 63, 72, 86, 93, 312, 323, 329, 356, 395, 407, 410; Reichsrat 624, 626, 631
- Burckhardt, Carl 771, 773
- Burckhardt, Jakob 223, 829
- Burian, Stephan Gf. 404
- Bürokratie 54, 97, 183, 184, 185, 226, 315, 320, 453, 626, 642
- Busch, Clemens 160, 163, 191
- Busch, Wilhelm 89, 93
- Camphausen, Ludolf 105
- Camphausen, Otto v. 105, 108, 112, 114
- Camphausen u. Co., Bankhaus 105
- Caprivi, Leo Gf. v. 259-264, 266, 267, 270, 271, 272, 276, 279-290, 315, 332, 343, 347
- Carnot, Sadi 287
- Cassel, Ernest Sir 358
- Cassirer, Ernst 222
- Chabod, Federico 330
- Chamberlain, Austen 552, 556, 557, 559, 561, 562
- Chamberlain, Joseph 338, 341
- Chamberlain, Neville 592, 738, 762, 764-769
- Chambord, Henri Charles Gf. v. 128
- Christlich-Soziale Bewegung (Partei) 179, 181, 212, 282, 546
- Churchill, Sir Winston 358, 378, 695, 750, 779, 781, 783
- Chvalkovski, tschech. Aussenminister 6914, 769, 770
- Ciano, Galeazzo Gf. 774
- Class, Heinrich 233, 388, 390, 392, 568
- Clemenceau, Georges 129, 472
- Cohen, Hermann 222
- Comte, Auguste 222
- Conrad, Michael Georg 244
- Corinth, Lovis 245, 704
- Courths-Mahler, Hedwig 239
- Crispi, Francesco 379
- Cuno, Wilhelm 480-483, 485, 486, 492-494, 496, 498, 504, 554, 556
- Currie, Sir Philip 269, 270
- Curtius, Ernst 222
- Curtius, Ernst Robert 222, 529, 530
- Curtius, Julius 545, 565, 569, 599, 600
- Czernin, Ottokar Gf. v. 413, 419
- Dahlmann, Friedrich Christoph 76, 223
- Dahn, Felix 105
- Dahrendorf, Ralf 66, 67, 219, 730
- Daily Telegraph (-Affäre) 311, 312, 327, 395, 420
- Daladier, Edouard 742, 764, 76, 768, 769
- Daluege, Kurt 618, 620
- Dänemark 109, 779, 780, 806, 808, 809
- Darmstädter Bank 277
- Darré, Walter 628, 632, 659, 660, 661, 671, 678

- Darwin, Charles 208, 222
- Dauthendey, Max 239
- Davis, Norman H. 471
- Dawes-Plan 554, 555, 557, 563, 567
- Dawidowicz, Lucy 685
- Deák, Franz v. 39
- Decazes, Louis Charles, Hg. 129
- Dehmel, Richard 239
- Deines, Adolf v. 158
- Delbrück, Hans 223, 229, 390
- Delbrück, Rudolf v. 27, 72, 83-85, 92, 105, 111, 112
- Delbrück, Leo u. Co., Bankhaus 105
- Delcassé, Theophile 347
- Dernburg, Bernhard 390
- Deutsche Arbeitsfront (DAF) 631, 643, 655, 676, 677, 721, 801
- Deutsche Bank 104, 146, 274, 277, 809
- Deutsche Demokratische Partei (DDP) 445, 467, 541, 543, 545, 549, 565, 574, 584, 628
- Deutsche Fortschrittspartei, Fortschritt 24-27, 34, 83, 118, 147, 182, 186, 194, 241, 281, 282, 287, 299, 308, 319, 395, 428, 542
- Deutsche Reichspartei s. Freikonservative Partei
- Deutsche Volkspartei (DVP) 445, 467, 747, 480, 544-546, 549, 565, 567, 570-573, 575, 581, 584, 628
- Deutsch-Konservative Partei, Konservative 81, 113, 114, 118, 182, 183, 194, 196, 200-203, 281, 282, 289, 297, 305, 307, 308, 310, 311, 313, 314, 316, 317, 319, 321, 324, 328, 388, 400, 408, 424, 546; Tivoli-Programm (1892) 282
- Deutschland: Deutscher Bund 32, 74; Frankfurter Parlament und Verfassung von 1849: 58, 76; Norddeutscher Bund 18, 21, 24, 26-30, 33-37, 40, 55, 58, 59, 62, 67, 68, 84; Proklamation des Kaiserreichs 50, 61, 67; Verfassung und institutionelles Gefüge des Reichs 28, 55-64; wirtschaftliche Entwicklung 30, 35, 83, 84, 99, 106, 107, 120-122, 141, 142, 276, 277; Finanzreform und Steuerpolitik 112, 113, 118, 119, 304-307, 309-313, 317-321, 323, 324; s. a. Drittes Reich, Weimarer Republik
- Deutschnationale Volkspartei (DNVP) 445, 467, 503, 544, 546-549, 553, 558-560, 569, 573, 585, 596, 628, 632
- Deutsch-Ostafrika, Deutsch-Südwestafrika 264
- Dietrich, Otto 645, 714, 801, 804, 805
- Dietrich, Sepp 649, 650
- Dilthey, Wilhelm 223, 224
- Diplomatischer Dienst: unter Bismark 159-165; unter Wilhelm II. 261-263; unter Hitler 735, 736, 761
- Disconto-Gesellschaft, Bankhaus 143, 146, 277
- Disraeli, Benjamin 125, 133, 136
- Döblin, Alfred 365, 506, 521, 522, 537, 702, 707
- Dohnanyi, Hans v. 640
- Dollfuss, Engelbert 741, 754
- Dönitz, Karl 819
- Dove, Alfred 368, 390
- Dresden 233, 442, 498, 501, 502, 513, 825
- Dresdner Bank 104, 146, 277
- Drittes Reich: Arbeitspolitik 672-680; Ermächtigungsgesetz 624, 625; Erziehung 716-719; Euthanasieprogramm 803, 814; • Frauen 679-684; Gauleiter 646, 662, 678, 728, 799, 806, 827; Gleichschaltung 625-639, 700, 735, 736, 742; Konzentrations- und Vernichtungslager 649, 650, 813-817, 829; Kunst und Literatur 693-713; Neue europäische Ordnung 805-817; Presse 687, 713-716, 800-805; Propaganda-Ministerium 619, 645, 710, 711, 728, 764, 802-805; regionale und örtliche Verwaltung 645; Reichskulturkammer 700, 704, 720; Sicherheitskräfte 646-651; Verfassungstheorie 938, 639;

- Verordnung zum Schutz von Staat und Volk (Febr. 1933) 620, 621; Verwaltung 638-647; Widerstandsbewegung 720-730, 828; Wiederaufrüstung 655, 658, 661-663, 665, 666, 669-671, 726, 735-738, 743, 744, 751; s. a. Antisemitismus; Nationalismus; Nationalsozialistische Deutsche Arbeiterpartei
- Drouyn de L'Huys, Edouard 31
- Droysen, Johann Gustav 223
- Du Bois Reymond, Emil 221
- Duisberg, Carl 416
- Duncker, Max 27
- Ebert, Friedrich, Reichspräsident 432-440, 443-445, 447, 459, 461, 462, 464, 465, 466, 468, 480, 481, 483, 493, 500, 503, 504, 523, 550, 613, 621, 641
- Eckardstein, Hermann Frh. v. 340
- Eckhardt, Julius v. 46
- Eden, Anthony 743-745, 749, 752, 762, 763
- Eduard VIII., Kg. v. England, 752; als Hg. v. Windsor 783
- Eggert, Wilhelm 611
- Ehrhardt, Hermann 464, 465, 466, 499
- Eichmann, Adolf 691, 814
- Eicke, Theodor 649, 650
- Einem, Karl v. 321
- Einstein, Albert 390, 507
- Eisenbahnen 21, 39, 58, 100, 101, 106, 121, 148, 344
- Eisen- und Stahlindustrie 106-108, 119, 407, 418, 445, 567, 690
- Eisner, Kurt 431-433, 442, 454
- Elsass-Lothringen 45-47, 50, 56, 81, 100, 116, 143, 152, 154, 317, 324, 325, 327, 387, 394, 560, 808
- Engels, Friedrich 178
- England 31, 39, 64, 81, 125, 131-134, 136, 151, 155-157, 159, 214, 232, 269, 311, 319; Kolonialkontroversen 143-147, 197, 263, 270-276; Verschlechterung der englisch-deutschen Beziehungen 271, 303, 331, -365; im Weltkrieg I: 370, 371, 378, 397, 423, 424; und Drittes Reich 668, 732, 733, 737, 738, 743-753, 760, 762, 764-768, 772-775; im Weltkrieg II: 778-795, 817, 818, 819
- Enver Pascha 377
- Epp, Franz Ritter v. 44, 466, 623
- Erkelenz, Anton 542
- Erler, Fritz 541
- Erzberger, Matthias 307, 308, 310, 326, 379-381, 388, 400, 413-415, 417, 459, 476, 480, 494
- Erziehung, Schulwesen 58, 93, 184, 214-236, 240, 454-457, 515, 516, 546, 552, 718, 719
- Eschenburg, Theodor 312
- Escherich, Georg 463, 466
- Estland 411, 419, 421
- Eulenburg August v. 314
- Eulenburg, Botho Gf. v. 283, 287-289, 291, 314
- Eulenburg, Friedrich Gf. v. 96, 113
- Eulenburg, Philipp, Fürst zu E.-Hertefeld 258, 262, 288, 289, 300, 301, 302
- Evangelische Kirche 209-213; Innere Mission 199, 211-213; Sozialkonservatismus 212; und Drittes Reich 684, 723, 724
- Expressionismus 248, 249, 506, 507, 509, 513, 518-520, 533, 534, 705
- Eyck, Erich 97, 176
- Fabri, Friedrich 142
- Falk, Adalbert 92, 93, 95, 96, 184, 216
- Falkenhayn, Erich v. 326, 362, 374-377, 380, 382, 391, 397, 399-403
- Faulhaber, Michael, Kardinal 629
- Faupel, Wilhelm 442, 444, 466, 755
- Favre, Jules 47, 50
- Fehrenbach, Konstantin 473, 476
- Feininger, Lyonel 511
- Ferdinand v. Coburg, Kg. v. Bulgarien 156
- Ferry, Jules 143, 147

- Fester, R. 390
 Feuchtwanger, Lion 454, 509
 Feuerbach, Anselm 78, 244
 Film 514, 534, 535, 536, 710, 711, 712
 Finnland 421, 778, 779, 789, 790, 807, 808
 Fischer, Kuno 222
 Fischer, Ruth 498, 502
 Flandin, Pierre Étienne 749
 Flick, Friedrich 690
 Flottenpolitik 233, 304, 323, 336;
 Flottenverein 308, 316, 322, 335, 336;
 Flottenpropaganda 335, 339
 Fontane, Theodor 15, 167, 197, 206, 236, 237, 245, 297, 298
 Forckenbeck, Max v. 24, 113, 182, 191
 Forstner, Leutnant 324, 326
 Fortschritt, Fortschrittspartei s. Deutsche Fortschrittspartei
 Franco, Francesco 666, 667, 754-756, 788
 François Poncet, André 667, 669, 731, 732, 748, 762
 Frank, Bruno 367
 Frank, Hans 627, 805, 815
 Frank, Leonhard 398, 514, 519, 522, 523
 Frankreich 17-20, 26, 29, 31-33, 38-45, 52-54, 81, 91, 100, 124-131, 139-143, 145, 151, 214, 260, 273, 274, 319, 345;
 Krieg mit Preussen 44-50; Revanchismus 47, 138, 139, 147, 152-154;
 Krise von 1875: 11, 130-132; Annäherung an Russland (1890-1893) 265-267; Marokko-Krise 346-348, 355-357; im Weltkrieg I: 371, 400, 401; und Weimarer Republik 463, 471, 472, 478-480, 482, 483, 495, 554, 556-559, 567, 568, 598-600; und Drittes Reich 655, 733-735, 737, 739-744, 748-751, 759, 760, 762-769, 773, 775; im Weltkrieg II: 778, 780-783, 787-789, 817
 Frantz, Constantin 74, 179
 Franz Ferdinand, Erzgh. v. Österreich 362
 Franz Josef I., Kaiser v. Österreich, Kg. v. Ungarn 20, 45, 126, 159, 254, 285, 362
 Frauen 236-238, 515-517; Arbeiterinnen 515, 516, 679-684, 797-800; Erziehung 235, 236, 241, 455-457; Frauenrechtsvereinigungen 238, 240, 241
 Freikonservative Partei (Reichspartei) 24, 81-84, 118, 183, 196, 202, 281, 304, 319, 346
 Freikorps 438-444, 463, 466
 Freiligrath, Ferdinand 11, 13, 78
 Freisler, Roland 627
 Freud, Sigmund 507, 704
 Freytag, Gustav 52, 53, 78, 79, 105, 122, 226
 Frick, Wilhelm 614, 617, 641, 642, 645, 646, 648, 649
 Friedrich I., Kg. in Preussen 701
 Friedrich II., der Grosse, Kg. v. Preussen 36, 67, 119, 256, 526, 527, 586, 712, 770, 793
 Friedrich III., Kaiser, Kg. v. Preussen, als Kronprinz: Friedrich Wilhelm 17, 20, 21, 27, 28, 44, 49, 51, 81, 143, 185, 188, 192, 194-197, 256
 Friedrich Karl, Prinz v. Preussen 17, 48
 Friedrich Wilhelm v. Brandenburg, Grosser Kurfürst 256
 Friedrich Wilhelm I., Kg. v. Preussen 119, 233, 254, 256, 275
 Friedrich Wilhelm III., Kg. v. Preussen 294
 Friedrich Wilhelm IV., Kg. v. Preussen 11, 61, 216, 255
 Fritsch, Werner v. 615, 634, 637, 758-761
 Fritzsche, Friedrich Wilhelm 172, 174
 Fromm, Erich 779
 Funk, Walter 665
 Furtwängler, Wilhelm 513, 706
 Gablenz, Ludwig v. d. 103
 Gamelin, Maurice 750, 751

Gartenlaube, Die 105, 241
 Gauss, Carl Friedrich 221
 Gayl, Wilhelm Frh. v. 608, 609
 Geffcken, Heinrich 191
 George, Stefan 247, 506
 Gerlach, Hellmuth v. 233
 Gerlach, Leopold v. 25
 Gervinus, Georg Gottfried 829
 Gessler, Otto 473, 480
 Gewerkschaften 172, 211, 296, 297,
 408, 416, 446, 480, 481, 489, 490,
 497, 540, 541, 549, 565, 570, 574,
 606, 610, 611, 623, 721, 724
 Gierke, Otto v. 390
 Giraudoux, Jean 506
 Gladstone, William Ewart 80, 139, 145,
 155, 192, 265, 267, 273
 Glagau, Otto 105
 Gläser, Ernst 367, 368
 Glassbrenner, Adolf 55
 Globocnick, Odilo 813
 Gneist, Rudolf v. 24
 Goebbels, Joseph 586, 588, 591, 597,
 619, 624, 640, 645, 678, 684, 686,
 694, 700, 701, 705, 706, 708-712,
 714, 715, 720, 728, 744, 764, 782,
 801-806, 826, 827, 829
 Goldschmidt, Jakob 604
 Goltz, Colmar v. d. 314
 Goltz, Robert v. d. 19, 164
 Goltz, Rüdiger Gf. v. d. 462
 Gontaut-Biron, Elie de, Gf. v. 131
 Goerdeler, Carl 708, 725, 726, 727,
 729
 Göring, Hermann 614, 618-621, 623,
 636, 643, 645, 649, 661-669, 688-
 690, 705, 708, 717, 744, 759, 770,
 784-786, 792, 797, 803, 809, 814,
 822, 824; Vierjahresplan 663-670
 Gortschakow, Alexander Michailo-
 witsch, Fürst 130-132, 134, 136, 137
 Gossler, Heinrich v. Militär, Staats-
 mann 321
 Goethe, Johann Wolfgang 78, 244-
 246, 447, 964, 708
 Goetz, Walter 223
 Gramont, Aulan Hg. v. 39, 41-43
 Grant, Ulysses S., Präsident der USA
 55, 56
 Grass, Günter 697, 698, 828
 Gray, Ronald 246
 Gregorovius, Ferdinand 46
 Greiser, Arthur 771
 Grey, Sir Edward 359
 Griechenland 359, 378, 789, 791-793,
 809
 Griesbach, Eduard 89
 Grimm, Jacob u. Wilhelm 222
 Gröber, Adolf 308
 Groener, Wilhelm 396, 407, 416, 436,
 437, 439, 460-462, 566, 577-579,
 597, 598, 601, 603, 604, 612, 613
 Gropius, Walter 508, 510-512
 Grossbritannien s. England
 Grosz, George 594
 Gründgens, Gustav 708, 712
 Gründerzeit 80, 81, 99-106
 Guderian, Heinz 777, 781, 794
 Gürtner, Franz v. 640

 Haber, Fritz 383, 385
 Habermann, Max 595
 Hächa, Emil 770
 Haeckel, Ernst 208, 209
 Haefen, Hans v. 424
 Hahnke, Wilhelm v. 205, 286, 299
 Haig, Douglas Earl of 418, 424
 Haldane, Richard Lord 358, 359
 Halder, Franz 779, 781-783, 785, 792,
 821
 Halifax, Edward Lord 762, 763, 765
 Haller, Johannes 389
 Hamburg 26, 77, 173, 181, 193, 278,
 292, 431, 502, 606, 623, 825
 Hammacher, Friedrich 146
 Hammann, Otto 309, 310, 406
 Hammerstein Equord, Kurt Frh. v.
 617, 633
 Hammerstein, Wilhelm v. 282, 288
 Handelspolitik: Freihandel 83, 85, 106-
 109; Rückkehr zum Protektionismus
 108, 109, 119, 120; nat.-soz. Politik
 658-661; s.a. Reparationen

- Hannover (Königreich) 19, 20, 35, 83
Hansemann, Bankhaus 100
Harden, Maximilian 230, 245, 262
Harding, Warten G. 469
Harnack, Adolf v. 210, 213, 223, 390
Harnack, Arvid 725
Harriman, Averell 480
Hart, Heinrich 75, 242, 245
Hartleben, Otto Erich 239
Hartmann, Eduard v. 103, 221, 222
Hasenclever, Walter 182, 246, 514, 520
Hassell, Ulrich v. 725, 747
Hasselmann, Wilhelm 175
Hatzfeld, Paul v. 37, 159, 162-164, 262, 265, 266, 268, 269, 272-274, 338-340
Hauck, Wilhelm 232
Hauptmann, Gerhart 245, 510, 694, 695
Hauser, Arnold 247
Hausmann, Conrad 430
Havenstein, Rudolf 484, 485, 504
Heeresgesetze: Eisernes Budget (1867) 69; Septennat (1874) 69-71, 129; Gesetz v. 1887: 153, 196, 200; Gesetz v. 1892: 266; Gesetz v. 1905: 307; Gesetz v. 1912: 320-323; Gesetz v. 1913: 314, 328; Gesetz v. 1933: 633
Heeringen, Josias v. 322, 323, 359
Hegel, Georg Friedrich Wilhelm 52, 65, 66, 213, 220, 246
Heidegger, Martin 694, 697-700
Helden, Konrad 628
Heine, Heinrich 243, 244, 523, 543, 704, 707
Held, Heinrich 504, 623
Helfferich, Karl 384, 400, 406-409, 414, 476, 505, 547
Helgoland 264
Heldorf-Bedra, Otto Heinrich v. 201, 203, 282
Hellpach, Willy 542
Helmholtz, Hermann Ludwig Ferdinand 221, 225
Henckel-Donnersmarck, Guido Gf. v. 100, 284
Henderson, Sir Nevile 765
Henlein, Konrad 764, 766
Hentsch, Richard 371
Hergt, Oskar 547
Hermann, Gottfried 222
Hermes, Andreas 484, 485, 659
Herriot, Edouard 555
Hertling, Georg Gf. v. 308, 310, 419, 420, 428
Herwegh, Georg 15
Hess, Rudolf 593, 612, 641, 678, 717, 792, 800, 802
Hesse, Hermann 506, 520, 521, 776
Hessen-Darmstadt 20, 26, 28, 33, 35, 50
Heuss, Theodor 179, 225
Heydebrand, Ernst v. 319
Heydrich, Reinhard 620, 648, 649, 690, 691, 814
Heym, Georg 250, 251
Heyne, Christian Gottlob 222
Heyne, Theodor 694
Heyse, Paul 78, 89, 244
Hildebrand, Bruno 225
Hildebrand, Rudolf 222
Hilferding, Rudolf 445, 504, 537, 550, 571, 572, 574
Himmler, Heinrich 216, 620, 636, 643, 648-650, 652, 799, 811-813, 815, 825
Hindemith, Paul 511-513, 706, 707
Hindenburg, Oskar v. 604
Hindenburg, Paul v. 372, 374, 385, 391, 396-415, 419, 420, 423, 427, 437, 439, 460, 461; Reichspräsident 550, 551, 563, 573, 574, 577, 578, 580, 583, 584, 597, 603-605, 607-610, 612, 613, 616, 621, 623-625, 634, 636-638, 641
Hintze, Otto 224, 313, 389, 576
Hinzpeter, Georg Ernst 198
Hitler, Adolf 422, 441, 444, 449, 454, 499, 503, 504, 506, 511, 521, 524, 525, 532, 539, 548, 568, 585, 600-608, 610, 611, 613, 614, 694-699;

- Reichskanzler (1933-1934) 615-638; Führer und Reichskanzler (1934-1945) 638-831; Attentat (1944) 726-730, 828; auswärtige Politik 663, 678, 731-775; Charakter und politische Begebung 586-597; und das deutsche Volk 776, 777, 825-630; und Europa 805-808; als Oberbefehlshaber 781-784, 793-795, 820-823; und die Industrie 568, 569, 600, 601; und die Intellektuellen 692-700; und die Juden 684-690; Wirtschaftspolitik 652-690; «Mein Kampf» 590, 732, 733, 752
- Hödel, Max 80, 117
- Hoesch, Leopold v. 750, 753
- Hofer, Walther 620
- Hoffmann, Johannes 442, 443, 451, 466
- Hoffmann, Max 401, 419
- Hoffmann v. Fallersleben, Heinrich 80
- Hofmannsthal, Hugo v. 247, 509
- Hohenborn, Wild v. 402
- Hohenlohe-Schillingsfürst, Chlodwig Fürst zu 36, 59, 161, 163, 271, 274, 277-279, 289-293, 298-301, 326, 334, 339, 345
- Hohenzollern, Dynastie 38, 255, 256, 258, 402, 432, 547
- Holborn, Hajo 717
- Holland 32, 33, 394, 433, 773, 778, 781, 808
- Hollmann, Friedrich v. 333-335
- Holstein, Friedrich v. 37, 143, 150-152, 157-161, 163, 164, 205, 252, 254, 259-262, 264-269, 284, 289, 291, 293, 302, 314, 346, 347, 355
- Holz, Arno 245
- Höpner, Erich 794
- Horthy, Nikolaus v. 807, 808
- Höss, Rudolf 813, 815
- Hossbach, Friedrich 760
- Hötzendorf, Conrad Frhr. v. 349-351, 359, 364, 372, 343, 374, 376
- Hubbe-Schleiden, Wilhelm 142
- Huber, Ernst R. 638
- Huber, Kurt 828
- Huber, Victor Aimé 211
- Huch, Ricarda 236, 516, 702, 703
- Hugenberg, Alfred 375, 388-390, 392, 524, 547, 548, 568-571, 573, 584, 585, 613, 615, 617, 628, 629, 659, 732
- Hughes, Charles Evans 554
- Humboldt, Wilhelm v. 78, 221, 228, 243
- Husserl, Edmund 222
- Hutten-Czapski, Bogdan Gf. v. 345
- IG Farben 656, 669
- Immermann, Karl 122
- Imperialismus und Kolonien 47, 138-147, 159, 194, 233, 271-276, 393, 394, 434; Weltpolitik 277, 278, 303, 304, 307, 314-316, 333, 334; s. auch Kolonialgesellschaft, dte.
- Impressionismus 247
- Indemnitätsgesetz 1921: 23-25, 169
- Industrie, Industrialisierung 170, 172, 215, 231, 244, 304, 545; industrielle Interessengruppen 107, 108, 231, 297, 298, 303, 304, 308, 328, 388, 545, 546, 570, 571; Industrie und Hitler 601, 602, 633, 656, 734
- Infallibilitätsdogma 89, 90
- Inflation (1919-1923) 485-492, 504, 505
- Intellektuelle: Künstler und Schriftsteller 242-251, 517-524; Kommunisten 517; Rechtsintellektuelle 524-543; Universitätsprofessoren 220-234, 389-391, 455, 456, 518
- Isabella II., Kg.in v. Spanien 37
- Iswolski I., Alexander 349, 350, 355
- Italien 39, 45, 91, 125, 139, 142, 214, 260, 265, 281, 357, 377, 379-381, 418, 479, 483; Dreibund (1882-1914) 138, 155-157, 349; und Drittes Reich 737, 741, 742, 744, 747, 753-756, 763; im Weltkrieg II: 787, 788, 789, 807

- Jacoby, Johann 24
 Jäckh, Ernst 278
 Jagow, Gottlieb v. 345, 406
 Jameson, Sir Leander Starr 271, 273, 274
 Janitschek, Maria 239
 Japan 272, 273, 349, 378, 379, 747, 756, 758, 787, 794, 795, 818
 Jesuiten 93, 94, 97, 105, 117, 149
 Jodi, Alfred 770, 784, 795, 820, 824
 Joffre, Joseph 371
 Johann, Kg. v. Sachsen 20
 Johst, Hanns 520, 707, 709
 Jones, Tom 752
 Joos, Josef 543, 544
 Jörg, Edmund 34, 36
 Jugoslawien 791, 807, 809, 816
 Jung, Carl Gustav 507
 Jung, Edgar 637
 Jungdeutscher Orden (Jungdo) 543, 584
 Jünger, Ernst 531-533, 611, 727
 Junges Deutschland 78, 238, 244, 533
 Justiz 85, 184, 453, 454, 626-628, 640
- Kaas, Ludwig 544, 575, 625, 629
 Kaehler, Siegfried 829
 Kahr, Gustav v. 466, 467, 499, 500, 503, 504, 637
 Kaiser, Georg 510, 519, 536
 Kálnoky, Gustav Gf. v. 269
 Kaltenborn-Stachau, Hans v. 286
 Kameke, A. K. G. v. 188, 189
 Kandinsky, Wassily 511
 Kapp, Wolfgang 393, 464-467, 473, 494
 Kardorff, Wilhelm v. 108, 111
 Karl I., Kaiser v. Österreich, Kg. v. Ungarn 413
 Karl Anton, Fürst v. Hohenzollern-Sigmaringen 38, 43
 Kästner, Erich 521, 522, 704, 720
 Kautsky, Karl 445, 539
 Kayser, Paul 161, 163, 268, 269
 Kegel, Max 80
 Kehr, Eckart 187, 455
 Keim, August 322
- Keitel, Wilhelm 761, 770, 776, 778, 785, 797
 Keppler, Wilhelm 656
 Kerr, Alfred 148, 252, 253
 Kessler, Harry Gf. 427, 529, 550, 585, 605
 Ketteler, Wilhelm Emmanuel v. 82, 91, 109, 178, 210
 Keudell, Robert v. 47
 Kiautschou 305, 333, 338, 341
 Kiderlen-Wächter, Alfred v. 161, 163, 254, 255, 262, 356
 Kirchner, Ernst 507
 Kirdorf, Emil 375
 Klausener, Erich 637
 Klee, Paul 511
 Kleist, Ewald v. 781, 793
 Kleist, Heinrich v. 243, 708
 Kleist-Retzow, Hans v. 23
 Knies, Karl 108, 225
 Knilling, Eugen v. 499, 504
 Knorr, v., Admiral 334, 335
 Koch, Erich 817
 Koch, Robert 221
 Koch-Weser, Erich 543
 Koeth, Josef 382
 Kohleindustrie 445, 446
 Kolonialgesellschaft, Kolonialverein 142, 276, 316, 335, 353
 Kolonialvertrag, deutsch-englischer (1890) 263, 264
 Köller, Ernst Matthias v. 299, 300
 Kollwitz, Käthe 245, 701, 702
 Kölnische Zeitung 22, 27, 131, 360, 716
 Kolping, Adolf 82, 210, 211
 Kommune, Paris 116, 127, 178
 Kommunistische Partei (KPD) und Kommunismus 434, 438, 440-443, 465, 494, 496-498, 500, 503, 517, 523, 539, 550, 552, 555, 566, 577, 582, 583, 585, 608, 609, 612, 619, 620, 622, 624, 687; nach 1933: 722, 723; s.a. Spartakusbund
 Konferenzen und Kongresse: London (1867) 33; Reichstadt (1876) 133; Berlin (1878) 134, 135, 162; Berlin Kongo (1885) 145, 146; Algéciras

- (1900) 162, 348, 355; Haag (1899, 1907) 354; Spa (1920) 473, 474, 479; Cannes (1922) 478; Genua (1922) 479; London (1924) 554; Locarno (1925) 557-562, 568; Thoiry (1926) 562; Haag (1932) 567, 568; Lausanne (1932) 606; Weltwirtschaft (1933) 615, 629; Abrüstung (1932-1934) 603, 607, 634, 655, 737, 738, 743, 758; Stresa (1935) 744; München (1938) 768-770
- Kongo Kontroverse 272
- Königgrätz 15, 18, 21, 22, 29, 39, 48, 69, 125, 191, 256, 629
- Konservatismus 21-25, 29, 35
- Kordt, Theodor 725
- Kracauer, Siegfried 712
- Krach v. 1873: 103-107, 123, 124, 232
- Krauch, Carl 669
- Kreuzzeitung 23, 92, 105, 111, 200, 282, 356, 547
- Kriege: Deutsch-Dänischer (1864) 22, 109; Preussisch-Österreichischer (1866) 15-21; Deutsch-Französischer (1870/71) 29, 44-51, 116; Russisch-Türkischer (1877/78) 111, 113; Spanisch-Amerikanischer (1898) 336, 339; Buren (1899-1901) 304, 340, 346; Russisch-Japanischer (1905) 346, 381; Balkan (1912/13) 357, 359-363; Abessinien (1935/36) 744, 747, 753; Spanischer Bürgerkrieg (1936-1939) 666, 667, 753-756; Russisch-Finnischer (1939) 779; s. a. Weltkrieg I und II
- Krüger, Paul (Krügerdepesche) 274-276, 334
- Krupp 274, 336
- Kühlmann, Richard v. 361, 417-420, 424
- Kulturkampf 89-99, 128, 202; s. a. Religion
- Kun, Béla 417, 443, 459
- Kurhessen 20
- Kurland 387, 421
- Laband, Paul 57, 67
- Lagarde, Paul de 215, 525
- Lambach, Walter 547, 548
- Lammers, Heinrich 640, 641
- Lampl, Walter 437, 438
- Lamprecht, Karl 224
- Lancken, Oskar v. d. 347
- Landauer, Gustav 443, 444, 454
- Landsberg, Otto 459
- Landwirtschaft 110, 385, 386; Agrarierpolitik 120, 121, 200, 231, 267, 268, 602, 604; Interessenverbände 109, 110, 282, 304, 305, 328, 388, 631; Kleinbauern 539, 540, 595, 632; Drittes Reich 632, 659, 660, 661; s. a. Bund der Landwirte
- Langbehn, Julius 215, 230, 525
- Lange, Helene 239, 240
- Langenbeck, Bernhard 221
- Lansdowne, Henry Charles Lord 341, 418
- Laqueur, Walter 517
- Lasker, Eduard 37, 85, 88, 98, 103-105, 118, 192, 198
- Lassalle, Ferdinand 65, 116, 175, 178, 237, 541
- Laube, Heinrich 89
- Laval, Pierre 741, 788, 805, 806
- Leber, Julius 453, 539, 540, 566, 722, 723
- Lederer, Hugo 77
- Leeb, Wilhelm Ritter v. 633, 778, 793
- LeFort, Gertrud v. 516
- Legien, Carl 296, 422, 4901
- Lehmann, Max 223, 224, 390
- Leibi, Wilhelm 244
- Leipart, Theodor 611
- Lenau, Nikolaus 78
- Lenbach, Franz v. 77
- Lenin, Uljanow Wladimir 497
- Lenz, Max 223, 224
- Leo XIII., Papst 96, 114, 208, 210, 211
- Leopold II., Kg. d. Belgier 146
- Leopold, Erbprinz v. Hohenzollern-Sigmaringen 38-43
- Leroy-Beaulieu, Pierre Paul 142
- Leuschner, Wilhelm 722

- Levi, Paul 497
- Levine, Eugen 443, 444
- Levetzow, Magnus v. 430
- Ley, Robert 631, 643, 677, 678, 801
- Liberalismus 17, 21-24, 62, 76, 80, 81, 85, 87, 88, 90, 95, 98, 108-111, 120, 121, 124, 169, 188, 192, 193, 526, 544-546, 585, 695; s. a. Deutsche Demokratische, Deutsche Freisinnige, Nationalliberale, Deutsche Volksund Deutsche Fortschritts-Partei
- Lichnowsky, Karl Max, Fürst 78, 359, 361
- Lichtenberg, Bernhard 724
- Liebermann, Max 245, 704
- Liebig, Justus 221
- Liebnecht, Karl 434, 440, 441
- Liebnecht, Wilhelm 24, 116, 173, 177, 182, 296
- Lienhard, Friedrich 330
- Liliencron, Detlev v. 247, 351
- Lindau, Paul 245
- Lindau, Rudolf 161
- Lipski, Jozef 771
- List, Wilhelm 809
- Litauen 387, 405, 411, 421, 462, 496, 771
- Literatur: Gründerzeit 53, 54, 78, 79; Naturalismus 245-250; Impressionismus 247; Expressionismus 248-251, 506, 507, 513; Neue Sachlichkeit 521-525; über den Krieg 1914/18: 531, 532; im Dritten Reich 699-704
- Litwinow, Maxim 741
- Lloyd George, David 356, 459, 463, 472, 474, 478, 479, 783
- Locarno s. Verträge
- Lohmann, Theodor 212, 290, 293
- Lossow, Otto v. 499, 500
- Lothian, Philip Lord 742
- Loucheur, Louis 478
- Lubbe, Marinus van der 620
- Ludendorff, Erich 322, 323, 372, 374, 375, 376, 391, 396-422, 425, 436, 454, 493, 503, 555
- Lüderitz, Adolf 143, 146
- Lüders, Else 241
- Lüders, Maria 680
- Ludwig III., Kg. v. Bayern 387
- Luftwaffe 661, 743, 777, 779, 785-788, 792, 793
- Lukács, Georg 519
- Luthardt, Christian Ernst 95
- Luther, Hans 504, 549, 560, 561
- Lüttwitz, Walther Freiherr v. 440, 441, 461, 462, 464, 465, 466
- Luxemburg (Grossherzogtum) 32, 33, 39, 63, 344, 411, 778, 781, 808
- Luxemburg, Rosa 434, 435, 440, 441, 443, 497
- Lyncker, Moritz v. 362, 402
- MacDonald, Ramsay 555, 733, 746
- MacMahon, Patrice Maurice 45, 128
- Maercker, Ludwig v. 439, 441, 442, 461
- Mahan, Alfred Thayer 335, 397
- Makart, Hans 103
- Malaparte, Curzio 828
- Malerei: Naturalismus und Impressionismus 244, 245, 246; Sezession 245; Expressionismus 250, 506, 507, 704; im Dritten Reich 705, 709, 716
- Mandel, Georges 750, 782
- Mann, Heinrich 249-251, 506, 514, 693, 701, 702, 707
- Mann, Klaus 515, 699, 700
- Mann, Thomas 448, 506, 510, 520, 522, 529, 619, 693, 694, 702, 720
- Manstein, Erich v. 781, 783, 793, 820
- Manteuffel, Edwin v. 21, 69, 168, 170, 187
- Marcks, Erich 223, 390
- Marcks, Gerhard 311
- Marees, Hans von 244, 704
- Marine 257, 259, 274, 331-338, 357, 358; im Weltkrieg I: 369, 370, 378, 397-399, 429, 430; und Weimarer Republik 565, 566; und Drittes Reich 671, 803, 817-819
- Marinegesetze 309; (1898) 336; (1900) 304, 337, 339, 340; (1906) 353; (1908) 354

- Marlitt, Eugenie 239
- Marokko Krisen (1905) 345-348;
(1911) 318, 320, 322, 355-357
- Marschall v. Bieberstein, Adolf Frhr.
259, 272, 274, 275, 289, 299, 300,
402
- Marsella, Kardinal 136
- Marx, Karl 116, 175, 178, 294, 434,
704
- Marx, Wilhelm 544, 550, 564
- Masaryk, Tomas 765
- Mason, Tim 683
- Materialismus 98, 99, 209, 231, 233,
235, 243, 248, 249, 366, 520
- Max, Prinz v. Baden 428-430, 432, 434
- Mayer, Oskar 574
- Mecklenburg 26, 28, 77, 85, 493
- Mehring, Franz 84, 99, 117, 179, 180,
193, 434
- Mehring, Walter 576, 680
- Meidner, Ludwig 250, 251
- Meinecke, Friedrich 207, 224, 368, 369,
390, 426, 429, 439, 717, 804, 829,
830
- Meissner, Otto 600, 623, 641
- Memelland 496, 771
- Metternich, Clemens Fürst v. 38
- Mevissen, Gustav 22
- Meyer, Arnold Oskar 390
- Meyer, Conrad Ferdinand 78, 89, 244
- Meyer, Eduard 390
- Michaelis, Georg 415, 419
- Michels, Robert 230
- Mierendorff, Carlo 722
- Minoux, Friedrich 499
- Miquel, Johannes 25, 90, 130, 194, 198,
203, 283, 288, 292, 302, 304, 336
- Mittelstand: Feudalitätstendenzen der
wohlhabenden Mittelschicht 120-
122, 185-187, 235, 248, 249; Mittel-
standsorganisationen 388, 491, 492,
594-596, 602, 628; Patriotismus 316
- Mittnacht, Hermann Frh. v. 183
- Moellendorff, Wichard v. 446
- Moeller van den Bruck, Arthur 525-
530, 532, 533
- Moldenhauer, Paul 572-574, 579
- Molotow, Wiatscheslaw 790
- Moltke, Helmuth Joh. Ludwig (d. J.)
322, 343, 350, 351, 357, 359, 364,
370-372, 374, 377
- Moltke, Helmuth Gf. v. 724
- Moltke, Helmuth Karl Bernhard Gf. v.
(d. Ä.) 18, 48, 49, 68, 69, 117, 130,
158, 159, 187, 189, 256, 343, 344,
397
- Mommsen, Theodor 211, 223, 229,
23.1, 232
- Mommsen, Theodor Ernst 717
- Mommsen, Wolfgang 319
- Montenegro 132, 136, 359, 809
- Montgomery, Bernard Law 819
- Monts, Alfred Gf. v. 314
- Morgenthau, Henry 827
- Morier, Sir Robert 197
- Mosse, Georg 105
- Most, Johannes 173-175
- Mühsam, Erich 443, 444, 519, 620
- Müller, Georg Alexander v. 360, 396,
411
- Müller (-Franken), Hermann 468, 545,
548, 564, 565, 567, 570, 571, 573,
575-580
- Müller, Johann 221
- Müller, Karl Alexander v. 717, 718
- Müller, Ludwig 723
- Müller, Otfried 222
- München 244, 347, 387, 416, 432, 433,
466, 623, 648;
s. a. Konferenzen
- Münster, Georg Herbert Gf. 144, 162,
164, 262, 343, 355
- Musik 512, 513, 705, 706, 707
- Mussert, Anton 805
- Mussolini, Benito 379, 741, 742, 747,
758-789, 791, 792, 807, 819, 820
- Nachtigal, Gustav 145
- Nadolny, Rudolf 736, 737, 739
- Naher Osten (Krise, 1875) 112, 132-
136

- Napoleon I. Bonaparte, Kaiser der Franzosen 43, 214, 220
- Napoleon III., Kaiser der Franzosen 18, 19, 20, 25, 29, 31, 39, 40, 43, 44, 48
- Nationalismus 34, 35, 39, 44, 46, 47, 49, 51, 61, 73-79, 233, 235, 315, 216; nationale Symbole 77
- Nationalliberale Partei Deutschlands 25, 32, 37, 65, 82-88, 104, 106, 111, 113, 114, 117-120, 182, 192, 194, 196, 200, 202, 216, 281, 282, 297, 304, 305, 307, 308, 316, 319, 388, 400, 413, 414, 424, 445, 493, 544
- Nationalsozialismus 456, 492, 503, 504, 520, 525, 540, 595, 608, 609, 613, 618, 639, 646, 652, 660, 676, 677, 712, 829; und die Intellektuellen 693-700
- Nationalsozialistische Deutsche Arbeiterpartei (NSDAP) 492, 499, 506, 548, 550, 551, 553, 559, 577, 582, 583, 588, 590-597, 600, 602, 605-614, 622, 628, 629, 631, 644, 646, 675, 678, 701, 713, 723, 741, 757, 801, 803; Hitlerjugend (HJ) 711, 718, 719, 723, 800; Schutzstaffeln (SS) 601, 604, 606, 618, 620, 623, 624, 631, 636, 637, 638, 646-651, 678, 719, 800, 806, 810-815; Sturmabteilung (SA) 601, 603, 606, 608, 618, 620, 623, 624, 631, 632, 634-638, 647-650, 685, 686, 741, 800; und die Frauen 679-684
- Nationalversammlung (Weimar) 435, 437, 444-451
- Naturalismus 239, 244-247
- Naumann, Friedrich 212, 213, 233, 234, 241, 277, 290, 293, 303, 304, 313, 316, 422, 429, 542, 543
- Neumann, Franz 652
- Neurath, Konstantin Frh. v. 735, 744, 757, 759-761
- Nicolai, Oberstlttn. 418
- Niebuhr, Barthold Georg 223
- Niemöller, Martin 724
- Nietzsche, Friedrich 56, 78, 209, 215, 220, 243, 431, 525, 698,
- Nivelle, Georges 418
- Nobiling, Karl 117, 170, 171, 190
- Nolde, Emil 250, 507, 704, 705
- Norddeutsche Allgemeine Zeitung 87, 129
- Norwegen 759, 760, 808, 829
- Noske, Gustav 430, 437, 438, 440, 441, 443, 446, 461, 462, 464, 468, 574
- Oldenburg-Januschau, Ehard v. 317, 547
- Ollivier, Emile 40, 43
- Oncken, Hermann 223
- Oppenheim, Heinrich Bernhard 105, 146
- Ossietzky, Carl v. 523, 620
- Österreich (und Österreich-Ungarn) 25, 26, 29, 39, 45, 47, 50, 62, 84, 112, 114, 126, 132-139, 148, 149, 151, 152, 260, 270, 281; Friedensvertrag (1866), 17-20; Zweibund (1879) 124, 137, 138, 158, 351; Bosnische Krise (1908) 349, 350; (1914) 362-365; im Weltkrieg I: 372-374, 376, 377, 379-381, 394, 401, 403, 413, 421, 425; Republik 431, 475, 741, 754, 755; Zollunion 600; Anschluss 552, 667, 689, 733, 752, 755, 757, 759, 762, 763
- Ort, Eugen 609, 610
- Otto, Bernard 611
- Pabst, Waldemar 441, 444, 463
- Pacelli, Eugenio s. Pius XII.
- Panslawismus 125, 133, 134, 136-138, 147, 159, 349, 362, 375
- Papen, Franz v. 544, 605-616, 618, 696, 757
- Paquet, Alfons 702
- Partikularismus 50, 51, 59, 60, 63, 281, 284, 451, 455, 504, 645
- Paulsen, Friedrich 220, 228-230
- Paulus, Friedrich 822
- Payer, Friedrich 313
- Pétain, Philippe 788

- Peters, Carl 142, 145, 147, 233
Pfeffer von Salomon 647
Pflanze, Otto 60
Philippi, Felix 103
Phipps, Sir Eric 744, 745
Pieck, Wilhelm 440
Pilsudski, Jozef 739
Pius IX., Papst 90, 96
Pius XII. (Pacelli, Eugenio) 629
Planck, Erwin 390, 507
Planck, Max 390, 507
Plessen, Hans v. 362, 375, 402
Pöhner, Ernst 446
Poincaré, Raymond 362, 478, 479, 482, 483, 495, 557, 559, 563
Polen 35, 101, 137, 344, 375, 387, 388, 391, 393, 394, 404, 405, 411, 421, 439, 552, 553, 559, 561, 563, 609, 634, 733; deutsch-polnischer Pakt (1934) 739-741; Danzig-Frage 762, 771-774; im Weltkrieg II: 775, 776, 789, 809-812, 816
Popitz, Johannes 572
Portugal 271, 807
Posadowsky-Wehner, Arthur Gf. v. 292
Preussen 15-21, 26-34, 39, 40, 42, 51, 82; Erziehung 281, 307, 309; polnische Gebiete 27, 35, 81, 82, 92, 317; Preuss. Akademie der Künste 693, 701, 702, 703; Provinzialregierung 87; und das Reich 59, 60, 283, 284, 305, 306, 451-453, 571, 606, 607, 617-619, 648, 649; Verfassung von 1850: 168, 169; Verfassungskonflikt (1862-66) 17, 31-26, 65, 68, 69, 82, 87, 98, 169; Wahlrecht 60, 309, 316, 410, 414, 423, 428
Preussische Jahrbücher 22, 141, 180, 229, 232, 390, 528
Prim, Juan, Gf. v. Reus 38
Prittwitz Graf von, Friedrich Wilhelm Frh. v. 735
Protopopow, Alexander 404
Puttkamer, Robert v. 121, 174, 184, 185
Quidde, Ludwig 390, 542
Quisling, Vidkun 781, 808
Raabe, Wilhelm 99, 105
Rackow, Heinrich 172
Radbruch, Gustav 453
Rade, Martin 212 Radio 535, 673
Radolin-Radolinski, H. L. v. 261
Radowitz, Joseph Maria Frh. v. 37, 131, 150, 162, 163, 261, 355
Radziwill, Adelsgeschlecht 92
Raeder, Erich 759, 779, 784, 785, 787, 792, 819
Ranke, Leopold v. 222, 223
Rantzaу, Kuno v. 160, 163
Raschdau, Ludwig 160, 161, 260, 261
Rat der Volksbeauftragten 435, 445
Rathenau, Walther 382, 385, 446, 476-480, 482, 494, 532, 558, 657, 798
Rauschnig, Hermann 635, 736, 737, 739
Reichenau, Walter v. 613, 633, 637, 765
Reichensperger, August 98
Reichsbanner 604, 606, 623, 628, 721
Reichstag 56, 57, 62-65, 67-71, 83, 85, 93, 107, 109, 113, 114, 116, 119, 143, 147, 153, 159, 171-175, 190, 196, 198, 202, 279, 280, 287, 299, 302, 306, 323, 333, 334; Daily Telegraph-Affäre 311, 312, 326; Kartell (1887-1890) 196, 197, 199, 200, 202, 281, 302; Marinevorlagen 334-338, 355; Sackgasse des Parteiensystems (1912-1914) 319; Staatsstreich gegen den Reichstag? 170, 201, 328; Zabern-Debatte (1913) 324-328; im Weltkrieg I: 367, 395, 400, 407-410, 413, 414, 417, 423, 424; Weimarer Republik 448-450, 459, 495, 550, 555, 560, 569, 570, 572, 580-583; nach 1933: 617, 624, 630, 664, 691, 795

- Reichstagswahlen (1881) 182, 183;
 (1884) 190, 192-194; (1887) 196;
 (1890) 202; (1893) 287; (1898) 305;
 (1903) 305; (1907) 308; (1912) 318,
 319; (1920) 467, 468; (1930) 583,
 584, 585
- Reichwein, Adolf 723
- Reinhard, Wilhelm 439-441, 444,
 448, 498
- Reinhardt, Max 434, 509
- Reinhardt, Walther 460, 462, 464
- Religion 352; Kulturkampf 89-99;
 Macht der etablierten Kirchen 208-
 210; Modernismus und
 Dogmenkritik 208-210
- Remilitarisierung des Rheinlands
 (1936) 662, 733, 747-749, 758
- Remarque, Erich Maria 486, 488,
 532, 701, 704
- Rennenkampf, Paul v. 372
- Renteln, Theodor v. 631
- Reparationen 458, 470-484, 495, 554,
 555, 563, 567, 572
- Reuss, Prinz Heinrich VII. 150, 161,
 164, 202, 262
- Reuter, E. 497
- Reuter, Gabriele 239, 240
- Reynaud, Paul 782
- Rheinland 82, 460, 473, 482, 496, 502,
 555-557, 559, 563, 567, 568, 570,
 599, 738, 745, 750, 752, 753
- Rhys, Ernest 235
- Ribbentrop, Joachim v. 644, 645, 746,
 752, 753, 756, 761, 771, 774, 775,
 787, 790, 796
- Richter, Eugen 182, 188
- Rickert, H. 182, 222
- Riefenstahl, Leni 589, 675, 683, 712
- Riezler, Kurt 363, 365, 393, 394, 410
- Rilke, Rainer Maria 207, 247, 506, 512
- Ringer, Fritz 218
- Ritschl, Albrecht 209, 213
- Roggenbach, Franz v. 191, 192, 202
- Rohe, Mies van der 511, 693
- Röhm, Ernst 499, 634-637, 644, 648,
 649
- Römisch-katholische Kirche 208;
 Antikatholizismus 89-93; und Erzie-
 hung 93, 281, 282, 307; Kulturkampf
 94-99, 111, 128, 282; und Nationalso-
 zialismus 623, 629, 723; Sozialkatho-
 lizismus 82, 209, 210; Vatikanisches
 Konzil (1869/70) 90
- Rohrbach, Paul 277, 278
- Rommel, Erwin 792, 800, 817, 819, 824
- Roon, Albrecht v. 19, 69, 73
- Roosevelt, Franklin Delano, Präsident
 der USA 580, 615, 654, 772, 787
- Roscher, Wilhelm 108, 225
- Rosebery, Archibald Philip Earl of 265,
 270, 272, 273
- Rosenberg, Alfred 644, 645, 701, 705,
 801, 817
- Rosenberg, Hans 120
- Rössler, Konstantin 131
- Rote Kapelle 722, 725
- Roth, Günther 298
- Rothfels, Hans 717
- Rothschild, Bankhaus 30, 100
- Rouher, Eugène 39
- Rouvier, Maurice 346
- Ruge, Arnold 44
- Ruhrgebiet 199, 474, 480, 483, 484,
 496, 499, 554, 555, 557, 734;
 s. a. Rheinland
- Rumänien 101, 136, 260, 267, 378, 380,
 381, 400, 402, 411, 421, 661, 789,
 790, 808, 810
- Rumbold, Sir Horace 580, 732, 733, 744
- Rümelin, Gustav 52, 66
- Rundstedt, Gerd v. 633, 782, 793,
 822, 824
- Russeli, Odo Lord 149
- Russland 31, 39, 45, 48, 112, 124, 125,
 126, 132-139, 147-152, 154-159, 197,
 205, 270, 303, 304, 338;
 Rückversicherungsvertrag (1887)
 156, 157, 164, 259, 260, 261, 263,
 285; Annäherung an Frankreich
 (1890-1893) 265, 266, 267, 285;
 Entfremdung von Deutschland (1902-
 1914) 338, 341, 342, 348, 349, 357;

- im Weltkrieg I: 372, 375-377, 401, 403, 404, 418, 421;
s.a. Sowjetunion
Rust, Bernhard 701, 717
- SA (Sturmabteilung) s. Nationalsozialistische Deutsche Arbeiterpartei (NSDAP)
- Saargebiet 563, 599, 742, 757
- Saburow, Peter Alexandrowitsch v. 138
- Sachsen 19, 20, 26, 28, 51, 59, 116, 233, 284, 306, 387, 492, 494, 497-503, 623
- Sachsen-Weimar 26, 28
- Sackett, Frederic M. 580, 599
- Salandra, Antonio 379, 380
- Salazar, Eusebio 37
- Salisbury, Robert 136, 155, 164, 264, 265, 341
- Salomon, Ernst v. 828
- Sammlungspolitik 302, 303, 304, 330, 336,
- Samoa 141, 271, 272, 338, 339
- Samsonow, Alexander 372
- Sandys, Duncan 733
- Sasonow, Sergei 404
- Sauckel, Fritz 643, 646, 799, 811
- Sauer, Wolfgang 169
- Savigny, Karl Friedrich v. 27
- Scavenius, Erik 806
- Schacht, Hjalmar 505, 571, 572, 632, 640, 652, 653, 658, 659, 661, 662, 664-666, 686, 687
- Schäfer, Dietrich 390, 391, 392
- Schaukai, Richard v. 247
- Scheer, Reinhard 370
- Scheffer, Paul 715, 716
- Scheidemann, Philipp 326, 327, 433, 459, 548
- Scherer, Wilhelm 222
- Schieder, Theodor 76
- Schiele, Martin 5601, 579
- Schiller, Friedrich 76, 243, 244, 434, 447, 508, 574, 830
- Schilling, Max v. 701-703
- Schimonoseki (1895) 272
- Schirach, Baldur v. 574, 719
- Schlange-Schöningen, Hans 602
- Schleicher, Kurt v. 437, 577, 578, 598, 603-613, 637
- Schlemmer, Oskar 511
- Schlieffen, Alfred Gf. v.
(Schlieffenplan) 256, 285, 286, 321, 343-345, 347, 350, 360, 364, 365, 370,371,381,781
- Schlözer, Kurd v. 163, 261
- Schmid, Carlo 541
- Schmidt, Robert 574
- Schmidt Rottluff, Karl 507, 704, 705
- Schmitt, Carl 533, 694, 695, 696, 700
- Schmöller, Gustav 108, 109, 118,119, 142, 225
- Schoenbaum, David 673
- Scholl, Hans u. Sophie 828
- Scholz, Ernst 546, 549, 571, 572
- Scholz-Klink, Gertrud 683
- Schönberg, Arnold 506, 512, 513
- Schönlein, Johann Lukas 221
- Schorlemer, Burghard Frh. v. 321
- Schubert, Carl v. 556
- Schücking, Walther u. Levin 390
- Schukow, Georgi 794
- Schulenburg, Werner Gf. v. d. 725, 790
- Schulze Boysen, Harro 725
- Schulze-Gävernitz, Gerhart v. 230
- Schumacher, Hermann 389, 390
- Schumacher, Kurt 541
- Schumann, Gerhard 776
- Schumpeter, Joseph 445
- Schuschnigg, Kurt v. 754, 755, 763
- Schuwalow, Paul Gf. 151, 258
- Schuwalow, Peter Gf. 134, 135, 136
- Schwab, Gustav 207
- Schwabach, Paul 146
- Schwarzenberg, Felix Fürst zu 195
- Schweden 807
- Schweinitz, Lothar v. 143, 161, 185, 201,261,262
- Schweitzer, Job. Baptist v. 116
- Schweiz 807
- Schwerin v. Krosigk, Johann Lutz Gf. 640, 643
- Sedan 45, 48, 69, 77, 147, 243
- Seeberg, Reinhold 389, 390

- Seeckt, Hans v. 391, 464, 465, 466, 473, 483, 496, 500, 523, 529, 553, 560, 562, 564, 612, 634, 726, 739
- Seeley, John 142
- Seisser, Hans Ritter v. 499, 500 Seldte, Franz 548, 568, 613, 628, 634, 643, 677, 678
- Senden-Bibran, Gustav Frh. v. 332, 333, 334,
- Serbien 132, 136, 149, 349, 350, 359, 361-364, 373, 378, 379, 381, 425, 809; s. a. Jugoslawien
- Severing, Karl 574
- Seyss-Inquart, Arthur 806
- Sezessionspartei (1881-1884) 182, 188, 192, 194; s. a. Nationalliberale Partei, Deutsche Fortschrittspartei, Freisinnige Partei
- Sichler, Richard 384, 385
- Siemens, Georg v. 121
- Simmel, Georg 226
- Simon, Sir John 742-745
- Simons, Walter 473
- Singer, Paul 173
- Slevogt, Max 245, 704
- Snowden, Philip 568
- Solms, Eberhard Gf. v. 262
- Sombart, Werner 389
- Sozialdemokratische Partei Deutschlands (SPD) 83,115-118, 142, 170, 177, 178, 182, 194, 196, 241, 282, 287, 291, 294, 299, 302, 303, 317, 318, 319, 324, 327, 428; Konferenzen 116,174, 175; Presse 118, 171, 174, 294, 295, 296, 539; Patriotismus 295, 316, 324; Revisionismus 294-298, 319, 435; Sozialisten Gesetz 115,118, 142, 170-176, 181, 182, 193, 195, 200, 201, 294; und Weltkrieg I: 368, 385, 388, 395, 408, 411-414, 421; und Revolution v. 1918: 431, 433-437; und Weimarer Republik 444, 452, 459, 466, 467, 468, 480-494, 497, 498, 502-504, 513, 523, 538-543, 549, 553, 560, 562, 564-566, 573, 574, 577, 581, 582, 584, 598, 604, 606; nach 1933: 619, 622-626, 628, 721, 722; s. a. Unabhängige Sozialdemokratische Partei Deutschlands, Sozialismus
- Sozialismus 115-117, 124, 170, 178, 231,290, 293
- Sozialversicherungsgesetzgebung 176-179, 183, 193, 290,351
- Sowjetunion 479, 552, 553, 558, 561, 562, 634, 661, 709, 725, 739-742, 748-750, 764, 767, 768, 772, 779, 788, 789; deutsch-sowjetischer Vertrag (1939) 773, 774, 788, 789; im Weltkrieg II: 790-793, 804, 810, 818
- Souchon, Wilhelm 378
- Spahn, Martin 229
- Spahn, Peter 308
- Spanien 339, 561,666, 667; Thronfolge (1868-1870) 37-43; Bürgerkrieg (1936-1939) 753-756; im Weltkrieg II: 788, 807
- Spartakusbund 434-438, 440, 441, 444
- Speer, Albert 643, 684, 710, 797-799, 804, 809, 818, 820, 824, 826, 828
- Speer, Reinhard 430
- Spengler, Oswald
- Spielhagen, Friedrich 427, 433, 446, 525, 528, 529, 532,611,698
- Springer, Anton 227
- SS (Schutzstaffeln) s. Nationalsozialistische Deutsche Arbeiterpartei (NSDAP)
- Staatspartei, Deutsche s. Deutsche Demokratische Partei
- Staatsrecht 51, 56-60, 72-74, 84, 85, 118, 119; Aufhebung von 1933: 623-625, 630-632
- Stahl, Julius 213
- Stahlhelm 524, 563, 567, 568, 618, 623, 628, 634
- Stalin, Josef 501, 502, 774, 789, 791, 805
- Stampfer, Friedrich 435, 569
- Stauffenberg, Claus Schenk Gf. v. 727, 730
- Stauffenberg, Franz August Frhr. v. 114, 182

- Stegerwald, Adam 480, 622
 Stern, Jakob 166
 Sternberg, Josef v. 249, 514, 534, 693
 Sternheim, Carl 249-251, 279, 434, 509
 Stinnes, Hugo 375, 404, 416, 473, 474, 478, 479, 482, 484, 487, 489, 490, 499, 503, 527, 544
 Stoecker, Adolf 176, 178-182, 198, 211, 212, 282, 303
 Stöpel, Friedrich 747
 Stolper, Gustav 108
 Storm, Theodor 103
 Stosch, Albrecht v. 78, 79, 189, 191, 332, 334
 Strasser, Gregor 594, 610-612, 637
 Strasser, Otto 528, 589, 632
 Strauss, David Friedrich 208, 209
 Strauss, Richard 512, 513, 706
 Stresa-Konferenz 744, 747
 Stresemann, Gustav 413, 414, 445, 468, 480, 483, 493-495, 499-505, 537, 544-546, 551-565, 568-571, 579, 584, 586, 587, 594, 600, 628, 642, 737, 757
 Stimson, Henry L. 580
 Strousberg, Bethel 101, 103
 Stumm, Ferdinand v. 261
 Stumm Halberg, Carl Frh. v. 213, 230, 232, 284, 291, 294
 Stürmer, Michael 73
 Sudermann, Hermann 228, 245
 Sue, Eugène 93
 Sybel, Heinrich v. 142, 233
 Syllabus Errorum (1864) 90, 291

 Taylor, Telford 785
 Thälmann, Ernst 550, 603, 606
 Theater 89, 244, 245, 248, 508; expressionistisches 507-510; im Dritten Reich 708, 709
 Thiers, Adolphe 49, 50, 128
 Thiersch, Friedrich 222
 Thomas, Georg 657, 671, 674, 677, 679, 797
 Thyssen, Fritz 375, 568, 632, 658

 Tirpitz, Alfred v. 223, 278, 303, 320, 321, 331-338, 347, 353, 354, 358-360, 365, 369, 370, 392, 397-400, 418, 460
 Tisza, Stefan Gf. 381
 Todt, Fritz 643, 790, 798
 Todt, Rudolf 178
 Toller, Ernst 443, 444, 510, 519
 Tönnies, Friedrich 225, 226, 229, 390
 Trakl, Georg 330, 512
 Transvaal 271, 273, 274, 275
 Treitschke, Heinrich v. 47, 59, 66, 67, 76, 77, 85, 90, 92, 117, 119, 142, 171, 180, 223, 232, 233, 456
 Tresckow, Henning v. 730
 Treviranus, Gottfried 579, 585, 596
 Trochu, Louis Jules 47
 Troeltsch, Ernst 224, 390
 Trott zu Solz, Adam v. 725
 Tschechoslowakei 559, 600, 668, 740, 749, 752, 759-764, 766-770.; Sudetenfrage 737, 763-768; Besetzung 678, 770
 Tucholsky, Kurt 469, 523, 524, 538, 680, 692, 704
 Türkei 132, 133, 136, 155, 267, 271, 314, 342, 349, 357, 361, 365, 378, 425, 788, 790
 Twesten, Karl 24

 Uhde, Fritz v. 245
 Uhland, Ludwig 243
 Umsturzvorlage (1894) 230, 287, 288, 291
 Unabhängige Sozialdemokratische Partei Deutschlands (USPD) 413, 416, 432, 434, 438, 441, 467, 468, 497, 539
 Ungarn 487, 707, 789, 790, 808, 810
 Unruh, Fritz v. 510

 Valentini, Rudolf v. 314, 410, 412, 420
 Van Hoddis, Jakob 250
 Vansittart, Sir Robert 599, 733, 746, 762, 763
 Vaterlandspartei 418, 420, 421
 Vatikan 90, 128, 379, 565, 625

- Verein für Sozialpolitik 109, 225, 290
 Vereinigte Staaten von Amerika 55, 61, 64, 109, 193, 331, 339, 340, 398, 405, 406, 410, 476, 478, 482, 598, 599, 658, 786, 787, 794, 795, 804, 818
 Versen, Major v. 41
 Versailler Vertrag (1919)
 s. u. Verträge
 Verstärkung 104, 208
 Verträge: Paris (1856) 39, 48; Prag (1866) 20, 23, 26, 29; Frankfurt (1871) 50, 125, 127, 128; Mittelmeerabkommen (1887) 155, 156, 157, 263; Rückversicherungsvertrag (1887) 157, 164, 259, 260, 263, 285; London (1915) 380; Brest-Litowsk (1918) 419, 420, 421; Bukarest (1918) 141; Versailles (1919) 458-462, 469-471, 491, 546, 552, 553, 555, 565, 569, 578, 590, 617, 640, 657, 659, 687, 731, 734, 743, 746; Rapallo (1922) 479, 558, 561, 740; Locarno (1925) 549, 551, 553, 556, 558-562, 568, 745, 748, 749, 752; Berlin (1926) 561; deutsch-polnischer (1934) 739, 740, 758, 772; englisch-deutsches Flottenabkommen (1935) 745-747, 772; französisch-sowjetischer Pakt (1935) 742, 748-750; Antikominternpakt (1937) 756, 772; Stahlpakt (1939) 773; deutsch-sowjetischer Vertrag (1939) 773; Dreimächtepakt (1940) 787, 794
 Victoria, Kg.in v. Grossbritannien 131, 155, 191, 197, 252, 332
 Victoria, Kronprinzessin, Kaiserin, Königin v. Preussen 155, 191, 197, 252
 Viebig, Clara 239
 Vierjahresplan (1936) 643, 654, 658, 664-670, 673, 690
 Viktor Emmanuel II., Kg. v. Italien 45
 Viktoria, Prinzessin v. Preussen 197
 Virchow, Rudolf 24, 94, 221, 230, 231
 Vogler, Albert 544
 Völkerbund 556-559, 561-563, 590, 600, 655, 704, 739, 741, 742, 750, 765
 Vollmar, Georg v. 174, 294, 295, 541
 Vorwärts 117, 172, 296, 431, 435, 438
 Vossler, Otto 115
 Wächter, Theodor v. 213
 Wagener, Hermann 27, 103
 Wagner, Adolf 108-110, 142, 225, 230, 232, 390
 Wagner, Adolf (Gauleiter) 648
 Wagner Josef 671
 Wagner, Richard 244, 513, 706
 Wahl, Adalbert 455
 Waldersee, Alfred Gf. v. 158, 159, 187, 188, 198, 256, 284-287, 291-294, 300, 302, 342, 343, 344
 Wallenberg, Knut Agaton 404
 Wangenheim, Hans Frhr. v. 377
 Warburg, Max 404
 Warlimont, Walter 795
 Wavell, Sir Archibald 792
 Weber, Alfred 390, 422, 533
 Weber, Ernst v. 142
 Weber, Max 266, 272, 279, 303, 304, 390, 533, 542
 Weber, Wilhelm Eduard 221
 Wedekind, Frank 248, 250, 251, 522
 Wedel, Karl Gf. v. 262, 324-327
 Wehrverein 322, 392
 Weill, Kurt 512, 693
 Weimarer Republik: Arbeitslosigkeit 484, 489, 493, 570, 581, 597, 598, 612; Erziehung 454-458; intellektuelle Opposition 517-534; Justizwesen 453, 454; kulturelle Betätigung 506-514, 534-536; Lebensformen und Sitten 514-517; öffentlicher Dienst 453; Parteiensystem 448-451, 538-551, 565-575; soziale Probleme 489-492; Steuern 45, 484-486, 489, 494; Verfassung 447-453; wirtschaftliche Probleme 470-489, 492, 493, 569-575
 Weissler, Friedrich 724

- Weizsäcker, Ernst Frh. v. 763, 771
- Welfen, Dynastie 35, 87, 93
- Wellhausen, Julius 209
- Wels, Otto 624, 628
- Weltkrieg I: 367, 368, 369; Arbeitskräfterversorgung 383, 384, 407, 408, 415, 416; Friedensverhandlungen 376, 403-406, 411, 412, 418, 419, 424, 425; Kriegsziele 375, 376, 387-394, 406, 407, 410-412; Nahrungsmittelversorgung 385, 386, 413, 417, 423; Marineoperationen 370, 378, 397, 398, 408, 409, 413; Operationen im Nahen Osten 378, 425; Operationen in Osteuropa 372, 373, 376, 377, 401; Operationen in Westeuropa 370-372, 374, 375, 400, 401, 423, 424; Steuern 384, 385; Streiks 410, 416, 428; wirtschaftliche Mobilmachung 381-383
- Weltkrieg II: 776-831; Polen 670, 777, 780; Norwegen 779, 780; Niederlande, Belgien und Frankreich 781-783; Schlacht um England 784-788; Jugoslawien und Griechenland 791, 792; Nordafrika 792, 817, 819; Russland 793, 818, 820, 822, 823, 829; Italien 819, 823; Westeuropa (1944/45) 822-825; alliierter Bombenkrieg 820, 825, 826, 828; wirtschaftliche Mobilmachung 797-799; Heimatfront 795-805, 825-829
- Werder, Bernhard v. 263
- Werfel, Franz 508, 513, 514, 518, 693, 820
- Wermuth, Adolf 318, 320, 321
- Werner, Anton v. 68
- Werthern, Georg Frh. v. 36, 162
- Westarp, Kuno Gf. v. 547, 548, 560, 585
- Wichern, Johann Hinrich 211
- Widenmann, Wilhelm 358
- Wiedfeldt, Otto 499
- Wiegand, Karl v. 397
- Wilamowitz-Moellendorff, Ulrich 222, 390
- Wilhelm I., Kg. v. Preussen, Deutscher Kaiser 19, 20, 23, 32, 35, 38-43, 47-51, 61, 62, 67, 70, 71, 81, 91, 114, 115, 127, 131, 143, 158, 167, 170, 171, 188-190, 195, 196, 211, 255, 291, 301,
- Wilhelm II., Deutscher Kaiser und Kg. v. Preussen 161, 186, 198-205, 212, 213, 216, 217, 282-284, 288-290, 299-302, 313, 314, 322, 325, 326, 328, 342, 351, 356, 358-360, 365, 368, 370, 456, 460, 507, 586, 830; Abdankung 427-433; und die Armee 256-258, 299, 325; und die Aussenpolitik 258-278, 330, 346; Charakter und Temperament 253-258; Daily-Telegraph-Affäre 311, 312, 395, 420; Krügerdepesche 275, 334; und die Marine 332, 334, 337; als Prinz 151, 161, 332; und der Reichstag 296, 287, 288, 320, 328, 329; und die Sozialdemokratische Partei 291, 292; im Weltkrieg I: 396, 399-403, 412, 414, 417, 419, 420, 428
- Wilhelm, Kronprinz des Deutschen Reichs und Kg. v. Preussen 328, 364, 414, 558
- Wilhelm v. Urach, Hg. v. Württemberg 387
- Wilson, Sir Horace 768
- Wilson, Woodrow, Präsident der USA 399, 406, 422, 429, 442, 458, 526
- Windelband, Wilhelm 222
- Windthorst, Ludwig 68, 73, 97, 98, 109, 111, 204
- Wirth, Josef 473, 476, 477, 480-482, 544
- Wirtschaftspartei 579, 584
- Wissell, Rudolf 446, 571, 574
- Wittelsbacher, Dynastie 38, 387
- Woermann, Adolf 119
- Wolff, Friedrich August 222
- Wolff, Theodor 390, 542, 543, 715
- Wolff, Metternich, Paul Gf. 357, 358

Wolzogen, Ernst v. 234
Wundt, Wilhelm 225, 389
Württemberg 20, 21, 30, 33-35, 44, 46,
51, 58, 59, 374, 387, 416, 623

York v. Wartenburg, Peter G. 722, 723
Young, Owen D. (Young-Plan) 449,
548, 566, 567, 572, 581, 590, 598,
599, 606

Zedlitz Trützschler, Robert Gf. v. 282
Zehrer, Hans 533, 611
Zeigner, Erich 498, 501-503
Zentrum (Partei) 27, 34, 82, 90, 91, 111,
115, 118, 119, 183, 188, 194, 196,
201, 202, 204, 210, 281, 283, 297,
299, 305-308, 310, 313, 314, 316,
317, 319, 388, 408, 413;
Kulturkampf 89-95; und Weimarer
Republik 445, 447, 467, 476, 543,
549, 553, 565, 585; nach 1933: 619,
622, 625, 629

Zetkin, Clara 239, 680
Zille, Heinrich 245
Zimmermann, Arthur 362, 375, 401,
412
Zölle (1879) 119, 120, 124, 137, 141;
(1888) 200; (1902) 304, 305, 341
Zollverein u. Zollparlament 30, 32, 34,
35, 84
Zukunft, Die 117, 172, 230, 262
Zweig, Stefan 693, 706, 707

Gordon A. Craig im Verlag C.H. Beck

Gordon A. Craig

Geschichte Europas 1815-1980

Vom Wiener Kongress bis zur Gegenwart

Aus dem Englischen von Marianne Hopmann

41. Tausend. 1996. 706 Seiten mit 101 Abbildungen. Leinen
Beck's Historische Bibliothek

Gordon A. Craig

Über Fontane

Aus dem Amerikanischen von Jürgen Baron von Koskull

18. Tausend. 2., durchgesehene Auflage. 1998.

295 Seiten mit 5 Abbildungen. Leinen

Gordon A. Craig

Die Politik der Unpolitischen

Deutsche Schriftsteller und die Macht 1770-1871

Aus dem Englischen von Karl Heinz Siber

1993. 247 Seiten mit 10 Portraits. Leinen.

Gordon A. Craig

Das Ende Preussens

Acht Porträts

Aus dem Englischen von Karl Heinz Siber

21. Tausend. 1998. 140 Seiten mit 8 Portätabbildungen.
Gebunden

Gordon A. Craig

Geld und Geist

Zürich im Zeitalter des Liberalismus 1830-1869

1988. 303 Seiten. Leinen

Verlag C.H. Beck München

Geschichte des 19. und frühen 20. Jahrhunderts

Thomas Nipperdey

Deutsche Geschichte 1800-1866

Bürgerwelt und starker Staat

51. Tausend. 1994. 838 Seiten mit 36 Tabellen. Leinen

Thomas Nipperdey

Deutsche Geschichte 1866-1918

Band I: Arbeitswelt und Bürgergeist

36. Tausend. 1994. 885 Seiten. Leinen

Band II: Machtstaat vor der Demokratie

3., durchgesehene Auflage. 1995. 948 Seiten. Leinen

Thomas Nipperdey

Nachdenken über die deutsche Geschichte

Essays

2. Auflage. 1986. 236 Seiten. Leinen.

Sabine Freitag (Hrsg.)

Die Achtundvierziger

Lebensbilder aus der deutschen Revolution 1848/49

1998. 354 Seiten mit 25 Abbildungen. Leinen

Ingeborg Weber-Kellermann

Frauenleben im 19. Jahrhundert

Empire und Romantik, Biedermeier, Gründerzeit

4. Auflage. 1988. 245 Seiten mit 265 Abbildungen,
davon 16 in Farbe.

Broschierte Sonderausgabe

Verlag C.H. Beck München